

Freya


0902
3647
v. 6




Dei
Sub Numine
Viget









Freya.

Illustrirte Blätter für die gebildete Welt.

Sechster Jahrgang. 1866.

Mit vielen Holzschnitten und Kunstblättern in Stahlstich und Farbendruck.

Stuttgart

VERLAG VON KRAIS UND HOFFMANN.

Inhalts-Verzeichniß.

Text.

Holzschnitte im Text.

Kunstbeilagen.

Sach-Register.

Novellen und Erzählungen.

Geschichtsbilder und Biographieen.

Skizzen und Schilderungen.

Reisebilder und Naturkunde.

Hauptartikel der Chronik.

Allerlei.

Die kleine Mama.

Novelle von Paul Heyse.



In einer stillen Frühlingsnacht, die auf einen stürmischen Tag gefolgt war, saß ein Mädchen bei seiner einsamen Lampe noch wach, da in den übrigen Zimmern des alten Hauses schon seit einer Stunde alle Lichter ausgelöscht waren. Auch hörten die engen Straßen der kleinen nordischen Stadt, obwohl es noch nicht weit über zehn Uhr war, keinen anderen Fußtritt mehr, als den des Wächters, der von Zeit zu Zeit unter dem hellen Fenster stehen blieb und mit besonderem Nachdruck seine Warnung, das Feuer und das Licht zu verwahren, hinaufsang. Das Fenster droben war nur angelehnt. Der Nachtwind hauchte über die Hyazinthenflora, die auf dem Simse stand, kühl in's Zimmer und machte die kleine Lampe flackern. Das Mädchen zog ein paar Mal das braune Tuch, in das sie sich eingewickelt hatte, fester um die Schultern, schloß aber den Fensterflügel nicht, sondern horchte über das Buch auf ihren Knieen hinweg nachdenklich in die schlafende Stadt hinaus auf die Viertelstundenschläge von der Stadtkirche. Gegenüber dem Großvaterstuhl, in dem sie lag, stand ein Tischchen mit einem saubern Tuch überbreitet. Ein kleiner Theekessel summte darauf, ein einfaches kaltes Abendessen und ein einzelnes Gedeck war mit einer gewissen Zierlichkeit hergerichtet und ein leerer Stuhl der Lampe gegenübergerückt. Im Uebrigen sah es in dem großen niedrigen Zimmer nicht nach einem Frauenregiment aus. Alte vergilbte Kupferstiche, Oelskizzen, antike Statuenfragmente verzierten Wände und Möbel in malerischer Unordnung, und den grünen Kachelofen krönte der Abguß eines korinthischen Säulenkapitäls, der von Rauch und Staub gebräunt war. Jetzt, in der stillen Nachtstunde, da die Lampe die ferneren Ecken des Zimmers in tiefem Schatten ließ, nahm sich die bunte Gesellschaft fast unheimlich aus. Das Fremdeste war hier einander so nahe gerückt, daß Nichts recht zu Hause schien.

Nun schlug es Elf; die Leserin warf den kleinen blauen Band, in dem sie geblättert hatte, ungeduldig auf das alte Sopha und trat an's Fenster. Sie war nicht mehr in der ersten Jugend, das Gesicht trug den Ausdruck einer entschlossenen Seele, die Manches durchgekämpft hat und gleichgültig geworden ist gegen alle vergänglichen Reize. Aber wer den ernsten Kopf länger betrachtete, dem schien es bald, als ob nur Leben und Schicksale nicht hätten reifen lassen, was die Natur mit diesen Zügen gewollt hatte. Stirn und Augen waren vom reinsten Schnitt, die Wange breit und kräftig geschwungen, und einige leichte Narben von den Blattern entstellten kaum die feine Form des Profils. Nur einen Hauch von Jugend, Glück oder Leichtsinn, so hätte auch der seltsame strenge Mund lieblich erscheinen müssen.

Denn plötzlich erschien sie schon als eine Andere, als sie hinaushorchend einen raschen Schritt auf der Gasse vernahm, der sich dem Hause näherte, und eine halblaute Stimme, die, während der Hausschlüssel im Schloß umgedreht wurde, eine Walzermelodie zu ihr hinaufsummte. — Endlich! sagte sie und trat vom Fenster zurück. Es ist spät genug. Und wie kommt's, daß er singt? Am Ende hat er ein Glas Wein im Kopf,

und für mein Warten hab' ich's nun, daß ich ihn wieder nüchtern predigen muß.

Sie lauschte in den Flur hinunter. Es kam ein elastischer, stäter Schritt die Treppe hinauf ohne Lärm zu machen. So scheint's doch noch nicht arg zu sein, sagte sie beruhigter zu sich selbst. Aber daß er sich auf's Singen verlegt. —

Indem öffnete sich die Thür und ein hochgewachsener Jüngling, der nicht über neunzehn Jahr haben konnte, trat mit freundlichen Geberden in's Zimmer.

Guten Abend, kleine Mama, sagte er, die Mütze abnehmend und das buschige fahlblonde Haar zurückstreifend. Heut ist's lange geworden. Aber warum hast du auch aufbleiben wollen? Ich sagte es dir voraus. Es war die letzte Tanzstunde für diesen Winter, und da gab's ordentlich eine Art Ball, und hätten wir nicht unter unsern Herren und Damen auch so blutjunge Herrschaften, die Geschichte wäre noch nicht zu Ende. Aber einige von den Tänzern wurden von ihren Dienstmädchen abgeholt, obwohl sie's um die Welt nicht eingestanden hätten, und da durften wir die Mitternacht nicht heranwalzen. Du hast indeß ein wenig genickt, will ich hoffen.

Nein, mein Sohn, erwiederte sie in gelassenem Tone. Wenn man große Kinder in die Welt schickt, halten einen die Muttersorgen zu Hause wach. Am Ende aber hätte ich wohl besser gethan, zu Bett zu gehen, als auf den langen Nachtschwärmer mit meiner Theemaschine zu warten, denn wie ich merke, hat der Herr Leichtfuß seinen Durst bereits gelöscht und der häusliche Thee wird ihm schal und langweilig vorkommen.

Und woran willst du das gemerkt haben, kleine Mama? erwiederte er heiter, indem er sich setzte und seine langen Gliedmaßen so gut es ging unter das kleine Tischchen streckte.

Weil es das erste Mal ist, daß der junge Herr singend nach Hause gekommen ist. Und diesen ungewöhnlichen Anlauf der Natur, das ihr Versagte zu leisten — freilich war es auch danach! — kann man doch nicht aus gewöhnlichen Ursachen herleiten.

Er lachte. Was ich für eine kluge kleine Mama besitze! sagte er. Aber sie ist doch noch nicht hinter das ganze Geheimniß gekommen. Irgendwo in mir ist es freilich nicht mehr ganz richtig; aber der Störenfried sitzt nicht im Oberstübchen, wie du argwohnst. Der zahme Punsch bei Bürgermeisters nimmt viel zu viel Rücksichten auf die liebe Jugend von Obertertia, um unsereinem gefährlich zu werden. Ueberhaupt, was die leibliche Nahrung betrifft, bin ich so nüchtern, daß diese deine Vorräthe von Fleisch und Butterbroden es spüren werden. Ich kann das Küchenwerk nicht ausstehen, mit dem man auf so Bällen gefüttert wird. Nein, kleine Mama, gieß mir nur immer einen Löffel Arac mehr als sonst in den Thee, vielleicht dämpft ein Rausch den andern. Denn wie gesagt, irgendwo sitzt mir's, irgendwo brennt was, irgendwo —

Er sah sie halb kläglich, halb schalkhaft an und seine dunkelblauen Augen blitzten. — Walter, sagte sie, fast verdutzt, ich will doch nicht hoffen —

Der Jüngling griff, wie in Verlegenheit, nach einem Butterbrode und fing mit tiefsinnigem Ernst an zu essen. Niemand entgeht seinem Schicksal, sagte er, behaglich kauend. Früher oder später muß ja doch einmal das erste Mal kommen. Und wenn man neunzehn Jahr alt geworden ist, wird es nachgerade Ehrensache, sich so gut wie jeder Andere —

Er stockte wieder. Kinderpossen! sagte sie und zwang sich zu lachen. Ich glaube gar, der unnütze Junge will sich und mir einreden, er sei verliebt!

Nichts Geringeres, als das, erwiederte der Jüngling und trank die Tasse Thee, die sie ihm bereitet hatte, auf Einen Zug aus. Wenigstens sind alle Anzeichen dieser lebensgefährlichen Krankheit vorhanden.

Vor Allem ein ungewöhnlicher Appetit und zwölf Takte einer Walzermelodie, die so falsch herauskommen, daß sich der Muskelmann dort in der Ecke gewiß gern die Ohren zugehalten hätte, wenn seine Hände etwas mobiler wären. Und wer hat dieses Wunder gewirkt, wenn man fragen darf?

Das helle Gesicht des Jünglings, dessen Hauptreiz eine lustige Offenheit und Jugendfrische war, nahm plötzlich einen geheimnißvoll verschmitzten Ausdruck an. Rathe! sagte er. Ich bin, wie du siehst, noch zu sehr mit meiner Stärkung beschäftigt, um eine regelrechte Beichte abzulegen.

Und damit machte er sich über seinen Teller her und schnitt große Stücke von einem dunkelrothen Schinken herunter.

Sie hatte ihren Lehnstuhl nah an das Tischchen herangezogen und sah ihm ruhig in's Gesicht. — Als ob noch viel herumzurathen wäre, sagte sie, wenn man die Tänzerinnen sämmtlich zu kennen die Ehre hat und von dem leichtsinnigen Kavalier und seinen starken und schwachen Seiten mehr weiß, als er selber. Auch ist es ja längst bekannt, daß das Beste für unsere übermüthigen Junker gerade gut genug ist, und wer von den Töchtern der Stadt wird in Allem, was junge Thoren bethört, der Tochter unseres hochgebietenden Bürgermeisters den Vorrang streitig machen? Fand ich nicht auch auf einem gewissen Zeichenbrett erst vor wenig Tagen den Namen „Flora" in den schönsten Arabesken ausgeführt?

Dein Thee ist stark, kleine Mama, erwiederte der Jüngling mit verstelltem Ernst. Aber dein Ahnungsvermögen ist nur schwach. Ich will nicht läugnen, fuhr er mit flüchtigem Erröthen fort, daß ich diese kleine glatte Schlange, die sich so gewandt durch Alles durchwindet, wo ich zehnmal stecken bleibe, daß ich sie, will ich sagen, bewundert habe; ja es mag auch sein, daß ich meine Ungeschicklichkeiten ihr gegenüber mir selber weniger übel nahm, wenn ich mir vorredete, ich sei nur verlegen aus Liebe, die ja auch weltläufigere Menschen unbeholfen und einfältig machen soll. Aber heute sind mir die Augen drüber aufgegangen, daß von Liebe zwischen uns keine Rede sein kann. Denn ich möchte schwören, daß, wenn man durch ein gewisses weißes Florkleid sehen könnte, man nichts unter der linken Brust entdecken würde, als eine Tanzkarte und eine Nummer der Modezeitung.

Und was berechtigt den jungen Herrn zu diesem schwarzen Verdacht? Sicherlich wird hier wieder einmal einem harmlosen Frauenzimmer das Herz abgesprochen, weil sie nur für gewisse Leute kein Herz hat.

Wir haben unsere Beweise, sagte der Jüngling ernsthaft. Ich halte mich nicht für den größten Menschenkenner, und habe mich auch richtig wieder eine Weile betrügen lassen. Den ganzen Winter hindurch hättest du nur sehen sollen, wie diese hoffnungsvolle kleine Delila mir um den Bart ging — bildlich gesprochen; denn die paar rothen Flaumhaare könnten freilich noch nicht zählen. Das ging auch ganz mit rechten Dingen zu. Denn obwohl ich gottserbärmlich schlecht tanze, nie weiß, ob Walzer oder Schottisch und mit welchem Fuß angetreten wird, so war ich doch immer ihr erklärter Günstling; denn ich war der Aelteste in der ganzen Gesellschaft und konnte schon für einen Mann und Ritter gelten. —

Ein Hecht unter den Backfischen, schaltete die Zuhörerin ruhig ein.

Meinethalben! Sie nahm mich für voll, und warum sollte ich mir's nicht gefallen lassen? Bei anderen weiblichen Wesen — und er lächelte gutmüthig — werde ich wohl mein Lebtag nicht als mündig gelten, und wenn ich auch durch die Stubendecke wachse und in ganzen Bartwäldern starre.

Sicherlich, sagte sie. Mein „kleiner Walter“ bleibst du, und wenn du Großvater bist. Denn ich, als deine kleine Mama, werde mich stets für deine dummen Streiche verantwortlich fühlen, und es ist Aussicht vorhanden, daß du deren machen wirst, so lange du lebst.

Kann sein, erwiederte er und lachte. Aber heut hab' ich deiner Erziehung alle Ehre gemacht. Das hochmüthige Ding nämlich, unsere Ballkönigin, fand mich heut sogar zu den üblichen Sklavendiensten zu schlecht. Es war da ein junger Herr vom Stadtgericht, der aus Herablassung mittanzte und mich, als ich hereintrat in meinem einfachen schwarzen Rock und baumwollenen Handschuhen, von oben bis unten durch eine Lorgnette besah. Er selbst nämlich war in Frack und Glacée, und da begreift sich's, daß er mich völlig ausstach. Aber wirst du glauben, daß sie plötzlich kaum noch die Fingerspitzen für mich hatte? O Weiber, Weiber!

Keine Generalverdammung, muß ich bitten!

Behüte! sagte er. Es gibt Engel unter eurem Geschlecht, einige, die ich nicht nennen will, mit feurigen Schwertern, andere aber Engel schlechtweg, die noch dazu ihre Flügel unter ganz bescheidenen Mousselinkleidern verstecken.

Zum Exempel?

Wie ich nämlich von der Versicherung, daß Fräulein Flora schon alle Tänze vergeben habe, noch ganz verblüfft dastehe, fällt mein Blick auf ein Gesicht, das ich bisher so gut wie übersehen hatte, weil es freilich nicht so schlangenhaft zu lächeln und zu locken versteht, wie andere Gesichter. Aber jetzt sah ich zwei stille traurige Augen auf mich geheftet, die mir zu sagen schienen: wir hätten es dir längst sagen können, daß du dich mit einem Eisblock eingelassen, aber du hattest ja keinen Blick für uns, und so weiter, was einem Augen nur eben sagen können. Und da war ich kein Narr und schritt mit einem königlichen Anstand, sag' ich dir —

Ich sehe ihn! schaltete sie trocken ein. Du bist unterwegs nur einigen Damen auf die Kleider getreten und hast ein paar Stühle umgeworfen.

Dießmal nicht, du unnatürliche Mutter, die von ihrem Zögling immer das Schlimmste denkt. Wie ein geborener Prinz ging ich auf Lottchen zu. —

Lottchen Klaas? Ich ertheile dir meinen mütterlichen Segen, sagte sie feierlich. Diese erste Liebe macht mir allerdings nicht die Sorge, daß sie dich zu lange von ernsthafteren Dingen abziehen wird. Nur bitte ich mir aus, daß du dem guten Mädchen nichts in den Kopf setzest, hörst du?

Was denkst du von mir? sagte er treuherzig. Ich habe den ganzen Abend kein Wort mit ihr gesprochen, das ich nicht eben so gut an ein siebenzigjähriges Fräulein hätte richten können.

Da wird sie freilich von deiner Unterhaltung sehr erbaut gewesen sein.

Hm, sagte er, sie brachte sie selbst auf's Tapet. Sie wußte, daß ich nicht ganz zufrieden damit bin, hier beim Pflegevater zu hocken und es über einen leidlichen Stuben- und Dekorationsmaler nicht hinauszubringen. Wer's ihr nur gesagt haben mag, daß ich lieber heut als morgen fortginge, um irgendwo in eine Bauschule zu kommen und noch einmal einen ordentlichen Architekten aus mir zu machen? Genug, sie fing davon an. —

Und du konntest nicht wieder davon aufhören, wie ich dich kenne.

Freilich nicht. Aber es schien sie gar nicht zu langweilen. Und dazwischen tanzten wir natürlich, und ich kam mir diesen Abend besonders geschickt vor, denn du kannst dir nicht denken, wie gut sie es verstand, mir nachzuhelfen, so daß wir nur selten aus dem Takt kamen und beim Contretanz mit einer ganz kleinen Confusion uns aus der Affaire zogen. Sie ist wirklich ein himmlisch gutes Mädchen, und ich glaube, eine bessere Gelegenheit, zu einer ersten Liebe zu kommen, werde ich in Jahr und Tag nicht finden. Da sieh — und er zog eine Hand voll Cotillonorden aus der Westentasche — die alle werfe ich in den Ofen, aber die dunkelrothe Schleife da kommt von ihr, die wird aufgehoben und heute Nacht unter mein Kopfkissen gelegt, und es müßte mit unrechten Dingen zugehen, wenn ich morgen nicht kreuzverliebt aufwachte.

Also soll es erst über Nacht kommen? sagte sie und strich ihm neckend mit der Hand über's Haar. Armer Junge, da fürchte ich, daß es gute Wege damit hat. Morgen ist Sonntag. Wenn du erst wieder über deinen Zeichnungen sitzest, wird dir eine schlanke Säule oder ein hübsches Ornament liebenswürdiger vorkommen, als alle Lottchen der Welt. Und wahrhaftig, mein Junge, es ist auch eben kein Schade. Du kommst noch früh genug dazu.

Sie schwieg und sah nachdenklich in das blaue Spiritusflämmchen unter dem Kessel, das mit traulichem Summen ihre Reden begleitet hatte. Auch er war still geworden, seufzte einmal und schob endlich den leeren Teller zurück.

Kleine Mama, sagte er, mir ist beinahe, als ob du Recht behalten solltest. Jedenfalls weißt du mehr davon als ich. Sag' mir doch einmal ehrlich und so vertraulich, wie man zu einem erwachsenen Sohn sprechen kann: Wie lang ist's wohl her, daß du deine erste Liebe geliebt hast, und warum ist nichts draus geworden, wie ja übrigens aus keiner ordentlichen ersten Liebe was werden soll?

Es flog ein Schatten über ihr Gesicht. Vorwitz ist Kindern niemals nütz, sagte sie kurzangebunden. Hole lieber unsere Weltgeschichte aus dem Schrank, daß wir noch ein Kapitel lesen können vor dem Schlafengehen.

Heute nicht, kleine Mama, bat er. Es würde heut noch mehr als sonst vergebene Mühe sein, diese alten Geschichten in meinen harten Kopf zu bringen. Erzähl du mir lieber was; du hast es ja sonst oft genug gethan, wie ich noch ein Knabe war. Du weißt wohl, wie oft ich auf dem Schemel da zu deinen Füßen gesessen habe und zugehört, wie du mir vom Kaiser Oktavian und den Heymonskindern die schönen Geschichten erzählt hast. Komm — und er stand auf und kauerte sich, eh sie's hindern konnte, auf das Fußbänkchen vor ihrem Lehnstuhl nieder — da sitz' ich, meine kleine Mutter, und jetzt fang' an. Am Ende profitire ich mehr von einer alten Liebesgeschichte, als von allen Völkerschlachten und Mord und Todschlag, die du für meine Bildung so nothwendig findest.

Er lehnte den Kopf mit dem dichten Haar, der an ihren Knieen ruht, weit zurück und sah sie von unten auf mit einer Miene an, der nicht leicht zu widerstehen war.

Du unnützer neugieriger Junge, sagte sie, du pochst darauf, daß ich dich verzogen habe, und meinst, ich könne dir nichts abschlagen. Steh aber nur auf und geh zu Bette und laß dir die naseweisen Gedanken vergehen, ob deine kleine Mutter, die nächst Gott für dich die größte Respektsperson sein soll, auch einmal so ein grünes junges Gänschen war, wie du heut Abend ihrer mehr als genug gesehen hast. — Nun? wird es dem jungen Herrn gefällig sein?

Er rührte sich nicht vom Fleck.

Wozu die vielen Umstände? sagte er lustig. Am Ende thust du ja doch immer, was ich will, weil ich natürlich immer nur was Vernünftiges will. Und diese deine alte Liebesgeschichte muß ich nun einmal erfahren, damit ich nicht so dumm dabeistehe, wenn Andere ihre Glossen darüber machen, daß du nicht geheirathet hast, obwohl —

Obwohl?

Nun, obwohl du einmal sehr hübsch gewesen sein müssest, wie sie sagen, und —

Wie Wer sagt?

Mehr als Einer, erst gestern noch unser Geselle, der Peter Lars; und dann brauch' ich übrigens auch nur meine Augen aufzumachen.

Wirklich?

Das heißt, ehrlich gestanden, erst seit gestern. Als Peter Lars davon sprach, daß er dich wohl vor zehn Jahren gesehen haben möchte, als du zuerst zu dem Meister in's Haus kamst, da fiel mir's selber erst ein, daß du mir damals sehr gefallen hattest. Ich hatte wahrhaftig in der ganzen Zeit nicht mehr dran gedacht, ob du überhaupt hübsch oder häßlich seiest. Du warst meine kleine Mama, und damit gut. Nun muß ich selber sagen, der Peter Lars, ob ich ihn auch sonst nicht leiden mag, darin hat er Recht.

Daß ich hübsch gewesen bin? Schönen Dank!

Nein, sagte er erröthend, so mußt du's nicht aufnehmen. Ich meine, du hast ein Gesicht, das sich in einem halben Menschenleben nicht gar viel ändern kann.

Wohl! erwiederte sie ruhig. Ein Gesicht, das nie jung gewesen, kann auch nicht viel altern, bis einmal die Haare weiß werden.

Eine Stille folgte auf diese Worte; auch das summende Flämmchen unter dem Theekessel erlosch plötzlich. Nach einer Weile sagte das Mädchen:

Ich thue mir Unrecht. Ich bin so gut jung gewesen, wie die Glücklichsten und Leichtsinnigsten. Daß es so früh damit aus war, ist nicht meine Schuld.

Er schwieg und horchte mit verhaltenem Athem. Er konnte, da sein Haupt noch immer in ihrem Schooße lag, deutlich spüren, daß in der Erinnerung an alte Zeit ihre Glieder ein Zittern durchrieselte, von dem sie selber sich kaum Rechenschaft gab.

Wessen Schuld war es? fragte er endlich leise, die Augen starr nach der Zimmerdecke gerichtet, wo über dem Cylinder der kleinen Lampe ein leuchtender Ring schwebte.

Es ist keine lange Geschichte, erwiederte sie, und weder hübsch noch neu; warum soll ich sie dir also erzählen? Freilich, wenn du meine Tochter wärst, statt mein Sohn zu sein, so hätt' ich dich nicht neunzehn Jahr alt werden lassen, ohne sie dir zu erzählen. Es hätte dir am Ende auch nichts geholfen, aber ich hätte doch damit meine Mutterpflicht erfüllt. Jetzt, da du auch ein Mann bist, was soll ich dir erst lange sagen, daß ihr Männer ein habsüchtiges Geschlecht seid? Weißt du's noch nicht, so wirst du's über kurz oder lang an dir selber erleben.

Habsüchtig? Meine kleine Mama kennt mich wohl besser.

Sie legte ihm die beiden gefalteten Hände sacht über die Stirn. Du hast Recht, mein Junge, sagte sie bewegt. Wenn du wärst, wie die Andern, hätt' ich mir nicht elf ganze Jahre lang die Mühe gegeben, dir aus den Kinderschuhen herauszuhelfen. Du wirst auch nie werden, wie die Meisten sind. Kannst du dir auch nur vorstellen, wie ein Mann einem Mädchen die Treue bricht, weil sie ihm erklärt, daß sie keinen anderen Reichthum habe, als ihre siebenzehn Jahre und einen guten Namen und ihre rothen Wangen?

Unwillkürlich fuhr er von seinem Sitz empor; er sagte aber nichts, sondern ging nur ein paar Mal durch's Zimmer und warf sich dann wieder vor ihren Sessel nieder. Laß mich Alles wissen, sagte er.

Was ist noch weiter zu wissen nöthig? sprach sie ernst. Was liegt an Namen und Ort und Stunde? Ich denke selbst nicht mehr daran, nur daß es mich plötzlich alt gemacht hat, das kann ich freilich nicht vergessen, das sagt mir der Spiegel jeden Tag.



... die Schleife da kommt von ihr, die wird aufgehoben ...

Er sagt dir nicht die Wahrheit, warf der Jüngling ein. Ich habe dich wohl beobachtet: Wenn du mit dir allein bist oder Jemand ansiehst, den du nicht magst, kannst du wohl so böse, menschenfeindliche Augen machen, daß man sich fürchtet. Aber mit mir, oder wenn du heiter bist und gar einmal lachst, da kommt mir's vor, als ob alle Mädchen in der Stadt nicht so jung und hübsch wären, wie meine kleine Mama.

Sie schlug ihm leicht auf den Mund. Wir sind nicht mehr in der Tanzstunde, sagte sie, wo es angebracht ist, galante Reden zu führen. Uebrigens versteh' ich wohl deine gute Absicht, mich über alte Geschichten zu trösten. Das habe ich nicht nöthig, mein Junge. Daß ich dieses „Glück" verscherzt, darüber bin ich längst ruhig und dankbar gegen meinen Schöpfer. Denn wirst du es glauben? Wenige Monate, nachdem Alles aus

war zwischen uns und er sich inzwischen um eine Reichere beworben hatte, war der Zufall schadenfroh genug, durch eine Erbschaft, an die Niemand gedacht hatte, mich und meine ältere Schwester plötzlich zu guten Partieen zu machen. Die arme Rosa, die häßlich war und sich längst alle Heirathsgedanken aus dem Sinn geschlagen hatte, wurde durch die unverhoffte Vergoldung ein sehr reizendes Geschöpf. Sogar ein Künstler war unter ihren Bewerbern und schätzte sich glücklich, als sie ihm den Vorzug gab. Ich hatte nun ebenfalls die Wahl, aber sie machte mir wenig Kopfbrechens oder Herzweh. Nur als jener Mann, den ich wirklich geliebt hatte, sich plötzlich wieder zu mir zurückwendete und die Stirn hatte, von einer Verirrung seines Herzens zu reden, da stieg mir der Ekel auf die Zunge und seit jener Zeit ist ein bitterer Nachgeschmack geblieben, den ich immer verspüre, sobald von den Tugenden der Männer die Rede ist. Sie haben inzwischen dafür gesorgt, daß ich nicht eben besser von ihnen denken lernte. Meine eigene Schwester —

Sie hielt inne und drückte die Hand gegen das Herz.

Hat sie ein schlechtes Leben gehabt hier im Haus? fragte er schüchtern. Ich habe sie ja erst gesehen, als sie das Bett schon nicht mehr verließ. Da war der Meister doch immer gut zu ihr. Sie hatte freilich immer einen traurigen Blick, daß sie mich von Herzen dauerte, obwohl sie nie ein gutes Wort an mich wendete und ich ihr zuletzt, seitdem du in's Haus kamst, nicht mehr in's Zimmer durfte. Ich habe mir oft Gedanken gemacht, weßhalb sie mir so unfreundlich war. Ich war freilich eine Last im Hause zu Anfang, da mich der Meister als ein Waisenkind zu sich nahm, und es mag ihr auch wehgethan haben, mich zu sehen und lieb haben zu sollen, während sie selbst keine Kinder hatte. Aber ich habe mich doch bald bei der Arbeit nützlich gemacht und mehr geschafft als ihrer Zwei von den gewöhnlichen Lehrburschen. Warum wandte sie nur immer die Augen weg, sobald ich zur Thür hereintrat, wie ängstliche Leute, wenn eine unschuldige Blindschleiche oder Maus ihnen über den Weg kommt? Weißt du's, kleine Mama?

Denke nicht weiter daran, erwiederte das Mädchen. Sie war unglücklich und hatte keine Freude, das ist Alles. Sie, in der That, sie ist niemals jung gewesen; sie war schon als kleines Mädchen nur selten einmal von Herzen fröhlich; während ich es an Uebermuth und Lachlust mit Jeder aufnahm. In meiner Heimath, wo die Mutter mit uns lebte, ging es auch anders zu, als in diesem steifen, aufgeputzten, armseligen Nest, das nicht Dorf und nicht große Stadt ist, wo Jeder vor Allem seine Würde wahren will und sollte er vor Langerweile darüber aus der Haut fahren. Wenn ich von deiner lahmen Tanzstunde höre, mein Junge, oder von den Bällen, die hier so einen trübseligen Winter nicht besser verherrlichen, als die paar Oellaternen die Straßen erleuchten, da kommt mir's wahrhaftig vor, als sei ich statt neunundzwanzig schon neunundneunzig Jahre alt und dächte an Zeiten zurück, in denen die ganze Menschheit noch wie im Paradiese lebte.

Hast du viel getanzt? fragte er.

Ich tanzte wie die Wasserjungfern eigentlich den ganzen Tag. Wo ich ging und stand hatte ich den Dreivierteltakt oder die schönen Contretänze in den Fußspitzen und so tanzte ich, wenn ich das Spinnrad drehte, oder in der Küche das Feuer singen hörte, oder meinem Mütterchen, die ihre Arme nicht mehr gut heben konnte, den Zopf flechten mußte. Ja es ist mir begegnet am Sonntag, während ich aus dem Gesangbuch eifrig mitsang, den Ländlertakt mit den Füßen dabei anzugeben, daß ich mich hernach der Sünde schämte, als ich es selber inne ward. Es war wie eine Krankheit in mir. Aber es dauerte kaum zwei Winter. Von der Stunde an, wo ich klar darüber wurde, daß ich an einen Herzlosen mein Herz gehängt habe, hatt' ich Blei in den Schuhen; keinen Tritt hab' ich mehr in einen Tanzsaal gethan, und wenn ich in der Kirche saß und sang, war ich auch oft mit meinen Gedanken weit weg, aber nicht mehr wo es lustiger war, sondern noch stiller, noch über- oder unterirdischer, als in unserem alten Dom.

Sie schwiegen wieder und man hörte draußen den Wächterruf, und die Thurmuhr schlug Mitternacht.

Nun fangen die Gespenster an zu tanzen, sagte er halb lachend, halb abergläubisch überschauert. Wie wär's, kleine Mama, wenn wir's auch noch einmal versuchten? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es verlangt mich plötzlich über die Maßen, dich tanzen zu sehen. Der Meister ist noch im „Stern“, Sonnabends kommt er ja vor Ein Uhr niemals nach Hause, da können wir hier oben unser Wesen treiben, ohne daß Jemand danach fragt. Höchstens fällt uns der alte Kasten über'm Kopf zusammen und wir gehen tanzend in die bessere Welt hinüber. Was sagst du dazu, kleine Mama?

Er war aufgesprungen, hatte sich die Haare zurückgestrichen und trat nun mit komischen Geberden, als ob er die Handschuhe erst noch zuknöpfe und die Halsbinde zurecht zupfe, vor sie hin.

Possen! sagte sie. Was in aller Welt ficht den Jungen heute an? Er singt, er verliebt sich, er fordert um Mitternacht seine eigene ehrwürdige Erzieherin zum Tanzen auf? Kommt es dahin, wenn Söhne verzogen werden und ihren Müttern über den Kopf wachsen?

Sie irren, mein verehrtes Fräulein, sagte er mit bescheidener Miene. Vielmehr haben Sie als die Hüterin meiner unberathenen Jugend die ernste Pflicht, sich selbst zu überzeugen, ob ich auch wirklich Fortschritte in allem Guten mache, und auch in den freien Künsten, die mir von Natur etwas schwer fallen, nicht gar zu weit zurückbleibe. Mein Tanzkursus ist beendigt. Es wäre wohl in der Ordnung, eine kleine Prüfung mit mir anzustellen.

Sie schlug die Augen ernst zu ihm auf, mit einem Ausdruck, der seine muthwillige Laune sofort herabstimmte. — Es wäre nun wohl Zeit, dem Scherz ein Ende zu machen, sagte sie fast mit einem scharfen Tone. Ich würde dir Gutenacht sagen, wenn ich nicht sähe, daß du an Schlaf sobald noch nicht denken wirst. Hole nun doch das Buch. Wenn du heut auch nicht viel lernst, so vergissest du doch vielleicht deine Kindereien, und das ist auch schon Gewinn.

Er seufzte und ging nach dem Schrank, auf dem eine schmale Bücherreihe aufgepflanzt war. Zur Veränderung muß ich wohl einmal gehorchen, sagte er kopfschüttelnd, aber wenn ich auch in Zukunft von Friedrich Barbarossa nicht mehr weiß, als daß er einen rothen Bart gehabt hat, so ist es deine Schuld.

Ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, sagte sie, wieder in den scherzenden Ton einlenkend. Laß die Weltgeschichte stehen und setze dich hieher; ich will dir was von Göttern und Helden vorlesen und, wenn du hübsch aufpassest, zur Belohnung dich Bilder besehen lassen.

Damit nahm sie das kleine blaue Buch wieder in die Hand, in dem sie vorhin geblättert hatte. — Ich fand es erst gestern, sagte sie, unter altem Hausrath auf dem Boden; es heißt „Götterlehre", ein gewisser Moritz hat es verfaßt und es ist noch aus dem vorigen Jahrhundert; dafür sind aber auch schöne Verse von Göthe drin. Komm, ich wette, es wird dir gefallen.

Nun fing sie an zu lesen, während er wieder auf dem Schemel zu ihren Füßen Platz genommen hatte. Sie hatte eine klare bescheidene Stimme, die, wenn sie in Affekt kam, zu einem ergreifend klangvollen Alt herabsank. Als sie die ersten Blätter gelesen hatte und nun mit steigender Wärme die herrlichen Worte zu recitiren begann:

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?

wurde ihr Sprechen fast zu Gesang. Sie las das Gedicht langsam zu Ende, dann ließ sie das Buch sinken. Wie gefällt es dir? fragte sie.

Er antwortete nicht. Die Augen, die er erst träumerisch in jenen blauen Lichtring an der Decke versenkt hatte, waren nach und nach zugefallen. Sein Kopf ruhte an ihren Knieen. Er athmete leise und lächelte im Schlaf. Ob er an den letzten Walzer denkt? sagte sie vor sich hin. Sie betrachtete sinnend seine heitere Stirn und die rothen Lippen, um die eben ein blonder Flaum gesprossen war. Die Formen dieses blühenden Gesichts waren nichts weniger als regelmäßig; aber ein geistiger Reiz, ein gewisser adliger Humor verklärte sie auch im Schlaf. Diese Lippen hatten nie über einen niedrigen Scherz gelächelt.

Lange hatte das Mädchen so gesessen und auf die klare Stirn niedergeblickt; dann lehnte auch sie sich in ihren Sessel zurück, und ermüdet von allen Gedanken, die in der tiefen Stille an ihr vorübergejagt waren, schloß sie die Augen und überließ sich einem leichten traumhaften Schlaf. Eine Stunde verging, durch das Fenster, vom Winde aufgestoßen, drang die feuchte Nachtluft und ihr Wehen verlöschte das Lämpchen, das sein Oel fast verzehrt hatte.

Da kam ein mühsamer Schritt die Treppe herauf; das Geräusch drang in ihren Traum, aber die Dunkelheit umher ließ sie nicht völlig erwachen. Jetzt wurde die Thür geöffnet, und der scharfe Strahl aus einer kleinen Handlaterne traf ihr Gesicht. Erschrocken fuhr sie auf. Ihr seid's, Meister? sagte sie, sich hastig über die Augen fahrend.

In der Thüre stand eine hohe wundersame Gestalt, ein Mann in den Fünfzigen, einen faltigen, mit Pelz besetzten Rock über eine verschossene rothe Sammetweste geknöpft, auf die lockigen, schon angegrauten Haare eine barettartige Mütze gestülpt, die tief über die starkgeröthete Stirn herabhing. Der eine Fuß steckte in einem derben Stiefel, das andere Bein, unförmlich mit Tüchern umwickelt, in einem großen Filzschuh. Obwohl aber der Gang des Mannes ungleich war und sein übriger Aufzug unordentlich und altmodisch, war die ganze Erscheinung doch danach angethan, alle Lachlust einzuschüchtern, und der Blick, den er jetzt aus finsteren schwarzen Augen auf die Gruppe der jungen Leute warf, machte selbst das unerschrockene Mädchen zusammenfahren.

Was soll das heißen? sagte er, indem er eintrat und die Laterne auf den Tisch stellte. Was habt ihr so spät noch hier zu schaffen? Schläft der Junge oder wird hier Komödie gespielt?

Ich verstehe Euch nicht, sagte sie, und ein stolzes Erröthen überflog ihr Gesicht. Ihr seht, daß er schläft. Wir haben gelesen, er ist drüber eingeschlafen, ich auch.

Und die Lampe? fragte er barsch. Warum wurde das Fenster plötzlich dunkel, als ich unten an der Hausthür ankam? Hat man mich glauben machen wollen, daß längst Alles in den Betten sei?

Sie bückte sich zu dem Jüngling nieder und faßte ihn lebhaft an der Schulter. Steh auf, Walter, sagte sie, der Meister ist da, und ich will in meine Kammer, denn ich wünsche nicht die Reden länger mitanzuhören, die er im Rausch —

Wer sagt, daß der Wein aus mir spricht? rief der Alte mit so heftiger Stimme, daß der Schläfer jählings auffuhr und mit scheuer Geberde dastand. Geh schlafen, Walter, fuhr er gemäßigter fort. Es geht auf zwei Uhr. Ich dulde das nicht länger, daß hier bis in die Nacht hinein —

Sein Blick begegnete dem des Mädchens, das all' ihre Fassung wiedergewonnen hatte. Schon gut, brummte er. Es muß ein Ende werden so oder so. — Dann: morgen Vormittag hab' ich mit dir zu reden, Schwägerin. Ich werde vor Mittag nicht aufstehen können, die Schmerzen zucken mir schon wieder durch alle Gelenke und das Bein ist schwer wie ein Stein. Ich erwarte dich auf meinem Zimmer, Helene. Gute Nacht!

Er zündete ein Licht an, nahm die Laterne wieder in die Hand und hinkte die Treppe hinunter in sein Schlafgemach.

Die Beiden droben sprachen kein Wort mehr mit einander. Der Jüngling ergriff nun ihre Hand und drückte sie herzlich, indem er ihr mit einer halb betrübten halb verschlafenen Miene zunickte. Dann ging er auf die Bodenkammer, wo Peter Lars, der Obergeselle, schon lange schlief. Er warf eilig die Kleider ab, horchte noch einmal hinaus, wie die Katzen über das alte Schindeldach liefen, und besann sich dann erst, daß er Lottchens rothe Schleife bei den übrigen gelassen hatte, statt sie unter's Kopfkissen zu stecken. Er lachte mitten im Einschlafen vor sich hin. Sie hat Recht, sagte er bei sich selbst. Es ist doch wohl noch nicht die richtige erste Liebe.

* * *

Am andern Tag, der ein Sonntag war, stieg Helene schon bei Zeiten die dunkle Treppe hinab und pochte an der Thür des Meisters. Der lag in einem verschossenen grünen Schlafrock halb angekleidet auf dem Bett, eine Decke über den kranken Fuß geworfen, auf dem Knie des gesunden ein großes altes Buch mit Kupferstichen nach römischen Kirchen und Ruinen. Das Zimmer, im Erdgeschoß nach hinten hinaus gelegen, war mit allerlei Künstlerhausrath, ohne jede Ordnung, noch bunter ausstaffirt als das Wohnzimmer droben.

Als das Mädchen eintrat, stützte er den Kopf mit den verwilderten Locken auf die Faust und richtete sich halb auf. Statt des üblichen Morgengrußes nickte er ihr nur flüchtig zu. Es schien ihm dran zu liegen, daß sie das erste Wort spreche.

Sie blieb mitten im Zimmer stehen.

Ihr habt mit mir zu reden, Schwager? fragte sie ruhig.

Nimm doch einen Stuhl, Helene, erwiederte er und deutete auf einen geschnitzten dreifußigen Schemel, der voller Papier-Rollen lag.

Ich danke. Ich hoffe, es ist bald abgemacht. Ich habe im Hause zu thun, die Christel ist in der Kirche, Niemand sieht nach der Küche. Was ist's, das Ihr mir sagen wollt?

Er zauderte einen Augenblick und schien mit einem flüchtigen Blicke prüfen zu wollen, in welcher Stimmung sie sei. Ihr ernsthaftes Gesicht verrieth keine innere Regung.

Der Doctor Hansen, der Notarius, ist gestern im Stern gewesen, sagte der Meister und blätterte dabei scheinbar gleichgültig in seinem Buche fort. Du weißt seit seine kranke Schwester gestorben ist, hat man ihn nicht mehr beim Wein gesehn. Dießmal hatt' es auch noch einen besonderen Grund, und wie er mich nach Hause begleitete, ist er gegen mich damit herausgekommen. Mit Einem Wort, er möchte dich zur Frau haben, Helene.

Sie veränderte keine Miene.

Und warum hat er sich damit an Euch gewendet? fragte sie kalt.

Weil er erst wissen wollte, ob du eine Feindschaft gegen ihn habest.

Was hätte er mir zu Leide thun sollen?

Freilich. Er ist ein Ehrenmann, Niemand in der ganzen Stadt weiß es anders. Er glaubt aber, er sei dir zuwider, denn jedes Mal, so oft er sich dir habe nähern wollen, habst du die Stirn gerunzelt und seiest ihm augenscheinlich ausgewichen.

Weil ich's ihm anmerkte, wo er hinaus wollte. Und wozu freundlich thun, wenn man nachher Nein sagen will?

Warum nein?

Sie schwieg einen Augenblick. Seid ehrlich, Schwager, sagte sie dann: Hat er Euch nicht auch gefragt, wie viel ich im Vermögen habe?

Keine Sylbe.

So wird er schon von andrer Seite her wissen, was er zu wissen braucht. Gilt er nicht für einen guten Geschäftsmann?

Was soll das? Als ob ein Geschäftsmann nicht auch seine menschlichen Seiten hätte. In dich ist er nun einmal verliebt, Helene.

Wirklich, sagte sie mit einem seltsamen Zucken um den Mund. Wirklich? Nimmt er sich die Zeit dazu neben all seinen Geschäften? Nun da muß ich ihm ja wohl dankbar sein, und darum sagt ihm nun, eh er sich noch weitere unnütze Mühe macht, daß ich sehr bedaure, die Ehre nicht annehmen zu können. Um ihm seinen Kummer zu erleichtern, könnt Ihr ihm ja auch erzählen, wie heimtückisch unsere Gemüthsart ist, und wie übel Ihr Euch bei meiner eigenen Schwester verrechnet habt. Denkt nun einmal, wie der arme Mann zu beklagen wäre, wenn ich ihm auch so einen Streich spielte, wie Euch die arme Anna, mein bischen Hab und Gut im Fieberwahnsinn in den Ofen zu stecken und nur so viel übrig zu lassen, daß der trauernde Wittwer vom Begräbniß keine Unkosten hätte! Das könnt Ihr ihm erzählen, Schwager, und ich denke, er wird sich dann zufrieden geben.

Sie war erblaßt, während sie sprach, und ihre Augen sahen ihm mit einem Ausdruck von Trotz und Kälte ins Gesicht, dem die seinigen nicht Stand zu halten vermochten. Erst als sie jetzt Miene machte, zu gehen, um alle weiteren Erörterungen abzuschneiden, faßte er sich und sagte finster:

Ich bin noch nicht zu Ende.

Was noch weiter? Meine Geduld ist kurz.

Auch meine ist am Reißen. Daß ich's grad heraus sage: die Geschichte mit dem Jungen darf so nicht fortgehen. Ich bin es ihm schuldig, ein Ende zu machen.

Seit wann wißt Ihr so genau, was Ihr ihm schuldig seid?

Laß die alten Geschichten ruhn, fuhr er auf: du wirst mich damit nicht stumm machen, wie du meinst. Es ist mir lange zuwider gewesen, euer Gethue und Gehabe, das Mamaspielen und Tuscheln und Tatscheln mit dem großen Menschen. Das ist ungesund, hörst du wohl, und wenn du nicht ein Ende machen kannst, so mach' ich's, darauf geb' ich dir mein Wort.

Sie maß ihn mit großen Blicken und schwieg. Er schien von ihrer Ruhe betroffen und fuhr in gelassenem Tone fort:

Ich weiß, was er dir schuldig ist, und was ich dir zu danken habe. Darüber kann keine Rede sein. Wäre es so geblieben, wie er es als Knabe hier fand, so wär' er ruinirt worden an Seel und Leib. Es taugt Kindern freilich nicht, wenn sie gehaßt werden, und ihn davor zu schützen, stand leider nicht in meiner Macht. Du hast wie eine zweite Mutter an ihm gehandelt, und daß er an dir hängt, ist nur in der Ordnung. Aber so was muß seine Grenzen haben, oder der Teufel sät sein Unkraut dazwischen. Ich brauch' dir nicht zu sagen, was ich meine. Genug, er ist schon neunzehn Jahr, du erst neunundzwanzig. Es darf nicht wieder vorkommen, daß er in seiner Lehrstunde so einschläft wie gestern und die Lampe drüber ausgeht.

Er wandte das Gesicht von ihr ab, ließ den Kopf ins Kissen zurücksinken und zog das kranke Bein an



FLORENTINERIN.

Verlag von Kraus & Hoffmann in Stuttgart

sich. Ob er Schmerzen litt oder nur das Gespräch abschneiden wollte, war nicht zu erkenneh.

Nach einer ganzen Weile, während sie Beide athemlos geschwiegen hatten, sagte sie mit dumpfer Stimme: Es ist gut! Ich war auf Vieles gefaßt, von Euch auf Alles. Daß Ihr so niedrig denken könntet, ist mir denn doch nicht in den Sinn gekommen.

Oho! sagte er kalt, ich muß doch bitten, die großen Worte zu sparen, wo sie nicht hingehören. Dießmal kann ich, was ich thue und sage, vor jedem Richter vertreten und meine sehenden Augen als Zeugen stellen. Man weiß freilich, daß Verliebte blind sind, aber sie sollen sich nicht einbilden, auch die Anderen zu verblenden.

Verliebte? braus'te sie auf.

So sagt' ich, erwiederte er mit Nachdruck. Er wenigstens, mag er sich drüber klar sein oder nicht, ist auf dem besten Wege dazu, und du müßtest deine neunundzwanzig Jahre wie im Traum gelebt haben, wenn du nicht wissen solltest, daß du bis über die Ohren in den Jungen vernarrt bist; und mit dem Firlefanz von Pflege-Mutterschaft wirst du mir hoffentlich nicht kommen wollen. So steht's um euch, du magst nun auch den besten Willen haben es dir selber zu verläugnen. Wenn du aber in dich gehen wolltest und dich fragen, was daraus werden soll, ob du ewig fortfahren kannst, den wackersten Männern einen Korb zu geben wegen einer sentimentalen Liebeskomödie mit einem blutjungen Hansnarren.

Es ist genug, unterbrach sie ihn mit glühenden Wangen. Ich weiß jetzt gründlich Bescheid um Euch und Eure Meinung. Das ist mir auch sehr gleichgültig, denn es ist nie mein Ehrgeiz gewesen, von Euch richtig beurtheilt zu werden. Wir denken über Manches verschieden. Nun will ich wissen ehe ich Euch jetzt den Rücken wende, was Ihr zu thun beschlossen habt?

Ich sagt' es schon, mehr als Einmal: Ein Ende will ich machen, euch trennen, und zwar so bald als möglich.

Und wie?

Je nachdem. Wenn du thätest, was das Gescheidteste wäre, Hansen's Frau zu werden, so wäre Allen geholfen, und du bewiesest besser, als mit allem Declamiren und Achselzucken, daß es dir ernst ist mit deiner Mutterschaft. Wenn du dazu aber dich nicht entschließen kannst, so muß der Junge aus dem Haus.

Auf die Wanderschaft, als Zimmermaler?

Gewiß. Was sonst? du weißt selbst, daß ich nicht im Stande bin, ihn auf eine Bauschule zu schicken und sechs Jahre lang zu füttern, statt daß er mir jetzt, wo ich ein halber Invalide bin, helfen soll, mich mit Ehren durchzuschlagen.

Es ist gut! erwiederte sie nach einer Pause. Ihr seid ehrlich gegen mich gewesen und dafür muß ich Euch ja wohl dankbar sein. Was geschehen muß, wird kommen, so oder so. Denkt indessen, wie Ihr wollt. Ich weiß auch, was ich zu denken habe.

Sie wandte sich zur Thür. Als sie schon den Griff in der Hand hatte, rief er ihr noch nach: Ich habe dem Notarius gesagt, daß er heut mit uns essen soll. Ich will kein Wort mehr mit ihm über die Sache reden; du selber magst ihm nun Bescheid sagen.

Sie erwiederte Nichts, sondern nickte nur gedankenvoll vor sich hin. Dann verließ sie das Zimmer. Aber statt in die Küche zu gehn, stieg sie die Treppe wieder hinauf, mit lautklopfendem Herzen, und trat in ihr kleines Stübchen, das oben neben dem Wohnzimmer lag und mit zwei engen Fenstern auf die sonnige Straße hinaus sah. Als sie sich hier allein fand, mußte sie sich aufs Bette setzen, die Kniee wurden ihr schwer. Sie starrte eine Weile gegen den Fußboden in die wirbelnde Wolke von Sonnenstäubchen. So unfaßbar wie jene Atome schwirrten ihr die Gedanken durch den Kopf. Zuletzt gingen ihr die Augen über und in ein heftiges Weinen ergoß sich aller Schmerz, den sie unten in dem feindseligen Gespräch stolz und strenge zurückgepreßt hatte.

* * *

Um dieselbe Stunde kam Walter aus einer französischen Stunde nach Hause, die er auf Helenens Antrieb nach der Frühkirche zu besuchen pflegte. Er ging sogleich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, in dessen Mitte der Eßtisch stand, an der Wand ein paar Schränke, die des Meisters Vorräthe an Decorations-Entwürfen, Zeichnungen und Patronen verwahrten. In diesem Gemach war überall zu sehen, daß hier eine weibliche Hand auf Ordnung hielt. Die weiße Platte des Eßtisches schimmerte frischgescheuert, auf den Dielen lag der Sand noch unberührt, die großen Epheutöpfe vor den Fenstern verschatteten spiegelblanke Scheiben.

Doch war das Zimmer sonnenlos, da es in Hof und Garten sah, und Walter, der ein Zeichenbrett vom Schrank genommen hatte, konnte sich dicht ans Fenster setzen, ohne von einem Strahl belästigt zu werden. Er war bald in seine Arbeit völlig vertieft.

In einem alten herrschaftlichen Gartenhause vor der Stadt, das der reiche Bürgermeister gekauft hatte, war unter anderen neu auszumalenden Zimmern ein großer Roccoco-Saal von Grund aus wiederherzustellen, und schon Wochenlang hatte der Meister alle andere Arbeit abgelehnt, um zur bestimmten Zeit mit diesem Meisterstück fertig zu werden. Hier wie überall mußte Walter rüstig mit Hand anlegen. Aber während er mit kecker Hand Arabesken, Blumen und Fruchtgewinde aus alten Kupferwerken zusammenstellte, um den Plafond, der zur Hälfte zerstört war, im alten Stil zu ergänzen, war es ihm weit merkwürdiger, den Bau überhaupt zu studiren, die Maaße und Verhältnisse sich einzuprägen, um hernach zu Hause auf eigene Faust Grundriß, Aufriß und Durchschnitt zusammenzustellen. Und ein paar verstohlene Feiertagsstunden durfte er darauf verwenden. Der Meister brummte jedes Mal, wenn er ihn über diesen Allotriis traf. Wozu sollten sie führen? Er hatte, hieß es, andere Dinge nöthiger für sein Handwerk.

Aber heut lag der Alte fest in seinem Zimmer und konnte ihm nicht dazwischenfahren. So war er hurtig bei seiner Arbeit, und dachte sie noch bis Mittag fertig zu bringen.

Auf einmal ging die Thür auf, und eine kleine schwarze Figur schob sich herein, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf mit dem kurzgeschornen schwarzen Haar leicht auf die linke Schulter geneigt, die um ein paar Zoll höher war, als die rechte. Der untere Theil des Gesichts hatte etwas ewig Schmunzelndes, Verbindliches und Bescheidenes; die dünnen Lippen spitzten sich beständig wie zum Pfeifen oder Schmatzen. In den unruhigen grauen Augen aber zitterte ein böser Blick, der Tücke und Schadenfreude und heftige Gelüste verrieth.

Guten Tag! sagte er, indem er mit fast unhörbarem Schritt um den Tisch herumging. Schon so fleißig, junges Genie? Wenn du in meine Jahre gekommen sein wirst — (der Sprecher hatte kaum das fünfundzwanzigste erreicht) — wird sich die Hitze schon gelegt haben. Du wirst dann deine Sonntage dazu anwenden, wozu ich sie anwende, lange zu schlafen und hernach den lumpigen Wochenlohn zu verlumpen. Wenn du nicht ein so versessener Tugendheld wärst, würde ich dir sagen: Wirf das Gekritzel ins Feuer und komm mit. Ich weiß wo man einen Franzwein trinkt, der sein Geld werth ist.

Ich danke, erwiederte der Jüngling gleichgültig. Dein Geschmack ist nicht der meine, Peter Lars. Auch kann ich den Wein vor Tisch nicht vertragen.

Weiß schon! höhnte der Andere. Du bist immer der Wohlerzogene, und so groß und lang du bist, lässest du dich von einem Frauenzimmer am Faden lenken, wie ein Maikäfer, den man an den Zwirn gebunden hat. Was Männer davon denken, das schiert dich nichts.

Männer! sagte der Jüngling. Er konnt' es bei all seiner Gutmüthigkeit nicht hindern, daß ein spöttischer Zug über sein Gesicht flog.

Ja wohl Männer, wiederholte der kleine Schwarze und reckte sich in allen Gliedern. Man braucht keine sechs Fuß zu haben, um sich als einen Mann zu fühlen, gegenüber von Weiberhelden und Riesen in den Windeln.

Nun so danke Gott, Peter Lars, daß er einen Mann aus dir gemacht hat und geh deiner Wege. Was kommst du hieher, um mich zu necken und zu nergeln? Ich frage dir nichts nach; so laß auch du mich in Frieden.

Der Andere hatte sich dicht neben ihn hingestellt und sah mit einem bösartigen Grinsen auf ihn herab. Ich will gar nicht lange stören, sagte er. Aber ich konnte mir's doch nicht versagen, dem frommen Herrn Sohn zu seinem ungetreuen Herrn Papa zu gratuliren. Ja nun kann mich das fleißige junge Genie wohl eines Blickes würdigen!

In der That starrte Walter ihn betroffen an. Was soll das heißen? sagte er ungeduldig.

Nichts anderes, als daß Mamsell Helene sich nicht ewig damit begnügen will, einen erwachsenen Sohn zu päppeln, sondern nach ganz kleinen eigenen rechten und richtigen Wickelkindern Verlangen trägt.

Du bist nicht klug! lachte der Jüngling, halb zornig, halb belustigt von einem Gedanken, der ihm nie auch nur im Traum gekommen war. Sie heirathet nun und nimmermehr. Das weiß ich zufällig besser.

Nicht so vornehm abgesprochen, erwiederte der Andere. Man kann ein junges Genie sein und doch vom hellerlichten Tage nichts wissen. Was ich dir da sage, habe ich aus guter Quelle. Sie heirathet, und ich weiß auch Wen.

So sag's!

Was geht's dich an? dir muß Ein Stiefpapa so unbequem sein, wie der andere. Denn die schönen Zeiten, wo der Herr Sohn Regen und Sonnenschein machte und der Augapfel und das Herzblatt war, die haben nun ihr Ende. Der neue Herr Papa müßte wenigstens ein großer Pinsel sein, wenn er sich das lebensgroße Hochzeitspräsent, diesen Jungfernsohn nicht höflichst verbitten wollte. — Und bei Lichte besehen, kann's auch mir gleichgültig sein. Habe ich bisher die Ehre gehabt, die hohe Ungnade dieser hochmüthigen Dame zu genießen, so wird daran nichts geändert, ob sie nun Herrn X oder Herrn Y mit ihrer Hand beglückt. Ich bin und bleibe die Kröte, die Spinne, die Wanze, der Kellerwurm, den man am liebsten zertreten möchte, wenn man sich nicht scheute, sich die Schuhsohle zu beschmutzen!

Du übertreibst, Peter, wie Du's gewohnt bist. Aber sag nur. —

Ob ich übertreibe oder nicht, weiß Niemand besser, als ich selbst, fuhr der Schwarze fort und sein ewig gespitzter Mund verzerrte sich zu einer Grimasse des heftigsten Ingrimms. Warum soll ich ein Geheimniß daraus machen? Ich hab' erst vor vierzehn Tagen hier an dieser selben Stelle, wo ich jetzt stehe, ihr einen Heirathsantrag in aller Form gemacht, und sie hat mich stehen lassen, als wenn ein Wahnsinniger keiner Antwort werth wäre. Pah! ich lache jetzt darüber. Ich weiß selbst nicht, wie mich die Laune anwandelte. Ein Bettler bin ich nicht, daß es mir um ihre paar Thaler zu thun wäre. Ich könnte, wenn ich's nicht aus Langeweile thäte, und weil mir's Spaß macht, den ganzen Kram von Farbenkleckserei an den Nagel hängen und in meine Heimath gehn, wo meine Eltern wohlhabende Leute sind und auf ihrem eignen Grund und Boden sitzen. Ich hatte mich nun einmal in das hochmüthige Frölen vergafft, und darüber wollt' ich's nicht einmal achten, daß sie die Jüngste nicht mehr ist, ja sogar ein paar Jahr älter als ich. Sie aber, wie wenn eine Kröte sie anspritzen wollte, auf mich herabgeblitzt und mich stehen lassen, daß ich wie ein Schulbube davonschlich — Höll' und Mord! und ich hätt's ihr auch wohl zu hören gegeben, wenn ich nicht im Stillen gedacht hätte: Sie will überhaupt Keinen, sie mag wohl ein Haar drin gefunden haben, so oder so! und da fraß ich meinen Aerger in mich hinein. Aber jetzt, wo sie plötzlich ganz andere Saiten aufzieht, wenn ein Anderer kommt, wo ich sehe, daß ich ihr nur nicht gut genug war —

Er verschluckte den Rest und fuhr mit den Händen in der Luft herum, in unverständlichem, halb krampfhaftem Geberdenspiel.

Woher weißt du's? sagte der Jüngling leise mit einer Stimme, in der eine große verhaltene Bewegung

bebte. Wer ist's? Ist's denn schon abgemacht? Und doch — es ist nicht möglich. Erst gestern Abend. —

Was soll nicht möglich sein, einem Frauenzimmer! Bah, lehr du mich ihre Schliche und Ränke kennen. Ich habe es wohl gemerkt gestern Nacht, wie spät es wurde, bis du von ihr kamst. Da mag sie dir noch zu guter Letzt nach Herzenslust caressirt haben. Aber doch, so wahr draußen die Sonne scheint, es ist richtig, sie nimmt den Federfuchser, den Aktenwurm, den Notarius.

Hansen? den Doctor?

So sagt' ich, und ich will ein Hundsfott sein, wenn's nicht wahr ist. Ich war' heut früh in der Kammer, wo der Meister die Farbenmuster aufhebt; da sucht' ich was, für die Arbeit morgen, weil der Meister mich schon gestern deßwegen gerüffelt hatte. Und da kam die Mamsell Helene in sein Zimmer und sie hatten ein Gespräch mit einander, und ich konnt' eben nicht alles hören, aber genug um zu wissen, daß sie ihn nimmt. Denn freilich sperrte sie sich zuerst. Als er aber hernach sagte: der Notarius wird heute mit uns essen, da kannst du's ihm selber sagen, da schwieg sie mäuschenstill. Wenn's ihr nun nicht danach zu Muthe wäre, ihn zu nehmen, würde sie sich's wohl verbeten haben, erst noch mit ihm zu Mittag zu essen. Denn daß sie am liebsten den Mund nicht dabei aufthut, wenn sie Körbe austheilt, das hab' ich ja erleben müssen.

Du mußt dich verhört haben, Peter, sagte der Jüngling in tiefes Nachdenken verloren. Ich sage dir noch einmal: Es ist nicht möglich.

Nicht möglich? Aber was red' ich mit einem Wickelkind von Heirathsaffairen? Ich habe mir nur Luft machen müssen, weil mich's sonst erstickt hätte. Dies Mädchen an diesen Menschen, die Schweinslederseele, den Rechenknecht, der sie nicht halb wird zu schätzen wissen, bis auf ihre klingenden Vorzüge! Wäre sie nicht so recht ein Fressen für einen Künstler, wie unsereins, der andere Ansprüche macht, als das bischen Roth und Weiß und Zierlichthun, dem der große Haufe nachrennt? Was weiß die Aktenseele davon, wie ihr Gesicht geschnitten ist und daß sie gewachsen ist zum Verrücktwerden! Sie stellt's freilich nicht zur Schau: sie wickelt sich vielmehr immer bis unters Kinn ein, wie eine Mumie, daß es einen Stein erbarmen könnte. Wer aber die rechten Augen im Kopf hat, der weiß aus dem Bau ihres kleinen Fingers zu sagen, wie's um die ganze Person bestellt ist, und daß man weit und breit suchen kann —

Ich verbitte mir diese Reden, unterbrach ihn der Jüngling heftig. Er war aufgesprungen, und sein Gesicht glühte über und über. Packe dich hinweg und laß mich nicht erfahren, daß du so schamlose Reden zu Andern geführt hast, sonst —

Und er hob die geballte Faust und schlug mit aller Macht auf den Tisch, daß die Wände wiederhallten.

Kindskopf! knirschte der Andere und zog sich mit einem lauernden Blick aus seinem Bereich. Geh und laß dir deine Milchsuppe einlöffeln und bitte die liebe Mama um ein neues Kleid, in dem du bei ihrer Hochzeit auf ihrem Schooß sitzen kannst. Du bist nicht werth, daß Männer dir ihr Vertrauen schenken, Männer, denen es leid gethan hat, wie du dich von einem schlauen Frauenzimmer hast nasführen und gängeln lassen. Geh, ich verachte dich eben so gründlich, wie ich dich bisher bemitleidet habe. Wir zwei haben das letzte Wort mit einander gewechselt.

Damit warf er ihm noch einen seiner bösesten Blicke zu und trollte sich pfeifend aus dem Gemach.

Der Jüngling blieb auf der Stelle, wo er stand, wohl eine halbe Stunde regungslos stehn. In seinem Kopfe wirbelten tausend Gedanken; von Zeit zu Zeit hob ein schwerer Seufzer seine Brust und dann drückte er die Augen ein, als könne er im hellen Tageslicht mit solchen Gedanken, wie sie sein Inneres durchstürmten, sich nicht vor sich selber sehen lassen. Er hörte endlich Helenens Schritt draußen auf der Treppe. Da lief es ihm siedend heiß über den Leib und von einem unerklärlichen Angstgefühl getrieben, griff er hastig nach seiner Mütze und suchte durch die Hof- und Gartenthür das Freie.

(Fortsetzung folgt.)



Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der Schweiz.

Von Eduard Osenbrüggen.

1. Die Froburg.

Wir lesen in den alten Chroniken von großem Sterben und wenige Städte sind im Mittelalter von einer weitgreifenden Feuersbrunst verschont geblieben. Lawinen und Bergstürze haben in der Schweiz oft Häuser und Menschen verschüttet und noch im frischen Gedächtniß ist der Bergsturz von Goldau im Jahr 1806. Doch schrecklicher ist ein Erdbeben, wie es vor fünf Jahrhunderten Basel und die Juragegend heimsuchte, wo die Mutter Erde einen unruhigen Traum abschüttelte. Noch war das Herzeleid nicht überwunden und der Menschenverlust nicht ersetzt, den wenige Jahre vorher (1349) der „schwarze Tod" angerichtet hatte, der „von einem End der Welt zum andern ging, dies- und jenseits des Meeres" und in Basel allein bei 14,000 Menschen weggerafft haben soll, so daß nur drei Familien ganz blieben und der „Tod von Basel" sprichwörtlich wurde. Der berner Chronist Justinger meldet über das Erdbeben: „Da man zählte von Gottes Geburt 1356 Jahr, auf St. Lux Tag des heiligen Evangelisten, kam zu Basel ein großer Erdbidem und ward der am Abend als stark, daß er die große



Stadt mit dem Münster, mit allen Kirchen, Klöstern, Thürmen und allen Häusern niederwarf und verdarben bei 1000 Menschen. Und nach dem Niederfallen ging Feuer an und brannte ein halbes Jahr an einander und kam gar wenig Guts davon, dann es alles verbrann. Da wollten die von Basel ihre Stadt hinter sich geruckt haben gen St. Margreten, aber die von Straßburg und anderen Städten ihnen riethen, daß sie es unterwegen ließen und die Städte alle erboten sich, ihnen in derselben Noth getreue Hilfe zu thun. Also halfen ihnen die von Straßburg, von Freiburg im Breisgau, Colmar, Schlettstadt, Mülhausen, Neuenburg, Reinfelden und andere ihre Stadt räumen. Da huben sie wieder an zu bauen. Es fielen auch viele Burgen um den Rhein und um den Hauenstein nieder." Vielfach werden in den Chroniken diese Burgen und Bergschlösser aufgezählt, deren feste Mauern am St. Lucastage (18. Oktober) zerrissen und in den Abgrund geschleudert wurden und selbst die Grundfelsen sind gespalten. Die Zahl 84 mag übertrieben sein, aber groß war die Menge der plötzlich von den Höhen vertilgten Burgen und das freilich schwer genug heimgesuchte Basel war mit einem Schlage eine bedeutende Anzahl der lästigsten Nachbarn los geworden, denn die meisten Dynasten konnten an den Wiederaufbau ihrer Vesten nicht denken. Wer den fortdauernden Kampf der Städtefreiheit und des Feudalwesens im Mittelalter kennt, die Gegenüberstellung des freien stolzen Bürgerthums gegen die übermüthigen Ansprüche des Adels, der ist im Stande, den Vortheil zu ermessen, der dem sich restaurirenden Basel daraus erwuchs. Während an die öden Trümmer der ehemaligen Raubschlösser sich das alterverkündende Moos ansetzte und wucherndes Gesträuch aus den Mauerspalten aufschoß, blühte Basel wieder auf in Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, und es ist das üppige Basel geworden, in welchem der Millionär bescheidentlich von sich sagt, er habe ein kleines Privatvermögen.

Unter den Vesten, die von den Gipfeln der Berge und Hügel in dem Erdbidem mit einem Ruck herabgeworfen wurden, als wären es Kartenhäuser, war eine der größten der Hauptsitz eines mächtigen Geschlechts, die **Froburg am Hauenstein.** Gerade fünf Jahrhunderte später wurde der Fuß dieses Berges wieder der Schauplatz einer andern, nicht minder tragischen Begebenheit. Was der römische Geschichtschreiber Sallust als ein Wunder seiner Zeit und als eine nur denen, die es selbst gesehen, glaubliche Leistung menschlicher Verwegenheit hinstellt, daß Berge abgetragen und Meere gegraben werden, das wäre gottlob auch heute noch eine Hyperbel, wenigstens sind es nicht die Berge der Schweiz, die sich versetzen lassen, aber sie



AGNES SOREL. CARL VII.

zu durchbohren, das ist dem „Genie" der Menschen keine Schwierigkeit mehr und das mußte auch der Hauenstein leiden, als er der schweizerischen Centralbahn im Wege stand. Schwere Opfer forderte aber der Hauensteintunnel und die Geschichte seines Baues ist gar schauerlich. Es war am Donnerstag den 28. Mai 1857, als die furchtbare Nachricht sich verbreitete, daß mehr als fünfzig Arbeiter in einem Schacht des Berginnern verschüttet seien. Vielleicht waren sie rasch erstickt und die meistens jungen kräftigen Männer lagen in dem gemeinsamen feuchten Grabe, vielleicht schwebten sie in der Finsterniß zwischen Leben und Tod und harrten einer möglichen Rettung. Diese wurde auch versucht, und je größer die Schwierigkeiten waren, die sich entgegenstellten, desto energischer wurden die Anstrengungen, um in die Tiefe einzudringen, fortgesetzt. Es zeigten sich die Arbeitsgenossen, die mit den Verschütteten aus verschiedenen Weltgegenden zum gemeinsamen Werke hier vereinigt gewesen waren, als wahre Brüder in der Noth; Schweizer und Deutsche wetteiferten mit einander, wer das Leben wagen solle, aber die riesigen Gestalten der Engländer und Schotten drängten sich immer voran. Wenn einer von denen, die zum Wegräumen der Schuttmasse in den verpesteten Schlund vorgedrungen waren, nach einigen Minuten von seinen matten Kameraden todt oder halbtodt zurückgebracht wurde, so waren sogleich andere in übergroßer Zahl bereit, dem grausen Tode entgegenzugehen. Die Kriegsgeschichte meldet von manchen Helden, die ihr Leben opferten, um einen Mitkämpfer oder Offizier zu retten; der Schlachtenruf und die Begeisterung des Kampfes, die sich mit jedem Trommelwirbel und mit jedem Kanonenschuß steigert, macht tollkühn. Der Heldenmuth am Hauenstein war mindestens nicht geringer; hier war nicht die wilde, anfeuernde Poesie der Schlacht, war nicht ein ritterlicher Feind zu vernichten, sondern angesichts einer grauenhaften Prosa das Leben einzusetzen zur Befreiung der Genossen aus einem Grabgewölbe. Neun lange Tage und Nächte dauerte es, bis man die Gewißheit erlangte, daß alle Mühe vergebens gewesen war. Den Signalhörnern, welche geblasen wurden, als man zwar endlich dem Ziele nahe kam, aber noch nicht einzutreten wagte in die Stickluft, antwortete ein dumpfes Echo, aber kein Leben regte sich. Zuerst fand man darauf sechs, dann in weiteren Gruppen 26 Leichen von Menschen, die augenscheinlich und wohl bald nach der Absperrung erstickt waren; erst nach erneuter Anstrengung auch die übrigen 21, die sich ganz in den Hintergrund zurückgezogen und länger gelebt hatten. Man konnte dieß erkennen an einigen Vorrichtungen, welche noch von ihnen getroffen waren. Sie hatten ein Pferd geschlachtet und regelrecht aufgehängt, ein Stück vom Hintertheil des Pfer-

des abgeschnitten und auf gespaltenes Holz gelegt, aber dieses war nicht angezündet oder das Feuer sogleich wieder erloschen. Es war sogar die Vorsicht gebraucht, die Eingeweide des Thieres in ein Gefäß zu legen und dieses mit Cement zu bedecken. Manche von diesen auf Rettung Harrenden waren im Schlafe vom Tode überrascht worden; die wenig entstellten Leichen lagen in einer Reihe neben einander und einige derselben hatten Strohwische unter ihren Häuptern. Daß ein Brand Veranlassung der Katastrophe gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel; entweder waren von der Schmiede aus, die zur Ausbesserung der Instrumente diente, die hölzernen Gerüste und auch die Steinkohlen in Brand gerathen oder man hatte zur Luftreinigung Feuer angezündet und dieses hatte um sich gegriffen. Außer den 53 verschütteten waren 11 von der Rettungsmannschaft todt. Einige derselben wurden von ihren Familien aus der Nachbarschaft abgeholt, die meisten ruhen in einem besondern gemeinsamen Grabe in Trimbach, das, wenn der Mai wiederkehrt, die Blüthenbäume mit einem neuen Leichentuche bedecken. Der ergreifenden Beerdigungsfeier verlieh ein ausgezeichneter Redner, Pfarrer Brosi von Solothurn, die Weihe der Trauerrede, in welcher er von den Todten sagte: Es sind Christen deutscher, französischer, italienischer und englischer Zunge. Die Scheidewand zwischen den Völkern, die das Christenthum einreißt, ist auch hier verschwunden. Bevor aber die menschliche Erfindungskraft Ost, West und Süd mit Nord mittelst des Tunnels verbinden und die Nationen im Leben zusammenbringen konnte, sollten diese vorerst durch den Tod verbunden werden und alle Unterschiede zwischen denselben schwinden. Im Tode sollen und werden wir vereinigt werden — wir werden alle gleich und dadurch erst Kinder Eines Vaters; im Tod hört Befeindung, Eifersucht und jeglicher Krieg, den die menschliche Leidenschaft erzeugt, auf; im Tode ist Friede; derselbe bettet uns zum langen Schlafe, der da dauert, bis wir am großen Tage die Stimme des Sohnes Gottes hören und erweckt hervorgehen aus unsern Gräbern und als Eine Familie Besitz vom Reiche der Liebe nehmen werden.

Täglich schnauben nun seit Jahren die Dampfrosse durch den Hauensteintunnel und mancher Fahrende denkt nicht mehr daran, was einst hier Grauenhaftes geschah, mancher macht ein Kreuz, wenn der Zug einfährt. Mir sind die sechs bis sieben Minuten der langsamen finstern Bergfahrt eine kleine Ewigkeit und ich freue mich stets des ersten Lichtschimmers, wenn das Ende des Tunnels naht, und ich athme freier, wenn ich wieder die blaue Luft und die grünen Wiesen und Bäume erblicke. Als ich aber das letzte Mal den Tunnel passirt hatte und in Läufelfingen ausgestiegen war, um bergauf zu wandern, sollte ich noch einmal in ergreifender Weise erinnert werden an die Katastrophe des Mai 1857. Auf einer Bank saß mit gefalteten Händen eine alte Frau in ärmlicher Kleidung. Sie bat nicht um eine Gabe, aber ihre ganze Erscheinung appellirte an unsere Mildthätigkeit, und es bedurfte keines physiognomischen Studiums, um an dem glanzlosen Auge und dem schlaffen Ausdruck des Gesichts zu erkennen, daß wir es mit einer Blödsinnigen oder doch mit einer Armen zu thun hatten, deren Geist bis zur Grenze des Blödsinns geschwächt war. Sie sprach nur wenige Worte, aber diese Worte sagten viel. Es sei ihr „trümlig“ (schwindelig) im Kopfe, seit ihr Sohn Durs im Tunnel umgekommen sei. Dabei legte sie die magere bleiche Hand an ihre Stirn und sah nicht mehr auf uns. Ein Mann in der Nähe erzählte uns, was wir schon errathen konnten. Der einzige Sohn der armen Frau war unter den Begrabenen im Tunnel gewesen und von da an hatte ihr Geist zu wandern begonnen und war sie allmälig in den Zustand gekommen, in welchem wir sie sahen. Die Braut des jungen Mannes hatte nach dem Trauerjahre einen andern Hochzeiter bekommen, aber die Mutter konnte nur des Todten gedenken und nun ihr Geist dem Erlöschen nahe war, hatte ihr Herz noch die einzige, ewige Mutterliebe. Wenn man es ihr wegen der Witterung gestattete, saß sie auf der Bank und schaute zum Tunnel hin.

Rechts von Läufelfingen ab führt ein bequemer Weg der Höhe zu, auf welcher einst die Froburg stand und überraschend schnell kommt man in die Region des Alpenlebens. Nur zwanzig Minuten von der Eisenbahn aufwärts ist die Alp „Reisen“, Eigenthum eines der reichsten Bauern der Gegend. Wo einst nur eine einfache Sennerei gewesen sein mag, steht jetzt ein großer Sennhof und daneben ist in verlockender Weise für die Wanderer gesorgt durch eine offene Trinkhalle, in welcher man sich je nach der Neigung an köstlicher Milch oder an einem Schoppen guten Landweins erfrischen kann. Von Müdigkeit darf nach einer so kurzen Wanderung zwar noch nicht die Rede sein, aber wer dem Grundsatze huldigt, in der schweizerischen Bergwelt keinen edlen Naturgenuß unbenutzt zu lassen, der wird gern schon hier eine kurze Rast machen, denn der Blick in's Thal wie auf die grünen Matten der großen Alp versetzt in eine idyllische Stimmung, die bei meinem liebenswürdigen Begleiter, einem jungen Juristen aus Holland, bald in tiefsinnige bukolisch-physiognomische Betrachtungen überging. Er hatte kürzlich Lichtenbergs Randglossen zu Lavaters Physiognomik gelesen und verglich nun die Physiognomien der umher weidenden Schwyzer Rasse mit denen der Rinder in seinen heimatlichen Niederungen, wobei er unparteiisch genug war, der Schweiz den Vorzug zu geben.

Auf dem Fußwege von „Reisen“ über die grünen Matten kommt man allmälig immer höher und gewinnt bald kleine Aussichten in anheimelnde Thäler mit netten blanken Häusern und zerstreuten Hütten. In einem dieser Thäler zur Linken liegt das Dörflein Wiesen, das mir aus der Reformationsgeschichte Solothurns bekannt war. Durch das Versprechen einer zweitägigen Kilbi (Kirchweih) hatte sich die kleine Gemeinde bestimmen lassen, katholisch zu bleiben und noch jetzt steht sie in dem Rufe ausgelassener Munterkeit oder, wie die neidischen Nachbarn sagen, des Leichtsinnes, durch den sie immer arm bleibe. Die wenigen Bewohner begehren nur, was des Lebens Nothdurft heischt, und darüber haben sie ja die Errungenschaft der doppelten Kilbi.

Auf der Höhe des Hauensteins angekommen, wird man nicht angezogen vom Anblick einer mächtigen Ruine, sondern steht plötzlich, wenn die auf der letzten Strecke zu beiden Seiten bewaldete Straße aufhört, vor einem kleinen Komplex von freundlichen Häusern im schweizerischen Holzbaustil, von denen eins nach dem andern, je nach dem

Bedürfniß, ohne einen durchdachten Bauplan angereiht ist. Sie bilden die Kuranstalt Froburg. Gegenüber dem modernen Leben, das sich hier allsommerlich entfaltet, und für welches die Baseler den Ton angeben, reden uralte Bäume noch von der alten Zeit. Die riesige Eiche, jetzt langsam hinsterbend, mag ihr jungfräuliches Grün entfaltet haben, als noch im Burghofe die Helme und Schilder der Froburger in der Sonne glänzten; die beiden kolossalen Buchen, deren sonderbar geformte Wurzeln wie versteinert aussehen, haben hundertjährigen Stürmen getrotzt. Wenn jetzt an einem schönen Sonntage Schaar an Schaar fröhlicher Menschen den Berg von Olten und Trimbach her munter heransteigt, so denkt man, wie es doch einst anders war, als nach der den Reichthum der Froburger verkündenden Sage der letzte Wagen der zinspflichtigen Bauern, die ihre Fruchtgefälle zu bringen hatten, noch auf der Brücke des zwei Stunden entfernten Oltens stand, während der erste in das Burgthor einfuhr. Die Wahrheit dieser Angabe darf man freilich bezweifeln, denn sie setzt eine Bevölkerung der Thalgegend voraus, wie sie vor mehr als fünf Jahrhunderten nicht anzunehmen ist, und der Weg von Trimbach her ist auch jetzt für Wagen noch kaum praktikabel, während der Fahrweg von Läufelfingen bequem ist. In Anbetracht der Schwierigkeit des Weges hat daher auch ein scharfblickender solothurner Antiquar den Bauernwagen beladene Esel substituirt und seine Entdeckung in der Versammlung der Alterthumsforscher auf der Froburg im Sommer 1863 in der Weise verwerthet, daß er in einem Trinkspruche die große Zahl der herangekommenen gelehrten Antiquare jener fruchttragenden Gesellschaft vor sechs Jahrhunderten verglich. Der Vergleich erregte in der Gesellschaft großen Aerger und ungeheure Heiterkeit. Die, welche den Redner kannten, mußten lachen über den culpösen Witz, denn der Mann war so sehr der rechte Antiquar, daß er für den Witz in seinem Kopfe keinen Raum hatte.

Von dem Plateau der Kuranstalt gelangt man in zehn Minuten zu den Ruinen der ehemaligen Froburg. Wenn ein kleines Thal durchschritten ist, erblickt man die Ueberreste der Hochburg und kann zwar die einstige Größe, in welcher sie sich auf dem Felsen erhob, ermessen, kann es ahnen, wie der Warthurm herrschend und drohend über dem jähen Abgrunde in die Lüfte ragte, aber dem Maler bieten die Ruinen kein Bild, wie er auf seiner Wanderung durch den Aargau in den imposanten Ueberresten der Habsburg, von Wildegg, Wildenstein &c. es erblickt hat, nur das Fundament der Froburg läßt sich mit Mühe ermitteln. In den letzten Jahrzehnten ist noch manches Mauerstück in die Tiefe gerollt und jeder junge Frühling verdeckt mehr und mehr mit Gras und Blumen und üppigem Laubholz, was der Vergangenheit angehört. So ist denn auch hier der ewige Wechsel von Tod und Leben.

Das Geschlecht der Grafen von Froburg soll vom ältesten burgundischen Adel sein und ihr Hauptsitz, die Froburg, ward wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts gegründet, so daß jetzt nach mehr als acht Jahrhunderten in den allein übrigen Grundmauern durch die vernichtende Zeit wieder der Anfang eines stolzen Baues sichtbar geworden ist, der für die Ewigkeit sich erheben sollte. Wir finden Froburger im kaiserlichen Hoflager, in den Heerzügen der deutschen Kaiser nach Italien und auf dem Bischofsstuhl in Basel. Einer dieser Bischöfe, Ortlieb (d. h. der die spitze Waffe liebt), entsprach dem Buchstabensinn seines Namens, denn nicht nur führte er einen Krieg mit dem Abt von St. Blasien, sondern begleitete auch mit seinem Kriegsvolk und vielen Lehnsleuten den Kaiser Konrad III. im Jahre 1147 auf dem Kreuzzuge in das gelobte Land, wo er sogar, nach einer kaiserlichen Schenkungsurkunde, das Leben zur Rettung seines Herrn und Kaisers gewagt zu haben scheint. Der mannhafte Bischof nahm auch Theil an der Belagerung von Mailand, die mehr Erfolg hatte, als jener Kreuzzug, denn die Stadt wurde 1162 geschleift, der Boden mit dem Pfluge überzogen und mit Salz bestreut. Im Uebrigen waren aber die Froburger kein besonders kriegerisches Geschlecht, indem keine großen Thaten von ihnen berichtet werden, wohl aber einige Minnesänger sich unter ihnen fanden, und wenn wir den Namen ihrer Burg, der in lateinischen Urkunden vielfach durch Monte Gaudium wiedergegeben ist, als frohe Burg nehmen dürfen, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß bei dem Reichthum dieser Grafen dort oben ein fröhliches Leben mit ritterlichen Spielen, Minnedienst und Minnegesang sich entfaltete, bis das dämonische Erdbeben der Herrlichkeit ein Ende machte. Nur wenige Jahre überlebte auch der letzte Froburger den Untergang seines Stammschlosses. Die Sage und die Geschichte stimmen hierin nicht ganz überein. Nach einer Sage hieß der letzte Froburger Eberhard, aber beglaubigt ist der Name Hanemann. Von diesem letzten Grafen meldet die Volkssage des Buchsgaues Folgendes: Als er nach dem Erdbeben den Oltnerstalden hinaufritt und vernahm, daß auch seine Froburg vernichtet sei, da schwur er: „So wahr ich der Herr des Landes bin, soll fürder kein Pflug durch die Felder gehen, bis das Volk mir die Burg wieder erbaut hat.“ Nach einer Version soll er sogar den gottlosen Zusatz gemacht haben: „Wo es der Mörtel nicht thut, da hebebt Bauernblut.“ Aber als der übermüthige Ritter diese Worte gesprochen hatte, schmetterte ihn ein Blitz vom Pferde. Bis vor Kurzem war an dem Orte, wo diese Begebenheit geschehen sein soll, ein Bild zu sehen, welches den vom Blitz unter das Pferd geworfenen Grafen darstellte. Jetzt ist es verschwunden. Gegenüber nun jener Sage ist es historisch ermittelt, daß Hanemann, der letzte Froburger, erst neun Jahre nach dem Erdbeben starb, so daß dann freilich doch die Froburg und die Froburger um dieselbe Zeit verschwunden sind. Wahrscheinlich ist Graf Hanemann als der letzte seines Stammes mit Helm und Schild, wie es Sitte war, wenn kein ritterlicher Descendent die Kriegsrüstung erben konnte, im Kloster Schönfeld begraben. Dieses Kloster war von den Froburgern, die überhaupt an frommen Stiftungen Gefallen hatten, gegründet worden und eine Legende meldet die Veranlassung dazu. Es war im Jahre 1130 als sich Graf Adalbert II. mit seinen Knappen und Jägern in der Waldung eines nordwestlich von der Froburg gelegenen Thales befand. Nachdem sie lange in der wilden Gegend umhergeirrt waren, erblickten sie plötzlich, an einer hellen Quelle sitzend, eine wundersame schöne Frau, die ein Kindlein in den Armen hielt. Die Hifthörner verstummten und die Jäger erkannten die Mutter Gottes mit ihrem

Sohne, die alsbald auf einem Wagen, den ein Löwe und ein Lamm zogen, gen Himmel fuhren. Der Graf, das Wunderzeichen verstehend, ließ die Gegend von dem Gesträuche säubern, und legte in dem schönen Thale den Grund zu dem Benediktinerkloster Schönthal, welches bis zur Reformationszeit bestanden hat. Der Löwe und das Lamm, in Stein ausgehauen, sind noch an dem Gebäude sichtbar, das freilich kaum ein ehemaliges Kloster verräth. Das Grab des letzten Froburgers habe ich nicht entdecken können.

Während die Froburg und die Froburger um jene Zeit verschwanden, meldet die Sage, die freilich ihre Variationen hat, wie ein anderes Geschlecht der Gegend durch ein Wunder erhalten wurde. Als das Erdbeben eine der kühnsten Hochbauten des östlichen Jura, die Burg Thierstein, erfaßte, lag die Gräfin mit ihrem erstgebornen Töchterlein im Wochenbette und während der Burgthurm über die jähen Felsen in den Abgrund hinabschoß, glitt das Gemach der Wöchnerin sanft den Abhang hinunter bis in die Felder des Dorfes Oberfrick. Da wurden die Gräfin und das Kind unversehrt gefunden. Der Graf Waltraf stellte die Veste wieder her und die Gräfin machte aus Dankbarkeit für ihre wunderbare Erhaltung alles Land, über das sie mit ihrem Säugling gerollt war, zinsfrei. Der Besitzer des Ackerlandes, das den Namen „Sesseln" führt, genießt noch jetzt besondere Vorrechte.



Meine Flucht aus dem Gefängnisse.

(Auszüge aus den „Erlebnissen zweier Generationen".)

Von Jakob Venedey.

Hier, lieber Freund, die gewünschte Beschreibung meiner Flucht aus dem Gefängnisse. Eigentlich sollte ich vorerst erzählen, warum ich denn in's Gefängniß gekommen, aber das würde ein anderes Kapitel aus den „Erlebnissen zweier Generationen" sein. Es möge genügen, hier daran zu erinnern, daß ich der Burschenschaft in Heidelberg angehört hatte, in Hambach mit thätig gewesen, an der Redaktion des „Wächters am Rhein" in Mannheim betheiligt war und eben von einer kleinen Rundreise durch Norddeutschland zum Zwecke der Einleitung einer größern politischen Verbindung heimkehrte — alles im Jahre des Heils 1832 Verbrechen, die zum wenigsten mit vieljähriger Untersuchung und nachträglich mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe gesühnt werden mußten — als — — nun, das will ich ja eben erzählen.

I.

Mit einem Artikel für den „Wächter am Rhein", dessen nächste Nummer ich in Abwesenheit Stromayers allein übernommen hatte, beschäftigt, klopft es — und herein trat Herr Polizeikommissär Hoffmann. Zwei Polizeidiener blieben an der Thüre stehen.

Die Sache war klar und es wäre nicht nöthig gewesen, daß er es aussprach. Herr Hoffmann lud mich übrigens höflich genug ein, mit ihm auf's Amt zu kommen. Ich hätte natürlich Gründe genug gehabt, die Einladung auszuschlagen, aber die beiden Polizeidiener an der Thüre sammt dem Polizeikommissär waren durchschlagende Gegengründe. Ich erklärte mich bereit mitzugehen und bat nur um die Erlaubniß, im Nebenzimmer die Stiefeln anzuziehen. Ehe mir der Polizeikommissär folgen konnte, war ich im Nebenzimmer, in welchem Stromayers Schwager — nicht Mathy, sondern ein Arzt, wenn ich nicht irre — mit seiner Schwägerin, Stromayers Schwester, stand; und ehe der Polizeikommissär ebenfalls in das Zimmer trat, hatte ich dem Schwager Stromayers mein Portefeuille, in welchem ein paar verrätherische Briefe waren, gereicht und dieser es schweigend angenommen und eingesteckt.

Das war ein guter Anfang, ein gutes Omen, und so ging ich schon halb gefaßt und halb getröstet mit dem freundlichen Herrn Polizeikommissär auf's Amt. Hier wurde ich nach Namen, Alter, Stand u. s. w. gefragt und — ich hatte Gründe, nicht Venedey zu heißen — nachdem ich den angenommenen Namen hergestottert, einstweilen dem Hausmeister des Rathhauses, der zugleich der Gefangenwärter war, überliefert. In Begleitung der beiden Polizeidiener brachte dieser mich in die Gefängnißstube des Rathhauses.

Als ich eingetreten war, wurde die Thüre hinter



Anna Peters
1865.

Farbendruck v. F. Hochdanz

Verlag v. Kraus u. Hoffmann

mir geschlossen und ich hörte dann das häßliche Rasseln der schweren Riegel nicht ohne einen innern Schauer. Sie riefen in ihrem dumpfen, heißern Tone mir in die Seele hinein: Gefangen! gefangen!

Es sind jetzt gerade dreiunddreißig Jahre her, daß ich diesen dumpfen, rasselnden, knarrenden Ton gehört; aber wenn ich an denselben zurückdenke, höre ich ihn mit allen Schauern wie damals: Gefangen! gefangen!

Gefangen, bis du alt und mürbe geworden! fuhr mir durch Mark und Bein, durch Herz und Seele. Ich machte mir selbst Vorwürfe, daß ich dieser vorherzusehenden Entwicklung nicht aus dem Wege gegangen. Einer unserer Freunde und Strebensgenossen nach dem andern, Siebenpfeifer, Wirth, Bruggemann, Pfarrer Hochstädter und wie sie alle hießen, waren verhaftet. Schüler, Savage von Zweibrücken und viele andere hatten den deutschen Boden verlassen und sich nach Frankreich geflüchtet. Jede Zeitung brachte die Botschaft neuer Verhaftungen. Erst vor acht Tagen war Kähler aus Holstein, Student in Heidelberg, wegen eines Artikels im „Wächter am Rhein" ebenfalls verhaftet worden.

So war es mir nahe genug gelegt, daß auch die Reihe an mich kommen werde. Sollte ich fliehen? Dagegen empörte sich meine Natur. Und dennoch kannte ich den Geist und Gang unsrer Rechtspflege „politischen Verbrechern" gegenüber hinlänglich, um mir sagen zu müssen, daß ich jedenfalls den besten Theil meines Lebens im Gefängnisse verschmachten würde, wenn ich erst einmal in Untersuchung sei. Trotz alledem konnte ich es nicht über mich gewinnen, dem oft ertheilten Rathe, dem vielfach gegebenen Beispiele, vor der Gefahr zu fliehen, Folge zu leisten. „Ich bleibe auf meinem Posten, bis man mich verhaftet, und — dann werde ich im Gefängniß keinen andern Gedanken haben, als wie wieder aus dem Gefängniß herauskommen." Das war das Schlußergebniß aller Erwägungen über die Lage, in der ich mich befand.

Ueberdieß hatte ich die Ueberzeugung, daß kein Gefängniß fest genug für den, der es brechen will. Der Major von Trenk war nicht schuld an dieser Ueberzeugung, sondern der Schneider Zaun, der vor Jahr und Tag in Köln ein Gefängniß nach dem andern erbrochen und zuletzt aus dem höchsten Gefängnißthurme Kölns, dem Baienthurm, auf fast unerklärliche Weise entsprungen war. Vor dieser letzten gelungenen Flucht hatte ich den schmächtigen, unansehnlichen, ganz gewöhnlichen Schneidergesellen in der „blechenen Botz", dem kölner Gefängniß — wohin ich als Kandidat der Rechte und Gehilfe meines Vaters kam, um mit einem Verbrecher zu reden, den mein Vater als Advokat vor den Assisen zu vertheidigen hatte — zufällig gesprochen. Auf meine Frage, wie er es denn mache, daß er überall durchbreche, sagte er einfach: „Ich will eben nicht im Gefängniß bleiben, ich will nicht! Und wenn es Einem recht ernst ist, so findet er am Ende auch den Weg hinaus." — Er erzählte dann seine letzte Flucht mit allen Umständen, und wir hatten Gelegenheit zu bewundern, wie er auch die kleinste Handhabe zu benützen gewußt hatte.

Und als ich nun der Gefangenschaft entgegensah, und mich zur Flucht vor der Gefahr nicht entschließen konnte, dachte ich oft: Was so ein elender Spitzbube kann, das kann im Falle der Noth auch ein braver Kerl, wenn er's recht will.

Und so habe ich denn wirklich von der ersten Stunde bis zur letzten, die ich im Gefängniß zugebracht, keinen andern Gedanken gehabt, als den — wie wieder hinauskommen. Und dasselbe Rasseln der schweren, rostigen Riegel, das mir das Herz erzittern machte, war in der nächsten Minute in mir zu einem Befreiungsrufe umgeschlagen. Als die Riegel schnarrten und zuschlugen, bemerkte ich, daß man die Thüre nur von außen schließen konnte. Dieser Gedanke war der Hoffnungsstrahl der Befreiung.

Es mochte drei Uhr Nachmittags sein. Für den Abend hoffte ich meine Befreiung durchzusetzen. Ich ging getrost und frohen Muthes in dem Gefängnisse auf und ab. Die Stunden schlichen, aber es war mir recht, daß der Gefangenwärter nicht frühe kam. Ich zog das Zwielicht oder die Nacht zu meinem Plane vor. Die Zwischenzeit war ich nicht müssig. Ich machte, was ich dazu gut fand, mein Taschentuch, das Hutband, die Säume des Hemdes zu Stricken, mit denen ich die Riegel der beiden Fenster so fest verwahrte, daß man sie nur schwer öffnen konnte.

Endlich hörte ich Schritte. Jetzt rasselten die Riegel. Mir schlug die Stunde der Befreiung fast zu früh, ich dachte, etwas später wäre besser. Es war noch nicht dunkel genug.

Der Gefängnißwärter trat ein und fragte mich, ob ich etwas brauche? Ich sagte: ja, ich habe Hunger, holen Sie mir eine Cotelette und einen Schoppen Wein. Ich gab ihm einen Kronenthaler, und er sagte: Wie Sie befehlen! So ging er wieder und die Riegel rasselten wieder wie früher.

Mit Spannung stand ich am Tische in der Mitte der Stube, als ich endlich den schweren Schritt des Gefangenwärters wieder auf der Stiege hörte. Er kam näher; jetzt schob er die Riegel an der Thüre zurück. Unterdeß that ich, am Tische stehend, fest auftretend, als ob ich im Zimmer auf und ab gehe. Als der Gefangenwärter die Thüre öffnete, mit der Schüssel und der Weinflasche auf den Tisch zuging, ging ich in demselben Schritte, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, an ihm vorbei, auf die Thüre zu, hinaus, und — schob die schweren Riegel vor.

Er war drinnen, der Gefangene, ich draußen, der Schließer.

II.

Das Rathhaus in Mannheim ist ein sehr umfangreiches Gebäude, in welchem vier Zimmer, je zwei im dritten und vierten Stock durch Eisengitter und feste Thüren zu Gefängnissen eingerichtet sind. Der übrige Theil des Gebäudes besteht aus Archiven und Schreibstuben für eine Menge von Beamten, die in der Regel bis Abends spät arbeiten. Ich unterstellte, daß das große Thor, welches am Tage stets offen steht, erst wenn alle Arbeiter heimgegangen, geschlossen werde.

Aber ich hatte mich verrechnet. Es war der Vorabend des großherzoglichen Geburtstages, die Amtsstuben und das ganze Rathhaus wurden geputzt zu dem morgigen Feste. Die Beamten waren alle ausgezogen, das Thor fest verschlossen. Ich strengte alle meine Kraft an, dasselbe zu sprengen, aber vergebens, es wich nicht. Jetzt hörte ich die Stimme des Gefangenwärters, der endlich die zugebundenen Fenster aufgerissen hatte, um Hilfe rufen. Sonst aber blieb alles in dem großen Hause todesstille. Ich trat in den Hof, auf den das Fenster stieß, an dessen Gitter jetzt der Gefangenwärter Feuer und Mordio schrie. Es kam Niemand und ich konnte einen neuen Plan machen.

In der Ecke des Hofes steht ein Brunnen mit einem steinernen Brunnentrog vor demselben. Auf diesen Brunnen kletterte ich und hoffte von demselben aus mich auf das Dach des Holzstalles, der den Hof nach der einen Seite schließt, zu schwingen; von diesem Hofe konnte ich in den Garten eines Nachbarhauses gelangen. Aber das Dach des Holzstalls stand über den Brunnen und über mich, auf dem Brunnen stehend, hervor. Ich konnte keinen Halt erlangen, um mich auf das Dach zu schwingen, als indem ich die Jalousieläden eines Fensters des Hauptgebäudes erfaßte und mich an ihnen hinaufzog. Kaum aber hing ich an dem Fensterladen, als dieser zusammenbrach; ich fiel mit demselben herunter und zwar in den steinernen Trog vor dem Brunnen; ich verstauchte mir beide Füße und beide Ellenbogen und schlug mit der Nase auf den Stein, daß ich für eine Weile die Besinnung verlor.

Während ich an dem Brunnen hinaufkletterte, hatte ich den Gefangenwärter noch immer um Hilfe rufen hören. Als ich aber nach dem Falle wieder zu mir kam, stand er neben mir, hatte mich gefaßt, schüttelte, rüttelte, stieß mich und schleppte tobend und schimpfend mich wieder die Treppe hinauf in das Gefängniß. Warte, du Hund, du sollst in's Loch! waren seine letzten Worte, als er wieder zur Thüre hinausstürmte und die Riegel wieder vorschob.

Ich weiß nicht mehr, ob mich der Gefangenwärter auf das Bett gelegt oder ob ich noch zu demselben gehen konnte. Nur das weiß ich, daß ich erst hier wieder recht zu mir kam und fühlte, wie mir beide Füße vollkommen gelähmt waren und mir die Kniee, die Ellenbogen wehe thaten und ich aus der Nase blutete.

Nun bist du gefangen! ging es mir wie Messerstiche durch's Herz. Gefangener Mann, ein armer Mann! stand auf der Wand des Gefängnisses mit großen Buchstaben angeschrieben, und die paar Worte tönten mir in den Ohren und in der Seele stets wieder.

Nach einer Weile kam der Gefangenwärter zurück.

Stehen Sie auf! schnaufte er mich an.

Ich werde nicht aufstehen! antwortete ich ruhig.

Was! Sie wollen sich widersetzen? rief er, die Faust ballend, aus.

Nicht widersetzen, antwortete ich mit aller Seelenruhe, die ich auftreiben konnte. Nicht widersetzen, sondern widerlegen; denn ich liege hier, wie Sie sehen, zerschlagen an allen Gliedern, mit zerstauchten Füßen und Armen, wie an Ketten gefesselt; also werde ich nicht aufstehen, sondern Sie müssen Hilfe haben, mich von hier wegzutragen. — Er sah mich an und ich mochte elend genug aussehen. Das beste, was Sie thun können, ist, mir Wasser und ein paar Handtücher zu verschaffen zu Umschlägen um meine verstauchten Füße.

Wieder sah er mich, wie sich besinnend, an; dann fuhr er von Neuem zornsprühend los: Nein, Sie müssen in's Cachot, Sie — Sie —; ich weiß nicht mehr, welches Schimpfwort er ausstieß.

Nun bitte ich Sie, weßwegen sind Sie denn so zornig?

Das fragen Sie noch? Haben Sie nicht ausbrechen und durchgehen wollen?

Ei, du mein Himmel, als Sie nur fünf Minuten an meiner Stelle waren, haben Sie ja geschrieen, als ob man Ihnen den Hals abschneiden wolle. — Ich lachte, so gut es ging, und ganz verblüfft, aber ebenfalls lachend sah er mich an. Dann aber fuhr er zornig wieder heraus: Sie haben mich unglücklich machen wollen!

Das war sicher nicht meine Absicht; ich wollte nur frei werden und wäre ohne Ihre Schuld nur durch die Schuld der Thüre frei geworden. Ich habe Ihnen dafür Gutes thun wollen, deßwegen gab ich Ihnen einen Kronenthaler. Und sehen Sie, auf dem Tische liegen noch zwei halbe Kronenthaler, die waren auch für Sie bestimmt, ein Trinkgeld für die böse Minute, die Sie meinetwegen hier haben würden.

Er sah nach dem Tische hin; es lagen wirklich die zwei Geldstücke dort. Das schlug durch. Ein paar Sekunden Besinnens und dann stieß er heraus: Nun, meinetwegen mögen Sie bis morgen früh hier bleiben; dann mag der Herr Kommissär selbst bestimmen, ob Sie in's Cachot müssen.

Er ging, kam aber nach einer Weile zurück mit Wasser und zwei Handtüchern, die ich um die bereits geschwollenen Knöchel der beiden Füße legte. Sein: Gute Nacht! mit dem er sich endlich empfahl, hat lange nicht wirken wollen; denn die Füße thaten mir sehr wehe, die Nase nicht weniger, und in mir klang das dumme Wort, der bleierne Gedanke: Gefangener Mann, ein armer Mann! immer wieder durch alle halbwachen Träume vergangenen Glückes, halbwachen Ahnungen zukünftigen Unheils. Endlich schlief ich ein.

III.

Am andern Morgen erhielt ich den Besuch des Herr Kommissärs, der mein Signalement aufnahm. Dann kam der Herr Amtmann mit einem Schreiber und es sollte ein Verhör beginnen. Die erste Frage war: Sie haben gestern Abend ausbrechen wollen? — Ja, Herr Amtmann. — Warum? — Nun, weil es mir draußen besser gefällt, als hier im Gefängniß. Weil ich nicht weiß, was ich hier soll. Darf ich meinerseits nicht fragen, warum ich verhaftet, wessen ich angeklagt bin? — Das wird sich später finden. — Damit war das Verhör geschlossen. Und da ich wirklich gelähmt an beiden Füßen war, so war nicht mehr die Rede von einer Uebersiedlung in's Cachot. Auch wurde ich nicht wieder durch ein Verhör belästigt, was damit

zusammenhing, daß ich auf die einfache Anzeige eines preußischen Spions verhaftet worden war, und man in Mannheim selbst einstweilen nicht recht wußte, was aus mir machen, wessen mich anklagen *).

Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten; am vierten, fünften konnte ich wieder aufstehen, aber nur mit Hilfe eines Stockes im Zimmer hin- und hergehen. Um die Zeit zu tödten, bat ich um Bücher, Feder und Papier, die mir anfangs verweigert, endlich aber zugestanden wurden.

Der Zufall wollte, daß mir die Selbstschilderung Schubarts in's Gefängniß geschickt wurde. Der Dichter der Fürstengruft wurde aber bekanntlich im Gefängniß so mürbe, daß er Reue und Leid that, nicht etwa für sich und seine Sünden allein, sondern auch für das Verbrechen, das der kleine Tyrann an ihm beging, als er ihn dem lebendigen Tode überlieferte. Die herzzerreißenden Buß-Jeremiaden des armen Gefangenen, die schauerliche Zerstörung jeder Seelenkraft in diesem Unglücklichen wirkte auf mich wie Feuer, das in Brennstoff hineinfällt. Das ist der Fluch des Gefängnisses, der Gefangenschaft, daß sie den Stahl der Seele abnützt, daß sie endlich auch den Stärksten mürbe macht! Wenn ich diesen Schubart im Koth seines feuchten Gefängnisses auf den Knieen liegen sah und Gebete ausstoßen hörte für seinen Peiniger, dann wurden diese Gebete in mir zum Fluche gegen alle Tyrannei.

Ich will frei sein, ich will! — das war der Weckruf, den diese lahme Verzweiflung Schubarts wieder lebendig in mir aufstachelte. Frei will ich sein oder im erneuten Versuche zu Grunde gehen!

Kaum, daß ich wieder gehen konnte — was ich übrigens eine Weile nicht verrieth, um nicht am Ende doch in ein festeres Gefängniß gebracht zu werden — so machte ich neue Plane zum Ausbrechen. Dießmal wollte ich einen zweiten Gefangenen mitnehmen. Ueber mir saß nämlich jener Heidelberger Student Kähler, der in einem Artikel gesagt hatte, daß wenn die Fürsten das Herz haben würden, geschworene Eide zu brechen, das Volk in Versuchung kommen könnte, zu erforschen, ob die Hartherzigkeit so weit gehe, daß sie stich- und schußfest sei, und der jetzt harter Strafe entgegenging. Ich hatte mich gleich am ersten Tage durch Studenten- und Freiheitslieder, die ich zum Fenster hinaus pfiff, und die er aufnahm und weiter pfiff, überzeugt, daß er über mir saß.

Nachdem ich den Plan gefaßt, mit ihm gemeinschaftlich durchzugehen, schrieb ich ein paar Dutzend Worte nieder, die eine andere Bedeutung erhielten. Z. B. Gefängniß heißt Schule, Stromayer = Schulmeister, Geld = Stroh, Gefangenwärter = Schneider, Brecheisen = Bleistift, Feile = Feder &c. Als es dunkel wurde, steckte ich den Zettel mit diesen Worten auf meinen Stock, stieg auf's Fensterbrett, reckte den Arm hinaus und erreichte so das Fenster des Zimmers, in welchem Kähler saß. Auf mein Klopfen öffnete er, nahm den Zettel, lernte die Umschreibungen auswendig, und so konnten wir von nun an laut zum Fenster hinaus über unsere beabsichtigte Flucht uns unterhalten, ohne daß die Familie des Gefangenwärters, die unten im Hofe zuhörte, ahnte, wovon die Rede war.

Vermittelst eines kleinen Spiegels, den ich zum Fenster hinaushielt, hatte ich gesehen, daß unter meinem Zimmer ein Raum mit Fenstern ohne eiserne Gitter war. Von diesem Fenster konnte man mit Leichtigkeit auf's Dach des Holzstalles gelangen, von welchem man in den Garten des Nebenhauses sich ohne große Gefahr hinablassen konnte. In diesem Nebenhause wohnte eine Familie, die uns wohl wollte. Es handelte sich also nur darum, in diesen Raum unter uns zu gelangen. Dazu mußten wir wissen, ob er bewohnt sei oder nicht.

Was war nur in der vorigen Nacht für ein Höllenlärm in dem Zimmer unter mir? frug ich eines Morgens den Gefangenwärter, als er mir das Frühstück brachte. — Wie so! frug er erstaunt. Das muß ein Irrthum sein. Unter Ihnen ist ein Archiv, in dem Niemand wohnt. — So muß der Lärm im Erdgeschoß gewesen sein. — Sie werden geträumt haben, sagte er, denn im Erdgeschoß wohnt ebenfalls Niemand, dort ist eine Holzkammer. — Sollten am Ende Ratten dort hausen? antwortete ich, und er erwiderte: Das ist möglich! — Ich aber hatte Mühe, die freudige Aufwallung, welche diese Antwort in mir hervorrief, zu verbergen. Denn in der Gewißheit, daß unter uns Niemand wohne, lag für uns die Bürgschaft der Befreiung. Ich hatte den Fußboden des Gefängnisses bereits mit einer Thürklinke des unbesetzten und daher offenen Nebenzimmers, die ich aus dem Thürpfosten herausgehoben, und die ein ganz leidliches Brecheisen bot, untersucht, die Diele aufgehoben, und nachdem ich gesehen, daß unter derselben nur eine leicht zu durchbrechende dünne Latten- und Gipsdecke war, wieder zurecht gelegt. Das Durchbrechen war hier Kinderspiel. Der Boden über mir konnte nicht fester sein. So sollte Kähler oben und ich unten den Boden durchbrechen und wir dann zusammen das Nest verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Herr von Rosen — so nannte er sich wenigstens — bereiste Süddeutschland mit gefälschten Empfehlungen von allen namhaften deutschen Patrioten, von Itzstein, Benzelsternau &c. Er gab vor, der Abgesandte der posener und ostpreußischen Patrioten zu sein, die Verbindungen mit Süddeutschland anknüpfen möchten. Unmittelbar nachdem ich verhaftet war, trat er in unsere Wohnung in Mannheim ein und wollte Fräulein Stromayer veranlassen, ihm alle Papiere ihres Bruders zu übergeben, da sicher die Polizei im nächsten Augenblicke wiederkommen und die Papiere untersuchen und mit Beschlag belegen werde. Es waren aber keine verdächtigen Papiere vorhanden. Herr van Rosen wußte das Vertrauen Stromayers so zu gewinnen, daß dieser ihm wieder Empfehlungen nach Köln gab, womit es ihm gelang, hier einen Buchhändler Poppers und einen Lehrer Schallenbrand in seine Netze zu locken, daß sie ihm Briefe übergaben, die, an die Polizei in Berlin ausgeliefert, die beiden unvorsichtigen, aber sehr ehrenhaften jungen Leute in tiefes Elend stürzten. Poppers starb wenige Jahre nachher an einem Hirnfieber in Bicêtre zu Paris.





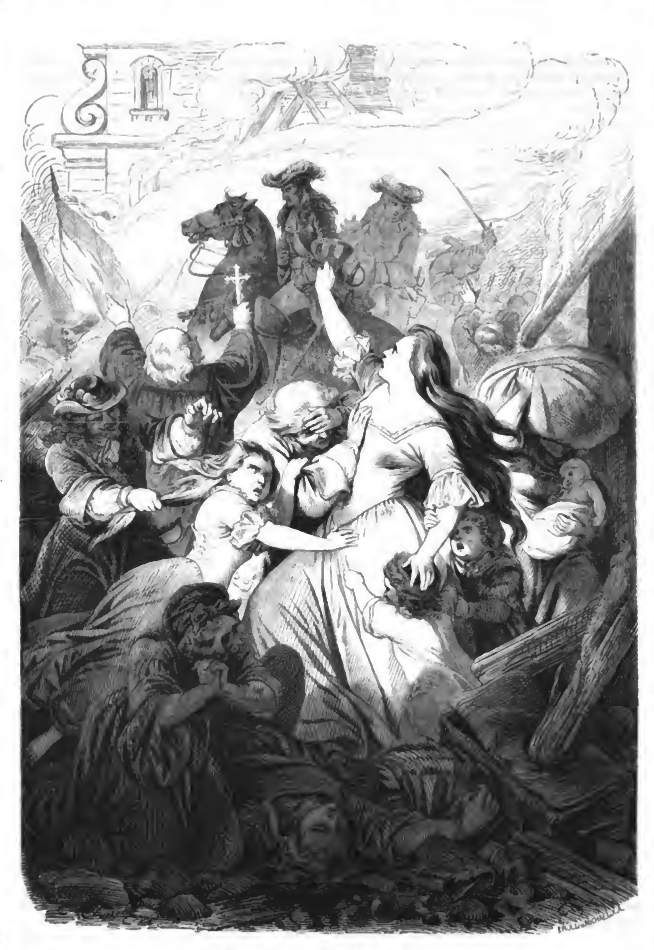
Die Zerstörung Heidelbergs.

Von A. Wilhelmi.

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, verweilte im Jahr 1658 in Frankfurt, um der Kaiserwahl beizuwohnen. Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte er seinen Vetter, den Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, als Statthalter in Heidelberg zurückgelassen. Dieser saß einmal auf dem schönen Pfälzerschloß allein in seinem Zimmer beim Mahle, da hörte er plötzlich laut und wiederhalt vom Otto-Heinrichsbau herüber den Warnungsruf ertönen: O wehe dir, Pfalz! Er sprang auf und sah sich um, erblickte aber Niemand; seine Erkundigungen beim Hofgesinde führten ihn nicht weiter; keins wollte Jemand gesehen, keins etwas gehört haben. Die Sache schien dem Statthalter so bedenklich, daß er sie dem kurfürstlichen geheimen Rath mittheilte. Die Herren Räthe überlief es bei dieser Neuigkeit bald warm bald kalt, und ihre sonst so vielgerühmte Weisheit wurde bei solch geisterhaftem Ruf zu Schanden. Auch unter dem Volk sprach man viel davon. Nachdem man kaum die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs, das Morden und Plündern der Tilly'schen Schaaren, die Nachlese Johann's von Werth und Gallas' durchgemacht, den Schwedentrunk mit Mühe geschluckt, kaum noch verdaut hatte, sollte über das zerstückelte und zertretene Land, über die mißhandelte Stadt, die Krone der Pfalz, neues Elend hereinbrechen? Mit dieser ängstlichen Frage unterhielt man sich vielfach und sah forschend hinüber über den Rhein, wo sich schon damals ein Orakel an der Seine etablirt hatte.

So sehr man den Kurfürsten liebte, so sehr man sein leutseliges Wesen anerkannte, so kam nun eben damals sein Benehmen gegen seinen Bruder Ruprecht den Leuten wieder in's Gedächtniß, und sie meinten, er habe sich gegen den abenteuernden Bruder doch gar zu unbrüderlich gezeigt. Es war gerade ein Jahr vorher. Beide, Karl Ludwig und Ruprecht waren die Söhne jenes Kurfürsten Friedrich V., der durch die Annahme der böhmischen Krone sich auf ein Jahr lang zum „Winterkönig" gemacht und der Kurpfalz sich beraubt hatte. Ihre Mutter war die englische Prinzessin Elisabeth, der unglücklichen Maria Stuart unglückliche Enkelin. An das Verhängniß der Stuarts durch die Bande der Natur geschmiedet, ihrer Erblande beraubt, verweilten die beiden Prinzen viel an dem verwandten Hof des protestantischen England. Das Land stand in Flammen. König Karl I. mußte mit seinen Unterthanen um Krone und Leben kämpfen; der tapfere Pfalzgraf Ruprecht gewann ihm als kühner Reiterführer manche heiße Schlacht, mußte aber selbst auch zuletzt vor den Schwadronen Cromwells weichen. Im nämlichen Jahre, in welchem Karl Ludwig aus dem Exil zurückkehrte und von seinem rheinischen Erblande Besitz ergriff, stand sein Oheim Karl vor den Schranken des Gerichtes und bot seinen Nacken dem Scharfrichter hin.

Ruprecht, ein Mann voll Ungestüm und Heftigkeit, kam erst später im Jahr 1657 von seinen Abenteuerzügen in die Heimat zurück und besuchte seinen Bruder Karl Ludwig in Alzei. Dieser fühlte etwas wie einen kalten Streich in seinem Nacken, wenn er dachte, daß seine pfälzische Musterwirthschaft in die Hand dieses fahrenden Ritters kommen sollte, der von Haushalten nie etwas verstanden hatte. Er richtete sich daher in dem kleinen Schloß zu Alzei so knapp ein, daß Ruprecht, dem die Welt ohnedieß zu eng war, selbst fühlen müßte, wie überflüssig er sei. Hatte er hier kaum eine Schlafstätte gefunden, so war ja das Stammschloß seines Hauses groß genug, um die ganze Nachkommenschaft des Winterkönigs zu beherbergen. Unmuthig ritt er weg und langte vor dem Thore des Heidelberger Schlosses an. Wie schlug ihm das Herz vor Freude, als er diese herrlichen Mauern und Thürme, diese grünen bis zum Königsstuhl sich erhebenden Wälder, diese an dem Ufer des Neckars schön wie eine Nymphe sich hinstreckende Stadt betrachtete! Er klopfte, gab seinen Namen an und wurde abgewiesen, auf Befehl seines leiblichen und kurfürstlichen Bruders abgewiesen.



Melac auf dem Marktplatze zu Heidelberg.

Jedermann tadelte das Benehmen des Kurfürsten als ein gar zu liebloses und glaubte in dem Weheruf des folgenden Jahres schon die Posaune des nahenden Gerichts zu vernehmen. Und wie unklug hatte der Kurfürst gehandelt! Seine Dynastie ruhte auf vier Augen, seinen eigenen und denen seines Sohnes Karl, eines Prinzen von schwacher Konstitution, für dessen Leben man immer nur zu fürchten hatte. Seine Vermählung mit einer dänischen Prinzessin Wilhelmine fiel in jeder Beziehung schlecht aus. Sie war fast in allem das Gegenstück ihres Gemahls und ihm deßwegen so widerwärtig, daß er sich alles Umgangs mit ihr enthielt. Kinder hatten sie keine und bekamen keine, und so sah der alternde Kurfürst nichts anderes vor sich, als das Verdorren seines Stammes. Gegen diese Aussicht stemmte sich nicht bloß das berechtigte und natürliche Gefühl des Fürsten, sondern auch die Erwägung des Staatsmannes. Denn mit dem Aussterben seines Stammes kam die großentheils protestantische Pfalz an den katholischen Pfalzgrafen von Neuburg.

Aus Besorgniß vor solchen radikalen Veränderungen schrieb der Kurfürst, sein hartherziges Benehmen nun bitter bereuend, seinem Bruder Ruprecht und bat ihn, daß er zu ihm nach Heidelberg kommen, sich standesgemäß vermählen und ihm die Freude bereiten möchte, erbfähige Neffen um sich zu sehen. Bei dem starren Kriegsmann überwog das Gefühl der gekränkten Ehre jeden Gedanken an eine Aussöhnung, allen Sinn für das Glück seiner Heimat, selbst den Ehrgeiz, als Kurfürst eine Rolle zu spielen. Er kam nicht, und fünf Jahre nach Karl Ludwigs Tod wurde mit dessen kinderlosem Sohne Karl der letzte Sproß der Pfalz-Simmern'schen Linie begraben.

Im Jahre 1685 starb Karl. Als er noch in seinen Fieberphantasieen dalag, fuhr er einmal plötzlich auf und rief: Dann wird die Pfalz verloren sein. Was für eine Menge von Truppen! was für ein Lärm und Gedränge!

Die Vorzeichen mehrten sich. Drei Jahre darauf verließen plötzlich mitten im Frühling alle Störche die pfälzischen, speierischen und badischen Lande, so daß sie sogar ihre Jungen zurückließen. Das Nämliche soll einst zu Aquileja geschehen sein, als der Hunnenkönig Attila die Stadt belagerte. Er wollte wieder abziehen; da bemerkte er, daß die Störche ihre Jungen hinwegtragen und davonfliegen. Dieß als ein günstiges Zeichen deutend, unternahm er noch einen heftigen Sturm und eroberte die Stadt. Wie die Einwohner von Aquileja, so dachten auch die von der Pfalz nicht daran, daß Attila über den Rhein kommen und mit seinen mordbrennerischen Schaaren den alten Hunnen übertreffen werde.

Wenige Monate darauf erhielten die Pfälzer eine neue Warnung, deren abermalige Vernachlässigung ein wahres Wunder gewesen wäre; denn nichts geringeres als ein Meerwunder machte den Rhein herauf seinen Dauerlauf. Der Heidelberger Chronist schreibt hierüber: „Es war an Größe und Farbe einem schwarzen Pferde gleich, mit langen Ohren und einem breiten Schweif, den es ganz aufrecht in der Luft trug, und hatte dabei einen gar großen Kopf. Etliche hielten es für ein Meerpferd, andere aber für ein Monstrum oder Meerwunder, welches alles das Unglück, so die Pfalz und Rheinländer betroffen, vermuthlich angedeutet. Es ging in der größten Geschwindigkeit den Rhein hinauf an Bonn, Köln, Koblenz, Bacharach, Bingen, Mainz, Oppenheim, Worms, Mannheim, Speier, Straßburg und anderen Orten vorbei bis nach Basel, und erschreckte mit seiner ungewöhnlichen Gestalt und Größe alle Einwohner, sonderlich mit seinem gewaltigen Brausen, und ob man wohl verschiedene Schüsse nach ihm gethan, hat es doch selbige so wenig geachtet, als wenn man „ein paar Bohnen nach ihm geworfen hätte".

Bald war das Räthsel gelöst, das Meerwunder auf rationalistische Weise naturalisirt, aber der Schrecken noch größer als vorher: denn die Franzosen zogen über den Rhein. Dieses Flußpferd, Meerpferd, Rhein-Monstrum mit seinem aufrechten Schwanz war Niemand anders als König Ludwig XIV. von Frankreich, an Herrschsucht, Hartherzigkeit, Brutalität Nebenbuhler Bonaparte's, an Genialität, besonders an Feldherrnkunst neben diesem kaum zu nennen. Den ganzen Rhein hinauf von Bonn bis Basel schreckte und peinigte er die Einwohner, und ob auch die Feinde verschiedene Schüsse abfeuerten, so kümmerte sich doch der Sultan zu Paris mitten in der Pracht seines entnervenden Harems nichts um solche „Bohnen".

Er hatte sich so sehr verrechnet, der gute Kurfürst Karl Ludwig. Außer seinem schwindsüchtigen Sohn Karl hatte er aus rechtmäßiger Ehe nur noch eine Tochter, **Elisabeth Charlotte**. Viele warben um das schöne Pfälzerkind, um die kräftige und geistreiche Prinzessin „Liselotte", wie sie der zärtliche Vater nannte. Vater und Tochter theilten einen Korb um den andern aus, bis Ludwig XIV. einen Gesandten nach Heidelberg schickte und die ächt deutsche Jungfrau für seinen schwachköpfigen, weibischen Bruder, den Herzog von Orleans begehrte. Zwar war die Prinzessin über diesen Antrag nichts weniger als entzückt, um so mehr aber der Herr Vater. An einem so mächtigen Herrn Vetter glaubte er für alle Fälle einen starken Schutz und Hilfe zu haben, bildete sich gar ein, in etwaigen Kriegen zwischen Frankreich und Deutschland das enfant gâté der Ludwig'schen Politik zu sein, und trug sich mit dem Gedanken, bei der neuen Regulierung der europäischen Landkarte als Schwiegervater des Herzogs von Orleans nicht minder gut bedacht zu werden, als ein Jahrhundert und einige Dezennien später die süddeutschen Fürsten, welche ihre Töchter mit bonapartischen Schwächlingen vermählen ließen. Man sprach ihm von einer Universalmonarchie, die der große König und Protektor gründen wolle, ließ ihn in der Ferne ein Königreich Austrasien sehen, das dazu bestimmt sei, die Stütze des französischen Einflusses in Deutschland zu sein, und zu dessen Errichtung gar nichts mehr fehle, als irgend ein williger deutscher Fürst, der gutmüthig genug sei, eine Krone, die ihm in den Schooß falle, nicht von sich zu werfen.

Der verhängnißvolle Pakt wurde geschlossen, die gute Liselotte mußte über den Rhein ziehen. Ihr Vater begleitete sie bis Straßburg und dort nahm sie von ihm einen thränenreichen Abschied auf Nimmerwiedersehen. Schon in Metz war es mit dem Protestantismus aus; sie mußte ihre Religion abschwören und katholisch werden, so gut dieß in Frankreich nöthig war. Der Mann, der wenige Jahre darauf alle Glaubensfreiheit in seinem Lande unterdrückte und den Hugenotten das Edikt von Nantes vor die Füße warf, sah fürwahr nicht darnach aus, als ob

er einer deutschen Prinzessin zulieb unter den Augen der „allerchristlichsten“ Majestät einen ketzerischen Gottesdienst geduldet hätte. Am Hof zu Versailles fand sie alles, was sie nicht wünschte, und nichts von all dem, woran ihr Herz hing.

Im Jahre 1671 fand dieser ungleiche Tausch statt, bei welchem der Kurfürst sein liebstes Kind hergab und ein Nebelbild dafür bekam, der Großmogul an der Seine aber mit der schönen Pfälzerin auch ein hübsches Stück der Pfalz in den Kauf zu bekommen rechnete. Darauf war es überhaupt bei der ganzen Heirath abgesehen. Gerade weil der Kurfürst nur einen einzigen und zwar sehr kränklichen Sohn hatte und nach dessen Tod ein Streit der verschiedenen Seitenlinien zu erwarten war, in dessen trüben Wellen sich so gut fischen ließ, gerade deßwegen hatte Ludwig die pfälzische Prinzessin zu seiner Frau Schwägerin auserſehen. Als dann Charlottens Bruder, Kurfürst Karl, so rasch dahinstarb, gab es viele, welche die giftmischende Hand des Herrn Vetters über dem Rhein zu sehen glaubten.

Zwar hätte man meinen sollen, nichts sei für Ludwig schwerer gewesen, als aus dieser Heirath ein Recht auf die Pfalz abzuleiten. Denn die Prinzessin hatte bei ihrer Vermählung ausdrücklich die Erklärung abgegeben, daß sie allen Rechten auf souveräne und Lehensgüter von Vater und Mutter her entsage und nur die Allodialerbschaft ihres Bruders sich vorbehalte. So sehr sich auch Ludwig bei Unterzeichnung dieses Vertrags die Hände band, so hatte er doch hier so wenig als bei den schmachvollen Reunionen, bei der freien Reichsstadt Straßburg im Sinne, sich um den Wortlaut der Verträge auch nur das geringste zu kümmern. Hatte er nur einmal die Pfälzerin, um einen Vorwand wegen der Pfalz war er nicht verlegen. Was die Prinzessin vor ihrer französischen Metamorphose von sich selbst sagte, sie sei das politische Lamm, das für das Land geopfert werde, konnte man eben so gut anders wenden und die Pfalz als das politische Opferlamm dieser „unpolitischen“ Heirath ansehen.

Kaum hatte Kurfürst Karl die Augen geschlossen, kaum hatte Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg mit Genehmigung von Kaiser und Reich im Jahr 1685 die Regierung des pfälzischen Kurfürstenthums angetreten, so erschien ein französischer Gesandter zu Heidelberg, welcher im Auftrag der Herzogin von Orleans, die ungefragt sogar dazu ihren Namen hergeben mußte, nicht bloß den Privatbesitz ihres verstorbenen Bruders, wozu sie berechtigt war, ansprach, sondern den ganzen Länderbesitz des Simmern'schen Hauses, der längst für einen untrennbaren Theil der Kurpfalz erklärt worden war, beanspruchte und sogar Miene machte, dem Neuburger die Kurwürde streitig machen zu wollen. Als Pfalzgraf von Simmern und Lautern sollte Ludwigs Bruder das Amt Germersheim bekommen, deutscher Reichsfürst werden und der französische Rheintraum allmälig zur Wirklichkeit sich gestalten.

Auch bei dem Reichstag zu Regensburg wurden die französischen Ansprüche, wenn auch nicht mündlich, so doch schriftlich geltend gemacht und in Ermanglung der juridischen Beweisgründe desto eindringlicher mit Gewalt gedroht. Diese oberste Instanz brachte es in einer so sonnenklaren Sache zu keiner anderen Erklärung, als daß der Besitzstand des Kurfürsten einstweilen bleiben, aber den Rechten keiner Partei nachtheilig sein solle. Markloser, elender konnte man sich in einer rein deutschen Angelegenheit dem Erbfeind gegenüber nicht aussprechen.

So lange als der deutsche Reichstag hatte übrigens Ludwig nicht Lust, mit schriftlichen Verhandlungen sich zu unterhalten. Gerade jetzt, wo die kaiserlichen Feldherren über die von Ludwig aufgehetzten Türken einen Sieg um den andern erfochten, wollte er mit seinen Heeren am Rhein auftreten, um als „allerchristlichster“ König seinem muselmännischen Bruder an der Donau Luft zu machen, des Kaisers Macht zu zertheilen und durch rasches Zugreifen sich in den faktischen Besitz der angesprochenen Gebiete zu setzen. Im September 1688 erschien ein Manifest, so schamlos als irgend ein Bonaparte'sches, sprach von der rechtmäßigen Besitznahme der Pfalz durch den Neuburger als von einer „Usurpation“ und erklärte mit banditenmäßiger Frechheit, „der Friede Deutschlands mit der Türkei werde für Frankreich beunruhigend und sei für den König eine Aufforderung, zum Schutz des eigenen Landes die deutsche Westgrenze zu besetzen“.

Dem Manifest folgte die That auf dem Fuß. Fünf Tage nach der Verkündigung desselben waren Kaiserslautern, Alzei, Neustadt, Oppenheim schon besetzt und die Reichsstädte Worms und Speyer zur Aufnahme französischer Garnisonen gezwungen. Am 24. Oktober erschien im Namen des Dauphin ein französischer Offizier in Heidelberg und verlangte die Uebergabe der Stadt und des Schlosses unter Zusicherung einer günstigen Kapitulation. Man hatte eine zu geringe Besatzung, um dem starken feindlichen Heere längeren Widerstand leisten zu können, und mußte sich in sein Schicksal ergeben. Die Kapitulation wurde mit Marschall Düras geschlossen und am folgenden Tage den Franzosen die Thore geöffnet. Die Bestimmungen lauteten dahin, daß die pfälzischen Truppen freien Abzug erhalten, das Schloß, die Kanzleien und Archive unverletzt bleiben, die Stadt und Universität in Ausübung ihrer bürgerlichen und religiösen Rechte nicht gestört, in ihrem Besitzthum nicht beeinträchtigt werden, die Bürgerschaft der französischen Besatzung nichts als Obdach zu geben haben sollte. Am 14. November kam auch der Dauphin, wurde vor den Thoren von den Rathsherren bewillkommt, die ihm die Schlüssel der Stadt überreichten, und er war gnädig genug, die strenge Einhaltung der Kapitulationsbedingungen mündlich zu verbürgen.

So hatte man sich gegen alle Feindseligkeiten der Besatzung wohl verwahrt, freilich bloß auf dem Papier, bloß durch die mündliche Zusage eines französischen Prinzen. Wenige Tage nachher verlangten die Franzosen von den Einwohnern eine Kontribution von 5000 Gulden und erklärten, „daß sie, wenn sie diese Summe nicht sogleich erlegen, ein sehr übles Traktament zu erwarten haben“. Um der Forderung mehr Nachdruck zu geben, wurden in die Häuser der vornehmsten Herren und Räthe Exekutionssoldaten gelegt. Diese benahmen sich in den Häusern wie Despoten, verlangten, was ihnen nur einfiel, stachen und schoßen Hühner, Gänse, Enten und anderes Geflügel auf den Straßen und in den Stuben todt und zwangen hernach ihre Wirthe, sie ihnen zu kochen und zu braten. Erlaubte man sich eine Beschwerde gegen dieses gewalt-

thätige Verfahren, bemerkte man, daß dieß der Kapitulation zuwiderlaufe, so erwiderte der Kommissär unverholen, „sie kehren sich an keine Kapitulation, das Geld müsse erlegt werden, es komme her, woher es wolle“. Zugleich ließ der französische Gouverneur, gleichfalls gegen die Bedingungen, den scharfen Befehl ergehen, daß Niemand in der Stadt außer den geborenen Edelleuten einen Degen tragen dürfe.

Und nicht nur in der Pfalz, sondern den Rhein hinab bis gegen Köln, östlich bis gegen Stuttgart wurde von den französischen Truppen auf diese Weise gewirthschaftet. Dieß war denn doch mehr, als die deutsche Geduld, ja auch mehr, als die schwerfällige Maschine des Regensburger Reichstags ertragen konnte. Was hier Schwaben und die Rheinlande erlitten, hatten die Holländer bereits gründlich gekostet und drohte zuletzt jedem Nachbar des französischen Reiches, der es für Ehrensache hielt, auf eigenen Füßen zu stehen. Ein Ereigniß von ungeheurer Wichtigkeit traf mit dem Vandalismus Ludwigs der Zeit nach zusammen: sein elender Schützling, der letzte Stuart'sche König, Jakob II. von England wurde verjagt, dessen Schwiegersohn, Ludwigs unversöhnlicher Feind, Wilhelm von Oranien auf den Thron Englands berufen. Der Gedanke, daß nur durch vereinte Kräfte Europa von dem französischen Joch errettet werden könne, drang zuletzt durch. So entstand eine Koalition der heterogensten Elemente, der konfessionell so sehr gespaltenen deutschen Staaten Oesterreich und Preußen einerseits und der auf ihre Seemacht gegenseitig so eifersüchtigen Holländer und Engländer andererseits, welche hinwiederum jenen, wie die Demokratie dem Absolutismus entgegenstanden. All diese Gegensätze, welche bei anderer Gelegenheit sich selbst bis auf den Tod zerfleischten, brachte der Mann mit seinem stolzen Wort: l'état c'est moi! unter einen Hut. Aus dem Streit über die Erbschaft der Herzogin von Orleans wurde ein europäischer Krieg, der in Belgien, am Rhein, in Italien und zur See entbrannte. Europa wurde durch diese Koalition gerettet, aber die Pfalz mußte die Zeche bezahlen.

(Schluß folgt.)



Der große Zauberer des vorigen Jahrhunderts.

Von Fr. Notter.

Nicht leicht haben sich die Urtheile über Jemand so widersprochen, wie über den Mann, den diese Skizze behandeln will: Joseph Balsamo, genannt Cagliostro. Die eine Hälfte Europa's, mindestens desjenigen Theils von Europa, das er auf seinen mannigfachen Wanderungen berührte, sah in ihm eine der höchsten menschlichen, wo nicht eine göttliche Erscheinung, während die andere Hälfte ihn von vorne herein entschieden für einen unverschämten Gaukler erklärte, der nicht einmal sonderlich schlau handle, jedenfalls die für seine Rolle nothwendige Selbstbeherrschung keineswegs immer besitze, sondern sich durch Jähzorn, Rachsucht, Eitelkeit u. s. f. nur allzuhäufig zu Handlungen hinreißen lasse, die seinem eigenen Zweck zuwider liefen*). Diese ihn öfters bloßstellende Leidenschaftlichkeit und überhaupt einen sehr fühlbaren Mangel an seiner Erziehung gaben selbst seine Bewunderer zu, und ebenso, daß seine vom großen Haufen viel gepriesene und denselben überwältigende Beredtsamkeit durchaus nicht höherer Art gewesen sei, vielmehr sich der Hauptsache nach nur auf eine volltönende, imposante Stimme und eine außerordentliche Mundfertigkeit beschränkt habe, bei welcher allerdings hie und da ein erhabener oder tief scheinender Satz mitgelaufen sei, eben so häufig aber auch die plattesten Gedanken und gemeinsten Bilder, wie er z. B. einmal mitten in einer emphatischen Schilderung seiner Bemühungen für das Wohl der Menschheit die Worte hinwarf: «pour soulager l'humanité je travaille comme un boeuf.» Wobei im Vorübergehen bemerkt sei, daß er, obwohl er sich der Kenntniß unzähliger Sprachen, namentlich orientalischer rühmte, es doch unter den nicht-italienischen nur in einer einzigen bis zum Sprechen gebracht hatte, nämlich in der französischen, in dieser aber, sowie in seiner Muttersprache, der italienischen selbst, sich gleichwohl nur schlecht und fehlerhaft auszudrücken vermochte.

Gehen wir damit zu einer Lebensbeschreibung des sonderbaren Mannes über. Als Grundlage möge die aus dem Italienischen in's Französische übersetzte Vie de J. Balsamo, connu sous le nom de comte Cagliostro, Paris 1791, dienen. Diese nach den Akten des heiligen Officiums herausgegebene Schrift geht zwar von keinem unparteiischen Gesichtspunkte aus und verdient insofern nicht durchgehends Glauben. Allein soweit deren Inhalt in vorliegendem Aufsatz benützt worden, besteht er bloß in den protokollarisch niedergelegten eigenen Aussagen des Inquisiten und seiner Frau, welche durch eine Menge anderer Schriften bestätigt werden, z. B. durch die „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau von Elisa von der Recke, 1787,“ und vor Allem durch das in neuester Zeit erschienene Werk des Franzosen Campardon: Marie Antoinette et le procès du collier, Paris 1863, welches sehr umfassende, gerichtlich erhobene Aktenstücke über den Wunderthäter enthält, wie denn schon Goethe, der die Familie Balsamo's im Jahr 1787 in Palermo kennen lernte, in einem Zusatz

*) So ließ er sich auch noch, als er endlich im Jahr 1790 in Rom vor Gericht gestellt wurde, bald durch Zorn gegen die Untersuchungsrichter zu beleidigenden Ausdrücken hinreißen, die seine Sache nur verschlimmern konnten, bald plauderte er im Eifer mehr aus, als er gefragt worden, und fing sich, wie die Richter selbst zugeben, in der eigenen Unvorsichtigkeit. D. Verf.



Verlag von Krais und Hoffmann in Stuttgart

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

PIFFERARI.

zu seiner „italienischen Reise" in Bezug auf jene Veröffentlichungen durch das römische Gericht sehr anerkennend bemerkt: „Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beitragen sollte, als durch Herausgabe jenes Auszugs aus den Prozeßakten geschehen ist!*) Denn obgleich diese Schrift noch weit interessanter sein könnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schönes Dokument in den Händen jedes Vernünftigen rc."

Joseph Balsamo, geboren den 2. Juni 1743 zu Palermo, verlor seinen Vater, einen Kaufmann, schon in den ersten Monaten und kam daher auf Veranstaltung mütterlicher Verwandten noch als junger Knabe in's Seminar des heiligen Rochus in jener Stadt, aus welchem er jedoch mehrmal entlief und deßhalb etwa in seinem vierzehnten Jahre, um 1757, in's Kloster der barmherzigen Brüder zu Cartagirone gebracht wurde. Hier erwarb er, dem Bruder Apotheker zum Dienst beigegeben, einige Kenntnisse in Chemie und Arzneikunde, warf aber die Kutte bald wieder ab und lebte mehrere Jahre in Palermo theils von seiner Geschicklichkeit in Federzeichnungen, theils von allerhand Betrügereien, Zauberstückchen und Schatzgräberei. So fälschte er z. B. im Hause eines Notars, seines Verwandten, ein Testament zu Gunsten eines gewissen Marchese Maurigi, wodurch einer frommen Anstalt großer Schaden erwuchs, eine Gaunerei, die erst mehrere Jahre nach seiner Entfernung aus der Stadt entdeckt ward. So schwatzte er einem Goldschmied, Namens Marano, die Summe von zweihundert Unzen Goldes (mehr als hundert Louisd'or) ab, um damit einen Schatz in einer Höhle bei Palermo zu heben; als aber der Betrogene sich an den bezeichneten Ort begab, ward er von Balsamo's Spießgesellen, die sich in Teufel verkleidet hatten, tüchtig durchgeprügelt. Der Mißhandelte zeigte die Sache der Obrigkeit an, und der Betrüger fand nun gerathen, in Gesellschaft eines Kammerdieners, der mit im Komplot gewesen, und eines Priesters zu entfliehen**).

Beide verließen ihn, nachdem sie ihn der erschwindelten Summe beraubt hatten, und seiner Angabe zufolge reiste er nun während einer Zeit von acht bis zehn Jahren, für welche man durchaus keine zuverläßigen Nachrichten über ihn hat, in Begleitung eines spanischen Abenteurers, Althotas, der verschiedene Sprachen redete, einige arabische Schriften besaß und sich für einen großen Chemiker ausgab, durch Griechenland, Aegypten, Persien nach Rhodus und von da nach Malta, wo er bei dem Großmeister Pinto, einem Freunde der geheimen Chemie, Unterstützung und Empfehlungsbriefe nach Neapel erlangt haben will. Von Neapel wandte er sich nach Rom und heirathete dort, wie aus einem von Campardon beigebrachten Berichte indirekt geschlossen werden mußte, im April 1769, wahrscheinlicher aber im April 1768, also im 25. oder 26. Lebensjahre, die vierzehnjährige Lorenza Feliciani, Tochter eines Kupfergießers, d. h. eines Verfertigers der kupfernen Zierrathe an Equipagen u. dgl. (budat ore.) Schon vor der Heirath mochte er sich gegen ein Jahr in Rom aufgehalten haben, und hatte theils durch Unterstützung des auf irgend eine Weise von ihm gewonnenen Ritters von Breteuil, Gesandten des Malteser-Ordens beim heiligen Stuhl, theils durch die erwähnte Kunstfertigkeit in Federzeichnungen einiges Geld erworben. Nach Versicherung des schon genannten, in Rom über ihn herausgegebenen Buches wären jene angeblichen Federzeichnungen eigentlich Kupferstiche oder Drucke gewesen, denen er mittelst chinesischer Tusche ein besonderes Relief zu verschaffen gewußt. Wir werden jedoch gleich sehen, daß mindestens zuweilen dergleichen Nachbildungen berühmter Gravüren oder doch Nachbildungen von Handschriften in der That sein eigenes Werk waren, wie er denn seine Fertigkeit in letzterer Beziehung schon in Palermo zu Testamentsfälschungen, Nachahmung von Banknoten u. dgl. angewandt hatte.

Höchstens sechs Wochen nach Abschluß der Ehe trug sich nach den bekannten Memoiren Casanova's de Seingalt in der Stadt Aix in der Provence Folgendes zu, was hier der Hauptsache nach mit den Worten des geistreichen Verfassers erzählt werden mag, wobei die eben gegebene Zeitbestimmung daraus hervorgeht, daß, wie der Erzähler beiläufig bemerkt, Ganganelli, der am 19. Mai 1769 unter dem Namen Clemens XIV. den päpstlichen Thron bestieg, damals noch nicht zum Papst erwählt war, die Wahl aber jeden Tag bevorstand.

„Eines Tages sprach man an der Wirthstafel von einem Pilger und einer Pilgerin, welche soeben angekommen, und versicherte, sie wären Italiener, die zu Fuß von St. Jago in Galizien kämen und durchaus Leute von Stand sein müßten, da sie beim Eintritt in die Stadt reichliche Gaben an die Armen vertheilt hätten. Die Pilgerin sei höchstens achtzehn Jahre alt und reizend, doch Ermüdung habe sie genöthigt, sogleich zu Bette zu gehen. Sie waren in demselben Gasthof eingekehrt, wo ich wohnte, und die Gesellschaft ward neugierig, sie zu sehen. Als Italiener stellte ich mich an die Spitze der Neugierigen und machte diesen Leuten, die entweder bigott oder Betrüger sein mußten, sogleich die Aufwartung.

Wir trafen die Pilgerin in einem Lehnstuhl, mit dem Ansehen einer durch Anstrengung erschöpften und durch ihre Jugend interessanten Dame. Was die Theilnahme für sie erhöhte, war ihre Schönheit, die ein

*) Wie der Verfasser vorliegenden Aufsatzes in diesem Augenblick aus guter Quelle vernimmt, wurden jene Prozeßakten selbst im Moment, ehe die Feanzosen im Jahr 1809 sich des päpstlichen Archives bemächtigten, durch einen damals in Rom sich aufhaltenden Heern Hennequin auf die Seite geschafft und gingen später durch ihn oder duech seinen Sohn in den Besitz eines Herrn Lesoinne in Lüttich übee, von dessen Familie sie noch jetzt aufbewahet werden. Es würde sich gewiß veelohnen, diese interessanten Dokumente der Oeffentlichkeit zu übergeben.

**) Schon während seines Aufenthaltes in Palermo soll er dafür, daß er die Gabe des sogenannten zweiten Gesichtes nicht nur in eigenee Person besitze, sondeen auch in Andern zu eeregen veemöge, einen Beweis abgelegt haben, der jedoch zu mäechenhaft lautet, als daß wir ihn in den Text unseees Berichtes hätten aufnehmen mögen. Als er sich nämlich eines Tages in Gesellschaft einiger Freunde befand, sei zufällig der Wunsch aufgetaucht, zu wissen, was eine gewisse Dame im Augenblick thue. Balsamo habe ein Viereck auf die Erde gezeichnet, sei mit den Händen darüber hin gefaheen und alsbald habe sich die Gestalt der Dame, wie sie eben mit drei Freunden Brett spielte, auf dem Boden gezeichnet. Man habe alsbald in ihr Palais geschickt und Alles gefunden, wie Balsamo es seine Gefährten hatte sehen lassen!

sichtbarer Kummer noch mehr hervorhob, und ein sechs Zoll hohes Kruzifix von gelbem Metall, das sie in der Hand hielt. Bei unserem Eintritt legte sie es jedoch weg und erhob sich, uns ein zierliches Kompliment zu machen. Der Pilger, der Muscheln auf seinem schwarzen Wachsmantel zu befestigen beschäftigt war, rührte sich nicht; er blickte seine Frau an und schien damit eigenen Mundes auszusprechen, daß nur sie uns interessiren dürfte. Er schien fünf oder sechs Jahre älter als sie, klein von Gestalt, doch wohlgebaut; auf seinem Gesicht las man Muth, Keckheit, List und feinen Spott; er war gerade das Gegentheil von seiner Frau, deren ganzes Wesen Adel, Bescheidenheit, Unbefangenheit, Sanftmuth und holde Scham verrieth. Beide sprachen nur so viel französisch, um sich verständlich zu machen, und schienen erst wieder aufzuathmen, als ich sie italienisch anredete. Sie versicherte mich, sie sei aus Rom, und ihre schöne Sprache bekundete sie in der That bald als Römerin; was ihn betraf, so hielt ich ihn für einen Sizilianer, allein er behauptete, er sei aus Neapel. Sein römischer Paß nannte ihn Balsamo, den der Leser zehn Jahre später als den berüchtigten Cagliostro kennen lernen wird.

Dann erzählte sie uns, sie kehre mit ihrem Manne nach Rom zurück, zufrieden St. Jago von Compostella und der Madonna del Pilar ihre Ehrfurcht erwiesen zu haben. Sie wären zu Fuß dahin gegangen, und kehrten nun eben so heim, lebten nur von Almosen, hätten jedoch zu Erhöhung ihres Verdienstes vor Gott, den sie vielfach beleidigt, umsonst nach Elend und Noth verlangt. Mocht' ich auch immer nur um einen Sou betteln, sagte sie, man hat mir allemal Silber und Gold gegeben, so daß wir uns genöthigt sahen, um wenigstens unserm Gelübde treu zu bleiben, beim Eintritt hier das uns übrig gebliebene Geld an die Armen zu vertheilen, da, wenn wir es behalten, wir uns eines Mangels an Vertrauen auf die Vorsehung schuldig gemacht hätten. Ihr Mann, der sehr stark sei, habe wenig gelitten, doch sie selbst habe nicht ohne große Mühe die Strapazen der Fußreise ertragen. — Sie erzählte uns, sie hoffe hier drei Tage auszuruhen und dann nach Rom über Turin, wo sie dem heiligen Schweißtuch ihre Ehrfurcht bezeigen wollten, aufzubrechen. Sie gestand, zu wissen, daß es dieser Schweißtücher mehrere in Europa gebe, doch man habe sie versichert, dasjenige zu Turin sei das echte.

Hierauf verließen wir die schöne Pilgerin Alle sehr zufrieden, doch mit einigen Zweifeln an ihrer Frömmigkeit. Den folgenden Morgen erschien der Pilger, mich zu fragen, ob ich mit ihm und seiner Frau bei ihm frühstücken wollte, oder lieber sähe, wenn sie zu mir kämen. Ich erwiderte, es würde mich freuen, wenn sie zu mir herunter kämen. Beim Frühstück fragte ich, womit er sich beschäftige, und er sagte, er zeichne mit der Feder. Diese Kunst besteht nur darin, Kopieen von Kupferstichen zu machen, nicht selbst zu erfinden. Dennoch versicherte er mich, er sei in seinem Fach ausgezeichnet und kopire jeden Kupferstich so genau, daß er mich dreist herausfordere, seine Kopie vom Original zu unterscheiden. — Ich gratulire Ihnen zu diesem Talent, erwiderte ich, das Ihnen falls Sie nicht reich sind, überall zu leben erlaubt. Jedermann sagt mir das, entgegnete er, und doch täuscht man sich. Mit meinem Talent kann ich Hungers sterben; wenn ich den ganzen Tag in Rom oder Neapel gearbeitet, hatt' ich nicht mehr als einen halben Testone (etwa 28 Kreuzer) verdient und davon kann man nicht leben.

Bei diesen Worten zeigte er von ihm gezeichnete Fächer, die nicht schöner sein konnten. Sie schienen durchaus in Kupfer gestochen; doch um zu beweisen, daß sie mit der Feder gezeichnet, wies er mir einen Rembrandt, den er beinahe schöner als das Original kopirt hatte. Von Neuem schwor er mir, daß diese Kunst ihm nicht zu leben gewähre; ich glaubte ihm jedoch nicht. Er schien mir zu den Müssiggängern zu gehören, die herumschweifendes Leben geregelter Thätigkeit vorziehen. Ich wollte ihm einen Louisd'or für einen Fächer geben, doch er lehnte ab, indem er mich bat, denselben als Geschenk zu nehmen und dagegen, da er übermorgen abzureisen gedenke, für ihn bei Tische zu sammeln.

Ohne Mühe brachte ich fünfzig bis sechzig Thaler zusammen, die die Pilgerin selber bei Tische, wo wir noch saßen, in Empfang nahm. Weit entfernt von jeder Unsittlichkeit, ruhte der Schein der Tugend auf dieser jungen Person. Als man sie bat, ihren Namen auf ein Lotteriebuch zu schreiben, bat sie um Entschuldigung und sagte, daß man in Rom die Frauenzimmer, die man tugendhaft erziehen wolle, nicht schreiben lehre.

Am nächsten Morgen kam sie zu mir und bat mich um einen Empfehlungsbrief nach Avignon; ich schrieb ihr deren zwei. Am Abend gab sie mir den einen zurück, bemerkend, ihr Mann glaube, daß sie dessen nicht bedürften. Zugleich bat sie mich genau hinzusehen, ob der Brief auch der meinige sei, und ich erwiderte, nachdem ich dieß gethan, es sei allerdings derselbe. Lachend entgegnete sie, ich irre mich, es sei nur eine Kopie. Ich bestreite dieß und sie ruft ihren Mann, der mich mit meinem Briefe in der Hand von seinem wunderbaren Nachahmungstalente überzeugt. Eine solche Kopie war ein viel stärkeres Stück, als die Nachahmung eines Kupferstichs. — Den Tag darauf reiste das Paar ab. An seiner Stelle, zehn Jahre später, wird der Leser erfahren, wie und wo ich diesen Mann als Graf Pellegrini mit der guten Seraphine (so statt Lorenza nannte Balsamo seine Frau, wie dieß auch aus den sonstigen Nachrichten über ihn erhellt), seinem bösen Genius, wieder sah." —

Casanova's Memoiren reichen nicht bis zu dem hier in Aussicht gestellten Zeitpunkt, was er aber von der Pilgerfahrt des jungen Paares erzählt, hat, wie man sowohl aus dem römischen Berichte, als aus einer, von Lorenza im Februar 1773 zu Paris bestandenen gerichtlichen Vernehmung sieht, welche, wie schon angedeutet, Campardon seinem Buch beigefügt, vollkommene Richtigkeit, nur muß Casanova in Bezug auf die angeblich bereits vollzogene Pilgerreise von dem Paare getäuscht worden sein. Ebenso dürfte Lorenza, wenn sie in jenem Verhör im Februar 1773 aussprach, nächsten April würden es vier Jahre, daß sie geheirathet, ein Jahr zu wenig angegeben haben, so daß die wirkliche

Zeit ihrer Vermählung nicht auf 1769, sondern auf 1768 fiele, was bei der bloß mittelbaren Art, wie sie dort das Vermählungsjahr bezeichnet, und in Anbetracht des im Protokoll vorhergehenden naiven Ausspruchs, sie glaube jetzt (1773) achtzehn Jahre alt zu sein, um so wahrscheinlicher wird.

Sowohl nach dem Berichte der römischen Inquirenten, als nach dem, mit demselben einstimmenden und ihn ergänzenden Verhörsprotokoll Lorenza's verhielt sich die Sache nämlich folgendermaßen: Das junge Paar blieb nach der Hochzeit noch gegen sieben Monate in Rom, während welcher Balsamo die Reize seiner jungen und, zu ihrer Ehre sei es gesagt, sich anfangs hiegegen mächtig sträubenden Gattin als Erwerbsquelle benützte und diese Einnahme durch die ihm eigene Geschicklichkeit, falsche Banknoten zu machen, Handschriften zu fäschen und Federzeichnungen für seinen Gönner, den Kardinal Orsini, zu fertigen, vermehrte. Endlich in Gefahr verhaftet zu werden, verließ er mit Lorenza und einem sich so nennenden Marchese l'Agliata, welcher das Talent der Handschriftennachbildung in gleichem Grade besaß, und der mit der jungen Frau in das schon angedeutete, von ihr selbst mißbilligte Verhältniß getreten, Rom und gelangte über Loretto und Venedig nach Bergamo, wo er in der Uniform eines preußischen Offiziers, zu welcher Stelle l'Agliata ihm das Patent mit der Unterschrift des großen Friedrich fabrizirt hatte, einen Versuch machte, durch Soldatenwerbung zu Geld zu gelangen*). Beide wurden jedoch als Betrüger entdeckt; l'Agliata fand noch Zeit zu entfliehen, wobei er sich aller vorhandenen Baarschaft bemächtigte, das junge Ehepaar dagegen ward eingezogen und nach bestandenem Verhör aus der Stadt verwiesen.

Gerne wäre es nach Rom zurückgekehrt, aber Cagliostro wagte dieß im Hinblick auf die verübten Gaunereien nicht. So verkaufte er denn, was er noch irgend von einigem Werth besaß, und begab sich mit Lorenza nach Mailand, von wo aus sie beschlossen, eine Pilgerfahrt zu San Jago in Galizien anzutreten, um auf diesem Weg, wär' es zunächst auch nur durch Almosensammeln, ihre Kasse neu zu füllen. Das Ziel der Reise war bloßer Vorwand; von dem Glück, das man unterwegs mache, sollte abhängen, ob man wirklich die Wanderung bis dorthin ausdehne oder nicht, und beide haben vor Gericht zugestanden, daß sie nicht bis Compostella gekommen seien. In Pilgerkleidern durchzogen sie das piemontesische und genuesische Gebiet, gelangten von da, wie Lorenza in ihrem Verhör ausdrücklich angibt, nach Aix in der Provence, und wanderten von hier bis Barcellona in Spanien weiter, wo sie, angeblich weil Balsamo Beschäftigung bei dem Gouverneur gefunden, gegen ein halbes Jahr verweilten. Richtiger scheint die Vermuthung, daß sich dort Gelegenheit bot, die Reize Lorenza's bei jenem Herrn zu hohem Preis zu verwerthen. Diese Erwerbsquelle scheint aber nach einiger Zeit nachgelassen zu haben, und so fand das Paar denn angemessen, mit einem vornehmen Reisenden, mit welchem Balsamo mittlerweile Bekanntschaft gemacht, nach Madrid aufzubrechen, unter Bedingungen, die für Lorenza eben so schmachvoll waren, als früher diejenigen, unter welchen sie mit l'Agliata gereist, und welche sie, dem sittlichen Gefühl minder entfremdet als ihr Gemahl, auch dießmal wieder nur sehr ungerne eingegangen zu haben scheint. In Madrid, wo sie sich gegen ein Jahr aufhielten, gerieth jener endlich in Händel mit einem andern Sizilianer, was ihn bewog, sich mit Lorenza nach Lissabon zu begeben, wo er unter einem für seine Frau gleich entwürdigenden Zwangsverhältniß derselben zu einem reichen Kaufherrn drei Monate verweilte, dann aber, weil die Angehörigen des Letztern laut zu murren begannen, sich mit Lorenza nach London einschiffte, ohne mit ihr beim heiligen Jago in Galizien gewesen zu sein.

Da sich kein Grund denken läßt, aus welchem sowohl Balsamo vor dem päpstlichen Gericht, als, in weit früherer Zeit, Lorenza bei ihrem in Frankreich bestandenen Verhör die unmittelbar von Lissabon nach England unternommene Seefahrt erfunden haben sollten, während sie der Wahrheit gemäß von Compostella über Spanien und das südliche Frankreich (Aix) zu Fuß nach Italien zurückgekehrt wären, — da diese Rückreise zu Fuß überdieß mit der Zeit, wo Casanova das Paar in Aix sprach (April oder Mai 1769) durchaus nicht in Einklang zu bringen ist, im Gegentheil aber die unmittelbare Abfahrt von Lissabon nach England mit der erwiesenen Thatsache, daß sich die beiden Ehegatten im Sommer 1771 in letzterem Lande befanden, sehr gut stimmt, muß man annehmen, dieselben seien, als sie mit Casanova in Aix zusammentrafen, nicht auf der Rückreise von Portugal, sondern erst auf der Hinreise begriffen gewesen, wie denn Lorenza in der That ausdrücklich angibt, sie hätten auf der Hinreise Aix berührt. Die Angabe, als kämen sie bereits vom heiligen Jago zurück, war demnach eine bloße Lüge, um sich interessanter zu machen, wie es jedenfalls eine Lüge war, daß sie über Aix nach Rom zurück wollten, und wie sie später es unumwunden als eine Unwahrheit anerkannt haben, daß sie überhaupt in Compostella gewesen. Der einzige Grund, der gegen diese Antizipirung der Wirklichkeit angeführt werden könnte, wäre der von Casanova, wie es scheint, eingesehene Paß der Pilger, der von der wirklich zurückgelegten Wallfahrt Zeugniß geben mußte; aber wir haben bereits gehört, wie gut Balsamo es verstand, Pässe und sonstige Dokumente zu fälschen.

*) Beiläufig sieht man hieraus, wie weit Friedrichs Soldatenwerbungen gingen, denn wären nicht Fälle wirklicher Werbungen in jenen Gegenden vorgekommen, so hätten die beiden Gauner nicht auf ihren Betrug verfallen können.

(Fortsetzung folgt.)





Elisabeth Charlotte von der Pfalz.
(Zu Seite 22.)



Noch ein Ludwig XVII. — Die Veröffentlichung der Briefe Marie Antoinettens hat in letzter Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf diese unglückliche Königin, und zugleich mit ihr auf den Dauphin Ludwig XVII., das unglückliche Kind, das unter der Erziehung des Schusters Simon zu Grunde gegangen, zurückgelenkt. Mehrere deutsche Zeitschriften brachten bei dieser Gelegenheit die ziemlich bekannten Geschichten aller der Prätendenten, die sich im Laufe dieses Jahrhunderts für den echten, den Mißhandlungen des Schusters entronnen sein sollenden Ludwig XVII. ausgegeben, und mehr oder weniger laute Ansprüche auf den legitimen Thron Frankreichs erhoben. Keine Zeitung aber erwähnte jenes in seiner Art merkwürdigsten Ludwigs XVII., den Amerika noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit in der Person Eleazar Williams besaß, den es, bei der in Amerika nicht seltenen Langlebigkeit vielleicht noch heute besitzt. Es ist eine merkwürdige Geschichte, die, wie gering auch die uns bekannten Einzelnheiten derselben sein mögen, doch der Elemente genug enthält, um einem modernen Romanschreiber den Stoff zu einem politischen, sozialen und Rothhaut-Roman zu liefern. Wir erzählen nach dem vor Kurzem verstorbenen, wahrheitsliebenden, trefflichen Schriftsteller J. J. Ampère, der auch ein Buch über Amerika geschrieben.

Heute noch — schreibt Ampère vor ungefähr fünfzehn Jahren — heute noch lebt in der Stadt Albany, wenn er nicht abwesend ist, um den bei Green-Bay am Michigan-See wohnenden Indianern zu predigen, ein Prediger der Methodistensekte. Er heißt Eleazar Williams; er hat genau das Alter, welches der Dauphin Ludwig XVII. heute haben würde und hat, wie man behauptet, eine auffallende Aehnlichkeit zugleich mit dem Könige Ludwig XVI. und mit der Königin Marie Antoinette. Dieser Williams wurde von einem Indianer erzogen, der wie er Williams hieß und der für seinen Vater galt, es aber nicht war. Letzteres hat das Weib des Indianers immer behauptet. Auch findet sich der Name dieses sogenannten Sohnes nicht in den Geburtsregistern, wo doch die Geburten der andern Kinder Williams' verzeichnet sind. Vor einigen Jahren starb in New-Orleans ein Franzose, Namens Bellanger. Auf seinem Sterbebette sagte dieser aus, daß der Dauphin aus seinem Gefängnisse im Tempel zu Paris entführt worden, daß man an seine Stelle ein anderes Kind untergeschoben; daß er, Bellanger, den jungen Prinzen nach Amerika gebracht; daß er, in seiner Furcht vor den revolutionären Ansichten des Bürgers Genet, des sehr eifrigen Vertreters der französischen Republik bei den Vereinigten Staaten, das Kind zu den Indianern gebracht und dem Williams anvertraut habe.

Was Eleazar Williams selbst betrifft, so hat dieser seine erste Kindheit ganz vergessen; nur an das Eine glaubt sich der Methodistenprediger in unbestimmten Umrissen zu erinnern, daß er auf den Knieen einer Dame gesessen, die von gepuderten Köpfen und Epauletten umgeben war. Das abgerechnet, ist ihm Alles entfallen, was sich in einem gewissen Zeitraume zugetragen, bis zu einem bestimmten Tage, wo er, mit kleinen Wilden in einem See badend und schwimmend, mit seiner Stirne gegen einen Felsen stieß. Von diesem Augenblicke an werden seine Erinnerungen klar und bestimmt. Er erzählt, daß ein Franzose, der zu den Wilden kam, bei denen er lebte, auf ihn gezeigt und gesagt habe: Seht, das ist der Sohn eines Königs! Eleazar wurde in einem College erzogen und die Kosten wurden immer ganz richtig bezahlt von dem Indianer Williams, welcher, wie alle halbcivilisirten Wilden, ein starker Branntweintrinker war, nie einen Pfennig in der Tasche hatte und seinen eigentlichen Kindern nicht die geringste Erziehung gab oder geben ließ. Die Wittwe des Williams besaß eine bronzene Medaille, welche die Heirath Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens darstellte. Sie erzählte, daß ihr Mann noch zwei andere besessen, eine in Silber, eine in Gold; daß er sie vertrunken und daß sie die dritte gerettet habe.

Man liest in gewissen Memoiren aus der Zeit, daß der Schuster Simon eines Tages, in einem viehischen Anfall, wie er zu haben pflegte, den Dauphin mit einem Handtuche in's Gesicht schlug und daß der Nagel, an welchem das Handtuch an der Wand gehangen hatte, die Nase des armen Kindes an zwei Stellen verwundet habe. Eleazar Williams hat Narben an den bezeichneten Stellen. — Als man ihm eines Tages Handschriften zeigte, ohne ihn die Unterschrift sehen zu lassen, erschrak er und fühlte eine Art von Entsetzen: es war die Schrift Simons. — Und endlich — als der Prinz Joinville, der Sohn Louis Philippe's, in den Vereinigten Staaten reiste, verließ er seine Reiseroute, um Williams zu besuchen, der sich um die Zeit bei den Indianern in der Gegend von Green-Bay aufhielt. Sie unterhielten sich mehrere Stunden miteinander. Williams weigert sich, zu verrathen, was zwischen ihnen vorgegangen und gesprochen worden: er beschränkt sich darauf, den Prinzen zu loben, der ihm seitdem Bücher zusandte.

So, fährt Ampère fort, lautet die sehr ernste Mittheilung, die mir ein sehr angesehener Mann machte, Herr J. C. Spencer, der in seiner Heimat hohe Aemter bekleidete. —

Das Eigenthümlichste bei dieser sonderbaren Geschichte ist die Antwort, die Williams gibt, wenn man ihn fragt, was er von all dem denke? — Wahrhaftig, erwidert er, alle diese Umstände zusammengenommen, kommen mir sehr auffällig vor; ich weiß keine Erklärung für die Sache; aber eines weiß ich gewiß, nämlich, *daß ich nicht König sein will.*

Mit der **historischen Schillergallerie**, die wir in diesem Hefte eröffnen, hoffen wir uns den Dank unseres Publikums zu verdienen, denn jedem Leser Schillers muß es angenehm sein, die Persönlichkeiten, die in seinen poetischen oder historischen Werken auftreten, so kennen zu lernen, wie sie waren. Wir geben nur Porträts, keine Ideale, darum können wir nur Bildnisse der wirklich historischen Personen bringen, und müssen wir uns auch manche versagen, weil sie nicht existiren. Ferner können wir die Bildnisse nicht immer in dem Alter geben, in welchem die Originale bei Schiller auftreten, sondern nur in dem Alter, in dem sie vom Maler gemalt worden. —

Heute bringen wir: a) Andreas Doria, geb. 1466 † 1560. Er diente Papst Innocenz VIII., dann Ferdinand und Alphons von Neapel. Auf einer Pilgerfahrt in's heilige Land wurde er in den Johanniterorden aufgenommen. Nachdem er hierauf einige Zeit dem Herzog von Urbino gedient, befehligte er die Galeeren der Republik Genua im Dienste Frankreichs, bis er den Oberbefehl über die französische Flotte in den Meeren der Levante erhielt und lieferte Carl V. die Seeschlacht von Capodono. Plötzlich trat er in die Dienste dieses Kaisers über, focht in Griechenland gegen die Türken rc. Carl V. dankte er die Dogenwürde zu Genua. Noch mit 85 Jahren eilte er an der Spitze der genuesischen Flotte der Insel Korsika zu Hilfe. In der Kirche S. Matteo zu Genua sieht man noch heute sein Grab. Die Verschwörung des Fiesco bildet in seinem langen und thatenreichen Leben nur einen kleinen Zwischenfall. — b) Isabeau von Bayern, geb. 1371 † 1435, Gemahlin Carls VI. von Frankreich, des Wahnsinnigen. Verrufen als unnatürliche Mutter, als Feindin ihres Sohnes, Carls VII., und Bundesgenossin Englands, ferner wegen ihrer Grausamkeit, Herrschsucht und Sittenlosigkeit. Sie soll den Kleiderluxus in Frankreich eingeführt und die La Hennin genannte Haube, die wir auf dem Bilde sehen, erfunden haben. — c) Agnes Sorel oder Soreau, Tochter des Herrn von Saint-Géran, geb. gegen 1409 † 1450, die Geliebte Carls VII., eine große Schönheit und von Charakter besser und treuer, als sonst die Geliebten der Könige von Frankreich zu sein pflegten. — d) Carl VII., Sohn Isabeau's, der charakterlose, schwache, dabei treulose und undankbare König, dem die Jungfrau von Orleans in Verbindung mit den Wirren in England die Krone rettete.

Die Pifferari. — Die Eisenbahnen bringen mehr und mehr Menschen und Dinge in unsere Nähe, welche unsern Vätern ewig von romantischen Nebeln verhüllt, durch die Ferne verklärt blieben oder ihnen höchstens durch Kunst und Bücher, mehr oder weniger wahr, vermittelt wurden. Ueber Terracina, Fra Diavolo's Grund und Boden, ziehen die Schienenwege, das Tyrrhenische Meer entlang, und andere an den Küsten der Adria bereits bis in das alte Brundusium, von wo nur ein Sprung westlich in die unbekanntesten Räubergebirge, östlich in das alte Epirus, auf die Inseln des Odysseus und in die Stadt, „die zu sehen nicht Jedem vergönnt war", nach Corinth. Schon spüren wir die Annäherung, wie sehr sich auch die deutschen Mächte gegen den höchst nützlichen Handelsvertrag mit dem jungen Königreiche und alten Bildungslande Italien sträuben, und Gestalten tauchen in unserer Mitte auf, die wir sonst nur in Kunstausstellungen, gemalt, zu sehen gewohnt waren. So durchziehen jetzt Pifferari's unsere germanischen Gauen, regen unsere Straßenjugend auf, erfüllen ehemalige Italienreisende mit sehnsüchtiger Wehmuth und werden in stoffarmen Malerateliers wie Erlöser aus der Noth empfangen. Fiele es noch einigen Räubern, an denen jetzt Italien so großen Ueberfluß hat, und einigen Mädchen von Albano ein, ähnliche Kunstreisen zu machen, unsere Maler brauchten sich nicht mehr nach Italien zu bemühen — denn was bringen sie aus dem gelobten Lande der Kunst gewöhnlich anderes zurück als Pifferari, Räuber und Mädchen von Albano? — Schon sehen wir im Geiste sämmtliche Kunstausstellungen der nächsten drei Jahre in Folge jenes spekulativen Einfalls der italienischen Dudelsackpfeifer mit „Pifferari" erfüllt. Um ihnen zuvorzukommen, bringen wir ein Bild des talentvollen Gerome, des berühmten Malers, der den päpstlichen Waggon mit Bildern geschmückt und das bekannte Duell zwischen Pierrot und Harlekin gemalt hat. Frankreich, immer an der Spitze der Civilisation marschirend, hatte das Glück, das uns erst heute zu Theil wird, schon vor mehreren Jahren. Das Erscheinen der Pifferari in Paris machte förmliches Aufsehen; die Maler fetirten sie, wie Kunstgenossen; die einen empfingen sie wie liebe Reminiscenzen, die andern wie ein Stück Italien, das ihnen in's Haus geschickt wird. Sie bezahlten sie theurer als andere Modelle und auch in Straßen und Höfen wurde ihre Musik höher honorirt, als die der banalen Leierkasten. Es war eine so gewinnreiche Kunstreise, wie sie heute im virtuosenmüden Europa selbst gefeierte Klavier- und Geigenvirtuosen nur noch selten machen. Sonderbare Welt! Liszt geht nach Rom, um als Abbate und Monsignore sein Glück und Heil zu suchen; die Pifferari kommen aus Rom und verlassen die Madonnen, um auf seinem Schauplatz Geld zu machen. Aber trotz der glänzenden Erfolge — Künstlers Erdenwallen muß ein tragisches sein — knüpfen sich an diese Reise der Pifferari, deren zwei unsere Leser porträtähnlich auf dem Bilde sehen, manche traurige Geschichten. Ich will nur eine erzählen, genau wie sie sich zugetragen.

Zwei Maler, der berühmte und sinnige H. und der geistreiche T., dessen Bild „die verbotene Frucht" im diesjährigen Salon Aufsehen machte, gute Freunde und hinter dem Luxembourg Ateliernachbarn, gehörten mit zu denen, die die Pifferari in Paris am besten aufnahmen. Als diese die Hauptstadt abgegrast hatten, machten sie sich auf, die Provinzen zu durchziehen. H. und T. füllten ihnen die Taschen mit Silber und sagten: dafür sollt ihr Folgendes thun. Wenn ihr nach Nantes kommet, suchet die Straße so und so und die Nummer so und so auf, pflanzet euch in den Hof und spielet dort eure schönsten Stücke, wie ihr sie nur je im Advent vor den Madonnen aufgespielt habt; es soll ein Ständchen sein, denn dort wohnen unsere Geliebten. — Die Pifferari versprachen so zu thun und hielten Wort. Nach langen Kreuz- und Querzügen in Nantes angekommen, zogen sie sofort in das bezeichnete Haus. Der eine sprach zum andern:

— Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz.

Demgemäß fingen sie denn zu blasen an. Bald that sich ein Fenster auf und von der fremdartigen Musik angelockt, blickten zwei Mädchenköpfe heraus, so schön wie man sie selbst in Nantes nur selten findet. Die Pifferari machten den „vollsten Ton" noch voller; wie liebende Herzen schwollen die Dudelsäcke. In Papier gehüllte Sous fielen herab. Die Pifferari beachteten sie kaum, gingen, immer gewaltiger blasend, wie durch ihre eigene Musik bewegt, im Hofe hin und her und bliesen und blieben ohne Aufhören. Neue Sous regneten — sie blieben und bliesen weiter. Nun muß man wissen, daß diese Musik — und das hat sie mit der modernen gemein — mehr malerisch als musikalisch ist und daß, wenn man die Tracht der Pifferari genugsam besehen, man an der Musik längst genug hat. Es mußte den beiden Malerschätzen auffallen, daß die Musiker, trotz wiederholter Ablohnung nicht weiter zogen; sie stiegen zu ihnen hinab, um ihnen zu erklären, daß die mehrfachen Geldwürfe nicht „Bleiben", sondern „Gehen" bedeuten. Da berichteten denn die Italiener, daß sie im Auftrage der Signori H. und T. handelten, und daß ihre Musik nichts sei, als ein Gruß der treuen Liebe aus Paris. O der Freude! der Rührung! der Liebe! — Die Pifferari mußten hinauf in die Stube und die Sous verwandelten sich in Franken, und des guten Essens war kein Ende und dazu des guten viel zu wenig bekannten Angeviner Weines. Aber nur der Aeltere aß und trank; der Jüngere sättigte und berauschte sich an den blauen Augen und blonden Haaren der Mademoiselle Zelie, dem Schatze des Malers T. — Blaue Augen, blonde Haare und so viel zarte Lieblichkeit waren dem Sohne der Abruzzen etwas ganz Neues. Reichbeschenkt, theilweise gut genährt, theilweise sehr verliebt zog man weiter. — Man durchzog die untere Bretagne, man kam nach Lorient, Vannes, Brest und wollte über Rennes nach Paris zurückkehren, aber den jüngern Pifferaro zog das Herz wieder nach Nantes; noch einmal wollte er Zelia sehen, ihr etwas aufspielen und zufrieden sein.

So waren sie denn nach Wochen, vielleicht nach Monaten wieder in Nantes. Auf ihren weichen Sandalen

schlichen sie vorsichtig in den gewissen Hof und — um die Ueberraschung recht groß zu machen — fingen beide auf ein Mal und gleich in den höchsten Tönen zu blasen an. Es war, als sollten Todte geweckt werden. Aber trotzdem öffnete sich das Fenster, zu dem man sehnsüchtig hinauf sah, nicht — man blies mit doppelter Gewalt und lange, lange — umsonst. Plötzlich brach der Jüngere ab und eilte die Treppe hinauf; der Aeltere folgte. Man klopfte — keine Antwort. Aber die Hausleute kamen und auf die Frage: wo ist Zelia, wo ist Susette? antworteten sie (wir erzählen hier keine Novelle, sondern ein rohes Faktum) — antworteten sie: Susette bekam den Typhus und starb; Zelie pflegte sie, steckte sich an und starb. — Das Bild, „ein junger Pifferaro auf einem Grabe sitzend und spielend", das im Jahre 1860 in der Rue Laffitte ausgestellt war, ist von T. und stellt eine Scene dar, die man damals auf dem Kirchhofe zu Nantes hätte in natura sehen können.

Die Pifferari kehrten nur noch nach Paris zurück, um H. und T. die traurige Nachricht zu bringen und ihre vielen Goldstücke zu holen, die sie bei Hebert, dem Maler der Mal'aria, ihrem besonderen Gönner und Freund, deponirt hatten. Dem Jüngern war Frankreich, wo man so schnell stirbt, verleidet und er sehnte sich in die Apenninen zurück, und so reisten sie heimwärts.

Aber damit ist die Geschichte der unglückseligen Pifferari noch nicht zu Ende. O wären sie in Italien geblieben und hätten, wie seit Jahrhunderten ihre Vorläufer immer nur vor Madonnen gespielt! Und hätten sie nicht einen Nibelungenhort gesammelt, der immer Verderben bringt! — Sie sollten noch ein neapolitanisches Schicksal haben, denn damals saß noch Ferdinand auf dem Throne.

In Neapel landend, wurden sie von Zöllnern und Polizei untersucht. Da fand man etwas Hartes in ihren Kleidern. Man schnitt die Kleider auf: Gold rollte hervor. Da schnitt man weiter und wieder kam Gold zum Vorschein. Die neapolitanischen Beamten ergriff ein convulsivisches Zittern: die Kleider der Pifferari wurden nicht mehr aufgeschnitten, man riß sie ihnen vom Leibe, man zerpflückte sie in hundert Fetzen — überall kam Gold zum Vorschein; blinkende, lachende, sirenenhafte Louisd'ors! Es rollte, Alles griff darnach — es verlief sich — und plötzlich that einer der Sicherheits- und Tugendwächter Neapels den Ausspruch, daß nicht Pifferari, daß nur Räuber so viel Geld haben könnten. Eine Stunde darauf lagen die Unglücklichen in jenen Kerkern, die Mr. Gladstone so schreckenerregend beschrieben. Wochen und Monate vergingen — ob mit oder ohne Verhör? Darauf kam es in Neapel nicht an. Es kam nur darauf an, daß die Sache alt werde und daß das Gold Zeit habe, sich zu verflüchtigen. Ich weiß nicht, auf welchen Wegen der treffliche Maler Hebert in Paris von den grauenvollen Schicksalen der Pifferari erfuhr — aber er war es, der die Unglücklichen durch die französische Gesandtschaft in Neapel aus ihrer scheußlichen Haft befreien half. Elend, gebrochen, ärmer als sie ausgezogen, schleppten sie sich in ihre Berge zurück: arm an Beutel, krank am Herzen.

Aber nicht nur Malern lieferten diese Unseligen, deren Geschichte wir hier erzählten, malerischen Stoff. Damals, als Gereme unser Bild malte, lag ein deutscher Versemacher zu Paris im Krankenbette. Plötzlich dringen Piffatöne in seinen fünften Stock; er erinnert sich eines alten Abenteuers und die Erinnerung, Mnemosyne, die Mutter der Musen, schickt ihm eine ihrer Töchter und er schreibt:

Der Pifferaro.

Durch einen Wald von Pinien und Platanen,
Auf stillen, halb noch winterlichen Bahnen
Ging ich dahin im Land der Romagnolen.
Spät Abend war es; lauter sang der Quell,
Der Pfad war dunkel bald, bald wieder hell,
Denn durch das Laubdach sah der Mond verstohlen.

Da kam ein weicher Ton mir durch die Zweige,
Kein Waldhorn war's und keine edle Geige;
Die Sackpfeif' war's. Ihr kennt sie; im Advent
Auf ihr für zwei Bajock und klein're Preise
Spielt auf der Pifferar die Hirtenweise,
Wo vor der Jungfrau nur ein Lämpchen brennt.

Ich war verirrt, die Pfeife war mein Leiter;
Ich drang ihr nach in's Dickicht immer weiter;
Viel holder klang sie durch die Waldesgänge,
Als durch die Gassen Roms. Mit einem Mal
Sah einen Mann ich in des Mondes Strahl,
Der durch den Wald geschickt die weichen Klänge.

Vor einem Bild der Jungfrau mit dem Kinde,
Das eingefügt war in des Baumes Rinde,
Stand er entblößten Haupts und blies, der Greis;
Das klang so fromm. Die Hirten an der Krippe,
Sie sangen kaum mit so melod'scher Lippe
Der Jungfrau und des Neugebornen Preis.

Ich grüß' dich, rief ich ihm, als er vollendet,
Hast du so früh dich aus der Stadt gewendet,
O Pifferar, hast du genug gewonnen?
Doch er erwidert: O Signor, Ihr irrt,
Kein Pifferar aus Rom, ich bin ein Hirt,
Und spiel' umsonst vergessenen Madonnen.

Er ging, ich folgte. Und es war ein Wandern
Von einem Bild der Jungfrau zu dem andern.
Bald macht' er dort an einem Kreuzweg Halt,
Bald tönt ein Fels hier von der Pfeife Klange.
Erst spät nach Mitternacht vom frommen Gange
Kehrt er zur Hütte wieder aus dem Wald.

Bei ihm zu ruh'n hat er mich eingeladen,
Und gerne folgt ich fürder seinen Pfaden,
Ich dachte, daß bei ihm sich's trefflich raste,
Denn wie er hinging in des Mondes Licht,
Trug heitern Seelenfrieden sein Gesicht. —
Bei solchem Wirth ist's wohl zu Muth dem Gaste.

Ich aber wollt', es wär' auch mir gegeben
Solch ein verborg'nes, stilles Priesterleben,
Zu feiern fromm, was mir ein Heiligthum.
Der ist beglückt, der auf verlass'nen Wegen
Hingeht, jedwedes Heilige zu pflegen,
Das Andere verschmäh'n um Gold und Ruhm.

Der edle Verbrecher. — Eine deutsche Zeitschrift (wenn wir nicht irren, die Gartenlaube) brachte vor einiger Zeit die Geschichte eines braven Sohnes, die im Weimarischen spielt, und nach welcher dieser Sohn Gefängniß und Schande auf sich nahm, um vor beiden den Vater zu retten. Dieß erinnert uns an eine ähnliche Geschichte, die im vorigen Jahrhundert im südlichen Frankreich spielte, ihrer Zeit großes Aufsehen machte und von historischer, politischer und literarischer Bedeutung wurde. Es war unter Ludwig XV.; die Protestanten im Languedoc wurden noch auf's Grausamste verfolgt, die kleinste Kleinigkeit, oft nur der Umstand, daß man eine Bibel besaß oder bei Gelegenheit einen biblischen Spruch citirte, wurde als Verbrechen behandelt und mit vielen Jahren Galeere bestraft — je nach der Verfolgungssucht des nächsten Pfarrers oder Civilbeamten. Ein armer Protestant, Namens Fabre, ein alter Mann, wurde eines ähnlichen Verbrechens angeklagt und zu vielen, wir glauben fünfzehn Jahren Galeeren verurtheilt. Durch eine fromme List wußte sich der Sohn dem Vater zu substituiren und sich statt seiner in die Hände der Behörden zu spielen. Die besten Jahre seines Lebens brachte der fromme Sohn zu Marseille auf den Galeeren, in Gesellschaft der verworfensten Verbrecher, zu, mit Ketten beladen und zu den schwersten Arbeiten verwendet. Erst als die Strafe überstanden war, wurde die fromme List ruchbar. Die Geschichte machte großes Aufsehen und trug gewiß, da sie mit der Aufklärungszeit und der Opposition der Philosophen zusammenfiel, das ihrige bei zu dem Toleranzedikt, das endlich unter Ludwig XVI. erlassen wurde. Sie kam selbst auf die Bühne, indem sie Fenouillot de Falbaire unter dem Titel l'Honnête

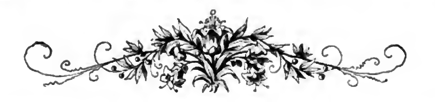
Criminel zu einem rührenden Drama bearbeitete, das viele Thränen fließen und einen großen Theil der Nation auf die grausamen Verfolgungen in Languedoc aufmerksam machte. Der jüngere Fabre erlebte die Aufführung dieses Stückes und sah selbst, in einem Theater des südlichen Frankreich, wie das Publikum ihn, sein Schicksal und seine edle That beweinte. In Paris selbst war das Stück „der edle Verbrecher" verboten, kam aber während der Revolution, wie vieles Andere, zur Aufführung. — Solcher „edler Verbrecher", die der Ehre der Tragödie würdig gewesen wären, hat es wohl damals auf den Galeeren viele gegeben. Ein Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts erzählt, wie er unter den Galeerensträflingen zu Marseille einen alten Mann gefunden, der sich etwas größerer Freiheit erfreute und der, als er ihn sah, ein Buch des Descartes vor sich hatte: wahrscheinlich ebenfalls ein verfolgter Protestant. Die Galeerensträflinge oder Sklaven waren gewöhnlich zu Dreien an einander gekettet: zwei Christen und ein Türke. Sie hatten die schwersten Arbeiten auf den Schiffen und auf den Werften zu verrichten; die Glücklichsten waren in den Wolle- und Baumwollespinnereien beschäftigt und von diesen wurden jährlich sechs der besten entlassen. Aber zu diesem Glücke ließ man keine Protestanten gelangen, sondern nur Fälscher, Diebe, Todtschläger.

Allerlei. — Fritz Reuter, der ausgezeichnete plattdeutsche Humorist ist jetzt mit einer Geschichte Mecklenburgs beschäftigt. Wenn ihm, in der neuen Zeit angekommen, der Humor nicht ausgeht, dann ist dieser unerschöpflich, übermenschlich, unsterblich. — Victor Hugo hat ein neues Trauerspiel geschrieben, „Thomas Torquemada". Der Erfinder der spanischen Inquisition ist für diesen Dichter ein rechtes — sujet. — Elberfeld und Barmen scheinen eben so poetisch-produktiv als industriell zu werden; von den Wupper-Poeten Emil Ritterhaus, Carl Stelter, Carl Siebel werden wieder neue Bücher in Versen angekündigt. — Daß auch lebende Poeten zu ausführlicher Anerkennung gelangen, beweisen die beiden Monographieen von Adolf Stern und E. Hobein über den zu wenig anerkannten, ja unbekannten M. Solitaire und über Claus Groth, den berühmten Dichter des Quickborn. — Aus dem Nachlasse des Cardinals Wiseman, jenes geistreichen Kirchenfürsten, ist eine Arbeit über Shakespeare erschienen, voll Geist und Tiefe und Liebe zu seinem Gegenstand. Cardinal Wiseman war selbst ein talentvoller Poet. Den Katholizismus, dem man von so vielen Seiten für Shakespeare, oder vielmehr, für den man Shakespeare vindiziren wollte, ließ Wisemann taktvoll bei Seite und hat auch darin mehr Geschmack und Geist gezeigt, als jene seine Glaubensgenossen und als viele Protestanten, die glaubten, den großen Dichter um jeden Preis zu einem Hochkirchler machen zu müssen. Sein Genius wäre durch die Kirche Heinrichs VIII. wahrlich schlecht gefördert worden. Er war ein Dichter. Punktum. — Von Guizots Memoiren ist der siebente Band erschienen. Gerade weil dieser Band die Epoche behandelt, in welcher der berühmte Staatsmann seine Hauptrolle als Minister Louis Philippe's spielte, gerade darum werden in ihm die Hohlheit, der unfruchtbare Doktrinärismus, der Hochmuth, die eingebildete Rechthaberei des Herrn Verfassers am offenbarsten und klarsten. — Nun wollen die Wiener sogar den beiden verstorbenen Komikern Nestroy und Scholz, den sonderbaren Dioskuren, ein Denkmal setzen. Man sagt: Titel und Münzen greifen sich ab — das scheint auch mit den Monumenten der Fall zu sein. Ueber Scholz und Nestroy hat man allerdings viel gelacht, aber von ihnen gilt, was das französische Sprichwort behauptet: qui fait rire ne se fait pas estimer: der Eine war nur burlesk, der andere eine beständige Parodie alles Schönen und Anständigen. Solchen zwar sehr talentvollen, aber nichts weniger als edlen Künstlern Monumente setzen, heißt wahrhaftig die monumentale Ehre tief herunterbringen. — Die Shakespeare, Goethe, Schiller haben leider ihr Genie nicht vererben können; Kotzebue und Birchpfeifer können es, denn, wie die Zeitungen melden, treten Augustson, der Sohn des ersteren, und Frau Mina Birch, Tochter der anderen, als dramatische Schriftsteller auf. Von Augustson, i. e. dem Sohne August von Kotzebue's, ist in Dresden ein kleines Lustspiel „der unbarmherzige Freund" mit Erfolg aufgeführt worden. Uebrigens sage man gegen den alten Kotzebue, was man wolle: ein neuer könnte der deutschen Bühne sehr willkommen sein.

J. G. Fischers „Neue Gedichte", die wir schon angekündigt, sind indessen erschienen (Stuttgart, Cotta) und bilden eine zwar kleine, aber eben so schöne als reiche Sammlung, die man wägen, nicht zählen muß. Wir behalten uns vor, auf diese neue Bereicherung der deutschen lyrischen Poesie ausführlicher zurückzukommen.

Auch eine Civilisation! — Von den 15,600,000 Einwohnern des heutigen Spanien können nach den neuesten Feststellungen, nahe an 12 Millionen nicht lesen. Natürlich ist die Zahl derer, die nicht schreiben können, weit größer, und von diesen gehören gewiß mehr als $^9/_{10}$ dem weiblichen Geschlechte an, denn in Spanien herrscht noch immer die Ansicht vor, daß die Schreibkunst in der Hand der Frauen verderblich sei, da sie diese nur zum Schreiben von Liebesbriefen verwenden würden. Daß die Königin Isabella keine orthographische Zeile zu schreiben vermöge, ist notorisch. Doch das beweist nichts; auch der kluge und gebildete König Louis Philippe lag sein Leben lang mit der Rechtschreibung im Kampfe. — Aber jene nicht schreiben könnenden Spanierinnen sollen die Söhne erziehen, von denen man die vielbesprochene Wiedergeburt Spaniens erwartet. Diese wird wohl noch lange auf sich warten lassen, denn das Land hat an seinen drei Vergangenheiten: Absolutismus, Inquisition und Besitz von Goldländern noch auf Generationen hinaus zu verdauen. Doch muß in Beziehung auf jene statistische Notiz hinzugefügt werden, daß in romanischen Ländern Schreiben und Lesen als Kriterien der Volksbildung bei weitem nicht die Bedeutung haben, wie in nordischen. Der nichtlesende Spanier, Italiener, Franzose ist bei weitem nicht so roh, wie z. B. der nicht lesende englische Mob.

Die Florentinerin von Cabanel eröffnet die Reihe jener Bilder aus der neufranzösischen Schule, welche wir neben deutschen und alten der verschiedensten Schulen bringen werden und auf deren Wiedergabe wir uns für die „Freya" das Recht erworben. Wer Cabanel, einer der bedeutendsten Maler des heutigen Frankreich, sei, haben wir schon in den „Pariser Briefen" (fünfter Jahrgang, Seite 254) gesagt. Ihm werden Meissonier, Hebert, Willens, Heilbuth, Marchal u. A. folgen. Die meisten dieser ausgewählten Werke der französischen Schule kann sich der Leser, der sie in größerer Form zu besitzen wünscht, in meisterhaften Photographieen und zu verhältnißmäßig billigen Preisen bei Herrn Bingham in Paris, Rue La Rochefoucauld, verschaffen, welchem allein die Reproduktion derselben zusteht.



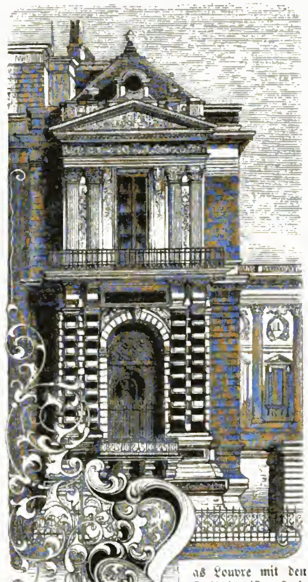
Der Louvrebau.

Von

Ludwig Pfau.

Das alte Louvre.

Mit Abbildungen: Fenster Karls IX., Altes Louvre, Louvre Franz I.



Das Louvre mit den Tuilerien ist unstreitig eines der merkwürdigsten Gebäude der Welt, merkwürdig durch die Umwandlungen seiner Vergangenheit, wie durch den Glanz seiner Gegenwart, durch seine architektonische, wie durch seine politische Geschichte. Geboren gleichsam mit dem französischen Königthume, begleitet es dasselbe durch alle Phasen seiner Entwicklung, ein getreues Abbild seiner wachsenden Macht, seiner jeweiligen Herrlichkeit. Anfänglich ein unbedeutendes Jagdhaus, ward es erweitert und endlich befestigt. Die kleine Burg wurde zum großen Schloß, und später, als die Festigkeit nicht mehr das Haupterforderniß einer königlichen Wohnung war, warf es seine Mauern in seine Gräben, überstieg seine alten Befestigungswerke, und dehnte sich zu einem prächtigen Palaste aus, der, mehr und mehr um sich greifend, zuletzt eine kleine Stadt wurde in der großen. Paris, die eigentliche von Mauern umgebene Stadt, war noch lange Zeit nach Gründung des Louvre's kleiner, als dieses heutzutage ist.

Wenn man im Hofe dieses Prachtbaus steht, denkt man unwillkürlich an die Reihe glänzender und blutiger Ereignisse, welche seinen Grund hundertmal umwühlen mußten, bis endlich diese stolzen Façaden daraus emporwachsen konnten. Die Phantasie versucht auf dem Boden des heutigen Gebäudes die Vergangenheit heraufzubeschwören, und die Frage nach den historischen Quellen und Ueberlieferungen, die mit ihrer Belehrung der Einbildungskraft zu Hilfe kommen können, drängt sich von selbst auf. Es mag nicht ohne Interesse sein, die wichtigsten jener Dokumente hier kurz anzuführen, und so zugleich eine Schuld der Dankbarkeit an diejenigen abzutragen, die uns in ihren oft so mühseligen Arbeiten eine Leuchte hinterließen, mit deren Hilfe wir unsern Weg durch dieses Labyrinth dunkler Vergangenheit finden können.

Die ältesten französischen Geschichtsschreiber, wie Gregor von Tours, sagen nichts über das Louvre, und Rigord, sowie Guillaume-le-Breton, die Geschichtsschreiber Philipp Augusts, der zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts regierte, nur wenig. Dagegen enthielten die sogenannten Oeuvres royaux eine Menge einzelner Angaben, nebst einem Ausgabenregister über die königlichen Gebäude von Johann bis zu Karl IX. Diese Dokumente existiren nicht mehr und sind entweder beim Brande der Sainte Chapelle 1737, oder während der Revolution zu Grunde gegangen, wo eine Menge Papiere zerstreut und verbrannt wurden. Sie sind jedoch von älteren Schriftstellern, welchen dieselbe noch zu Gebote standen, benützt worden. So von Corrozet in der Mitte des sechzehnten, von Dubreul zu Anfang, und namentlich von Sauval in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Letzterer hat in seinem großen, aber zusammenhanglosen Werke über die pariser Alterthümer die fleißigsten Nachforschungen angestellt und alles benützt, was in alten Manuscripten der Bibliotheken, Rechnungskammern und Archive zu finden war. Dasselbe gilt von den Arbeiten der Benediktiner von Saint Maur, die sich die Aufklärung der pariser Geschichte zur Aufgabe gemacht hatten, und mit anerkennungswerthem Eifer die mühseligsten Untersuchungen anstellten.

Der älteste Plan der Stadt Paris ist eine in der kaiserlichen Bibliothek befindliche Kopie einer alten in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts verfertigten Tapisserie von großem Umfang und künstlicher Arbeit. Dieselbe wurde bei festlichen Gelegenheiten öffentlich ausgestellt und diente 1786 bei einem Feste, das die Stadt Paris der Königin Marie Antoinette wegen Geburt des Dauphins gab, als Fußteppich. Sie war schon damals in ziemlich üblem Zustande, wurde jedoch nach 1788 noch einmal am Thore des Stadthauses ausgestellt und verschwand in den ersten Stürmen der Revolution. Die viel früher gemachte Kopie ist jedoch ganz genau. Ein von Quesnel im Jahre 1609 herausgegebener Stadtplan in neun Blättern zeigt die Gebäude in Kavalierperspektive und ist groß genug, um die Gestalt des damaligen Louvre, und sogar die hauptsächlichsten Einzelheiten, deutlich erkennen zu lassen. Nach diesen und andern Nachrichten und Dokumenten hat übrigens St. Victor Pläne der Stadt aus ihren alten Perioden wieder hergestellt, die ein deutliches Bild ihrer damaligen Beschaffenheit geben.

Von malerischen Ansichten des früheren Louvre befindet sich einiges in Miniaturen alter Handschriften. Das Interessanteste in dieser Beziehung ist jedoch ein gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts gemaltes Bild, das ursprünglich der Abtei Saint Germain des Prés angehörte und sich jetzt in der Kirche von St. Denis befindet. Dasselbe stellt eine Kreuzabnahme vor und zeigt im Hintergrunde eine sorgfältig gemalte Ansicht des Louvre von Philipp August, wie es noch unter Karl V. war, ehe es dieser Fürst vergrößert und verschönert hatte.

Aus allen diesen Quellen läßt sich eine ziemlich klare Idee vom alten Louvre und seinen Umwandlungen gewinnen, so daß der Graf von Clarac, Conservator des Louvremuseums unter der Restauration und dem Juli-Königthum, den Plan des alten Louvre, wie es nach den von Karl V. vorgenommenen Veränderungen war, in Grundriß und Kavalierperspektive wiederherstellen konnte. In seinem Werke über das Louvre hat dieser eifrige Archäologe die wichtigsten Angaben und Nachrichten der älteren Schriftsteller zusammengestellt.

Die Gründung des Louvre verliert sich im historischen Halbdunkel merowingischer Zeiten. Um sich jedoch einen klaren Begriff von seinem Anfang und seiner stufenweisen Entwicklung machen zu können, ist es nothwendig, etwas über die Kindheit und das Wachsthum der Stadt selbst vorauszuschicken; denn beides geht Hand in Hand, und die Herrscher, welche den Umfang der Stadt vergrößerten, sind es hauptsächlich, welche auch zur heutigen Gestalt des Louvre einen Beitrag lieferten.

Paris, Lutetia Parisiorum, war nach dem Zeugnisse Cäsars zu seiner Zeit nichts als ein Haufen hölzerner, strohbedeckter Hütten auf der Cité-Insel, welche mit den beiden Seineufern durch zwei hölzerne Brücken in Verbindung stand. Die primitive Bauart dieser Wohnungen ohne Kamin lassen auf eine ziemlich niedere Bildungsstufe der damaligen Bewohner schließen. Die Pariser von Cäsars General, Labienus, angegriffen, verbrannten Stadt und Brücken und verschanzten sich in einem Sumpfe. Trotz des heldenmüthigsten Widerstands erlagen sie jedoch der überlegenen römischen Kriegskunst. In Anbetracht der günstigen, leicht zu befestigenden Lage auf der Seine-Insel ließen die Römer die Stadt wieder aufbauen, versahen sie mit Mauern und öffentlichen Gebäuden, und machten sie durch eine bleibende römische Garnison zu einem strategischen Platze der Provinz Gallien. Verschiedene römische Kaiser nahmen später auf längere oder kürzere Zeit ihren Aufenthalt in Paris. Daraus, sowie aus den Ueberbleibseln des römischen Kaiserpalastes, der Thermen, erhellt, daß sich das alte Paris in der Römerzeit um eine bedeutende gegen Süden liegende Vorstadt vergrößert hatte, die später, sei es während der fränkischen Periode, sei es während der normannischen Raubzüge, wieder verschwand; denn Paris brannte bis zum elften Jahrhundert einige Mal gänzlich und einige Mal zum großen Theil nieder. Die eigentliche, von Mauern umgebene Stadt blieb jedoch auf die Insel beschränkt.

Nachdem die Franken die Römer vertrieben hatten, machte Clovis Paris zu seiner Residenz, die er außerhalb der Cité im alten Palaste der römischen Kaiser aufschlug. Paris war damals eine handeltreibende Stadt und hat daher noch heute ein Schiff im Wappen. Die Franken dagegen verachteten alles, was nicht zum Soldatenhandwerk gehörte, und die Kriege und Verheerungen jener Zeit waren dem Emporkommen der Stadt nicht günstig. Sie erfreute sich unter den Merowingern wohl kaum der Blüthe, welche sie der römischen Herrschaft verdankte.

Die Karolinger residirten in Deutschland und kümmerten sich wenig um die fränkische Hauptstadt; desto mehr jedoch die räuberischen Normannen, die zu Ende jenes Zeitraums in Frankreich einfielen, mit Feuer und Schwert wütheten, Paris dreimal belagerten und alle außerhalb der Cité befindlichen Gebäude niederbrannten.

Erst unter den Königen der dritten Race fing Paris wieder an emporzublühen. Die vereinzelten Kirchen, Klöster und Häuser, südlich und nördlich von der Insel, vereinigten sich durch neue Bauten nach und nach zu kompakten Vorstädten, bis die Stadtmauern, über die beiden Seinearme vorrückend, sie mit in die vergrößerte Hauptstadt einschlossen. Neu angewachsene Vorstädte machten zu verschiedenen Perioden neues Vorrücken nöthig. Noch zu Zeiten Ludwigs VII., der 1180 starb, befanden sich südlich von der Cité nur vereinzelte Häuser, Kirchen und Abteien; die römische Vorstadt, die sich hauptsächlich nach Süden ausgedehnt hatte, war also noch nicht aus ihrer Asche wieder erstanden. Nördlich war ein der Insel gegenüberliegendes Quartier, ungefähr von ihrer Form und kaum größer, mit einer Mauer umgeben, welche wahrscheinlich nach der letzten Normannenbelagerung aufgeführt worden war. Dieser Stadttheil begriff ungefähr den Raum, der heutzutage zwischen der Seine, der St. Honoréstraße, dem Pont-Neuf und dem Stadthause liegt. Philipp August, der Nachfolger Ludwigs VII., vergrößerte die Stadt um das Sechsfache, indem er die Mauern westlich bis zum

Louvre, nördlich bis in die Mitte der Straßen Saint-Denis und Saint-Martin, östlich bis an die Weinhalle und südlich bis an das Pantheon vorrückte. Die Gründung der Universität von Paris unter seinem Vorgänger, und die glänzende Unterstützung, die er selbst diesem Institut, sowie die ehrenvolle Auszeichnung, welche er den Gelehrten angedeihen ließ, verbreitete den Ruf der pariser Schule durch ganz Europa und war eine der ersten Ursachen der Vergrößerung von Paris. Der Zulauf von allen Seiten war so groß, daß es damals eben so viele Studenten als Bürger in Paris gab. Man nannte nun den südlichen Stadttheil, das heutige Quartier Latin: l'Université, die alte Stadt, wie früher: la Cité, und den nördlichen Theil gegen die Boulevards: la Ville. An dieser neuen Mauer wurde dreißig Jahre lang gebaut. Nach der unglücklichen Schlacht von Poitiers, welche 1356 den König Johann zum Gefangenen der Engländer machte, und während der Regentschaft des Dauphins, nachmaligen Karls V., rückte der thatkräftige Etienne Marcel, Prevot der Kaufleute, der in Paris an der Stelle des machtlosen Kronprinzen regierte, die Stadtmauern auf's Neue vor, um den indessen entstandenen Stadttheil vor Ueberfällen und Verheerungen zu sichern. Diese bedeutend größere Arbeit, als die unter Philipp August vorgenommene, wurde, trotz der schweren Noth der Zeiten, in vier Jahren vollendet. Die Vergrößerung betraf das rechte Seineufer, und die neue Mauer lief nun westlich über das Louvre hinaus durch das heutige Palais Royal, nördlich bis an die jetzige Porte St. Denis und St. Martin, östlich bis über die Bastille, die in die Stadt eingeschlossen wurde, und von wo die Mauer in gerader Linie an die Seine führte. Karl IX. rückte die zwischen Louvre und Tuilerien durchlaufende Mauer bis hinter die Tuilerien, Ludwig XIII. bis hinter den Tuileriengarten zurück, von wo sie ihre Richtung gegen die Madeleine und so ziemlich die heutigen Boulevards entlang nahm. Das war die letzte befestigte Stadtmauer, die errichtet wurde. Während dieser öftern Vergrößerungen des nördlichen Stadttheils war die Mauer des linken Seineufers geblieben, wie sie von Philipp August gezogen worden war, obwohl auch dieser Stadttheil sich außerhalb der Mauern ziemlich vergrößert hatte. Eine neue Erweiterung schien nothwendig; doch Ludwig XIV. ließ die Festungsmauern niederreißen, die Gräben ausfüllen und mit Bäumen bepflanzen, so daß in kurzer Frist Straßen, Plätze und Promenaden aus dem Boden wuchsen. Ludwig XVI. endlich vereinigte die indessen wieder angewachsenen Vorstädte mit dem Innern der Stadt durch die vor Kurzem abgetragene Umfassungsmauer, nach deren Fall sich nun Paris bis an die von Louis Philipp erbauten Befestigungswerke ausdehnt.

In dem Maße, als sich die Stadt allmälig vergrößerte, wuchs auch das Louvre an Umfang und Bedeutung, und wie Paris der staatliche Mittelpunkt der französischen Geschichte, so wurde Louvre und Tuilerien der politische Mittelpunkt von Paris. Wenige französische Herrscher ließen ihre Regierungszeit verstreichen, ohne sich mit dem Louvre zu beschäftigen, es zu erweitern, zu verzieren, umzubauen und endlich seine theilweise oder gänzliche Vollendung anzustreben. Dadurch war das Louvre in dem Begriffe von Fürst und Volk so eins geworden mit dem Königthum, daß nach der großen Revolution kein Herrscher die Gewalt wirklich in den Händen zu haben glaubte, so lang er nicht die Tuilerien betreten hatte. Der Besitz des alten Königshauses entschied über den Besitz des Landes: aus den Tuilerien — aus Frankreich. So war es denn auch eine der ersten Regierungshandlungen Napoleons III., die Tuilerien zu beziehen und das Louvre auszubauen.

Zu den Zeiten der Merowinger und Karolinger waren die Seineufer abwärts von der Cité-Insel mit dichtem Walde bedeckt, der sich bis zum heutigen Bois de Boulogne und ziemlich tief in's Land hinein erstreckte. Schon in jenen ersten Zeiten stand an der Stelle des heutigen Louvre ein königliches Gebäude, dessen Entstehung einige alte Schriftsteller sogar bis zu Childebert I., der Anfangs des sechsten Jahrhunderts lebte, zurückführen. Dasselbe diente den Königen als Jagdhaus, um die wilden Thiere und namentlich die Wölfe zu jagen, womit der pariser Wald angefüllt war. Nach der wahrscheinlichsten Etymologie entstand auch der Name Louvre aus dem Worte lupara, von lupus, Wolf, das in jener Zeit solche Jägerhäuser bezeichnete. Aus andern Schriftstellern scheint hervorzugehen, daß Dagobert I., der zu Anfang des siebenten Jahrhunderts regierte, an der Stelle des Louvre ein Jagdschloß hatte, und Ludwig der Dicke, aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, soll es mit einer starken Mauer umgeben haben. Jedenfalls war es Anfangs ein unbedeutendes Landhaus und wurde wahrscheinlich später, bei den Einfällen der Normannen, befestigt, um als Vertheidigungspunkt zu dienen. Ein bedeutendes Gebäude wurde es jedoch erst unter Philipp August — Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts — der bei seiner Vergrößerung von Paris die Ringmauer am Louvre vorbeiführte, dasselbe jedoch außerhalb der Stadt liegen ließ und zu einer festen Burg machte, um sowohl die äußern als innere Feinde im Zaume zu halten.

Das Louvre, das als Wolfshütte begonnen hatte, wurde nun eine Festung und, wie sich erwarten läßt, ein Gefängniß, da ein solches für die damaligen Könige viel wichtiger war, als ein Palast. Sie logirten die Gefangenen bei sich ein und waren selbst die obersten Gefangenwärter des Reichs; so waren sie sicher, gut bedient zu sein. Eine große Zahl von Prinzen und Würdenträger mußte auf längere oder kürzere Zeit den gewaltigen runden Thurm beziehen, den Philipp August in der Mitte des Louvrehofes hatte aufführen lassen, und welcher der Schrecken der Bevölkerung und die Bastille des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts war. Die französischen Könige jener Zeit waren so eifersüchtig auf diese festen Thürme, daß sie dieselben als ein königliches Vorrecht betrachteten und sogar Prinzen von Geblüt den Bau derselben untersagten.

Der Schloßbau jener Zeit war weit entfernt von der Pracht fürstlicher Wohnungen einer späteren Pe-

riode; sein Hauptcharakter war die Festigkeit. So sah denn auch das Louvre Philipp Augusts mehr einer schweren Steinmasse als einem Palaste ähnlich. Es war ein viereckiger Bau mit einem Hofe, gleich dem heutigen; nur nahm der Raum des damaligen Hofs wenig mehr als den vierten Theil des jetzigen in Anspruch, und zwar so, daß die südwestliche gegen die Seine und die Tuilerien liegende Louvre-Ecke der heutigen vollkommen entsprach. Die späteren Vergrößerungen wurden demgemäß auf der Nord- und Ostseite vorgenommen; wogegen die Reste des mittelalterlichen Baues noch heute das Fundament und den Mauerkörper der südwestlichen Ecke bilden.

Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gedichtet wurde, befindet sich eine interessante Beschreibung des damaligen Louvre, wovon wir einige, den runden Hauptthurm betreffenden Verse der Merkwürdigkeit halber mittheilen. Sie lauten im Altfranzösischen:

Ens on milieu de la porprise
Font une tor par grant mestrise,
Cil qui da fere furent mestre.
Nule plus be'e ne pot estre,
Qu'ele est, et grant et lée et haute.
Li murs ne doit pas faire faute
Por engin qu'on saiche getier;
Car l'en destrempa le mortier
De fort vin-aigre et de chaus vive.



Altes Louvre.

Das alte Schloß war natürlich mit breiten und tiefen Gräben umgeben; es hatte vier Eckthürme, verschiedene Thürme an den Façaden und einen mit einer Zugbrücke versehenen Eingang. Der Hauptthurm in der Mitte des Hofes hatte seinen besondern Graben und war ohne diesen und das Dach 96 Fuß hoch. Die Mauern des Schlosses waren acht bis neun Fuß, und die des Thurmes am Boden sogar 13 Fuß dick.

In dem berühmten, aus 22,000 Versen bestehenden „Roman der Rose", einer der ältesten Dichtungen in französischer Sprache, deren erster kleinerer Theil um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Guillaume de Lorris, der zweite von Jean de Meung zu

La pierre est de roche naïve,
De quoi l'on fit le fondement.
Si iert dure comme aïment.
La tor si fut toute réonde:
Il n'ot si riche ent tout le monde
Ne par dedans miex ordennée.

Was in deutscher Uebersetzung ungefähr heißt:

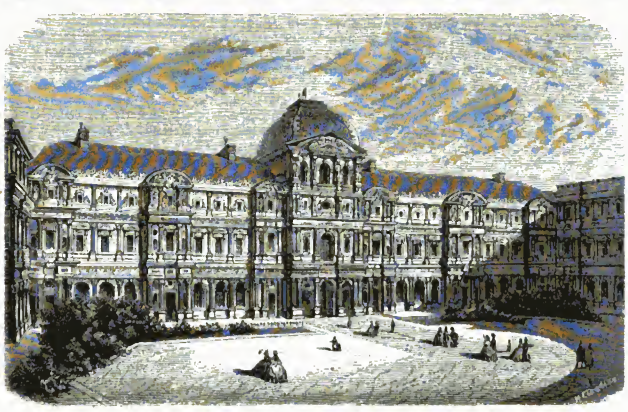
In dem Hofe mitten inne
Machten mit meisterlichem Sinne,
Die des Werkes Meister gewesen,
Einen Thurm gar auserlesen;
Ist so breit und hoch mit Wänden,
Daß die besten Widder fänden
Keinen Fehl. Mit Kalk, der zischt,

Ward sein Mörtel angemischt,
Und mit Essig scharf und sauer.
Von Naturfels ist die Mauer
Wie der Grund, darauf sie steht;
Ist so hart als wie Magnet.
Kein so reicher ist in der Welt,
Noch von innen so wohlbestellt
Als wie dieser Thurm ganz rund.

Der runde Thurm war in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz nicht nur Staatsgefängniß, sondern auch Schatzkammer und Arsenal; es war der Centralpunkt der ganzen königlichen Macht, und Philipp August hatte sogar eine Art Waffenfabrik darin.

Die unmittelbaren Nachfolger Philipp Augusts beschäftigten sich weniger mit dem Louvre. Philipp August hatte wenigstens zeitweise darin gewohnt; Grundriß. Er setzte zwei Stockwerke auf das Gebäude, fügte eine Masse von Thürmen aller Formen bei, wovon viele frei aus der Mauerdicke sprangen, schmückte und verzierte, änderte aber wenig oder nichts an den gewaltigen Grundmauern. Diese standen noch unversehrt, als Peter Lescot unter Franz I. einen Theil des heutigen Louvre baute, und er fand sie, wie gleichzeitige Zeugnisse wissen, so fest und gut, daß er sich ihrer als des besten Grundes für seinen neuen Palast bediente. Wahrscheinlich kam auch die Ersparniß an Zeit und Geld in Betracht.

Die noch von Philipp August stammenden Mauern des südwestlichen Theils hatten wohl schon unter Karl V. theilweise Veränderungen erlitten; aber der alte massive Grundstock existirt trotz früherer und späterer Ueber-



Louvre Franz I.

St. Louis ließ zwar im westlichen Flügel einen schön dekorirten Empfangsaal bauen, residirte jedoch gewöhnlich entweder im Tournelles- oder im Justizpalaste, wenn er nicht in Vincennes war. Philipp der Schöne wohnte nach Verurtheilung des Templerordens im Temple, wohin er seine Schätze bringen ließ. Karl V., der 1380 starb, war seit Philipp August der erste König, welcher sich die Verschönerung des Louvre angelegen sein ließ. Er vergrößerte Vincennes, baute die Bastille, die ein festes Schloß und Lusthaus war, lange ehe sie Staatsgefängniß wurde, und machte das Louvre zu seiner Hauptresidenz, indem er es in die Stadtmauer einschloß und dessen Gräben und unmittelbaren Umgebungen erweiterte, wo freies Feld Raum gewährte. Die Veränderungen, welche er am Louvre vornahm, erstreckten sich jedoch mehr auf den Aufriß, als auf den kleidungen noch heutzutage. Bei der Restauration des Caryatidensaales fand man auf der gewaltigen, gegen vier Meter dicken Mauer der Tuilerienseite noch Reste gothischen Ornaments; auch existirt die Steinart dieser Mauer längst nicht mehr in der Nähe von Paris und unterscheidet sich wesentlich von der unter Franz I. und Ludwig XIV. angewandten. Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß auch die dem Louvrehofe zugekehrte Mauer des Caryatidensaales, sowie die anstoßende des nach der Seine liegenden Flügels, nebst der hinter ihr befindlichen Zwischenmauer, welche die kleineren Säle vom großen scheidet, alle Reste gewiß aber auf alten Fundamenten errichtet sind. Die dem Flusse zugekehrte Façadenmauer des südlichen Flügels wurde erst unter Ludwig XIV. erbaut; ihre Fundamente stehen im ehemaligen Schloßgraben und lehnen sich an die äußere

Bekleidungsmauer, so daß der große längs der Seine hinlaufende Saal gerade die Breite des ehemaligen Schloßgrabens hat. Wahrscheinlich brauchte man den noch vorhandenen Graben, um sich die Fundamentirung zu erleichtern. Auch auf die Errichtung der Apollogallerie, die vom Louvre gegen die Seine geht, und die östliche Ecke der langen, auf die Tuilerien zulaufenden Gallerie bildet, sowie auf diese letztere haben die alten, dem Legen der Fundamente günstigen Schloßgräben eingewirkt. Aus näherer Betrachtung der alten Plane ergibt sich die Uebereinstimmung jener früheren Theile mit den heutigen, und der Einfluß, den das Louvre Philipp Augusts und Karls V. auf die Neubauten Franz I. und Ludwigs XIV. hatte, sehr deutlich. Der nördliche Flügel des mittelalterlichen Baues existirte noch 1609, ehe er unter Ludwig XIII. niedergerissen wurde, als man diese Seite des Schlosses vergrößerte. Der östliche Flügel stand sogar noch zu den Zeiten Ludwigs XIV., ehe dieser seine Louvrebauten begann, und das alte von seinen zwei Thürmen flankirte Thor war der Kirche Saint Germain l'Auxerrois gegenüber noch zu sehen.

Das Louvre Karls V. hatte vier Eingänge, wie das heutige, je einen in der Mitte jeder Façade. Jeder Eingang wurde von zwei Hauptthürmen beschützt, mit Ausnahme der Nordseite, die nur einen hatte. Die Hauptfaçade und der Haupteingang waren auf der Flußseite, und zwischen den beiden Mittelthürmen befand sich eine Uhrentafel, die wahrscheinlich von Karl V. stammte, da unter dessen Regierung, im Jahre 1370, die erste öffentliche Uhr in Paris aufgestellt wurde, und zwar von einem Deutschen, Heinrich von Vic, im viereckigen Thurm des Justizpalastes, dessen Nachbarschaft noch heute Quai de l'Horloge heißt. Der runde Thurm in der Mitte des Louvrehofes war mit einem 24 Fuß tiefen Graben umgeben und stand mit der nördlichen Façade durch eine Gallerie und mit der südlichen Seite des Louvrehofes durch eine Zugbrücke in Verbindung. Schon Karl V., der ein sehr aufgeklärter und unterrichteter Fürst, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften war, ließ eine Anzahl Waffen aus diesem Thurme entfernen, um einer für jene Zeit beträchtlichen Bibliothek Platz zu machen, welche den Gelehrten offen stand. So scheint das Louvre frühzeitig seiner heutigen Bestimmung entgegenzureifen.

Zur Zeit Karls V. stand der gothische Stil in voller Blüthe und fing bereits an, sich mit jener Fülle von vorspringendem Maßwerk und durchbrochenem Zierrath zu bedecken, die später in eine wilde Ueberladung ausartete. Die Verschönerungen, welche dieser Fürst mit Hilfe seines Baumeisters, Raimond du Temple, am Louvre vornahm, bestanden, dem Geschmacke jener Periode gemäß, in einer Masse von Skulpturen, durchbrochenen Gallerien und Ballustraden, Thürmchen und reichverzierten mit spitzen Pyramiden geschmückten Dachfenstern. Ein Thurm an der Nordseite des inneren Hofes enthielt die große künstliche Wendeltreppe, die als ein Wunderwerk jener Zeit angestaunt wurde. Die Treppe war von durchbrochener Arbeit, bedeckt von Ornamenten und Statuen in Nischen. Die Bekrönung des Ganzen bildete das in spitzigem Giebelfelde von Engeln getragene Wappen Frankreichs, mit zahlreichen Lilien geziert, welche Karl V. erst gegen das Ende seiner Regierung auf drei reduzirte, in welcher Weise sie bis auf unsere Zeit das Wappen der französischen Könige blieben. Die verschiedenen Portale waren gleichfalls mit Statuen geschmückt und namentlich der Haupteingang auf der Seineseite. Ueber den beiden unter sich verbundenen Eingangsthürmen war eine große mit Ballustraden verzierte Terrasse angebracht. Außerdem schmückte Karl V. das Innere des Louvre mit den schönsten Möbeln und Kunstwerken der Gothik. Die Miniaturen einiger Manuscripte aus den Zeiten dieses Fürsten und König Johanns geben einen Begriff von der Pracht jener Möbeln, deren sonst schwere Massen unter den zierlichen Schnitzereien und durchbrochenen Gallerien fast ganz verschwinden. Ebenso wurden Thüren und Holzwerk mit den reichsten Skulpturen von Ornament, Laubwerk und phantastischen Thieren bedeckt. Karl VI. schmückte den niedern Eingang, der Zugbrücke gegenüber, mit einem kleinen Portale und stellte auf dessen Spitze die Bildsäule Karls V., verfertigt von Johann von Saint Romain, einem der besten Bildmacher (imagier) jener Zeit, ein Kunstwerk, das dem Künstler mit 6 Livres 8 Sous parisis bezahlt wurde, was nach heutigen Münzfuße ungefähr 60 bis 70 Franken ausmacht. Karl VII. schmückte das Hauptportal der Seine gegenüber.

Im allgemeinen verschönerte Raimond du Temple das Louvre dem Geschmack jener Zeit gemäß, die sich mehr um das Detail, als um die Massen kümmerte, den Eindruck des Ganzen dem Zufall überließ und jeden Theil eines Gebäudes, je nach seiner Bestimmung, als ein eigenes Ganze behandelte. Thürme wachsen neben und über einander aus der Façade und verbinden sich zu Gruppen, die sich nicht regelmäßig wiederholen. Hat der Architekt eine Treppe, oder was immer für einen nothwendigen Raum vergessen, so klebt er einen Erkerthurm an die Mauer; hat er irgendwo Helle nöthig, so bricht er ein schießschartenähnliches Lichtloch in die Wand, ohne sich zu geniren. Oft dicht neben solchen Nothlichtern öffnen sich große Saalfenster, fast eben so breit als hoch, mit steinernen Kreuzstöcken versehen, bald zusammengedrängt, bald einzeln sich in der Mauerfläche verlierend. Das ganze Gebäude scheint nicht nach einem vorgefaßten Plan, sondern gleichsam von innen gebaut und nachträglich von außen verziert. Auch entstanden häufig die einzelnen Theile nach und nach, je nach Bequemlichkeit der Inwohner. Der Mensch baute sich seine Wohnung, wie die Schnecke ihr Haus, ganz nach seinen Bedürfnissen. Dadurch erhielt denn auch ein Gebäude jene charakterreiche Unregelmäßigkeit und naive Mannigfaltigkeit, jene kecke Gruppirung und ungesuchte Abwechslung, welche, als äußeres Abbild des inneren Lebens, demselben ein so wohnliches und anheimelndes Aussehen verlieh. Dieser Zeit- und Zufallsstil bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu den kalten regelmäßigen Prachtgebäuden unserer modernen Baukunst, die nur zum Beschauen, aber nicht zum Be-

wohnen erbaut zu sein scheinen. Das Louvre Karls V. war sicherlich eines der schönsten Schlösser der gothischen Periode, und von einer malerischen Wirkung, welche das heutige Louvre, trotz seines künstlerischen Ebenmaßes, nicht zu ersetzen vermag. Beinahe muß man bedauern, daß jener mittelalterliche Thurmwald von dem Renaissance-Prachtbau Franz I. verdrängt wurde.

(Schluß folgt.)



Meine Flucht aus dem Gefängnisse.

(Auszüge aus den „Erlebnissen zweier Generationen".)

Von **Jakob Venedey**.

(Fortsetzung von Seite 19.)

Ich schlug vor, gleich in einer der nächsten Nächte an's Werk zu gehen. Aber Kähler wollte nichts überstürzen. Er sagte: es muß ein Wagen, Relaispferde bis an die Grenze und auch Geld für uns bereit sein, daß wir nicht mit leeren Händen in Straßburg ankommen. — Ich erwiderte: So lange wir hier sitzen, müssen wir für jede Kleinigkeit stets ein halb Dutzend Leute, die uns helfen wollen, in Gefahr bringen; jede Botschaft braucht viele Tage, ehe sie ausgeführt werden kann. Sind wir erst im Freien, so geht das Alles von selbst.

In der That konnten wir mit der Außenwelt nur dadurch in Verbindung sein, daß einer unserer Freunde, Stromayer oder Grohe, an ein Fenster auf dem Gange zu unserm Gefängniß kam, von wo aus er uns und wir ihm ein Wort auf die Gefahr hin, daß irgend ein Beamter oder der Gefängnißwärter es höre, zuriefen, ein Papier auf gut Glück zuwarfen. Der kleinste Zufall genügte hier, Alles zu verrathen, und anstatt uns zu befreien, unsere Freunde in's Gefängniß zu werfen. Aber Kähler war hartnäckig; er blieb bei seiner Ansicht, und, wollte ich nicht allein ausbrechen und die Schwäche unseres Gefängnisses so verrathen, daß Kähler sicher diesen Weg später nicht zum zweiten Male einschlagen konnte, so mußte ich warten. Ein Tag nach dem andern verstrich. Bald fehlte dieß, bald jenes. Endlich war Alles in Ordnung, der Wagen, Relaispferde waren bestellt, Geld war vorhanden — in der nächsten Nacht sollten wir frei werden.

IV.

Da rasselten, als ich eben mit meinem Frühstück fertig war, die Riegel der Thüre. Der Gefangenwärter trat in Begleitung eines Polizeidieners ein und sagte: Ziehen Sie sich an, Sie müssen mit auf's Bureau des Herrn Amtmann! — Hier angekommen, sagte der Herr Amtmann: Sie werden von Preußen reklamirt, gehen Sie wieder in Ihr Zimmer, machen Sie sich reisefertig, in einer Viertelstunde gehen Sie ab!

Das war ein Donnerschlag für mich. Ich protestirte gegen die Auslieferung; ich forderte Aufschub, um wenigstens zu erfahren, wessen ich angeklagt und warum ich ausgeliefert werden solle. Der Herr Amtmann sagte, daß er mir nicht wehren könne, zu protestiren, daß aber der Protest nichts fruchten werde.

In meinem Zimmer setzte ich eine Art Protest auf. Als er aber fertig war, wurde ich wieder abgeholt und in's Bureau des Polizeikommissärs Hoffmann geführt. Hier stand ein Gensd'arm bereit. Der Kommissär legte meinen Protest ungelesen auf den Tisch und übergab schweigend dem Gensd'arm seine Ordre. Dieser zog dann ebenfalls schweigend Handeisen heraus und trat auf mich zu. — Handeisen! Daumschrauben!

Ich kann heute diese Worte nicht niederschreiben, ohne daß das Blut sich mir zum Herzen zurückdrängt. Es durchzuckte mich damals der Gedanke: Lieber auf dem Platze sterben! Ich ergriff einen Stuhl, bereit zur Gegenwehr.

Machen Sie sich nicht unglücklich, junger Mann! sagte der Kommissär schmunzelnd. Ihr Widerstand wäre überflüssig! — Der Gensd'arm stand verdutzt, unentschlossen da und sah den Polizeikommissär fragend an. Dieser antwortete auf den fragenden Blick: Ja, wenn Sie die Verantwortung übernehmen wollen; wenn Sie dürfen, mögen Sie den Herrn ungefesselt transportiren. — Der Gensd'arm aber erwiderte: Die Instruktion ist bestimmt, ich muß den Gefangenen als einen *gefährlichen Verbrecher* transportiren. — Der Polizeikommissär wandte sich ab, ging auf die Nebenthür zu, öffnete sie, und mehrere Polizeidiener traten in sein Bureau ein.

Ich sah im Geiste mich am Boden liegend mißhandelt, mit Gewalt und unter Stößen und Tritten der höhnenden brutalen Gewalt dieser geistlosen Handlanger der Polizei preisgegeben und am Ende doch gefesselt. Da kam ein Gefühl der Verachtung, ein Gefühl des Stolzes, ein Gedanke des Märtyrerthums über mich. Ich ließ geschehen. Und man legte mir die Daumschrauben an, die bis jetzt nur von Räubern, Mördern, Brandstiftern getragen waren. Ich gäbe was drum, wenn ich sie hätte; sie sollten eine Reliquie der Familie sein.

Kann ich einen Wagen für mein Geld haben? frug ich jetzt. Der Kommissär wendete sich zu dem Gensd'armen und frug diesen: Dürfen Sie? — Das ist gegen meine Instruktion! war die Antwort.

So gehen wir. Kommen Sie! sagte ich, und der Gensd'arm öffnete die Thür.

In den Straßen von Mannheim blieben die Leute, denen wir begegneten, stehen. Ich aber sagte mir: Du bist heute nicht schlechter als gestern, du leidest, weil du deines Volkes Bestes gewollt; du bist mißhandelt, um einer guten Sache willen. — Ich ging so stolz und aufrecht durch die Straßen, wie sonst nie.

Auf der Rheinbrücke aber überkam mich ein Augenblick der Schwäche. Die Wellen unter mir zogen ja nach Hause, zur Mutter, zum Vater, zu Schwester und Bruder. Der Rhein, der treue Freund und Gespiele der Jugend, auf dem, in dem, an dessen Ufern ich die schönsten Stunden verlebt — ich überschritt ihn jetzt mit gefesselten Händen. Er lockte. Mir kam der Gedanke: Hinein — und Alles ist zu Ende! Hinein!

Aber dann! rief ein andere Stimme in mir: Nein! Nein! Du wirst leben, wirst frei sein, und diese Stunde wird die Weihe Deines Lebens sein. Diese Hand, die heute Daumschrauben trägt, soll kämpfen für die Freiheit, so lange sie den in den Schrauben gepreßten Daumen rühren kann!

Am andern Ende der Brücke stand einer meiner Universitätsfreunde. Als er mich sah, gefesselt, war er erst wie vom Blitz gerührt, dann stürzte er auf mich zu und hing schluchzend an meinem Halse. Ich hatte keine Thräne für diese Minute. Die Weihe hatte gewirkt. Ich konnte ihm ruhig und beruhigend sagen: Was weinst Du? Entehrt es mich oder die, welche Gewalt haben und mich mißhandeln? Ich fühle mich besser, stolzer, fester heute als je; das sage unseren Freunden zum Abschied. Auf Wiedersehen in besseren Stunden! — So riß ich mich los und es war Zeit, denn wie ich weiter schritt, stieg doch eine Thräne um die andere mir in's Auge, die ich ungestört fallen ließ.

Kaum hatten wir das letzte Haus der Rheinschanze (wie damals Ludwigshafen noch hieß) hinter uns, als der Gensd'arm mit mir zu plaudern anfing. Ich frug ihn, ob er Familie habe, und er erzählte mir von Frau und Kind. Bald aber sagte er: Ich sehe, daß Sie kein Spitzbube sind. Wenn Sie mir versprechen, mich nicht in Ungelegenheit bringen zu wollen, so nehme ich Ihnen die Daumschrauben ab! — Ich verspreche Ihnen nichts, Sie haben ja gesagt, Sie dürften mich nicht anders als gefesselt führen, war meine Antwort. Er erwiderte: Pah! der Herr Kommissär hat mir strenge befohlen, Sie so zu führen und alles Weitere war nur so gesagt, um Sie zu täuschen. Ich nehme Ihnen die Daumschrauben ab und Sie brauchen mir nichts zu versprechen. Ich habe einen geschliffenen Säbel und eine geladene Flinte und wenn Sie versuchen durchzugehen, so schieße ich Sie nieder!

Nun, so verspreche ich Ihnen, nicht um des Säbels und der Flinte willen, sondern weil sie mir freiwillig die Fesseln abnehmen, daß ich nicht versuchen will, Ihnen durchzugehen.

Von nun an schritten wir plaudernd wie gute Freunde neben einander her, bis wir endlich Frankenthal erreichten und ich hier erst auf die Gensd'armerie und dann in das neue Gefängniß am Wormser Thor gebracht wurde.

Der Polizeikommissär Hoffmann erhielt bei der nächsten Gelegenheit, wenige Monate nachher, einen Orden, ein Ehrenzeichen, den Zähringer Verdienststern oder so etwas, — Verdienst — verdient hatte er ihn schon an mir.

V.

Das Gefängniß am Wormser Thor zu Frankenthal war ein neues, zweistöckiges, festes Gebäude; in der Mitte war die Thüre und die Treppe, zu beiden Seiten in jedem Stocke ein Zimmer. Ich wurde in den „Frauensaal“ gebracht, weil dieß das bessere Zimmer, wie mir der Gefangenwärter später sagte. Vier Strohsäcke, eine wollene Decke, eine an der Mauer befestigte Bank, ein Holzstuhl und ein „unausstehliches“ Möbel in der einen Ecke des Zimmers, sodann ein großer, schwarzer, eiserner Ofen, mit eisernen Banden an die Wand festgemauert, ein schauerliches Bild der Gefangenschaft, waren die Mobilien des „Frauensaales“.

Der Gefangenwärter, der in einem kleinen Nebenhause wohnte, sah mich mit großen Augen an, als ich ihm überliefert wurde. Ich frug ihn, ob ich etwas zu essen bekommen könnte, was er bejahte. — Holen Sie mir einen Schoppen Wein und eine Cotelette mit Kartoffeln, — dabei gab ich ihm einen Kronenthaler. Rasch genug war er mit dem bestellten Abendessen wieder da. Als er mir nun das übrige Geld herausgeben wollte, sagte ich: Behalten Sie den Rest nur, ich werde ja wohl noch sonst allerlei brauchen; wir rechnen morgen! — und dabei machte ich eine Bewegung, die heißen sollte: was liegt überhaupt an den paar Groschen!

Mit großen Augen sah mich der Mann an und konnte endlich die Aeußerung nicht unterdrücken: Einen Gefangenen, wie Sie, habe ich noch nicht hier gehabt; was haben Sie denn angestellt?

Politische Verbrecher wurden damals strenger als alle sonstigen Verbrecher verfolgt, bewacht, be- und mißhandelt; deßwegen sagte ich dem Manne, ich sei als „Refraktär“ von Preußen reklamirt und aus Versehen werde ich nach Haus transportirt. Aber wenn ich in Köln ankomme, werden die, welche diese Mißhandlung veranlaßt haben, es schwer büßen müssen.

Das ist ja schändlich! sagte der gute Mann und hatte Mitleid mit mir. Es war übrigens etwas Wahres an dem „Refraktär“, denn ich war einer Nachrevisionskommission, die mich, der ich es gewagt hatte, gegen Herrn von Kamptz für Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Geschwornengericht ein Büchlein zu schreiben, auf drei Jahre dem Kamaschendienst überliefern sollte, aus dem Wege gegangen.

Können Sie mir nicht ein Buch zum Lesen verschaffen? frug ich den Gefangenwärter, als die Cotelette verspeist war, und er Teller, Messer und Gabel nahm, um sie wegzutragen. — Ich habe keine Bücher, aber mein Knabe geht in die Schule. — Nach einer Weile brachte er mir einen Katechismus und eine bayerische Geschichte für die Schulen bearbeitet.



Autorisirte Nachbildung nach Bingham

DIE VERTRAUTEN.

Das ist freilich nichts, sagte ich. Gibt es keine Leihbibliothek hier. — Der Mann schien nicht zu wissen, was das für ein Ding sei.

Endlich frug ich: Sagen Sie mir, wohnt nicht in Frankenthal ein Herr Heimberger? Ich habe mit einem jungen Mann dieses Namens studirt, der, wenn ich nicht irre, von hier war.

Ja wohl, der ist jetzt beim Gericht angestellt und wohnt nicht weit von hier.

Nun, so gehen Sie zu dem, sagen ihm, daß ein Gefangener bei Ihnen sei, der mit ihm in Heidelberg studirt habe und dem er ein Buch zum Lesen leihen oder wenn er nichts Besseres zu thun habe, ihn besuchen solle.

Recht gerne! antwortete der Schließer und ging.

So weit wären wir, sagte ich mir, als der Mann draußen die schwere Thür zuriegelte; denn ich hatte meinen Freund Heimberger bereits gesprochen. Als wir, der Gensd'arm und ich, in die Straße von Frankenthal eintraten, sah ich Heimberger vorübergehen. Ich schritt rasch aus, gab ihm die Hand und konnte ihm: Geh heim, bleib zu Hause! zuraunen, ehe der Gensd'arm nahe genug war, es zu hören. Dann sagte ich ihm: Siehst Du, Alter, ich bin gefangen, auf dem Transport nach Köln, und hier ist mein Geleitsmann. — Noch ein paar Fragen und Antworten und wir trennten uns, er mit einem Händedruck, der mir sagte: Ich harre zu Hause Deines Rufes.

Zehn Minuten, nachdem der Gefangenwärter mich verlassen, trat er mit Freund Heimberger in den „Frauensaal“. Dann ging's an's Fragen und Erzählen und der Gefangenwärter, der pflichtgetreu an der Thüre stand und uns bewachte, hörte zum zweiten Male die Geschichte von dem Refraktär. Endlich richtete ich mich an ihn und sagte: Könnten Sie uns nicht eine Flasche Wein verschaffen? — Ein Pfälzer kann das stets; und hatte doch der Schließer das Geld dafür und auch den Nutzaufschlag davon in der Tasche. Er ging sie holen und schloß uns unterdessen wieder pflichtgetreu zusammen ein.

Was soll das Alles heißen? frug jetzt Freund Heimberger. — Das soll heißen, daß mein Stündchen in Mannheim geschlagen hat und ich an Preußen wegen Hambach u. s. w. ausgeliefert werde. Ich will aber hier in Frankenthal durchgehen. Du mußst mir mit dem Buche, das Du mir gleich holen gehst, eine Eisensäge und ein Brechmittel verschaffen.

Ein Brechmittel?

Ja, einfach ein Mittel zum Brechen, auf deutsch genannt Vomitiv. Gelingt es mir nicht, in dieser Nacht mich zu befreien, so muß ich morgen Nacht vervollständigen können, was ich heute Nacht anfange. Dazu muß ich morgen Früh, wenn ich weiter transportirt werden soll, krank sein und dazu brauche ich das Brechmittel. Also eine Eisenfeile und ein Brechmittel, das Brechmittel vor Allem und unfehlbar!

Jetzt rasselten die Riegel wieder und der Gefangenwärter trat ein mit der Flasche Wein. Sie hat uns köstlich geschmeckt, wir haben dabei unserer tollen Streiche in Heidelberg so flott gedacht, daß der Gefangenwärter, der uns strenge bewachte, oft mitlachte.

Bald aber sagte ich: Nun gehe und sorge, daß ich ein Buch bekomme.

So gingen beide und die Riegel wurden wieder fest vorgeschoben.

Nach einer halben Stunde kam Heimberger und brachte mir das Buch. Der Gefangenwärter machte wieder Miene, pflichtgetreu dabei zu bleiben, bis mein Freund sich wieder entferne. Nach einer Weile sagte ich: Riechst Du nicht, wie es stinkt? Auf die Bejahung bat ich den Gefangenwärter, den Topf aus dem Nachtstuhle herauszustellen, bis man seiner bedürfe. Dazu war der Gefangenwärter auch gerne bereit. Ueberhaupt stieg sein Vertrauen nicht wenig dadurch, daß ja Heimberger selbst dem Gerichte angehörte. Als Kandidat der Rechtswissenschaft arbeitete er auf dem Parquet in den Geschäften des Staatsprokurators. Wie konnte da der Gefangenwärter auch nur ahnen, daß so das Parquet selbst, daß ein Mann, der so etwas wie Unterstaatsprokurator war, dem Gefangenen helfen werde, auszubrechen. Genug, der Gefangenwärter ließ uns alle Zeit, daß Heimberger mir eine Eisenfeile und das Brechmittel übergeben konnte. Die Feile aber war eine gewöhnliche dreieckige Feile; und als ich sagte, das ist's nicht, was ich brauche, erwiderte mein Freund: Ja, aber der Uhrmacher ist ein Reaktionär, und wenn ich ihm eine Eisenfeile aus einer Uhrenfeder gemacht, wie Du sie wünschest, abfordere, so merkt der am Ende, was vorgeht. — Genug, es war vorerst keine bessere als die dreieckige aufzutreiben.

Durch Heimberger erfuhren auch andere Patrioten, daß ich im Gefängniß sei, und so kam bald Einer nach dem Andern zum Besuche, was theilweise absichtlich geschah, um für den Fall der gelungenen Flucht nicht Heimberger allein dem Verdacht der Hilfereichung zur Flucht bloßzustellen.

Langsam genug kam der Abend heran. Licht durfte der Gefangenwärter mir nicht erlauben. Es waren elend lange Stunden, die ich von sieben bis zehn Uhr zubrachte, wo endlich Alles ringsum stille wurde, und ich dann an die Stacketen, zwei Zoll dick, trat, um mein Glück mit der Feile zu versuchen. Nach zwei, drei Minuten Arbeitens war ich überzeugt, daß ich mit diesem Werkzeuge acht Tage hätte feilen müssen, um die Stacketen zu brechen. Ich gab den Plan auf, suchte meinen Strohsack, wickelte mich angekleidet in die Bettdecke und — guten Gewissens, guten Muthes, müden Leibes — schlief ich, rascher als es für einen Gefangenen recht und billig, ein.

VI.

Aber ich hatte nicht lange geschlafen, da weckte mich — nun heraus sei's gesagt, offen und ohne Umstände — die Urbewohnerschaft des „Frauensaales“. Ich wußte erst nicht, was mir fehlte; ich dachte an eine hitzige Hautkrankheit, — auf einmal warf ich die Decke von mir, sprang auf, schüttelte mich und that Alles, was ich konnte und was ich nicht Alles hier erzählen kann, um die leichte und schwere Kavallerie, die braunen Husaren, die mich zersetzten, abzuschütteln. Ich

hatte bis dahin keine Ahnung davon gehabt, was so ein heermassenartiger Ueberfall für eine Herzensfreude sein könne.

Ich lief, so lange, bis mich die Müdigkeit niederwarf, im „Frauensaal“ auf und ab, und als ich endlich fast umsank, warf ich mich noch einmal auf den Strohsack, schlief auch wieder ein, wurde aber frühe genug geweckt, um die Zeit nicht zu verschlafen, wo ich das „Brechmittel“ zur Anwendung bringen mußte.

Die halbe Dosis wird genügen, hatte mir Heimberger gesagt. Als aber diese nicht rasch wirkte, bekam ich Angst und nahm auch die andere Hälfte. Dann aber gings bald los und in Zeit von einer Viertelstunde hatte ich wenigstens theilweise an dem braunen Heere, das über die Dielen herummanövrirte, durch eine massenhafte Ueberschwemmung und Ueberschüttung Rache genommen.

Schlag sechs Uhr Morgens stand der Gefangenwärter an der Thüre. Erstaunt blieb er in der Thüre stehen: Was ist das? — Nun, ich bin krank! — Was ist da zu thun? sagte er. — Nichts, nur bitte ich vorerst um ein Glas Wasser. — Als er dasselbe brachte, kam er in Begleitung des Gensd'armen, der mich abholen wollte, um mich nach Worms zu transportiren. Dieser sah mich an und frug, ob ich nicht dennoch versuchen wolle, zu gehen; die frische Luft werde mich vielleicht wieder herstellen. Ich erklärte, daß ich dazu keine Lust verspüre. Dann sagte er: So werde ich eine Fuhr requiriren. — Ich erwiderte: Ich kann auch nicht fahren, es ist mir, als wollten mir Kopf und Brust zerspringen. — Das wollen wir sehen, ich werde den Doktor holen. — Recht so, das ist alles, was ich verlange.

Nach einer halben Stunde kam dann der Doktor. Nun, ich darf es heute schon verrathen; Heimberger hatte ihn vorbereitet und — die Beweise meines Unwohlseins lagen ja auf dem Boden ringsum ausgebreitet, der gestrige Aerger war in einer Masse von Galle weggegangen. Der Doktor fühlte den Puls, erklärte, daß man nicht sagen könne, welche Krankheit ich habe, daß ein paar Tage Ruhe die Frage entscheiden würden und daß ich bis dahin nichts essen und trinken dürfe, als Bouillon und Limonade.

So war vorerst erreicht, was ich brauchte, ein paar Tage Ruhe.

Ich dachte zwar, ein Tag wird genügen; schon in der nächsten Nacht wird das Werk gelingen. Aber mein treuer Gehilfe konnte auch heute die rechte feine Uhrenfedersäge nicht auftreiben; er kam mit einer andern, einer zur Säge zugerichteten halben Sense. Man hatte ihm gesagt, die sei viel praktischer, um rasch Eisenstäbe durchzusägen.

Der Tag wollte übrigens trotz ein paar Besuchen wohlwollender Glaubensgenossen nicht zu Ende gehen. Heimberger kam nur so oft als nöthig; weil er, wenn meine Befreiung gelungen, doch Mühe genug haben werde, den Schein, mir geholfen zu haben, von sich abzulenken. Uebrigens baute er auf seine Stellung als Mitglied des Parquets, was allen Verdacht zurückweise, wie denn auch der Gefangenwärter ihn jetzt schon ungestört seinen Krankenbesuch machen ließ.

Als der schrecklich lange Tag sein Ende erreicht, als endlich Alles ringsum stille geworden war, begann ich mein Werk, die Stacketen durchzusägen. Aber die Sensensäge, die sonst praktisch sein mochte, verursachte einen Lärm, als ob ein knarrender vierspänniger Wagen durch die Straße führe. In der nächsten halben Stunde würde dieses eigenthümliche Gerassel und Gekreisch die halbe Stadt geweckt und vor das Gefängniß gerufen haben. Der Versuch mußte eingestellt werden.

Ich legte mich weniger guten Muthes als gestern auf meinen Strohsack; ich wagte es zum zweiten Male, weil der Gefangenwärter, nachdem ich ihm im Laufe des Tages für Bouillon und Limonade einen zweiten Kronenthaler gegeben hatte, frisches Stroh in denselben gefüllt und den Boden gefegt hatte. Und wirklich schlief ich bald ein und that einen „guten Schlaf“, bis ich — es mochte Mitternacht vorbei sein — durch einen furchtbar gellenden Schrei geweckt wurde. Ehe ich vollkommen wach war, herrschte wieder ringsum Mitternachtstille; als ich aber bei dem Nachdenken über die Ursache des Schreies beinahe wieder eingeschlafen war, erschallte derselbe ganz nahe, sicher aus dem gegenüberliegenden Gefängnißzimmer, zum zweiten Male. Ich habe kaum je wieder einen so schauerlichen Hilferuf gehört. Es war die Stimme einer Irren, die gestern in den Straßen aufgegriffen und mir gegenüber eingesperrt war. Schon am Abende hatte sie in toller Weise gebetet; erst das Vaterunser, dann andere Gebete, die Worte immer rascher aneinanderhängend, zuletzt in sinnloses Geplapper ausartend. Ich war über der Eintönigkeit dieser Gebete eingeschlafen. Jetzt schrie sie wieder laut auf: Hilfe! Zu Hilfe! Seht Ihr den schwarzen Teufel nicht dort an der Wand! Zu Hilfe! Zu Hilfe! — daß es Einem Mark und Bein durchdrang. Dann wurde wieder Alles stille, viertelstundenlang rührte sich keine Maus ringsum, bis auf einmal der Hilferuf wieder erklang.

Es dauerte eine gute Weile, bis ich sicher, daß es jene Tolle in dem Gefängnißzimmer meiner Zelle gegenüber war, die bei dem Schimmer des Mondlichtes den schwarzen, großen Ofen an der Wand für den leibhaftigen Teufel ansah. Ich gestehe, er — nämlich der Ofen — kam mir eine Weile und bis ich ganz wach und mit mir im Reinen über meine Nachbarin war, ebenfalls sehr verdächtig vor. Er schüttelte ein paar Mal mit dem Kopf, bis ich ihn fest ansah und er dann pflichttreu stille an der Wand stand und nicht mehr muchste.

Aber eine schauerliche Nacht war es, und so oft die arme Irre wieder ihren Angstschrei ausstieß, ging es mir durch Mark und Bein.

Erst als der Tag graute, blieb sie stille; und ich schlief dann, bis der Gefangenwärter kam und mich durch die rasselnden Riegel der Thüre weckte.

(Schluß auf S. 58.)



Der große Zauberer des vorigen Jahrhunderts.

Von Fr. Rotter.

(Fortsetzung von Seite 27.)

In London gebrauchte Balsamo Lorenza abermals zu dem angedeuteten Zweck, wußte es aber im Einverständniß mit ihr dießmal so einzurichten, daß er in Gesellschaft eines Sizilianers, der sich Marchese Vivona nannte, einen Quäker, dem er selbst den Zutritt bei Jener erleichtert hatte, unter Umständen, die für denselben höchst nachtheilig waren, bei ihr überraschte und diesem nun die Summe von hundert Pfund Sterling abpreßte, die er mit Vivona theilte. Später von Letzterem bestohlen, gerieth er in's Schuldgefängniß, ward durch einen Engländer losgekauft und von demselben mit Lorenza auf sein Landhaus bei Canterbury mitgenommen, verführte zum Dank dessen Tochter, wurde deßhalb von dem Vater mit Lorenza aus dem Haus verwiesen und begab sich nach Frankreich. Die Reise von Dover nach Paris ward auf Kosten eines Herrn Duplessis gemacht, der seine Begleiter die drei ersten Monate über auch in der französischen Hauptstadt frei hielt, indem Lorenza hiezu wieder als Vermittlerin dienen mußte. Endlich jedoch bewog Balsamo's Unersättlichkeit Jenen, der jungen reizenden Frau den Rath zu geben, entweder ihr Gewerbe auf eigene Rechnung, nicht zum Unterhalt ihres Mannes, zu treiben, oder zu ihren Eltern nach Rom zurückzukehren. Wirklich verließ dieselbe eines Tages plötzlich die Wohnung ihres Gatten und bezog eine andere, für sie von Duplessis aufgefundene. Balsamo aber, höchst entrüstet, erwirkte einen Haftbefehl gegen seine Frau, in Folge dessen sie am 1. Februar 1773 auf mehrere Monate in Saint-Pelagie eingesperrt wurde und am 20. Febr. dort das schon erwähnte, von Campardon mitgetheilte Verhör bestand. Ueber diese Zeit wohnte Balsamo bei einer alten Dame und gewann durch Verkauf eines von ihm gefertigten angeblichen Verjüngungswassers nicht unbeträchtliche Summen; mehr noch durch die vorgegebene Kunst Gold zu machen, ein Gaunerstück, auf das er erst jetzt verfallen zu sein scheint. Zugleich aber trieb er, wie aus den gerichtlichen Aussagen jenes Duplessis hervorgeht, tollen Aufwand, theils nach wirklicher Neigung seiner hierin roh kindischen Natur, theils weil er berechnen mochte, daß ein Mann seines Gewerbes sich durch nichts mehr im Glauben des großen Haufens zu befestigen vermag, als durch äußern Aufwand und das Gepränge des Reichthums. So hatte er z. B. nach Ablauf jener drei ersten Monate, während welcher er mit Lorenza von Duplessis in allen Hauptbedürfnissen freigehalten worden, gleichwohl bloß für Modeartikel, für den Friseur und den Tanzmeister eine Schuld von 1000 Livres auf sich geladen. Als am 21. Dezember 1772 jener Tanzmeister seinen sämmtlichen Schülern einen Ball gab, hatte sich der Gaukler durch allerhand List bei mehreren Trödlern die prächtigsten Kleidungsstücke zu verschaffen gewußt und war mit Lorenza in einem wahrhaft fürstlichen Aufzug erschienen.

Indessen fürchtete er einige Monate, nachdem sich seine Frau nach der Entlassung aus dem Gefängniß wieder mit ihm vereinigt hatte, in eigener Person der Polizei in die Hände zu fallen, indem ein, wie natürlich falsches, Geheimniß Gold zu machen von ihm an zwei Männer von Rang um den Preis von fünfzig Louisd'or verkauft worden. Er ließ sich daher unter dem Namen eines Marchese Pellegrini — etwa im Sommer oder Herbst 1773 — einen Paß ausstellen und floh mit Lorenza über Brüssel, Deutschland, das er bei dieser Gelegenheit zum ersten Male berührte, und Italien nach Neapel, traf dort, wie aus einem von Campardon angeführten Brief erhellt, im Jahr 1775 mit einem mütterlichen Oheim zusammen und ward von diesem beredet, ihm nach Palermo zu folgen. Hier ließ jedoch den schnell Erkannten jener Marano, dem er einst die Teufel über den Hals geschickt, verhaften und alsbald kam auch die von ihm zu Gunsten des Marchese Maurigi unternommene Testamentsfälschung zur Sprache. Nur eine Dazwischenkunft, die wir durch Goethe erzählen lassen wollen, welcher seinerseits von einem parlermitanischen Rechtsgelehrten das Nähere darüber erfahren, befreite den Verhafteten von den ihm drohenden Galeeren.

„Der Sohn eines der ersten sizilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers*), bemerkt der Dichter a. a. O., — eines Mannes, der am neapolitanischen Hof ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn hatte der verstellte Marchese Pellegrini anfangs seine Sicherheit gebaut. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er das angenommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, in's Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel, ihn zu befreien, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des (Gerichts-) Präsidenten, den Advokaten der Gegenpartei auf's Grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufgäbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von weiteren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

*) Nach dem eben erwähnten Brief bei Campardon scheint letzterer der Fürst von Caramanica gewesen zu sein.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht, den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihr Sachwalter wurden kleinmüthig und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß sich bei den Akten eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen." —

Uebrigens ward ihm der Aufenthalt in Palermo denn doch verboten und er begab sich daher mit Lorenza nach Malta, von wo er nach dreimonatlichem Aufenthalt und nicht unersprießlichem Handel mit seinem Verjüngungswasser nach Neapel überfuhr und dort abermals einige Monate verweilte, indem er durch Unterweisung in der geheimen Chemie und in der Kabbala beträchtlichen Gewinn zog. Zugleich hatte er auf Lorenza's Wunsch deren Vater und Bruder aus Rom nach Neapel entboten, und ersterer ihn, da er im Augenblick in glänzenden Umständen zu sein schien, gebeten, den letztern auf Reisen zu nehmen. Der Bitte ward entsprochen, denn der junge Mann war schön und von anmuthigem Benehmen, wie die Schwester, und Balsamo faßte daher den Plan, demselben eine Frau mit den gleichen Gaben der Natur zu schaffen, diese zu unterweisen, wie er Lorenza unterwiesen, und sie die gleiche Laufbahn wie diese verfolgen zu lassen. Mit zwei auf solche Weise instruirten Weibern hoffte er die besten Geschäfte zu machen. Unsere drei Wanderer schifften sich daher von Neapel abermals nach Frankreich ein.

In Marseille fand Balsamo Gelegenheit, mit einer Dame in vertraute Verbindung zu treten, die, obwohl ältlich, die Gedanken an Liebeshändel noch keineswegs aufgegeben. Er empfing von ihr, wie er unverhohlen bekannt hat, viele Geschenke in Geld und Kostbarkeiten; aber in jungen Jahren hatte dieselbe einen Liebhaber gehabt, der jetzt in ziemlich hohem Alter stand, gleichwohl aber seinen Platz noch immer nicht ganz aufgeben wollte und Eifersucht gegen Balsamo empfand. Die Dame, welche weder den jungen, kräftigen, noch den alten, reichen Verehrer verlieren wollte, gab selbst dem erstern das Mittel an, den andern zu besänftigen. Balsamo mußte ihm versprechen, ihm die Jugendkraft zurückzuführen, und da der Alte überdieß emsig auf den Stein der Weisen ausging, so hatte unser Abenteurer Gelegenheit, ihn auf doppeltem Wege zu betrügen. Während er ihm jedoch eine Reihe von Operationen im Destillirkolben vormachte, verlor er das Projekt mit dem Schwager nicht aus den Augen. Ihn für einen sehr reichen römischen Kavalier ausgebend, ließ er ihn die vornehmsten und kostbarsten Kleider anlegen, während er selbst die Rolle eines Offiziers von höherem Rang übernahm und zu solchem Behuf die preußische Uniform wieder anzog. Auf diesem Weg wollte er eine Heirath des reizenden Jünglings mit einer erst vierzehnjährigen Tochter der alten Dame anbahnen und hielt in eigener Person für denselben an. Die Mutter war vom Gedanken an eine solche Verbindung entzückt; der Plan scheiterte jedoch am Widerstande des Schwagers und Lorenza's, und beide versicherten, von Balsamo deßhalb auf's Gröblichste mißhandelt worden zu sein.

Indessen nahte die Zeit, wo die Hoffnungen des alten Galans versprochenermaßen zu erfüllen waren, und irgend ein Ausweg mußte eingeschlagen werden. Balsamo spiegelte jenem vor, er müsse, um ein Kraut beizuschaffen, ohne welches das große Werk des Steins der Weisen nicht in Stand zu setzen sei, verreisen, während er der Dame weiß machte, die Nachricht von einer Erkrankung seines Schwiegervaters rufe ihn nach Rom zurück. Er erhielt vom Alten einen guten Reisewagen, von beiden große Geldsummen zum Geschenk und brach nach — Spanien auf! Nachdem der Wagen in Barcellona verkauft worden, begab sich der Gaukler mit Frau und Schwager zuerst nach Valencia und von da nach Alicante. Ein Wundarzt, Sachi, hat gegen zwölf Jahre später, im Jahre 1786, in Straßburg eine Schrift herausgegeben, wonach er ihn damals zu behandeln hatte. Balsamo sei mit seinen beiden Begleitern unter dem Namen Don Tiscio in Uniform eines preußischen Offiziers gereist und aus genannter Stadt unter sehr schmählichen Umständen ausgewiesen worden. Verhalte sich's hiemit, wie es wolle, jedenfalls begaben sich die Reisenden bald nach Cadix, wo sich abermals ein Liebhaber der geheimen Chemie fand, auf welchen Balsamo unter dem Vorwand, sich Kräuter und andere Bestandtheile zu Bereitung des Steins der Weisen anschaffen zu müssen, einen Wechsel von tausend Thalern gezogen haben soll.

Nach einiger Zeit schied er von dort, nicht ohne die Nachrede weiterer an jenem Mann begangener Betrügereien, trennte sich von dem Schwager unter dem Vorwand, von demselben bestohlen worden zu sein, und fuhr mit Lorenza nach London über. Während dieses zweiten Aufenthalts in der englischen Hauptstadt lernte er eine Mistreß Fry und einen Herrn Scott kennen, beide des Glaubens, die gewinnenden Lotterienummern ließen sich durch magische Mittel voraussehen. Diesen Wahn benützend, schwatzte Balsamo ihnen bedeutende Summen ab, weil aber keine der von ihm angezeigten Ziffern herauskam, belangten Jene den Betrüger vor Gericht. Er ward verhaftet und schwor endlich, um die Sache los zu werden, einen Eid. Da bei Uebergabe des Geldes kein Zeuge zugegen gewesen, wog die Behauptung der Kläger nicht mehr als die des Angeklagten, der nun aber seinerseits auch Lorenza schwören ließ und damit der gerichtlichen Prozedur ein Ende machte. Aus den in London herausgekommenen Akten des Prozesses geht indessen jedenfalls die Angabe Balsamo's hervor, er verstehe die Kabbala; er habe die astrologischen Berechnungen bis zum höchsten Grade der Sicherheit gebracht und könne dadurch die gewinnenden Nummern bestimmen; der Mistreß Fry seien auf diesem Wege zweitausend Pfund Sterling durch ihn zugewandt worden, und diese habe aus Erkenntlichkeit seiner Frau ein Diamantenhalsband und eine goldene Dose geschenkt. Schließlich bot er Jedermann die Wette, daß er die erste nächstes Jahr herauskommende Gewinnnummer errathen werde. Ihrerseits dagegen gab Mistreß Fry an, er habe ihr nicht nur mit seiner behaupteten Berechnungskunst mehrere Summen abgeschwindelt, sondern sie auch verlockt, ein Diamanten-

halsband und eine goldene Dose zu kaufen, unter dem Vorwand, er besitze die Kunst, die Diamanten wachsen zu lassen und die Masse des Goldes zu mehren. Vergrabe man nämlich kleine Diamanten eine Zeit lang, so würden sie weich und schwöllen an. Dann bedürfe es nur der Bestreuung derselben mit einem gewissen von ihm vorgezeigten rosenrothen Pulver, um sie mit Beibehaltung der nunmehrigen Größe wieder hart zu



Joseph Balsamo, genannt Cagliostro.

machen, wodurch sie an Werth um's Hundertfache zunähmen. In Bezug auf das Gold aber versicherten mehrere Zeugen, die Behauptung von ihm vernommen zu haben, er vermöge dessen Masse durch verschiedene Operationen, bei welchen jenes rothe Pulver ebenfalls eine Rolle spielte, zu vermehren.

Das gleiche unverschämte Märchen, das er hier hinsichtlich der Diamanten vorbrachte, hat er später in Mitau in Bezug auf Perlen ausgesprochen, war aber bei dieser Gelegenheit doch, als ihm Perlen zum Behufe eines wohlthätigen Zweckes zu solchem Verfahren angeboten wurden, so uneigennützig oder so klug, dieselben unter allerhand Vorwänden abzuweisen. Dagegen scheint er in Voraussagung der Lotterietreffer wirklich nicht als vollendeter Betrüger gehandelt zu haben. Er war sich eines gewissen, sporadisch in ihm vorkommenden Divinationsvermögens, von welchem später mehrere Proben vorkommen werden, bewußt, konnte aber diese „wunderbaren Eingebungen des Augenblicks", wie er sie vor dem römischen Gericht nannte, von rein menschlichen, ihm im Moment kommenden Einfällen nicht gehörig unterscheiden, und übte, dem Ansehen nach, eigentlich nur insofern Betrug, als er die von ihm selbst später als lügenhaft zugestandene Behaup-

tung beifügte, seine Angaben gründeten sich auf das Verständniß der Kabbala.

Damals scheint er zuerst unter dem Namen Cagliostro aufgetreten zu sein, den er von einer in Palermo befindlichen Tante angenommen. Graf nannte er sich noch nicht, sondern erschien unter dem Titel eines Hauptmanns oder Obrists in preußischen Diensten, wozu er das Patent vorwies; später mußte er übrigens zugestehen, daß ihm dieser Titel damals sechs bis sieben Verhaftungen eingetragen.

Während dieses zweiten Aufenthalts in London, mitten unter Prellereien und Gaunerstreiche hinein, war es, wo er die eigentliche Grundlage zu seiner spätern, fast an's Unglaubliche gehenden Celebrität legte, wo aber auch wirklich durch diese Grundlage die bessere wenigstens die höher strebende Seite in ihm erst hervortrat, vielleicht ihm selbst erst zum Bewußtsein kam, obwohl er dieselbe von der des Charlatans niemals zu trennen vermochte.

Er ließ sich nämlich in die Gesellschaft der Freimaurer aufnehmen und fand in derselben bald Anlaß und Mittel, einen neuen, nach seiner Ansicht höheren oder reformirten Grad des Ordens zu stiften, dem er den Namen der ägyptischen Maurerei gab, deren ursprüngliche Verfassung von Henoch und Elias ableitend. Kurz vor seinem Abgang aus London hatte er, seiner Angabe nach, bei einem Buchhändler einige Handschriften gekauft, die einem gewissen, ihm selbst gänzlich unbekannten Georg Coston angehört haben sollen, und von einer Maurerei handelten, welche, mit allerhand magischen Bestandtheilen versetzt, sich die ägyptische nannte. Diese fremde Doctrin diente, wie er sich des Weitern erklärte, der von ihm selbst eingeführten zum Fundament, worin er — mag er nun zur Bekanntschaft mit der ihn leitenden Quelle gekommen sein, wie er will — ohne Zweifel die Wahrheit sagte. Denn in eigener Person war er nicht der Mann, um eine Lehre zu gründen, die, mag sie mit noch so viel Träumereien vermengt gewesen sein, ihm doch eine Unzahl begeisterter Schüler, zum Theil von der edelsten Gesinnung und feinsten Bildung, gewann, geschweige daß er diese Lehre systematisch und in ziemlich gewandter Schreibart in einem Buche niederzulegen vermocht hätte, wie in der That, jedoch zuverlässig nicht durch ihn, sondern durch einen seiner Schüler — dieß nimmt auch das römische Gericht an — geschehen ist*). Dagegen taugte er bei seiner Anbequemungsform an fremde Ideen, bei seiner Neigung zum Geheimnißvollen und Phantastischen, bei seiner Keckheit im Spielen mystischer Rollen und endlich bei einem gewissen Schwung seines Geistes, einem Zug zu dem Höhern, der in ihm merkwürdiger Weise mit der gemeinsten Gesinnung Hand in Hand ging, — vortrefflich zum Verkünder einer solchen Lehre. In dieser Eigenschaft legte er sich den Namen des großen Kophtha bei und setzte dem Worte Cagliostro nunmehr den Grafentitel vor, nannte sich zu anderen Malen aber auch bald Marchese Pellegrini, bald Marchese d'Anna, bald Graf Fenir, bald Melissa, Belmonte, Harat. Stets verschwieg er seinen Ursprung, seine Heimat, sein Alter. Heute versicherte er bei der Hochzeit zu Cana gewesen zu sein, den andern Tag behauptete er, schon vor der Sündfluth gelebt und mit Noah in der Arche verweilt zu haben. Bald gab er Mekka in Arabien als Geburtsort an, bald rühmte er sich der Abkunft von einem Großmeister des Johanniterordens und einer Fürstin von Trebisonde, bald wollte er gar aus jener Verbindung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen hervorgegangen sein, von welcher 1 Mos. 6, 4 und 6 die Rede ist. Von seinen Reisen, Studien und Kenntnissen sprach er stets in den überschwenglichsten Ausdrücken, behauptend, daß er sich die Wissenschaft der Pyramiden erworben habe und in die tiefsten Geheimnisse der Natur eingedrungen sei. Oft antwortete er auch, wenn man ihn um Namen und Stand fragte, mit wichtiger Miene bloß: Ego sum, qui sum (ich bin der, der ich bin).

Dieses geheimnißvolle Gebahren, seine angeblichen wunderbaren Leistungen auf dem Felde der Chemie, sein Vorgeben, sich mit der höhern Welt in Verbindung setzen zu können, seine Zungenfertigkeit, so wenig auch wirkliche Beredsamkeit mit derselben verbunden, und endlich vor Allem jene eigenthümliche Aktion auf die Nerven mancher Menschen scheinen, ganz abgesehen von der nur den Eingeweihteren und meistens nur Männern mitgetheilten ägyptischen Lehre, bald mit Zauberkraft auf solche Personen gewirkt zu haben, die irgendwie zum Mystischen hinneigten, aus irgend einem edeln oder unedeln, sie als stark oder als schwach bezeichnenden Grunde mit „der gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ sich nicht abzufinden vermochten. Wobei nicht zu vergessen, daß Cagliostro auch von seiner Gabe, den menschlichen Organismus zu verjüngen, sprach, also einen Punkt berührte, der, wenn das Menschenherz schon nach heiligen Schriften selbst berechtigt ist, das Altern und Sterben als etwas eigentlich Verkehrtes, nur durch Verderbniß in die reine Schöpfung Hereingekommenes zu betrachten, schwachen Gemüthern, denen es nach starkem Weltgenuß an Resignation und — reifem Urtheil fehlt, von jeher zum Wunsch Anlaß gegeben hat, sich an magische Kräfte anlehnen zu können, und wenn sich dann einmal der angebliche Träger solcher Kraft zeigt, ihnen den Mann, der die Schöpfung zum Urgesetz zurückzuführen vermag und durch eigene ewige Jugendlichkeit den Beweis darzulegen behauptet, daß Tod und Alter etwas der Kreatur nur Aufgedrungenes sei, natürlich als den Boten einer höhern Welt darstellen wird.

Nach wenigen Jahren spielte er die Rolle eines Wunderthäters, Goldmachers, Propheten und Geisterbeschwörers mit solchem Erfolg, daß selbst regierende

*) Die Geschichte mit dem Manuscript sieht an sich ziemlich wie eine Fabel aus, besonders da ein in England verkauftes, früher einem Engländer gehöriges schwerlich in italienischer oder französischer Sprache abgefaßt, dem Käufer selbst aber keine andere geläufig war. Sollte er das im Jahr 1775, also kurz vor der Zeit, um die es sich hier handelt, erschienene Buch des edeln Saint Martin: Des erreurs et de la vérite (deutsch von Claudius, 1782), benützt haben, ein tiefsinniges, aber in geheimnißvoll unklarer Sprache gehaltenes Werk, an dessen Ausdrücke der Galimathias Cagliostro's zuweilen erinnert? Persönlich scheint dieser mit Saint Martin, obwohl beide in den achtziger Jahren eine Zeit lang zugleich in Straßburg gelebt haben dürften, nie zusammengetroffen zu sein.

Fürsten, Kardinäle, Generale, Damen höchsten Standes, Gelehrte, Prediger, Theologen nicht anstanden, ihm ehrfurchtsvoll entgegen zu kommen. Bald trugen die Frauen Fächer, Ringe, Souvenirs, Münzen, Hüte, die Männer Uhrketten, Knöpfe, Gilets à la Cagliostro; bald kannte man keinen köstlichern Schmuck, als Cagliostro's oder seiner Gattin Bild in Medaillons auf der Brust oder in Ringe gefaßt; bald prägte man Tausende von Abbildungen dieses Paares und verschickte sie in alle Länder; bald stellte man ihre Büsten aus Bronze, Marmor, Gips in den Palästen auf, und bald las man sogar unter einer dieser Büsten mit goldenen Buchstaben die Inschrift: Der göttliche Cagliostro.

Der Aufwand, welchen der Thaumaturg während dieses glänzendsten Abschnitts seiner Laufbahn machte, überstieg alle Vorstellung. Er reiste, obwohl mit ungemein zahlreichem Gefolge, fast immer mit Extrapost. Seine Couriere, Läufer, Kammerdiener, Lakaien deuteten auf einen Fürsten. Von den Livreen, die er in Paris für dieselben machen ließ, kostete jede 20 Louisd'ors. Und so glänzend sein Gefolge, so glänzend und üppig waren seine Gemächer, so lecker seine, immer für viele Personen gedeckte Tafel.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine Mama.

Novelle von Paul Heyse.

(Fortsetzung von S. 11.)

Sie hörte wohl, daß er eilig davonging, aber sie ahnte nicht, daß er vor ihr floh. Vom Fenster aus sah sie ihm nach, so lange noch sein wehendes blondes Haar zwischen dem laublosen Gesträuch zu erblicken war. Sie glaubte droben Alles ausgeweint zu haben, was ihr das Herz schwer machte. Wer selten weint, erwartet Wunder von den Thränen. Nun empfand sie, daß sie noch um keinen Schritt weiter gekommen war.

Warum hatte sie geweint? Sie war dazu gewöhnt, Allem, was im Leben feindlich auf sie eindrang, die ruhige Kraft einer Seele entgegenzusetzen, die von nichts Widrigem überrascht wird, weil sie ohne Wünsche und Hoffnungen ist. Sie glaubte, nichts mehr vom Leben fordern, nichts mehr gewinnen zu können. Nun war sie plötzlich daran erinnert worden, wie viel sie noch zu verlieren hatte.

Zunächst, was einer stolzen Natur das Bitterste ist: die Sicherheit ihres eigenen Gefühls. Jene schonungslosen Worte über ihr Verhältniß zu Dem, den sie hatte vom Knaben zum Manne heranwachsen sehen, waren ihr Anfangs fremd und unverständlich geblieben. Sie hatte geglaubt, sie abschütteln zu können, wie eine Beleidigung. Andere Sorgen, die das Gespräch mit dem Schwager in ihr erregt, schienen dringender. Aber sobald sie droben in ihrem stillen Zimmer mit sich allein war, fiel alles Andere wie Schatten von ihr ab und jene Worte, die sie erst gemeint hatte mit einem Achselzucken abfertigen zu können, blieben ihr allein gegenwärtig.

Sie dachte die zehn Jahre zurück, seit sie in dieß unglückliche Haus getreten war, wie damals der Knabe, verschüchtert und stumm zwischen den Pflegeeltern, die über seine Gegenwart sich täglich mehr verfeindeten, sich sofort mit überschwänglichem Vertrauen an sie angeschlossen und all seine Noth ihr ausgeschüttet hatte. Es hatte sich ohne viel Worte von selbst verstanden, daß sie ihn beschützte. Wenn ihr die Aufgabe, zumal ihrer Schwester gegenüber, nicht immer leicht war, so entschädigte sie tausendfach der innige Verkehr mit ihrem Schützling, dessen harte Jugend ihm fast schon alle Munterkeit und Schwungkraft gelähmt zu haben schien, und der nun von Jahr zu Jahr heller und heiterer sich entwickelte. Und sie durfte sich sagen, daß sie mehr gethan hatte, als den äußeren Druck von ihm abwehren. Sie war unermüdlich gewesen, ihm zu helfen, daß er die dürftige Bildung der Stadtschule auf eigne Hand ergänzte. Sie hatte mit ihm und seinen künstlerischen Neigungen einen schweren Stand bei diesen Bemühungen, seine Bildung zu vervollkommnen. Und sie mußte über ihre eigene Neigung wachen, ihn fröhlich zu sehn und seine Wünsche nicht zu kreuzen. Wie viel lieber saß sie mit ihrer Arbeit neben ihm, wenn er sich in eine architektonische Zeichnung vertiefte und dabei in seiner gutmüthigen Lustigkeit mit ihr plauderte, als daß sie ihn anhielt, einen ernsthaften Cursus am Faden eines dürftigen Lehrbuchs mit ihr durchzumachen. Aber sie hatte gelernt, sich zuerst zu fragen, was ihm nöthig und wohlthätig sei; sie hatte niemals mit ihm getändelt und aus ihren Mutterpflichten einen Scherz gemacht.

War es ein Wunder, daß im Lauf der Zeit all ihre Gedanken nur diese Eine Richtung angenommen hatten? daß sie wachend und träumend nur ihn vor Augen hatte, unbewußt, so lang er neben ihr war, jede seiner Bewegungen verfolgte, und wenn er draußen war, nur auf die Thür horchte, ob sich sein Schritt noch nicht wieder hören lasse?

Und wenn sie ihn jetzt im Stillen mit allen Anderen verglich, die seit jenen ersten Tagen an ihr vorübergegangen waren, hatte sie nicht Recht, wenn sie die Anderen neben ihm entbehrlich fand? Es war keine eitle Vergötterung mit im Spiel. Sie hatte sich niemals darüber getäuscht, daß er weder schön, noch zierlich, noch von bestechenden Manieren sei. Sie selbst neckte ihn oft genug mit seinen linkischen unbeholfenen Bewegungen, seinem durchaus nicht „interessanten“ Gesicht, seinem dicken glanzlosen Haarbusch und daß

ihm die Kleider wie einer Gliederpuppe um den Leib hingen, wenn der Schneider sich auch die beste Mühe gegeben, ihn „elegant“ zu machen. Und doch war ein Zauber in seinem Wesen, dem, wie sie wohl sah, auch Fremde und minder Feinfühlige nicht widerstanden: ein Hauch von adliger Jugend, von angebornem Tact des Gemüths, von jenem echten und goldenen Humor, der den Schwung der Seele niemals ankränkelt, und eben so hoch über dem philisterhaften Respekt vor allerlei Götzendienst des Tages steht. Es war seltsam, daß sie mit diesem ihrem Zögling, der ihr noch oft wie ein Kind in die Welt zu blicken schien, die letzten Dinge alles Erdenlebens besprechen konnte, als wären sie Beide uralt an Jahren oder Erfahrungen.

So war es gewesen, und so hatte es sie Beide froh und glücklich gemacht, und nun sollte es plötzlich vorbei sein, nun plötzlich gefährlich und nicht länger zu dulden? Man hatte es ihr ins Gesicht gesagt, daß sie nur dieses Jünglings wegen jeden Bewerber abweise. Wohl, sie konnte sich's nicht verläugnen: dieser Jüngling füllte ihr ganzes Herz, sie hätte jeden Mann täuschen müssen, dem sie anzugehören gelobt hätte. Eine Leidenschaft war dieß Gefühl geworden, wie hätte sie sich's verhehlen können? Aber eine Leidenschaft, die durch Jahre der reinsten aufopferndsten Hingebung geweiht war. Sie sah ihn für ihr Eigenthum an; hatte sie nicht ein Recht dazu? Was wäre er geworden, ohne sie?

Und jetzt sollte sie ihn hergeben? der Gedanke war unerträglich. Wollte er denn fort von ihr? fühlte er nicht selbst, daß er sie noch allzusehr bedurfte? Und war denn eine Gefahr, wenn Alles noch blieb, wie es war? Für ihn gewiß nicht. Sein Leben lag noch weit und offen vor ihm; er hatte nichts zu verlieren, wenn er noch eine Zeitlang in der Stille fortwuchs; und zu denken, daß ihre Nähe ihm je gefährlich werden könnte, schien ihr eine Thorheit. Sie fühlte sich noch um andere zehn Jahr älter, als sie wirklich war. Und daß er noch ausschließlicher sich ihres Denkens bemächtigen könnte, wie wäre es möglich gewesen? Und was hätte es geschadet? Sie besaß nichts, was ihr das Leben werth und wichtig machte, als diese Leidenschaft.

Und doch hatte sie geweint, lange und heftig. Es stand wie ein verhülltes Schicksal unheimlich ihr gegenüber. Mit allem Sich-selbst-Bestärken in ihrem guten Recht und der Erkenntniß, daß die Andern keine Macht über sie hätten, wenn sie selbst nicht wollte, konnte sie eine geheime Angst nicht bezwingen, daß die schönste Zeit vorüber sei, daß harte Tage der Prüfung bevorstünden. Vor der Drohung des Alten, ihren Schützling in die Welt auf Wanderschaft zu schicken, fürchtete sie sich nicht. Sie wußte, daß auch er sich schwer von ihm trennen würde, zumal um ihn in eine Bahn zu treiben, die ihm so gründlich widerstand. Und zu einem andern Ausweg fehlte es dem Alten am Nöthigsten. Ja er war in Zeiten der Bedrängniß, wo sie ihm bereitwillig beistand, in eine Abhängigkeit von ihr gerathen, die sie freilich nie geltend machte, die ihm aber eine stille Verpflichtung auferlegte, ihren Willen nicht allzu eigenmächtig zu kreuzen.

So fürchtete sie im Grunde nichts von einem gewaltsamen Eingreifen irgend eines Menschen in ihr Geschick. Aber es waren Worte gefallen, die nicht ungesprochen gemacht werden konnten und die von dem Theuersten, was sie besaß, gleichsam den Duft abgestreift hatten.

Das empfand sie deutlich, als sie ihm durch den Garten nachsah und fast froh war, ihm jetzt noch nicht begegnen zu müssen. Zum ersten Mal hätte sie ihm nicht ganz frei in die Augen geblickt. Aber sie wußte nicht, daß die letzte Stunde auch ihn aus seiner harmlosen Ruhe aufgestört hatte. Sie dachte, an ihr allein sei es, zu leiden, und mitten in ihrer Sorge und Beklommenheit war es ihr ein Trost, daß sie alles Feindliche, was ihrem Liebling drohte, wahrhaft mütterlich auf ihr eignes Haupt ablenken durfte.

So fand sie in den Stunden bis zu Tisch mehr und mehr ihren Gleichmuth wieder; in der größeren Sorge um ihr eigentliches Glück vergaß sie es fast, daß ihr noch die peinliche Aufgabe bevorstand, einen Bewerber, der ihr bisher gleichgültig geblieben war, für immer abzuweisen. Als die Eßstunde schlug, trat sie mit einem völlig unbefangenen Gesicht in das große Zimmer und begrüßte den Advokaten, der in sichtbarer Erregung sich vor ihr verneigte, wie den ersten besten Gast des Hauses. Der Meister hatte das Bett verlassen, um sich im Schlafrock und wenig sonntäglicher Laune etwas abseits von dem gemeinsamen Tisch aufs Sopha zu strecken. Ein alter Nachbar, der stehende Sonntagsgast, und die beiden Lehrburschen standen bescheiden an den Fenstern. Jetzt trat auch Walter herein, in einer so sichtbaren Verstörung, daß er kaum die nothdürftigsten Formeln der Höflichkeit ohne Stocken herausbringen konnte. Niemand achtete auf sein verwandeltes Wesen; nur seine „kleine Mama“ warf ihm einen bestürzten Blick zu, den er, wie von einem bösen Gewissen geängstigt, nicht auszuhalten vermochte.

Der Meister fragte nach Peter Lars und war ungehalten, daß er ausblieb. Zuletzt setzte man sich zu Tische ohne auf ihn zu warten. Es dauerte einige Zeit, bis ein Gespräch in Gang kam. Walter saß tiefsinnig und starrte, scheinbar ohne Theilnahme, auf seinen Teller. Der alte Nachbar, der sonst den Kunstkenner machte und gern allerlei confuse Reden über Zeichnung und Farbeneffekte zum Besten gab, schwieg heute, ob auch der Meister weder aß noch redete, sondern die Zähne zusammenbiß, um seiner Schmerzen Herr zu bleiben. Die Lehrburschen hatten natürlich noch nicht Redefreiheit in Gegenwart des Meisters, und so trugen der Notar und Helene, die ihm gegenüber saß, die Kosten der Unterhaltung.

Er war ein Mann von unscheinbarem Wesen; nur eine schöne Stirn und klare ruhige Augen machten das Gesicht anziehend, und wenn er sprach, belebten sich die festen, männlichen Züge durch einen Ausdruck von Freundlichkeit, der Zutrauen erwecken mußte. Als die erste Befangenheit, dem Mädchen gegenüber gewichen war, wurde er heiterer, als man ihn sonst wohl kannte. Er sprach von seinen Reisen in Schweden und Norwegen, von den Sitten der Leute, von ihren Festen, ihren Volksliedern. Man hörte ihm gerne zu; er sagte

nie ein allgemein lobendes oder tadelndes Wort. Alles erhielt seine klare Lokalfarbe, seine unterscheidenden Züge. Die alte Christel, die das Essen auftrug, lehnte im Hinausgehen die Thüre nur an, um noch länger zuzuhören. Sogar der Nachbar nickte beifällig und warf einige aufgelesene Notizen über nordische Kunst dazwischen, die der Erzähler unangefochten ließ. Wenn es sein Bemühen war, sich im besten Lichte zu zeigen, so hätte er es nicht geschickter anfangen können.

Und doch schien seine Mühe so gut wie verloren. Das Mädchen hörte nur mit erkünstelter Theilnahme auf sein Gespräch, innerlich war sie mit der Sorge beschäftigt, was es sein möchte, das den Jüngling so plötzlich verdüstert habe. Ein paar Mal suchte sie ihn mit einem Scherz in das Gespräch zu ziehen. Ein fast ängstlich bittendes Aufblicken des Träumers schreckte sie endlich davon ab.

Die Flasche, die Christel hatte aufsetzen müssen, war geleert, auf das Wohl des Hausherrn, das der Notarius ausgebracht hatte. Ein stummes Kopfnicken des Alten war sein ganzer Dank gewesen; er selbst hatte keinen Tropfen getrunken und kaum das Ende der Mahlzeit abgewartet, um sich alsbald wieder in sein Zimmer zu schleppen und dort ohne Zwang zu stöhnen und seinen Zustand zu verwünschen.

Darauf waren die andern, während der Tisch abgeräumt wurde, in das obere Zimmer gegangen, den Kaffee zu trinken. Ein altes Klavier stand dort unter Bildern und Büsten, mit denen die Wand dicht bedeckt war. Es war lange nicht geöffnet worden. Jetzt setzte der Gast sich auf Helenens Aufforderung davor, spielte einige der Volksweisen aus dem Norden, und sang lang mit einer zwar unscheinbaren, aber musikalischen Stimme die Texte dazu. Das Mädchen hatte sich mit ihrer Handarbeit neben Walter gesetzt, der auf die Straße hinausstarrte und von Allem, was vorging, keine Notiz zu nehmen schien. Sie fragte ihn während des Gesangs mehrmals leise, was ihm sei, ob er einen Verdruß mit dem Meister gehabt habe oder mit Peter Lars, dessen Ausbleiben ihr verdächtig war. Er schüttelte statt aller Antwort den Kopf und sprang endlich, von unerklärlicher Unruhe gepeinigt, auf, um in's Freie zu gehen, als die Thür sich aufthat und Besuch erschien, eine Verwandte des Meisters, die Mutter jenes Lottchens, das gestern noch bei unserm wankelmüthigen Freunde so viel gegolten hatte. Heute war es ihm zwiefach peinlich, als er auch das gute Kind neben der Frau Mutter mit schüchterner Vertraulichkeit eintreten sah und nun, ohne sie allzusehr zu verletzen, die Gesellschaft nicht verlassen durfte. Doch sprach er kaum ein höfliches Wort zu Mutter und Tochter, und als Helene über den gestrigen Abend zu scherzen anfing, nahm er ein Buch vom Schrank und fing aller guten Sitte zum Hohn in seinem Winkel an zu studiren, als wäre er ganz allein im Zimmer.

Nicht lange, so wurde ein Spaziergang vorgeschlagen und die kleine Gesellschaft, von der nur der Nachbar sich beurlaubte, setzte sich in Bewegung, der Notarius mit Helene und der Mutter voran, Walter und seine zierliche kleine Tänzerin von gestern hinter ihnen. Auch jetzt noch, als sie durch die belebte Hauptstraße zum Thor hinaus schlenderten, einem Garten zu, wo heute die halbe Honoratiorenschaft des Städtchens den Sonntag genoß, schwieg er beharrlich. Er grüßte kaum die vorübergehenden Bekannten; er schien kein Auge dafür zu haben, daß sich das liebliche Gesicht seiner Nachbarin je länger er stumm blieb, je trübseliger verdunkelte und endlich die Thränen vorzubrechen drohten, als zum Glück ein anderer ihrer Tänzer sich hinzugesellte, der nun Walters Sünden überfließend wieder gut machte.

Jetzt hätte er sich endlich fortstehlen können, um seine gepreßte Seele vom Zwang jeder Gesellschaft zu befreien. Aber theils war er schon am Vormittag inne geworden, daß sein wunderlich verworrener Zustand in der Einsamkeit nur qualvoller wurde, theils hielt es ihn unwiderstehlich in der Nähe Helenens fest und er spähte ängstlich nach jeder Geberde, jedem Wort von ihr, die ihm Klarheit verschaffen möchten, ob er sie wirklich verlieren sollte.

Auch er hatte sorglos neben ihr hingelebt, ohne sich jemals zu fragen, wie lange es wohl so fortgehen könne. Er gehörte ihr, sie ihm, so viel wußte er. Wie das Gefühl, das sie an einander knüpfte, zu nennen sei, warum hätte er das überlegen sollen, so lang er ihrer sicher war? Seitdem er von sich selber wußte, war ihm, nach seiner leiblichen Mutter, Niemand so nothwendig zum Leben gewesen, wie sie. Und die letzten Jahre hatten, indem sie ihn mündiger machten, die Vertrautheit und Innigkeit ihres Verkehrs nur befestigt, da er sich ihrer Hut und Pflege in den meisten Dingen entwachsen fühlte, und nun freiwillig nur so lieber Alles, was ihm durch Kopf und Herz ging, zu ihr hintrug. Was sie ihm war, Freundin, Schwester, Pflegemutter, seine Kameradin in ernsten und lustigen Stunden — er hatte keinen Namen dafür; wie er überhaupt nie über sie nachgedacht hatte. Die Worte schön oder hübsch, liebenswürdig oder gar „gefährlich" hatten ihr gegenüber keinen Sinn für ihn. Sie war sie selbst und weiter dachte er nicht darüber nach.

Nun auf einmal sollte er sich in die Vorstellung finden, daß sie ein Frauenzimmer wie andere sei, im Stande, Leidenschaften zu erwecken, Männer zu eifersüchtigen Bewerbungen zu reizen! Der Gedanke bestürzte ihn dermaßen, daß es ihm war, als sähe ihn auf einmal sein eigenes Leben mit ganz fremden Augen an. Noch gestern Abend, da sie von ihrer ersten Liebe geredet hatten, war ihm das Gespräch nicht viel anders gewesen, als wenn sie sich Märchen erzählten oder ihre Träume auslegten. Nun stand plötzlich die unbegreiflichste Wirklichkeit vor ihm. Ein Mann hatte um sie geworben; einen andern hatte sie stillschweigend abgewiesen; ob sie auch dem neuen Bewerber so abgeneigt sein möchte? Und wenn sie ihm ihre Hand nicht verweigerte, welch ein unerträglich peinlicher Gedanke, sie als die Frau irgend eines Mannes zu wissen! —

In seiner reinen Seele stieg ein wunderlich dunkles Schamgefühl auf, das ihm alle Adern durchglühte. Jeden Blick eines Mannes nach ihr hätte er auf Tod

und Leben verhüten mögen. Wenn er zurückdachte an die leichten Reden seines Mitgesellen, ballte er unwillkürlich die Faust. Und doch, wie er jetzt hinter ihr ging, taub und blind für alles Andere um sie her, konnte er den Blick nicht von ihrer Gestalt wegwenden. Zum ersten Mal fiel ihm die rasche Anmuth ihrer Bewegungen auf; er verglich im Stillen die schönen Linien, die Hals und Schultern umschrieben, mit der breiten Formlosigkeit der Alten und der hübschen Alltäglichkeit ihres Töchterchens; zum ersten Mal hatte er ein Auge dafür, wie leicht und schwebend sie die Füße setzte, und wie, wenn sie im Gespräch sich zu ihrem Nachbar wandte, das schöne kräftige Profil sich klar aus dem dunklen Hut hervorhob und wie die Zähne schimmerten, wenn sie, wie es ihr oft begegnete, die Lippen öffnete, ohne zu lächeln, mit einem traurig stolzen Ausdruck, der mit ihrer gedämpften Stimme sich wohl vertrug.

Und sie pflegte auch nur zu lächeln, wenn sie mit ihm sprach; dessen gewahrte er wohl, da er jetzt in ängstlicher Scharfsichtigkeit ihr Benehmen gegen die Andern überwachte. Er war ihr der liebste, daran konnte er nicht zweifeln. Aber warum duldete sie die Annäherung des Fremden, wenn sie ihm keine Hoffnung zu machen hatte?

So fragte er sich rathlos und im nächsten Moment blitzte die Erkenntniß wieder in ihm auf, daß er es doch nicht zu hindern habe, wenn sie sich noch jung genug fühlte, ein neues Leben zu begründen, an einem neuen Herde. Was hatte er ihr zum Ersatz zu bieten? War's nicht ein Wahnsinn, zu fordern, daß sie sich ihm in alle Zukunft aufopfern sollte und abwarten, wie lang es ihm gefallen würde, sie seine „kleine Mama" zu nennen und an ihrer Schürze zu hängen?

Sie waren in dem Wirthsgarten vor der Stadt angekommen, wo Musik aus dem Saal des Hauses erklang und zum Tanzen einlud. Bald war ein kleiner Ball aus dem Stegreif eröffnet. Die Aelteren saßen draußen vor den Fenstern im Sonnenschein und sahen von ihren Gesprächen und der Kaffeetasse weg ab und zu in das ungebundene Gewühl der Jugend. Auch Lottchen erhielt die Erlaubniß von ihrer Mutter, und schien zu erwarten, daß Walter eilig davon Gebrauch machen werde. Als dieser aber Kopfweh vorschützte und jetzt endlich aufstand, um den menschenbelebten Ort zu verlassen, mußte sie mit einem schlechtverhehlten Seufzer die Hand ihres zweiten Tänzers annehmen. Helene bemerkte Alles nur zu wohl; sie ahnte endlich, daß sie selbst die Ursache sei. Wer aber sollte ihm die Absichten des Vaters verrathen haben? Und wenn er sie ahnte, woher diese tiefe Verstimmung? Der Gedanke, daß Eifersucht im Spiele sei, blieb ihr völlig fern.

Sie hätte jetzt gern ein offenes Wort mit ihm gesprochen. Nun hatte er sich düster entfernt und schlenderte draußen auf der Landstraße zwischen den letzten Häusern hin, durch den heitern Frühlingsabend keinen Augenblick ergötzt. Er kam an ein altes, längst nicht mehr bewohntes Landhaus und starrte vom Gitter aus in den verwahrlosten Garten hinein. Ein Springbrunnen hatte dort früher geplätschert, jetzt war das trockene Bassin mit modernden Blättern und großen Brennnesseln angefüllt. Eine Nymphe in losem französischem Aufputz neigte ihre Urne knieend über die Schale und schien traurig in das Unkraut hinunterzublicken. Es war ein schmuckes Figürchen und verdiente ein besseres Loos. Jetzt saßen die Sperlinge auf ihren Schultern und der Kranz in ihrem Haar war abgebröckelt. Was hielt den Jüngling so lange auf derselben Stelle fest, von wo er die Umrisse ihrer Gestalt klar aus dem Helldunkel der Grotte hervorstreben sah? Von drüben wehte der Wind zuweilen ein paar Takte der lustigen Tanzweisen zu ihm herüber. Es war, als wollte er abwarten, ob die einsame Schöne sich nicht erheben und auf ihn zutreten möchte; er wurde nicht müde, die schönen schlanken Linien anzuschauen, an denen er trotz seiner Künstleraugen so manches Mal gleichgiltig vorübergegangen war.

Zuletzt ward es ihm selber unheimlich; er riß sich mit einem tiefen Seufzer los und wanderte nachdenklich zurück. Er kam gerade zur rechten Zeit, um seine Gesellschaft wieder nach der Stadt aufbrechen zu sehen. Doch schloß er sich ihnen nicht an, sondern behielt sie nur aus der Entfernung sorgfältig im Auge.

Dießmal gingen Mutter und Tochter mit Lottchens Tänzer voran und Helene folgte mit dem Notarius. Er sah, wie sie freundlich mit ihm sprach und glaubte in seinen Mienen zu lesen, daß er an der Erfüllung seiner Wünsche nicht länger zweifelte. Nun lachte sie gar über ein Wort, das er sagte. Der Weg führte an dem Hause vorbei, wo der Notarius wohnte, da standen sie einen Augenblick; er deutete hinauf und sagte etwas, auf das sie nichts erwiderte, aber ihre Augen folgten der Richtung seiner Hand, und dann setzten sie ihren Weg, wie es schien, in ernsterer Stimmung fort. Der Späher in der Ferne zweifelte nicht länger, daß Alles entschieden sei. Ein unsäglich schmerzliches Gefühl überkam ihn; er blieb plötzlich stehen und besann sich, wohin er denn wolle. Es war ihm Alles gleichgiltig, nur nach Hause nicht, nur nicht ihr begegnen müssen. So fand ihn einer seiner früheren Schulkameraden; sie wechselten ein paar Worte, dann folgte Walter seiner Einladung, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, und die jungen Leute bogen Arm in Arm in eine Seitengasse.

* * *

Inzwischen waren die Anderen in völlig bedeutungslosem Geplauder wieder an das Haus des Meisters gekommen, die Frauen verabschiedeten sich von einander, der Notarius blieb noch an der Schwelle stehen, als sei es ihm unmöglich, in dieser Ungewißheit von ihr zu gehen.

Sie hatte mehr als einmal sich nach Walter umgesehen und sein Ausbleiben peinigte sie. Doch nahm dieser Gedanke sie nicht so vollständig ein, daß sie darüber die Stimmung ihres Begleiters vergessen hätte. Auch ihr lag daran, ein Ende zu machen.

Der Meister hat mir gesagt, was Sie ihm anvertraut haben, sprach sie mit ruhiger, aber nicht kaltherziger Stimme. — Ich danke Ihnen für alle Güte

und Freundschaft, die ich in Ihrem Wunsche erkenne. Ich habe Sie immer geachtet und gern mit ihnen verkehrt. Andere Hoffnungen schlagen Sie sich aus dem Sinn. Mein Leben ist abgeschlossen; ich werde keine neuen Fäden mehr anknüpfen und zufrieden sein, wenn ich die alten ruhig abspinnen darf und keiner vor der Zeit zerrissen wird. Dieß offene Bekenntniß bin ich Ihnen schuldig. Sie werden mir darum Ihre Achtung nicht entziehen.

Er schwieg mit einem plötzlich tief erblaßten Gesicht. Nach einer langer Pause sagte er:

Sie werden mich nicht ohne alle Hoffnung entlassen, daß ich mit der Zeit Ihnen werther werden könnte. Dieß ist nicht Ihre letzte Antwort.

Sie muß es sein, erwiderte sie. Ich darf weder Sie noch mich zu täuschen suchen.

Und steht nichts Anderes zwischen uns, als Ihre Abneigung, noch in einen neuen Lebenskreis einzutreten?

Sie erröthete flüchtig. — Ich habe Pflichten gegen den alten, sagte sie, die mich hinlänglich ausfüllen. Und dann — aber brechen wir ab. Meine Gründe gehören mir, und Sie mögen überzeugt sein, daß ich es nicht leicht damit nehme. Nochmals, schlagen Sie sich diesen Einfall aus dem Sinn, es wäre nicht zu Ihrem Glück —

Sie konnte nicht ausreden, sie sah, wie er sich vor ihr verneigte und, ohne sie noch einmal anzublicken, den Weg zurückging, seinem Hause zu. Seine ganze Weise hatte sie betroffen gemacht. Um die Welt nicht hätte sie den Grund der Abweisung, den sie gegen den Meister geltend gemacht, diesem stillen ernsthaften Mann in's Gesicht sagen können.

Sie stand noch eine Weile in der Thür und sah die Straße hinunter, ob sie Walter nicht nach Hause kommen sähe. Die Nacht war hereingebrochen, eine laue Luft wehte wie mitten im Sommer; am liebsten hätte sie stundenlang hier draußen auf ihn gewartet. Sie wußte selbst nicht, warum es ihr unheimlich war, in's Haus zu treten. Endlich ging sie die Treppe hinan, ohne erst dem Meister guten Abend zu sagen, obwohl sie hörte, wie er in seinem Zimmer herumhinkte, offenbar in der Erwartung, sie werde sich bei ihm sehen lassen und über den Abend berichten. Sie sehnte sich, allein zu sein und war kaum in ihr kleines Zimmer getreten, als sie den Riegel hinter sich vorschob und mit einem schweren Seufzer die Brust erleichterte. Es war schon so dunkel, daß sie lange vergebens nach dem Feuerzeug herumsuchte; es stand nicht auf dem gewöhnlichen Platz. Ueberhaupt schien es ihr, als müsse Jemand im Zimmer gewesen sein, der die alte Ordnung verschoben habe. Endlich hatte sie ihr Lämpchen gefunden, aber ehe sie es noch angezündet hatte, fiel sie in ein Brüten und Sinnen, dem die Dunkelheit wohlthat. Sie stand am Fenster, die Stirn gegen die kühle Scheibe gedrückt, und überdachte die letzten Stunden. An dieser selben Stelle hatte sie am Morgen ihr Herz in Thränen ergossen. Jetzt war es ruhiger in ihr. Sie litt noch immer, aber die Schmerzen waren ihr süß. Sie sah im Geist Alles voraus, daß sie von Jahr zu Jahr einsamer sein würde, daß sie auch den Einzigen, der ihr theuer war, werde hingeben müssen; aber sie fühlte, daß nichts sie zwingen könnte, ihrem Gefühl für ihn zu entsagen, und wenn er auch ohne sie glücklich sein würde, so dürfte sie doch jedes Glück verschmähen, das ihn von ihr getrennt hätte.

Sie ward so still und heiter, je länger sie darüber nachdachte, daß sie sehnlich wünschte, er möchte heimkommen, damit sie, wie gestern, harmlos beisammen wären. Ein Geräusch drang plötzlich aus nächster Nähe an ihr Ohr; sie glaubte, er sei, von ihr unbemerkt, in's Nebenzimmer getreten und rief: Bist Du's endlich, Nachtschwärmer? — Keine Antwort. Und doch wußte sie, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Sie horchte schärfer um sich her. Wieder drang ein verhaltener Ton zu ihr hin. Wer ist hier? fragte sie mit klopfendem Herzen. Da Alles schwieg, ging sie an den Tisch, die Lampe anzuzünden, als plötzlich ein dunkler Schatten an ihre Seite glitt und eine rasche Hand die ihrige ergriff, um sie zu hindern, daß sie Licht mache. — Sie erschrak nur leicht. Was soll das bedeuten, Walter? sagte sie, zurückfahrend. Wie bist Du hereingeschlichen? Ich dachte doch, ich hätte den Riegel — Herrgott! rief sie, was soll das? Was haben Sie hier zu suchen, Peter Lars?

In der Dunkelheit hatte sie nicht sowohl seine Züge erkannt, als sein eigenthümliches heiseres Athmen, das ihr zuwider war, und jetzt unterschied sie die Umrisse der Gestalt und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, der Thüre zu, als er mit einer behenden Bewegung vor die Schwelle sprang.

Seien Sie ruhig, Mamsell Helene, sagte er mit einem häßlichen nervösen Lachen. Es geschieht ihnen nichts zu Leide. 's ist freilich nicht das liebe Püppchen, das Zuckerherzchen, der junge Herr vom Haus, sondern nur die Kröte, der Wurm, die ekelhafte Spinne von Peter Lars. Aber der Wurm thut keinem Menschen was, wenn er nicht getreten wird, und wenn Sie daher Ihren schönen Fuß nur nicht gerade auf meinen garstigen Schädel setzen wollen —

Was nehmen Sie sich für Freiheiten heraus? unterbrach sie ihn mit erkünstelter Ruhe. Wer erlaubt Ihnen, in mein Zimmer einzudringen und mir hier eine Scene zu machen? Ich dächte doch, Sie wissen, wie ich von Ihnen denke.

Eben deßwegen, höhnte er, eben weil ich das weiß, meine angebetete Mamsell, daß Sie mir leider spinnefeind sind, wollte ich doch einmal gehorsamst nachfragen, was ich Ihnen denn eigentlich zu Leide gethan habe. Und weil Sie mir nicht die Gnade erweisen, mir Rede zu stehen, wenn ich Ihnen sonst wo begegne, bin ich so frei gewesen, hier ein wenig auf Sie zu warten. Wenn Sie mich etwa im Verdacht haben, daß ich betrunken sei, so irren Sie gewaltig. Ich habe, auf meine Ehre! nur so viel zu mir genommen, als eben hinreicht, um die Zunge zu lösen. Courage, meine angebetete Mamsell, ist eine schöne Sache. Mit der bin ich jetzt, Gott sei Dank, so weit versehen, daß ich Sie fragen kann, was Sie an meiner geringen Person auszusetzen haben? He! Wir sind jetzt so hübsch unter uns. Warum wollen Sie mir nicht ein



...Er fühlte sich von einer Mädchenfaust an der Brust gepackt und beiseite geschleudert...

wenig Vertrauen schenken? Oder ist von dem Artikel für Peter Lars nichts übrig? Haben sich das Zuckerpüppchen und der Herr Aktenschmierer, Ihr Zukünftiger, so in Ihr Herzchen getheilt, daß für einen ehrlichen jungen Künstler, der, ohne Ruhm zu melden, zehn von solchem Kaliber in die Tasche steckt —

Sie schweigen auf der Stelle, herrschte das Mädchen ihn an. Sie verlassen mein Zimmer und danken es Ihrem Rausch, wenn ich diese Frechheit —

Oho, meine Angebetete, fiel er ihr in's Wort, behandeln Sie mich etwas liebevoller. Denn, sehen Sie, hier sind unser Zwei gegen Sie, der Wein und meine Wenigkeit, und wenn ich einmal erst in Courage bin und obenein verliebt bis über die Ohren — nein, fuhr er leiser fort, es geschieht Ihnen wahrhaftig nichts zu Leid. Ich hatte auch gar keine bösen Absichten. Wenn Sie mich nicht dummer Weise vor der Zeit entdeckt hätten, hätte ich Sie ruhig zu Bette gehen lassen und wäre dann vorgekrochen, damit Sie mir ganz sicher nicht entwischen könnten, aber nur um mir auf einige Fragen zu antworten. Im Uebrigen haben wir allen Respekt vor unserer stolzen Mamsell, der Wein und ich, und wenn ich jetzt mich hier vor die Thüre stelle, so geschieht es, beim Henker! nur —

Er sah nicht, wie ihr die Augen funkelten, ihr Schweigen und ihre scheinbare Ruhe machten ihn sicher. Es scheint, sagte er, daß ich eine ganz menschliche Stunde getroffen habe. Wenn die angebetete Mamsell Vernunft annehmen will, so soll sie erleben, daß der arme Wurm von Peter Lars —

In diesem Augenblick fühlte er sich von einer entschlossenen Mädchenfaust vorn an der Brust gepackt und mit einem heftigen Ruck beiseite geschleudert. In der Dunkelheit fiel er rücklings über einen Stuhl und verwickelte die Füße in der Decke des Gardinenbetts. Als er sich schäumend vor Ingrimm und Aerger wieder aufrichtete, war der Riegel bereits zurückgeschoben und das Mädchen enteilt.

Sie flog die Treppe hinab und trat in das Zimmer des Alten, der wieder auf dem Sopha lag und über seinen Schmerzen in der Dunkelheit ein wenig eingeschlummert schien. Sie weckte ihn und sagte ihm, was geschehen. Als er in leidenschaftlicher Aufregung, das brennende Licht in der Hand, ihr in das obere Stockwerk folgte und in ihr Zimmer trat, war dasselbe leer, auch im ganzen Hause keine Spur des gefährlichen Menschen mehr. Er rief der alten Magd, daß sie jeden Winkel sorgfältig durchsuchen und ihm, wenn er Nachts etwa zurückkäme, das Haus nicht öffnen solle. Morgen werde er ihn in aller Form verabschieden. Dann fragte er, ob Walter noch nicht zurück sei, brummte heftige Worte vor sich hin, als es verneint wurde, ging, während Helene sprachlos mitten im Zimmer stand, mit unwilligen Geberden, den lahmen Fuß nachschleppend, in der Stube auf und ab und hinkte endlich die Treppe wieder hinunter, das Licht zurücklassend, ohne ihr eine gute Nacht zu wünschen.

Sie war kaum allein, als sie hastig mit noch zitternder Hand den Riegel wieder vorschob und dann auf einen Sessel am Bett niedersank, das Gesicht gegen das Kissen gedrückt, um nichts umher zu sehen und zu hören, was sie an den empörenden Auftritt erinnern könnte. Nach und nach wurde ihr Blut ruhiger, auch im Hause wurde Alles still. Sie stand nun auf und untersuchte das ganze Zimmer noch einmal, ob sie wirklich allein sei. In der Nische, die ihre Kleider verwahrte und mit einem Vorhang verschlossen war, mußte er gestanden haben; sie erkannte es noch an den zerknitterten Falten und von Neuem überlief sie ein Schauder. Sie nahm, um den widerwärtigen Gedanken zu entrinnen, ein Buch von ihrer kleinen Hängeborte und setzte sich in die Sophaecke. Doch hafteten ihre Gedanken nicht auf den schwarzen Lettern. Es kam ihr unerträglich schwül und enge vor in ihrem Zimmerchen und doch wagte sie keinen Schritt mehr hinaus zu thun, aus Furcht, ein neuer Hinterhalt möchte ihr gelegt sein. So schob sie das Buch wieder weg und streifte das Kleid ab, das sie beschwerte. Es ward ihr wohler, wie sie jetzt mit freiem Hals und nackten Armen auf und ab ging und im Gehen ihr langes, schwarzes Haar für die Nacht einflocht. Das Licht stand nah genug vor dem kleinen Spiegel, daß sie sich deutlich darin sehen konnte. Aber ihre Blicke waren auf den Boden gerichtet und ihre Gedanken weit weg.

(Schluß folgt.)



Meine Flucht aus dem Gefängnisse.

(Auszüge aus den „Erlebnissen zweier Generationen".)

Von **Jakob Venedey.**

(Schluß von S. 42.)

VII.

Ich hatte Zeit genug gehabt, in der Nacht über meine Lage nachzudenken. Die eisernen Gitter waren so stark, daß ich selbst mit der besten Uhrenfedersäge mehrere Nächte zu thun gehabt haben würde, sie, so oft nöthig, im Kreuz, durchzusägen. Das wird kaum gehen, war das Ergebniß meines Nachdenkens.

Am andern Morgen besuchte mich Heimberger. — Thue mir den Gefallen, gehe um das Haus herum und sieh, ob kein Fenster ohne Eisengitter an demselben ist. — Nach einer Weile kam er wieder und brachte den Bericht, daß auf dem Speicher ein Halbbogenfenster ohne Gitter sei. — So muß ich auf den Speicher gelangen. — Mein Freund sagte mir, daß keine Treppe vom zweiten Stock auf den Speicher führe, daß aber eine Fallthüre über der Treppe zum ersten Stock wahrscheinlich leicht zu öffnen sein werde, wenn man zu ihr könne.

In der Nacht zu dieser Thüre zu gelangen, darauf ging nun mein Plan hinaus. Um dieß zu können, mußte der Wärter meine Thüre offen lassen. Ich hatte ihn veranlaßt, den Nachtstuhl vor meine Thür auf den Gang zu stellen und so oft nöthig, erlaubte er mir, auf den Gang zu gehen. Er blieb aber jedesmal dabei als treuer Wächter und schloß wenn das Geschäft beendigt, hinter mir die Thüre meines Zimmers wieder fest zu. Heute morgen rief ich ihn alle fünfzehn Minuten; ich klagte über Magenkrämpfe, Druck im Unterleibe, Abweichen. Beim dritten oder vierten Male sagte der Gefangenwärter: Ach, ich werde unten schließen und die Thüre auflassen! — Viktoria! jubelte es in mir.

Jetzt ließ ich durch Heimberger ein Wachslicht, einen Meißel, einen Strick, den ich um den Leib wand, und eine Tasche voll Schnupftabak und Sand bringen, mit denen ich im Falle der Noth Krieg gegen alle Augen, die etwa kämen, mich in meiner Arbeit zu stören, führen wollte.

Als es Abend wurde und mir der Gefangenwärter meine Bouillon — denn etwas anderes durfte ich ja als Kranker nicht essen — gebracht hatte, sagte er ganz zutraulich: Jetzt muß ich aber den Stuhl wieder in Ihr Zimmer stellen, denn in der Nacht darf ich Ihr Zimmer keinenfalls auflassen. — So that er, schloß die Thür und schob alle Riegel vor.

Wünsche wohl zu ruhen! hatte er vorher gesagt.

Und ich schlief in der That die ganze Nacht, trotz manchen Stiches von den braunen Husaren des „Frauensaales", ziemlich gut und ungestört, bis auf die Stunden, wo mich die Sorge weckte und ich dann neue Pläne machen konnte.

Von dem Gange aus unter der Fallthüre zum Speicher hatte ich gesehen, daß die Decke aus einem doppelten hölzernen Boden bestand. Ich hoffte, denselben in ein paar Stunden durchbrechen zu können, zu welchem Ende mir Heimberger eine gute Lochsäge, einen Bohrer und einen Hammer verschaffen mußte, die ich nebst dem Meißel in den Strohsack versteckte. Ich ließ mir für alle Fälle — man vergißt in einer solchen Lage nichts — noch ein paar Ellen Hanfkordel und endlich auch ein Beefsteak und einen Schoppen Wein durch Heimberger bringen, denn die Krankenkost fing an, mich vollkommen matt zu machen.

Dieser Tag war dann der längste von allen. Endlich ging auch er zu Ende. Ich legte mich gegen Abend zeitig zu Bett, um der Arbeit, die mir jetzt bevorstand, völlig gewachsen zu sein.

Endlich schlug es zehn Uhr. Ich hörte den Gefangenwärter heimkehren, die Hofthür schließen, in sein Haus treten und auch seine Thür schließen. Ich blieb ruhig — ja ruhig bei dieser Spannung — auf dem Strohsack liegen, bis es halb elf Uhr schlug. Ein betender Gedanke zu Gott — und dann an die Arbeit, die mit dem ersten Schlage an der Zimmerdecke zu meiner Befreiung oder zu einer immer festern Gefangenschaft führen mußte.

VIII.

Zuerst nagelte ich die Bettdecken an den beiden Fenstern an, damit man von außen das Licht nicht sehe, das mir zu meiner Arbeit leuchten sollte. Dann zündete ich mein Wachslicht an, schlug einen Nagel in die Wand, an dem ich das Licht befestigte, und stieg nun auf meinen Ofen. Von diesem aus konnte ich die Zimmerdecke nicht nur erreichen, sondern mußte sogar mit gebogenen Knieen, den Rücken an die Wand angelehnt, stehen, weil der Ofen einen Fuß zu hoch für meinen Zweck war.

Etwa anderthalb Fuß von der Wand löste ich mit dem Meißel den Gips und das Rohr, an dem er lag, ab. Dann aber stieß ich auf den ersten nicht berechneten Widerstand. Die festen tannenen Bretter, welche die erste Bodenlage bildeten, waren durch ein starkes Drahtgeflecht geschützt. Dieses zu beseitigen, kostete nicht wenig Mühe und Zeit. Erst dann konnte ich Loch an Loch in das dreizehn, vierzehn Zoll breite Brett, das herunter mußte, bohren. Mit der Lochsäge sägte ich von einem Bohrloch zum andern. Es war eine ungewohnte, unbehagliche Arbeit; endlich aber war sie vollbracht. Vermittelst des Meißels riß ich das Brett herunter und sah dann zu meinem Schrecken, daß ein Balken der Wand entlang mir zur großen Hälfte den Durchgang versperrte. Die ganze Arbeit war vergebens gewesen.

In dem Augenblicke, wo ich diese Entdeckung machte, schlug es ein Uhr. Ich hatte also volle zwei Stunden gearbeitet. Ich rechnete: wieder zwei Stunden, um so weit zu kommen, wie ich jetzt bin, dann ist's drei Uhr. Ich betastete die Spickhölzer, die durchsägt werden mußten, sie waren von Eichenholz, fünf Zoll breit, daumendick; drei mußte ich beseitigen. Was dann für Arbeit noch zu thun übrig blieb, wer konnte es wissen. Genug, ich verzweifelte, an's Ziel zu kommen, stieg von meinem Ofen herab, löschte mein Licht aus, legte mich auf den Strohsack und sagte mir: das Geschick ist gegen dich!

Aber nicht manche Minute lag ich so, als der Gedanke die Oberhand gewann: Nicht nachgelassen, fortgearbeitet bis zum hellen Tage, bis man kommt und dich bindet! Soll ich den besten Theil meines Lebens im Gefängniß verkümmern, so will ich mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mich selbst aufgegeben.

Ich zündete mein Licht wieder an; es war zum großen Theile bereits verbrannt, denn ich hatte nur auf ein paar Stunden Arbeit gerechnet. So mußte ich es von nun an so oft als möglich ausblasen und im Dunkeln nach dem Gefühle arbeiten.

Die gebückte Stellung auf dem Ofen hatte mich auf's Aeußerste ermüdet. Um eine bessere zu erlangen, hatte ich die Bank an der Wand mit Gewalt losgerissen und sie aufrecht gegen die Mauer unter das Loch gestellt. Auf dem Fuß der Bank versuchte ich nun rittlings sitzend zu arbeiten, was nicht viel bequemer war, aber mir erlaubte, zu wechseln. Jetzt ging ich von Neuem an die Arbeit, und zwar rücksichtslos mit aller Macht und Kraft, des Lärms, den ich jetzt machte, nicht mehr achtend. Ja, ich dachte fast mit mehr Hoffnung an die Möglichkeit, daß der Gefangenwärter kommen könne, um mich zu stören, als an die Wahrscheinlichkeit durchzukommen. Ich arbeitete nur, um mir dereinst sagen zu können: ich habe das Aeußerste gethan! Wäre ich gestört worden, so würde ich in der Stimmung, in der ich mich befand, auch das Aeußerste gewagt haben.

Die Arbeit ging jetzt viel rascher von der Stelle; kaum die Hälfte der Zeit brauchte ich, um das Brett noch einmal durchgesägt zu haben. Dann ging's an die Spickhölzer. Ueber denselben war eine Lage von Lehm, Pferdehaaren, Stroh und Kalk, die sich an die Säge so fest setzte, daß diese auf einmal stecken blieb und ich den Stiel allein in der Hand hatte. Der Schrecken war größer, als der Schaden; denn ich konnte die Säge an den Stiel, in welchem ein Loch zum Aufhängen war, durch die Hanfkordel, die ich mir hatte bringen lassen, wieder so befestigen, daß sie wie vorher ihren Dienst that.

Während ich wieder arbeitete, bekam ich auf einmal Nasenbluten, das sich dann noch zweimal wieder-

holte. Es waren dieß übrigens Momente des Ausruhens für mich, die ich mir sonst nicht gegönnt hätte. Die Hand wurde beim Sägen ganz steif, ich konnte zuletzt die Finger nicht mehr gerade richten.

Zwei der Spickhölzer sägte ich in nicht zu langem Zeitraum durch. Das dritte aber, bei dem ich gegen die Hand sägen mußte, wollte nicht nachgeben. Immer müder werdend, kam ich endlich fast nicht mehr von der Stelle. Während einer Pause, zu welcher mich das Nasenbluten gezwungen, hörte ich den Hahn krähen. Petrus ist sicher nicht erschreckter aufgefahren, als ich heute. Ich sprang an's Fenster, schob die Decke etwas zurück und sah das helle, feurige Morgenroth. Mit dem Trieb der Verzweiflung sprang ich auf den Ofen, nahm ich die Säge in beide Hände, strengte alle Kräfte an und fühlte, daß ich jetzt von der Stelle kam. Als ich aber nachsah, wie weit ich gekommen, hatte die Säge einen Halbkreis durchlaufen und steckte in dem dicken Balken an der Mauer. Aber es war nur noch ein kleines Stück, mit welchem das Holz in der Rinne des Balkens stak. Ich griff zum Meißel, höhlte den Balken aus, und so wich endlich auch das dritte Spickholz.

Die Lage Lehm, Kalk, Pferdehaare und Heu stieß ich mit dem Meißel durch, bis ich endlich mit dem Arm hinaufreichen und dann das ganze Pflaster, so weit nöthig, herabreißen konnte. Ich sah in das dunkle Loch wie in den Himmel hinein.

Ich packte alle Instrumente zusammen und legte sie durch das Loch auf den Speicher, denn ich wollte sie, damit sie nicht zu Verräthern an meinen Helfern würden, mitnehmen. Auf dem Speicher angekommen, band ich meinen Strick an einen der Dachsparren, und wollte dann das halbrunde Fenster öffnen. Aber das wich nicht von der Stelle; es war angeschraubt. Mit dem Meißel sprengte ich die Schrauben, aber nicht ohne ziemlichen Zeitverlust. Es wurde heller und heller. Schon gingen die Bauern unten vorbei auf's Feld. Und als ich nun hoffte, das Fenster herein ziehen zu können, war dasselbe so gequollen, daß es nicht von dem Platze wich. Ich paßte einen Augenblick ab, daß Niemand in der Nähe war, schlug mit dem Meißel eine Scheibe des Fensters ein. Wieder eine Weile wartete ich, ehe ich weiter arbeitete, um sicher zu sein, daß Niemand mich gehört. Endlich nahm ich die zerschlagene Scheibe aus dem Rahmen, steckte die Hand durch und konnte nun das ganze Fensterchen hereinziehen. Ich athmete die frische Morgenluft mit Seelenwonne ein.

Im nächsten Augenblicke hing ich an dem Strick und rascher als ich sagen kann, lag ich unten am Boden; denn der Strick brach an den Schiefern, die unter dem Fensterchen als Regenschutz fünf Zoll vorstanden; ich fiel zwei Stockwerk hoch in den Garten hinab. Es war mir, als ob mir die Eingeweide zerrissen seien, aber ich konnte doch augenblicklich wieder aufstehen und war Turner genug, um die acht Fuß hohe Mauer, die den Gefängnißgarten umschließt, im Nu zu überklettern und dann durch das nahe Thor aus der Stadt hinaus zu eilen.

IX.

Der Absprache nach hatte Heimberger bis gegen Morgen unter dem Thore gestanden. Er sollte mich zum nächsten Dorfe begleiten, wo Freund Fitz aus Dürkheim mit einem Wagen meiner harrte.

Als der Tag graute, hörte Heimberger Schritte von Worms her auf die Stadt zukommen. Es waren zwei Gensd'armen. Um ihnen auszuweichen, ging mein Freund raschen Schrittes um die Stadt, dem nächsten Thore zu. Das schien den eifrigen Dienern der Gerechtigkeit verdächtig; sie gingen ihm nach, verdoppelten die Schritte und nur mit Mühe erreichte Heimberger das Thor und seine an demselben liegende Wohnung, ohne ihnen in die Hände gefallen zu sein. Jedenfalls hatte er sie verhindert, zum Wormser Thor hineinzugehen, wo sie wahrscheinlich den Lärm gehört, den ich machte und den mein Freund die ganze Nacht in Angst und Spannung beobachtet hatte.

Zu Hause sagte sich Heimberger: es ist Alles vergebens gewesen, er ist nicht fertig geworden — und legte sich zu Bett.

Ich hatte an eine solche Möglichkeit gedacht und mir den Weg genau beschreiben lassen, den ich vom Wormser Thor einzuschlagen habe, um zu dem Dorfe zu gelangen, wo unser Wagen stand. Ich fand auch den Weg, das Dorf und das bezeichnete Wirthshaus — aber der Wagen war vor einer Stunde, als der Tag anbrach, weggefahren.

Auch für den Fall hatte ich mir den Weg nach Dürkheim genau beschreiben lassen. Ein weißer Fleck im Gebirge sollte für alle Fälle mein Wegweiser sein. Ich schritt, so gut es bei großer Anspannung der Nerven, Abspannung der Kräfte gehen wollte, auf dem, jenem bezeichneten Theil des Hartgebirges zuführenden Wege dem Ziele zu. Aber ich fühlte, daß ich immer weniger rasch vom Flecke kam. Die Leute, die mir begegneten, sahen mich, obgleich ich an dem Bächlein vor Frankenthal mich gewaschen und mir den Mauerstaub vom Rocke abgeschlagen hatte, alle mehr oder weniger bedenklich an. Mir war dabei nicht gerade wohl zu Muthe.

Da holte mich ein Bäuerlein mit seinem Karren ein. Ei, wenn er rascher fährt, als ich laufe, so fahre ich mit ihm, dachte ich und frug ihn: Wohin gehts? — In den Wald, Holz holen. — Was wollt Ihr, wenn Ihr mich nach Dürkheim fahrt! — Nun, einen halben Kronenthaler. — Ihr sollt ihn haben. — So stieg ich auf. Dann sagte ich ihm, daß ich ein sehr dringendes Geschäft in Dürkheim habe und daß, wenn er so rasch er könne fahren wolle, ich ihm einen Kronenthaler geben würde. Deß war das Bäuerlein sehr zufrieden und peitschte die Pferde zum raschen Trabe an, während ich mich, so lang ich war, in den Karren legte.

Fünf Minuten vor Dürkheim ist das Weingut, die Villa meines Freundes Fitz. Hier ließ ich halten und stieg ab. Als ich aber den Kronenthaler bezahlt hatte und weiter zog, sah mir das Bäuerlein verwundert nach. Ich ging also an dem Gute meines Freundes vorbei,

auf die Stadt zu, bis der Bauer kehrt gemacht und bald auf einem Nebenwege zum Walde verschwand. Erst dann kehrte ich um, ging nach Pfäffingen — so glaube ich heißt das Gut — trat ein in's Haus, unangemeldet in's Zimmer und — da war die Freude groß über die Rettung des Aufgegebenen, des Verlorenen.

Wenige Minuten, nachdem ich bei meinem Freunde saß, rief seine Schwester, die am Fenster stand: Da reiten die Frankenthaler Gensd'armen schon vorbei! Und in der That hörten wir nachher, daß sie mir auf dem Fuß nachgeeilt und mein Signalement nach Dürkheim gebracht hatten. Das war dann die Ursache, daß ich andere Kleider anzog, Haar und Bart stutzte, Pfäffingen verließ und, ohne Dürkheim zu berühren, in das Thal hinter Dürkheim ging, wo ein Glaubensgenosse die dortige Papiermühle besaß und mich freudig auf und in seinen Schutz nahm.

Erst hier gewann ich ein wenig das Bewußtsein der Sicherheit. Gegen Abend kam Freund Heimberger zum Besuch. Kaum war er — durch die Gensd'armen heimgetrieben — sich in unser Mißgeschick ergebend, eingeschlafen, als der Gerichtspedell ihn weckte. — Herr Heimberger, Sie sollen zum Herrn Staatsprokurator auf's Parquet kommen; der Gerichtsschreiber ist unwohl. Es ist ein Gefangener durchgebrochen; Sie sollen mit dem Herrn Staatsprokurator das Protokoll aufnehmen.

So mußte er — Alles protokolliren, was er anstiften geholfen, die Instrumente — die ich, trotz des besten Willens, als es Tag und immer lebendiger in der Straße wurde, ihrem Schicksale überlassen mußte — versiegeln. Er mußte auch die übrigen Gefangenen zu Protokoll vernehmen helfen. Unter mir saßen zwei Frauen wegen Felddiebstahls. Die wurden ganz besonders strenge verhört und befragt, ob sie in der Nacht nichts von dem Lärm oben gemerkt hätten? Zitternd antworteten sie: Wohl haben wir's gehört und haben die ganze Nacht auf den Knieen gelegen und für die arme Seele gebetet.

Als der Herr Staatsprokurator erstaunt frug, was das heißen solle, erwiderten die guten Frauen: Der Herr Prokurator wisse so gut wie alle Welt, daß sich gerade vor einem Jahre ein Deserteur in dem Zimmer oben gehängt habe, mit dem der Teufel in der vorigen Nacht eben furchtbar umgesprungen sei und für den sie die ganze Nacht gebetet hätten und, so oft sie an den Schrecken der Nacht dächten, wieder beten würden. —

Wer weiß, was es geholfen hat, das Gebet der „Armen an Geist".

X.

Dieselbe Nacht, die ich in der Papiermühle zugebracht, war eine der häßlichsten, deren ich mich erinnere. Ich ging, matt und abgespannt, früh zu Bett, weil ich, nach gepflogener Berathung und in Erwägung, daß mein Signalement bereits auf allen Polizeistationen lag, um drei Uhr Nachts aufstehen und in Begleitung eines wegekundigen Müllergesellen durch das Gebirge nach Anweiler und von dort nach Bergzabern und Weißenburg gehen sollte.

Geschlafen habe ich diese Nacht nicht eine Minute, sondern stets gefiebert, stets halb wachend, halb schlummernd geträumt. So oft ein Pferd in den Hof kam, fuhr ich auf, denn ich sah im Geiste die Gensd'armen, die mich zu fangen kamen. Ich hörte deutlich meinen Namen nennen und sah den Steckbrief der Verfolger. Ich träumte mein Ausbrechen, meine Flucht, immer wieder mit neuen Einzelnheiten, Unterbrechungen, Fallen, Fliegen, Flüchten, Kämpfen, Siegen, besiegt, gefesselt herumgeschleppt werden; ich fühlte die Daumschrauben an den Fingern.

Und den Traum habe ich von da an Jahr und Tag fast jede Nacht gehabt und habe ihn noch heute nach dreiunddreißig Jahren wieder, so oft meine Nerven durch irgend eine Veranlassung zerrüttet sind. So tief haben diese Ereignisse sich in dieselben eingeprägt und festgesetzt.

Um drei Uhr Morgens brachen wir auf.

An einer verabredeten Stelle trafen wir Freund Fitz, der mir einen Paß brachte. Er begleitete uns eine Strecke. Es war ein wunderbar schöner Herbstmorgen. Unser Weg ging über Berg und Thal am östlichen Abhange des Hardtgebirgs. Das herrliche Rheinthal, ferne begrenzt von dem Odenwalde und Schwarzwalde, lag stets, prachtvoll beleuchtet vor unseren Blicken. Je schöner aber das Land war, desto wehmüthiger erfaßte mich der Gedanke, daß ich dasselbe eilenden Schrittes, dem Verbrecher gleich, durchlaufen mußte, um, Gott weiß wann, den deutschen Boden wieder zu betreten, wenn ich erst so glücklich war, die Grenze erreicht zu haben.

Nach einem vierstündigen Laufe kamen wir an ein Dorf, wo wir frühstückten. Ich war körperlich so heruntergekommen, daß ich nach dem Frühstück gewissermaßen erst wieder gehen lernen mußte. Die Glieder versagten mir in den ersten paar Minuten den Dienst; erst nach und nach gings wieder leidlich vorwärts.

Gegen Mittag führte uns der Weg über das Hambacher Schloß. Ich war wunderbar überrascht und ergriffen, als wir nahe vor demselben aus dem Walde traten und ich nach und nach das Schloß erkannte. — Das ist ja das Schloß Hambach! — Ja, antwortete der Führer gedankenlos.

Hier hatten wir vor kaum ein paar Monaten zu dreißigtausend Mann zum ersten Male seit dem Wartburgfeste in Deutschland die schwarz-roth-goldene Fahne wieder als das Banner Deutschlands begrüßt; hier hatten wir hoffnungsreich von einer schönern Zukunft gesprochen, geträumt. Jetzt war der schöne Traum verschwunden, jetzt lagen die besten von den Führern der Hambacher Tage in den Kerkern, waren flüchtig in fremden Ländern. Und doch fühlte ich auch heute, dem Gefängniß entsprungen, mit einem innern stolzen Wohlbehagen, daß diese Tage für Deutschland nicht vergebens sein würden; getrost übernahm ich auch in meiner jetzigen Lage für mein Theil die Verantwortung und auch das Unglück, die Verfolgung, die Verbannung, die für mich in jenen schönen hoffnungs-



Druck und Verlag von Kraus & Hoffmann in Stuttgart

reichen Stunden wurzelten. Und hätte das Fest keine andere Folge als die, das deutsche Banner hier im Angesichte der Welt aufgepflanzt zu haben, keine Folgen als, die hunderte und tausende von Opfern glücklicher Existenzen für diese That herbeigeführt zu haben — es hat den erneuten, wiederbelebten Gedanken der Einheit des ganzen deutschen Volkes als gesunden Samen in die deutsche Natur geworfen und die Zukunft wird diesen Samen reifen sehen!

Mir war es, als sähe ich im Geiste von dieser Stelle aus die Zukunftschlachten, die unter der schwarz-roth-goldenen Fahne gefochten werden würden.

An dieser Stelle, wo ich sie aufpflanzen half, that ich, Flüchtling, verfolgt, elend, der Verbannung zueilend, ein heiliges Gelübde, der Fahne treu zu bleiben und für sie zu kämpfen bis zum letzten Athemzuge. —

Vom Schlosse Hambach lenkten wir in's Thal hinab. Der Magen forderte sein Recht. Im nächsten Dorfe speisten wir zu Mittag. Und nachdem wir eine Weile geruht, mußte ich abermals Schritt für Schritt wieder erst gehen lernen.

Um keinen zu großen Umweg zu machen, mußten wir wohl eine Stunde im Thale auf breiter Straße weiter wandern. Die Straße war belebt, denn aus einem Nachbardorfe zu unserer Linken hörten wir die Tanzmusik der Kirchweih zu uns herüberschallen. Die jungen Burschen und Mädchen zogen paarweise an uns vorüber, dem Feste zu. Was war da zu fürchten? Und doch war mir jedes Begegnen unangenehm, sehnte ich mich nach den einsamen Pfaden des Waldes, die gewiß nicht sicherer waren, zurück.

Kaum hundert Schritte vor dem nächsten Dorfe, das wir durchziehen mußten, um wieder in's Gebirge und in den Wald zu gelangen, trat ein Gensd'arm im Sonntagsschmuck aus dem Dorfe hervor, auf uns zu. Es war ein Glück, daß wir noch eine Strecke bis zu ihm hatten, sonst mußte er mir den Schrecken ansehen, den er in meine aufgeregten und abgespannten Nerven hinein warf. Als wir aber vor ihm vorübergingen, war ich bereits wieder gefaßt. Ich hatte die linke Hand in der Hosentasche, die mit Tabak und Sand gefüllt war, die rechte in der Brusttasche, in welcher eine Waffe steckte. Es war aber besser, daß der gute Mann nur an die Kirchweih dachte und uns unangefragt vorüber ziehen ließ.

Stundenlang ging's dann wieder im Walde bergauf und bergab. Der Tag war schön, der Nachmittag sogar ziemlich heiß und so stellte sich endlich bei mir ein so quälender Durst ein, wie ich ihn nie vorher und auch seither nicht wieder gehabt hatte. Wir mußten in's Thal hinabsteigen. Eine einsame Mühle am Rande des Waldes, mitten in üppigen Wiesen, lockte uns. Da wird es jedenfalls etwas zu trinken geben! Mit dem Gedanken traten wir in das große Thor, das den Mühlenhof abschloß, ein. Kaum aber hatten wir die Schwelle überschritten, als uns ein gewaltiger Bullenbeißer entgegenstürzte und uns stellte. Er mochte auf Vagabunden abgerichtet sein und uns für Vagabunden ansehen. Genug, er ließ uns nicht vorwärts und nicht zurückgehen, ohne knurrend, zum Sprunge bereit, vor uns hin und her zu fahren.

Am liebsten wäre ich zurückgegangen; denn im Hofe stand ein stattlicher, mißtrauisch aussehender Mann in Reithosen und Stiefeln mit Sporen, der ein schönes Reitpferd putzte. Daß derselbe ein Gensd'arm sei, darüber waren wir beide, mein Führer und ich, nicht im Zweifel. Trotz allem Mißbehagen mußten wir den Mann bitten, den Hund abzurufen, was er denn auch, nachdem er uns gemustert, that. Wir frugen, ob wir für Geld und gute Worte ein Glas Wein oder Milch haben könnten. — Warum denn nicht, antwortete der „Gensd'arm", und so traten wir näher. — Sie sind fremd hier, frug er, mich ansehend. Ich habe es bei den ersten Worten gleich gehört, daß Sie ein Rheinländer sind. Sie sind von Köln! — Ich stand wie auf Feuer und erwartete nicht anders, als daß er gleich den Steckbrief herausziehen werde. Anstatt dessen aber sagte er weiter: Als ich in französischen Diensten war, stand ich lange in Köln; daher kenne ich den Ton der Sprache.

Trotz alledem war ich stets auf das Schlimmste gefaßt und wäre lieber auf dem Blocksberge als hier zwischen der Bulldogge und dem „Gensd'arm" gewesen. Wir gingen in die Mühle hinein, wo wir dann Wein bekamen, uns labten, und von dem „Gensd'arm" selbst erfuhren, daß er ein Offizier in Ruhestand sei, der hier seine Pension in Frieden verzehre.

Erst Abends, als es bereits dunkel war, kamen wir in Anweiler an, wo wir im Hause des Pfarrers Lanz die gastfreundlichste Aufnahme fanden.

Andern Morgens ging's nach Bergzabern. Hier hatte und fand ich Freunde genug. Sie erklärten sich bereit, ein Halbdutzend mit ihren Jagdflinten und Büchsen mich über die Grenze zu geleiten und im Falle der Noth gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Ich hatte aber nicht Lust, um meiner Sicherheit willen so viele Familienväter in eben so große Gefahr zu bringen, als die, aus der sie mich retten wollten. Ich bat mir nur das Geleit eines der Ihrigen aus, der aber gut französisch singen können müsse. — Wozu das? frugen sie. — Das ist meine Sache, antwortete ich. Und sie stellten mir einen flotten, frohen, muthigen Sänger, der uns gegen Abend im Zwielicht über die Grenze geleitete.

Die Grenze war damals strenge bewacht. Es wurde mit Luchsaugen auf politisch Kompromittirte gefahndet. Mein Steckbrief war in der Hand der Grenzgensd'armen. So war es nicht ganz leicht, über die Grenze zu kommen.

Als mein neuer Führer uns abholte, frug ich ihn: Können Sie die Marseillaise singen? — Auf seine Bejahung sagte ich: Nun, so gehen wir mit Gott. Wenn wir in's Bereich der Grenzwache kommen, so sagen Sie mir's, dann singen wir die Marseillaise. Und so geschah's.

Aux armes citoyens!
Formez vos bataillons!

sangen wir und stolperten betrunken von einer Seite

zur andern, als wir an den Grenzgensd'armen und der Grenzwache vorbeigingen.

Qu'un sang impur abreuve nos sillons!

schrieen wir betrunken, einen Gensd'armen fast umrennend.

Die verfluchten Franzosen haben wieder einmal zu viel Pfälzerwein getrunken! sagte dieser, uns ausweichend.

Das war der Abschiedsgruß an deutscher Grenze.

Drei Minuten später sagte mein Führer: Wir sind auf französischem Boden!

Ich brach zusammen, wörtlich zusammen. Bis dahin hatte meine Kraft ausgereicht. Jetzt mußten mich die beiden Freunde und Führer bis zu dem Wirthshause in Weißenburg halb schleppen, halb tragen.

Aber ich war frei; das Gefängniß war durchbrochen! Gott sei Dank, wenn auch diese Freiheit mit sechzehn Jahren der Verbannung eingelöst werden mußte.



Die Goldbörse von New-York.

Eine Skizze von Victor Precht.

Dort wo im geschäftlichen Mittelpunkt der unteren Stadt Beaver- und William-Street sich kreuzen, liegt, Delmonico's berühmtem Restaurant gegenüber, das lange, unansehnliche Gebäude, welches in seinem unteren Stock die Goldbörse von Newyork in ihrer glänzendsten Zeit beherbergte, — ein langer Saal mit einer Reihe hoher Fenster längs Beaver-Street.

Der Zeiger der am Mittelfenster angebrachten Uhr weist auf fünf Minuten vor 10½ Uhr Morgens. Die Trottoirs auf beiden Seiten der Straße füllen sich rasch mit Gruppen, zwischen denen der Polizist Mühe hat, eine schmale Passage frei zu halten. Kaufleute und Banquiers, Handelsagenten jeder Gattung, Spekulanten und Bummler durcheinander diskutiren diejenigen Zeitungsnachrichten, welche heute Einfluß auf den Preis des Goldes haben dürften; mancher consultirt seinen Goldmakler im Vorbeigehen und gibt ihm seinen Tagesbefehl auf den Weg; man wettet auf den Eröffnungspreis. Die Comptoirjungen, deren Geschäft es ist, diesen schleunigst zu berichten, drängen sich am Eingange des für sie reservirten hinteren Raumes der Halle. Unaufhörlich klappt die Haupteingangsthüre, durch welche die im Geschäftsschritt herbeieilenden Börsenmitglieder die streng exclusive Revue des „Janitors" passiren. Noch eine Minute bis halb! Eine feierliche Stille senkt sich auf die harrende Menge herab; erwartungsvoll richten sich alle Blicke auf den „Indicator", die Goldbuhr im nördlichen Fenster, — eine runde, schwarze Scheibe mit einem länglichen Seiteneinschnitt, durch welchen vermittelst eines von innen gehandhabten Räderwerks jede Preisveränderung von 100⅛ bis zu 399⅞ Prozent hinauf mit vergoldeten Ziffern augenblicklich zugleich nach innen und außen angezeigt wird. Auch die sanguinischsten Haussiers kamen bei Anlegung des Indicators darin überein, daß 400 Prozent als das non plus ultra des Agio's anzunehmen seien.

Da schlägts halb elf Uhr, und wie auf ein Zauberwort erheben sich drinnen, sichtbar durch die Fenster, Hunderte gestikulirender Arme, die Hände mit Bleistiften und Notizbüchern bewaffnet, unter einem ohrzerreißenden Durcheinander kreischender, kläffender, brüllender Stimmen, deren jede den allgemeinen Aufschrei der „Forderung und Frage" zu übertönen strebt. Man glaubt den heftigsten Wortwechsel, das leidenschaftlichste Gezänke unter dreihundert eng zusammengedrängten Menschen zu vernehmen. In der That hat die Zwietracht über der würdigen Versammlung ihr Furienhaupt geschüttelt: der tägliche, keinen Frieden, nur zeitweiligen Stillstand kennende Kampf zwischen den „Bullen" und „Bären", den Hausse- und Baisse-Spekulanten ist auf's neue entbrannt. Schlag auf Schlag, zuerst weit ausholend, dann mehr und mehr sich nahe kommend, erfolgen Angebot und Gebot — bis sie sich treffen. Mit dem ersten Zuschlage ist der Eröffnungspreis gegeben; dröhnend fällt der Hammer des Vorsitzenden; der Indicator entrollt die bedeutsame Zahlenfigur, die draußen von Munde zu Munde fliegt; laut sie ausrufend, stürmt der Troß der Jungen über die Straße, während der Telegraph die Kunde blitzschnell nach den Lesezimmern und Börsen, den Banken und großen Hotels der oberen Stadt, nach Washington und allen Handelscentren der Union verbreitet. Die Geschäftsleute, deren Zweck es nur war, den ersten Pulsschlag der rechnenden Welt abzuwarten, begeben sich jetzt an ihre Comptoirs zurück, jedoch nicht, ohne von Stunde zu Stunde sich wieder berichten zu lassen, oder gelegentlich selbst wieder nach der Scheibe zu sehen. Der große Haufen fluthet ab und zu, aber sein Kern, die „Garde", weicht nicht vom Platze. Dieser «Crowd of Outsiders», eine Mischung professioneller und gelegentlicher Spekulanten aus allen Ständen, kleine Partikuliers, Straßenmäkler, Geschäftsleute und Commis „außer Dienst", unternehmende Arbeiter und ein Train zerlumpter Bummler und „Niemande" repräsentirt das kleine, in der Gesammtsumme seiner Umsätze sehr beträchtliche Spielkapital der Goldbörse und die Kundschaft der kleinen Goldmakler. Da diese keinen Auftrag ohne Anzahlung von zehn Prozent des Betrags als Deckungsmarga übernehmen und selten weniger als 5000 Dollars Gold gehandelt werden, so thun die unvermögenden Spekulanten sich zusammen, wie in der lieben Heimat die Lotteriespieler.

Mit Lotto und Hazard läßt sich die Goldspekula-

tion indessen nur in ihrer Ausartung zum gedankenlosen oder desperaten Glücksspiel auf eine Linie stellen. Selbst von dieser Seite betrachtet, hat sie weder das Mechanische des einen, noch das Dämonische des andern, während ihre Chancen viel mannigfaltiger und beinahe unbegrenzt sind. Nicht Zufall und blindes Glück geben den Ausschlag; der beständige Wechsel des Goldagio's hat dieselbe rationelle Grundlage, aus der dieses entsprang, und wenn daher die Berechnung hier einen Boden, Combination und Schwindel einen gewissen Spielraum haben, so liegt in dem Zusammenwirken dieser Elemente der besondere Reiz der Goldspekulation, ihre Anziehungskraft auch für Solche, die das Hazardspiel verabscheuen oder „aus Prinzip" meiden.

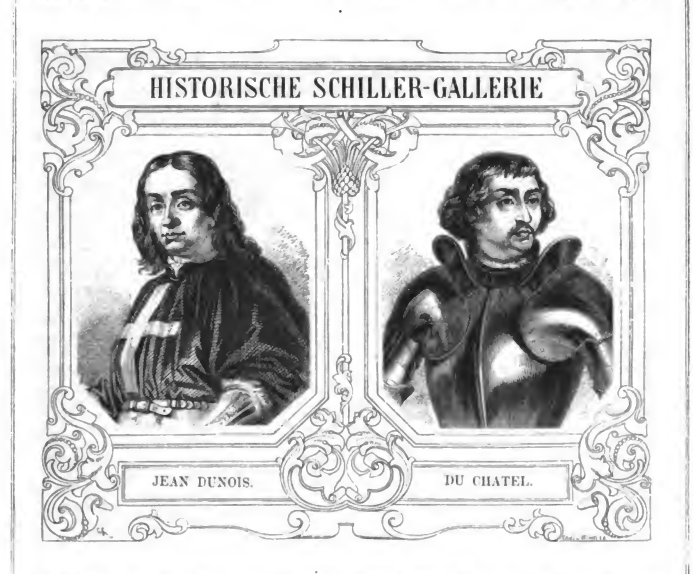
Von alledem begreifen jene Trabanten des goldenen Irrsterns gerade genug, um Jahre lang Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend unbekümmert um Wetter und Temperatur, in seinem schimmernden Dunstkreise ausdauern zu können, nur sich langweilend, wenn der Preis nicht fluktuirt, das Gold selbst „träge" ist, und nur behaglich, so lange sie entweder „kurz" oder „lang", à la baisse oder à la hausse engagirt sind. Unter den Eingebungen der täglichen Finanzbulletins der Zeitungen, von denen manche bezahlt sind, jedes seine Parteitendenz hat, und meist obscurer Goldmakler, die nur so viel gewiß wissen, daß jeder Kauf wie Verkauf ihnen ⅛ Prozent Courtage einbringt, spekuliren diese „Outsiders" auf's Gerathewohl nach einer jener beiden entgegengesetzten Richtungen. Sie wissen, daß wenige Veränderungen in den ominösen Ziffern des Indicators hinreichen, ihre Taschen mit „Greenbacks" — die landläufige Bezeichnung des Staatspapiergeldes — zu füllen oder ihren Einsatz zu verschlingen. Daher die fieberhafte Spannung, mit der die Umdrehungen an der Scheibe verfolgt werden; das Hangen und Bangen während jedes längeren Stillstandes; das Entsetzen, die Wonne auf den verschiedenen Gesichtern derer, die durch eine plötzliche Wendung glücklich oder unglücklich gemacht wurden!

New-York hat Tage gesehen, an denen das Agio in wenigen Augenblicken Sprünge von zehn bis zwanzig Points machte, Hunderte von Spekulanten eben so hoch mit emporschleudernd und eben so tief hinabstürzend. Die Scenen, die dann erfolgten — der dämonische Tumult drinnen, die convulsivische Aufregung draußen — spotten jeder Schilderung. Die Makler stürzen hinaus, diesem Kunden anzeigend, daß er bis auf den letzten Cent ausverkauft, ja daß noch eine Differenz nachzuzahlen sei; jenem, daß er Hunderte, Tausende gewonnen. «You got hell!» — «You made a fortune!» sind die klassischen Ausdrücke. Triumphirend eilen die Einen zum nächsten Schenktisch, einen Schweif Bekannter und Unbekannter zum «Treat» einladend und mit fortziehend; die Andern — und es ist immer die Mehrzahl — stehen eine Weile starr vor Schreck oder Verzweiflung, bis sie sich mit ächt amerikanischer Elastizität in der „Consideration" wieder aufrichten, wie der Verlust rasch doppelt „aufzumachen sei". Einzelne schleichen sich vernichtet hinweg — sie schieden aus — die nächste Stunde bringt schon frischen Ersatz. Die Outsiders als Gattung sind in einer Stadt wie New-York unsterblich. Sie nähen nicht, auch spinnen sie nicht und die Spekulation nährt sie doch *). Wenige freilich treffen es so und handeln darnach so weise, wie erst kürzlich jener Danziger, der eine ihm unerwartet aus der Heimat zugefallene Erbschaft von 10,000 Thalern an eine Spekulation setzte. Er verkaufte — ging also **mit** der Strömung, eine erste Bedingung des Gelingens! — durch seinen Banquier 100,000 Dollars auf Zeit zu 140 Prozent, und kaufte ein, als der Preis auf 129 gefallen war, gerade den Wendepunkt treffend. War ihm das Glück so ungewöhnlich günstig gewesen, so war er nun so besonnen, es nicht weiter zu versuchen. Er strich das verdoppelte Kapital ein und benützte den nächsten Dampfer, um sich damit in die Heimat zurückzuziehen. Die meisten Spekulanten versehen es aber dadurch, daß sie sich durch den ersten Erfolg zu gewagteren Operationen verleiten lassen; die Leidenschaft mischt sich dann in's Spiel — das Glück flieht — und das Ende ist Schrecken und tabula rasa.

Werfen wir jetzt noch einen Blick in das Innere der Börse! Der Tumult hat sich gelegt; der höchste oder niedrigste Punkt des Agio's scheint für den Tag erreicht. Die Reihen der Makler haben sich indessen etwas gelichtet; einzelne, die ohne Ahnung des kommenden Sturms auf eigene Hand falsch spekulirt oder gegen schwächere Kunden in Betreff der Einhaltung der „Marga" zu nachsichtig gewesen waren, sind im Handumdrehen unfähig geworden, „die Differenzen zu bezahlen" und haben dadurch ihre Mitgliedschaft sofort verwirkt; andere, schwer getroffen, aber nicht gebrochen, eilten an die Luft und an ihre Comptoirs, um sich vor Bankschluß wieder zurecht zu rücken; die Sieger und diejenigen, welche nichts verloren, weil sie als solide Leute selbst nichts riskiren, behaupten den Kampfplatz; das Bedrohliche der Situation ruft Mäßigung auf beiden Seiten hervor und bald ist alles im alten Geleise. Die Versuchung, selbst zu spekuliren, liegt für die Makler sehr nahe, da sie dann nicht erst über das Canutage-Viertel hinauszukommen brauchen, um zu gewinnen, und da selten ein Tag vergeht, an dem nicht geringe Fluktuationen sowohl auf- wie abwärts vorfallen. Manche mögen auf diese Weise, in Ermangelung von Commissionsverdienst, ihr Leben machen.

An der Mitte der Hauptwand erhebt sich die Tribüne, auf welcher, in Abwesenheit des Ehrenpräsidenten, der „Moderator" oder Ordner den Vorsitz führt. Für den annehmlichen Gehalt von 150 Dollars wöchentlich, also 7500 per Jahr, hat dieser die Obliegenheit, das von Morgens 10½ bis Nachmittags 4 Uhr ohne Unterbrechung währende Verauktioniren des Goldes anzuhören, Ordnung zu halten und Streitigkeiten unter den Mitgliedern zu schlichten. Letzteres geschieht

*) Der ununterbrochene Rapport mit der Goldbörse ist dieser Straßen-Clique so zum Bedürfniß geworden, daß sie, als der Indicator einmal in Unordnung gerathen war, sofort durch Subscription unter sich die Reparaturkosten aufbrachte.



JEAN DUNOIS. DU CHATEL.

in der Regel durch einfache Abstimmung vermittelst Handaufhebens; die meisten Händel entstehen dadurch, daß in Folge des unaufhörlichen Durcheinanderschreiens oft mehrere zugleich denselben Kauf oder Verkauf beanspruchen. Die Versammlung hat sich dann für einen der Streitenden zu entscheiden. Das Handeln geschieht in folgender Weise. Die Zahlen, welche ausgerufen werden, bezeichnen den Preis des Goldes in Papier, „140" bedeutet also: 140 Dollars in Greenbacks = 100 Dollars Goldgeld. — „Ich verkaufe 10,000 (Dollars Gold) zu 140", oder herkömmlich abgekürzt: „10 zu 40!" ruft A. aus. „Ich gebe 39 ½", bietet B. dagegen. „Zu 40", wiederholt A. „⅝", (d. h. also: ich gebe 139⅝) bietet C. auf. „Zu ⅞!" läßt A. sich jetzt herab. „Zu ¾!" rufen sofort zehn Andere, die nun wittern, daß das Gold heute „schwach" sein wird. „Zu ⅞!" ruft noch einmal ein Unachtsamer und wird unverzüglich wegen dieses Ordnungsfehlers mit 25 Cents gebüßt. „Hunderttausend zu ¾!" ertönt ein gellender Ruf. „⅝!" bietet eine Baßstimme darauf. „Verkauft!" kreischt Jener, mit heftiger Gestikulation auf seinen Käufer zeigend. Dieser nickt bestätigend, beide notiren den Abschluß; der Indicator ist auf 139⅝ gefallen. Jetzt wird ½ geboten, oder ein Bär bietet 20,000 dazu aus. „Ich nehm's!" ruft der Käufer. So geht's achtelweise, wenn nicht in größeren Sprüngen, eine Zeit lang abwärts. Dann erfolgt ein Stillstand — unter 137 ½ will Niemand mehr abgeben, über ⅜ Keiner bieten. Hie Welf! Hie Waiblingen! Unaufhörlich gegen einander ausgerufen, scheinen die Zahlen in der Luft zusammenzuprallen. Endlich findet sich ein Käufer zu ½. Sofort werden wieder ⅝ verlangt; die „Reaktion" beginnt und gewinnt eine Weile die Oberhand. So geht's fort den lieben, langen Tag. Nur gelegentliche Bemerkungen wie „das ist mein Limit, meine Ordre" — „das ist alles, was ich habe" oder „was ich brauche", variiren dann und wann die Monotonie des Marktens. Für den eigentlichen Geschäftsbedarf wird das Gold „baar" oder „regulär", d. h. unter Ablieferung und Bezahlung am folgenden Tage, gehandelt; für Spekulationszwecke auf Zeit: „3 bis 30, 60 Tage nach Wahl des Verkäufers (kurz ausgedrückt: Verkäufer 3, 10, 30 rc.) zu liefern", nach einem gewissen Berechnungsverhältnisse unter dem Tagespreise; ebenso „nach Wahl des Käufers", über demselben. In jenem Falle hat der Verkäufer das Vorrecht, zu irgend einer Zeit innerhalb der Verkaufsfrist abzuliefern, er spekulirt also à la baisse und wartet den günstigsten Moment zum billigeren Deckungseinkauf ab; in diesem spekulirt der Käufer als Bull auf eine Preissteigerung innerhalb des Termins, seinen Kauf „einrufend", sobald er jene



zu vortheilhaftem Wiederverkauf benützt hat. — An die Stelle der sehr mühsamen und zeitraubenden Ablieferungen des Goldes in natura ist seit einiger Zeit der viel einfachere und sicherere Austausch von Gold-Certifikaten auf die Bank von New-York gegen in Greenbacks zahlbare Anweisungen getreten.

So lange die Börse währt, ist der Hammer in der Hand des Moderators in Bewegung, um den unvermeidlichen Lärm zu dämpfen, oft genug erfolglos, und die Summe der vom Vorsitzenden über die als Schreihälse oder Störenfriede Ertappten ohne Widerspruch verhängten Strafgelder bildet einen erheblichen Einnahmeposten. Jenem zur Seiten sitzen die ebenfalls sehr liberal salarirten Sekretäre. Zu den Füßen der Tribüne ist eine durch ein Gitter abgetheilte Rotunde, der „goldene Zirkel", innerhalb dessen die Hauptmakler meist stehend unter einander handeln; die übrigen stehen und sitzen umher. Eine Seitenabtheilung der Halle enthält Sitze für solche Spekulanten, die ein Jahres-Abonnement von 100 Dollars daran wenden, um jede Bewegung des Goldmarktes aus nächster Nähe beobachten und vermittelst sofortiger Kommunikation mit ihren Maklern benützen zu können. Man will die Beobachtung gemacht haben, daß eine solche Nähe das Urtheil eher irre leitet, indem sie es zu sehr von augenblicklichen Eindrücken abhängig macht; manche übereilte Ordre ist schon aus dieser Loge hervorgegangen, mehr als ein Ohnmächtiger herausgetragen worden. — Eine andere Abtheilung bildet das stets geschäftige Telegraphenbureau.

Die New-Yorker Goldbörse ist eins der bösen Vermächtnisse des gigantischen Krieges. Und da die Unterlage, auf und mit der sie emporwuchs — eine Staatsschuld von nunmehr 2700 Millionen — unter allen Umständen ungleich langsamer weichen wird, als sie entstand, so ist es nicht zu verwundern, daß dem Goldhandel fast in demselben Augenblicke ein neuer glänzender Tempel aufgethan wurde, in welchem der des Janus sich schloß.

Am Schlusse des ersten, gar ruhm- und thatenlosen Kriegsjahres (1861) sah die Regierung sich zugleich mit den Banken genöthigt, ihre Baarzahlungen einzustellen, und von diesem Augenblicke an erschien das Goldagio als der Werthmesser des Staatscredits. Zu der Zeit waren ungefähr 70 Millionen Schatznoten in Cirkulation. Im Februar 1862 ging dann gleichzeitig mit der Genehmigung der Emission von 500 Millionen 6% Bonds und 150 Mill. unverzinslicher Schatzscheine, die sogenannte Legal-Tender-Bill aus dem Congresse hervor, welche dieses (seitdem auf 445 Mill. unverzinsliche und etwas über 250 Mill. mit Zinsen einlösbare Noten angewachsene) Staatspapier-

geld zum gesetzlichen Zahlungsmittel für alle öffentlichen und Privatschulden erklärte (mit Ausnahme nur der in Gold zu zahlenden Einfuhrzölle), demselben also Zwangscours gab.

Zur Zeit seines Entstehens wurde das Goldagio zweimal täglich an der Stockbörse notirt; aus Outsiders derselben hat sich die Goldbörse gebildet. Bald nämlich machte sich die Ansicht geltend, daß das Gold als ein täglich an Bedeutung zunehmendes und jeden Augenblick seinen Preis gegen die ihm substituirte Papier-Valuta änderndes Handelsobjekt auch an besonderer Stelle und durch eigene Agenten einem ununterbrochenen Umsatze zugängig gemacht werden müsse. Die kleine Gemeinde der ersten, jetzt ältesten und zum Theil reichsten „Goldbroker" und ihr Anhang versammelte sich dann während des ersten Jahres ihres Bestehens in einem Souterrain an William-Street, welches früher als ein Kohlenlager gedient hatte und daher jetzt vom Volkswitz die „Kohlenhöhle" getauft wurde. Das Treiben der „Schwefelbande" da unten im mystischen Halbdunkel wurde anfänglich von oben herab mit sehr ungünstigen Augen angesehen. Außer der mehr versteckten Opposition der mächtigen Stockbörse hatte das neue Institut, so lange es noch im Werden und in seiner Bedeutung nicht erkannt war, das öffentliche Vorurtheil zu bekämpfen, dem es für eine Erfindung unpatriotischer Gewinnsucht galt, darauf ausgehend, die nationale Calamität auszubeuten. Unpopulär, wie es daher war, galt es zudem auch so lange nicht für respektabel, als die Mehrzahl seiner Constituenten ihrer Stellung nach auf dieses Prädikat keinen besonderen Anspruch machen konnten. Es waren und es sind noch zum großen Theile Kinder des Volks, dessen Naturanlagen sich in einem eminenten Geldsinne gipfeln. Als nun aber der wachsende Krieg gar zu bald in alle Lebensverhältnisse eingriff, dem Handel neue Grundlagen und Bahnen anwies, die Preise aller Verrechnungen durch den Goldcours zu einer Nothwendigkeit machte, als man wieder und wieder von den fabelhaften Gewinnen einzelner Goldspekulanten, von dem raschen Verdienst der Goldmakler hörte, während das legitime Geschäft immer schwieriger wurde; als endlich eine Menge der achtbarsten Stock- und Wechselmakler und Banquiers sich dem „Goldboard" anschlossen oder darin vertreten ließen: da konnte die Gesellschaft schon ungescheut an's Tageslicht treten, und so siedelte man im Sommer 1863 nach der gegenüberliegenden Vorhalle der „New Rooms" über. Hier constituirte sie sich in aller Form als Börsen-Corporation; und nachdem dieser auch die Halle längst zu eng geworden war, bezog sie zu Anfang 1864 das bereits beschriebene Lokal. Längst steht die Goldbörse unabhängig neben der Stockbörse da, und ist auch eine Wechselwirkung zwischen dem Goldcourse und den Stock-Notirungen einzuräumen, so liegt der stärkere Einfluß doch unverkennbar noch auf jener Seite.

Die Ausgaben dieser Association für ihr Lokal, die Beamtengehalte rc. werden durch die Eintrittsbeiträge der Mitglieder mehr als gedeckt. Das Eintrittsgeld betrug anfänglich 100 Dollars, wurde dann auf 200 und seit einem Jahre auf 1000 Dollars erhöht. Dadurch, sowie durch einen verschärften Modus des Wahlballots ist die Aufnahme mehr und mehr erschwert worden, seit die Zahl der Mitglieder auf 300 stieg. Die Hälfte davon mögen Juden sein, meist deutscher Abkunft, die andere Hälfte besteht aus Deutschen, Amerikanern und Engländern rc. Daß der Ton in dieser gemischten Gesellschaft, die von vorne herein auf tumultuarische Geschäftsformen angewiesen ist, nicht der beste sein kann, ist eben so begreiflich, wie die erstarrende und verhärtende Einwirkung eines solchen Handwerks auf die meisten Gemüther. Allerlei kindische Neckereien, wie das Abstoßen oder Eindrücken der Hüte, das Werfen mit Papierkugeln, Festbinden der Rockschöße, Auszupfen der Taschentücher und dergleichen Zeitvertreib sind an der Tagesordnung, und wenn das junge Volk einmal den Ton angeben will, bleibt der Ordnungsruf des Moderators eben so unbeachtet, wie das Kopfschütteln und die Ermahnungen der Gesetzteren. Als der Telegraph die Uebergabe von Richmond meldete, wurde sofort allerlei Kurzweil zur Feier des Tags veranstaltet; man sang National- und andere Lieder, man drängte das Präsidium vom Pult, zwang einige Grauköpfe Reden zu halten, wechselte mit „Cheers und Tigers", Hurrahrufen und Brülltönen, ab — und für den Tag war an kein Geschäft zu denken.

Die Dimensionen, welche das Gold- wie das Stockgeschäft in New-York im Verlauf des Kriegs angenommen, sind ungeheuer und gehen schon deßhalb über jede Berechnung hinaus, weil die Summe der vor und nach den täglichen Sitzungen — die „reguläre", sowie die „öffentliche" Stockbörse haben deren je zwei — auf der S t r a ß e n- und A b e n d - B ö r s e abgeschlossenen Geschäfte sich jeder Controle entzieht. Die Goldbörse verdankt ihren Wachsthum wesentlich dem Wechselgeschäft, welches ausschließlich auf der Goldbasis gemacht wird. Der ganze Export und Import ferner ruht, so lange ein Goldagio existirt, auf der Kalkulation seines Verhältnisses zum Preise der Waaren in den verschiedenen europäischen und der hiesigen Papier-Valuta, sowie jede kaufmännische Unternehmung, jede Spekulation in Waaren von den Fluktuationen desselben abhängt. Man vergegenwärtige sich nur, daß der Preis der Baumwolle im letzten Sommer an 2 Dollars per Pfund streifte, um Neujahr 1865 fast einen Dollar verloren hatte, um Mitte April d. J. auf 30 Cents gestürzt war und im Juli sich wieder 50 Cents näherte und daß dieses nur die äußersten Umrisse einer continuirlichen Zickzacklinie sind, in der sich der gesammte Waarenhandel bewegte. So verändert sich, dem Goldagio folgend, jeden Augenblick der kaufmännische Besitz, wird jede Berechnung zu Schanden an der unaufhörlichen Fluktuation. Unter diesen Umständen mußte das Gold selbst zum Deckungsmittel werden, d. h. so, daß man einestheils jede Unternehmung nach auswärts von vorneherein auf den Goldfuß reduzirte, anderntheils — und hier geht das „legitime" Geschäft in das Gebiet der Spekulation über — sich gegen eine drohende Entwerthung des Gekauften oder gegen die Gefahr zu billig verkauft zu haben,

durch Verkauf von Gold auf Zeit im einen und Kauf im andern Falle sicher zu stellen suchte. In so außerordentlichen Zeitläuften, wann selbst die Unthätigkeit der Vorsicht gefahrbringend, das Wagen überall unvermeidlich wird, reißt der Strom der Spekulation Alles und Alle mit sich fort. Den Schaum schöpfen die Makler; 500 bis 1000 Dollars reinen Commissionsverdienstes per Tag sind in lebhaften Perioden nichts Außerordentliches.

Als das Vermögen der Gesellschaft zu Ende des Jahres 1864 auf 130,000 Dollars angewachsen war, beschloß man, ein der Bedeutung der Goldbörse angemesseneres und geräumigeres Lokal an Broad-Street zwischen den schon in der Ausführung begriffenen neuen Prachtbauten der beiden Stockbörsen — vorläufig auf fünf Jahre — zu erwerben und herzurichten. In unmittelbarer Nachbarschaft liegen auch die noch jungen Petroleum-Stockbörsen, und so ist der Schwerpunkt des Börsengeschäfts jetzt etwas höher in die Stadt hinauf gerückt.

Die neue Börse sollte am 1. Mai bezogen werden, Ausbau und Einrichtung ließen sich aber mit dem besten Willen nicht so schnell vollenden, und die Gesellschaft mußte noch einen Sommermonat nach dem andern in dem der Sonnenhitze sehr ausgesetzten alten Lokale aushalten. Immer schwieriger wurde es, erneuete Fristverwilligungen durchzubringen, — plötzlich, an einem schwülen Julitage, machten sich Ungeduld und Unzufriedenheit der souveränen Jugend Luft. Man fing damit an, wie aus Versehen die großen Fensterscheiben einzudrücken, Stühle zerbrachen im bloßen Umfallen, die Trümmer flogen im Raume umher, die Tribüne gerieth in schwankende Bewegung, die Beamten suchten das Weite. Plötzlich wurde die Barrière der Rotunde von hundert kräftigen Händen aus dem Boden gerissen und, ein ungeheures Rad, emporgerichtet; ein halbes Dutzend Unglücklicher wurde hineingesetzt und darin unter ungeheurem Jubel durch den Saal gewälzt, bis es auseinanderfiel. Von der Tribüne herab wurde dann unter allerlei höchst unparlamentarischen Stumpfreden dekretirt, daß die neue Börse unwiderruflich binnen einer Woche fertig sein müsse. Selbstverständlich geschah es denn auch so; nachdem man noch einige Mal auf der Stätte der Zerstörung getagt hatte, wurde am 26. Juli in jene unceremoniös genug Einzug gehalten. Der erste Abschluß dort war eine halbe Million Gold zu $143^3/_8$.

Es bliebe uns noch übrig, eine Uebersicht der Fluktuationen des Goldagio's in ihrem Causalnexus mit dem Verlaufe des Kriegs zu geben. So interessant und belehrend aber auch eine solche Geschichte der denkwürdigen vier Jahre in Zifferschrift sein dürfte, müssen wir uns hier doch auf einen flüchtigen Streifzug über dieses Gebiet beschränken, um die Geduld unserer Leser nicht zu lange auf die Probe zu stellen.

Im Januar 1862 war das Goldagio $1^1/_2$ — 2 Prozent, die Notirung also $101^1/_2$ — 102. Die nächsten Monate variirten zwischen 2 und 5, allmälig steigend. Mac Clellans Niederlage und Rückzug nach sechstägigem Kampfe am James River trieb es im Juli auf 117. Nach der fruchtlosen Schlächterei Burnside's bei Fredericksburg stieg es im Dezember auf 132, im Januar 1863 nach dem Erscheinen der Emanzipations-Proklamation auf 147, und so weiter, je länger die militärischen Operationen vor Vicksburg, am Rappahannock x. stockten. Die Staatsschuld war auf 900 Millionen angewachsen; der Congreß mußte weitere Emissionen bis zum Betrage von 1300 Mill. bewilligen; frucht- und zwecklos agitirte man für Beschränkung des „Goldschwindels". Zu Anfang März auf 172 getrieben, fiel der Cours indessen rasch wieder auf 155, als sich die Popularität der neuen „Fünf-Zwanziger" Anleihe überraschend herausstellte, und wich unter den langsamen, aber sicheren Fortschritten der Bundeswaffen im Süden bis zum August auf 125 zurück. Als im Juli die Invasionsarmee der Rebellen durch Meade bei Gettysburg zersprengt wurde und Vicksburg kapitulirt hatte, erlebte die Goldbörse eine Panik, die viele Spekulanten ruinirte. Die großen Truppen-Concentrirungen in Tennessee unter dem Oberbefehl Grant's, dessen Feldherrngröße Wenige so früh wie der Präsident Lincoln erkannten, die Hartnäckigkeit der Konföderirten, das Unheil, das ihre Kaperschiffe auf allen Meeren anrichteten, gaben dem Spekulationsfieber wieder Nahrung; trotz des entscheidenden Sieges von Chattanooga (Ende November), der den Rückzug der erschöpften Feinde nach Georgia zur Folge hatte, stieg der Goldcours bis Ende des Jahres wieder auf 150, und während der nur durch Sherman's Demonstrationen in Mississippi, Seymour's Niederlage in Florida, Banks' verunglückte Expedition in's Innere von Louisiana unterbrochenen Winterruhe bis zum April 1864 auf 162. Im März war Grant an Halleck's Stelle getreten; die gleich darauf erfolgenden neuen Aufgebote von 500,000 und 200,000 Mann ließen den Krieg in seiner ganzen Ausdehnung und Furchtbarkeit erscheinen; zugleich nahm der Abfluß des Goldes nach Europa in beunruhigender Weise zu, und am 14. April sah die Goldbörse wieder enorme Schwankungen; der Eröffnungspreis war $180^5/_8$, um elf Uhr bezahlte man 186, um zwei Uhr 175, am Abend 173. Am 21. Juni trat die „Gold-Bill" in Kraft, — wenige Gesetze noch haben so, wie dieses, ihren Zweck verfehlt. Es verbot alle Zeitverkäufe von Gold oder Wechseln auf Spekulation, d. h. wenn nicht das Verkaufte sogleich geliefert und bezahlt werde. Die erste Wirkung war die, daß der Goldmarkt auf einige Zeit unter die Controle einiger reichen Goldwechsler gerieth; bald aber umging man das Gesetz dadurch, daß man die Goldwährung habenden Tresorscheine statt Gold oder Greenbacks mit Discont handelte, oder der Termin wurde „verstanden". So kam es, daß der Preis des baaren Goldes am 22. Juni zu 215 eröffnete, eine Stunde später 225 war und zu 235 schloß. Es war eine Zeit der äußersten Entmuthigung gerade am Vorabend des Triumphs. In wilden Sprüngen schnellten sich mit dem Goldagio die Preise aller Waaren empor. Da vernahm man von Sherman's kritischer Lage bei Atlanta, Early's neuem Einfall in Maryland im Rücken der Armee Grant's selbst! Der

11. Juli 1864 ist der große Tag in den Annalen der Goldbörse: der Cours erreichte 285, ja im Straßenhandel fast 300 Prozent. Und hier athmen wir endlich auf! Im Felde wie an der Börse waren die Dinge am Wendepunkt angelangt. Die nächsten Nachrichten vom Kriegsschauplatze flößten schon wieder Vertrauen ein; zu Ende desselben Monats notirte man wieder 255. Am 23. August hatte dann Farragut's Flotte die Einschließung von Mobile vollendet; am 2. Sept. erlagen Atlanta, Hood's Armee dem unwiderstehlichen Sherman; im Oktober säuberte Sheridan das Shenandoahthal, wurde Price's Corps in Missouri zersprengt; am 8. Dezember erfolgte Lincoln's Wiederwahl, am 21. wurde ihm Savannah als Weihnachtsgeschenk von Sherman dargeboten. Demgemäß war der Preis des Goldes schon im September auf 200 zurückgewichen; aber die Machinationen der unverbesserlichen „Copperheads", das stets sich erneuende Gekrächz der „Unglücksraben", die fast allgemeine Ueberschätzung der Feldherrngaben des feindlichen Heerführers Lee, endlich der anhaltende Contanten-Export leisteten der Spekulation neuen Vorschub, welche das Goldagio im November wieder auf 240 hinaufschrob und zu Anfang 1865 noch auf 232 hielt. Die dießjährigen Schlußscenen des Kriegsdrama's, in denen Grant's bewunderungswürdige Voraussicht und Strategie sich in ihrer ganzen Glorie enthüllten, sind in zu frischer Erinnerung, als daß sie der Rekapitulation bedürften. Rebellion wie Goldschwindel verloren allen Halt, und so sank das Agio im Januar schon vorübergehend auf 200, im März auf 151, im April auf 145. So stand es, als die Schreckenskunde von Lincoln's Ermordung früh am Morgen des 15. April den Norden erschütterte, nur jedoch, um denselben in der Behauptung des durch so kostbares Märtyrerblut besiegelten Triumphs der gerechten Sache um so einiger und fester zu machen. Mit ruhiger Würde hielt die Nation die Dämonen des Umsturzes und der Entmuthigung, welche diese Katastrophe hatte entfesseln sollen, nieder. Sämmtliche Börsen wurden auf mehrere Tage geschlossen, alles Geschäft eingestellt. Wer öffentlich Gold zu handeln, den Cours zu treiben versucht hätte, wäre gelyncht worden. Ganz insgeheim wurden Umsätze bis zu 167 hinauf gemacht, und die unpatriotischen Käufer traf am nächsten Montag der verdiente Schaden und Spott. Am 18. war die Notirung 147; im Mai war Gold bis zu 128½ Prozent herab zu haben. Von da an ist der Cours allmälig wieder bis über 140 gestiegen. Solche Reaktionen werden sich wiederholen, so lange der Süden sich im Stadium des Experimentirens mit dem Uebergange in eine neue Friedensordnung befindet, so lange die Neger-Stimmrechtsfrage, vielleicht auch einige auswärtige, wie die merikanische, offen sind, deren geeignete Erledigung von dem im Dezember zusammentretenden Congresse zu erwarten steht. Außerdem wirken Veränderungen in der Lage des Goldmarkts ab und zu ein, und in noch höherem Grade die sogenannten Corner, Engen, künstliche Verlegenheiten, in welche die Hausse-Clique der Börse ihre Gegner dadurch treibt, daß sie das Gold „rar" macht. Die Zurückhaltung einiger Millionen aus dem Markte bewirkte längere Zeit hindurch, daß für das Borgen von Gold ⅛ bis ⅜ Prozent täglichen Aufgeldes bezahlt wurden. Aber die Erbauer des neuen Goldtempels dürften doch ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Sowie die Aufgabe der Neugestaltung der Südstaaten — mit der bloßen „Rekonstruktion" ist's nicht gethan! — im Geiste der Freiheit und des Republikanismus als eine Konsequenz des Sieges der letzteren trotz ihren großen Schwierigkeiten ihrer Lösung unaufhaltsam entgegengeht, so weist der Goldkompaß des Staatskredits unter immer schwächer werdenden Abweichungen beharrlich auf den Pari-Cours zurück und nur außerordentliche Ereignisse könnten hemmend oder störend eingreifen. Derselbe eiserne Nationalwille, der die Rebellion zermalmte, hat sich jetzt auf eine baldige Rückkehr zur Spezie-Basis und Abbezahlung der ganzen Kriegsschuld innerhalb der nächsten Dezennien gerichtet. Eine plötzliche Wiederaufnahme der Baarzahlung seitens der Regierung würde Handel und Industrie erschüttern; die erste Bedingung derselben ist die Herstellung des Uebergewichts der ordentlichen Einnahmen über die Ausgaben, und schon die Aufstellung der Gesammtschuld vom 31. Juli läßt erkennen, daß die Umsicht und Energie des Sekretärs der Finanzen, Mac Culloch, die baldige Erreichung dieses Zieles mit Sicherheit anbahnt. Einstweilen, während die geeignetsten Uebergangsmaßregeln von der leitenden Presse erörtert werden, hält die Regierung den Goldcours durch regelmäßige Verkäufe des im Schatzamt für Zölle eingehenden Goldes in Schranken. Da der wirkliche Goldbedarf für Importzölle u. dgl. ungleich geringer ist, als der durch Spekulation und Kombination hervorgerufene, so muß das Agio bedeutend fallen, sobald die Regierung den geeigneten Zeitpunkt ersieht, das reichlich im Schatz vorhandene Gold (am 31. Juli 35 Millionen) millionenweise auf den Markt zu werfen, — und einige Millionen schon würden genügen. Seit einiger Zeit gehen die „Fünf-Zwanziger" wieder in solchen Massen nach Europa, daß sie das Gold vom Exportgeschäft verdrängten; die Waarenausfuhr lebt wieder auf und schon macht man sich auf die Einfuhr von Gold aus Europa in nicht zu ferner Zeit gefaßt, die nicht ausbleiben kann, wenn die Wechselcourse fortfahren zu fallen. Wahrscheinlich wird das Schatzamt die Einlösung der im November fälligen, halbjährigen Gold-Coupons der Fünf-Zwanziger-Obligationen wieder antizipiren und dadurch der Hausse-Spekulation nachhaltig entgegenwirken. Schreiten dann, wie man erwartet, Congreß und Regierung zunächst zur Fundirung des circa 250 Millionen verzinslichen Papiergeldes, welche in den nächsten drei Jahren verfallen würden, sowie des die Scheidemünze ersetzenden Papierkleingeldes (circa 26 Mill.) in langlaufenden vierprozentigen Obligationen, und weiter zu successiver Einziehung der circa 445 Mill. Greenbacks oder Conversion derselben in lange, auf Goldwährung lautende Bonds (wonach noch etwa 300 Mill. Nationalbanknoten übrig bleiben würden): so sind die Tage der Gold-Agiotage gezählt.



Gefällig.

Löblich ist's, daß treugesinnt
Du ihr hältst das Fädchen,
Lieschen ist ein gutes Kind
Und ein liebes Mädchen.
Warte nur, sie flicht einst Dir
Netze aus dem Garne,
Fritzchen, d'rum erlaube mir,
Daß ich zeitig warne.



Obiges Bild und Verslein sind einem neuen Verlagswerke der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin: „Kleines Volk, 20 Charakterzeichnungen von **Oskar Pletsch**", entnommen. Je mehr dieser ausgezeichnete Künstler sich entwickelt, desto schöner und voller charakterisirt er sich als den Dichter der goldenen Zeit, — der Kindheit. Franzosen und Engländer haben auf diesem Felde Treffliches geleistet, aber man darf in Wahrheit behaupten, daß sie nur wenig hervorbrachten, was sich mit diesen Scenen aus dem Kinderleben messen könnte, und vielleicht nichts, was die Lieblichkeit, Tiefe und Mannigfaltigkeit dieser reichen Welt so sehr erschöpfte, wie die Zeichnungen dieses Künstlers. Darum sind es nicht Kinderbücher im gewöhnlichen Sinne; es sind Bücher für Kinder, mehr aber noch für Erwachsene, die Sinn für Schönheit haben, für Wahrheit und Kunst.

Der Milchbruder.

(Eine irische Geschichte.)

Die Einwohner der Grafschaft Wicklow, der schönsten Gegend der grünen Insel der Heiligen, waren mit denen von Wexford die glühendsten Anhänger der Rebellion, welche im Jahre 1789 die „vereinten Irländer", the united Irishmen, gegen die englische Regierung des Königs Georg begannen. Das Beispiel der französischen Revolution hatte alle Welt elektrisirt und mit Hoffnungen erfüllt. Aber das Dorf Roundwood blieb ruhig, denn hier regierte ein großer Grundbesitzer, ein treuer Anhänger des Königs, ein eifriger Loyalist, wie sich die englisch Gesinnten nannten. Dieser Edelmann, Mac Laughlin, hatte eine Tochter, Miß Lucy, die sich durch Schönheit, Anmuth und andere treffliche Eigenschaften auszeichnete. Mac Laughlin war Kapitän der Yeomanry, jener verhaßten Miliz, die sich gegen die Rebellen die furchtbarsten Grausamkeiten erlaubte. Zu seinem Lieutenant ernannte er William O'Gara, der seine politischen Ansichten, vor Allem aber seinen Haß gegen die Republikaner theilte; auch behauptete man allgemein, daß der schöne Lieutenant bald der Schwiegersohn Mac Laughlins werden solle. Und in der That hätte ihm der Kapitän seine Tochter gerne gegönnt, aber Lucy liebte einen der Rebellenhäuptlinge, und zwar einen der tapfersten und trefflichsten unter den „vereinten Irländern", Frank Mac Dermott. Der Rebell konnte allerdings nicht durch das große Thor des Schlosses zu seiner Geliebten gelangen — aber die Liebe macht erfinderisch und er ersann ein Mittel, mit Lucy in Verbindung zu bleiben und sie öfter zu sehen. Mac Laughlin suchte einen Kammerdiener. Frank Mac Dermott bewog seinen Milchbruder Michel Tighe, sich um die Stelle zu bewerben, und dieser wußte die Sache so geschickt anzufassen, daß der Kapitän ihn anstellte — freilich auf Empfehlung der Miß Lucy. Michel wurde nun der Bote der beiden Liebenden, lief manchmal dreißig englische Meilen weit in einem Tage und nahm alle möglichen Gefahren auf sich, nur um seinem Milchbruder nützlich zu sein. — Nun geschah es, daß die Rebellen eine Zeit lang etwelche Erfolge hatten; Mac Laughlin gerieth darüber außer sich, zog aus und beging, wie es scheint, mehrere Grausamkeiten, die ihm den Abscheu der Rebellen zuzogen. Sie schworen, sich zu rächen, sich des Kapitäns zu bemächtigen und sein Schloß in Flammen zu stecken. Aber die Liebe ihres jungen Führers zu Miß Lucy kennend und fürchtend, daß er sich ihrem Vorhaben widersetze, beschlossen sie, ihm dasselbe zu verheimlichen und es so schnell als möglich in's Werk zu setzen. Unter den entschlossenen Männern, die den Handstreich ausführen sollten, befand sich ein gewisser Thomas O'Reilly, der Bruder der Kammerjungfer der Miß Lucy. Um das Leben seiner Schwester besorgt, begab sich Thomas heimlich zu ihr und bat sie, ihre Herrschaft zu verlassen, da an diesem Abend möglicherweise ein großes Unglück sich ereignen könnte. Die Kammerjungfer war ihrem Fräulein sehr ergeben und liebte Michel, den Kammerdiener; sie wollte diese beiden retten und theilte ihnen mit, was sie von ihrem Bruder erfahren hatte. Miß Lucy ihrerseits warnte den Vater. Aber diesem kam es nicht in den Sinn, sich zu flüchten; er wollte vielmehr diese Gelegenheit benützen, um alle Rebellen, die ihn anzugreifen kämen, mit Stumpf und Stiel zu vernichten. Er beschäftigte sich den ganzen Tag mit Vorbereitungen, bewaffnete seine Diener und Pächter, ließ eine Kompagnie Linientruppen herbeikommen, die er in seinen Ställen versteckte, und erwartete die Nacht mit Ungeduld. — Indessen war aber auch Michel nicht unthätig geblieben. Wissend, daß sein Milchbruder nicht in's Geheimniß gezogen worden, begab er sich zu diesem und theilte ihm mit, was er von der Kammerjungfer erfahren hatte. Frank Mac Dermott war eben so erstaunt als erzürnt und klagte seine Parteigenossen des Verraths und der Heimtücke an. Anfangs wollte er sie von dem Unternehmen abbringen, aber er sah ein, daß seine Mühe vergeblich wäre und beschloß, anders zu handeln. Er versammelte ungefähr ein Dutzend junger Leute um sich, die ihm besonders anhänglich waren, und beredete sie, mit ihm sofort nach Roundwood aufzubrechen, um Mac Laughlin und seine Tochter zu beschützen und sie von dem grausamen Tode, der sie bedrohte, zu retten. Der Kapitän, der auf seiner Hut war, ließ, sobald er die kleine von Frank geführte Truppe bemerkte, seine Soldaten hervorbrechen und diese eröffneten sofort ein so furchtbares Feuer, daß mehrere Rebellen fielen und daß man sich der Uebrigen mit Leichtigkeit bemächtigen konnte.

Frank war unter den Gefangenen. Vergebens suchte er dem Mac Laughlin zu beweisen, daß er nur zu seiner Rettung herbeigeeilt war; der Kapitän wollte ihm nicht glauben, setzte aus den Offizieren der Miliz sogleich ein Kriegsgericht zusammen, Lieutenant William O'Gara war der Rapporteur — und Frank Mac Dermott und Genossen wurden verurtheilt, nächsten Morgen bei Anbruch des Tages erschossen zu werden. — Die Rebellen, die das Schloß anstecken sollten, kamen allerdings später auch an — aber als sie sahen, daß ihnen eine große Uebermacht gegenüber stand, bliesen sie wieder zum Rückzug, ohne auch nur Franks Befreiung versucht zu haben. — Als einer der gefährlichsten Rebellenführer wurde dieser in eine Stube des höchsten Stockwerkes des Schlosses gesperrt. Michel wurde beauftragt, den Gefangenen dahin zu bringen und zwei Schildwachen vor die Thüre zu stellen. Michel gehorchte, aber auf dem Wege dahin fand er die Gelegenheit, um seinem Milchbruder in's Ohr zu flüstern: Halte Dich bereit, in einer halben Stunde verhelfe ich Dir zur Flucht. — Er schloß sogleich die Thüre ab und ehe er ging, sagte er noch zu den Soldaten: Seid wachsam, Freunde, denn diese Rebellen sind wie die Aale; sie entwischen einem, gerade wenn man sie am sichersten zu halten glaubt. Ich komme dann wieder, um Herrn Frank sein Nachtmahl zu bringen, sein letztes auf dieser Erde; das ist sehr mißlich für ihn: aber wer, beim Teufel, hieß ihn auch gegen den guten König George, den Gott erhalte, das Schwert ziehen?

Michel kam, wie er gesagt, bald wieder zurück und brachte Brod, Bier und allerlei Speisen — aber auf den obern Stufen angelangt, glitt er plötzlich aus: er schrie gewaltig und Blut floß aus seiner Nase im Ueberfluß. Der arme Junge schnitt so erbärmliche Gesichter, daß die Schildwachen lachen mußten. — Ah! ihr wagt es zu lachen, rief Michel in verstelltem Zorn, ihr Unverschämten, ihr Memmen — ich bin überzeugt, daß ihr euer Leben lang nicht so viel Blut für Se. Majestät vergossen habt! — Dieser Witz erhöhte noch die Heiterkeit der Soldaten und während sie ihn verspotteten, trat Michel mit den Speisen, die er wieder gesammelt hatte, in die Stube des Gefangenen.

Mein lieber Milchbruder, sagt er sofort zu Frank, es hat Eile — nimm meine Kleider und fliehe. Die Soldaten haben mich kaum gesehen und außerdem wirst Du Dein Tuch vor's Gesicht halten; sie werden keinen Verdacht schöpfen, da sie mich aus der Nase bluten sahen. Ich bitte Dich um Gotteswillen, fliehe!

Und Du, Michel, erwiderte Frank, was fängst Du an?

Ich? — ich bleibe an Deiner Statt.

Das werde ich nicht dulden. Weißt Du, daß jene wohl fähig sind, ihre Rachsucht an Dir auszulassen?

O mein Bruder! Habe keine Sorge. Ich bin zu gering, als daß sie meinen Tod wünschen könnten. Ich werde vielleicht ausgezankt werden; der Kapitän gibt mir möglicherweise in seiner ersten Wuth einige Peitschenhiebe — was liegt daran! — Aber, um Gott! wir verlieren unsere Zeit; schnell umgekleidet!

Schon hat sich Michel entkleidet und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit seine Kleider dem Milchbruder umthuend, sagte er: Miß Lucy weiß Alles; sie wird mit Dir entfliehen, sie erwartet Dich an der kleinen Parkthüre. Adieu, lieber Frank, adieu! Viel Glück!

Mac Dermott umarmte den guten Jungen, deckte sich das Gesicht zu, trat aus der Stube, schloß zweimal ab, stieg rasch die Treppe hinab, fand seine Geliebte an bezeichneter Stelle und rettete sich mit ihr in's Weite.

Am Morgen stellte Mac Laughlin seine Soldaten auf dem grünen Rasen seines Gartens in Reihen auf und stieg, von Lieutenant William und einigen Mann begleitet, hinauf zum Zimmer des Gefangenen. Anfangs stand er erstarrt da, als er Michel und nur Michel in der Stube fand, dann stürzte er sich wüthend auf ihn und fragte, wo sich jetzt Mac Dermott befinde.

Ich weiß es nicht, antwortete der Kammerdiener vollkommen ruhig; aber selbst wenn ich es wüßte, ich würde es nicht sagen. — Du hast ihm entschlüpfen helfen? — So ist es! — Nun wohl, so stirbst Du an seiner Statt! — Ich bin bereit zu sterben — ich habe nichts Anderes erwartet.

In diesem Augenblicke brachte man Herrn Mac Laughlin die Nachricht, daß auch seine Tochter verschwunden sei. Seine Verzweiflung, seine Wuth kannten keine Grenzen, aber Lieutenant William war vielleicht noch wüthender als er. Sie, die er liebte, war ihm nun für immer verloren; sie gehörte dem verhaßten Nebenbuhler, dem politischen Feinde. Das Uebermaß des Schmerzes erdrückte Mac Laughlin: er vergoß Ströme von Thränen und dachte nur noch an das Unglück, seine geliebte Tochter verloren zu haben. Er hätte wohl den Kammerdiener zu strafen vergessen, aber der unversöhnliche William erinnerte ihn an seine Rache. — Vor Allem aber thaten Kapitän und Lieutenant Alles, damit sie Michel auf die Spur der Flüchtlinge bringe. Sie boten ihm Begnadigung an und dazu noch eine große Belohnung. Michel blieb unerschütterlich.

Aber was bewegt Dich denn zu einer solchen Handlungsweise? schrie William außer sich.

Was mich dazu bewegt? erwiderte Michel mit einem ruhevollen Lächeln: Ich bin der Milchbruder Frank Mac Dermotts.

Auf dieses Wort gaben die beiden die Hoffnung auf, Michel für sich zu gewinnen; sie ertheilten Befehl, daß man ihn hinausführe und fünf Minuten später färbte Michels Blut den grünen Rasen von Schloß Roundwood.

Mac Frank Dermott flüchtete sich, nachdem die Rebellion, von Frankreich im Stiche gelassen, erlegen war, mit seiner Frau — denn er hatte Lucy mittlerweile geheirathet — nach Amerika. Nach fünf Jahren konnte er wieder in seine Heimat zurückkehren, wo er sammt Lucy vom alten Mac Laughlin, der sich verlassen fühlte, mit offenen Armen empfangen wurde. Das erste, was er that, war, daß er für die Familie Michels sorgte. Dann ließ er diesem ein Denkmal errichten, das man bei Roundwood noch heute sehen kann und das in einer Inschrift von dem Edelmuthe des Milchbruders erzählt. Lieutenant William aber, bei dem die Jahre Haß und Eifersucht nicht einzuschläfern vermochten, benützte eine Gelegenheit, um Frank herauszufordern — erhielt einen Degenstich in die Lunge und starb auf der Stelle. Michel war gerächt.

Ein italienischer Operntext.

Der „Nach der Natur“ betitelten Novellensammlung von Moritz Hartmann, welche dieser Tage bei E. Ebner in Stuttgart ausgegeben wurde, entnehmen wir die folgende Geschichte, die der Verfasser nach einer alten sienesischen Chronik aus dem 15. Jahrhundert mittheilt und die uns wie gemacht scheint, einen italienischen Operntext abzugeben — jedenfalls ein interessantes Sittenbild aus alter Zeit bietet.

Die alte Familie der Montanini lag durch mehrere Geschlechter mit jener der Salimbeni im Kriege. Die Feindschaft der beiden Häuser entsprang aus einer Eberjagd, bei welcher ein Salimbeni getödtet worden. Der wüthende Krieg vernichtete endlich beinahe die ganze Familie der Montanini; alle ihre Besitzungen wurden eingenommen und konfiszirt; von dem ganzen ruhmvollen Geschlechte waren nur noch ein Bruder und eine Schwester übrig: Carlo und Angelika, die Kinder des Tomaso Montanini. Sie bewohnten in Val di Strove eine kleine Besitzung, deren Werth kaum auf tausend Gulden anzuschlagen war, und lebten von dem Einkommen dieses Eigenthums, des letzten Restes der großen Güter ihrer Vorfahren.

Ein Nachbar wünschte dieses kleine Gut zu erwerben, welches das seinige bequem ergänzt hätte. Es war dieß ein Plebejer von großem Einfluß bei der Regierung von Siena; er gehörte zu jener bürgerlichen, argwöhnischen, eifersüchtigen Oligarchie, welche sich unter Anführung der Salimbeni im Jahr 1390 der Staatsgeschäfte bemächtigt hatte und die man ohne die größte Gefahr nicht verletzen durfte. Trotzdem weigerte sich Carlo Montanini zu wiederholten Malen sein Gut dem Nachbar, der es an sich bringen wollte, zu verkaufen; er war fest entschlossen, es für seine Schwester zu erhalten, um ihr mehr als ihre fünfzehn Jahre und ihre seltene Schönheit als Heirathsgut geben zu können.

Der Nachbar wollte für diese Weigerung an Carlo Rache nehmen und um ihm die Erhaltung seines Erbes unmöglich zu machen, klagte er ihn bei der Regierung an, sich mit den Guelfen und den Adeligen in eine Verschwörung eingelassen zu haben. Der erbliche Haß der beiden Häuser machte die Anklage wahrscheinlich und das Ansehen des Anklägers gab ihr ein besonderes Gewicht. Doch schenkte man Carlo Montanini das Leben, aber man verurtheilte ihn zu einer Buße von tausend Gulden und befahl ihm, diese, bei Todesstrafe, binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. Nichtsdestoweniger wurde die Gier des Angebers getäuscht, denn Montanini wollte, um seine Schwester nicht in's äußerste Elend zu stürzen, lieber den Tod im Gefängniß erwarten, als daß er, um diesem zu entgehen, das Erbe seiner Väter verkauft hätte. Er hatte noch Anverwandte von mütterlicher Seite, aber Keiner wagte es, ihm zu Hilfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, sich der Regierung verdächtig zu machen und dasselbe Verderben auf sich herabzuziehen: nur die Weiber begaben sich täglich zu Angelika Montanini, um sie zu trösten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anselmo Salimbeni am Hause der Montanini vorüber, sah jene weinenden Frauen und erfuhr von ihnen, von welchem Schicksale der letzte Sprößling des Geschlechtes, das mit dem seinigen so lange um den Vorrang gekämpft, bedroht sei. Er hatte schon früher die Schönheit Angelika's bemerkt, hatte aber eben so wenig mit ihr als mit ihrem Bruder jemals ein Wort gewechselt: die Ströme Blutes, welche in den Fehden ihrer Ahnen vergossen worden, waren sowohl den Salimbeni wie den Montanini gegenwärtig. Aber diese letzte Katastrophe erfüllte Anselmo's Herz mit Barmherzigkeit. Er begab sich sofort zum Schatzmeister der Stadt, zahlte die tausend Gulden Buße und übersandte dem Gefängnißwärter den Befehl, Carlo Montanini in Freiheit zu setzen. Dieser, erstaunt in dem Momente, da er nichts anderes als den Tod erwartete, sich befreit zu sehen, eilt zu seiner Schwester, die er noch in der grausamsten Sorge und Angst um sein Leben findet. Weder sie, noch die Freundinnen, die sie umgaben, konnten sich es erklären oder es begreifen, auf welche Weise Carlo die Freiheit erlangt habe. Bald füllte sich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn, die ihm Glück wünschen wollten. Carlo, der unter ihnen seinen Befreier vermuthete, drückte einem nach dem andern seine Dankbarkeit aus; aber alle wiesen seine Danksagungen mit Erröthen zurück, indem sie ihre Gründe oder Ausflüchte auseinandersetzten, derenthalben sie ihm nicht hätten zu Hilfe kommen können. Nächsten Morgen begab sich Carlo zum Schatzmeister der Stadt, um sich bei ihm Aufklärung zu holen, und von diesem erfuhr er, daß er sein Leben dem Sohne seiner Feinde schulde.

Carlo, betroffen über diesen Edelsinn des Feindes, wollte Salimbeni noch an Großmuth übertreffen. Es bedurfte vieler Bitten und endlich gemessener Befehle, um seine Schwester zu bewegen, daß sie ihm seinen Willen thue: und als Angelika versprochen hatte, aus Dankbarkeit für ihren Bruder, sich des höchsten Schatzes, den sie auf Erden besaß, zu entäußern, kündigte sie ihm zugleich an, daß sie dann an ihre eigene Ehre denken und nicht befleckt und in Ehrlosigkeit weiter leben werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben sich Bruder und Schwester in das Haus Anselmo Salimbeni's. Carlo verlangt, mit diesem Edelmann sprechen zu dürfen, und nachdem er mit der Schwester eingelassen worden, sagte er: Euch, Herr, danke ich den Rest meines unglücklichen Lebens; Euch dankt meine Schwester ihren Bruder und ihre Ehre. Wenn das Geschick unser Haus nicht mit solchem Ingrimm verfolgt hätte, besäßen wir irgend ein Mittel, Euch wenigstens theilweise unsere Erkenntlichkeit zu beweisen. Aber es bleibt uns nichts mehr, als unsere Leiber und unsere Seelen; Ihr habt sie gerettet, Euch mögen sie denn angehören; wir legen sie in die Hand Eurer Großmuth und Eures Mitleids; schaltet damit wie mit Dingen, die Euer Eigenthum sind.

Nach diesen Worten ging er rasch aus dem Gemach und ließ seine Schwester allein mit Salimbeni. Dieser wollte sie ansprechen, aber erschrocken über ihre Todesblässe und über die Verzweiflung, die sich in ihrem ganzen Gesichte aussprach, ging auch er augenblicklich aus dem Zimmer; er ließ Frauen aus der Nachbarschaft herbeirufen und bat sie, hinein zu gehen und dem edlen Fräulein, das sie bei ihm finden würden, Gesellschaft zu leisten. Als sie eintraten und in diesen Gemächern Angelika Montanini gewahrten, war ihr Erstaunen groß; die Bescheidenheit und Züchtigkeit dieses jungen Mädchens verscheuchten jeden Verdacht, der sich sonst gegen sie erhoben haben würde: aber bei der Feindschaft der beiden Geschlechter war ihr Erscheinen in diesem Hause unerklärlich. Alle Damen schwiegen und suchten nach der Lösung dieses Räthsels. Unterdessen hatte Anselmo seine Verwandten zusammenrufen lassen und als ihrer eine große Anzahl erschienen war, ließ er Angelika sammt den Frauen, die sie umgaben, bitten, zu ihm herein zu kommen. Mit Thränen in den Augen bat er nun alle seine Freunde, ihn gütig begleiten zu wollen, und ohne sich weiter zu erklären, begab er sich mit diesem ganzen Gefolge, geführt von einer ganzen Schaar von Fackelträgern, nach dem Hause des Montanini.

Ihr habt mich, sagte er zu Carlo, ohne Zeugen sprechen wollen; ich bitte Euch, meine Antwort in Gegenwart dieser ehrenwerthen Versammlung entgegen zu nehmen. Die Schönheit, die Sittlichkeit und alle Tugenden Eurer Schwester Angelika haben mein Herz längst eingenommen; seit lange weiß ich, daß es keinen würdigeren Gegenstand einer edlen Liebe gebe, als sie. Doch habe ich mein Gefühl für sie immer verborgen gehalten und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienst, den ich Euch geleistet, gaben Euch Gelegenheit, meine Wünsche zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienst ohne Gegendienst zu lassen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schwester mir überliefert. Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung gestellt. Ich nehme dieses kostbare Geschenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weise zu besitzen. Wenn Ihr also einwilliget, so nehme ich in Gegenwart dieser ehrenwerthen Gesellschaft Angelika Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und sei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünsche ich, daß von dieser Stunde an all mein Gut mir und ihm gemeinschaftliches Gut sei. —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteste und feierlichste Weise vollzogen; der Prozeß Carlo's wurde auf's Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er gewesen, und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerstattete, setzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.





J. G. Fischer, neue Gedichte. (Stuttgart, Cotta.) — Man hat oft die Bemerkung gemacht, daß ein Genie oder ein bedeutender Mensch in der Familie insoferne nachtheilig wirkt, als die anderen Glieder der Familie, die weder Genie's noch bedeutende Menschen sind, seine Rede- und Handlungsweise, seine Manieren und Lebensart nachahmen, was dann mit ihrem Wesen wenig zusammenstimmt, manchmal einen komischen Effekt hervorbringt und die einzelnen Individuen ihres eigenen Charakters beraubt. So kann auch der Reisende oft bemerken, daß in Gegenden, die ein großes architektonisches Kunstwerk besitzen, der Stil dieses Kunstwerkes in vielen kleinen Gebäuden, selbst in Hausmöbeln und Geräthen nachgeahmt wird, was ebenfalls nicht selten einen komischen Effekt macht, da der Stil wohl einem Schlosse, einer Kathedrale, einem Palaste, nicht aber einem Weinbergshäuschen, einem Schranke, einem Cigarrenkästchen angemessen ist. Ebenso ergeht es einzelnen in ihrem Charakter abgeschlossenen Volksstämmen und kleineren Ländern, die einen bedeutenden Dichter hervorbrachten; unzählige seiner Stammgenossen denken, sprechen, singen wie er, in der besten Meinung gleich Bedeutendes zu leisten, nicht bedenkend, daß man ihrer nicht bedarf, da das, was sie bringen, von ihrem Landsmann und Meister ursprünglicher, frischer, besser, schöner geleistet worden. Eine solche Erscheinung nennt man dann oft eine Schule, und eine solche Erscheinung machte sich nach Uhland in Schwaben geltend, wo seit mehr als vierzig Jahren eine Unzahl bekannter und unbekannter Dichter in derselben leicht erkennbaren Tonweise fortsangen. Es ist allerdings selbst unabhängigen Geistern schwer, sich von einer solchen Tonweise, die sich mit der Kraft einer Muttersprache einbürgert, zu emanzipiren: desto verdienstlicher ist es, desto mehr anzuerkennen, wenn auf solchem Boden ein Dichter sich von dem Banne zu befreien versteht; desto gewisser ist es, daß wir in einem solchen Dichter eine eigene, ursprüngliche Natur vor uns haben. Und wenn wir sagen, daß wir in J. G. Fischer einen solchen Poeten besitzen, so glauben wir das Beste von ihm gesagt, eine große Kraft, ein eigenes Sein konstatirt zu haben. Außerhalb jener gewissen mittelalterlichen und volksthümlichen Töne, die Uhland mit so großer Meisterschaft anschlug, und mit denen er die Poesie bereicherte, haben nach ihm so wenige Schwaben gesungen — vielleicht nur Mörike und Pfau — daß es fast aussah, als ob für alle Stoffe, Gedanken und Gefühle gar keine andere Weise mehr existirte. Fischer singt lustig darauf los, wie es ihm um's Herz ist, und siehe da, man überzeugt sich, daß nach Uhland gerade so wie vor Uhland noch ganz andere Töne in der schwäbischen Brust stecken — und man freut sich dessen, denn wo sonst, wenn nicht in Schwaben, sollte in dieser realistischen Zeit die Poesie eine sichere Heimat und Aufbewahrungsort finden?

Sollen wir neben diesem allgemeinen Verdienst Fischers noch seine persönliche charakteristische Eigenthümlichkeit bezeichnen, so glauben wir diese in einer frischen, ausgesprochenen Lebenslust zu erkennen, die die Dinge dieser Welt lustig anpackt, muthig bearbeitet und mit Liebe dem eigenen, kräftigen Naturell assimilirt. Man hat, während man liest, das angenehme Gefühl, das man empfindet, wenn man ein gesundes, kräftiges Kind in eine gute Frucht beißen und den Saft herabfließen sieht. Diese gute Frucht ist für Fischer die ganze Welt. Er ist erheiternd und erfrischend, selbst wenn er das Ernsteste und Traurigste behandelt, eingedenk der Sendung, die seine Muse ihm gegeben:

> Daß du wie der Vogel singest,
> Wie die Blume heiter seist
> Und der Welt die Freude bringest,
> Wenn sie Alles dir entreißt;
>
> Daß du ob der Menschen Sehnen
> Leuchtest wie der helle Tag,
> Wenn dir selber unter Thränen
> Keine Sonne scheinen mag.

Mit einem einzigen Worte verräth oft ein Dichter sein ganzes Wesen, gibt er sich selbst, ohne es zu wissen, die Signatur: und Fischer hat es gethan, indem er von der „Freundin Erde“ spricht. Wie sehr unterscheidet ihn das von den Zahllosen, die nur von der „Feindin Welt“ in hundert Variationen zu sprechen wissen. In der That zeigen ihn seine Gedichte mit einem Antlitz, als ob er sich immer und überall liebend in liebender Gesellschaft befände — und seine Ausdrucksweise ist demgemäß eine ungenirte, freie, darum aber auch treffende, eigene, die sich von all den conventionellen Phrasen und Epitheten, die heute von selber dichten, fern hält. Darum aber sind ihm auch die antiken Versformen, wie glatt und rein sie auch sein mögen, nicht natürlich. Allein wir sollen den Dichter, wenn wir gerecht sein wollen, nur nach seinem Besten beurtheilen.

Geben wir eben jenes Gedicht, das von der „Freundin Erde“ spricht und mit zu denen gehört, die den Dichter am klarsten charakterisiren.

Lebenslauf.

> Dir weiht' ich lebend meine Seele,
> Und sterbend lieg' ich dir im Arm;
> Du kennest alle meine Fehle,
> O Freundin Erde, treu und warm!
>
> Du sahst's, wenn ich mit heißem Munde
> An deiner Wonne Blüthen sog,
> Wenn die Begehrung bis zum Grunde
> Der Sündenlust mich niederzog.
>
> Sie sagen, daß ich Gott vergessen,
> Seit ich mich ganz zu dir gewandt,
> Und ganz dein höchstes Glück besessen,
> Und ganz dein tiefstes Weh erkannt.
>
> Doch Er, der über mir und ihnen
> Die Herzen wie er will beglückt,
> Der weiß, ob ich ihm wollte dienen,
> Wenn ich die Welt an's Herz gedrückt.
>
> Drum bis sich Leib und Seele trennen
> Und dieser Staub zu Staube fällt,
> Ich werde keinen Gott bekennen,
> Den man getrennt von seiner Welt.

Der Violinist **Heinrich Ernst**, einer der großen Künstler dieses Jahrhunderts, ist nun auch dahin; er starb nach beinahe zehnjährigem schwerem Leiden, 51 Jahre alt, zu Nizza. Nach dem Tode Paganini's betrachtete man ihn als dessen Nachfolger und Erben seines Ruhmes, und in der That konnte man trotz der großen Anzahl von Violinvirtuosen, die die letzten Jahrzehnte hervorgebracht, Joachim ausgenommen, Niemand mit ihm vergleichen. Nicht daß sein Spiel immer das reinste und vollendetste gewesen — aber kein Künstler hat auf der Violine so große Leidenschaft, so tiefes Gefühl ausgedrückt, wie er, abgesehen davon, daß er als Virtuose keine technische Schwierigkeit kannte. Und doch verschwinden seine Künstlereigenschaften neben denen des Menschen, neben seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, seiner tiefen Herzensgüte, seinem witzigen, sprudelnden Geiste. Von jenen traurigen Zigeuner-Eigenschaften, welche die Masse des Virtuosenthums charakterisiren, Charlatanerie, Eigennutz, falsche Genialität, Neid, Affektation und Intrigue war trotz seiner langen Carrière an seinem Charakter auch nicht ein Stäubchen hängen geblieben. Er war unbefangen wie ein Kind, wohlwollend, hilfreich und großmüthig bis zur äußersten Selbstvergessenheit. Er war einer der reinsten und edelsten Jünger der Kunst: eine Künstlerseele, wie sie der Dichter zeichnet. Sein Tod wird in ganz Europa unzählige Freunde mit Trauer erfüllen, denn überall, wo er aufgetreten, hat er sich die Herzen gewonnen für immer. Eine kleine Anekdote wird das beweisen. Im Jahre 1862 veranstaltete Joachim, sein würdiger Kunstgenosse, zu London ein Konzert zum Besten des kranken Künstlers. Als die Billeteure, Ausläufer und sonstigen Diener des Konzertsaales erfuhren, zu wessen Vortheil das Konzert gegeben werde, weigerten sie sich, auch nur einen Pfennig für ihre Dienste anzunehmen — in so liebem Andenken stand er auch bei diesen Leuten. — Einen Theil seiner Leidensjahre verbrachte Ernst auf dem Landgute des berühmten englischen Romandichters Bulwer, der sich, zugleich mit einigen Wiener Freunden, seiner auf's herzlichste annahm. — Ernst war im Jahre 1814 zu Brünn geboren.

Palgrave, in seinem trefflichen Werke über Arabien, erzählt nach den Mittheilungen der Eingeborenen über den Anfang des Krieges gegen die Sekte der Wahabiten eine so interessante, echt orientalische Geschichte, daß wir nicht umhin können, sie hier unsern Lesern mitzutheilen. Die Wahabiten, die sich als Reformatoren des Islam ansehen, brachen, nachdem sie in Arabien ein großes Reich gestiftet, aus dem Innern hervor, bemächtigten sich der heiligen Stätten von Mecca und Medina, entweihten Heiligthümer, plünderten Kaba und belästigten auf's fanatischeste die moslemitischen Pilger. Dem konnte der Sultan von Konstantinopel, Mahmud II., als Herr der heiligen Städte und als Oberherr und Beschützer aller Gläubigen, nicht ruhig zusehen und er forderte den berühmten Mehemed Ali Pascha von Egypten auf, dem Unwesen ein Ende zu machen, eine Expedition auszurüsten, die heiligen Städte wieder zu erobern und die Wahabiten zu züchtigen und ihre Macht zu brechen. Mehemed Ali gehorchte diesem Befehle und schickte Tarsun Pascha, Halbbruder Ibrahims, mit einem Heere ab, welches die heiligen Städte leicht eroberte. Aber an ein weiteres Vordringen in das Innere Arabiens, das bisher noch kein Eroberer betreten, in die eigentliche Heimat der Wahabiten, schien man um so weniger denken zu können, als im türkischen Heere die Pest ausbrach, der auch Tarsun Pascha erlag. Allein Mehemed Ali ließ sich nicht abschrecken. Eine frische Armee wurde ausgerüstet und dazu bestimmt, die verhaßten Wahabiten im Centrum ihrer Macht anzugreifen. Aber wer sollte dieses Heer anführen? wer die gefahrvolle Expedition übernehmen? Mehemed Ali versammelte sämmtliche ihm unterstehende Pascha's in einem Saale, in welchem sie auf die an den Wänden hinlaufenden Divans sich niederließen. In der Mitte des Saales lag ein Teppich, in der Mitte des Teppichs ein Apfel. Mehemed Ali setzte den Versammelten in langer Rede die Lage der Dinge auseinander, beschrieb ihnen den Feind, das Land, das er bewohnte, und die Schwierigkeiten, die sich der Unternehmung entgegensetzten. Wer ist derjenige, fragte er, dem man mit Vertrauen ein so großes Unternehmen überlassen darf? — und fügte hinzu: Seht hier den Apfel in der Mitte des Teppichs. Derjenige, der fähig ist, mir diesen Apfel aufzuheben, ohne den Teppich mit den Füßen zu berühren, der soll mir der rechte Mann sein und ihn will ich zum Oberbefehlshaber des Kriegszuges machen. — Darauf hin machten sich sämmtliche versammelten Pascha's an die Arbeit. Jeder wollte den Oberbefehl erhalten und darum gab sich jeder alle Mühe, des Apfels habhaft zu werden. Aber sie machten sich strecken und dehnen und wenden, wie sie wollten, sie konnten den Apfel mit den Händen nicht erreichen. Er lag ihnen in der Mitte des Teppichs zu fern. Da erhob sich Ibrahim Pascha und bat den Vater um die Erlaubniß, auch einen Versuch machen zu dürfen. Man lächelte. Er war dick und untersetzt; wie sollte er den Apfel erreichen. Man machte sich schon auf ein komisches Schauspiel gefaßt. Aber Alles erstaunte und das spöttische Lächeln verwandelte sich in ein Beifallslächeln, als Ibrahim Pascha, nachdem er sich vor dem Vater ehrfurchtsvoll verneigt hatte, den Teppich aufzurollen begann und ihn so lange aufrollte, bis er, ohne ihn betreten zu müssen, den Apfel mit Bequemlichkeit aufhob. So wurde er Feldherr und so führte er auch den Feldzug aus, wie er es vorher symbolisch angedeutet hatte, indem er den Feind aufrollte, bis er ungehindert den Mittelpunkt, das Nedsched, wegnehmen konnte. Und so begann jener Krieg, der Ibrahim Pascha berühmt gemacht hat.

Daß in **Paris** nicht alle innigen Gefühle und großen Leidenschaften der Genuß- und Habsucht gewichen sind, wie man nach dem daselbst herrschenden allgemeinen Geiste meinen sollte, beweisen z. B. vier verschiedene Selbstmorde und Selbstmordsversuche, die letzthin binnen zwei Tagen vorgekommen. Ein siebenundzwanzigjähriger Mann, Herr B., tödtete sich mit Steinkohlendunst, weil er keine Gegenliebe fand; ein anderer, Namens S., dem die Hand seiner Geliebten versagt wurde, stürzt sich aus seiner Wohnung im sechsten Stocke auf das Pflaster und beklagt es, trotz dem furchtbaren Sturze mit dem Leben davon gekommen zu sein. Ein älterer Ehemann, V., konnte den Tod seiner Frau, mit der er viele Jahre glücklich gelebt, nicht verwinden, versank in Melancholie und schoß sich, sechs Tage nach ihrem Begräbnisse, auf ihrem Grabe, nachdem er lange gebetet hatte, eine Kugel durch's Herz. — Ein siebenzehnjähriger junger Mann aus guter Familie, untröstlich über den Tod seiner Mutter, stürzte sich von der Brücke der Invaliden in die Seine, wurde aber von den Gensd'armen gerettet. So ist dieses lustige und frivole Paris immer der Schauplatz von Trauerspielen mit den reinsten und traurigsten Motiven. Hierher gehört auch die kleine Geschichte, die vor Kurzem spielte. Die Schwestern Amelie und Juliette liebten beide denselben liebenswürdigen jungen Mann, einen Mechaniker. Sobald Amelie die Leidenschaft ihrer jüngeren Schwester erkannte, zog sie sich zurück, that, als ob ihre Liebe nur eine „Caprice" gewesen wäre, sah mit Glück das Glück Juliettens und traf mit mütterlicher Sorgfalt alle Vorbereitungen zu deren Verheirathung. Der Tag kam heran; Amelie schmückte noch ihre Schwester für den Altar, immer scherzend und singend, und als sie ihr den Kranz aufsetzte, rief sie aus: Wie schön bist Du! — Das waren ihre letzten Worte. Sie stürzte zusammen. Die furchtbare Anstrengung, ihre Gefühle bis zum letzten Momente zu verbergen, hatte sie getödtet; ihr Herz war gesprungen.

Der alten **allgemeinen musikalischen Zeitung**, deren Nummer 25 vom 19. März 1800 uns zufällig als Makulaturbogen in die Hände fällt, entnehmen wir folgende Notizen, die heute nicht uninteressant klingen mögen: Haydn's sechs deutsche Kanons zu vier und fünf Sing-

stimmen ohne Begleitung, erstes Heft (Salzburg, Mayr) ist seit Kurzem in Wien verboten. Da man gar keine Ursache des Verbots auffinden kann, so vermuthet man, der Text zum letzten Kanon habe es verursacht. Dieser enthält nämlich Worte, welche zu einem gewissen sehr bekannten Gesellschaftsspiele gesungen werden: Adam hatte sieben Söhne u. s. w. — Der uns von vielen Orten eingesandten und auch in verschiedenen anderen Zeitungen befindlichen Nachricht von Cimarosa's Enthauptung in Neapel wird in der Berliner Zeitung widersprochen. (Es ist bekannt, daß der berühmte Kompositeur der „heimlichen Ehe", der liebenswürdige und sanfte Cimarosa, nach der blutigen Rückkehr der Bourbonen von Sizilien nach Neapel in der That lange im Kerker geschmachtet und wirklich enthauptet werden sollte, weil ein liberales Lied nach einer seiner Melodieen gesungen wurde. Nur die Verwendung einiger russischer Großen rettete ihn vom Tode. Es war in der Zeit, als Königin Karoline und Kardinal Ruso mit Hilfe Nelsons sich im Blute von Zehntausenden badeten.) — In derselben Nummer wird von einem mittelmäßigen Klavierspieler, einem Herrn Steibett, berichtet, der in Prag großes Glück mache. Er danke das dem Umstande, daß er nur vor Adeligen spiele und daß er thue, als ob er seine Muttersprache „bis zum Bewundern" vergessen habe. Nur kein Deutscher oder Böhme sein — das sei nothwendig, um vor jener Gesellschaft Erfolge zu haben. Diese Stimmen aus dem Grabe, aus dem ersten Anfang dieses alten Jahrhunderts sind noch heute erstaunlich leicht zu verstehen. — Daß in Oesterreich Werke von Haydn verboten wurden, weil sie Adam sieben Söhne zuschreiben, der nach der Bibel nur drei hatte; daß die Bourbonen von Neapel die Ehre ihrer Nation wegen einer Melodie hinrichten lassen wollten; daß ein Charlatan bei der hohen Gesellschaft Glück machte, weil er sich für einen Fremden ausgab und seine Muttersprache radebrechte — wer sollte das Alles nicht noch heute nach 65 Jahren verstehen?

Die unter Rudolph Gottschalls Redaktion verjüngten Blätter für literarische Unterhaltung sagen über die in unserem Verlage erscheinenden **Commentare zum Leben Julius Cäsars**: Wilhelm Rüstow, einer unserer talentvollsten Militärschriftsteller, veröffentlicht ein lieferungsweise erscheinendes Werk: „Geschichte Julius Cäsars vom Kaiser Napoleon dem Dritten, commentirt von Wilhelm Rüstow" (Stuttgart, Krais und Hoffmann). Diese Commentare sind jedenfalls von Interesse. Rüstow, der in Gemeinschaft mit Köchly auch über das Kriegswesen des Alterthums mehrere Werke veröffentlicht, ist seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er begleitet den kaiserlichen Autor Schritt auf Schritt, Kapitel für Kapitel, und beschränkt sich dabei nicht auf objektiv-geschichtliche Kritik, sondern er zieht auch fortwährend Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. In der That ist das Werk des Kaisers an diesen Parallelen eben so reich, eine persönliche Schutzschrift, welche nicht besprochen werden kann, ohne daß der Kritiker auf ihre Motive zurückgeht. Rüstows Stil ist bekannt wegen seiner rücksichtslosen Schlagfertigkeit, welche auch in der dem Werke vorausgeschickten Biographie des Kaisers scharf genug hervortritt. Seinen Standpunkt, dem Kaiser gegenüber, bezeichnet er mit den Worten: Wir haben niemals zu den Lobrednern Napoleons III. gehört, aber auch niemals zu denen, welche an ihm kein gutes Haar lassen wollen. — Was diese „guten Haare" betrifft, so ist, wenigstens in den bis jetzt vorliegenden Lieferungen, die Zahl derselben allerdings sehr gering; die Kritik geht dem Werke und dem Autor mit großer Unerschrockenheit zu Leibe.

Von **Alexander v. Schimmelpfennig**, dem tapfern, deutschen Brigadegeneral der nordamerikanischen Armee, der am 7. September in Amerika einer hartnäckigen Krankheit erlag, wissen jetzt die Zeitungen viele schöne Thaten zu erzählen, die er auf heimischem Boden in Holstein und in Baden, dann während des großen Krieges der amerikanischen Republik vollführt — wir aber können noch einen Zug moralischer Tapferkeit hinzufügen, die vielleicht so viel werth ist, als manche Soldatenthat auf dem Schlachtfelde. Als Lieutenant Schimmelpfennig die erste Flüchtlingszeit, den Winter von 1849—50, in Bern verbrachte, hatte er, wie viele seiner Schicksalsgenossen, mit mancherlei Sorgen, mit Entbehrungen und Mangel zu kämpfen. Da erhielt er eines Tages aus einer preußischen Stadt, in der er früher als Lieutenant gelegen hatte, das Schreiben eines hochgestellten, adeligen Beamten und Gutsbesitzers, in welchem ihm dieser mit vertrauensvollem Freimuth mittheilt, daß seine einzige Tochter ihm, Schimmelpfennig, aus jener Zeit, da er in ihrer Stadt gestanden, eine treue und herzliche Neigung bewahrt habe und daß er, der Vater, gegen eine Verbindung nichts einwenden wolle, von welcher das Glück seines einzigen Kindes abzuhängen scheine. Nur solle Schimmelpfennig Schritte thun, um in's Vaterland zurückkehren zu können, was mit seiner, des hohen Beamten, Hilfe leicht zu erreichen sein werde. — Der Verbannte antwortete, daß er sich nicht begnadigen lassen könne, wo er nur nach seiner Ueberzeugung gehandelt, und am allerwenigsten von Leuten, die in dem großen Streite für und gegen die Freiheit, für und gegen das Vaterland die Schuldigen seien. Ueberhaupt, fügte er hinzu, seien seine Verhältnisse der Art, daß er sich mit Ehren nicht erlauben dürfe, jetzt an eine Verheirathung zu denken. Kurze Zeit darauf trat jener Beamte, Herr v. R., bei ihm ein. Er kündigte ihm an, daß seine Tochter ihm in's Exil folgen wolle. Schimmelpfennig war gerührt, — aber — je tiefer er im Elend stak, desto mehr sträubte sich sein Stolz gegen den Gedanken, eine reiche Partie zu machen und, aussichtslos wie seine Zukunft war, sich den Rest seines Lebens vom Vermögen seiner Frau zu nähren. Dazu kam, daß er sich des Mädchens wohl erinnerte, daß sich ihr aber sein Herz nie in Liebe zugewandt hatte. Hätte er sie geliebt, er würde wohl, wie er einem vertrauten Freunde gestand, jene stolzen Bedenklichkeiten zum Schweigen gebracht haben. Der Vater zog unverrichteter Sache ab — und Schimmelpfennig blieb der arme, unter Mangel und Hoffnungslosigkeit seufzende Flüchtling. — Schimmelpfennig war ein kleines Männchen, mit buschigem Kopfe, nichts weniger als schön, aber zierlich, geistvollen Auges und sein ganzes Wesen verrieth Bildung und Freude an geistiger Beschäftigung. In Amerika machte er mehrere nützliche Erfindungen und war mit wissenschaftlichen Arbeiten und Zeichnungen für das Kriegsministerium beschäftigt. Trotz seiner angegriffenen Gesundheit, besann er sich nicht einen Augenblick, als der große Prinzipienkrieg ausbrach, und stellte sich an die Spitze eines deutschen Freiwilligen-Regimentes, mit dem er Thaten der Kühnheit ausführte. Er war es, der in die eroberte Hauptstadt des Feindes zuerst einrückte.

Max Eyth: Volkmar, historisch-romantisches Gedicht. Zweite Ausgabe. — Wir können unmöglich Weihnachten herankommen lassen, ohne bei Gelegenheit der zweiten Ausgabe an dieses Gedicht zu erinnern, denn es gehört zum Weihnachtsbaum wie zu seiner Familie. Wälderduft, Tannenfrische, Jugend, deutsches Gemüth, deutsche Romantik sind die Elemente, aus denen es gewoben worden, und es gehört zu jener Art von Gedichten, die, wie Zedlitz' „Waldfräulein" und Kinkels „Otto der Schütz" nur die deutsche Literatur besitzt. Und nur in Deutschland ist vielleicht die Erscheinung möglich, daß ein Mann so praktischen und exakten Standes, wie ein Ingenieur, ein solches romantisches, phantasievolles Gedicht hervorbringe. Max Eyth, unser verehrter Mitarbeiter, den die Leser aus seinen Wahrheit athmenden Briefen aus dem Orient kennen, ist nämlich ein ausgezeichneter Ingenieur in Diensten des Vizekönigs von Aegypten, in dessen Lande er mit allerlei Anlagen und Maschinen den Ackerbau heben hilft. Ein deutscher Poet, der im Lande des Lacus Moeris, im Lande, in dem die Patriarchen ihr Getreide holten,

im ältesten Kulturland an der Wiederauferstehung der Kultur arbeitet — welch' ein ungeheures Stück Geschichte erzählt dieses einzige Phänomen! Wir haben wahrhaftig nichts dagegen, daß der Poet auf praktischem Boden stehe, denn aus solchem Boden wachsen die gesundesten und dauerhaftesten Früchte, selbst Früchte der Poesie: wir wünschen nur, daß der holde, heimische, germanische Ton, der in diesem Gedichte klingt, bei Pyramiden, Sphinxen, Obelisken in der so klangvollen Seele des Dichters mit der Zeit nicht verklingen möge. Es wäre herzlich schade, denn wer in früher Jugend einen „Volkmar" geschrieben, könnte im Mannesalter seiner Nation Werke geben, die auf den Geist eben so befruchtend wirken, wie die geistreichsten Maschinen auf den heiligen Boden der Isis.

Rogeards, des Verfassers der „Reden des Labienus", Gedichtsammlung »Pauvre France« ist bereits durch Ad. Strodtmann als „Armes Frankreich" in's Deutsche übersetzt worden. Die Gedichte sind bei weitem nicht so schlecht, als man von gewisser Seite her glauben machen will. Es drückt sich in ihnen ein sehr anständiger und berechtigter Zorn aus. Die Uebersetzung ist sehr gut, wie sich vom Uebersetzer der Arbeiter-Poesieen Frankreichs nicht anders erwarten läßt.

Jakob Venedey's „John Hampden und die Lehre vom gesetzlichen Widerstand" ist soeben in dritter Auflage erschienen: ein gutes Zeugniß für das Buch, wie für die Zeit. John Hampden, einer der größten Bürger aller Zeiten ist auch eine Erscheinung, die von Jedem und in allen Verhältnissen am leichtesten nachgeahmt und zum Muster genommen werden kann. Um ein Hampden in seinem Kreise zu sein, braucht man kein großer Krieger, kein Staatsmann, kein Philosoph, kein Gelehrter zu sein: es reicht hin, daß man ehrlich, gesunden Sinnes sei und seine Pflicht kenne. Kein Leben, wie dieses, eignet sich zu einem Volks- und Bürgerbuche im edelsten Sinne des Wortes. Venedey hat seinen Hampden geschrieben, als dieser Bürgerheld noch nicht so bekannt war, wie heute durch das berühmte Essay Macaulay's, und als man die Kampfweise, die der Verfasser vorschlug, noch verketzerte. Aber Venedey zeichnete sich immer durch moralischen Muth aus. Die memoirenhaften Beigaben und Korrespondenzen sind ein interessanter Beitrag zur Charakteristik der letzten Jahrzehnte.

Anekdote aus dem Leben Palmerstons. — Vor einigen Jahren, als, wie bei Schluß der Parlamentssitzungen üblich, in Greenwich das Minister-Fischessen stattfinden sollte, spazierte der jüngst verstorbene Premier am Arme eines Kollegen, das Essen erwartend, zwischen dem Hotel und dem berühmten Greenwich-Hospital, dem Invalidenhause der Seeleute, auf und nieder. Auf einer der Bänke am Ufer der Themse saßen mehrere alte Invaliden, die sich jedesmal erhoben und ehrfurchtsvoll grüßten, so oft der „alte Pam" an ihnen vorüber kam. Bald aber fiel es dem alten Lord auf, daß einer der alten Soldaten, der doch gesunde Beine hatte, regelmäßig sitzen blieb und ihn nicht nur nicht grüßte, sondern bald das Gesicht widerwillig abwandte, bald ihn sogar mit wüthenden Augen anblickte. — Der Mann, sagte Palmerston zu Gladstone, hat etwas wider mich; wir wollen erfahren, was es ist. — Er blieb plötzlich vor ihm stehen und rief ihn im cordialsten Tone an: Alte Theerjacke, was habe ich Dir gethan, daß Du mir solche Breitseiten wüthender Blicke zuschießest, als wäre ich eine französische Fregatte? — Der alte Matrose aber, ungerührt von der Leutseligkeit des großen Lords, erhob sich entrüstet, kehrte ihm den Rücken zu und segelte, so schnell er konnte, in's Hospital zurück. Der Premier, den sonst doch die ganze Opposition nicht so leicht in Verlegenheit bringen konnte, stand verblüfft da und fragte die zurückgebliebenen Kollegen des Erzürnten: Was hat der Alte? habe ich ihm etwas gethan? — Ja, antwortete einer der Invaliden, freilich hat er etwas gegen Eure Lordschaft. Er kann den Namen Eurer Lordschaft nicht nennen hören, denn Sie haben ihm einmal großes Unrecht gethan. — Ich! — und wann? — Nun, es werden ungefähr fünfzig Jahre sein! — Fünfzig Jahre! rief Palmerston, nun, das muß ein schweres Unrecht sein, da es der Mann so lange nachträgt. — Eure Lordschaft, fuhr der Seemann fort, waren damals jüngerer Lord der Admiralität. — Das ist freilich über fünfzig Jahre her, bestätigte Lord Palmerston. — Der Mann, fuhr jener fort, schlug sich am Texel mit noch fünf andern Freiwilligen auf einer Schaluppe durch die französisch-niederländische Flotte; es war eine Heldenthat und sie rettete einen Dreidecker Sr. Majestät, der sonst abgeschnitten gewesen wäre. Drei von den Leuten wurden mit lebenslänglichen Pensionen belohnt, drei bekamen nichts, weil es der Admiralität zu viel war, sechs zu belohnen — und das geschah damals durch Eure Lordschaft. — Und der Alte da drin, fragte Palmerston, ist einer von denen, die leer ausgingen? — So ist es! — Hat man nicht genug an den Sünden, die man kennt, rief der Lord, muß man noch unbekannte über ein Halbjahrhundert nachschleppen? — Er erkundigte sich genau nach dem Namen des Geschädigten und ging dann zum Essen. Schon am nächsten Morgen erhielt jener alte Matrose einen überaus liebenswürdigen Brief, in welchem der mächtigste Mann Englands Pater peccavi sagte und den alten Seemann mit Hinblick auf ihrer beiden hohen Jahre um Verzeihung bat. Den Brief begleitete eine große Summe, welche die Pension mit fünfzigjährigen Zinsen ersetzen sollte. — An dem Tage hatten es die Invaliden zu Greenwich gut und viele groggesalbte Kehlen ließen den alten Pam hoch leben.

Historische Schillergallerie. — Jean Dunois, geb. 1402 † 1468, natürlicher Sohn des Herzogs Louis von Orleans, gewöhnlich nur der Bastard von Orleans genannt, war einer der wenigen französischen Ritter, welche der Jungfrau von Orleans aufrichtig anhiengen und sie mit Patriotismus unterstützten. Er hatte sich schon vor ihrem Auftreten, z. B. in der Häringsschlacht, ausgezeichnet und blieb auch nach ihrem Untergang noch lange als einer der ausgezeichnetsten Krieger auf dem Schauplatze. — Du Chatel, sein älterer Zeitgenosse, nahm an dem Verbrechen seines Herrn, Carl VII., auf der Brücke von Monteran Theil, sühnte dasselbe aber später durch Heldenthaten. — Isabella Clara Eugenia, 1566 — 1633, die Lieblingstochter Philipps II. von Spanien. Er verheirathete sie mit dem Erzherzog Albrecht und gab ihr als Mitgift die Souveränetät über die span. Niederlande und die Freigrafschaft, die sie mit männlichem Geiste regierte. Als Philipp IV. zur Regierung kam, nahm er ihr die Souveränetätsrechte, ließ sie aber als Statthalterin weiter regieren. Nach dem Tode ihres Gatten, den sie liebte, nahm sie den Schleier, fuhr aber auch als Nonne fort, die Regierung zu führen. Von ihrem Hemde, das sie einem Gelübde zufolge während der langen Belagerung von Ostende nicht wechselte, hat die gewisse, gelblich schmutzige Farbe ihren Namen, Isabellenfarbe. — Johann Parisot von La Valette, 1494 — 1568, einer der größten unter den Großmeistern des Johanniter-Ordens, derselbe, der während der weltberühmten Belagerung Malta's vor dreihundert Jahren (1565) durch die gewaltigen Flotten Solimans so großartigen Heldenmuth entfaltete und diesen Vorposten der Christenheit rettete — derselbe, nach dem heute die malerische Hauptstadt der Insel benannt wird. Schiller wollte diesen großen und edlen Helden in den „Maltesern" feiern, das Stück blieb aber leider Fragment. In neuerer Zeit nahm Fr. Rotter denselben Stoff auf und gestaltete ihn selbstständig zu einer edlen Tragödie „die Johanniter".



Gewölbe gesprengt, die Brunnen verderbt, die Gräber der Kurfürsten aufgerissen, die Särge zerschlagen, die Gebeine des alten Königs Ruprecht, des Kurfürsten Karl Ludwig, dessen Tochter Ludwigs Schwägerin war, und anderer Pfalzgrafen auf dem Erdboden herumgeworfen. Bis in den September lagen die Franzosen auf dem Schloß, sprengten die Thore und die meisten Befestigungen, verbrannten den Otto-Heinrichs-Bau, zerstörten die Gewölbe durch Minen.

Die Nachricht von all diesen Schandthaten erfüllte den alternden König, der neuer Reizmittel bedurfte, mit großer Freude. Er ließ in der Kirche zu Notredame ein Tedeum singen und eine Münze schlagen, auf welcher unter dem Bilde des zerstörten Heidelberg die gotteslästerlichen Worte standen: Rex dixit et factum est (der König sprachs und es geschah).

War es dem königlichen Mordbrenner vergönnt, für seine hunnischen Frevelthaten kirchliche und metallene Triumphe zu feiern, so wurde der Kommandant Heidersdorf verdientermaßen nicht auf Rosen gebettet. Sobald er in dem Lager vor Heilbronn ankam, wurde er verhaftet und als Mitglied des Deutschritterordens in das dortige deutsche Haus gebracht. Heidelberger Bürger erschienen und klagten ihn offen als Feigling und Verräther an. Die Aussagen der Offiziere seiner Besatzung stimmten damit überein. In dem Ornat seines Ordens stand er als Angeklagter vor den Rittern, seine Verbrechen wurden ihm vorgelesen, seine Ausstoßung ihm angekündigt. Als einem Ehrlosen und Pflichtvergessenen wurde ihm der Rittermantel abgenommen, die goldene Kette mit dem Kreuz vom Hals gerissen und zweimal um das Gesicht geschlagen, darauf er selbst von einem jungen Ordensritter aus dem Hause geführt und zum Abschied noch mit einem Fußtritt hinausgestoßen. Sofort wurde er in die gewöhnliche Kriegshaft gebracht und am 23. Juni unter Bedeckung von fünfzig Soldaten und in der Begleitung eines Jesuiten in's Hauptquartier geführt. In der Nähe desselben erwartete ihn der Scharfrichter, setzte ihn auf einen Schinderkarren, fuhr mit ihm an der Generalität und an der ganzen Linie der ausgerückten Truppen vorbei und ließ ihn bei seinem Regiment absteigen. Hier wurde ihm angekündigt, daß er als Eidbrüchiger und Ungehorsamer seiner Güter beraubt und durch das Schwert hingerichtet werden sollte, daß man ihm aber mit Rücksicht auf seine Familie sein schandbares Leben schenke, ihn jedoch aus den österreichischen, schwäbischen und fränkischen Gebieten verweise. Der Scharfrichter übergab ihm nun seinen Degen, nahm ihn ihm gleich wieder ab, schlug ihm denselben dreimal um den Kopf und warf ihn zerbrochen vor seine Füße. Die Henkersknechte führten ihn auf dem Karren über den Neckar, befreiten seine Hände von den Ketten und ließen ihn laufen. Nicht weit davon setzte er sich unter einem Baume nieder und stieß ein fürchterliches Geheul aus. Einige Pfälzer sollen herzugekommen sein und ihn mißhandelt haben. Halbnackt und halbtodt wurde er nach Sontheim gebracht und fand später in dem Kapuzinerkloster zu Neckarsulm Aufnahme und, was er am meisten brauchte, Vergessenheit.

Die schreckliche Barbarei von 1689 und 1693 ging Niemand mehr zu Herzen als der Prinzessin, deren unglückliche Verheirathung den nichtswürdigen Vorwand hiezu geliehen hatte. — Ich kann an die Pfalz nicht denken, es macht mich zu traurig, sagte noch lange nachher die gute Liselotte. Für den Wiederaufbau der pfälzischen Städte und Schlösser interessirte sie sich sehr und schrieb an ihre Stiefschwester, die Raugräfin Luise: „Es freut mich recht, daß Heidelberg wieder gebaut ist und man auch wieder am Schloß arbeitet. Aber es ärgert mich, daß ein Jesuitenkloster erbaut wird. Jesuiten stehen Heidelberg übel an, wie auch Franziskanermönche, welche die Klosterkirche inne haben und nahe dem obern Thor wohnen, wo ich oft an dem Berg Kirschen gefressen morgens fünf Uhr mit einem guten Stück Brot." Ein solches Frühstück erschien ihr herrlicher, als der Glanz des Versailler Hofes, der ihrem deutschen, ächt pfälzischen Wesen stets zuwider war. Ueber die Mordbrennereien äußerte sie noch wenige Jahre vor ihrem Tode: „Wenn ich Heidelberg, Mannheim oder Schwetzingen wieder sehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte; denn wie alle Unglück dort geschehen, bin ich länger als sechs Monate gewesen, daß, sobald ich die Augen zugethan, habe ich die Oerter in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als ein Stund geweint, daß ich geschlozt habe."



Der Louvrebau.

Von

Ludwig Pfau.

Das neue Louvre.

Mit Abbildungen: Colonnade Ludwigs XIV., Pavillons des neuen Louvre

Wir nähern uns jetzt dem Zeitraum, welcher den Grund zur heutigen Gestalt des Louvre's gelegt hat. Die Vorgänger Franz I. hatten sich weniger mit dem Louvre beschäftigt. Ludwig XI. und Karl VIII. bewohnten es nur selten, und Ludwig XII., der unmittelbare Vorfahr Franz I., betrachtete es kaum mehr als königlichen Palast. Es war mehr und mehr zu einer Art festen Arsenals geworden und diente hauptsächlich zu Aufbewahrung von Waffen und Munition. So fand Franz I. bei seinem Regierungsantritt 1515 das Louvre, das seit Philipp August und Karl V. zwar mancherlei Erweiterungen und Veränderungen

Justinus Kerner auf Helgoland.

Von Fanny Lewald.



Im August 1848 fuhr ich von Hamburg nach Helgoland hinüber. Es war ein sehr unruhiges Wetter; die Dampfschiffe, welche damals auf dieser Fahrt den Dienst besorgten, waren klein und schlecht, und die heftige Bewegung des Meeres machte sich schon in der Elbe bemerkbar.

Als ich mich noch recht gut befand, waren schon viele Leute seekrank geworden und unter denen, welche sich noch aufrecht hielten, fiel mir ein sehr großer und sehr starker Mann auf, der, auf einen Stock gestützt, mit sichtlicher Selbstüberwindung auf dem Schiffe hin und wieder ging. Sein Kopf war, seiner Gestalt angemessen, groß und stark, die Züge, die ursprünglich schön gewesen sein mochten, waren jetzt ein wenig verschwommen, der Blick der Augen hatte etwas Unbestimmtes. Glattes schwarzes Haar fiel dem Manne an den Schläfen und auch im Nacken auf den gedrungenen Hals hernieder und dazu trug er einen so langen und weiten schwarzen Paletot, daß dieses Mittelding von moderner Kleidung, von Talar und Rockelor, den Mitreisenden auffiel und man sich zu fragen begann, wer der Fremde sei? Begleitet war er von zwei betagten Frauenzimmern, deren kleinstädtische Tracht gegen die Reisetoiletten der eleganten Hamburgerinnen sehr abstach. Die beiden Frauen verschwanden aber bald, da die Seekrankheit sie schon auf der Elbe überfiel.

Späterhin, als der starke Sturm das Fahrzeug erfaßte, mußte auch ich mich niederlegen, und da wir statt am Nachmittag auf der Insel einzutreffen, erst gegen Mitternacht in schwärzester Dunkelheit und bei stürzendem Regen auf der Rhede von Helgoland vor Anker legten, so dachte ich in dem eigenen Elend natürlich an die übrige Gesellschaft nicht weiter und hatte den befremdlichen Mann mit seinen Begleiterinnen fast vergessen, als ich ihn am zweiten Tage nach unserer Ankunft im Unterlande, gegen die Nordseite hin, unruhig auf und nieder gehen und sich umschauen sah, als ob er Jemand suche.

Von Suchen kann nun aber für einen Menschen, der nur einigermaßen gute Augen hat, auf jenem kleinen Flecke Land eigentlich kaum die Rede sein; ich bemerkte indeß, daß der Fremde sich mit vorsichtiger Unsicherheit seines Stockes bei dem Gehen bediente und daß er dennoch auf dem Steingeröll nur mühsam fortkam. Er mußte also nicht gut sehen, und da sein treuherziges Gesicht mir wohl gefiel und seine Unbehilflichkeit mich dauerte, ging ich an ihn heran und fragte, ob er etwas verloren habe und ob ich ihm suchen helfen könne?

Das Rikele ist schon so lange fort, sagte er, und es ist mir angst, daß es zu Schaden gekommen ist!

Die sichtliche Unruhe des alten Mannes und die Naivetät, mit welcher er voraussetzte, daß ich wissen müsse, wer das Rikele sei, hatten etwas Rührendes, und ich bedeutete ihn, daß ich hier schon eine ganze Weile gesessen, aber kein Kind gesehen hätte.

Es ist kein Kind, nach dem ich aus bin, rief er, ich suche meine Frau!

Ich mußte unwillkürlich lachen, aber der Greis wendete sich zu mir und sagte: Ja, Sie lachen! Sie sind wohl hier aus Norddeutschland zu Hause, Ihnen ist das Meer nicht neu. Aber wir, die wir aus Schwaben, die in den Bergen heimisch sind, für uns hat das Meer etwas Entsetzliches, es graut mir vor der

Gewalt, mit der's mich anzieht. Und wenn man so dasteht, vor sich nichts, nichts als die unendliche Leere, da kann's Einen wohl fassen wie ein Schwindel, daß man seiner selbst vergißt —

Er unterbrach sich plötzlich und fragte mit erhöhter Sorge: Also Sie haben sie nicht gesehen? Sie hat mir doch aber gesagt, sie wollte hierher gehen!

Jetzt lachte ich nicht mehr. Es war, trotz des äußerst scharf ausgeprägten schwäbischen Dialektes, in dem Greise etwas Mächtiges und als er, mit seinen blöden Augen in das Meer hinausstarrend, mir den Eindruck geschildert hatte, den es auf ihn machte, war er mir wie ein alter König von Thule vorgekommen und ich sah ihn „sinken tief in's Meer". Ja, mich überfiel selbst eine Art von Sorge um die Frau, die er suchte, und da ich eben so gute Augen hatte, als die seinen schwach waren, so schlug ich ihm vor, mit ihm zu gehen und nach seiner Frau, deren ich mich nun vom Schiffe her erinnerte, auszuspähen oder mit ihm in seiner Wohnung nachzusehen, ob sie vielleicht zu Hause geblieben sei.

Ich bot ihm an, ihn über das Geröll zu führen, indem ich ihn unterfaßte, und während wir gingen, fragte er mich, wo ich zu Hause sei. Ich nannte ihm meine Vaterstadt Königsberg.

Da habe ich einen liebsten Freund wohnen gehabt, sagte er.

Darf ich fragen, wer es gewesen ist?

Der Doktor David Assing aus Hamburg, der nun auch schon todt ist.

Nun fiel's mir wie Schuppen von meinen Augen und ich begriff nicht, daß ich nicht früher daran gedacht hatte. — Also sind Sie Justinus Kerner! rief ich.

Ja; wie weißt denn Du das? fragte er, indem er mich bei beiden Händen nahm.

Der Doktor Assing war mein Onkel, meiner Mutter Bruder!

Was? — was? rief er, und da kommst Du mir grad in den Weg, hier am Meer, da ich mein Rikele suche! O, steh 'mal still, daß ich Dich recht anseh'! — Er hatte dabei den weichsten, liebevollsten Ton, neigte sich tief zu mir hernieder, so daß er mir in die Augen sehen konnte, und fuhr mit seiner weichen Hand über mein Gesicht, als ob er die Form desselben fühlen wolle. Dann klopfte er mir freundlich auf die Schulter und sagte: Lieb' Weibele, Du schaust gutmüthig aus.

Inzwischen waren wir unten an den Pavillon gekommen. Ich sah Frau Kerner mit ihrer Schwester jenseits des Landungsplatzes auf einem der gekenterten Boote sitzen und führte den guten Justinus zu ihr, der mich ihr freundlich als die Nichte seines Freundes vorstellte. Aber er nannte mich jetzt, da er meinen Namen erfragt hatte, Fräulein Lewald. Mit seiner Sorge war seine Aufregung verschwunden, und wir sprachen noch eine kleine Weile von der Reise, vom Meere, von der Seekrankheit, bis ich mich ihnen empfehlen wollte, um meine Gesellschaft aufzusuchen. Da nahm er mich noch einmal bei der Hand und sagte: Sehen Sie sich das Rikele recht an; das hat Ihr Onkel gerade so geliebt wie ich und hat's ihr gesagt und sie gebeten, seine Frau zu werden. Da hat sie ihm gestanden, daß sie mich in's Herz geschlossen und daß wir nur an's Heirathen nicht denken könnten in unserer Armuth. Darauf hat sich der David ihr zu Füßen geworfen und hat geweint und hat ihr gesagt, er habe ja Geld, sie möcht's doch um Gottes Willen nehmen, wenn sie und ich damit glücklich werden könnten, ihm sei's nichts werth ohne sie! — Er war ein guter, guter Mensch! — ein guter Mensch!

Und nun ergoßen die beiden alten Leute sich in das Lob meines Onkels und ich sah dabei wie durch ein Zauberglas in ein paar goldreine Herzen und in eine ferne Zeit und in eine unschuldige Empfindungsweise hinein, die in ihrer Einfalt etwas Befremdliches und Rührendes für mich hatte, so daß ich, die ich ihr Kind sein konnte, mir fast alt neben ihnen erschien. Es war mir, als hätte ich geträumt oder ein Märchen erlebt, als ich ein paar Minuten später mich im Pavillon wieder mitten in der damals sehr belebten und eleganten Badegesellschaft befand.

* * *

Das war mein erstes Zusammentreffen mit Justinus Kerner und ich suchte ihn nun geflissentlich auf. Ich hatte in meiner Jugend verstohlen in die Schilderung der Seherin von Prevost hineingeblickt, hatte oftmals von dem Weinsberger Spuk sprechen, oftmals von magnetischen Wunderkuren erzählen hören, die Justinus Kerner verrichtet haben sollte, und da mir aus dem religiösen Mythenglauben meiner Kindheit noch lange eine Art von neugieriger Theilnahme für das Geisterwesen geblieben war, an das ich zu glauben verlernt hatte, so trug ich ein großes Verlangen, Kerner über diese Gegenstände sprechen zu hören, und es kostete damals nicht viel Mühe, ihn dazu zu veranlassen, denn er kam leicht von selbst darauf zu reden. Nicht daß er sich etwa hingesetzt und von seinen mystischen Erlebnissen oder von seinen übernatürlichen Erfahrungen eine besondere Erzählung angefangen hätte; im Gegentheil! — Es konnte sich Niemand einfacher, harmloser und anspruchsloser geben als Kerner, aber in seiner ganzen Anschauungsweise war das Natürliche mit dem Uebernatürlichen so in einander gemischt, so Eins geworden, daß er der Erscheinungen, der Dämone mitten in irgend einer ruhigen Mittheilung ganz beiläufig, wie irgend eines Hausgenossen erwähnte. Je tiefer, wahrhafter und ursprünglicher seine Anschauungen waren, für die sich ihm der poetische, rein lyrische Ausdruck stets unwillkürlich darzubieten schien, und je sicherer man sich überzeugt fühlen mußte, daß dieser Mann nicht fähig sei, sich oder Andere absichtlich zu täuschen, um so erschreckender traten diejenigen seiner Aeußerungen hervor, die auf den geheimen Zusammenhang mit der Geisterwelt, mit irgend einem mystischen Zwischenreiche hindeuteten. Man ließ ihn dann ruhig gewähren und er war so fest in seiner Ueberzeugung, sie war ihm offenbar ein so entschiedenes Gemüthsbedürfniß, daß ich immer besorgte, es könne irgend ein „Aufgeklärter" einmal eine Frage an

ihn richten, die seinem gläubigen Herzen unangenehm und kränkend sei.

Alle seine Urtheile über Menschen waren klug, voll großer Menschenkenntniß, voll Lebenserfahrung und voll nachsichtiger Güte bei strengster Moralität. Er sprach wie ein Mann von Herz und Geist, der jeder Persönlichkeit gerecht zu werden wünschte, und nur die außerordentliche Weichmüthigkeit fiel mir immer an ihm auf.

Eines Abends, als er wieder mit seinen Begleiterinnen eine Seefahrt gemacht hatte und sie Alle wieder unbehaglich davon geworden waren, zogen die Frauen sich in ihre Wohnung zurück, er blieb am Strande sitzen, ich gesellte mich zu ihm und er sprach bald mit großer Empfindung und mit edelstem Ausdruck von der Poesie des Meeres und von der wunderbaren Musik seiner Wellen und seiner Luft. Er fragte mich, ob ich jemals eine Aeolsharfe gehört hätte. Als ich dieß verneinte, pries er ihren Zauber und sagte: Es gibt wundersame Töne in der Natur und ich z. B. besitze Töne, die keine Aeolsharfe schöner hervorrufen kann! Es ist was Ueberirdisches! — Ich wollte wissen, wie und auf welchem Instrumente er sie hervorbringe? — Er gab darauf keine Antwort, sondern wiederholte nur: Es ist was Ueberirdisches, das mir Gott gegeben hat und Sie sollen's hören!

Aber wann und wie?

Es muß ein ganz stilles Zimmer und es muß dunkel dazu sein, sagte er, und wenn Sie solch ein Zimmer haben, so wollen wir's bald machen.

Können denn Andere dabei sein? fragte ich. Er gab das unbedenklich zu und da wir in unserer Wohnung kein stilles Zimmer hatten, weil unten in dem Materialladen unseres Wirthes die Thürklingel unablässig tönte, so war ich darauf aus, bei einem unserer Bekannten den geforderten Raum zu ermitteln.

Nun befand sich unter diesen auch der Geheimrath M..., einer der ersten Chemiker Berlins, der in seinem ganzen Sein und Denken den schlagendsten Gegensatz zu Justinus Kerner bildete. Er war eben so positiv und realistisch, als Kerner phantastisch war, und es hatte für den Zuschauer etwas sehr Originelles, wenn der scharfsinnige Berliner Naturforscher sich bisweilen gutmüthig, aber vergeblich abmühte, sich in die Anschauungsweise von Justinus Kerner zu versetzen oder wenn er es sich zu erklären strebte, wie ein Mann, dem eine nach gewissen Seiten hin feine und richtige Naturbeobachtung nicht abzusprechen war, so vollständig in das Gebiet der mystischen Träumerei verfallen könne. Für den Geheimrath war Kerner ein „Objekt", das er am liebsten unter die Lupe oder unter die Retorte genommen hätte und Alles, was Kerner sagte oder that, interessirte ihn als eine zu lösende Aufgabe.

Er hatte also kaum durch mich erfahren, daß Kerner nicht abgeneigt sei, auch Andere die „himmlische Musik" hören zu lassen, als er bereitwillig seine Wohnung, welche sich auf der Südseite des Oberlandes in dem letzten, ganz frei liegenden Hause befand, zum Versammlungspunkte vorschlug. Kerner war damit einverstanden und an dem festgesetzten Abende versammelten wir uns bei dem Geheimrath, als es schon zu dunkeln begann. Es befanden sich unter den Anwesenden der leider zu früh gestorbene Professor Ludwig Roß, ein Graf Z. B., der immer ernsthaft und gehalten war, der Maler Heinrich Gäthe und noch fünf oder sechs andere Personen.

Der Geheimrath hatte die Mollusken und Schaalthiere, mit deren Studium er sich beschäftigte, beiseite bringen und statt ihrer treffliche Austern und guten Champagner auf die Tische setzen lassen, und nachdem auf diese Weise Justinus Kerner seine erste Bekanntschaft mit den Austern gemacht hatte, baten wir ihn, uns nun auch die versprochene Ueberraschung durch die Musik zu bereiten.

Er sah sich um, sah uns an, und obschon nur die Personen eingeladen waren, deren Anwesenheit er gebilligt hatte, erklärte er plötzlich, daß es ihm lieber sein würde, immer nur Einen von uns zum Zuhörer zu haben. Auch damit waren wir zufrieden, und so nahm er mich denn zuerst an der Hand und bat mich, ihn in das letzte und entlegenste Zimmer zu führen.

Da die Helgoländer Häuser nur eng und leicht gebaut wie Kartenhäuser sind, so hatten wir keinen weiten Weg zu machen, und nachdem wir zwei ganz kleine Stübchen passirt hatten, konnte ich dem alten Manne sagen, daß wir uns am Ziele befänden.

Das Bett, auf dem ich saß, im Fenster ein Stuhl, auf welchem Justinus Kerner Platz nahm, und ein paar kleine Tische nahmen den ganzen Raum ein. Der Mond, hie und da von leichtem Gewölk überflort, schien hell in das Zimmer; es war Alles still und ich fing an, mit einer gewissen Spannung der Dinge zu harren, die da kommen sollten.

Alle die Tage vorher hatten wir uns überlegt, was Justinus vorhaben könne? Wir hatten auf eine Cither, auf eine Flöte, auf eine Glasharmonika gerathen, aber er hatte kein Instrument bei sich, und da schon in der Erwartung an und für sich etwas Aufregendes und in der Erwartung eines Geheimnißvollen leicht etwas Feierliches liegt, so saß ich in der geeignetsten Stimmung da, das Auge fest auf den Greis gerichtet, der mir, die Arme über die Brust gelegt, ruhig gegenüber saß.

Mit einem Male hörte ich ein leises Tönen, das sich in feinen vibrirenden Klängen fortsetzte. Es klang bald stärker, bald schwächer und ließ in seinem Schwirren und Zittern eine Art von frei erfundener Melodie erkennen, die angenehm zu hören war und in der eine geistliche Weise das Grundelement bildete. Kerner hatte die matten Augen gen Himmel erhoben und sah ganz beglückt aus. Obschon ich bald merkte, daß diese „himmlische Musik" ganz einfach von einer Maultrommel herstammte, machte er mir doch zuerst einen rührenden Eindruck. Es lag etwas so Kindliches, so Weltfremdes in dieser Art und Weise, daß man von allen seinen bisherigen Erfahrungen zu Gunsten dieses Mannes abzusehen geneigt war und sich gedrungen fühlte, ihn zu ehren, wie man die Unschuld und Einfalt eines Kindes ehrt. Plötzlich aber wurde der ganze Mann lebendig. Er

fing an, sich die Wangen, den Hals, die Brust mit den Händen zu drücken, die Klänge der Maultrommel wurden lauter, das sanfte Schwirren wurde zu einem für mein Ohr häßlichen Schnurren und quitschernden Gellen und die ganze Musik, die bisweilen zu ihrer ersten sanften Weise zurückkehrte, und das ganze Gebahren gewann für mich etwas entschieden Widriges und Abgeschmacktes, daß ich aus Furcht, meiner Lachlust nicht gebieten zu können, mich erhob und um die Erlaubniß bat, mich entfernen zu dürfen, um einem Andern Platz zu machen.

Gelt! rief der gute Kerner, innehaltend und sichtlich zufrieden mit sich selbst; so was hast Du nicht gehört, das ist was anderes, als die Alltagsmusik, das greift die Nerven an?

Ich bejahte das, um nur fortzukommen, und Kerner sagte, ich möchte ihm jetzt einen Andern schicken.

Als ich in das Gesellschaftszimmer zurückkam, stürmte Alles mit der Frage auf mich ein: Was macht er? Was ist's? Was haben Sie gehört?

Er spielt die Maultrommel, sagte ich und bat nun Graf Z., auf dessen Ernsthaftigkeit man sich verlassen konnte, zu der Musik zu gehen. Dem Grafen folgte der Chemiker, dann Professor Roß und die Uebrigen, denn der gute Kerner wollte durchaus, daß Jeder aus der Gesellschaft ihn hören solle, weil er in der That des festen Glaubens zu leben schien, uns mit seiner Maultrommel einen hohen, seelischen Eindruck, eine Art von musikalischer Offenbarung zu bereiten.

Es ward ziemlich spät darüber und als Kerner sich dann von einem der Männer nach Hause führen ließ, blieben wir Andern in der wunderlichsten Stimmung zurück. Wir lachten, zergliederten die Komik des Vorfalls und waren dabei verstimmt; wir bemitleideten den wunderseligen Greis und staunten gerührt seine kindliche Unschuld an, und während wir uns ihm sammt und sonders mit unserm Verstande weit überlegen fühlten, hatten wir doch eine Art von Respekt und Scheu vor seiner Natur.

Wir brauchten eine geraume Zeit, uns wieder in das Gleichgewicht zu setzen, und an einem der nächsten Tage reiste Kerner von der Insel ab.

* * *

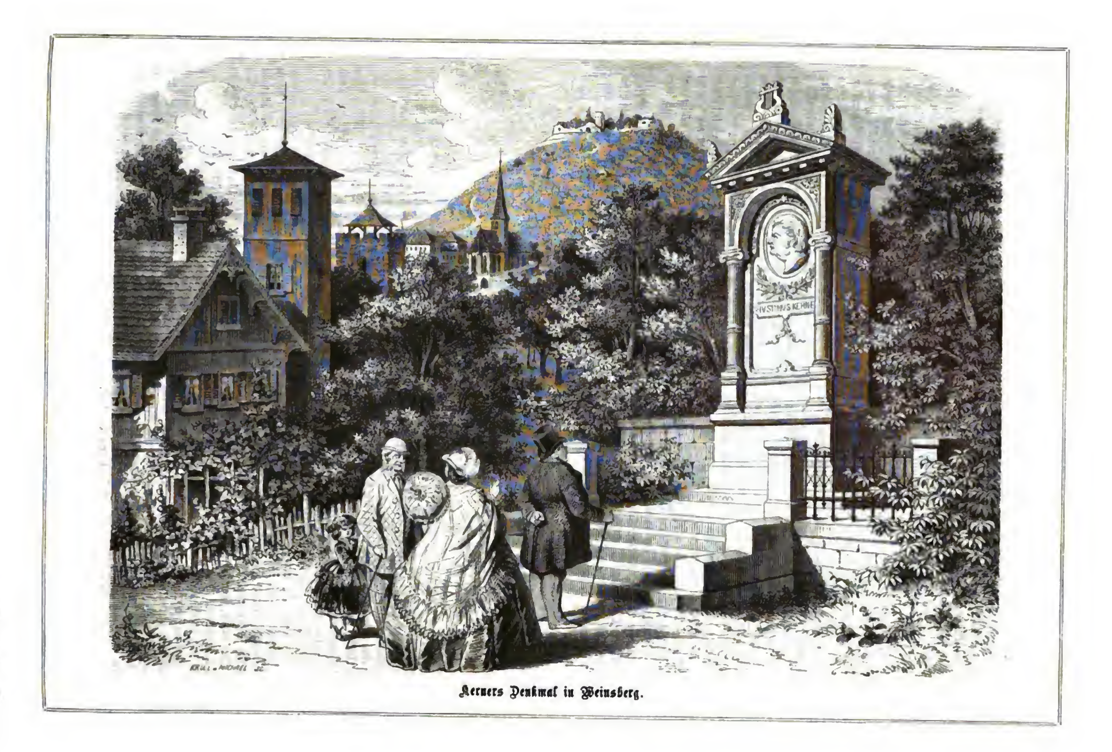
Sieben Jahre später, im Sommer von 1855, trafen wir Kerner unerwartet in Baden wieder, und ich hatte in Wahrheit Freude daran, die früher begonnene Bekanntschaft fortzusetzen. Aeußerlich fand ich ihn, obgleich er meinte, daß er sehr gealtert habe, nicht wesentlich verändert. Nur sein schon lange schwaches Augenlicht hatte noch mehr abgenommen und er war dadurch, seit seine Frau ihm gestorben, auf den Beistand seiner verwittweten Tochter angewiesen, die ihn auch nach Baden begleitet hatte. Betagt und fast blind, wie er es war, machte er dort immer noch den Mittelpunkt eines größern und sehr gebildeten Menschenkreises aus, der ihn mit Verehrung und Liebe umgab.

Als ich ihn begrüßte, erinnerte er sich meiner augenblicklich, und in der Erinnerung an Helgoland fragte er mich, ob ich denn wisse, daß sein Rikele gestorben sei, daß er die Frau verloren habe? — Ich bejahte das und er sprach von ihr in wenigen kurzen Worten, aber diese Worte umgaben das Haupt der Frau mit dem Heiligenschein jener Liebe, jener ehelichen dankbaren Zärtlichkeit, die ihren rührendsten Ausdruck in dem schönen Gedichte gefunden hat, welches Kerner einst an die „verarbeiteten Hände“ seiner Frau gerichtet und das uns heiße Thränen der Rührung entlockt hatte.

Schon bei diesen Aeußerungen über die Geschiedene fiel es mir auf, daß er gewisse mystische Wendungen, die ihm sonst im Gespräche über Gestorbene eigen gewesen waren, nicht gebrauchte, und als ich ihn dann wieder sah und wieder sprechen hörte, däuchte es mir, als sei eine bedeutende Wandlung in ihm vorgegangen. Er schien mir, wenn man dieß Wort von einem Greise brauchen darf, männlicher geworden und mehr der Wirklichkeit angehörend, als zuvor. Alle jene Anspielungen auf das Uebersinnliche, die sich ihm sonst von selbst in seiner Unterhaltung dargeboten, blieben jetzt aus und er kam mir in der gegenwärtigen Beschränkung auf das Wirkliche noch tiefer und bedeutender vor, als früher. Selbst als er einmal, da wir in einer größeren Gesellschaft einen Spaziergang gemacht hatten, zu mir von seinem gewiß nicht fernen Ende redete, gedachte er jenes körperlichen Wiedersehens mit den Geschiedenen nicht, das er sonst als ein Selbstverständliches hinzustellen gepflegt. Es schien mir, als schweige er davon, wie über eine Sache, auf die man, wenn auch nur mit Schmerzen, Verzicht geleistet hat.

Gerade der Glaube aber, daß ich hier vor einem wunden Herzen stände, bewog mich, jede Frage an ihn selbst zu unterlassen; indeß als er nicht dabei war, richtete sich zwischen mir und seinen Freunden das Gespräch einmal auf die Veränderung, die ich an ihm wahrgenommen und man sagte mir, daß ich mich nicht geirrt hätte. Kerner war offenbar zweifelhaft, ja irre geworden an dem eigenen Glauben. Er hatte mit liebender Zuversicht darauf gehofft, daß der Tod seiner Gattin sie ihm nicht ganz entziehen, daß sie ihm erscheinen und ihm ein Zusammenhang mit ihr bleiben werde, ihn zu trösten über die Herzensvereinsamung, in der sie ihn zurückgelassen. Aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. In dem Bewußtsein der starken Liebe, welche ihn und seine Frau verbunden, hatte er sich sagen müssen: Wenn sie, die es ja wissen mußte, wie sehr ich mich nach ihr sehne, mir kein Zeichen geben, mir nicht nahen kann, so muß es unmöglich sein, daß die Hingegangenen mit uns verkehren — und wenn das unmöglich ist, was hast du dann erlebt, geglaubt, verkündet?

Keine von den Personen, welche mit mir von dieser Wandlung Kerners sprachen, hatte von ihm selber eine darauf zielende Aeußerung gehört, Alle aber theilten mit mir die Meinung, daß er sich beschieden habe, und es war deßhalb so natürlich, daß man dem Greise, dem eine ganze Welt untergegangen war, der eine Heimat seines Geistes verloren hatte, Trost und Ersatz durch die Liebe zu bereiten wünschte, die man ihm entgegenbrachte.



Kerners Denkmal in Weinsberg.

Ich hatte nach dem Vorgange in Helgoland ein zerstörtes Bild von Kerner behalten und die unglückliche Musikscene hatte mich in meiner Abneigung gegen die Art der Romantik, in welcher Kerners geisterseherisches Wesen wurzelte, nur noch bestärkt. Wir hatten oft gelacht über die „Sphärenmusik der schwäbischen Romantiker", nun aber konnte ich über das Alles nicht mehr lachen, es rührte mich nur; und wenn Kerner auch auf seinen Zusammenhang mit einer Zwischenwelt verzichten mußte, so erschien er doch unter uns modernen Menschen wie ein Wesen aus einer andern, aus einer kindlicheren und harmonischeren Welt. Man mußte an die sanften Indier, an stille Braminen, an ihre liebevolle und naturverständige Weisheit denken, wenn man Kerner reden hörte, und es war schön zu beobachten, wie er jedes Weben der Natur noch verstand und als ein Glück genoß, wie die Wärme der Sonnenstrahlen, das Wehen der Luft, das Rauschen der Bäume und Quellen ihn entzückte, obschon sein Auge fast völlig verdunkelt war.

Dabei war denn sein Geist immer noch frei und heiter und selbst in der lyrischen Wehmuth seines Empfindens brach oftmals der Humor so schalkisch hervor, wie die kleinen Schelmenköpfe aus dem Geranke altdeutscher Ornamentik, und Verstand und Gefühl, Klarheit und Schwärmerei, Klugheit und Weltfremdheit mischten sich in jedem Augenblicke so eigenartig in ihm, daß er mir in der Erinnerung als eine mit Niemand zu vergleichende, aber äußerst liebenswürdige Gestalt vor Augen steht.

Es war auf dem alten Schlosse in Baden-Baden, daß ich ihn zum letzten Male sah. Inmitten von uns Jüngeren saß er baarhäuptig da, die starken Hände über den Krückstock gefaltet, das breite offene Antlitz den Sprechenden zugewendet, die Stirne und das Haupt umspielt von dem Sonnenlichte, das durch die Zweige auf uns herniederfloß. Weithin sahen wir hinaus in das ferne deutsche Land, bis hinunter zu dem silbern funkelnden Wasser des Rheines. Und aller Zauber der träumerischen Poesie, all jenes mährchenhafte Walten, das aus der Natur zu dem Gefühl des Deutschen spricht, all jenes Schweben zwischen dem Leben und dem Tode, das aus dem traurigen Schluß so manches heiteren deutschen Liedes befremdlich zu dem Fremden klingt, das Alles hatte ich vor mir in dem Bilde des Greises, vor dessen Auge die sichtbare Welt sich bereits in Nebel zu hüllen begonnen hatte und der mit seinem stillen, stummen Blicke sehnsuchtsvoll und vergebens nach einem Jenseits hinüberspähte, das — sich ihm nicht erschloß.

Und — stehen wir doch Alle mit all unserm Wissen und all unserm Glück zwischen den geheimnißvollen Räthseln und Schranken, vor denen uns nichts übrig bleibt, als Lieben, Leisten und Sichbescheiden.



Die kleine Mama.

Novelle von Paul Heyse.

(Schluß von S. 53.)

So war sie wohl eine Stunde ruhelos umher gegangen und fühlte es endlich in den Knieen, daß es Zeit sei, ihr Lager aufzusuchen, als die Thüre nebenan behutsam geöffnet wurde, ein leichter Schritt sich näherte und eine Hand an ihrer verriegelten Thür klopfte. Sie fuhr leicht zusammen, besann sich aber sogleich, daß das Haus verschlossen, der schnöde Gesell hinausgeflohen und Walter noch nicht zurück sei.

Bist Du es, Christel? fragte sie durch die Thür.

Ein leises Ja kam zurück. Die Alte pflegte oft des Abends mit wirthschaftlichen Anliegen zu kommen. Unbedenklich schob Helene den Riegel zurück. In der dunklen Thür stand Walter.

Ich bin's, stammelte er und warf einen flehenden, fast erschrockenen Blick auf sie. Im Augenblick waren beide mit dunklem Roth übergossen.

Helene! sagte er und stockte wieder. Sie fuhr unwillkürlich zusammen, als sie ihren Namen aus seinem Munde hörte. Sie sah, wie er mit düsteren Blicken sie betrachtete. So, wie sie vor ihm stand, hätte sie in jeden Ballsaal treten können. Doch war es nie geschehen, daß er sie anders sah, als in ihren dunklen, fast nonnenhaft zugeschnittenen Kleidern.

Was führt Dich her? fragte sie und suchte ihre Erregung unter einer kalten Strenge zu verbergen. Warum hast Du mich getäuscht und nicht draußen schon gesagt, daß Du es seist? Geh' ohne Aufenthalt, es ist keine Zeit mehr zu plaudern.

Er stand immer noch unbeweglich und starrte wie im Traum auf ihre weißen Schultern. Mit rascher Erkenntniß sah sie ein, daß es zu spät sei, ein Tuch umzuwerfen, und vollends ihrer unwürdig, sich in den dunkleren Theil des Zimmers zurückzuziehen.

Hörst Du nicht? sagte sie mit einem Ton, dem er den Gehorsam nicht weigern konnte. Ich will allein sein. Was Du mir zu sagen hast, wird bis morgen Zeit haben. Ich bin ernstlich böse darüber, daß Du mich hintergehen konntest. Dergleichen darf nie wieder vorkommen oder wir sind geschiedene Leute.

Sie warf ihm einen unguten Blick zu, der seine Augen zu Boden schlug, dann wandte sie sich kurz um und trat, ohne auf ihn zu achten, an den Tisch. Sie hörte, wie er hinausging, die Thür sacht hinter sich zumachte und mit langsamen Schritten durch das dunkle Wohnzimmer sich entfernte.

Kaum war der letzte Schritt verhallt, als die bittersten Vorwürfe in ihr aufstiegen, daß sie ihn verurtheilt, ohne ihn gehört zu haben. Sie sah jetzt seinen

traurigen Blick mit stummer Anklage auf sich geheftet und malte sich aus, in welcher Stimmung er nun von ihr gegangen sein müsse. Der Tag hatte sie mehr als sonst von einander getrennt. Er hatte nicht an Schlafen denken können, ehe er sich in alter Weise mit ihr ausgesprochen. Nun war er arglos an die Thür gekommen, hatte, gewiß ohne böse Absicht, auf ihre Frage geantwortet und mußte sich nun wie ein ertappter Missethäter mit herben Worten fortschicken lassen, weil ein Anderer eine Stunde früher auf eine schnöde Art sie überfallen hatte!

Es war ihr so unerträglich, mit diesen Gedanken allein zu bleiben, daß sie ihr Kleid noch einmal überwarf, das Licht in die Hand nahm und in das Wohnzimmer ging. Am liebsten wäre sie zu seiner Kammer hinaufgegangen, um ihn zu bitten, ihre böse Stimmung zu vergeben und zu vergessen. Doch stand sie wieder davon ab. Sie wollte zu der alten Christel hinunter und einige Anordnungen treffen, die freilich keine Eile hatten, nur um noch eine Menschenstimme zu hören. — Wie sie aber auf den Flur trat, erschrak sie. Walter saß im Finstern auf dem obersten Treppenabsatz, den Kopf in beide Hände gestützt. Ob er schlafe oder wache, errieth sie nicht sogleich, denn er regte sich nicht, als hinter ihm die Thür ging. Sie setzte das Licht auf den Geländerpfosten und war im Augenblick an seiner Seite, gleichfalls auf die Stufe niedersitzend. Da erst erhob er den Kopf und machte eine Bewegung, als wolle er fliehen.

Verzeih, sagte er, ich bin hier sitzen geblieben, ich weiß selbst nicht, wie es kam. Ich will aber nun gehen.

Bleib', ich bitte Dich, sagte sie flüsternd. Ich bin froh, Dich hier zu finden. Es ließ mir keine Ruhe, wie unfreundlich ich Dich fortgeschickt hatte. Verzeih' mir; der Tag hat mich so vielfach aufgeregt; ich hatte viel Schmerzen zu überwinden; nun hab' ich's an Dir ausgelassen und Du bist doch unschuldig an Allem.

Er blieb sitzen neben ihr, sprach aber kein Wort, sondern sah die dunkeln Treppenstufen hinab.

Bist Du mir wirklich böse? fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. Nie — niemals! sagte er trübsinnig.

Was war's, das dich noch zu mir trieb? fragte sie nach einer Pause. Du hattest irgend ein Anliegen, ich sah es Dir am Gesicht an; ich war nur im Augenblick so in meine eigenen Angelegenheiten vertieft, daß es mich hart und gleichgiltig machte gegen alles Andere. Wirst Du mir's nun anvertrauen?

Was kann es helfen? warf er ein. Ich werd' es früh genug erfahren.

Was?

Er schwieg. Erst als sie sagte: So muß ich glauben, daß ich Dich dennoch böse gemacht habe! — sagte er halblaut und das Gesicht von ihr wegwendend:

Ist es wahr, daß Du den Notarius heirathen wirst?

Ein wunderlich süßes Gefühl durchzuckte sie bei dieser Frage. Sie lachte, wie man wohl lacht, wenn man mit sich allein ist und plötzlich sich eines alten seligen Augenblicks, einer Siegesstunde, eines kecken Jugendstreiches entsinnt. Was sie plötzlich so fröhlich machte, wußte sie selber nicht.

Wie kommst Du auf so närrische Dinge? fragte sie, ganz in den alten Ton, der sonst zwischen ihnen herrschte, wieder einlenkend. Du weißt, ich heirathe nie. Wenn man einen großen Sohn kaum erst aus dem Gröbsten heraus erzogen hat, bleibt einem keine Zeit, an andere Menschen zu denken. Und es wäre auch Niemand damit gedient, wenn ich ihm solch ein ungeberdiges Stiefkind mit in's Haus brächte. Wer hat Dir nur diese Grillen in den Kopf gesetzt?

Er sagte es ihr. Dann schwiegen sie beide und beide sahen vor sich hin. Nein, mein Junge, sagte sie endlich mit einem seltsam feierlichen Ton. Ich verlasse Dich nie um eines Andern willen. Ich habe kein Opfer dabei zu bringen, und Du bist mir gar nichts dafür schuldig. Denn ich müßte erst mein eigenes Herz in Ketten und Banden legen, wenn ich mir ein Leben schaffen wollte, in dem Du nicht die Hauptsache wärest. So ist es seit vielen Jahren gewesen und so wird es wohl bleiben bis an's Ende, nur daß für Dich freilich eine Zeit kommt, wo Deine kleine Mama nur noch auf das Pflichttheil Deiner Gedanken und Gefühle Anspruch hat und noch sehr zufrieden sein muß, wenn sie nicht überhaupt wie ein altes aus der Mode gekommenes Möbel in die Rumpelkammer der Erinnerung verbannt wird. Sage nichts dagegen! Ich weiß, was ich zu erwarten habe; aber wer Mutterpflichten übernimmt, darf nicht zuerst an sich selber denken, es geht allen Müttern nicht viel anders, und zuletzt müssen sie gute Miene machen. Also schlage Dir alle Sorgen aus dem Sinn. Noch habe ich Dich und Du mich und nichts soll zwischen uns kommen, so lang es von mir abhängt. Darauf hast Du mein Wort und meine Hand; — und nun laß uns schlafen.

Sie erhob sich und er, mechanisch, stand ebenfalls auf. Wie sie auf der obersten Stufe stand und er einige Stufen tiefer, reichte sie dem langen Menschen bequem an die Stirn. Sie legte sanft ihre Arme um seinen Nacken. — Du mußt Dir die häßlichen Runzeln nicht angewöhnen, sagte sie zärtlich. Sie kleiden Dich schlecht, und wahrhaftig, Du hast keine Ursache, wie ein alter Griesgram in's Leben zu blicken. Wer so verzogen wird, der kann lachen! Fort mit den altklugen Falten, und nun — gute Nacht, mein Junge!

Sie küßte ihn leise auf die Stirn, fuhr ihm noch einmal mit der Hand über das dichte Haar und huschte, das Licht mit fort nehmend, in ihr Zimmer zurück.

* * *

Die Nacht, die auf diesen bewegten Tag folgte, brachte Helenen einen ruhigen Schlaf. Sie glaubte Alles geschlichtet und wieder auf Jahre hinaus geordnet zu haben. Wenn sie gewußt hätte, daß Walter kein Auge schloß bis gegen den späten Morgen, hätte sie ihm nicht so heiteren Gesichts nachgesehen, als er seine Wanderung nach dem Landhause des Bürgermeisters antrat.

Er hatte jetzt nur die Lehrburschen draußen zu sei-

ner Hilfe. Der Meister hütete immer noch das Zimmer, Peter Lars ließ sich nicht sehen. Es hieß, daß er im „Stern“ übernachtet habe, und seine Absicht schien zu sein, sich eine Zeitlang vermissen zu lassen, um, wenn er endlich wieder käme, mit Dank statt mit Vorwürfen begrüßt zu werden. Doch richtete sich der Alte ganz so ein, als ob er sich ohne den Gesellen behelfen müsse, gab Walter seine Anordnungen, schrieb inzwischen in die Hauptstadt, um neue Hilfe herbeizuschaffen, und ließ alle Habseligkeiten des Burschen ihm in den Stern nachschicken, ohne weiter ein Wort an ihn zu verlieren.

So vergingen drei oder vier Tage. Es war eine beklommene Luft im Hause, kein Lachen, kein munteres Gespräch; die drei Menschen — denn auch Helene war nachdenklich geworden — gingen wortkarg um einander herum. Wenn Walter, der jetzt auch über Mittag draußen bei seiner Arbeit blieb, in der späten Dämmerung nach Hause kam, aß er hastig, was man ihm aufgehoben hatte, und ging dann, Müdigkeit vorschützend, auf seine Kammer, ohne den traurigen Blick des Mädchens zu verstehen. Doch merkte sie wohl, da sein Licht jedesmal tief in den Leuchter eingebrannt war, daß er sich nicht zurückzog, um zu schlafen.

Auch verließ er das Haus nicht darum so früh, weil es ihm keine Ruhe gelassen hatte, an die Arbeit zu kommen. Das Landhaus lag kaum eine Stunde von der Stadt entfernt, da wo der Wald eben anfing und die Gegend hügeliger wurde. Es war ehemals ein fürstliches Jagdschloß gewesen und seitdem durch manche Hände gegangen, zuletzt wenig geschont und von einem guten Oekonomen zu wirthschaftlichen Zwecken verbaut. Der Bürgermeister, der damit prunken wollte, daß er eine Villa besaß, die mehr kostete als eintrug, ließ die Wohnräume im alten Geschmack wieder einrichten. Er dachte daran, den Garten im Sommer „dem Vergnügen der Einwohner“ zu öffnen, da der Weg hinaus nur ein mäßiger Spaziergang war. Und doch kam es nicht selten, daß Walter drei volle Stunden darauf verbrachte, während die Lehrburschen in dem sogenannten Muschelsaal, statt ihre Arbeit zu thun, Ball spielten oder im Garten Unfug trieben. — Indessen schlenderte ihr junger Zuchtmeister in den laublosen Waldpartieen umher, in seine Gedanken verloren. Erst die höherrückende Sonne, die jetzt noch in die tiefsten Gründe drang, mahnte ihn endlich, daß man ihn nicht hinausgeschickt hatte, um die Vögel beim Nesterbauen zu belauschen. Er eilte dann quer durch Busch und Hecken dem Hause zu, fuhr die Jungen an mit einer Barschheit, die ihm sonst nie eigen gewesen, und ging so hitzig an die Arbeit, als sollte heute noch das Werk von Wochen zu Stande kommen. Plötzlich ließ er den Pinsel wieder ruhen und saß regungslos auf dem Gerüst, irgend einen leeren Fleck der Wand anstarrend, auf der seine Phantasie ein dunkles Gesicht hinzauberte, einen ernsthaften Mädchenkopf, der sich auf weißen Schultern ruhig hin und her bewegte, und ein paar schöngeformter Arme, von jenem matten perlenfarbenen Glanz, den die Kunst so schwer nachahmt, der aber einen jungen Künstler seiner Arbeit wohl kann vergessen machen.

Ueber diesem Brüten war die halbe Woche ziemlich fruchtlos vergangen, als der Meister eines Morgens ihn zu sich rief und in der Meinung, die Decke des Muschelsaals sei bis auf das Mittelbild fertig, einen alten Kupferstich ihm überlieferte, mit dem Auftrage, die Landschaft, die er darstellte, einstweilen in schicklicher Vergrößerung mit der Kohle auf den weißen Grund des Plafonds zu übertragen. Er selbst wolle gegen Mittag hinauskommen, um zu entscheiden, ob es so bleiben könne. — Es war ein Stich nach Claude Lorrain, eine Architektur im Vordergrunde, an die sich hohe Bäume anschlossen. Mit dem Sonnenaufgang über den Bergen des Hintergrundes dachte der Meister selbst es wohl noch aufnehmen zu können.

Eiliger als sonst machte sich Walter auf den Weg; die Aufgabe lockte ihn, er war im landschaftlichen Zeichnen durch eigene Uebung gewandt, während er das Figürliche am liebsten seinem Mitgesellen überlassen hatte. Auch sollte anfangs der Mittelgrund der Saaldecke mit allegorischen Figuren ausgefüllt werden; daran war jetzt nicht mehr zu denken, da Peter Lars so plötzlich verschwunden war.

Eben dachte Walter an diesen leidigen Menschen, über dessen Ausbleiben er von Herzen froh war, als er seine Stimme hinter sich hörte und, sich umwendend, die wohlbekannte Figur des Burschen hastig herankommen sah. Er konnte nicht umhin, stehen zu bleiben und ihn zu erwarten. Eine geheime Neugier trieb ihn auch, den Grund seiner plötzlichen Verbannung aus dem Hause, wovon er nichts Genaueres erfahren hatte, aus ihm herauszuhorchen.

Der kleine schwarze Mensch, der im Reiseaufzug mit Ränzel und Stab daher kam, schien in seiner vergnügtesten Laune zu sein. Sein Mund spitzte sich noch süßer und pfiffiger als sonst, die Augenbrauen zogen sich bis unter den Mützenschirm in die Höhe, die Stimme, mit der er Walter begrüßte, klang hoch und dünn, wie eine lustige Knabenstimme.

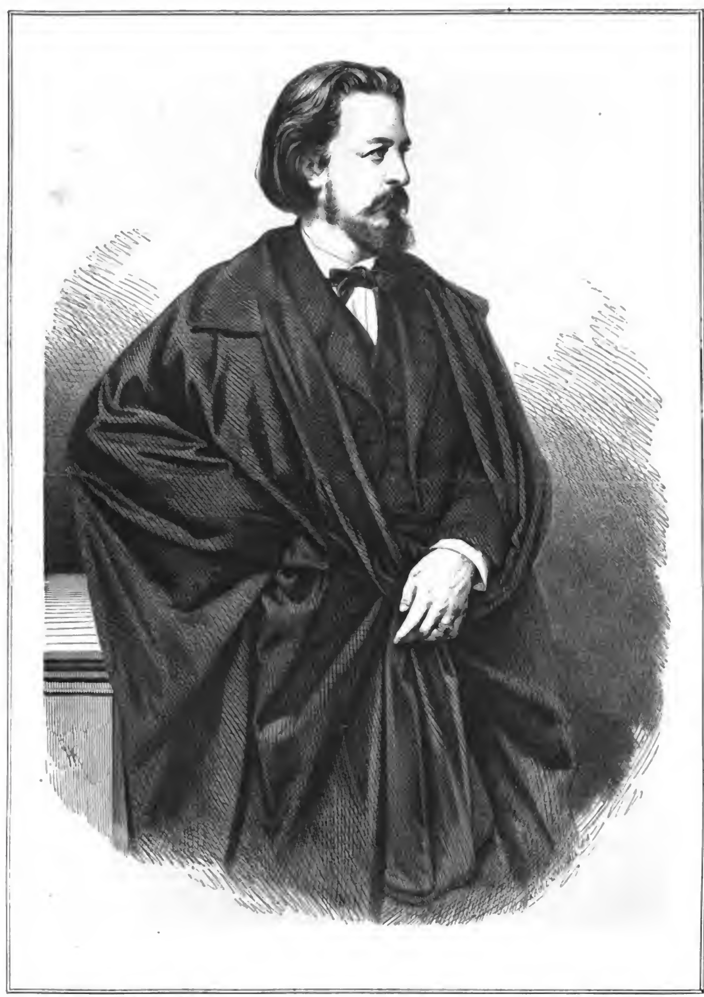
Dich habe ich gerade noch sprechen wollen, rief er schon aus der Ferne. Scheiden und Meiden thut zwar weh, aber wenn ich's auch mit dem Meister schriftlich abgemacht habe, Dir hätt' ich doch noch so Manches zum Abschied zu sagen, was man nicht gerade in einen Scheidebrief schreibt. Wenn sie Dir's also zu Hause nicht verboten haben, mit einem so vogelfreien Menschen Dich gemein zu machen, so begleit' ich Dich eine Strecke.

Was um's Himmelswillen hast Du angestellt, Peter, daß es so plötzlich dahin gekommen ist?

Eine Dummheit, mein wohlerzogener junger Freund, eine rechte Eselei. Aber Du wirst's ja wohl wissen. Oder sollten sie Dir's verschwiegen haben, weil böse Beispiele gute Sitten verderben?

Die Hauptsache weiß ich freilich, sagte der Jüngling erröthend. Er wußte nichts weiter, als daß der Andere im Rausch sich unehrerbietig gegen Helene betragen; so viel hatte er von der Christel gehört.

Die Hauptsache! höhnte Jener. Eine schöne Hauptsache! Da hab' ich schon andere Hauptsachen in meinem Leben ausgehen lassen und kein Hahn hat darnach



Verlag von *Kraus und Hoffmann* in Stuttgart. Druck von Emil Ebner in Stuttgart.

PAUL HEYSE.

Drei Jagden in Afrika.

Von G. Hennig.

„**Die Araber des Sahels**" heißt ein überaus reizendes Buch, von **G. Hennig**, das soeben in Breslau bei E. Trewendt erschienen. Es erzählt die Erlebnisse und Abenteuer des „Kapitäns der Spahis Emile Tissot", der sich eine Zeit lang im Sahel, jenem merkwürdigen Wüstentheile zwischen Marokko und dem Senegal aufhielt und einen Kriegszug der unabhängigen Araber dieser Gegend gegen Mauren und Neger mitmachte. Während einer langen Dienstzeit in Algerien selbst halb zum Araber geworden, ohne die Grundlage europäischer Bildung verloren zu haben, ein Mensch von vieler Erfahrung, von Phantasie und Gemüth, entgeht ihm nichts, was Sitten, Gewohnheiten, Volkscharakter und Natur des Interessanten und Schönen bieten; und was er beobachtet, erlebt, erfährt und empfindet, weiß er auf das lebhafteste in einem einfach kolorirten Stile oft auf sehr geistvolle Weise und immer dem Gegenstande angemessen wiederzugeben. Er thut, als wäre er ein bloßer Aufzeichner, ist aber im Grunde ein trefflicher und origineller Schriftsteller. — Die zwei Bändchen sind voll der interessantesten und belehrendsten Erlebnisse; wir geben beispielshalber nur folgende kleine Bruchstücke, die sich noch am leichtesten aus der eng zusammenhängenden Erzählung herausreißen ließen.

I.

„Die Ruhe war mir anfangs sehr erwünscht, mit der Zeit wurde aber die Einförmigkeit des Lagerlebens so lästig, daß ich alles Mögliche versuchte, mir Zerstreuung zu verschaffen. Ich ging auf die Jagd und verfolgte am Tage das einzige Wild, dessen Erlegung die Mühe lohnte, eine Art kleiner Rebhühner, welche in den bewohnten Distrikten des Sahels häufig vorkommen. Nachts lauerte ich den Schakals und Hyänen auf, die das geschlachtete Vieh gewittert hatten und uns regelmäßig von Sonnenuntergang bis zum Morgen durch ein mißtönendes Konzert beglückten. Wir litten sämmtlich von den Folgen der Langeweile und sehnten uns nach neuer Aufregung; es herrschte daher große Freude im Lager, als einige von Kundschaft zurückkehrende Reiter die Nachricht brachten, daß sie die Spuren zweier Löwen gefunden und bis in die Nähe des Platzes verfolgt hatten, wo unser Schlachtvieh weidete. Die Hirten erschraken nicht wenig, als sie erfuhren, in welcher gefährlichen Nachbarschaft sie geruht hatten; es blieb indeß zweifelhaft, ob der Angriff der Raubthiere zur Ausführung gekommen war, da sich die Zahl des Viehes nicht genau feststellen ließ. Die beiden geübtesten Kiafats (Spürer) des Stammes wurden ausgeschickt, das Lager der Löwen aufzufinden. Sobald sie mit günstiger Nachricht zurückgekehrt waren, brach ein Trupp Reiter auf, dem Herrn der Wüste den Krieg zu erklären.

Ich ergriff um so lieber die Gelegenheit, einer Löwenjagd beizuwohnen, weil ich mir im Oran viele vergebliche Mühe gegeben hatte, dieses Vergnügens theilhaftig zu werden. Die Führung unseres Zuges wurde dem Neffen Messaud's anvertraut, einem jungen Manne, der gleich mir noch an keiner Löwenjagd theilgenommen hatte. Hamed-Ben-Abd'el-Naïl war, nach arabischer Erbfolge, der designirte Nachfolger seines Oheims und schon jetzt der Liebling des Stammes. Die Schiah wünschten ihrem künftigen Scheich eine Gelegenheit, sich die Sporen zu verdienen, und Messaud hatte diesem Wunsche nachgeben müssen. Die Jäger waren unter den besten Schützen ausgesucht und sämmtlich mit Büchsen bewaffnet worden. Wir hingen Beutel und Schläuche an unsere Sättel und brachen sehr frühzeitig am Morgen mit den freudigsten Erwartungen auf und gleich im Beginn des Marsches schienen gute Vorbedeutungen uns Glück zu versprechen. Wir sahen nämlich die Wirkungen der Luftspiegelung in seltener Ausdehnung. Es war während der Nacht empfindlich kalt gewesen, am Morgen dagegen brannte die Sonne zum Versengen. Etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang lagerte sich ein brauner, durchsichtiger Duft über den Sand und verhüllte nebelartig die entfernteren Gegenstände. Die Hitze ließ nach, wir verfolgten vergnügt unseren Weg, sprachen über den wahrscheinlichen Ausgang der Jagd und unterhielten uns von Abenteuern, die meine Begleiter bei früheren Löwenjagden erlebt haben wollten. Plötzlich deutete Louis, der neben mir ritt, mit einem Ausruf der Verwunderung nach der Spitze des Zuges, wo die Pferde unserer beiden Führer den festen Boden verlassen hatten und in regelmäßigem Galopp die Luft traten. Louis hatte nie von dergleichen gehört und gerieth bei diesem Anblick ganz außer sich, und auch die Araber jubelten wie besessen, schrie'n ihr „Serab!" und jagten wie große Kinder hinter einander her. Es waren dieß nur die Außenposten von dem Lande der Wunder gewesen, dessen Thore heut für uns geöffnet schienen. Die Feen der Wüste hatten ihr Zaubernetz über den Sand des Sahels gebreitet, um uns die Oede ihres Reiches zu verbergen. Reiter und Pferde nahmen die seltsamsten Formen an; die beiden Kameele, die in einiger Entfernung uns folgten, schwollen zu fabelhaften Dimensionen und ihre langen Hälse schienen uns trotz des Abstandes erreichen zu können. Die Zweige der Alfa- und Densa-Büsche begannen zu wachsen, wir ritten durch einen Wald riesiger Baobab-Bäume und die Wipfel derselben bogen sich bis zur Erde unter dem Gewicht der kleinen ammerartigen Vögel, welche die Samenkörner dieser Gewächse aufpickten und Flügel und Krallen des Riesenvogels der arabischen Märchen entlehnt zu haben schienen. Die Täuschung währte unter wechselnden Formen fast eine Viertelstunde lang. Als die Erscheinungen schwanden, waren unsere Pferde, auf die wir bisher nicht geachtet hatten, mit Schweiß bedeckt, ihre weit geöffneten Nüstern zitterten und warfen stoßweise die Luft aus; sie glaubten offenbar einer großen Gefahr entgangen zu sein.

Der Himmel glänzte bald wieder in seiner früheren Klarheit und die Sonne brannte mit neuer Kraft. Wir ritten jetzt vorsichtiger weiter, weil wir uns der Stelle näherten, wo unsere Führer das Lager der Löwen ver-

mutheten. Nach einiger Zeit erreichten wir den Brunnen, bis zu welchem die Fährten am vergangenen Tage verfolgt worden waren. Es war eine Lache mit brackischem, übelriechendem Wasser, nicht ummauert und, wie es schien, nur von den Thieren der Wüste besucht. Einige Gerippe von Antilopen lagen umher, die Knochen waren gebleicht und mußten lange gelegen haben. Zahlreiche Fährten von Raubthieren führten von hier aus meist einer Richtung zu, so daß wir uns über den einzuschlagenden Weg nicht täuschen konnten.

Vereinzelte Sträucher und verdorrte Stengel und Halme hatten bis hierher den Boden bedeckt, dem nur die Feuchtigkeit zu fehlen schien, um neue Keime zu treiben. Diese spärliche Vegetation hörte jetzt nach und nach auf. Das Terrain wurde zerklüftet und uneben und stieg allmälig nach Westen, wo eine mächtige Felspartie die Stelle der höchsten Bodenerhebung einnahm, sich mit steilem Abfalle auf der uns entgegengesetzten Seite senkte, uns gegenüber aber einen niederen Hügel bildete, dessen Fuß mit den Trümmern zerbröckelter Basaltmassen besäet war. Eine Schicht gelblichen Sandes hatte sich über den felsigen Grund gelagert und sich in den Schluchten so hoch angehäuft, daß wir Gefahr liefen, in dieser beweglichen Masse zu versinken. Die vielen Steinblöcke, die halb vom Sande bedeckt umher lagen, machten unseren Marsch noch schwieriger.

Wir näherten uns den Felsen möglichst gedeckt und gegen den Wind und erreichten so eine kesselartige Vertiefung, wo wir anhielten und unsere beiden Führer zum Rekognosciren vorschickten. Sie blieben lange aus und kamen zurück, ohne die Löwen zu Gesicht bekommen zu haben. Sie hatten indeß den Koth und die frischen Fährten gefunden und diese bis auf Büchsenschußweite von den Felsen verfolgt. Näher wagten sie sich nicht heran, sie umgingen aber die Felsen und überzeugten sich, daß das Wild den Bereich derselben nicht wieder verlassen hatte.

Wir schlugen nun einen Weg ein, der direkt auf die Felsen zuführte, ohne von dort gesehen zu werden, einen schmalen Graben, kaum breit genug für zwei Reiter nebeneinander, auf der einen Seite eine Wand, auf der anderen ein Abhang, der durch seine Steilheit das Ausbiegen verhinderte. Das Terrain konnte nicht ungünstiger für Reiter sein, ich drang daher darauf, die Pferde zurück zu lassen; die Araber wollten aber davon nicht hören und schienen meinen Vorschlag für ein Zeichen von Furcht zu halten. Ich ritt verstimmt neben Hamed, der sich an die Spitze gestellt hatte, und befahl meinem Diener, mit einer zweiten Büchse zu folgen. Wir ritten so vorsichtig als möglich, die Waffen klapperten aber doch, einzelne Steine rollten geräuschvoll den Abhang hinab, und als wir uns dem Ausgange der Schlucht näherten, verkündigte ein langes, deutlich vernehmbares Knurren, daß wir entdeckt waren. Der Zug stockte wie auf Kommando, unwillkürlich drehten wir uns herum und es gewährte mir eine gewisse Genugthuung, so viele bleiche Gesichter hinter mir zu sehen. Wir schämten uns Alle und wollten stillschweigend weiter reiten, aber die Pferde weigerten sich jetzt, wir mußten Gewalt brauchen und kamen daher in einen Galopp, der uns rascher vorwärts brachte, als in unserer Absicht lag. Wir jagten um die letzte Biegung, die Pferde flogen rechts und links zur Seite, und als sie fanden, daß sie hier nicht ausweichen konnten, standen sie schnaubend und zitternd und die Augen schienen ihnen aus dem Kopfe dringen zu wollen.

Vor uns lag ein etwa fünfzig Schritte breiter freier Raum, den eine Lage unregelmäßig über einander geschichteten Gerölles begrenzte. Ueber diesem erhoben sich zwei getrennte Felsmassen, gleich den Mauerresten einer zerfallenen Burg, und ließen eine durch herabgerolltes Gestein theilweise verschüttete Oeffnung frei. Zwischen den Felswänden, so daß sie den Fuß des Hügels überblicken und die Grenze des freien Raumes mit dem ersten Sprung erreichen konnten, standen die beiden Löwen, die unseren Angriff zu erwarten schienen. Die Löwin hatte den Körper vorsichtig durch das Geröll gedeckt und nur den Kopf und die untere Hälfte der muskulösen Vorderbeine entblößt. Der Löwe war mit vollem Leibe in die Oeffnung getreten und bot die breite, von der dunkel gefärbten Mähne bedeckte Brust; der Schweif peitschte die Flanken, und die zurückgezogenen Lefzen zeigten das grimmige Gebiß.

Während des kurzen Haltes waren die Reiter aufgeschlossen und standen jetzt so dicht gedrängt, daß sie sich gegenseitig an der Flucht hindern mußten. Ich wollte Hamed auf das Gefährliche unserer Lage aufmerksam machen, als ich mich aber nach ihm umsah, bemerkte ich, daß er das Gewehr am Backen hatte und im Begriff war, auf den Löwen zu feuern. Die Gewißheit, daß die Kugel ohne Wirkung, und daß der Schuß für beide Thiere das Signal zum Sprunge sein werde, fuhr mir blitzschnell durch den Kopf. Ich riß die Büchse in die Höhe und feuerte, fast ohne zu zielen, auf die Löwin. Ein donnerartiges Gebrüll erschütterte die Luft, mein Pferd stand senkrecht auf den Hinterbeinen und flog mit einem Satze über den Abhang, ich verlor Sitz und Bügel und stürzte mit dem Kopf voran in den Sand.

Ueber mir erzitterten die Felsen von dem Wuthgebrüll der Löwen, und das Angstgeschrei der Jäger brachte mich rasch wieder auf die Füße. Ich trug einen kurzen Revolver im Gürtel, eine nutzlose Waffe für einen so ernsten Kampf, die mir aber doch einige Zuversicht gab. Ich kletterte mit schwer verletztem Fuße nach dem Hohlwege, wo das entsetzliche Kreischen kein Ende nehmen wollte; ich kam zu spät, um helfen zu können und sah nur den Schluß der blutigen, durch Hameds Unvorsichtigkeit herbeigeführten Scene.

Der Löwe hatte sich auf einen der vordersten Reiter geworfen und dessen Pferd niedergerissen. Der Mann lag unter diesem, noch lebend und um Hilfe flehend, aber gräßlich verstümmelt. Seine Kameraden waren durch ihre Pferde in Anspruch genommen oder sie fürchteten, den Löwen durch ihre Kugeln zu einem neuen Sprunge zu reizen. Sie hatten sich zerstreut, und nur ihr Führer war auf dem Kampfplatze geblieben und schien dem gewaltigen Raubthiere die Beute streitig machen zu wollen. Er hatte die Büchse weggeworfen und zur Lanze gegriffen und trieb, die Augen fest auf den Löwen gerichtet, langsam sein Pferd an. Der Rappe war jetzt vollständig dem Willen des Reiters unterworfen und blieb im Schritt; der leiseste Schenkeldruck genügte, das gehorsame Thier vorwärts zu

treiben, und nur das raschere Schlagen seiner Flanken und ein leichtes Biegen der Sprunggelenke verriethen, daß es die Gefahr erkannte, der es so muthig entgegentrat.

Der Löwe hatte sich halb aufgerichtet und verfolgte die Bewegung der Lanze. Drei seiner mächtigen Tatzen waren, zum Sprunge bereit, gegen den Boden gestemmt, die vierte hielt noch immer den zuckenden Leib des Pferdes. Jetzt wirbelte die Lanze durch die Luft, mit dröhnendem Gebrüll schnellte das wüthende Thier in die Höhe, und Löwe, Reiter und Roß wälzten sich am Boden. Ein Angstgeschrei erscholl aus allen Kehlen, selbst die Zaghaftesten eilten herbei, den geliebten Führer zu retten. Zwanzig Gewehre suchten den Körper des Löwen zu fassen, aber ehe Jemand abzudrücken wagte, sprang Hamed unverletzt zur Seite. Die Lanze hatte dem Löwen die Kehle durchbohrt, röchelnd lag er auf dem Rappen, und noch im Todeskampf zerfetzte er die Weichen des treuen Pferdes.

Der Araber starb, während wir ihn aufzuheben suchten; sein Körper war so entstellt, daß wir Bedenken trugen, ihn mitzunehmen. Wir begruben ihn an der Stelle, wo er gefallen war, und wälzten Steine auf das Grab, um die Leiche vor der Entweihung durch Schakals und Hyänen zu bewahren. Die Löwin war verschwunden. Sie hatte stark geblutet und an der Spur sahen wir, daß ihr meine Kugel die Tatze zerschmettert hatte. Wenn wir Hunde gehabt hätten, würden wir sie verfolgt haben; so wagten wir nicht, sie in den Schluchten aufzusuchen, wo wir leicht einem zweiten Angriff ausgesetzt werden konnten.

Bei unserer Rückkehr feierte Hamed einen Triumph, den ich ihm von Herzen gönnte. Das ganze Lager war ihm entgegen gezogen, und da die Weiber fehlten, um die Feierlichkeit des Empfanges zu erhöhen, so besorgten die Neger das Händeklatschen. Hamed erhielt die Erlaubniß, die Löwenhaut als Satteldecke zu benützen, ein Vorrecht, das gewöhnlich nur den Häuptlingen zugestanden wird. Meine eigenen Verdienste wurden anfangs sehr verkannt; erst am folgenden Morgen war Messaud darauf aufmerksam geworden und sorgte für eine entsprechende Belohnung. Meine Neger, die das Geschenk abholen sollten, traten grinsend zu mir in das Zelt und führten eine junge Maurin ein, die bei einer der Razzias in die Hände der Araber gefallen war. Die Dame würde in Konstantinopel viel Geld eingebracht haben; meinem Geschmack entsprach sie aber ganz und gar nicht, es wurde mir daher leicht, der Versuchung zu widerstehen und die Sklavin dem Scheich zurückzusenden. Ich sank dadurch in der Achtung der Araber um viele Stufen, die ich während der letzten Tage mühsam erklommen hatte."

II.

„.... Ich ritt mit Hamed und einigen Reitern voraus, wir durchsuchten das Terrain meilenweit vor- und seitwärts, ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. Statt verborgener Feinde stöberten wir einen Trupp halbwüchsiger Strauße auf, die dicht vor uns so plötzlich aus einer Grube hervorschossen, daß unsere Pferde erschreckt zurückprallten. Die Vögel liefen mit erstaunlicher Geschwindigkeit einer mit lockerem Kies bedeckten Thalsohle zu, als hätten sie gewußt, daß ihnen dort die Pferde nicht folgen konnten. Ihre langen Hälse waren weit vorgestreckt, die kurzen Flügel schlugen den Takt zu dem windschnellen Lauf und die Krallen fuhren bei jedem Schritt zurück, wie die Hufe eines Hartrabers in höchster Aktion. Wir waren zum Glück vertheilt und es gelang uns, das flüchtige Wild von seinem Zufluchtsort abzuschneiden. Sie suchten nun seitwärts auszubrechen und zerstreuten sich, um einzeln leichter zu entkommen; als wir ihnen auch hier zuvorkamen, begann eine der lustigsten Jagden, die ich mitgemacht habe.

Wir hatten keine Waffen zur Straußenjagd, nur Einer von uns war mit einer Lanze versehen, und die mit Blei beschwerten Stäbe, deren sich die Araber zur Tödtung der umstellten Strauße gewöhnlich bedienen, fehlten gänzlich. Die Jäger waren aber um so hartnäckiger und die Pferde geriethen bald in eine gleiche Aufregung und jagten ohne Zügel Seite an Seite mit den geängstigten Vögeln dahin. Die Reiter schrieen wie besessen, schlugen mit Kolben und Yatagan nach dem gehetzten Wild und griffen, sich über den Sattel hinbeugend, jubelnd nach den langen Hälsen der Vögel. In der Verzweiflung duckten die Strauße zusammen, wie Hasen vor dem verfolgenden Windhunde, die Pferde stürmten darüber hinaus, und bis der Reiter sein Thier gezügelt und gewandt hatte, war das Wild in entgegengesetzter Richtung mit weitem Vorsprung voraus. Mehrmals sah ich Reiter und Pferde über die listigen Thiere hinpurzeln. Die verwundeten oder niedergerittenen Strauße wehrten sich übrigens mit Kralle und Schnabel und mehrere Pferde wurden erheblich verletzt.

Ich hatte einen Revolver in der Hand und feuerte aus nächster Nähe, doch ohne Erfolg; meine Kugeln gingen entweder fehl oder trafen ungefährliche Stellen. Es gehört viel Glück dazu, von dem Rücken eines flüchtigen Renners herab ein so schmales Ziel, wie Kopf oder Beine eines Straußes, zu treffen, wenn dieses Ziel noch dazu mit gleicher Geschwindigkeit davoneilt. Da ich um jeden Preis einen glücklichen Schuß thun wollte, verfolgte ich einen Strauß so lange, bis er ermüdet in den Sand kauerte. Das Mißgeschick so vieler Jäger hatte mich indeß vorsichtig gemacht, mein Pferd stand gut am Gebiß und hielt wie eine Mauer, sowie der Vogel niedersaß. Ich habe gelesen, daß der Strauß in der höchsten Bedrängniß den Kopf in den Sand zu verbergen pflegt. Diese wunderbare Kriegslist schien meinem vis-à-vis noch unbekannt zu sein; es blieb allerdings sitzen, hackte aber recht ernstlich nach meinem Pferde und ruhte nicht, bis ich ihm den Kopf zerschmetterte.

Als wir uns nach und nach wieder zusammenfanden, zeigte sich, daß die Jagd doch ziemlich ergiebig gewesen war. Zu den ganz unglücklichen Jägern gehörte mein Diener. Er war gleich anfangs über einen Strauß gefallen, der Vogel hatte ihm einen häßlichen Schnabelhieb in die nackte Wade versetzt und war davongelaufen. Louis gab sofort die Jagd auf und kam fluchend hinter uns hergeritten. Die verschiedenen Abenteuer dieses Tages, die aber von den zunächst Betheiligten meist in Abrede gestellt wurden, gaben noch lange den beliebtesten Stoff zu unserer Unterhaltung ab."



Literatur.

Der Brüder Grimm „Deutsche Sagen" erscheinen eben in der Nicolai'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin in zweiter Auflage. Erst in zweiter Auflage, während die Kinder- und Hausmärchen in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet und mit der deutschen Nation verwachsen sind! Es ist natürlich, daß die Sagen nicht solche Verbreitung gefunden, wie die Märchen; diese gehören aller Welt, jene sind an Oertlichkeiten und Persönlichkeiten gebunden; diese sind in sich abgeschlossene, vom Volke und von der Zeit gebildetete Kunstwerke, jene oft rhapsodisch abgebrochene Stücke von Geschichten, welche Phantasie und Gemüth nicht so einnehmen können, wie das vollendete, abgerundete Märchen, das neben seinem poetischen Werthe oft noch einen didaktischen hat. Aber die Sagen sind doch auch aus unserm Volke herausgewachsen, sind Erläuterungen unserer Geschichte, Illustrationen unseres Nationalcharakters und somit eine Ergänzung der Märchen und bilden mit diesen zusammen ein Nationalwerk im größten Sinne des Wortes: sie erfreuen die Phantasie, sie ergötzen Groß und Klein, sie beleben und umgeben mit dichterischem Dufte unzählige Punkte unseres Vaterlandes, sie sprechen oft, wenn auch in Bildern und Gleichnissen, wo die Geschichte schweigt — und so sollten auch sie wie die Hausmärchen in keiner Haus- und in keiner großen Bibliothek fehlen. Die Wahrhaftigkeit wie die Kunst des Erzählens der Brüder Grimm sind hier so groß, wie in den Märchen — und die Vorrede gehört bekanntlich zu den Meisterstücken dieser beiden Heroen unserer Literatur.

Von Friedrich Hebbels sämmtlichen Werken (Hoffmann und Campe) ist, der Ankündigung auf dem Fuße folgend, der erste Band erschienen. Er enthält die bekannte „Judith", welches Stück trotz vieler Schönheiten, heute schon, besonders im ersten Akte, theilweise wie eine Parodie ihrer selbst aussieht, dann das merkwürdige, grübelnde, schwunglose, doch aufregende Trauerspiel, „Herodes und Mariamne", und endlich, mehr aufrichtig als klug, das Monstrum „Trauerspiel in Sizilien", welches das Verdienst hat, einzig in seiner Art zu sein. Die Herausgabe der Gesammtwerke Hebbels ist jedenfalls verdienstlich; ob aber die kleine Gemeinde Hebbels in Folge dieser Gesammtausgabe wachsen, ob auch nur einige Fanatiker der Art, wie sie den Dichter bei Lebzeiten umgaben, nachkommen werden, ist eine andere Frage. Für Hebbel war es viel vortheilhafter, im Einzelnen, als in seiner Gesammtheit beurtheilt zu werden. Beinahe jedes einzelne seiner Werke enthält irgend eine oder mehrere Schönheiten; in seinen Gesammtwerken wird das Gedränge von Spintisirerei, Paradoxen, Subtilitäten, Barockheiten, Häßlichkeiten und Ungeheuerlichkeiten zu groß. Hätte er noch Schwung, um den Leser über dergleichen hinwegzutragen; aber dieser fehlt ihm, wenigstens in seinen Dramen, beinahe ganz. In wenigen Jahren wird Hebbel nur noch eine literarhistorisch interessante Erscheinung sein; nach Dezennien wird irgend ein Schriftsteller kommen und diese sonderbare Gestalt der Erinnerung des Publikums in einem Essay zurückbringen; ein Dichter der Nation wird Hebbel nie werden. Wir wissen, daß wir mit solchen Aussprüchen in ein Wespennest stechen, denn, wie Alles, was nicht mit Vernunft und gesundem Sinn vertheidigt werden kann, hat auch das Hebbel'sche Werk seine wüthenden Fanatiker — aber was schadet das?

Wilhelm Zimmermanns Geschichte der Hohenstaufen ist soeben in zweiter Auflage erschienen (Stuttgart, Rieger), aber so gründlich und in seinen Haupttheilen so sehr erweitert und umgearbeitet, daß man es beinahe als ein neues Werk des Verfassers des „Bauernkrieges" ankündigen darf. Sehr künstlerisch entrollt dieses neue Buch die gewaltige Tragödie vor den Blicken des Lesers mit Schuld, Sühne und Katastrophe des prächtigen Fürstengeschlechtes. Für „die Schuld" namentlich hat der freisinnige und patriotische Verfasser ein offeneres und unbefangeneres Auge, als die bisherigen Geschichtsschreiber der Hohenstaufen. Im Gegensatz zu den Modeschriftstellern, die allbekannte Ungeheuer und Verbrecher zu reinigen, zu „retten" suchen, läßt sich Zimmermann von der „Hohenstaufenherrlichkeit" nicht so weit blenden, um ihre gewaltigen Fehler und noch gewaltigeren Verbrechen, ihre egoistische Politik, ihr Verkennen der edelsten Zeitbestrebungen mit falschem Patriotismus zu vergolden, wie das bisher geschehen. Er zeigt die Blut- und anderen Flecken ihres Purpurs. Eine gewisse historische Schule bezeichnet das als unhistorisch und, tendenziöser als sie selber weiß, nennt sie solche Kritik tendenzvoll und jenen Zeiten gegenüber unberechtigt — als ob nicht gewisse allgemeine, menschliche Ideen als Werthmesser an jede Zeit und jede Persönlichkeit angelegt werden dürften und sollten. Die Darstellung ist klar, anschaulich, dramatisch und macht das Geschichtswerk zu einem allgemein verständlichen Volksbuch; die Ausstattung ist, dem entsprechend, bei aller Pracht, zweckmäßig, der Preis gering; die fünf Stahlstiche eine angenehme Beigabe, die es auch äußerlich zu einem schönen Geschenke qualifiziren.

Franz von Nemmersdorf's historischer Roman in vier Büchern „Doge und Papst" (Breslau, E. Trewendt) hat eine bessere und wahrere historische Luft, als die meisten der sogenannten historischen Romane, die uns in den letzten Jahren, besonders von Frauenzimmern, geboten wurden, welche den Geschichtsbüchern höchstens die Namen entlehnen. Der „Papst" hat in diesem Romane wenig zu thun und ist wohl bloß des guten Titels wegen da. Der Stil ist zerhackt, zerbröckelt, holperig. Sollte dieser Franz nicht Franziska heißen?

Weihnachtstisch.

Karl Müllers „Charakterbilder aus der Länder- und Völkerkunde mit acht Bildern von A. Hann" (Breslau, Trewendt), ist ein sehr empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk für Knaben, die daraus allerlei sonderbare Völkerschaften, eigenthümliche Länder und wunderliche Lebensweisen kennen lernen werden. Weniger empfehlen können wir das im selben Verlage erschienene: Sei willkommen! drei Erzählungen von Hedwig Prohl. Die Verfasserin scheiterte an der Klippe, an der viele Jugendschriftsteller, besonders weibliche, scheitern: an der Affektation.

Hermann Wagners „Naturgeschichte" (Stuttgart, Thienemann), mit zahlreichen Abbildungen auf 18 kolo-

rirten Tafeln und 32 Holzschnitten, gut geschrieben, leicht faßlich und übersichtlich, können wir als eines der besten und zweckmäßigsten Geschenke zu Weihnachten und für alle Tage des Jahres empfehlen. Das Buch dürfte bestimmt sein, den Kindern den Raff der Väter zu ersetzen. Aehnliches gilt für die kleinere Generation vom „Stuttgarter Bilderbuch“ (derselbe Verlag), zum Anschauungsunterricht für Kinder von drei bis acht Jahren von Ch. F. A. Lehrer, mit ganz ausgezeichneten Illustrationen von Offterdinger, Leutemann und C. Kolb. Nichts, was Kinder dieses Alters interessiren kann, woraus sie, den Geist übend, die Begriffe bereichernd, etwas lernen können, ist in diesem „Stuttgarter Bilderbuche“ vergessen. Ueberhaupt müssen wir die Thienemann'sche Handlung als eine der rührigsten und geschmackvollsten auf dem Felde der Jugendschriften signalisiren. — Therese Messerers „Erzählungen für die Jugend „Gemüth und Humor“ (Stuttgart, Nitzschke), führen ihren Titel mit Recht; sie sind in der That Kinder eines warmen Gemüths und eines liebenswürdigen Humors, und beide äußern sich in einem trefflichen Stile, und überhaupt auf gesunde Weise — ohne jene Süßlichkeit und Affektation, die sonst die Atmosphäre weiblicher Jugendschriften verpesten.

Das Justinus Kerner-Monument in Weinsberg, dessen Abbildung wir heute bringen, wurde am 18. Okt. enthüllt. Das Fest war ganz dem Gegenstande entsprechend, mehr gemüthlich als feierlich, und doch feierlich genug, um eine gehobenere Stimmung nicht zu stören: ein schönes Mittelding zwischen Familien- und Nationalfest. Eine milde Herbstsonne leuchtete dabei auf die Dichterwohnung, hart am Monumente, auf die „Weibertreue“, auf die reizende Gegend und auf das schöne Denkmal. Dieses, ein architektonisches, ist sehr sinnig und geschmackvoll von Architekt Beyer komponirt; das wohlgetroffene Medaillon in Bronze nach einem vor zwanzig Jahren von Professor Herdtle modellirten Porträt von Bildhauer Roller ausgeführt und von Pelargus in Erz gegossen. F. Notter vergegenwärtigte den vielen versammelten Gästen in edel geformter Rede das innige, sinnige Leben des Dichters und Geistersehers; J. G. Fischer, A. Dulk und der alte, ehrwürdige Carl Mayer feierten ihn in schönen Versen; Gesangvereine sangen seine und Uhlands Lieder. Den Beschluß der Feier bildete ein großes, heiteres, mit vielen Reden und Gedichten gewürztes Mahl.

Ein Gedicht von Lord Palmerston. — Es ist bekannt, daß unter den englischen Staatsmännern die Dichter nicht selten sind; von Lord Palmerston aber hat man es nie vermuthet, daß auch ihm eine poetische Ader geflossen. Desto interessanter ist vielleicht das Verslein, das er einer deutschen Dame in's Stammbuch geschrieben und das uns in der Uebersetzung aus England zugeschickt wird. Es lautet:

Kaufleute sind wir alten Britten
Und nach Gewinne jagen wir:
Gibst du für Liebe Freundschaft mir,
Hab ich gewonnen, unbestritten.

Denn solcher Seele zartes Fühlen
Ist mehr als je, wie ich, ein Mann
Im tiefsten Herzen finden kann,
Und sollt' ich's bis zum Grund zerwühlen.

Notizen. — Julius Mosens sämmtliche Werke erscheinen (Oldenburg) in neuer, sehr billiger Ausgabe. Des trefflichen Dichters größere Werke können nun auch den vielen schönen Liedern folgen und heimisch werden, wo es diese sind — im Volke. — Laube's großer Roman „der deutsche Krieg“, ein umfassendes Bild der schrecklichen dreißiger Jahre, ist vollendet. — Paul Heyse's „Colberg“ wird in Berlin einstudirt; diesem Drama soll auf derselben Bühne bald desselben Dichters „Maria Moroni“ folgen. Die anderen deutschen Theater scheinen sich mit diesen neuen Werken nicht so zu beeilen, als ob sie einen so großen Vorrath an dramatischen Dichtungen besäßen, während man sich von Paris aus bemüht, „Maria Moroni“ für das französische Theater zu gewinnen. — Friederike Goßmann, die anmuthvollste Schauspielerin, soll sich nun auch als dramatische Dichterin versucht und dem Burgtheater ein Stück eingereicht haben. Viel Glück zum neuen Lebenslauf! — Von Moritz Hartmann erschien soeben: „Die letzten Tage eines Königs“, historische Novelle in einem Band, und „Nach der Natur“, Novellen in drei Bänden. Beides in Stuttgart.

Ein farbiger Dichter und Märtyrer. — Die reichhaltigen und trefflich redigirten Hildburghausener „Ergänzungsblätter“ bringen in ihrem sechsten Hefte die kurze Biographie des bedeutenden Dichters und Patrioten Placido, in dessen Adern Negerblut floß, auf die wir auszugsweise um so lieber zurückkommen, als es selbst in Deutschland Ethnographen gibt, die auf alles Farbige mit einem Horror blicken, als ob sie selbst südstaatliche Kavaliere und Plantagenbesitzer wären (siehe z. B. den im selben Verlage erscheinenden „Globus“) und die doch wohl nie an einen Placido hinanreichen werden. — Gabriel de la Concepcion — den Namen Placido nahm er erst später an — wurde in der Hauptstadt Cuba's, in Havanna, am 18. März 1809 geboren. Seine Mutter war eine Weiße, in den Adern des Vaters floß das Blut der unglücklichen afrikanischen Raçe. Die Eltern lebten in tiefster Armuth. Früh entwickelte sich des Sohnes dichterische Begabung. Als er, besonders durch sein Improvisationstalent in einzelnen Kreisen Aufsehen zu erregen begonnen, nahmen sich zwei gebildete Männer des Jünglings an und förderten seine Ausbildung, vornämlich indem sie ihn mit den hervorragendsten Erscheinungen der Weltliteratur bekannt machten. Um eine materielle Lebenssicherung zu gewinnen, erlernte Placido ein Handwerk. Er wurde Kammmacher. Der Tod seiner Braut schlug der Dichterseele die tiefste, nie vernarbte Wunde. Ein Jahr darauf erschien seine Dichtung, „das Immergrün“, das ihn in weiteren Kreisen bekannt machte. Nach 1834 siedelte Placido nach Matanzas auf Cuba über, wo er den Rest seines Lebens verbracht und sein grausames Ende gefunden hat. Während er seinen Lebensunterhalt theils durch sein Handwerk, theils durch Fischerei erwarb, übte er die Gabe der Dichtung auf's eifrigste. Der Veröffentlichung seiner Poesieen trat die scharfe Censur der spanischen Behörden vielfach hemmend entgegen. Placido versuchte der Bevormundung der Regierungsbeamten wenigstens zeitweilig durch List zu entgehen. An den Geburtsfesten der Kronprinzessin und bei ähnlichen Gelegenheiten ließ er Oden drucken, welche zwischen den Zeilen seine Freiheitsideen verriethen. Aber das war dem überquellenden Herzen des Patrioten nicht genug; Placido verfiel daher auf ein Auskunftsmittel, zu singen und zu sagen, was der spanischen Regierung direkt vorgetragen für den Sänger todesgefährlich gewesen wäre. Er kleidete seine freien Ideen in das Gewand der Fabel, ohne darüber andere Dichtungsarten zu vernachläßigen. Ein reiches Phantasieleben, tiefes Verständniß der Naturschönheit seiner Heimat, das herbe Weh eines das Höchste erstrebenden und durch den Despotismus übermüthiger Finsterlinge niedergehaltenen Geistes sprochen sich in Placido's Poesieen aus. Der havannesische Dichter (so urtheilt eine pariser Zeitschrift) hat Fabeln verfaßt, die dem Lafontaine zugeschrieben werden könnten, Sonette, welche Boileau genügen würden, Lieder, die an Reiz und lieblicher Anmuth denen des Anacreon an die Seite zu stellen sind. — Im Jahre 1844 wurde der inzwischen berühmt gewordene Dichter plötzlich als Staatsverbrecher angeklagt und vor Gericht gestellt. Man behauptete, er habe die Neger zu einer Verschwörung aufgestachelt, welche die Niedermetzelung der Weißen und die Begründung einer Republik der Schwarzen bezwecken sollte. Beweise für diese durch Placido's Schriften und Privatleben in gleicher Weise völlig unwahrscheinlich gemachte Anklage sind nie zu öffentlicher Kunde gekommen. Nach einem ober-

flächlichen Verhöre wurde Placido von einem Militärgericht (natürlich) zum Tode verurtheilt. In der Morgenfrühe des 28. Juni 1844 durchbohrten Kugeln aus castilianischen Gewehren die Brust des unglücklichen Dichters. — Neuerdings hat der Spanier D. Durama de Ochoa in einer deutsch abgefaßten Brochüre „Placido, Dichter und Märtyrer, eine Biographie“ (Hannover, 1865) auf die Bedeutung des Dichters von Cuba hingewiesen.

Reklame! — Ein Leipziger Verleger kündigt die Uebersetzung von Amadée Thierry's „Attila und seine Nachfolger“ als „Seitenstück zur Geschichte Julius Cäsars von Napoleon III.“ an! Die Uebersetzung ist mehrere Jahre alt, das Original ist vor mehr als fünfzehn Jahren geschrieben und der Inhalt hat mit Napoleons Cäsar gerade so viel gemein, wie Raumers Hohenstaufen, Ranke's Päpste, Macaulay's Geschichte Englands oder irgend ein anderes beliebiges Geschichtswerk. Das Buch Thierry's ist übrigens eine vortreffliche, interessante Arbeit und steht hoch über dem kaiserlichen Cäsar — der Herr Verleger aber glaubt es empfehlen zu müssen, indem er es herabwürdigt. — Wenn wir nicht irren, ist es dieselbe Verlagshandlung, die unter den „interessanten Schriften über Rußland“ auch Merimée's „Peter den Grausamen“ empfiehlt. Peter der Grausame war König von Aragonien, da er aber Peter heißt und noch dazu das Prädikat des Grausamen führt, muß er ein Russe sein. Die Verlagshandlung weiß also selber nicht, was ihre Verlagsartikel, die sie empfiehlt, enthalten.

Uebersetzungssünden. — Nirgends würde das Gleichniß vom Splitter und Balken, nirgends der Rath, sich an der eigenen Nase zu zupfen, so gut passen, als auf die hochmüthige Verachtung, mit welcher unsere deutschen Journalisten die Ignoranz der Franzosen und Engländer in Bezug auf Deutschland besprechen. Wenn ein französischer Zeitungsschreiber die Residenz irgend eines deutschen Miniaturstaates um einige Breitegrade zu hoch oder zu tief verlegt, sind wir empört über diese geographische „Unzulänglichkeit und Fehlsinnigkeit“, (Varnhagen'scher Terminus technicus) — wir haben vor einigen Monaten mit Recht gelacht, als die Times den Eintritt Preußens in den Zollverein prophezeihte, und vor mehreren Jahren ging ein Uebersetzungsschnitzer Philarète Chasles bei dessen Besprechung des Schiller'schen Wilhelm Tell (»Me voilà de retour sur le Meinigen«) durch alle deutschen Blätter.

Aber bieten wir nicht ganz dieselben Blößen? — Ich habe einmal einer berühmten Zeitung in der „Metropole der Intelligenz“ die Wette angeboten, in jedem ihrer Artikel über Frankreich oder England irgend einen thatsächlichen, historischen, grammatikalischen oder wenigstens orthographischen Fehler nachzuweisen; die Wette wurde nicht angenommen. Ich bin auch anderer Orten erbötig, auf solche Wetten einzugehen. Ich erinnere mich, daß ein berühmter Feuilletonist einer deutschen Zeitung, der seit fünfzehn Jahren in Frankreich lebt, bei Lyon die Rhône in die Loire münden sah, und ich denke an das, was mir über eine gewisse rhythmische Uebersetzung der Beranger'schen Lieder erzählt ward, wo »fidèle jusqu' à la bière« (treu bis zum Sarge) mit „Treu bis zur Bierbank“, »battre la campagne« wörtlich übersetzt ward.

Wenn vielleicht in keinem andern Lande die fabrikmäßige Unterhaltungsliteratur so niedrig steht, als in Deutschland, so wird dieselbe doch noch übertroffen von unseren Uebersetzungsfabriken. Daß die schmutzigen französischen Romane, welche sich der bevorzugenden Aufmerksamkeit dieser Fabrikunternehmungen zu erfreuen haben, bis zur Unkenntlichkeit verhunzt werden, könnte man, wenn nicht als ein Verdienst, doch als eine weise Fügung der Vorsehung gelten lassen. Wenn aber ein gutes Buch durch eine völlig entstellende Uebertragung verballhornt und in Mißkredit gebracht wird, so muß dagegen nicht bloß im Interesse der Literatur, sondern auch im Namen der internationalen Courtoisie protestirt werden.

Ich wollte Abouts berühmtes Buch über den Fortschritt lesen und fand gerade nur eine Uebersetzung zu meiner Verfügung, — eine Uebersetzung von W. Heller, ehemaligem Bibliothekar des Gewerbevereins in Prag, verlegt bei A. G. Steinhauser in Prag. Dieser Uebersetzer hat das merkwürdige Schicksal, zwei Sprachen gleich schlecht zu verstehen, und die merkwürdige Frechheit, beide unverschämt zu mißhandeln. Eine solche Verunstaltung eines verdienstlichen, das Nachdenken herausfordernden Werkes dem Publikum zu bieten, ist unverantwortlich.

Da ich das Buch in der Uebersetzung besser verstand, als der Uebersetzer — denn ich übersetzte seine unverständlichen und sinnlosen Phrasen wörtlich in das Französische zurück — so reizte mich die Lektüre, wie irgend ein interessanter Rebus oder ein chinesisches Vexirspiel, und ich kam glücklich durch die ersten zwei Drittel hindurch. Dann aber verlor ich den Faden: es war unmöglich zu unterscheiden, in welcher Sprache hier überhaupt geschrieben wurde. Besonders das lange 14. Kapitel, welches über Erziehung handelt, ist das reinste oder vielmehr das unreinste Tohuwabohu; About selbst hätte sich darin nicht mehr zurechtgefunden.

Zum Beispiel ist darin natürlich viel von der klerikalen oder ultramontanen Partei die Rede, welche man ja in Frankreich humoristischer Weise häufig als le partie des bedeaux bezeichnet. Herr Heller spricht wohl hundertmal dafür von der „Partei der Kirchenvorsteher“. Anfangs dachte ich, das geschehe aus österreichisch konkordatlicher Schonung, ungefähr wie auf den Wiener Bühnen der Kardinal im „Don Carlos“ durch einen Geheimsekretär und der Vater-Präsident in „Kabale und Liebe“ durch einen Onkel-Auditeur ersetzt wird. Bald aber merkte ich, daß solche Gedanken, wie Gedanken überhaupt, Herrn Heller fern liegen; Herr H. hat nur ein Wörterbuch, und zwar ein schlechtes, mit welchem er allen Schwierigkeiten des Lebens und der Literatur zu begegnen trachtet. Eine deutsche Grammatik besitzt er nicht, denn beispielsweise wird das unschuldige Wörtchen ohne fast jedesmal mit dem Dativ konstruirt. Im ganzen vierzehnten Kapitel wird lernen statt lehren gesagt. Statt „auf dem Lande“ (à la campagne), sagt er regelmäßig „am Lande“. Was er sich wohl dabei gedacht haben mag! — „Jemanden Unrecht machen“ statt „Unrecht thun“ gehört auch zu den gewöhnlichen Redensarten dieses Uebersetzers. — Sein Glück sind seine schlechten Setzer; er schreibt zwar regelmäßig alle Eigennamen, auch die bekanntesten, falsch, z. B.: „St. Cire“ für „St. Cyr“, „Montesquieau“, „Les Geruzez“ für „Geruzez“ (zufällig stand im Original ein »Les« vor dem Namen), „Mathieu de La Drouyn“ für „Mathieu de la Drôme“, „Helenen“ für „Hellenen“, „die Abees“ für „Abbé's“ u. s. w.; manchmal aber wird hie und da ein Name durch einen Druckfehler richtig.

Daß das »ancien régime« stets mit „ehemaliger“ oder „alter Regierung“ übersetzt wird, darf nicht wundern; daß aber die großen „Ausstellungen“ von Paris (les exhibitions) mit „Auslassungen“ übersetzt werden, ist schon stärker, aber noch lange nicht das stärkste. Die „Erbsenblüthe“ der Jugend, »la fleur des pois«, ist bekanntlich ein französischer Ausdruck für Elite. Der junge Mann mit seiner „Herrin“ (für maitresse, Geliebte, S. 134). Der Bürgerstand „stürzt“ seine Kinder in die „Lizeen“ (sic, für Lyceen), diese werden darin „von Kopf bis zu Fuß“ mit lateinischen Floskeln vollgestopft. — Dann „gleitet ein Kind von der Vertheilung der Schulprämien ohne Erschütterung zur Vertheilung der Adler“, — „um das väterliche Dach zufrieden zu stellen.“ — Und das Alles in wenigen Zeilen dicht nebeneinander! — Ein „konsequenzloser Revolutionär“ soll heißen: ein „unbedeutender Revolutionär“, nämlich »sans conséquence«. Dann ist von der „Begleichung aller Anstände“ die Rede; S. 65 von einem „idealen Entresol zu 500 Franks Miethe“. S. 164 von einem „evangelischen Berg“, soll heißen: „der Berg im Evangelium“ oder „der im Evangelium citirte Berg“.

S. 139 werden die Namen der Collèges von Paris, Louis le Grand, Bourbon, Charlemagne für Eigennamen von Personen genommen; S. 143 wird „ein Patriot gepflückt" statt „aufgegriffen"; S. 147 wird „Rußlands Staatsschatz bis auf einige Rubel abvisirt" statt „abgeschätzt". — „Der Sieg des Rechts über die That" statt „Thatsache" ist nach dem Allem kaum erwähnenswerth. »Bon sens« wird regelmäßig statt mit „gesundem Menschenverstand" mit „gutem Sinn" wiedergegeben, was weder einen guten Sinn macht, noch einen gesunden Menschenverstand beweist.

Da steht irgendwo (S. 166): „Abermals sind es wir die nie sich einzuverstehen wußten, unsere Freiheiten rückzufordern", — comprenne qui pourra! — oder: „Ich fürchte, daß sich Zukunft und Vergangenheit nicht einstimmig gegen uns erklären", weil nämlich fürchten im Französischen mit der Negation construirt wird. — S. 47 heißt das „Baccalaureat" — der Uebersetzer klammert dafür „Doktorat" ein! — „die majestätische und einfältige Pforte zu allen öffentlichen Aemtern!" — Ueberhaupt ist der Prager Uebersetzer am komischsten, wo er seine Weisheit in Anmerkungen oder Erklärungen bekundet; so setzt er zu einem „Hahn auf dem Kirchthurm" die Note bei: „Frankreichs Abzeichen", und den Chauvinismus erklärt er als die „Anhänger des Königthums in der Revolution"! (S. 166.)

An zwei verschiedenen Stellen dieser Uebersetzung sitzen junge Gelehrte „im Grase" und junge Eheleute „am Tenderflusse". Ich habe mich lange darüber besonnen, was diese jungen Leute in so idyllischen Positionen zu thun haben und auch wo der Tenderfluß liegt, der weder im „kleinen Roon", noch im großen Ritter steht, und ich bin stolz darauf, es endlich entdeckt zu haben. „Junge Gelehrte en herbe", d. h. im Keim, in der Zukunft, angehende Gelehrte; und der Tenderfluß ist »le fleuve du tendre«, der Strom der Zärtlichkeit, welcher den Literaturkundigen aus Mademoiselle de Scudéry's Romanen bekannt ist!

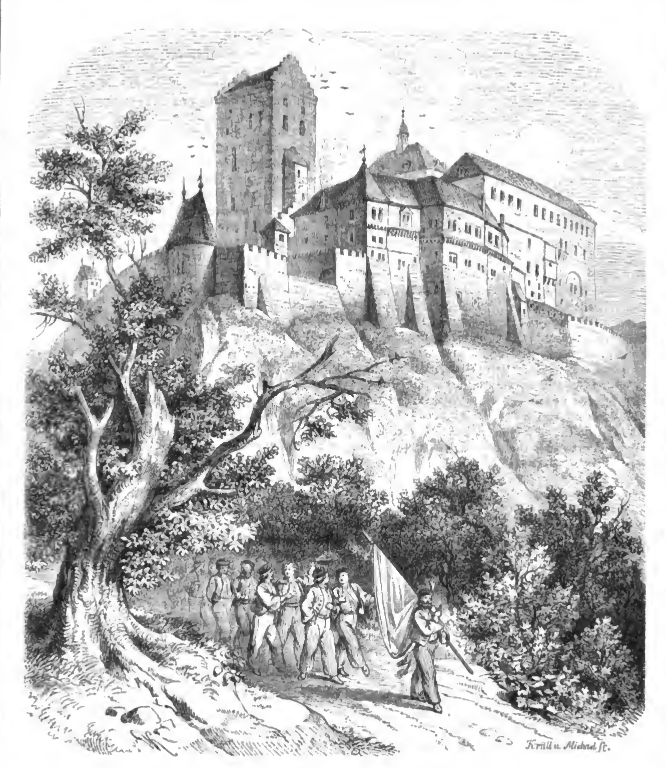
Zum Schluß noch ein Räthsel. Auf S. 65 heißt es: „Die Teppichnähterin und der Kukuk drehten sich im Seinedepartement (sic!) wie in einem Göpel herum." — Das Wort Göpel kommt überhaupt oft vor und selten in verständlicher Weise; was zum Kukuk aber haben der Kukuk und die Teppichnähterin im Departement der Seine zu thun? Ich habe es gefunden: La tapissière et le coucou, d. h. eine Art von Omnibus in der Form von Möbelwagen und ein kleiner zweirädriger Hauderer!

Um die Leser nicht zu ermüden, schließe ich diese allzuzahlreiche Blumenlese, die ich verzehnfachen könnte, wenn ich, statt auf's Gerathewohl hineinzugreifen, methodisch zu Werke gehen wollte. Hoffentlich genügen diese Beispiele. Eine schlechte Uebersetzung hat im besten Falle jedenfalls den Nachtheil, daß sie dahin dringt, wo sich sonst vielleicht das Original oder eine bessere Bearbeitung eingebürgert hätten. Welches Recht habt Ihr, fremde Gedanken zu verunstalten? — Herr About hat mit seinem glänzenden Talent, seinem Voltaire'schen Stil und seiner gleichfalls Voltaire'schen Manier, der weltlichen Macht perfid zu schmeicheln, um desto entschiedener auf die geistliche Gewalt losschlagen zu dürfen, schon manche Sünde begangen, aber ein solches Schicksal hat er nicht verdient! Noch dazu ereilte ihn die nachhinkende Strafe schicksalsmäßig gerade bei seinem besten Werke, seiner besten That. Diese, wie ich wohl wünschte, ausführlicher zu empfehlen, ist hier nicht der Ort; bei solcher Gelegenheit wäre das kaum schicklich. H. B. O.

Zur deutschen Naturgeschichte. — Eine eigene Spezies, die früher nur sporadisch vorkam, in diesem an Lieder-, Turn- und Schützenfesten so fruchtbaren Jahrzehent sich aber zu einem besondern Stande, zu einer Art von sozialer Nothwendigkeit herausgebildet hat, ist die deutsche Festjungfrau (virgo festalis germana), jenes weißgekleidete, ziemlich unschädliche Insekt, das bei Festzügen in holdseligen Gruppen die Fahne umschwärmt. Sie heißt meistens Eulalia, Emmeline oder Euphrosyne und rühmt sich, die Tochter eines höchst freisinnigen kleineren Bürgers einer Provinzialstadt zu sein, dem weniger der Betrieb seines Geschäftes, als der Vertrieb von dessen Ertrag auf der Schießstätte am Herzen liegt; dafür ist er aber auch Schriftführer des Schützenbundes, Tafelmeister des Sängerkranzes, erster Sprecher des Turnvereins und Zugführer bei der Feuerwehr. Sein jüngster Sohn ist schon Hornist bei der Jugendartillerie, die beiden älteren sind Turner und Liederkränzler, daher die Tochter auch deren sämmtliche Kameraden mit Namen kennt, einige sogar duzt. In einem noch näheren, jedoch höchst anständigen Verhältniß steht sie zu dem ersten Solotenor der Liedertafel, in dessen Hände sie bei der letzten Fahnenweihe mit einer passenden Anrede ein von ihr und ihren Freundinnen gesticktes Band gelegt hat. Ueberhaupt ist sie stark im Rhetorischen; schon im Flügelkleide durfte sie bei Durchreise der Fürstin ein Gedicht sprechen; seit aber der Herr Bürgermeister zu derlei offiziellen Lichtpunkten im Leben einer Kleinstadt seine Hedwig vorzuschieben wußte, hat sich Eulalia ganz dem Dienste des Volkes gewidmet und ihr Vater ist noch freisinniger geworden. Sie hat sich seitdem auch große Routine im Blumenstreuen und Zusammennähen von Fahnenstreifen erworben, deren man in deutschen Vaterländern von allen Farben nöthig hat; bei Festessen, an deren Tage zu Hause nur Kaffee gekocht wird, weiß sie mit Grazie einen großen Appetit zu entwickeln und dabei noch die ihr nahesitzenden fremden Herren Sangesbrüder mit allerlei landläufigen Phrasen zu unterhalten; sie klingt immer dreimal mit ihnen an, sorgt bei etwaigen Bällen mit Umsicht dafür, daß keiner „schimmle", und läßt sich auch auf die „Armseligkeit" des Heimbegleitens gerne ein, wobei sie, wenn etwa die Feuerwehrmusik voranzieht, trefflich Schritt hält. In stilleren Zeiten singt sie auf dem Kirchenchore die Sopransoli, wäscht dann und wann das Festkleidchen, fertigt für sich einen Maskenanzug auf den nächsten Karneval oder gar ein Costüm zum Liebhabertheater, wofür „Aurelia oder der Triumph der Tugend" einstudirt wird. In späteren Jahren heirathet sie wohl, aber nicht jenen längst ungetreuen Solotenor, sondern einen Schulverweser aus der Nachbarschaft, der schon seit geraumer Zeit zu jener unnahbaren Höhe hinaufschmachtete, auf der die deutsche Festjungfrau thronte, und nun freut er sich in seiner neuen Dienstwohnung des kostbaren Besitzes. L.

Historische Schillergallerie. — Philipp II., König von Spanien, geb. 1527 zu Valadolid, † 1598. — Herzog Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, geb. 1508 † 1582, der berühmte Feldherr und Henker des vorigen, der schon unter Carl V. den schmalkaldischen Krieg in Deutschland mitgemacht, dessen Name aber vorzugsweise durch sein grausames Walten in den Niederlanden berüchtigt worden. — Margaretha von Parma, geb. 1522 † 1586, natürliche Tochter Carls V., also Halbschwester Philipps II., verheirathet mit Alex. von Medici, dann mit Ottavio Farnese, Herzog von Parma, Gouvernante der Niederlande. Unter ihr brachen die Unruhen aus, die zum Abfall der sieben nördlichen Provinzen führten. — Alexander Farnese, deren Sohn, geb. 1544 † 1592, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, machte die Schlacht bei Lepanto mit, folgte Don Juan von Oesterreich in der Statthalterschaft der Niederlande, versöhnte den katholischen Theil derselben mit Spanien, leitete die von Schiller ausführlich beschriebene und berühmte Belagerung von Antwerpen und starb, nur 48 Jahre alt, ruhmbedeckt zu Arras an den Wunden, die er bei Candebec erhalten. Er gilt für einen der größten Meister der Kriegskunst.





Montsalwatsch in Böhmen.

Von Siegfried Kapper.

Die Tage **Karls IV.** zählen zu den wenigen in der Geschichte Böhmens, zu denen der Sohn dieses Landes mit wohlthuender Befriedigung seine Blicke zurückwendet. Nicht freiheitmörderische Schlachten, nicht entsittlichendes Verhöhnen heiliger Rechte, nicht schnöde Kreuzzüge gegen geistiges Ringen, mannhaften Sinn und aufstrebendes Volksthum umfloren ihm da die Erinnerung. Das Bild vielmehr, das seinen Augen sich entrollt, ist das einer Zeit friedlichen Aufschwunges und Erblühens, deren Glanz von der tragischen Düstere der ganzen nachfolgenden Geschichte nur um so verklärter sich abhebt. Und wirklich hatte der Sohn Johanns von Luxemburg, früh heimgesucht von herben Erfahrungen, gebildet zu Paris am Hofe Karls IV. und Philipps von Valois, und gereift in der Schule reicher Beobachtung fremder Zustände, auf den von einem Vater, der zwar wie ein Ritter zu sterben, keineswegs aber wie ein König zu leben verstanden, in trostloser Versunkenheit ihm hinterlassenen Thron manchen seltenen Vorzug mitgebracht, der auch jedem andern

Lande, jedem andern Volke ihn werth gemacht haben würde. Wir rühmen sein fertiges, lange vorher wohldurchdachtes, auf die Förderung der Interessen der Humanität und der Bildung gebautes Programm, den thatkräftigen Willen, dasselbe durchzuführen, und jene ungetheilte Hingebung an das Land, darin seine Wiege gestanden, und an das Volk, dessen Blut in seinen Adern floß, wie sie vor und nach ihm kaum ein Zweiter von Allen, die die Krone des heiligen Wenzel auf ihrem Haupte getragen, an den Tag legte. Die Erweiterung Prags durch Anlegung neuer, umfangreicher Stadttheile, die Gründung der Hochschule, der ältesten nach denen zu Paris und Bologna, die Stiftung der Künstlerschule daselbst und die Inangriffnahme zahlreicher monumentaler Bauten, darunter des prachtvollen Prager Schloßdomes und der großartigen Prager Moldaubrücke, und damit Hand in Hand die Ordnung des arg zerrütteten Kronhaushaltes, die Sicherung des Friedens, die Kräftigung des Rechtes und die Belebung des Handels und der Gewerbe — alles dieses legte gleich in den ersten Jahren seiner Regierung Zeugniß ab von dem Ernst, mit dem er an seine Aufgabe schritt, und erwarb ihm noch bei Lebzeiten in den Herzen des böhmischen Volkes einen Kultus, der bis auf den heutigen Tag von keinem verdrängt, noch weniger überboten wurde. Mit Ehrfurcht schreitet der böhmische Bauer, der zu Wenceslai oder in der Nepomucenischen Woche zum ersten Male nach Prag kommt, über die königliche, zu beiden Seiten mit Statuen gesäumte Brücke, und nennt dem Knaben, den er an der Hand führt, den Namen des „weisen Herrschers", der sie gebaut; mit heiliger Scheu betritt er den Dom, den seitdem Niemand zu vollenden vermocht, und kniet an dem Grabe nieder, das die irdischen Reste des „Vaters des Vaterlandes" birgt; und mit Inbrunst, ehe er von Prag scheidet, und mit entblößtem Haupte hält er noch eine Weile vor dem ehernen Standbilde, das an einem Ende der Brücke die neueste Zeit erst diesem Fürsten gesetzt. Aber auch in den städtischen und in den Kreisen der Gebildeten lebt dieser Kultus fort, und eines der Ziele, dem er mit Vorliebe wallfahrtend sich zuwendet, ist eben die alte Karolinische Königsburg, deren Abbildung wir dem Leser in diesen Blättern vorlegen, — der mächtige, fünf Stunden südwestlich von Prag am linken Ufer des Beraueflüßchens inmitten waldbedeckter Kuppen auf einem 400 Fuß hohen Jaspisfelsen thronende, in seiner Verfallenheit noch ehrfurchtgebietende Karlstein, eines der bedeutendsten Denkmäler mittelalterlichen Burgenbaues, nicht Böhmens allein, sondern ganz Mitteleuropa's *).

Schon in Frankreich, während seines Aufenthalts am Hofe Papst Clemens VI. zu Avignon, hatte Karl die Idee zu diesem, wie auch zu seinen andern größern Bauwerken gefaßt und von dem Baumeister Mathias von Arras, den er hier kennen gelernt, nach provençalischen Vorbildern dazu Studien machen und Pläne entwerfen lassen. Der Gedanke, der ihm dabei vorschwebte, war die Verwirklichung der Beschreibung, die Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival" von der Burg Montsalwatsch gab; der Zweck, den er damit verband, die Stiftung eines würdigen, mit allem Nimbus der Heiligkeit umkleideten Sanktuariums zur Aufnahme und Bewahrung der Krone und ihrer Kleinodien, eines sichern, den Gefahren der Elemente wie des Krieges entrückten Depositoriums für den Staatsschatz und die wichtigsten Reichsurkunden, endlich eines weltabgeschiedenen Asyls für sich und seine Nachfolger, um in Tagen frommer Zurückgezogenheit den Uebungen der Religion und der heilsamen Pflicht eingehender Selbstprüfung ungestört nachhängen zu können. Gleich im dritten Jahre seiner Regierung, in demselben Jahre 1348, in welchem er auch die Universität und die Künstlergilde stiftete, nahm er den Bau in Angriff, den jedoch nach seinem schon im Jahre 1360 erfolgten Tode ein unbekannter Meister binnen weiterer sieben Jahre zu Ende führte, so daß er im Frühjahr 1357 endlich von Ernst von Pardubitz, dem ersten Erzbischof Böhmens, geweiht und durch feierliche Uebertragung der Krone dahin seinem Zwecke sofort übergeben werden konnte.

Für die erforderliche Sicherheit der Burg war durch sorgfältige Verwerthung aller Regeln und Erfahrungen mittelalterlicher Befestigungskunst, — für die würdige Ausstattung durch Dienstbarmachung alles dessen Sorge getragen worden, was an Kostbarkeit, Pracht und Herrlichkeit die christliche Kunst damals zu bieten vermocht. Der Bau erhob sich hoch oben auf dem Plateau des Felsens, in terrassenförmigen Abstufungen über die drei Kuppen desselben vertheilt. Die Haupttheile desselben, außer den umfangreichen Gebäuden für Dienerschaft, Gefolge und Besatzung, die um den ersten, untersten Zwinger sich reihten, waren innerhalb des zweiten, höhern Zwingers die königliche Pfalz und der Dekanalbau, und innerhalb eines dritten, höchsten Zwingers die mächtige, die gesammte Masse imposant überragende Hochwart. Ein doppelter Kranz von Mauern, 16 bis 18 Fuß hoch und 10 Fuß dick, der rings an den schroffen Abhängen des Felsens in unregelmäßigem Geviert sich hinzog, umfaßt das Ganze von außen. Ein einziger steiler, in den Felsen gesprengter und von den Zinnen herab wohl zu vertheidigender Weg führte zu dem stark befestigten ehernen Hauptthore empor, von dessen Stirne herab mächtige Streitthürme jeden Nahenden in achtungsvoller Ferne hielten. Der Zugbrücken und der Pforten, die man zu passiren hatte, gab es mehrere, und im innersten Raume noch, wenn man an der königlichen Pfalz bereits vorübergekommen war, wiederholten sich Graben, Mauern, Zugbrücken, Pforten und Streitthürme zum besondern Schutze des eigentlichen Kernes des ganzen Baues, der 121 Fuß hohen, fünfstöckigen, von der obersten Terrasse die waldige Ferne weithin beherrschenden Hochwart, die innerhalb ihrer 13 Fuß dicken Quadermauern das unnahbare Allerheiligste barg. Die Gemächer der bereits erwähnten königlichen Pfalz, die

*) Es ist natürlich, treue Söhne Böhmens, wie den Herrn Verfasser, so von Karl IV. sprechen zu hören; vom größern, deutschen Standpunkte aus, muß das Urtheil über den egoistischen, partikularistischen Politiker, der Deutschland den Interessen seines Hauses opferte, ganz anders klingen. A. d. Red.

oberhalb der innern Ringmauer sich erhob, waren über und über mit Wandmalereien und reichvergoldetem Getäfel bedeckt. Von besonderer Pracht strahlte der Versammlungs- und Empfangssaal, und entsprechend kostbar waren die Wohnungen der Klerisei ausgestattet, die in Abwesenheit des Königs noch vor dem Burggrafen, der stets aus dem Stande der ersten Herrn des Reiches gewählt war, die vorzüglichste Insassenschaft der Burg ausmachte. Denn um dem Charakter der Heiligkeit, den Karl seinem Montsalwatsch gewahrt wissen wollte, genugsamen Ausdruck zu geben, hatte er nicht weniger als fünf dem Dienste Gottes und der Heiligen geweihte Räume aufgenommen: eine Kollegiatkirche zu Mariä Himmelfahrt mit einem besondern, aus einem Domdechanten, vier Kanonicis und fünf Kaplänen bestehenden, überaus reichdotirten Kapitel, die das zweite Stockwerk der Domdechantei einnahm; unmittelbar an diese anstoßend eine der heiligen Katharina, dann in der königlichen Pfalz in einem abgerundeten thurmartigen Ausbau in zwei Geschoßen eine dem heil. Nikolaus und eine dem Landespatron und Ahnherrn St. Wenzel geweihte Kapelle, — endlich im dritten Geschoß der Hochwarte den wichtigsten unter allen, die heil. Kreuzkirche.

Alle diese Kirchen und Kapellen waren mit Schätzen der Kunst sowohl wie der Natur förmlich überladen. Einen ganz besondern Aufwand jedoch an beiden wiesen die Marienkirche, die Katharinenkapelle und die Kreuzkirche. Die Wände der Erstern, der für den allgemeinen Gottesdienst bestimmten und darum geräumigsten von allen, waren außer mit reichvergoldetem Schnitzwerk ganz überdeckt mit kunstvollen Wandgemälden, Darstellungen aus der Apokalypse mit beigegebenen Textversen. Da sah man an der Längswand zur Rechten des Hochaltars „das Weib mit der Sonne bekleidet und dem Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen", wie es das „Knäblein" hoch emporhält, das berufen war, „die Heiden zu weiden mit eiserner Ruthe", und wie der „große rothe, siebenköpfige, zehngehörnte und siebengekrönte Drache" wohl den besten Willen, nicht aber die Macht hatte, es ihr zu entreißen, während an der Wand gegenüber die Leiden der Welt in grauenvollem Aufzuge vorüberzogen, um in der Erscheinung des Erlösers ihren Abschluß zu finden. Neben dem Hauptaltar fesselte den Beschauer das dreimal wiederholte Contrefei des königlichen Erbauers selbst: einmal, wie er das vom Papst empfangene Kreuz seiner Gemahlin, der schönen Bianka von Valois, überreicht; das andere Mal, wie er seinem Sohne Wenzel, dem Thronerben, einen Ring übergibt; sodann in vollem Ornate als deutscher Kaiser in inbrünstiger Anbetung vor einem Partikel des heil. Kreuzes knieend.

Die Wände der Katharinenkapelle, in die aus der ebengenannten Kirche eine schwere eiserne Thür führte, deren Platten abwechselnd den deutschen Reichsadler und den böhmischen Löwen zeigten, waren vom goldbelegten Sockel bis an das Gewölbe hinan mit den auserlesensten Exemplaren von Carneolen, Amethysten, Onyxen, Chrysolithen, Jaspisen und Topasen bedeckt, deren Zwischenräume gleichfalls gediegene Vergoldung ausfüllte. Vergoldet waren hier auch die zierlichen Gurten des Kreuzgewölbes, und goldene Sterne und Rosetten funkelten von den azurblauen Feldern der Wölbung nieder, deren zwei Schlußsteine außer zahlreichen kleineren in Silber eingelassenen Edelsteinen ein großer Topas und ein großer Chalcedon bilden. Die Altarnische zeigte ein wundervolles Madonnenbild mit dem Kinde, dem zu beiden Seiten König Karl mit seiner zweiten Gemahlin, Anna von der Pfalz, anbetend und von Mutter und Kind Beweise himmlischer Huld empfangend, knieten. Hieher zog der König in Stunden frommer Beschaulichkeit sich zurück. Hier weilte er oft tagelang allein, von Niemandem, nicht einmal einem Priester, in seinen Betrachtungen gestört. Selbst die wenige Nahrung, die er an solchen Tagen zu sich nahm, durfte ihm nur durch eine kleine, in der Mauer angebrachte Oeffnung geräuschlos und unbemerkt zugeführt werden. Das damals in Böhmen Erreichbarste an Kunst und Pracht konzentrirte sich aber in der Kreuzkirche. Hier sollte das Phantasiegebilde Wolframs von Eschenbach seine Verwirklichung finden. Schon der Herantritt an die heilige Hochwart gebot hohe Achtung. Tag und Nacht war hier die Zugbrücke emporgehoben, die Pforte geschlossen und hielten in den Streitthürmen und hinter den Zinnen geharnischte Lehensmannen die Kronwacht. Es war ihrer zu diesem Zwecke eine Art eigenen Corps gestiftet, dessen Mitglieder, zerstreut in meilenweiter Umgegend, vom Könige selbst mit steuerfreien Anwesen und sonst noch mit andern Vorrechten belehnt waren. Noch heute bestehen diese „Karlsteiner Lehen", und die Besitzer derselben thun sich auf die Ehrenrechte, deren ihre Vorgänger einst genoßen, nicht wenig zu Gute. Denn für eine hohe Ehre galt es, auf Karlstein vor der „königlichen Kreuzkapelle" die Kronwacht zu halten und die böhmerwäldischen Freibauern sahen es noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts für eines der schätzbarsten Privilegien an, an derselben sich betheiligen zu dürfen. Hoch oben auf der Gallerie des Thurmes ging übrigens auch noch Tag und Nacht der Thurmwart um, und rief von Stunde zu Stunde nach den vier Weltgegenden seinen Warnreim hinaus:

„Fernab von der Burg, fernab,
Daß unfürgeseh'n Niemand ein Unglück hab'!"

der den Vorüberkommenden mahnte, von der Burg sich in bescheidener Entfernung zu halten. Einlaß hier außer dem Könige selbst und den allernächsten Kronhütern, nämlich dem Burggrafen und dem Burgdechanten, hatte ohne alles Ansehen der Person und des Standes Niemand. Und so fest verschlossen waren hier die Riegel für jeden Andern, daß im Jahre 1553 selbst der Statthalter von Böhmen, Erzherzog Ferdinand, der Gemahl der schönen Welserin, zur Erlangung des Zutritts einen besonderen Landtagsbeschluß erwirken mußte und dann erst wurde ihm der Eintritt nur in Begleitung von zwölf Kavalieren, davon sechs aus dem Herrn- und sechs aus dem Ritterstande, gestattet.

Nicht wenig erhöht sodann wurde die feierliche

Stimmung durch den halbdunkeln Treppenaufgang, an dessen beiden Seiten eine fortlaufende Reihe von Wandgemälden den Mythus der christlich-dynastischen Vorzeit in der Legendengeschichte der heil. Ludmilla und des heil. Wenzel vergegenwärtigten. Endlich rasselten die neun kunstvollen Schlösser und bewegten die drei eisernen Thüren sich in ihren Angeln, und geblendet von einem Meere von Licht, das über einen verhältnißmäßig engen Raum 1330 Wachskerzen und drei vom Deckengewölbe niederhängende Kristallampen ergoßen und das von Wänden und Decke mit tausend spiegelnden Reflexen wiederstrahlte, stand man an der Schwelle der Kirche. Ein bis über ein Drittel der Höhe emporreichendes vergoldetes Eisengitter theilte dieselbe quer in zwei gleiche Räume, einen vordern, zunächst der Thür, für den Hofstaat und das Gefolge, und einen rückliegenden, der Thür gerade gegenüber, der das eigentliche Sanktuarium umfaßte. Reiche Vergoldung mit eingelegten Karneolen, Achaten, Jaspisen, Onyxen und Chrysolithen und dazwischen eingeprägtem Monogramme des Erbauers und deutschem Reichsadler deckte auch hier die Wände von unten herauf bis über halbe Mannshöhe. Edelsteine schimmerten als Sonne, Mond und Sterne von dem mit Spiegeln bedeckten, das Firmament darstellenden und den tausendfachen Kerzenschein tausendfach reflektirenden Kreuzgewölbe nieder, während von außen durch dünngeschliffene Amethyste, Quarzkristalle und Bernsteinplatten, die, in vergoldetes Blei gefaßt, an den vier Fenstern die Stelle der Scheiben vertraten, ein magisches Licht auf die roth und grün lasirte Ziegeldiele fiel. Den unstreitig kostbarsten Schmuck des geweihten Raumes bildeten jedoch die überaus zahlreichen Gemälde, die von den drei Altären und den Wänden ringsumher niederleuchteten. Gleich den Hauptaltar, dem Eingang gegenüber, zierte eine sechs Fuß hohe Tafel, den Erlöser am Kreuze zwischen Maria und Johannes vorstellend. Unter demselben sah man die Madonna mit dem Kinde und ihr zur Seite in goldenem Waffenschmuck die heiligen Bannerträger Wenzel und Palmatius. Dahinter in einer mit Azur ausgemalten und mit goldenen Sternen besäten, mit einem goldenen Gitter verschlossenen Nische, zu welcher der Eingang aus einem untern Gewölbe führte, waren die Kleinodien der böhmischen Krone und bis zum Jahre 1420 auch jene des heiligen römischen Reiches hinterlegt, während Schränke und Kisten von Cedernholz zur Seite des Altars den Staatsschatz und die Urkunden des Reiches bewahrten. Die Fensternischen zeigten Gott den Weltregenten auf dem Throne sitzend, in der Linken das Buch mit sieben Siegeln, in der Rechten einen leuchtenden Stern und umgeben von den vier symbolischen Thieren der Apokalypse — die Könige, die mit Harfen- und Zitherspiel das göttliche Lamm anbeten, Christus bei dem aussätzigen Simon zu Gaste, Martha und Magdalena in Uebung demüthiger Pflichten, den auferstandenen Heiland u. s. w. Aus 135, durch kunstvoll geschnitztes und reichvergoldetes Rahmwerk von einander gesonderten Feldern blickten die Brustbilder der Heiligen, der Kirchenväter, der Regenten und der Kirchenstreiter nieder, unterhalb deren über dem vergoldeten Sockel umher die goldenen und silbernen Wappenschilder der letzteren aufgehängt waren. Der größte Theil dieser Bilder ist uns noch heute wohl erhalten und gewährt einen interessanten Einblick in das naive, fromme Walten mittelalterlicher Kunst. Deutsche, einheimisch böhmische und auch fremdländische Kunstforschung haben sich daher denselben mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zugewandt, ohne daß gleichwohl die Akten darüber als geschlossen angesehen werden können. So z. B. glaubte man im vorigen Jahrhundert und auch noch zu Anfang des unsern hier die ältesten Oelgemälde der Welt entdeckt zu haben, während eingehendere spätere Untersuchungen sie unzweifelhaft als auf geglätteten Gipsgrund mit Leimfarben a tempera gemalt erkannten, wobei von den Künstlern etwa auf folgende Weise vorgegangen worden. Zuerst führten sie auf dem glatten, noch weichen Gipsgrund mittelst eines Griffels oder Stempels die Hauptconturen, die Aureolen, die Sterne, Kreuzlein und sonstigen Ornamente aus, dann wurde der Goldgrund aufgetragen, dann gemalt, dann die aus Gips geformten vergoldeten Schmuckstücke an den Gewändern, die goldenen Kreuze, Stäbe u. dgl. an den Händen befestigt und schließlich das Ganze mit einem aus thierischen und Pflanzenstoffen bereiteten Lack überzogen, dem vor allem die treffliche Erhaltung und die Möglichkeit der Täuschung zugeschrieben werden muß, als habe man Oelgemälde vor sich. Die Zeichnung, besonders der Köpfe, ist im Ganzen vorzüglich zu nennen und läßt, insbesondere bei den männlichen, ein löbliches Streben nach Individualisirung erkennen. Perspektive, Reflexe und Halbschatten fehlen freilich gänzlich, doch ist das Kolorit meist frisch, lebendig und voll Ausdruck.

Kugler vermuthet in diesen Bildern die Erzeugnisse einer muthmaßlich vom Rhein nach Prag übersiedelten Künstlerkolonie, während ganz dem entgegen Waagen und Förster und mit ihnen die einheimischen Forscher auf die Blüthezeit einer eigenen, an Giotto sich anlehnenden, unverkennbar aber ihren eigenthümlichen Zug beurkundenden Prager Schule schließen. Die Existenz einer solchen Künstlergenossenschaft ist außer allen Zweifel gestellt. Man kennt die Statuten und Privilegien, die Karl (1348) derselben verliehen, man kennt von ihren Mitgliedern nicht weniger als 38 den Namen nach, man weiß, daß Meister Theodorich von Prag derselben als «primus magister» und Meister Kunz als „Maler des Königs" angehört und daß Meister Nikolaus Wurmser aus Straßburg zur selben Zeit in Böhmen gelebt und vom König dazu bestellt war, «loca et castra» — Oertlichkeiten und Burgen — auszumalen. Man weiß ferner urkundlich, daß der Kaiser nach vollendetem Bau (1367) dem Meister Theodorich, und zwar ausdrücklich zur Anerkennung für seine künstlerischen Leistungen auf Karlstein die Steuerbefreiung des Anwesens ertheilte, was derselbe unweit der Burg in dem Dorfe Morzin besaß, allwo auch Wurmser begütert war. Sonach darf man die künstlerische Ausschmückung des Karlsteines außer dem Modenesen Thomas Barisini, dessen



Benjamin Samuel Phillips.

(Zu Seite 130.)

Name sich an einigen Gemälden findet, mit vollem Grunde den drei Prager Meistern Dietrich, Kunz und Nikolaus Wurmser zuschreiben.

Der Nimbus, der auf diese Weise um den Karlstein gebreitet lag und der dadurch nur noch erhöht wurde, daß in der königlichen Kapelle außer dem Karlsteiner Dechanten nur Bischöfe das heilige Amt handeln, der König selbst nur nach abgelegten Schuhen dieselbe betreten, Frauen aber vom Zutritt gänzlich ausgeschlossen waren, ja, die Königin nicht ausgenommen, im Bereiche der Burg nicht einmal übernachten durften, konnte in der That nur der eines nationalen Heiligthums sein. Allein wie die Intentionen Karls überhaupt gleich an den Ereignissen der nächstfolgenden Zeit ihren zerstörenden Gegensatz fanden, so fing auch mit diesen schon der Glanz des böhmischen Montsalwatsch an zu erblassen. König Sigismund leerte den Reichsschatz, löste die kostbarsten Edelsteine aus den Mauern und nahm endlich die Kirchengeräthschaften und die goldenen und silbernen Schilde der heil. Ritter fort, um sie zur Bezahlung der Söldlinge, die er gegen die Verfechter des Evangeliums in's Feld führte, in Geld umprägen zu lassen. Karlstein fing an, einzugehen. Noch aber blieb die Krone da mit ihren Kleinodien, und nach dem furchtbaren Brande der Prager Landtafel um die Mitte des 16. Jahrhunderts, durch den unersetzbare Urkundenschätze ein Raub der Verheerung geworden, wußte der Landtag der Wiederholung einer solchen Kalamität nicht besser vorzubeugen, als daß er von nun an die Hinterlegung authentischer Duplikate sämmtlicher Landtafelakte zu den Kronkleinodien auf Karlstein anordnete. Noch genügte um diese Zeit eine Summe von 1700 Schock böhmische Groschen, um den eingehenden Bau einigermaßen in Stand zu setzen. Allein der böse Dämon des Verfalles hatte sich nun einmal in ihn eingenistet und was kaum ein halbes Jahrhundert später Kaiser Rudolf II. für ihn that, trug entschieden weit mehr dazu bei, um den ehrwürdigen, mittelalterlichen Charakter des Baues durch übelangebrachte neuzeitige Schnörkelei zu entstellen, als der Zerstörung Einhalt zu thun. Der dreißigjährige Krieg vollends that das Uebrige. Als sollte der unschuldige Karlstein es büßen, daß der tapfere Heerführer der protestantischen Stände, Graf Heinrich Mathes Thurn, auf demselben einst Burggraf gewesen, und die kleine Schaar Engländer, die Jakob I. seinem Schwiegersohne, dem Winterkönig Friedrich, zu Hilfe gesandt, ihn so lange gehalten, bis in Böhmen überhaupt nichts mehr zu halten war, löste Ferdinand II. endlich das Burggrafenamt auf demselben auf und ließ die böhmischen Kronkleinodien in den Prager Dom überführen. Hiermit hörte der Karlstein auch auf, fernerhin einen Zweck, eine Bedeutung zu haben. Er zählte nun mehr mit unter all die tausend andern Ruinen, die der dreißigjährige Krieg als Marksteine zwischen zwei großen Abschnitten der Weltgeschichte zurückgelassen. Man gedachte seiner kaum mehr. So oft man sich aber seiner erinnerte, geschah es nur, um ihn — wie eine preisgegebene Königsleiche — abzuplündern. Das Altarblatt und zwei Kirchenväter Meister Dietrichs und die Madonna Barisini's kamen nach Wien, noch andere verschwanden gar spurlos. Das Bett Karls IV. mußte herhalten, um das Larenburger Puppenspiel auszustaffiren. Was sonst noch da war, wurde verschleppt und vermünzt, Gott weiß wohin. Der säubernde Kalkpinsel und die entsetzlich nüchterne Adoptirungskelle in der Hand vandalischer Wirthschaftsbeamter feierten auch nicht — und so steht das böhmische Montsalwatsch nun da, eine steinerne Sage in dunkelschattiger Waldschlucht, an der der Bauer, der vom Prager Johannisfeste heimzieht, kopfschüttelnd hinanschaut, die Kappe ehrfurchtsvoll in der Hand, in den bedenklichen Augen aber die stumme Frage: ob denn überhaupt das alles wahr sei, was man von diesem seltsamen Baue sich erzählt und sogar in den Büchern liest? Er ist nach dem, was er in Prag von seinem König Karl gesehen und gehört, bei dem Anblicke dieses Verfalles an sich völlig irre geworden. Man hat ihm da so viel von kaiserlichen Dekreten und Beschlüssen erzählt, daß der heilige Karlstein wieder in seiner alten Pracht erstehen solle, von zahllosen Kommissionen, Erhebungen, ja selbst Berechnungen und Voranschlägen zu diesem Zwecke. Nach dem aber, was bis jetzt gethan worden, sieht er sich vergeblich um.

Da kommt von Prag herauf das Dampfroß angebraust. Es hält unmittelbar unter dem Karlsteine und seinem hölzernen Leibe entwindet sich, wie allsonntäglich im Sommer, ein langer Wallfahrtszug begeisterter Verehrer des alten Königs Karl. Ruhm Karl dem Vierten! ist der donnernde Ruf, mit dem sie zur trauernd ernsten Burg emporwallen. Ruhm Euch! würden wir bald gerne denjenigen zurufen, die eines der kostbarsten Denkmäler halbtausendjähriger Vorzeit vor unausbleiblichem Verderben bewahren.



Der große Zauberer des vorigen Jahrhunderts.

Von Fr. Moller.

(Fortsetzung von Seite 47.)

Doch wir kehren, dem geordneten Gang der Erzählung nicht weiter vorgreifend, nach London zurück. Cagliostro reiste mit Lorenza von dieser Stadt ungefähr im Jahr 1776 oder 1777 nach dem Haag und von da über Deutschland nach Venedig, wo er eine Zeit lang noch von den alten Künsten lebte, wie er z. B. auch hier noch das Geheimniß Gold zu machen, Hanf in Seide zu verwandeln und das Quecksilber zu fixiren,

um Geld lehrte. Zugleich aber trat er nun auch mit mehreren Freimaurern in Verbindung und entschloß sich endlich, gefestigter in seiner neuen Rolle, eine Wanderung über Deutschland nach Rußland anzutreten. Bereits in Nürnberg will er im Gasthof von einem Edelmann aufgesucht worden sein, der ihn für den „geheimen Obern der Maurerei", d. h. den Inhaber des großen Geheimnisses der göttlichen Kabbala hielt, „welcher sich stets verborgen hält, um nicht das gleiche Schicksal zu erfahren, das dem Großmeister des Templerordens zu Theil geworden." In Berlin enthielt er sich klüglich jedes Neuerungsversuches in den Logen, weil er diese dort durch Friedrichs mächtige Hand gesichert wußte. In Leipzig dagegen ward er von den Maurern *strikter* Observanz*) mit großen Ehren aufgenommen. Sie gaben ihm ein prächtiges Mahl, während dessen er einen Vortrag über sein ägyptisches System hielt, die Gottlosigkeit des von seinen Wirthen befolgten Ritus, „in welchen magische Operationen mit aufgenommen seien", angriff und ihnen verkündigte, wenn sie davon nicht abständen, würde ihr Oberer, *Scieffort* (?), ehe der Monat abgelaufen, sterben. Als er in seinen Gasthof zurückkehrte, fand er die Rechnung nicht nur bezahlt, sondern empfing auch noch ein ansehnliches Geschenk in Geld. Im Uebrigen beachtete man seine Warnung nicht, und siehe da, noch vor Ablauf des Monats hatte sich Scieffort erschossen!

Daß dieser Name falsch geschrieben sei, erkennt jeder Deutsche sogleich, und man wird alsbald auf den famosen *Schrepfer* gelenkt, der wirklich in den siebziger Jahren eine wichtige Rolle im Freimaurerorden zu Leipzig spielte, wirklich in die von ihm gestiftete sogenannte schottische Loge allerhand magische Prozeduren einführte und wirklich seinem Leben durch einen Pistolenschuß unerwartet ein Ende setzte. Ob Cagliostro vermöge des ihm bisweilen aufgehendes Blickes in die Zukunft diesen Tod in der That vorausgesagt habe, wird jetzt wohl kaum mehr mit Sicherheit zu entscheiden sein; um so zuverlässiger aber ist anzunehmen, daß, als das Ereigniß einmal eingetreten, er jedenfalls die Miene annahm, als sei es von ihm vorausverkündet worden und daß er vielleicht ein von ihm zufällig bei jenem Mahl gebrauchtes Wort nunmehr in eine Prophezeihung umdeutete**).

In Danzig und Königsberg wurde er von den Maurern gleichfalls ehrenvoll aufgenommen und überzeugte sich bei all diesen Gelegenheiten immer mehr, daß dieselben „gefährliche Plane gegen die Fürsten spännen und auf Zerstörung des monarchischen Prinzips ausgingen". Diesen Ausspruch that der Abenteurer vor dem päpstlichen Gericht im Jahr 1790, ohne zu beachten, daß er, wie wir sehen werden, nach seiner Verbannung aus Frankreich im Jahre 1786 von England aus in eigener Person zum Umsturz der französischen Monarchie aufgerufen. Vermuthlich strebte er durch jene Angabe die Gunst seiner Richter zu erwerben oder sich wenigstens als einen Mann darzustellen, dessen Erfahrungen für den römischen Stuhl wichtig genug seien, um ihm eine milde Behandlung angedeihen zu lassen.

Wahrscheinlich war es auch auf dieser Reise durch Deutschland, daß Cagliostro mit seinem Genossen im Gauklerthum, dem sogenannten Grafen *Saint Germain* in Holstein zusammentraf. Das nach den römischen Gerichtsakten erzählende Werk führt über diese sonst vielfach behauptete Zusammenkunft keine Aeußerung des Inquisiten an. Schade! es wäre interessant, einen Augur über einen andern sprechen zu hören.

Endlich traf er auf seinem Weg nach Rußland im Februar oder März 1779 in Mitau, der Hauptstadt des damals noch bestehenden Herzogthums Kurland, ein, wo er anfangs, gerade in den höchsten und gebildetsten Kreisen, sehr feurige Anhänger fand, von wo aus aber acht Jahre später durch eine edle Frau, Elisa von der Recke, der entschiedenste Schlag gegen ihn geführt werden sollte. Diese noch nicht volle 25 Jahre alte Frau, deren frommes, von Sehnsucht nach der Geisterwelt und vor Allem von dem Wunsch hingenommenes Gemüth, mit einem innig geliebten, als Jüngling verstorbenen Bruder und ebenso mit ihrem einzigen, gleichfalls durch den Tod von ihr getrennten Kind in persönlichen Verkehr zu treten, sich dem neuen Apostel, anfangs mit schwärmerischer Ehrfurcht und Liebe hingegeben, ward, hauptsächlich durch Lessings im Jahr 1780 erschienenen „Nathan", auf die richtigere Würdigung des Mannes geführt. Sie scheute sich nicht, zu einem im Jahr 1779 von ihr verfaßten begeisterten Aufsatz über den Wunderthäter im Jahre 1787, „nach erlangter besserer Kenntniß", öffentlich Anmerkungen und Erläuterungen unter dem schon angeführten Titel: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau" herauszugeben, in welchem sie sich über ihren früheren Irrthum ausführlich verbreitet.

Diese Schrift spricht übrigens abermals dafür, daß der Mann, um welchen es sich darin handelt, *nicht durchaus* ein Betrüger war und daß ihm in einzelnen Augenblicken eigenthümliche Kräfte zu Gebot gestanden zu haben scheinen, denn eigenlich beweist seine bekehrte ehemalige Anhängerin doch nur, daß er, den sie anfangs beinahe für ein Wesen höherer Art gehalten, ein entschieden gemeiner, niedrig denkender Mensch gewesen und daß er sich bei seinem sogenannten magischen Verfahren verschiedener, zum Theil sehr grober Betrügereien bedient. Trotzdem bleiben wunderbare Thatsachen zurück, welche zu erklären sie selbst sich für unfähig bekennt oder sie so gezwungen erklärt, daß ihre Erklärung nothwendig zu verwerfen ist.

---

*) So nannte sich nämlich diejenige Abtheilung der Maurerei, die sich von den Templern ableitete und magische Zwecke aus dem Kreis ihrer Bestrebungen nicht ausschloß.

**) Dagegen will die Zeit von *Schrepfers* Tod, der nach allen Werken, die wir hierüber nachgeschlagen, auf den 8. Oktober 1774 fallen würde, nicht zu dem Umstande passen, daß nach Cagliostro's Angabe er selbst *bald nach diesem Ereigniß* nach Mitau gekommen wäre, und auch wirklich in dem sogleich zu besprechenden Werke der Frau von der Recke über Cagliostro's Aufenthalt in Mitau der Tod Schrepfers wie etwas noch nicht gar lange Geschehenes mehrmals erwähnt wird. Jener Mitauer Aufenthalt aber fällt in das Jahr 1779, und wollte man endlich auch eine Zeit von fünf Jahren als eine nicht gar lange gelten lassen, so scheint doch jedenfalls, so weit sich aus den fast immer einer nähern Zeitbestimmung entbehrenden Berichten über Cagliostro's Leben irgend berechnen läßt, derselbe im Herbst 1774 nicht in Deutschland gewesen zu sein. — Wie läßt sich dieser Widerspruch erklären?

Dreißig Jahre, sagt Frau von der Recke, deren Vater und Oheim schon während ihrer Studienzeit zu Halle im Jahr 1741 in den bereits damals von ihnen mit Magie und Alchemie zusammenhängend oder doch vereinbar gehaltenen Freimaurerorden getreten, — dreißig Jahre waren verflossen, seit mein Vater und dessen Bruder über diese vermeinten Geheimnisse beständig gedacht, gelesen und gearbeitet hatten, als Cagliostro bei uns erschien und das Theater, auf welchem er spielen wollte, gut vorbereitet fand, vorzüglich weil auch Oberburggraf von der Howen in jüngeren Jahren in Straßburg die Bekanntschaft eines Mystikers gemacht, der in Verbindung mit höhern Geistern zu stehen vorgab und ihn durch allerlei Blendwerk für seine Lehre einzunehmen gewußt hatte. — Cagliostro, der sich für einen spanischen Grafen und Obristen ausgab, meldete sich gleich bei meinem Oheim als Maurer, bemerkend, er sei von seinen Obern in wichtigen Geschäften nach dem Norden geschickt und in Mitau an ihn, den hiesigen Meister vom Stuhle, gewiesen. Der Oheim stellte ihn dem Oberburggrafen und meinem Vater vor, und nach einigen Gesprächen, welche sie und Major von Korf mit ihm gehabt, wurden sie insgesammt sehr von ihm eingenommen. Kaum hatt' ich dieß bemerkt, so suchte auch ich nebst meiner Tante und meiner Cousine ihm näher zu kommen. Sobald er dieses Streben gewahr worden, sagte er, er sei gesendet mit der Vollmacht als Großmeister eine Loge d'Adoption zu gründen, d. h. eine solche, in welcher auch Frauen zugelassen würden. In diese traten sogleich verschiedene durch Geist, Charakter, Stand ausgezeichnete Männer ein. Ein Theil derselben hielt den Stifter schon damals keineswegs für einen Wundermann, vielmehr für einen Betrüger, schloß sich aber theils aus Neugier, theils aus freundschaftlicher Fürsorge für uns an. Dagegen traten wir drei Frauen in vollem Glauben bei, denn er hatte uns versichert, diese geheime Gesellschaft werde diejenigen zu höherer Glückseligkeit führen, die mit reinem Herzen nach Wahrheit strebten und voll Liebe zum allgemeinen Besten ihre Kenntnisse zu erweitern suchten.

Er machte nun, zum Beweis übernatürlicher Kräfte in ihm, allerhand magische Experimente, von welchen folgende zwei die bedeutendsten und ihn selbst bezeichnendsten sein dürften.

Am Tage, da unserer Loge der letzte Grad gegeben worden, erzählt Elisa, sagte er zu meinem Oheim und mir, nachdem er eine halbe Stunde in einem einsamen Zimmer geschrieben, er käme aus Unterhandlungen mit seinen (der Geisterwelt angehörigen) Obern, als welche er später den Elias und Henoch bezeichnete. Diese hätten ihm jetzt seine hiesigen Geschäfte näher bestimmt und den Ort angezeigt, wo höchst bedeutende magische Schriften versteckt lägen. In Wilzen nämlich, dem Landgute meines Oheims, habe vor sechshundert Jahren ein großer Magier gelebt, der, weil seine Nachfolger Hang zur unreinen, schwarzen Magie gehabt, in einem Walde sehr wichtige magische Instrumente nebst großen Schätzen vergraben, um sie vor diesen zu verbergen. Die Wunderdinge würden von den Anhängern der schwarzen Magie jetzt auch wirklich gesucht und einer derselben sei schon seit einiger Zeit in Kurland, nur hätten dessen dienstbare Geister noch nicht ausfindig machen können, wo die für das Wohl der Menschheit wichtigen Gegenstände niedergelegt worden.

Dieser in Kurland anwesende Nekromant, sagt uns Elisa in einer der später ihrem Bericht zugefügten Bemerkungen, sei der damals am Mitauer Gymnasium angestellte Professor der Philosophie, Dr. Stark, später Hofprediger in Darmstadt, gewesen, eine geheimnißvolle Persönlichkeit, die längere Zeit als ungenannter Oberer einer Maurerloge gewirkt und mit dem vorgenannten Schrepfer in sehr vertrautem Briefwechsel gestanden hatte. Cagliostro untersagte seinen Anhängern auf's Strengste, von seinen Mittheilungen Jenen etwas zu offenbaren, und Stark seinerseits erklärte im Stillen den Cagliostro selbst für einen Ausüber der schwarzen Magie. Daß Stark, der als hoher protestantischer Geistlicher im Jahre 1816 gestorben ist, aber sein Leben lang des Kryptokatholizismus beschuldigt wurde, den er als Jüngling zu Paris angenommen habe, wirklich geheimer Katholik gewesen, kann nach dem Bericht, welchen die Biographie universelle über ihn gibt, nicht bezweifelt werden*). Abgerechnet jedoch diesen Mangel an Muth, seine Ueberzeugung offen auszusprechen, scheint er ein über jeder Vergleichung höher stehender Charakter als Cagliostro gewesen zu sein, mit welchem er nur zufällig in einer Hinneigung zur Geisterwelt und zum Mysteriösen überhaupt zusammentraf. Bemerkenswerth für unsern Mann ist jedenfalls, daß er diesem Stark und dessen Freunde Schrepfer so entschieden entgegengetreten. Ward Cagliostro, mindestens zur Zeit seines höchsten Glanzes, im Hinblick auf seinen unmäßigen Aufwand, während er damals nirgends Schulden machte, von Vielen wohl nicht ohne Grund bezüchtigt, von einer geheimen Gesellschaft unterstützt zu werden, die ihn später wieder fallen ließ, so können bei solcher Gegnerschaft diese Unterstützer wenigstens nicht, wie Elisa glaubt, die damals aufgehobenen Jesuiten gewesen sein, falls anders die zeitgenössischen Gegner Starks recht hatten, als sie ihn und Schrepfer beschuldigten, im geheimen Auftrag des gleichen Ordens zu arbeiten. Andrerseits geht daraus, daß Stark, damals Professor der Philosophie, früher Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen in Königsberg und jedenfalls ein sehr gebildeter Mann, den Cagliostro für bedeutend genug erachtete, um ihn, wenn vielleicht auch nur in bildlichem Sinn, einen Ausüber der schwarzen Magie zu nennen, abermals hervor, dieser müsse denn doch bei all seinen Gaukeleien etwas Ungewöhnliches und Unbegreifliches in seinem Wesen gehabt haben.

Nachdem er uns diese Entdeckung (über den Schatz) gemacht, fährt die Berichterstatterin fort, zeichnete er auf ein Papier die Gegend, wo jene Schätze begraben lägen, und beschrieb uns mit Worten genau

*) Der dortige Referent, Picot, versichert dessen Abschwörungsurkunde des protestantischen Glaubens mit eigenen Augen gesehen zu haben.



DIE ST. MARTINIKIRCHE IN BRAUNSCHWEIG.

die Lage des Waldes. Mein Oheim staunte nicht wenig, daß Cagliostro einen Ort kannte, den seine Augen nie gesehen, seine Füße nie betreten hatten. Da erwiderte jener, in der halben Stunde, wo er allein gewesen, habe er durch Kraft seiner Geister sich nach Wilzeu versetzt und alles in Augenschein genommen. — Einige Abende später fragte er mich, abermals im Hause meines Oheims und im Beisein vieler Mitglieder unserer Loge, um die Taufnamen des Herrn von N. und meines verstorbenen Bruders. Nachdem ich ihm dieselben gesagt, schrieb er die Anfangsbuchstaben derselben auf und setzte zwischen jeden Buchstaben mir unbekannte Charaktere. Dann blieb er noch eine Weile allein im Zimmer, schrieb allerlei, verbrannte einiges, und kam endlich mit der Bemerkung zu uns in's Nebengemach, wir sollten das Kind (einen kleinen, noch nicht sechsjährigen, des Lesens und Schreibens unkundigen Vetter der Erzählerin, den er schon früher zu ähnlichen Zwecken gebraucht) zur Bitte an ihn anstiften, er möge ihm wieder Allerlei im andern Zimmer zeigen. Die Mutter forderte den Knaben demgemäß auf, er solle sich von Cagliostro wieder die Erscheinung des Waldes, den er ihm schon vor einigen Abenden gezeigt, oder was er sonst wolle, erbitten. Cagliostro nahm das Kind auf den Schoß, rieb ihm mit den vorhin angebrannten Papieren den Kopf, küßte es und sagte: Komm, lieber Junge, du sollst große Dinge sehen!

Darauf führte er ihn in das Zimmer, wo er zuvor geschrieben. Dort war (wie man durch die offene Thür sehen konnte) nichts als die gewöhnlichen Möbel, nur standen zwei Lichter auf dem Schreibtisch meines Oheims und zwischen den Lichtern lag ein mit Charakteren beschriebener Bogen Papier. Als das Kind eingetreten, machte Cagliostro die Thür zu und sagte abgehend zu ihm, es solle nur ruhig warten, bis die schönen Sachen, die er versprochen, ankommen würden und sich vor nichts fürchten. Wir Andern saßen im Nebenzimmer, der zugemachten Thür gegenüber, in einem Kreise. Cagliostro stand mit einem bloßen Degen*) in der Mitte des Gemaches, gebot uns Stille, Ernst, Andacht, zeichnete dann mit dem Degen einige Charaktere an die geschlossene Thür, stampfte mit den Füßen und sprach allerlei Worte, die wir nicht verstanden. Mitten unter diesen Arbeiten schickte meine Tante ihren ältesten Sohn nach dem Nebenzimmer, um zu sehen, ob auch die andern Thüren geschlossen wären. (Nach dem Zusammenhang können diese Worte bloß die Bedeutung haben, sie gab ihm den Auftrag, dahin zu gehen, der junge Mensch wurde aber durch Cagliostro von der Ausführung abgehalten.) Da rief Cagliostro: Um Gotteswillen, was macht ihr? Rührt euch nicht, ihr seid in der größten Gefahr und ich mit euch. — Er verdoppelte sein Fußstampfen, schrie mit entsetzlich starker Stimme unbekannte Worte, machte allerlei Figuren in die Luft und zog nun von Neuem mit dem Degen einen Kreis um uns. Er selbst blieb innerhalb desselben, sagte unter schrecklichen Drohungen, wir alle würden unglücklich, wenn einer sich rühre oder auch nur das leiseste Wort spräche, fing dann seine Beschwörungen von Neuem an, und gebot endlich dem bis dahin ganz still im Nebenzimmer gebliebenen Kleinen niederzuknieen, ihm Alles nachzusprechen und nicht eher aufzustehen, bis er eine Erscheinung gehabt. Sofort stampfte er wieder mit den Füßen, machte mit dem Degen Bewegungen und fragte: Was sehen Sie jetzt?

Das Kind. Ich sehe einen kleinen schönen Jungen, der mir das letzte Mal im Walde die Erde geöffnet.

Cagliostro. Gut; bitten Sie ihn, daß er Ihnen den Herrn von N. zeige, mit Ketten um den Hals, an Händen und Füßen.

K. Ich sehe ihn; er sieht sehr verdrießlich aus und ist an Händen und Füßen, auch am Halse gekettet.

C. Was sehen Sie jetzt?

K. Der kleine schöne Junge zieht die Kette um seinen Hals immer fester zusammen.

C. Wo ist Herr von N. jetzt?

Hier nannte das Kind das einige Meilen von der Stadt entfernt liegende Landgut dieses Herrn.

C. Gebieten Sie, indem Sie mit dem Fuß stampfen, daß Herr von N. verschwinde und bitten Sie den schönen Knaben, daß er Ihnen den seligen Bruder der Frau von der Recke zeige.

K. Der Bruder ist da.

C. Sieht er munter oder traurig aus und wie ist er gekleidet?

K. Er sieht vergnügt aus und hat eine rothe Uniform an*).

C. Was wollen Sie jetzt sehen?

K. Das kleine Mädchen, das wie Ihre (Cagliostro's) Gemahlin aussieht und Sie mir das letzte Mal gezeigt.

C. Was sehen Sie jetzt?

K. Das kleine Mädchen ist da.

C. Fassen Sie das Mädchen an und küssen Sie es, mit der Bitte, Ihnen den Wald zu zeigen. (Darauf hörten wir, wie das Kind die Erscheinung küßte. Major von Korf und mein Oheim behaupteten, daß sie auch den Kuß der Erscheinung gehört, ich aber habe nur Einen Kuß vernommen.)

K. Ich sehe den Wald und darin einen abgehauenen Baum.

C. Bitten Sie das Mädchen, daß die Erde sich öffne.

K. Die Erde ist offen; ich sehe fünf Leuchter, Gold und Silber, allerlei Papiere, rothes Pulver und Instrumente von Eisen.

*) Daß Metall die bösen Geister abhalte, die guten anlocke, ist ein alter Volksglaube.

*) Bezeichnend für Cagliostro ist, daß er noch vor dem römischen Gericht an die Realität dieser dem Mitauer Kind gewordenen Erscheinung zu glauben vorgab und sich dabei, seine freien religiösen Ansichten zu vertheidigen suchend, also ausdrückte: „Er (der Geist des verstorbenen Bruders) schien heiter und zufrieden, woraus ich schloß, daß er an einem Ort sein müsse, wo es ihm gut gehe. In diesem Glauben ward ich später noch bestärkt, da ich auf vorgenommene Nachforschungen mich überzeugte, daß er als guter Protestant gelebt habe." — Bei dem Abschied aus Mitau, behauptete der Geisterbanner vor jenem Gericht, habe er die Logenmitglieder aufgefordert, an Gott und an den Papst zu glauben, „wobei ich ihnen jedoch im Uebrigen den protestantischen Glauben nicht benehmen wollte". Von dieser Aufforderung erzählt Frau von der Recke nichts, vielleicht jedoch deßhalb, weil Cagliostro ihnen das Versprechen abgenommen, nichts von den Loge-Geheimnissen zu verrathen, und sie diesem Versprechen treu blieb, auch während sie im Uebrigen gegen den Loge-Gründer schrieb.

C. Lassen Sie die Erde wieder zugemacht werden, den ganzen Wald verschwinden, das Mädchen auch, und sagen Sie dann, was Sie sehen.

K. Jetzt seh' ich einen schönen langen Mann; er hat ein weißes, sehr langes Kleid an und ein rothes Kreuz auf der Brust.

C. Küssen Sie seine Hand und lassen Sie sich von ihm küssen.

Wir hörten beide Küsse, worauf Cagliostro dieser Erscheinung gebot, der Schutzgeist des Kindes zu bleiben, und dann wieder in einer fremden Sprache redend mit den Füßen stampfte. Endlich öffnete er die Thür, ließ das Kind heraus, sagte, wir könnten nunmehr unsere Plätze verlassen, schalt noch, daß mein Vetter aus dem Kreise getreten und fiel plötzlich in eine Ohnmacht mit Zuckungen. Als er durch unsere Bemühungen wieder zu sich selbst gekommen, gebot er uns Stille, trat in das Zimmer, worin das Kind gewesen, schlug die Thür hinter sich zu und kehrte, nachdem er einige Zeit dort zugebracht und wir ein dumpfes Getöse vernommen, ganz ruhig und heiter zu uns zurück, indem er mit triumphirender Stimme bemerkte, er wäre Herrn von N. eine Strafe schuldig gewesen. Morgen würden wir hören, daß derselbe in der Stunde, wo das Kind ihn in Ketten gesehen, an Würgen im Halse und Gliederschmerzen sehr gelitten. Auch nannte er uns den Arzt, der noch diese Nacht zu jenem hinaus geholt werden würde.

Am andern Morgen hörten wir, daß Alles genau so, wie er gesagt, eingetroffen.

Die Ohnmacht, die er selbst gehabt, fuhr er fort, wäre durch die bösen Geister herbeigeführt worden, denen Macht an ihn gegeben worden, weil mein Vetter den Kreis überschritten habe.

Einige Tage später fuhr die Familie mit Cagliostro auf dessen Wunsch nach Wilzen, wobei dieser mit Elisa einen besondern Wagen einnahm. Als man sich dem Gut näherte, zeigte er ganz richtig auf denjenigen Wald, von welchem er neulich eine Partie gezeichnet, und rief: Dort liegen die magischen Schriften! Großer Baumeister der Welten, hilf mir das Werk vollenden. — Nach einer Weile sagte er: Ob ich der Glückliche, durch den sie gehoben werden, weiß nur der, welcher mich gesandt hat. Aber binden werd' ich die Geister, die den Schatz bewahren, dergestalt, daß mein Nachfolger nichts ohne mein Wissen und Helfen unternehmen kann. — Gleich nach der Ankunft in Wilzen schritt er ohne Führer dem Vater Elisens, ihrem Oheim und dem Grafen Howen ganz wegekundig zu der früher von ihm bezeichneten Waldstelle voran, zeigte den abgebrochenen Baum, unter welchem die Schätze liegen sollten, und sprach vorläufig eine Beschwörung aus, durch die er einen seiner Geister an den Ort zu binden versicherte. Den andern Morgen zwischen zehn und elf Uhr machte er mit dem schon erwähnten, auf das Gut mitgenommenen Kinde ein Experiment, wobei er ganz wie an dem frühern Abend verfuhr, nur daß der Knabe sich dießmal im gleichen Zimmer mit den Uebrigen, jedoch hinter einem Schirm, befand und daß Burggraf Howen seinen Platz im gleichen Kreise mit Cagliostro selbst bekam. Dem Kind hatte dieser einen großen Nagel zu halten gegeben und ihm befohlen, so lange auf den Knieen zu bleiben, bis es den ihm bereits bekannten schönen Jungen gesehen. Nachdem dieser, nach Behauptung des Kindes, erschienen, gebot der Wunderthäter dem Geiste mit dem rothen Kreuz gleichfalls zu erscheinen, sich an den Nagel zu binden und den Schatz im Walde so zu bewahren, daß Niemand sich demselben ohne sein, des Beschwörers, Wissen nahen könne. Auch sollte der Schatz ohne Howen nicht zu finden sein. Letzterem gebot er sofort niederzuknieen, dem Geiste mit dem rothen Kreuz aber, sich an Howen zu fesseln. Howen mußte dann, während ihn Cagliostro mit der Degenklinge berührte, folgendes Geheiß an das Kind nachsprechen:

Im Namen meines Meisters Cagliostro gebiete ich dir, du zum Sehen auserkorenes Kind, dir von den Geistern unseres großen Lehrers den Wald, der die Schätze birgt, zeigen, und die Erde, worin sie liegen, sich öffnen zu lassen.

Das Kind. Der Wald ist da, die Erde steht offen und ich seh' eine Treppe und einen langen Gang.

Hier gebot Cagliostra dem Grafen aufzustehen und setzte das Gespräch mit dem Kind nun unmittelbar fort.

Cagliostro. Steigen Sie die Treppe hinunter. Zählen Sie die Stufen so laut, daß wir es hören können, und dann gehen Sie bis an's Ende des Ganges und sagen mir, was Sie da sehen.

Das Kind zählte Stufen, wir konnten die Tritte hören, auch hörten wir noch, daß es unten einige Schritte weiter ging. Dann sagte es: Hier sind viele goldene Ruthen, Gold- und Silbermünzen, allerlei Sachen von Eisen, beschriebene Papiere und rothes Pulver.

Cagliostro gebot der Erscheinung zu verschwinden, sprach eine neue Beschwörung und fragte: Was sehen Sie jetzt?

K. Sieben sehr schöne Menschen, alle in langen weißen Kleidern; der eine hat ein rothes Herz vor der Brust, die andern alle haben rothe Kreuze und etwas vor der Stirne geschrieben; aber ich kann ja nicht lesen.

Cagliostro hieß diese Geister sich an gewisse Gegenstände fesseln und gebot dem Kind, jedem einen Kuß zu geben und sich von jedem küssen zu lassen. Wir hörten diese vierzehn Küsse. Endlich ließ er das Kind hinter dem Schirm vortreten, ging mit ihm und den anderen Herren nach dem Walde und befestigte dort, wo die Schätze begraben liegen sollten, den durch Beschwörung geheiligten Nagel. —

Jetzt zur Erklärung. Es liegt so viel gemein Schatzgräberisches, handgreiflich Lügenhaftes und Plumpes in der Geschichte von dem Wald, von dem geweihten Nagel u. dgl., daß es vor Allem der Bemerkung Elisa's bedarf, es hätten sich ihre und ihrer Angehörigen Zweifel gegen dieselbe nur deßhalb gelegt, weil Cagliostro ihnen die nie von ihm gesehene Waldstelle so genau beschrieben, ja sogar auf's Papier gezeichnet; und in der That ist dieser Umstand, sobald man ihn näher in's Auge faßt, so schwer zu deuten, daß man sich endlich nur nothgedrungen der von der Erzählerin

später beigefügten Auslegung anbequemt. Sie sagt nämlich, jene Stelle habe in der Gegend von Wilzen (nicht von Mitau) längst als eine solche gegolten, wo ein Schatz vergraben sei und Gespenster spukten; Cagliostro sei also ohne Zweifel durch irgend Jemand — sie meint durch eigene Emissäre — über jene Sage und die Oertlichkeit, an welcher sie haftete, unterrichtet gewesen. Allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß der nicht deutsch redende Gaukler gleich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in der gering bevölkerten Stadt Mitau Jemand gefunden, der ihm in französischer oder italienischer Sprache so genaue Auskunft über jenen Ort zu geben vermochte: so ist es noch viel unwahrscheinlicher, daß auch der gewandteste Künstler nach einer bloß mündlichen Beschreibung eine Gegend richtig genug auffasse, um deren Bild in einer Zeichnung so wiederzugeben, daß der wirklich mit ihr Vertraute sie erkenne. Will man jedoch auch diese zweite, größere Schwierigkeit unbeachtet lassen, so bleibt doch nahezu unerklärlich, wie Cagliostro Elisen vom Wagen aus den Ort von weitem richtig bezeichnen und dann demselben ohne Führer ganz wegekundig zueilen konnte.

Was den kleinen Vetter Elisa's betrifft, dessen sich der Geisterbanner bediente — wie er denn vom Aufenthalte in Mitau an fast immer ein solches noch nicht siebenjähriges Kind zu seinen Operationen beizog — so geht schon aus der Erzählung selbst hervor, daß bei dessen Rolle ein gut Theil ganz offenen Betrugs mitspielte. Sagte Cagliostro dem Knaben doch z. B. die Dinge, die er sehen sollte, häufig eigenen Mundes vor! Andere Spiegelfechtereien wurden später von dem Kleinen selbst angegeben, wie derselbe z. B. angewiesen war, um den den Geistern gegebenen und von ihnen empfangenen Kuß hören zu lassen, seine eigene Hand zu küssen; ebenso brachte man später in Erfahrung, unter dem mit Charakteren beschriebenen Bogen Papier sei ein zweiter gelegen, auf welchem alle Erscheinungen nach der Reihe, in welcher Cagliostro die Fragen stellte, abgezeichnet waren. Ohne Zweifel wurde auch der Ton, als ob der Knabe die Treppe hinabstieg, durch irgend eine Täuschung hervorgebracht. Hatte doch der Wunderthäter die Frechheit, als er ein Jahr später in Warschau eines mittelst eines Kindes geübten Betrugs unwiderleglich überwiesen wurde, in einem Mémoire justicatif sein bisheriges Verfahren mit den Kindern, für das er in Mitau den unbedingtesten Glauben gefordert, bloß als „gesellschaftlichen Scherz" (jeu de société) darzustellen. Gleichwohl bleibt auch hier Manches schwer zu erklären, wie z. B. schon vornweg der Umstand, daß das des Lesens unkundige, in einer fremden Sprache angeredete und unmittelbar vor der Operation gar nicht oder jedenfalls nur ganz kurz von Cagliostro belehrte Kind in der Reihenfolge der Antworten und seinen sonstigen Aufgaben nie fehlte. Hatte der Taschenspieler Zeit, jenen zweiten, unter den ersten gelegten Bogen Papier auch noch zu bemalen, da der Knabe nicht nur die Farben genau bezeichnete, sondern selbst über die weitern, sehr speziellen Zukommenheiten der Gestalten — z. B. daß einigen etwas auf die Stirn geschrieben sei, was er nicht angeben könne, daß der schöne Junge die Kette um den Hals des Herrn v. N. jetzt enger zusammenziehe u. dgl. — umständliche Auskunft ertheilte? Wie wußte er ferner, da er nicht lesen konnte, daß er fünf Leuchter, sieben Geister angeben, folglich vierzehn Küsse hören lassen, daß er so und so viele Stufen unter der Erde bezeichnen sollte? u. s. w. Waren ihm fünf Leuchter, sieben Geister auf seinen Bogen gemalt? Das wäre doch eben so zeitraubend, als andererseits der Gefahr ausgesetzt gewesen, daß der kleine Junge sich verzählt oder sonstwie verwirrt hätte! Ueberdieß hatte dieser bei den spätern Experimenten nicht einmal einen solchen Bogen. Frau von der Recke bemerkt ausdrücklich, Cagliostro habe sie bei einer der spätern Geisterbeschwörungen, wo das Kind im gleichen Zimmer mit der Gesellschaft blieb und nur hinter einen Schirm zu treten hatte, diesen Platz zuvor sehen lassen und da sei weder ein magischer Spiegel gewesen, noch habe der Knabe, mocht' er sich wenden wie er wollte, etwas, was jenseits des Schirms ihm etwa durch irgend ein Zeichen mitgetheilt worden wäre, „auf eine natürliche Weise" wahrnehmen können.

Später hat derselbe über die Verhaltungsregeln, welche ihm von dem Geisterbanner zugekommen, im Ganzen ziemlich wenig Auskunft gegeben, als ob er dieselben nicht deutlich in Erinnerung hätte. Zunächst rührte diese Verschwiegenheit allerdings daher, weil die andern Personen von Cagliostro auf's Strengste angewiesen waren, mit dem Kinde nichts über die gehabten Erscheinungen zu sprechen, und weil sie später, als ihnen die richtigere Ansicht über jenen aufging, absichtlich vermieden, den Knaben, dem sie früher die höchste Ehrfurcht vor dem fremden Manne beizubringen gesucht, nun selbst darauf aufmerksam zu machen, daß derselbe ein Betrüger gewesen und ihn zum Lügen angeleitet habe. Bedenkt man jedoch, daß Cagliostro demselben den Kopf mit angebranntem Papier (oder mit der Asche dieses Papiers) rieb, und daß das Kind, wie die Erzählerin sagt, nach jeder Operation „sehr erhitzt und schläfrig" war, so ist es fast, als habe es der Betrüger durch irgend ein nervensteigerndes Mittel, in einen Zustand zu versetzen gewußt, in welchem er mehr oder minder über dessen Einbildungskraft zu gebieten vermochte. So ergäbe sich jenes spätere Schweigen des Knaben von selbst als mangelnde Erinnerung an das vorhergegangene Stadium künstlicher Exaltation, und der Gaukler hätte nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn er behauptete, das Kind spreche während der Zeit der Beschwörung eigentlich „nicht selbst", sondern der Geist der Magie ruhe auf ihm und „gebe ihm bisweilen Dinge zu sagen ein, die es nicht sehe.

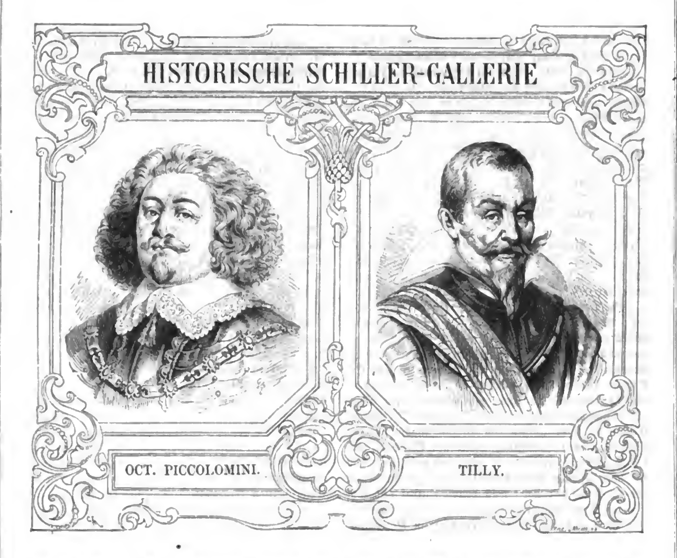
Man darf dabei nicht vergessen, daß ohne ein solches Steigerungsmittel oder ohne eine große Fähigkeit auf die Nerven der Kinder einzuwirken, die Experimente mit denselben, die er von Mitau an fast überall, wo er auftrat, vornahm, doch gar zu gewagt für ihn gewesen wären, da er sich unmöglich überall auf die bloße Intelligenz der Kleinen verlassen konnte. Selbstverständlich waren aber nicht alle Kinder für seinen Nerveneinfluß empfänglich, und dem immer nebenher laufenden gröbern Betrug stand die Thür dann um so weiter geöffnet, wie



denn der Experimentator über einem solchen in Warschau wirklich ertappt wurde. Umgekehrt zeigten sich jedoch auch manche Kinder ganz vorzugsweise für seine Einwirkung erschlossen, wie er später einmal in Straßburg eine ganze Reihe solcher „Pupillen" oder „Tauben", nicht bloß durch seine eigene Operation, sondern sogar durch andere Personen, auf welche er „die ihm von Gott ertheilte Macht" übertragen, in einen Zustand versetzte, in welchem dieselben eine Menge ihnen unbekannter Dinge, zukünftiger Ereignisse u. dgl. sahen und bekannt machten. Als sofort Jemand in dem Argwohn, es möchte wohl ein geheimes Einverständniß zwischen den Kleinen und Cagliostro stattfinden, vorschlug, ein ganz neues, dem Wunderthäter gänzlich unbekanntes Mädchen zum Experimentiren zu bringen, willigte jener sogleich ein. Das Mädchen ward gebracht, und nicht Cagliostro, sondern der Vorschlagende selbst legte, nachdem jener seine Kraft auf ihn übertragen, dem Kinde die Hand auf den Kopf und erhielt nun eine Reihe von Angaben über Dinge, die theils allen Anwesenden, theils mindestens dem befragten Mädchen unbekannt waren, sich aber später — so wird wenigstens versichert — ohne Ausnahme als richtig bewährten.

Am schwersten anders als durch momentane eigene Hellsicht des Gauklers erklärbar ist endlich, daß derselbe den krankhaften Zustand des mehrere Meilen weit entfernten Herrn v. N. genau inne ward und demgemäß dem Kinde durch ein sehr ausdrucksvolles Bild bezeichnete. Frau von der Recke erzählt, Cagliostro habe mit jenem Herrn Tags zuvor zu Mittag gespeist und sich durch ihn beleidigt geglaubt, so daß er nachher in ihrem väterlichen Hause ausgerufen, derselbe solle schon seine Macht fühlen und bestraft werden. Daran anknüpfend, meint sie, er möge wohl bei jenem Mittagessen — also etwa 30 bis 32 Stunden vor dem Abend, wo er dem Kinde von der mit Ketten umschnürten Gestalt sprach — dem Beleidiger mittelst einer angebotenen Prise Tabak (er hatte nämlich die Gewohnheit, den Leuten seinen Tabak aufzunöthigen) etwas Schädliches beigebracht haben! Jeder mit der Natur solcher Mittel näher Bekannte wird jedoch zugeben, daß eine derartige Wirkung durch eine Prise hervorgerufen, schon an sich ziemlich schwer fallen dürfte, daß aber vollends die Berechnung, der Effekt werde erst nach 30 Stunden eintreten, bei einer so unbestimmten, vom Belieben des Schnupfenden abhängigen Dosis, rein unmöglich sei. — Dagegen ging es allerdings ganz natürlich zu, daß der Wunderthäter den Arzt, welchen der Kranke in der Nacht holen ließ, namhaft machen konnte, denn dieser bediente sich nie eines andern.

Hier endlich ein Beispiel, wie der Gaukler sich benahm, wenn ein Kind, sei's, weil die magnetische Kraft



OCT. PICCOLOMINI.

TILLY.

nicht mehr wirkte, sei's, weil es seine Instruktion vergessen, aus der Rolle fiel, was übrigens in Mitau nur einmal vorgekommen zu sein scheint. Dem uns schon bekannten Knaben, der bei dieser Gelegenheit hinter einem Schirm im gleichen Zimmer mit den Uebrigen stand, war auf des Beschwörers Geheiß ein Geist in langem, weißem Gewand, mit goldener Krone auf dem Haupt und rothem Kreuz vor der Brust erschienen. Cagliostro gebot, denselben um seinen Namen zu fragen, das Kind gehorchte, der Geist schwieg aber.

Cagliostro. Nun, hat er Ihnen seinen Namen nicht genannt?

Kind. Nein.

C. Warum nicht?

K. Weil er ihn vergessen hat!

Hier stampfte Cagliostro mit den Füßen, machte mit dem Degen Figuren in der Luft, redete in einer fremden Sprache und trat dann hinter den Schirm, wo wir ihn mit schnellen Federzügen schreiben (zeichnen?) hörten. Einige von uns behaupteten, während dessen ein Beben unter den Füßen und ein Geräusch gehört zu haben, als ob etwas auf dem Boden fortgerollt wäre. Dann kam er wieder hervor und gebot einigen andern Geistern, dem Kinde zu erscheinen, die dieses denn auch wirklich zu sehen behauptete, unter andern einen alten Mann in schwarzem Kleide. — Nachdem dieser Akt vorüber, sagte der Beschwörer zur Gesellschaft in längerer Rede: Einer von euch wird gegen mich als Judas auftreten. Diese Entdeckung hab' ich gemacht, als der Geist seinen Namen verschwieg. Ich sage nichts darüber, was mein Herz bei dieser Entdeckung leidet und zittere nicht für mich, sondern für den Unglücklichen, der an mir zum Verräther wird. — Elisa beschuldigt, wahrscheinlich mit vollem Recht, er habe diese Wendung nur gebraucht, um die Aufmerksamkeit von dem Umstande, daß das Kind den Namen nicht mehr anzugeben vermocht, abzulenken und die Einbildungskraft mit dem Unglück, das für den Verräther erwachsen würde, zu beschäftigen, dadurch zugleich jeder etwaigen Lust zum Ausplaudern an Solche, die nicht zu den ganz Gläubigen gehörten, möglichst vorbauend.

Von Mitau ging Cagliostro nach Petersburg. Vor seiner Abreise erklärte er, daß er weder ein Spanier, noch Graf Cagliostro sei, er habe aber diesen Namen auf Befehl seiner Obern annehmen müssen. Einige Zeit hab' er dem großen Kophtha unter dem Namen Friedrich Gualto gedient; seinen eigentlichen Namen müsse er noch verbergen, vielleicht werde er aber schon in Petersburg sich in seinem wahren Wesen offenbaren. Auch wisse er die Zeit noch nicht, wann die magischen Schriften und der Schatz in Wilsen zu heben, doch

freue er sich, dieselben so befestigt zu haben, daß sie nie in die Hände der Nekromanten fallen könnten.

Als ihn Elisa sofort um Erlaubniß bat, einem Freunde, den sie nicht persönlich kenne, die gemachten Erfahrungen mitzutheilen, fragte er nach dessen Namen. Sie nannte Lavater in Zürich, aber Cagliostro kannte diesen Mann nicht. Auf ihre Schilderung von demselben, versprach Jener Antwort für den folgenden Tag, weil er in dieser Beziehung unter dem Befehl seiner Obern stehe. Am andern Tag gab er die erbetene Erlaubniß unter dem Beding, über ein Jahr zu warten, bis sie Gebrauch von derselben mache. Elise sollte dann im ersten Brief von ihm nur als Graf C. sprechen, worauf Lavater im Rückschreiben fragen würde: Ist dieser Graf nicht der große Cagliostro? — auf welche Frage sie einfach zu erwidern habe: Er ist's.

In Petersburg trat er wieder als spanischer Graf auf, wogegen übrigens der spanische Gesandte alsbald Einsprache erhob; seine Frau mußte sich für eine geborene Prinzessin von Santa Croce ausgeben und behaupten sie, (wenn ihre in St. Pelagie gegebene Erklärung richtig, damals kaum 25 Jahre zählend) sei fünfzig Jahre alt und habe einen erwachsenen Sohn als Hauptmann in holländischen Diensten. Jedermann staunte ob ihrer „durch das Verjüngungswasser des Gemahls" so unverwüstlich gebliebenen Schönheit und das Wasser ging reißend ab. Er selbst weissagte einem russischen Fürsten seinen bevorstehenden Fall und einer jungen Dame den Tod, was beides eintraf und ihm nicht geringen Glauben eintrug. Dagegen mißglückte sein Plan auf Gewinnung der Kaiserin Katharina, um dessentwillen er eine Zeit lang die Frau von der Recke mit nach der russischen Hauptstadt zu ziehen gesucht hatte. Im Gegentheil schrieb Jene drei Lustspiele in russischer Sprache über ihn, die später zu Berlin in deutscher Uebersetzung unter den Titeln: der Betrüger, der Verblendete und der sibirische Schaman herauskamen. In dem erstern ward der Abenteurer unter dem Namen Kalistalbscherston lächerlich gemacht.

Von Petersburg begab sich der Wanderer nach Warschau, wohin er von vielen russischen Großen Empfehlungen erhalten, und wo er in der That fürstlich empfangen wurde. Man feierte den Geburtstag seiner Frau mit königlichen Ehrenbezeugungen; bald kamen aber auch von ihm verübte Betrügereien an den Tag, unter andern die schon erwähnte mittelst eines Kindes oder vielmehr eines schon halb erwachsenen Mädchens, die, wie er vor dem Gerichte in Rom behauptet zu haben scheint, ihn nur dadurch in den Verdacht der Lügenhaftigkeit brachte, weil sie, über das Alter der kindlichen Hellsicht schon hinaus, nicht mehr sah, „was sie hätte sehen sollen." Dieß bewog ihn die Stadt zu verlassen und sich nach Straßburg zu begeben.

Unterwegs will er folgendes Abenteuer erlebt haben, das wir um ihn zu bezeichnen, hier mit seinen eigenen, im römischen Protokoll niedergelegten Worten wiedergeben:

In Frankfurt a. M. traf ich die Herren N. und N., welche Häupter und Archivare der Maurerei von strikter Observanz, genannt Illuminaten*), sind. Sie luden mich ein, den Kaffee mit ihnen zu trinken, und ich stieg in ihren Wagen, ohne meine Frau oder Jemand von meiner Dienerschaft bei mir zu haben, denn um dieses hatten sie mich ausdrücklich gebeten. Sie führten mich auf's Land, etwa drei Meilen von der Stadt weg; dort traten wir in ein Haus und nach eingenommenem Kaffee begaben wir uns in den Garten, wo sich mir eine künstliche Grotte zeigte. Mit einer zur Hand genommenen Lampe stiegen wir vierzehn bis fünfzehn Stufen in einen unterirdischen Raum hinab und traten dort in ein rundes Gemach, in dessen Mitte ein Tisch stand. Jene öffneten denselben; in ihm befand sich ein eisernes Kästchen, welches sie aufschloßen und worin ich eine Menge Papiere liegen sah. Die beiden Männer nahmen ein geschriebenes Buch in Form eines Missals heraus, an dessen Anfang stand: Wir, Großmeister der Templer u. s. w. Auf diese Worte folgte eine Eidesformel in den schauderhaftesten Ausdrücken, deren ich mich nicht mehr genau entsinne, die aber die Verbindlichkeit enthielten, alle despotischen Fürsten zu vernichten. Dieser Eid war mit Blut geschrieben und hatte elf Unterschriften, sämmtlich, mit Ausnahme meiner eigenen, zu oberst stehenden, abermals aus Blut. Ich erinnere mich jetzt nicht mehr der unterfertigten Namen, ausgenommen die der N. N. N. rc. Es waren die Unterschriften der zwölf Großmeister der Illuminaten, die meinige aber rührte nicht von mir selbst her und ich weiß nicht, wie sie dahin gekommen. Was man mir über den Inhalt dieses französisch abgefaßten Buches sagte und das Wenige, was ich selbst darin las, bestätigte mir abermals, daß diese Sekte beschlossen hatte, ihre ersten Streiche gegen Frankreich zu führen; daß sie nach dem Sturz besagter Monarchie Italien und besonders Rom treffen wollten; daß jener Chimeneš, von welchem ich schon gesprochen**), einer ihrer Hauptführer war; daß sie gerade damals in die tiefsten Intriguen verwickelt waren und daß die Gesellschaft eine Menge Geldes in den Banken von Amsterdam, Rotterdam, London, Genua und Venedig liegen hat. Sie sagten mir, dieß Geld komme von den Beiträgen, welche jährlich hundertundachtzigtausend Maurer entrichteten, den Einzelnen zu fünf Louis gerechnet. Dasselbe diene zuvörderst zum Unterhalt der Führer, ferner zum Unterhalt der Emissäre, welche sie an allen Höfen unterhielten, endlich zur Instandhaltung von Schiffen, zur Belohnung derer, die irgend etwas gegen die Fürsten unternähmen, und zu andern Bedürfnissen des

*) Dieß ist von vorneherein unrichtig. Die Illuminaten hatten sich, soviel dem Verfasser dieses Aufsatzes bekannt, an die Maurer nur angelehnt, nicht mit denselben eigentlich identifizirt, jedenfalls nicht mit denen von der „strikten", an Magie u. dgl. hängenden, sich von den Templern ableitenden Observanz.

**) Einige Seiten weiter vorne hatte er nämlich bemerkt, die Maurer würden in ihren gegen Frankreich und Rom gerichteten Planen von einem Spanier geleitet, der sich Thomas Chimenes nennen lasse. Dieser durchziehe fortwährend Europa und streue, um zu seinem Ziel zu gelangen, viel Geld aus, das ihm durch Logenbeiträge zufließe. Er, Cagliostro, habe denselben in verschiedenen Städten begegnet, aber jedesmal unter anderm Namen und unter anderer Verkleidung.

Ordens. Ich erfuhr noch, die Logen in Amerika und Afrika beliefen sich auf zwanzigtausend, welche jährlich am Johannistag an den gemeinsamen Schatz 25 Louis (zusammen oder jede einzeln?) einzusenden hätten. — Endlich boten mir meine beiden Begleiter Unterstützung in Geld an, beifügend, sie würden selbst ihr Blut für mich geben, und ich erhielt sechshundert Louis baar. Damit kehrten wir nach Frankfurt zurück, von wo ich am folgenden Tag mit meiner Frau nach Straßburg aufbrach.

Die römischen Untersuchungsrichter waren trotz der Ungunst, mit welchem die Maurerei vom heiligen Stuhl angesehen wird, doch verständig genug, an dieses Schaudergeschichtchen nicht recht zu glauben. Aus Cagliostro's Frau, deren Aussagen denjenigen ihres Gatten sonst zur Kontrole dienten, war dießmal nichts herauszubringen, weil sie, wie er klüglich angemerkt, die Partie nach dem Landhaus nicht mitgemacht und sich jetzt — nach so langer Zeit — der Begegnung mit jenen beiden Herren und der einige Stunden lang andauernden Abwesenheit ihres Eheherrn „nicht mehr erinnerte!" Allem nach hatte Cagliostro viel von den abenteuerlichen Tendenzen gehört, welche dem auf Deutschland beschränkten und dort mit der Maurerei in Verbindung getretenen Illuminatenorden zugeschrieben wurden, nachdem derselbe im Jahr 1784 und 1785 auf Befehl des Kurfürsten von Bayern aufgehoben worden. Besonders in England gingen diese Uebertreibungen über alles Maß. Die Illuminaten sollten allen despotischen Fürsten den Untergang geschworen haben, nicht etwa, durch Heranziehung einer männlichen Gesinnung des Volkes, sondern unmittelbar durch Mord und Revolution. Die französische Staatsumwälzung sollte lediglich von ihnen ausgegangen und durch sie geleitet worden sein. Ja man ging endlich in England — allerdings erst nach Cagliostro's Zeit — so weit zu behaupten, weil der deutsche Dichter Wieland in seinen Gesprächen über die französische Revolution bekanntlich auf Bonaparte als den künftigen Retter und Beherrscher Frankreichs hingewiesen, sei er Mitglied der Illuminaten gewesen, und diese, namentlich Wieland selbst, hätten den Mann des 18. Brumaire eigentlich berufen!

(Schluß folgt.)



Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der Schweiz.

Von Eduard Osenbrüggen.

2. Das Kloster Fischingen.

Die neue Schweiz hat mit den alten Klöstern gewaltig aufgeräumt und in seinem Eifer, ein moderner Kulturstaat zu werden, suchte der Aargau im Wegräumen solcher mittelalterlichen ausgedienten Kulturstätten die übrigen Länder der Schweiz zu übertreffen, so daß das schweizerische Idiotikon mit den technischen Ausdrücken „aargauern" und „veraargauern" bereichert wurde. Der Thurgau blieb nicht zurück, indem er im Jahre 1848 alle Klöster und Kapitel, mit Ausnahme des Frauenstifts Katharinenthal, aufhob und daraus ein Vermögen von beinahe drei Millionen Gulden als Staatsgut gewann, dem die Bestimmung gegeben wurde, als Kirchen-, Schul- und Armenfonds zu dienen. Diese Bestimmung mildert das Verfahren, gegen das man denn doch vom juristischen Standpunkt Bedenken haben könnte und das mit dieser Bestimmung etwas an den berüchtigten Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck erinnert. Freilich war die Mission der Klöster, welche sie für die Kulturentwicklung gehabt hatten, nicht mehr erkennbar und die große Zahl der Klöster in der Schweiz paßte nicht in die Neuzeit, aber ich meine doch, man hätte bei der Verwendung der leer gewordenen Klosterräume etwas mehr Rücksicht darauf nehmen sollen, daß es einst ehrwürdige Stätten waren. Diese Empfindung bemächtigte sich meiner, als ich kürzlich das von der Sekularisation im Thurgau betroffene Kloster Fischingen besuchte. Seine schöne Kirche ist Leutkirche der Gemeinde Fischingen geblieben, aber die großen Klostergebäude dienen Fabrikzwecken. Statt der Bußgesänge der Mönche hört man das Schnurren der Spindeln, und wo einst die Klosterschule wirksam war und Pergamene beschrieben und studirt wurden, da wird jetzt Kalbleder gegerbt. Der große Konventssaal ist mit Modellen von allerlei Maschinen angefüllt; im Bibliothekzimmer mit den leeren Bücherschränken sind Kalbfelle aufgehäuft; der kleine Wappensaal, dessen Wände mit den Wappen der Aebte und der vornehmen Donatoren des Klosters bedeckt sind, und das daran stoßende Archiv dienen zur Aufbewahrung von rothem und weißem Baumwollengarn. Baumwolle, dachte ich, ist ja die Losung unserer Zeit, aber die Gerberei im Benediktinerkloster war mir doch zu pikant. Gern hebe ich jedoch hervor, daß Herr Imhof in Winterthur, der die Gebäude käuflich erworben hat, die Räume, welche nicht zur Arbeit verwendet werden, besonders die frühere Wohnung des Abtes, mit richtiger Schen und mit Kunstsinn sorgsam im alten Zustande erhält. Diese Wohnung ist so überaus sauber und zierlich, daß man sie kokett nennen könnte, wenn dieser Ausdruck in Beziehung auf einen hochwürdigen Prälaten gebraucht werden dürfte. Wie überhaupt alle Haupträume des Klosters durch eine geschmackvolle Stukkatur der Decken, und die Thüren und Schränke durch kunstreiche eingelegte Arbeit sich auszeichnen, so ist dieses in den Wohnzimmern des Abtes bis auf das feinste durchgeführt und die daran stoßende Privatkapelle nimmt sich wie ein kleines Kirchenjuwel aus.

Die Regierung des Thurgau's, dem Satze huldigend, daß in Geldsachen nicht bloß die Gemüthlichkeit, sondern auch die Romantik aufhöre, hat es nicht für nöthig ge-

funden, der Kirche von Fischingen den Stolz des schönsten Geläutes im ganzen Schweizerlande zu lassen, sondern hat, um das Staatsgut zu „äufnen", von den elf Glocken vier, darunter die größte, nach dem Gewicht verkauft. Aber auch jetzt noch, sei es, daß man vom Hörnli in den engen Thalgrund hinabsteigt oder nach langweiliger Eisenbahnfahrt durch Mostindien, alias Thurgau, von der Station Sirnach sich der stattlichen Kirche nähert, ist es ein heller hoher Klang, der den Wanderer begrüßt, und als ich mit dem Kloster in seiner gegenwärtigen Verwendung mich bekannt gemacht hatte und noch einmal zurückschaute auf die vom Hintergrunde der bewaldeten Berge sich abhebenden Thürme, da war mir der Glockenklang wie ein Grabgeläute alter Klosterherrlichkeit.

Der Anfang des Klosters Fischingen wird in die graue Ferne, sogar auf das Jahr 104 zurückverlegt. Nach einer andern Meldung flüchteten sich verfolgte Christen im dritten Jahrhundert in diese unwegsame Waldgegend und führten hier ein hartes Einsiedlerleben. Es folgten ihnen mehrere Jahrhunderte hindurch andere Anachoreten, bis der Benediktinerorden sich hieher ausbreitete, dem sich die Einsiedler anschlossen. Es werden Aebte aus der Zeit vor dem zwölften Jahrhundert genannt, aber wenn damals wirklich schon ein Kloster bestanden hat, so ist es gänzlich in Verfall gerathen. Urkundlich ist der Abt Woltram von Petershausen vom Jahr 1138, unter dem das Kloster aufblühte, wozu der Bischof Ulrich von Constanz und die Spenden des Adels der Umgegend nicht wenig beitrugen. In dieser Zeit wird auch zuerst ein Frauenkloster in Fischingen erwähnt. Als Wallfahrtsort wurde Fischingen bedeutend durch die heilige Idda, deren Legende ich unten behandeln werde. Im Jahre 1414 brannte das Kloster ab, wurde aber durch die Municicenz mächtiger Herrn wieder restaurirt und es begann für dasselbe eine neue Blüthezeit, bis die kirchliche Reformation den Thurgau ergriff und die meisten Conventualen von Fischingen zur Lehre Zwingli's übertraten. Selbst der Abt Heinrich Stoll, anfangs ein eifriger Verfechter des alten Glaubens, folgte dem Strome und ließ sich, wie katholische Berichte sagen, von einer Sirene, die in Gestalt einer abtrünnigen Nonne austrat, verlocken, blieb aber doch noch sechs Jahre, obgleich „aus einem guten Hirten ein Wolf geworden", an der Spitze des Klosters. Nach der Schlacht bei Cappel (1531) mußte er den Platz räumen, aber sein Nachfolger für die nächsten Jahre war auch kein Mann der strikten Observanz. Zwar kam das Kloster noch einmal in die alte Ordnung zurück und bestand noch in wechselnden Geschicken über drei Jahrhunderte; als es aber, freilich von rauher Hand, aufgehoben wurde, war es in Erfüllung seiner Mission für Christenthum und Wissenschaft nur noch sehr schwach.

Das Kloster verdankt seine einstige Berühmtheit vornämlich der heiligen Idda und deren Legende, die in mehrfacher Beziehung merkwürdig ist, daher ich sie, mit Wahrung der alterthümlichen Form, hier anfügen will.

Idda, aus dem gräflich Kirchberg'schen Hause im Schwabenlande (bei Ulm), wurde etwa in ihrem zwanzigsten Jahre 1179 dem Grafen Heinrich von Toggenburg vermählt und dieser verehrte seiner vielgeliebten Braut einen köstlichen Gemahel-Ring, der aus theurem arabischem Golde gemacht und mit einem fürtrefflichen Stein versetzt war. Als nun Idda mit ihrem Herrn in großem Frieden und Liebe lebte, begab es sich, daß sie eines Tages ihre Kleider und Kleinodien an der Sonne erlüftete. Siehe, da schicket der böse Feind einen Raben, der seine diebischen Augen auf der Frauen goldenen Ring warf und ihn in dem Schnabel in den Wald zu seinem Neste trug. Hier ging gerade ein Jäger vorbei, und da ihn das ungewöhnliche Geschrei der jungen Raben verwunderte, stieg er auf die Tanne und fand in dem Neste den Ring der Gräfin Idda. Er nahm den Ring und steckte ihn mit großen Freuden an seinen Finger, was nicht nur seinen Mitgesellen in die Augen fiel, sondern auch einen derselben bewog, dem Grafen zu hinterbringen, daß der Jäger in einem großen Argwohn wäre mit der Gräfin, da er öffentlich den Ring an dem Finger dürfte tragen, mit welchem die Frau Idda von ihrem Herrn auserkoren worden. Als der Graf das hörte und den Ring an dem Finger des Jägers sah, ward er sehr zornig und befahl, ohne weitere Nachfrage, den Jäger als einen ehebrecherischen Buben ohne Verzug einem ungezähmten Roße an den Schweif zu binden und dieses von der Höhe des Schlosses bis in das Thal herablaufen zu lassen, wodurch der elende Mensch jämmerlich zerfleischt wurde. In seinem Grimm und grausamen Zorn lief sodann der Graf in das Frauengemach, ergriff sein getreues Ehegemahl und stürzte sie aus dem Fenster von dem allerhöchsten Orte des Schlosses in den Abgrund.

Aber obwohl Jedermann glauben mußte, die unschuldige Frau, welche an vierhundert Ellenbogen tief durch wilde Felsen und Dornen herabfiel, läge zerschlagen in der Tiefe, hatte Gottes starke Hand sie gerettet. Sie stand auf, kniete nieder, dankte Gott für die wunderbare Rettung, verzieh allen ihren Mißgönnern und ihrem Eheherrn und weihte sich fortan einem einsiedlerischen Leben mitten in der Wildniß, wo sie sich von Kräutern, Wurzeln, Holzäpfeln und reinem Wasser nährte, welches durch das wilde Thal floß. Auf der kühlen Erde war ihre Lagerstatt und unter den wilden Thieren ihr Palast.

So lebte sie siebzehn Jahre Gott geweiht, dem sie Tag und Nacht mit Andacht und Gebet diente. Da kamen eines Tages die Jäger des Grafen in die unwegsame Wildniß und verwunderten sich, allda den Fußtritt eines Menschen zu finden. Die Hunde verfolgten nach ihrer Art und Natur die Spur und leiteten die Jäger hin zu der Höhle, in welcher diese ihre ehemalige Herrin entdeckten. Ob diesem Wunder entsetzten sich die Jäger und eilten, ihrem Herrn solche Zeitung anzuzeigen. Der Graf konnte es nicht glauben, daß seine Frau, von solcher Höhe gestürzt, nicht in tausend Stücke zertrümmert worden, aber einer der Jäger sprach: Ich sag' die Wahrheit, daß sie noch lebet, denn ich habe sie nicht allein mit Augen gesehen, sondern sie hat mir auch die rechte Hand gereicht und hat Ew. Gnaden anzeigen lassen, Ew. Gnaden habe sie wider alle Billigkeit verstoßen und hingeworfen, dieweil sie der beschuldigten Sache mit dem Jäger, meinem Vater, unschuldig gewesen sei. Da eilte der Graf mit seinen Jägern in den Wald, wo sie endlich zu der Höhle kamen, in welcher Idda kümmerlich ihr Leben fristete. Als der Graf sie herfürkommen sah, mit

zerrissenen und schlechten Kleidern, demüthigen Geberden und sonderbarer Schamhaftigkeit, als ob sie die geringste Magd in seinem Hause wäre, da entsetzte er sich heftig ob diesem Anblick seines unschuldigen Gemahls, erkannte seine Schuld, bat sie herzlich um Verzeihung und wünschte inständig, sie möchte wiederum mit ihm in's Schloß ziehen, er wolle sie also ehrlich halten, daß sie solchen zugefügten Uebels und Unfalls tausendfältig ergetzet werde. Dieses Begehren schlug aber Idda ihrem Herrn mit freundlichen Worten ab: sie sei dem weltlichen Stande abgestorben und möchte die übrige Zeit ihres Lebens in dem angefangenen Einsiedlerstande beschließen; sie begehre nichts anderes von ihrem Herrn, denn daß er ihr ein schlechtes Hüttlein wolle bauen lassen. Graf Heinrich bewilligte, obwohl nicht ohne Trauer, was sie begehrt hatte und bat sie, den Ort anzuzeigen, wo die Hütte stehen solle. Idda sprach, daß sie nirgends lieber ihren Aufenthalt haben möchte als in der Au, an dem Orte, da man pflege über das Hörnli zu gehen, nicht weit von der Kapelle, die zu Ehren unser lieben Frauen erbaut worden. Nachdem nun das neue Häuslein durch den Grafen nach ihrem Begehren errichtet war, zog die gottselige Idda aus ihrer rauhen Wildniß dahin, nahm aber nichts für ihren Unterhalt von dem Grafen, sondern ließ sich begnügen mit dem, was fromme Nachbarn ihr zum Almosen gaben. Oft begab sie sich, besonders zur Mettenzeit, in das nahe gelegene, zum Theil von den alten Grafen von Toggenburg gestiftete Gotteshaus Fischingen, um dort ihre Andacht zu vollbringen, und wenn sie in der Dunkelheit dahin ging oder daher kam, fand sich ein Hirsch ein, der auf seinem Geweih zwölf Lichter trug und ihr vorleuchtete. Von den nach der Regel des heil. Benedikt lebenden Klosterfrauen wurde sie sodann gebeten, zu ihnen zu kommen und ihre Wohnung dort zu nehmen, worauf sie, ohne in den Orden zu treten, so weit einging, daß sie eine Zelle für sich begehrte, in der sie ganz abgesondert von der Welt leben könne. Nach ihrem seligen Tode wurde der Leichnam der Heiligen in einer abgesonderten Kapelle beigesetzt. Diese Kapelle erweiterte der Abt Placidus von Fischingen im Jahre 1625 und zierte sie mit drei Altären, denn es wallfahrteten viele zu dem Grabe der heil. Idda und erfuhren ihre Wunderthätigkeit.

An einer kirchlichen Legende gleitet das anatomische Messer der historischen Kritik ab; da aber die Bearbeiter der Idda-Legende mit einem historischen Beiwerk zur Stütze der die Geschichte berührenden Momente aus dem Leben der Heiligen aufgetreten sind, eine vollständige Genealogie der Grafen von Toggenburg wie der Grafen von Kirchberg geliefert und überall die Jahreszahlen so genau angegeben haben, wie es in der urkundlichen Geschichte nothwendig ist, so darf auch die historische Kritik mit ihren Zweifeln dagegen auftreten und ein Zweifel heftet sich namentlich an die Person des Grafen Heinrich, Gemahls der Idda. Zwar melden die Bearbeiter der Legende, Graf Heinrich von Toggenburg sei im Jahr 1179 bei einem Turnier in Cölln gewesen und habe in demselben Jahre sich mit der Gräfin Idda von Kirchberg vermählt, aber die namentlich von **Wegelin** bearbeitete Geschichte des Toggenburgs weiß nichts von diesem Grafen, der nach der Legende lang regiert haben müßte und der Name Heinrich war bei den Toggenburgern gar nicht üblich. Ob wir so viel als historische Thatsache annehmen dürfen, daß einst ein Graf von Toggenburg aus Eifersucht seine Gemahlin von der Höhe der Burg in den Abgrund stürzte, oder ob das Historische der Legende nur darin zu sehen ist, daß eine Gräfin von Toggenburg Klausnerin geworden und den Namen einer Heiligen sich erworben habe, darüber zu entscheiden, fehlt es an historischem Material. Wir haben eben eine Legende vor uns, der möglicherweise einige historische Thatsachen, die sich der Geschichtsforschung entzogen haben, zu Grunde liegen. Wenn wir die Geschichte der Toggenburger befragen, so ist auch **Schillers** „Ritter Toggenburg“ ein Nebelbild ohne Realität. Ueber die Formirung jener Legende haben wir aber einen historischen Nachweis.

Nachdem im Anfange des 15. Jahrhunderts das Kloster Fischingen abgebrannt, sodann aber restaurirt war, wurde im Jahr 1465 Heinrich Scheuchti aus dem Kloster St. Gallen als Abt nach Fischingen berufen und regierte hier 45 Jahre. Dieser Mann erkannte die Wichtigkeit einer kräftigen Legende für sein Kloster und bat den gelehrten Dekan Albert von **Bonstetten** in Einsiedeln um die Bearbeitung des Lebens der heiligen Idda. Benutzt wurde für die lateinische Gestaltung der Legende durch Bonstetten, wie es heißt, eine sehr alte, fast verblichene deutsche Handschrift. Diese Handschrift, wenn sie je existirt hat, ist längst verloren gegangen und wir sind nicht im Stande, zu ermitteln, welche Ausschmückungen der Legende von jenem Formgeber herrühren, aber deutlich läßt sich in ihr eine Aehnlichkeit mit dem Leben der heil. Genoveva erkennen und in einzelnen Zügen eine Verwandtschaft mit anderen altdeutschen Sagen. Der Rabe und der Hirsch erscheinen oft in der Sage. In der Meinradslegende sind die beiden Raben die Bluträcher; sie verfolgen die Mörder des Einsiedlers, der sie aufgezogen und als einzige Genossen im finstern Walde am Etzel bei sich hatte, bis nach Zürich und lassen erst ab in der Verfolgung, bis die Mörder auf dem Rade gestorben sind. Der Rabe in der Sage von St. Oswald steht dem Raben in der Idda-Legende insofern näher, als er einen Ring im Schnabel forträgt, aber er bringt als Liebesbote dem Helden den Ring über's Meer. Der Rabe, welcher das Schicksal der Gräfin Idda bestimmte, an die diebische Elster erinnernd, kommt in sehr ähnlicher Weise in einer späten Tradition aus Thüringen vor. Thilo von **Trotha**, Bischof von Merseburg (1468—1514), nahm einen seiner Diener in Verdacht der Entwendung eines kostbaren Ringes und obgleich der Diener seine Unschuld auf's Heiligste betheuerte, ließ der Bischof ihn hinrichten. Bald darauf fand man aber den Ring in dem Neste eines Raben, der ihn durch das offene Fenster entwendet hatte. Da war der Bischof untröstlich, weil er seinen Diener unschuldig hatte hinrichten lassen, und errichtete als eigenthümliche Form der Buße in sonderbarer Logik ein Vermächtniß, nach welchem für ewige Zeiten ein lebendiger Rabe unterhalten werden sollte. Die Familie Trotha von Treiben in Kurland hat jetzt noch einen Raben im Wappen. Dem Hirsche gibt die Sage oft goldene, leuchtende Hörner; mit brennenden Kerzen erscheint er schon in einer andern kirchlichen Sage, welche wohl jedenfalls älter ist,

als die Idda-Legende. König Ludwig der Deutsche, heißt es, pflegte mit seinen Töchtern Hildegard und Bertha auf dem Schlosse Baldern am Albis zu weilen; die Prinzessinen, wenn sie nach ihrer Uebung vor Tagesanbruch vor das Burgthor hinausgingen, um zu beten, wurden dann oft eines Hirsches mit brennenden Kerzen auf den Hörnern ansichtig, der ihnen vorleuchtete, und der Mahnung des Wunderzeichens folgend, bauten sie nachmals den Münster da, wohin sie der Hirsch geleitet hatte. Bei dieser Sage ist die Entfernung von dem Orte, wo die Burg Baldern stand, bis zu dem Platze, wo das Frauenmünster in Zürich steht, auffällig. Der kerzentragende Hirsch wurde aber in das Siegel der Aebtissinnen aufgenommen, wie die beiden Raben in das Wappen von Einsiedeln, und ein Mauergemälde im Frauenmünster zeigt jene Legende im Kunstwerk.

Die Iddalegende ist nach Bonstettens Vorgang ungemein oft, lateinisch und deutsch, bearbeitet worden, in lateinische wie in deutsche Verse gebracht und noch in neuester Zeit von Gustav Schwab überdichtet. Ein dänischer Schriftsteller Felsen hat sogar ein Schauspiel daraus gemacht, soll aber die Sage dabei nicht wenig entstellt haben; der Thurgauer Bornhauser lieferte 1838 einen phantastischen Roman „Idda von Toggenburg". Man sollte die Legende in der alten Legendenform lassen, in welcher sie Jahrhunderte lang wirksam gewesen ist und fortan im deutschen Sagenkreise eine bedeutende Stelle einnehmen wird.

Es war an einem schönen klaren Herbsttage, als ich von Fischingen mich aufmachte, die Höhe zu besteigen, auf welcher einst die alte Toggenburg stand. Die reichbewaldeten Bergabhänge boten den Farbenkontrast des treuen Tannenbaums und des überreifen hochgelben Laubes, das bei jedem Luftzuge zittert, als ob es bange vor der nahenden Stunde des Scheidens. Der Eindruck, den die Herbstlandschaft auf mich machte, die um so einsamer war, da die Bergströme und Bäche jetzt fast ganz des Wassers entbehrten, brachte mich in die rechte Stimmung, um zurückzublicken auf die Geschichte des wilden Geschlechts der Toggenburger, deren Ursitz ich betreten wollte. Nach einer Stunde mäßigen Steigens stand ich am Fuße des Iddaberges, wie man seit lange gewöhnt ist, den Berg zu bezeichnen, auf dem die Burg stand. Leicht war die Spitze erreicht, aber nur mit Mühe entdeckt man die wenigen Ueberreste von den Grundmauern der Burg, die keinen großen Umfang gehabt haben mag. Ich war nicht enttäuscht, denn ich wußte, daß man die Trümmer der zuletzt im dreizehnten Jahrhundert gebrochenen Veste für den Bau der Kirche des im benachbarten Thal liegenden Gähwyl verwendet hatte. Blickt man vom Iddaberge herab in die nächste Umgebung, denkt man sich dieselbe im zwölften Jahrhundert als eine wilde Waldgegend und die Thäler umher von wenigen Menschen bewohnt, so muß doch die Angabe, daß die herabgestürzte Gräfin dort siebzehn Jahre am Leben erhalten und unentdeckt geblieben sei, als eine poetische Licenz in der Tragödie erscheinen. Aber für eine Legende ist kein Wunder zu groß.

Oben auf dem Berge erblickt man jetzt ein ganz neues zweistöckiges hölzernes Haus mit einem Thurme, das einem originellen Einfall seine Entstehung verdankt. Der mehr als siebzigjährige Pfarrer Wäspe in Mühlrüti zog in Erwägung, in welch hohem Ansehen der Iddaberg bei den Thalbewohnern umher stehe und baute darauf seinen Plan, durch eine Kollekte die Mittel zur Errichtung jenes Hauses herbeizuschaffen. Das gelang ihm und der alte Herr war selbst mit dem Spaten thätig, um den Boden für den Bau zu ebnen. Dachte er dabei den Iddaberg zu einem neuen Wallfahrtsorte zu erheben, da Fischingen diese Qualität fast eingebüßt hat? Ich weiß es nicht; aber es tritt jetzt als Bestimmung des fertigen Hauses hervor, zum Asyl für alte Geistliche zu dienen, und Pfarrer Wäspe wird dasselbe, wie ich höre, im nächsten Frühling als erster Insaß beziehen. Es bleibt immerhin ein eigenthümliches Unternehmen. Die alten Männer werden dem Himmel, in den sie eingehen wollen, dort oben etwas näher sein und die Bergluft ist im Sommer stärkend und belebend; wenn aber die Stürme durch den Wald rauschen und wenn Monate lang der Schnee die Gegend deckt, da wird sich das Wohnen in dieser Einsamkeit zu einem Märtyrerthum gestalten, für das doch unsere Zeit nicht mehr den rechten Sinn hat. Dagegen wird ein anderes Projekt auf dem Iddaberge, bei der herrlichen Aussicht, ohne Zweifel vielen Anklang finden. Es ist schon provisorisch dort unter einem Holzdache im Sommer eine Wirthschaft etablirt gewesen und man denkt nun daran, ein festes Wirthshaus zu bauen, das bei dem durch die Eisenbahnen gesteigerten Wandertriebe einen bedeutenden Zuspruch haben wird, da Fischingen so sehenswerth ist und sich damit der Gang zum Iddaberge so leicht verbinden läßt.



Benjamin Samuel Phillips,

Lord Mayor von London.

(Mit Abbildung auf S. 117.)

Es gibt in England viele gute Protestanten, Baptisten, Anabaptisten, Quäker, Wesleyaner und wie die vielen Sekten nur immer heißen mögen, die Benjamin, Samuel, Abraham, Isak, Ezechiel oder Jesaias heißen. Dafür gibt es in England wieder viele Juden, die ihre alttestamentlichen Namen in angelsächsische und normanische umgeformt haben: in Lionel, Sydney, Reginald und Arthur, ja auch Blondius gibt es mehrere, zum Andenken an Richard Löwenherz oder par esprit de contradiction. Der Name thut nichts zur Sache. Wenn nur der Mann und sein Wechsel fein ist, kümmern sich die Leute hier zu Lande wenig darum ob er auf das alte oder neue Testament schwört.

Der gegenwärtige Lord Mayor, Benjamin Samuel I.,

ist ein Jude und von deutscher Abstammung obendrein, somit nach den Begriffen der hiesigen Gemeinde ein Jude zweiten Grades, da die aus Portugal eingewanderten edleres Blut und in der Naturgeschichte des Menschen eine höhere Rangordnung über ihre deutschen und holländischen Stammesgenossen beanspruchen. Mit welchem Rechte, bleibe dahingestellt. Es sei nur als historisches Faktum erwähnt, daß der Portugiese Montefiore den freien deutschen Reichsbürger Rothschild nicht als ebenbürtigen anerkennt, eben so wenig, wie ein Northumberland den Irländer O'Donnophue, selbst wenn dieser hundertmal von einem irischen Könige abgestammt sein will.

Der Vater unseres Phillips war ein deutscher Schneider von kleiner Leibesbeschaffenheit und untersetztem Vermögen. Ob er schöpferisches Talent besessen hat, läßt sich schwer bestimmen, er ist seit Jahren todt. Dem heimischen Boden entrissen und nach England verpflanzt, mußte er sich mit dem Abhub seines Handwerks, der Flickschneiderei, begnügen, trieb aber nebenbei einen bescheidenen Kleiderhandel, der ihn ernährte und ihm die Möglichkeit verschaffte, seinem Sohne eine anständige Erziehung zu geben. Statt auf die Schneiderei warf dieser sich, sowie er flügge war, auf das Glas- und Porzellangeschäft, und es braucht Einer kein Methusalem zu sein, um sich des hübschen, rothbackigen Jungen zu erinnern, wie er mit böhmischem Glas und Porzellan zweifelhafter Güte hausirend sich sein Brod erwarb. Doch scheint er sich mit diesem armseligen Erwerb nicht lange begnügt zu haben, seinen Reichthum und seine Stellung als Citykaufmann erwarb er sich in einem andern Geschäftszweige, der wie er selbst aus Deutschland stammt.

Stickwolle und was dazu gehört kam als neuer Handelsartikel aus Deutschland vor etwa dreißig Jahren nach England, wird zum größten Theil auch heute noch von dort importirt und verleugnet seinen Ursprung weniger ängstlich, als andere aus Deutschland eingewanderte Erfindungen, Fabrikate und Menschen, denn sie ist bis auf den heutigen Tag blos als Berlin Wool bekannt. Als Berlin Wool wird sie gekauft und verkauft, Berlin Wool verlangen die Frauen, die Requisiten zum Sticken kaufen, in den Detailhandlungen, als Berlin Wool wird die vielfarbige Waare nach Amerika, Afrika, Asien und Australien ausgeführt, Berlin-Wool-Magazin heißt der Laden, in dem nicht bloß die Stickwolle, sondern auch die Gold- und Silberfäden, die Unterlagen, Glasperlen, Chenillen und Muster zu finden sind, als Berlin Wool wird dieser Kollektivartikel in den amtlichen Handelsausweisen aufgeführt, und mancher Engländer, der nicht weiß, daß Deutschland das Pulver erfunden hat, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß seine gestickten Pantoffel reindeutschen Ursprungs sind.

Faudel, Phillips & Sons waren mit unter den ersten, die Berlin Wools importirten. Faudel ist ein Berliner und Phillips, der jetzige Lord Mayor. Ihr Geschäft, das in seiner Sphäre zu den größten Londons gehört, befindet sich in Newgate-Street, grenzt im Osten an die Hauptpost, im Süden an Paternoster row, von wo die halbe Welt mit Reiseliteratur und Christenthum versorgt wird, im Norden an den Smithfield market, wo ehedem Ochsen geschlachtet, Ketzer verbrannt und Weiber verkauft wurden, und im Westen an die große von Eduard VI. gegründete Knabenschule, deren Schüler noch heute in der Tracht jener Zeit, mit langen blauen Kutten, schwefelgelben Hosen, Schnallenschuhen und breitem Ledergürtel in dem an Faudel, Phillips & Sons angrenzenden Hofe Ball schlagen und zeitgemäßen Schabernak treiben. King Edward ist längst todt, Faudel, Phillips & Comp. aber sind sehr breit geworden, ihre Magazine haben sich in die Länge, Höhe und Tiefe ausgedehnt, und am 9. November, als der eine Chef des Hauses die Lord-Mayors-Würde antrat, ging es in diesen Räumen lustig her, denn Mylord bewirthete alle seine Buchhalter, Commis, Packer, Sortirer, Austräger, Lehrjungen und Laufburschen mit solidem Roastbeef, Pudding und Champagner von allerglänzendsten Etiquetten aus Frankreich und dessen Umgebung.

Mylord Phillips ist, wie man sieht, ein Mann, der sich aus sehr beschränkten Verhältnissen zu der höchsten Würde in der City von London hinaufgeschwungen hat, a self made man, ein selbstgemachter Mann, wie die Engländer sagen. Statt großer Ahnen besitzt er, was unter den meisten Verhältnissen bei weitem erquicklicher ist, eine tüchtige Frau und eine liebreizende Tochter, die ihm hilfreich zur Seite stehen, wenn es gilt, den hohen Würdeträgern von Staat und Kirche, den Ministern, Erzbischöfen, Oberrichtern und Gesandten die Honneurs der City zu machen. Er selbst ist ein Mann in den besten Jahren, bei weitem nicht so stattlich anzuschauen, wie sein hebräischer Vorgänger im Lord-Mayors-Amte, Alderman Salomons, aber ausgestattet mit gutem bürgerlichem Takt, einer robusten Gesundheit, einem angenehmen Embonpoint, gesundem Menschenverstande und guter Laune. „Als ich zum Lord Mayor gewählt wurde, beeilten sich — so erzählt er selber — meine alten Freunde von rechts und links, mir guten Rath zu geben. Iß nicht zu viel, mahnte der Eine; trink nicht zu viel, warnte der Zweite; sprich nicht zu viel, sprach mir der Dritte. Der letzte Rath war der passendste, den hab ich mir sorgfältig hinters Ohr geschrieben." Und in der That waren seine bisherigen Reden bei öffentlichen Veranlassungen so kurz, gemessen und taktvoll, als wäre er von Kindesbeinen an Kompagnon Palmerstons, statt Faudels gewesen. Der bürgerliche Jude findet sich vortrefflich in seine hohe Stellung und das kann am Ende jeder mit leichter Mühe, wenn er sich nur natürlich gibt und kein snob ist.

Seit dem 9. November, wo er sein Amt antrat, hat er schon wenigstens zwei Dutzend Tischreden halten müssen — das gehört mit zum Lord-Mayor-Geschäft — aber in keiner einzigen hat er von seiner Religion gesprochen, hat niemals — was minder Taktvolle gewiß nicht unterlassen hätten — dankbarlichst unterthänigst den lieben Herrgott und den erleuchteten Zeitgeist und die hohe Weltkultur und die britische Toleranz gepriesen, denen Israel es schulde, daß eines seiner Kinder zu so hohen Ehren sei erhoben worden. Nichts von allem dem. Er nimmt die Sache, wie sie ist, und sein Judenthum als Zufall mit in den Kauf. So wenig wie ein Anderer, der zu Amt und Würden gelangt ist und zufällig eine schiefe Nase hat, sich bei seinen Mitbürgern bedanken wird, daß sie ihn trotz der schiefen Nase gewählt haben, eben so wenig hat sich

dieser Jude wegen der Zufälligkeit entschuldigt, die ihn nicht als Christen in die Welt eingeführt hat. Schiefe Nasen und Judenthümer lassen sich ganz anständig tragen, wenn nur das rechte Selbstbewußtsein nicht fehlt.

Sogar mit der Küche und der Kirche kann sich ein jüdischer Lord Mayor in das beste Einvernehmen setzen, ohne seinem Gewissen zu nahe zu treten. Es gehört zu seinem Amte, daß er sich einen Kaplan wähle und gelegentlich in großem Staat zur Kirche fahre. Das thut denn auch Phillips, wie sich's gebührt. Dem Kaplan wird es nicht in den Sinn kommen, Faudel, Phillips & Sons zur Hochkirche zu bekehren, während andrerseits Faudel, Phillips & Sons sich allezeit lieber auf Berlin Wool denn auf Bekehrungsgeschäfte verlegen werden. Das Kirchengehen hat weiter auch nichts auf sich. Beten kann Jeder, dem's gebetlich um's Herz ist, in einer Kirche eben so inbrünstig, wie in einer Synagoge oder Moschee, und wie die jüdischen Kaufleute in manchen Staaten nothgedrungen den Schabbes und den Sonntag feiern, so geht der jetzige Lord Mayor am Samstag regelmäßig in die Synagoge und am Sonntag in die Hochkirche. Daß sein Kredit bei der alten Firma Jehovah gelitten habe, ist nicht bekannt.

Mit der Küche ist es eine heikligere Sache. Wenn sich die alttestamentliche Frömmigkeit vom Herzen bis hinab nach dem Magen erstreckt, mit anderen Worten, wenn einer an den alten mosaischen Tafelgesetzen strenge festhält, wie dieß beim früheren Lord Mayor Salomons der Fall gewesen, dann freilich bleibt ihm nur die Wahl zwischen zwei Dingen: entweder er muß sich bei den lucullischen Gastereien, die er im Namen der City zum Besten gibt, mit Fisch und Obst begnügen, während seine Gäste sich an Schildkrötensuppe, Fasanen, Wildschweinen und Schnepfen ergötzen, oder er muß jüdische Küche führen, die nach Heinrich Heine und anderen kompetenten Richtern gewisser Reize durchaus nicht ermangelt. Salomons wählte das erste und aß nur Fisch und Obst, Phillips wählte ebenfalls das erste, ißt aber auch vom Wildschwein und Fasan, denn er gehört nicht zum orthodoxen Judenthum, hat vielmehr, wie mancher anglikanische Bischof, der deutschen Philosophie, der gottlosen, zu tief in's Nest geschaut. Im Uebrigen erfreut er sich gläubiger Ansichten und tadelloser Verdauung.

Der jeweilige Lord Mayor ist zwar kein so großes Thier, für das ihn ungebildete Franzosen halten, er hat nicht das Recht, der Königin Stubenarrest zu geben, dem Lordkanzler die Reichssiegel abzufordern, das Parlament aufzulösen und dem Erzbischof von Canterbury Kirchenbuße aufzuerlegen, aber er ist doch die erste Magistratsperson der ersten Stadt der Welt, Repräsentant der reichsten und freiesten Gemeinde Europa's und während seines Amtsjahres Mylord, so gut wie einer von Geblüt und nicht selten ein viel besserer. Da mag es Herrn Phillips von der Firma Faudel, Phillips & Sons dem ehemaligen Hausirer mit Glas und zweifelhaftem Porzellan, denn doch bange und wohl zugleich um's Herz gewesen sein, als er auf seinem Einweihungstage in der großen, alten, goldstrotzenden Kutsche von der City nach Westminster fuhr, mit dem Scepterträger und dem Schwertträger an der Seite und Sr. Hochwürden dem Kaplan auf dem Vordersitz, rechts und links am Wagenschlag Gardisten der Königin, voran eine Musikbande aus Blech, die wohlwollend einen teuflischen Lärm machte, hinten eine andere von ähnlicher Ausdrucksweise, dann die Bannerträger der Gilden, die Fischer, die Fleischer, die Goldschmiede, die Kürschner, die Küfer, die Gerber, die Schneider, die Schuster, die Strumpfstricker und die Handschuhmacher mit ihren Fahnen und Fanfaren, hintendrein die Equipagen und zu beiden Seiten meilenlang die neugierigen Gesichter, die ihn alle angafften, als wäre er das neunte Erdbeben. Könige und Prima Donna's sind an dergleichen Angaffen gewöhnt, aber ein Mann, der sich sein Königthum aus Berliner Stickwolle zurechtgesponnen hat, muß etwas wie Lampenfieber dabei fühlen. Vielleicht war ihm zu Muthe, wie dem hochseligen König Pharao, als dieser den Israeliten, die sich das Silbergeschirr seiner Unterthanen „ausgeborgt" hatten, mitten durch das rothe Meer nachsetzte und jeden Augenblick fürchten mußte, daß die Fluth über ihm zusammenschlage, wie in der That später geschehen ist. Mauern gleich thürmt sich das Londoner Menschenmeer am Lord-Mayors-Tag auf, um den Citykönig mit seinem mittelalterlichen Gefolge hindurchziehen zu sehen, und rauschend stürzen die Menschenwellen von beiden Seiten der Straßen ineinander, wenn der Zug an ihnen vorüber ist. O Pharao, o Phillips! Hätte jener ahnen können, wie gut es den Urenkeln seiner Sklaven in nachchristlicher Zeit noch ergehen werde, er hätte sie vielleicht emanzipirt oder allesammt bei Zeiten todtgeschlagen.

Den Lordmayorszug weiter zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Genug an dem, daß er ohne Störung vorüberging und vom Hepp Hepp nirgends etwas gehört wurde, trotzdem das verehrungswürdige Straßenpublikum stellenweise aus dem allergemeinsten Gesindel bestand. Besagtes Gesindel soll es dem neuen Lord Mayor übel genommen haben, daß er die traditionellen geharnischten Ritter aus dem Programm seines Festzuges gestrichen hatte. Doch das geschah mit Vorbedacht. Diese Ritter in ihren Harnischen und Pickelhauben haben nur zu oft das ganze Schaustück bubenhaft verdorben. Gewöhnlich konnten sie nicht zu Pferde steigen, weil sie betrunken waren, und eben so oft konnten sie nicht heruntersteigen, weil sie vorzeitig herabgefallen waren. Das Geld aber, das sie kosteten, verwendete Lord Mayor Phillips auf die Ausschmückung der Guildhalle, denn knausern darf kein Lord Mayor, soll er mit Ehren bestehen, und wenn er während seines Amtsjahres neben den 10,000 Pfund Sterling, die er von der City bekommt, nicht weitere 5000 oder 10,000 Pfd. St. aus seiner eigenen Tasche verausgabt, wird er am nächsten 9. November gründlich ausgezischt.

Am Abend war das bekannte große Essen mit der weltberühmten Speisekarte. Die Minister und Diplomaten erschienen in Uniform mit geschnittenem Hut unter dem Arm und die Kapaunen erschienen gerupft mit dem Magen unter dem linken und der Leber unter dem rechten Flügel, wie Sitte und Anatomie es bei festlichen Veranlassungen von ihnen erheischen.

Seitdem hat Lord Mayor Phillips schon vielen großen Diners und Gerichtssitzungen präsidirt. Alle Welt ist mit ihm zufrieden. Möge es allen Stickwollehändlern so wohl ergehen auf Erden!



Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum,
Frischgrünend, seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in's Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster,
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

Ludwig Uhland.



Die Sattis (Wittwenverbrennung) in Indien.

Von Robert v. Schlagintweit.

Unter den zahlreichen Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, welche der Hinduismus, jene Religion, zu der sich die überwiegende Mehrheit der Bewohner Indiens bekennt, immer mehr und mehr von seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit sich entfernend, im Laufe der Zeit eingeführt hat, finden sich nicht nur viele, die mit unseren Ansichten von Moral und Sittlichkeit gänzlich unvereinbar sind, sondern sogar solche, wie insbesondere das Verbrennen von Wittwen, im Indischen Sattis genannt, welche wir mit vollem Rechte als höchst unmenschlich und grausam bezeichnen. Wie man auch sonst über die englische Regierung in Indien urtheilen mag: hierin kann man ihr den gerechten Beifall nicht versagen, daß sie seit einer Reihe von Jahren unablässig bemüht ist, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln jene barbarischen Sitten in Indien abzuschaffen, die dort seit Jahrhunderten unter dem Deckmantel der Religion zur Schande der Menschheit ausgeübt wurden. Einen besonders glänzenden, kaum zu erwartenden Erfolg erhielt die Regierung mit dem Verbote des Verbrennens der Wittwen; denn, während noch immer hie und da vereinzelte Würgerbanden, die entsetzlichen Thags, auftauchen, während noch immer heimlich neugeborene Mädchen in ziemlicher Anzahl ermordet werden, gehört gegenwärtig das gräßliche Schauspiel des Verbrennens einer Wittwe zu den größten Seltenheiten in Indien.

Erst im Jahre 1829 fühlte sich die englische Regierung stark genug, dieser schrecklichen Sitte, die bis dahin ganz offen ausgeübt wurde, energisch entgegenzutreten; am 4. Dezember 1829 erließ Lord William Bentinck, der damalige Generalgouverneur von Indien, ein strenges Gesetz, betitelt: »A regulation for declaring the practice of Satti abolished», welches das Verbrennen der Wittwen für alle Zeiten verbot. Schon damals hatte sich in Folge der Forschungen gelehrter Philologen, wenn auch nicht mit aller Bestimmtheit, so doch mit aller Wahrscheinlichkeit herausgestellt, daß das Verbrennen der Wittwen in den heiligen Schriften und Religionsgesetzbüchern der Hindus nirgends ausdrücklich vorgeschrieben ist. Dieß hat aller gegentheiligen Behauptungen der Brahmans ungeachtet einige Jahre später der Oberst Ludlow in einer wissenschaftlichen Schrift nachgewiesen. Er zeigte überdieß, daß es einzelne Theile Indiens gebe, wie besonders die Provinz Sindh, in denen überhaupt seit Jahrhunderten niemals Wittwenverbrennungen stattgefunden hatten. Ludlows Schrift bekundet eine für die damalige Zeit seltene Kenntniß der Vedas, der dem Hindu heiligsten Schriften und Gesetzbücher, die ihm der Inbegriff all seines Wissens vom Menschlichen und Göttlichen und die Richtschnur seines zeitlichen Lebens sind, damit er des ewigen theilhaftig werde.

Jahrhunderte hindurch vererbten sich die Vedas in mündlicher Ueberlieferung, so daß wohl manches von ihnen verloren gegangen ist, bis sie wahrscheinlich um das Jahr 1350 vor Christus (nach den neuesten Untersuchungen von Pratt erst 1181 vor Christus) durch Vyasa zusammen-

getragen wurden. Die Behauptung der Brahmans, daß die Vedas mindestens 3000 Jahre vor Christus gesammelt worden seien, beruht auf arger Uebertreibung.

Die Vedas sind im Sanskrit geschrieben (das an in dem Worte Sanskrit sprechen die Hindus nasal aus, wie die Franzosen das an in dem Worte gant), in einer der vollkommensten und ausdrucksvollsten Sprachen, die wir überhaupt bis jetzt kennen gelernt haben. Allein während in frühesten Zeiten die Brahmans Jahre ihres Lebens darauf verwandten, um ganze Theile der Vedas auswendig zu lernen und ihren Sinn zu begreifen, sind diese den Brahmans des heutigen Tages fast unverständlich; die wenigsten verstehen sie zu lesen; die meisten begnügen sich, einzelne, in ihnen enthaltene Gebete und Hymnen mechanisch herzusagen. Seit mehreren Dezennien hat es sich nun die englische Regierung in Indien angelegen sein lassen, diese heiligen Schriften den höheren, gebildeteren Klassen der Hindus zum Verständnisse zu bringen und sie in einer leicht verständlichen und leicht zu erlernenden Sprache zu verbreiten. Sie hat dieß ebensowohl aus Interesse für die Wissenschaft, als auch deßhalb gethan, weil ihr selbst eine genaue Kenntniß der in den Vedas enthaltenen religiösen Gesetzesvorschriften von hohem Werthe ist; denn dadurch allein ist es möglich, für manche, die soziale Gesetzgebung betreffende Punkte unwiderleglich zu beweisen, daß manches nicht in den Vedas steht, was die Ausleger und scheinbaren Kenner derselben, die Brahmans, alten Traditionen zufolge in ihnen enthalten wähnen. Die Bemühungen der englischen Regierung sind in dieser Beziehung nicht ohne Erfolg geblieben; es ist ihr gelungen, einen Gelehrten zu finden, der die ungemein schwierige Arbeit zu machen im Stande ist, die Vedas in das Englische zu übertragen, und dieser Gelehrte ist unser Landsmann, auf den wir alle Ursache haben, stolz zu sein, der Professor Max Müller in Oxford; er hat bereits mehrere große Bände gediegener Uebersetzungen der Vedas geliefert.

Wenn auch in den Vedas die Verbrennung der Wittwen nicht ausdrücklich vorgeschrieben ist, so wird sie doch an mehreren Stellen als etwas Verdienstvolles gepriesen, ja nahezu angerathen, und hierauf sich stützend, haben die Brahmans im Laufe der Zeit das verdienstliche Werk des Verbrennens in ein direktes Gebot verwandelt. Im Allgemeinen herrschte bei den unteren Kasten der Hindus die Sitte, daß sich von den Frauen, die sich der Mann während seines Lebens hielt, nur diejenige nach seinem Tode verbrennen ließ, welche als die rechtmäßig angetraute galt und eben dadurch eine hervorragende, bevorzugte Stellung eingenommen hatte. Anders war es bei den höheren Kasten; bei dem Tode eines angesehenen Brahmans oder eines mächtigen Rajahs haben sich wenn nicht alle, so doch gewöhnlich viele ihrer Frauen dem Scheiterhaufen überliefert, und nicht sowohl aus freien Stücken, als dem Zwange gehorchend, der auf sie ausgeübt wurde. Bei solchen Anläßen sind zwanzig und dreißig, ja sogar einmal vierundachtzig Frauen verbrannt worden.

Häufiger jedoch, als man glauben sollte, kam es vor, daß sich Frauen freiwillig bei dem Tode ihres Mannes verbrennen ließen und dadurch eine That verübten, die ihrer Ansicht nach zur Erlangung eines künftigen Lebens voll Glückseligkeit unumgänglich nothwendig war. Wie tief diese Ueberzeugung bei einzelnen Hindufrauen gewurzelt war, dieß möge folgendes Beispiel zeigen.

Ein Brahman faßte gegen die Frau, mit der er sich erst seit Kurzem rechtmäßig verheirathet hatte, plötzlich eine so tiefe Abneigung, daß er sie verstieß. Die Unglückliche, die sich während ihrer kurzen Ehe stets so benommen hatte, daß nicht die geringste gerechtfertigte Veranlassung zu einer solchen, sie tief erniedrigenden und verletzenden Behandlung vorhanden war, kehrte trostlos zu ihren Eltern zurück, die arm und alt waren und nur kurze Zeit die ihrer Tochter angethane Schmach überlebten. Die Verstoßene, die sich als die rechtmäßige Frau eines Brahman einer nach indischen Anschauungen glänzenden Existenz hätte erfreuen sollen, wandelte als Bettlerin von Dorf zu Dorf und lebte von den kärglichen Almosen, die ihr mitleidige Leute reichten. Der Brahman aber, der sie so schmählich behandelt und so grenzenlos unglücklich gemacht hatte, erhob eine der anderen Frauen seines Harems zu seiner rechtmäßigen Gattin und lebte mit ihr zehn Jahre hindurch in ungetrübtem Glücke, bis sie ihm dann durch den Tod entrissen ward. Wenige Jahre später starb auch er. Schon war seine Leiche auf den Scheiterhaufen gebracht, schon waren einige Frauen im Begriffe, ihn ebenfalls zu besteigen, als sich plötzlich durch die Zuschauermenge ein abgemagertes und ärmlich gekleidetes Weib Bahn bricht, sich als die erste, rechtmäßig angetraute Frau des Verstorbenen zu erkennen gibt und mit seiner Leiche verbrannt zu werden verlangt, eine Bitte, die ihr auch gewährt wurde. Bald lodert hell auf die Flamme, und die Asche der Unglücklichen, die auch im größten Elend ihrem Manne treu geblieben war, vermischt sich mit der Asche des Grausamen, der sie ohne ihr Verschulden verstoßen und dem bittersten Elende preisgegeben hatte.

Besonders unmittelbar nach der Veröffentlichung des Gesetzes, welches Wittwenverbrennungen strengstens untersagte, mehrten sich die Fälle, in welchen Frauen so bestimmt verlangten, zugleich mit der Leiche ihres Mannes verbrannt zu werden, daß ihnen offiziell hiezu die Erlaubniß gewährt werden mußte, da bei der Verweigerung bedenkliche Ausbrüche des Fanatismus zu befürchten waren. Uebrigens zog die Regierung doch indirekt Nutzen aus solchen Fällen, indem sie die Erlaubniß, den Scheiterhaufen besteigen zu dürfen, der Wittwe nur dann ertheilte, wenn ihre Verwandten einen Revers ausstellten, in welchem sie sich verpflichteten, keine ihrer eigenen Frauen verbrennen zu lassen. Ohne thätige Mitwirkung einsichtsvoller Eingeborenen hätte die Regierung nicht die Mittel gehabt, das Gesetz in Betreff der Abschaffung der Sattis allgemein zur Ausführung zu bringen. Uebrigens finden noch gegenwärtig, ungeachtet aller Aufsicht und aller hiegegen erlassenen, sehr strengen Gesetze einige Wittwenverbrennungen statt, wenn auch allerdings nur wenige. In dem ganzen großen indischen Reiche mögen jetzt alljährlich etwa vier bis sechs Frauen verbrannt werden — natürlich mit der größten Heimlichkeit, während im Jahre 1818 in Bengalen allein der englischen Regierung 839 Sattis offiziell angezeigt wurden.

So lange die Sattis geduldet waren, fanden sie nicht

heimlich und in der Stille statt, sondern mit Aufwand von viel Glanz und Pomp, mit Beobachtung von vielen Ceremonien. Festlich geputzt und geschmückt wie eine Braut, gestützt auf die nächsten Verwandten, umgeben von Brahmans und Fakiren und begleitet von rauschender Musik, wird die Unglückliche, die sich dem Feuertode widmet, zu dem Scheiterhaufen geführt. Der Weg von ihrer Wohnung bis dahin ist gewöhnlich bestreut mit Betelblättern, mit Palmzweigen und mit Blumen. Die Frau theilt, soferne sie hiezu noch Kraft und Besinnung genug besitzt, Kupfermünzen unter die Anwesenden aus; doch wird das arme Geschöpf gewöhnlich in ganz unzurechnungsfähigem Zustande zu dem Scheiterhaufen gebracht. Nicht durch geistige Getränke sucht man sie zu betäuben, sondern durch schnelle und sicher wirkende narkotische Stoffe, wie Opium und Haschisch.

In lautloser, unheimlicher Stille umgibt eine zahllose Menschenmenge den Scheiterhaufen, um welchen die Wittwe dreimal in langsamem Schritte geht. Hierauf besteigt sie ihn, gestützt und begleitet von Brahmans; nach wenigen Schritten schon findet sie sich bei dem Leichname ihres Mannes, der zu ihren Füßen, horizontal ausgebreitet, auf dem Scheiterhaufen liegt. Die Wittwe wird mittelst eines Strickes an einen hohen, hölzernen Pfahl gebunden, der sich in der Mitte des aufgethürmten Holzhaufens befindet. Wenn nun Leute mit Oel den Scheiterhaufen begießen, wenn andere mit Fackeln herbeieilen, um ihn anzuzünden, wenn überhaupt der entsetzliche Moment gekommen ist, in welchem wahrlich in Folge der fürchterlichsten Todesangst auch der stärkste Geist anfängt, seine Fassung zu verlieren, sich zu verdüstern und zu umnachten: dann beginnen die Brahmans laute Gebete herzusagen und Hymnen zu singen, die Fakire ein Geheul zu erheben und die Trompeten zu schmettern, von allen Seiten begleitet von Trommel- und Paukenschlag. Diese lärmende Musik hat einen zweifachen Zweck; sie dient zunächst dazu, die Schmerzenslaute zu übertönen, welche etwa die Unglückliche in ihrer Agonie ausstößt, dann aber auch ihre letzten Worte unhörbar verhallen zu lassen, welche als prophetische Aussprüche gelten, aber als solche, die meistentheils den Verwandten nur Unheil verkünden.

Wenn die Flammen von allen Seiten hell auflodern, wenn sie an den Füßen der unglücklichen Wittwe hinanzüngeln, wenn sie ihre Kleider erfassen: dann kömmt es wohl vor — und es geschah dieß mehr als einmal — daß sie, wenn auch noch so betäubt, mit einem Male entnüchtert wird, daß sie dann plötzlich klar und deutlich das Entsetzliche und Schreckliche ihrer qualvollen Lage erkennt und übersieht, daß sie einen gellenden, die lärmende Musik weit übertönenden Schrei ausstößt, daß sie mit fast übermenschlicher Kraft ihre schmachvollen Bande zersprengt und mit einem kühnen, gewagten Sprunge dem sie von allen Seiten umgebenden Flammenmeere zu entgehen sucht. Aber die den Scheiterhaufen umringenden, unmenschlichen Brahmans eilen ihr nach, ergreifen sie wieder und schleudern sie wuthentbrannt in die Flammen zurück.

Ein Sträuben einer Wittwe, überhaupt irgend ein Widerstand von ihrer Seite gegen das gräßliche, ihr bevorstehende Loos gilt den Brahmans sowohl, als auch den Verwandten als schlimmes Zeichen; es wird dahin gedeutet, daß die Seele des verstorbenen Mannes nach seinem Tode keine Ruhe finden könne. Um daher überhaupt einem solchen Widerstande vorzubeugen — er war in den meisten Fällen vollkommen nutzlos, da in Folge starker, sorgfältiger Bewachung keine Frau ihrem Schicksale entgehen konnte — wurden häufig der Unglücklichen, sowie sie den Scheiterhaufen bestiegen hatte, lange Bambusstöcke über die Schultern gelegt, mittelst welcher sie niedergestoßen wurde, wenn sie den Versuch machte, zu entkommen.

Während der Scheiterhaufen noch glimmt, zerstreut sich lautlos die Menge. Die Verbrennung ist stets eine sehr unvollkommene. Wenn der Scheiterhaufen ausgebrannt ist, werden die Ueberreste der Leichen gesammelt; einzelne Knochen werden, wenn dieß nur immer möglich ist, in den Ganges, den von allen Hindus hochverehrten Strom geworfen; über die anderen wird eine kleine Denksäule von drei bis fünf Fuß Höhe, bei den höheren Hindus sogar ein kleines tempelartiges Gebäude errichtet.

Durch die Abschaffung der Sattis ist dem Brahmanismus einer der vielen, so tief in das praktische Leben eingreifenden, höchst unsinnigen Gebräuche genommen worden, und zwar nicht durch Gewalt der Waffen, sondern durch die Macht der unaufhaltsam fortschreitenden Civilisation. Je tiefer diese in alle Schichten der Hindus eindringt, um so weniger wird der Brahmanismus fortleben können. Es wird ihm ergehen, wie einem mächtigen Baume, der dadurch zum sicheren, wenn auch langsamen Absterben gebracht wird, daß er zuerst seiner Blätter, dann seiner Aeste und endlich seiner Rinde beraubt wird. Aehnlich geht im Laufe der Zeit auch der Brahmanismus zu Grunde, nicht, indem sein Stamm gefällt wird, sondern indem die von ihm ausgehenden, mit seiner Existenz so innig verbundenen barbarischen Sitten und Gebräuche nach einander abfallen.





EUROPÄISCHE REITERVÖLKER

Kleine Anfänge eines großen Mannes.

Von Victor Precht.

Das im Wirbel einer gigantischen Revolutions- und Kriegsepoche rasch vorübergegangene öffentliche Leben Abraham Lincoln's steht der unbefangenen Geschichtschreibung noch zu nahe. Während es späteren Generationen vorbehalten bleibt, das Bedeutsame und Bleibende seiner Erscheinung und seines Wirkens den Typen der Geschichte anzureihen, und, nachdem das große Werk der Wiedereinsetzung einer Menschenrace in ihre natürlichen Rechte, das zu vollziehen seine Mission wurde, sich auf dem Wege weiterer, spontaner Entwicklung vollendet haben wird, die ganze Tragweite seiner reformatorischen und allgemeinen wohlthätigen Wirksamkeit zu erkennen, stehen viele seiner Zeitgenossen sich noch schroff in ihren Urtheilen über ihn entgegen. Auf der einen Seite die, deren Augen der Glorienschein des Märtyrers blendet, auf der anderen, und wiederum vielfach unter sich zerspalten, die, deren Zweifel, Unzufriedenheit oder Antipathieen in den nächsten, empfindlichen Nachwirkungen des Kriegs, in all den Schwierigkeiten, Verwicklungen und Bedrängnissen, welche den Durchgang der großen Reform zur Vollendung bezeichnen, Nahrung finden. Inzwischen kommt mehr und mehr die Wahrheit zu Ehren und eine gerechte Beurtheilung zur Geltung durch die in der Mitte Stehenden, welche, das Unvermögen der Gegenwart zu einem unparteiischen Verdikt erkennend, sich entweder auf aktenmäßige Darstellung der politischen und Amts-Thätigkeit des Präsidenten beschränken oder mit dem Eifer der Pietät alle Reliquien seines traumhaft entschwundenen Lebens sammeln, beide so das Material für die künftige Geschichtschreibung zusammentragend, der sich dann auch die Archive zu Washington ganz erschließen werden. Unter den jetzt schon zahlreichen Biographen Lincolns findet sich mancher unberufene; einzelne gleichen jenen kindlichen Naturen, die noch am Grabe dahingeschiedener Lieben auf deren Athemzüge lauschen. Aber diese fromme Schwärmerei wird in gewissem Maße gemildert durch Schlichtheit und Treue der Auffassung und Erzählung und eine feinfühlende Würdigung anscheinend unbedeutender Vorfälle und Züge, und der Mangel an Objektivität der Darstellung wird aufgewogen durch ein liebevolles Eingehen auf das innerste Wesen ihres Helden, — Eigenschaften, die solche Bücher eben so populär machen, wie es der Gegenstand derselben ist.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, Augenzeuge davon war, in welchem Maße sich das vierjährige Ringen der amerikanischen Nation um die Prinzipien ihrer Existenz und der endliche Sieg der guten und gerechten Sache in der Person Abraham Lincoln's gleichsam verkörperte, kann nicht umhin, das Verdienstliche solcher Bestrebungen anzuerkennen, durch welche ein bleibender Abdruck der Leibhaftigkeit und Eigenthümlichkeit des dahingeschiedenen, merkwürdigen Mannes gewonnen wird, ehe die lebendige Erinnerung daran verblaßt. Dieß gilt namentlich von der sich ohnehin in das Dunkel der Tradition verlierenden Familien- und Jugendgeschichte Lincoln's bis zu seinem öffentlichen Auftreten, denn eben diese Vorgeschichte, sowie die vielfachen Nachklänge derselben in seinem späteren Privatleben bieten den Schlüssel zu manchen räthselhaften und leicht einer falschen Beurtheilung unterliegenden Zügen seines Wesens und Charakters. Und in diesem Sinne möge man auch die nachfolgenden Mittheilungen aufnehmen.

Abraham Lincoln wurde am 12. Febr. 1809 im Sklavenstaate Kentucky geboren. Seine Wiege stand in einer Blockhütte im anmuthigen Thale des Rolinbachs, dreißig Meilen vom Ohio. Seine im Shenandoahthale West-Virginiens ansässigen Großeltern waren im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts dem Wanderzuge des berühmten Pelzjägers Daniel Boone in die noch unerforschten Waldgründe Kentucky's gefolgt. Der Stammbaum und Name der Familie weist durch Pennsylvanien, wo noch ein Zweig derselben existirt, auf die Puritaner Neu-Englands zurück. Die Eltern Abrahams, Thomas Lincoln und Nancy Hanks, seit 1806 verheirathet, gehörten also zu jenen armen Weißen, deren Loos und Bildung wenig vor denen der Sklaven voraushatten. Aber sowie wir seinen Vater nirgends im Verhältniß eines Hörigen zu einem Sklavenhalter finden, so lag auch in der Familie keine Spur jener Indolenz und Verkommenheit, welche jene Weißen zu den Paria's des Südens herabgedrückt haben. Thomas Lincoln fristete in Kentucky und während einiger späteren Jahre an einem andern Ansiedlungsplatze im benachbarten Tennessee die Existenz der Seinigen kümmerlich genug durch Jagd und Handarbeit. Der Wander- und Freiheitsdrang trieb ihn von da nach den gepriesenen Wildnissen von Indiana, als das dritte Kind, Abraham, das Alter von sieben Jahren erreicht hatte. Die mühsame Wanderung währte sieben Tage; am Ziele derselben, jenseits des Ohio, in der Gegend des jetzigen Fleckens Gentryville, war eine neue Heimstatt bald mit Hilfe benachbarter Ansiedler eingerichtet. Damals schon soll der kleine Abraham die Axt führen gelernt haben, deren geschickte Handhabung sein erster Ruhm war. Auch als Knabe schon bewährte er sich als guten Schützen, ohne jedoch je ein eifriger Jäger zu werden. Aber der Vater, dem trotz seines gänzlichen Mangels an Bildung weder der Sinn für den Werth derselben, noch die richtige Ahnung der ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten des Knaben abging, sorgte auch rechtzeitig für seinen Unterricht, indem er ihn die öffentlichen Schulen der Umgegend besuchen ließ. Die Elemente des Wissens, die ihm dort geboten wurden, eignete Abraham sich mit jenem Drange der Selbstbildung an, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Kaum war er des Lesens und Schreibens mächtig geworden, als sich die mathematische und lo-

gische Anlage seines Geistes nach allen Seiten seiner beschränkten Sphäre hin geltend machte. Zuerst machte er sich durch eigenes Studium in den spärlichen Stunden der Rast von der schweren Tagesarbeit zum Meister in der Arithmetik. Was ihm ferner in jener, nur durch Besuche Durchreisender oder kleine Wanderungen und Bootsfahrten nach benachbarten Märkten unterbrochenen Abgeschiedenheit an mündlichen oder Zeitungsberichten, Büchern und Schnitzeln in den Weg kam, verarbeitete er mit dem Wissensdurste eines Forschers, bis es nach Form und Inhalt sein Eigenthum und ein Element seiner geistigen Entwicklung geworden war. Ganz so bemächtigte er sich später der Grammatik und Mathematik, als er endlich der ersehnten Lehrbücher habhaft wurde. Er las am liebsten im Freien, der Länge nach auf dem Rücken liegend und so zugleich ausruhend von der beständigen körperlichen Anstrengung. Als er später, in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, den Entschluß faßte, Advokat zu werden, war es sein Erstes, einen Stapel juristischer Werke von seinem nachherigen Theilhaber Stuart zu entlehnen und sich mit der ganzen Unerschrockenheit und Ausdauer eines Entdeckers darüber herzumachen. Tag für Tag sah man ihn dann inmitten seiner Bücher unter einem Eichbaum bei seinem damaligen Wohnorte Neu-Salem in Illinois sitzen und sich lesend dem Schatten nach um den Baum drehen, wobei er dermaßen in seine Lektüre vertieft war, daß er die Grüße Vorübergehender oft mit dem Anstarren eines Verzückten unerwidert ließ. Es blieb ihm durch sein ganzes Leben eigen, sich mit einer an Tiefsinn grenzenden, naturwüchsigen Energie in neue Ideen, große Fragen und Aufgaben zu versenken, bis das Werk vollbracht war, zu dem er sich inspirirt fühlte. Aber so wie Schlaglichter das träumerische Schattendunkel des Waldes verscheuchen, so war es ihm natürlich, ja ein Bedürfniß, plötzlich aus dem ernstesten Sinnen in die heiterste Stimmung überzuspringen und in harmloser Unterhaltung seinem unerschöpflichen Humor freien Lauf zu lassen. Früh schon trat die logische Schärfe seines Geistes hervor in der vom Vater ererbten Anlage zu Sarkasmen und dem Talent geschickter Erfindung oder Wiedererzählung gleichnißartiger Anekdoten, seinen „kleinen Geschichten“, wie er sie nannte, deren treffenden und oft beißenden Humor ihn zum schlagfertigsten Disputanten und populärsten Volksredner machte.

Rasch war der kleine Hinterwäldler nicht bloß im unablässigen Ringen mit der Natur zu einem der größten und kraftvollsten Jünglinge des Landes herangewachsen, sondern er hatte sich auch den Namen eines der geschicktesten, gescheidtesten, drolligsten und ehrlichsten „Burschen“ der Umgegend und in diesem beschränkten Kreise eine Beliebtheit erworben, die das Geheimniß seiner späteren Popularität enthielt. Dreizehn Jahre verlebte er mit den Seinigen in den Wäldern Indiana's, und in dem Maße, wie die fortschreitende Kultur diese lichtete und die Verbindungen der Ansiedler mit der Außenwelt wuchsen, wie sich endlich ihm einzelne Gelegenheiten boten, ein Stück Welt zu sehen, hatte sich auch sein geistiger Horizont erweitert. Nach irdischen Schätzen trachtete er nicht und lernte es nie. Aber „größer und schöner erschien ihm die Welt“, und ein unvergeßlicher Vorfall war es für ihn, wie er viele Jahre später seinem Minister Seward erzählte, als er zum ersten Male in seinem Leben für eine gelegentliche Hilfeleistung mit seinem Boote den ihm überreich erscheinenden Lohn von einem Silberdollar erhielt. Den Abschluß dieser Periode bildete eine Reise den Ohio und Mississippi hinab bis in die Nähe von New-Orleans und die Rückkehr vermittelst einer sieben Wochen langen Fußwanderung flußaufwärts im Dienste eines Holzhändlers, dessen Floßladung dorthin zu führen er mit der Begeisterung eines Weltumseglers unternommen und mit seltener Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit bewerkstelligt hatte. Unterwegs schlug er mit seinem einzigen Gefährten, dem Sohne des Holzhändlers, den räuberischen Angriff einer Bande von sieben Schwarzen auf das Floß mit eben so viel Taktik wie Tapferkeit zurück.

Schon in der ersten Zeit der Niederlassung in Indiana war Abrahams Mutter gestorben, eine einfach strenge, aber dabei gefühlvolle Frau, deren religiöser Sinn auf den Knaben überging. Sein jüngerer Bruder war schon als Kind gestorben, und mit ganzer Liebe schloß er sich nun an seine einzige Schwester Sarah an. Zu früh verheirathet, wurde auch diese ihm im Jahre 1822 durch den Tod entrissen. Seitdem bemächtigte sich seiner ein Hang zur Melancholie, der ihn nie ganz verlassen hat. Wem, der je ein Bild Lincoln's gesehen, wäre nicht der Zug der Wehmuth auf dem ehrlichen Gesichte aufgefallen! Indessen hatte die Familie neuen Zuwachs erhalten durch eine zweite Verheirathung des Vaters mit einer Wittwe, von deren Kindern aus erster Ehe sich zwei Töchter ungefähr gleichzeitig mit Sarah verheiratheten. Alle, auch ein Verwandter von Abrahams Mutter, lebten bei einander in Blockhütten, und Abraham ward eine Hauptstütze der kleinen Kolonie.

Glänzende Berichte über den Reichthum des Prairielandes von Illinois veranlaßten den letzten großen Umzug des Patriarchen Thomas Lincoln mit all den Seinigen im März 1830. Ochsen zogen die schwerfälligen Wagen mit den Frauen und Kindern und der ganzen beweglichen Habe durch den Morast der durch die Frühjahrsregen erweichten Urwaldstraße und durch die wildfluthenden Waldbäche. Eines der Gespanne leitete der eben großjährig gewordene Abraham. Die Reise ging, zweihundert Meilen weit, in nordwestlicher Richtung durch den südlichen Theil von Indiana nach der mittleren Gegend von Illinois und währte unter Strapazen, wie sie nur der Pionier kennt und ertragen kann, fünfzehn Tage lang. In der Grafschaft Macon, an einem die weite Prairie überschauenden Waldabhange des nördlichen Sangamonufers half Abraham seinem Vater die Blockhütte bauen, welche jetzt als eine Reliquie in Barnum's Museum in New-York gezeigt wird, und umgab das zehn Acres große Grundstück mit dem denkwürdigen Zaune aus gespaltenem Holze, von dem er den während seiner Wahlcampagne eben so populär gewordenen wie gemiß-

brauchten Beinamen des Riegelspalters erhielt. Seine letzte Arbeit im Dienste des Vaters war dann das Ausbrechen des eingezäunten Landes und dessen Bepflanzung mit Mais. Thomas Lincoln zog schon im nächsten Jahre nach einer gesunderen Gegend in der Grafschaft Coles, wo er „lang genug lebte, um seinen Sohn unter den ersten Männern des Landes zu sehen und viele Beweise seiner Kindesliebe zu empfangen, und in dem gesegneten Alter von 73 Jahren, am 17. Januar 1851, starb."

Das Glück, welches Abraham Lincoln nun auf eigene Hand suchte, bestand anfänglich nur in dem Erwerb seines Lebensunterhalts durch Taglohn im Dienste benachbarter Farmer. Meilenweit ging er auf Arbeit, zeitweilig dann bei seinem jedesmaligen Brodherrn wohnend. In den Mußestunden belehrte er sich durch Lektüre. Während er bei einem Farmer Brown in Dienst war, kehrte eines Abends ein fremder Herr bei diesem ein und bat um ein Nachtquartier. Es wurde ihm bedeutet, daß nur im Bette des Knechts eine Schlafstelle übrig sei, und da er „den Menschen, mit dem er das Lager theilen sollte", vorher zu sehen wünschte, führte Frau Brown ihn hinter das Haus, wo der lange Lincoln in seiner beliebten Attitüde im Grase lag und in einem Buche las. — Mit dem kann ich's schon wagen, sagte der Gast, als er ihn eine Weile betrachtet hatte, und schlief dann die Nacht in einem Bette mit dem künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Noch manchen Acker des jungfräulichen Bodens von Illinois hatte Lincoln urbar zu machen, manchen Urwaldstamm zu fällen und zu Riegeln zu zerspalten, ehe er sich ganz in die Sphäre der civilisirten Welt versetzt sah. Und abenteuerlich genug, ja abstoßend mag er sich damals ausgenommen haben mit seinen ungeschlachten Gliedern, seinen eckigen Bewegungen und Naturburschenmanieren, in seiner Holzhacker-Toilette von unten engen, nach oben sich aufbauschenden, mit Wallnußrinde braun gefärbten Beinkleidern aus Sackleinwand, deren jedes Paar ihn 400 Riegel zu spalten kostete. Zwar machte sein Ehrgeiz der Civilisation die äußere Metamorphose leicht, die sie mit ihm vorzunehmen hatte, aber auch im Präsidentenfrack blieb er der Mann aus dem Volke, dem unbeschadet seiner geistigen Elastizität und Unbefangenheit die großen Hände und Füße im Salon bisweilen im Wege waren. Um so größere Dienste leisteten sie ihm in der Wildniß. Nur ein paar Proben von dem Geschick, mit dem er sich in schwierigen Situationen zu helfen wußte, und das er später an höheren Dingen und auf dem Gebiete der Staatskunst bewähren sollte! Einmal hatte er ein Boot über einen Mühldamm im Sangamon zu bringen. Im fünf Fuß tiefen Wasser stehend, hatte er es zur Hälfte hinaufgehoben, als es sich plötzlich mit Wasser füllte und so nicht mehr von der Stelle zu bringen war. Rasch entschlossen bohrte er ein Loch in den vorstehenden Theil, durch welches das Wasser in wenigen Minuten ablief, und kam dann eben so schnell mit seiner Aufgabe zu Stande. — Im Frühling 1831 übernahm er wieder, mit zwei Genossen, eine Floßfahrt nach New-Orleans. Bei New-Salem war eine Heerde jener halbwilden Schweine an Bord zu nehmen, die man überall im Westen sieht. Nachdem alle gewöhnlichen Mittel, die unlenksamen Bestien an's Boot zu treiben, ohne Erfolg erschöpft waren, entschloß sich Lincoln zu einem seiner Kraftstücke. Er trug sie eins nach dem andern in seinen langen Armen, die sie wie stählerne Zwingen umklammerten, in's Schiff. Seines weiteren Auftrages entledigte er sich dann in dem Maße zur Zufriedenheit des Floßhändlers, daß dieser ihm die Führung eines Mühlen- und Ladengeschäfts in New-Salem übergab. Dieß war Lincoln's Eintritt in's bürgerliche Leben. Aus wenigen von einer Menge durch die Ueberlieferung bewahrter Beispiele von der seltenen Gewissenhaftigkeit, mit der er diesen und später andere Posten versah, wird der eminente Sinn verständlich, in welchem er damals schon und später vom ganzen Volke „der ehrliche Abraham" genannt wurde. In den Stores oder Kaufläden des fernen Westens concentrirt sich noch jetzt der Handels- und Tauschumsatz ganzer Distrikte, und die Führung solcher Commanditen ist der Natur der Umstände nach eine Gewissenssache. Während sein Vorgänger das Vertrauen des Geschäftsherrn Offutt mißbraucht hatte, zeigte Lincoln sich desselben in hohem Grade würdig und das in Verfall gerathene Geschäft blühte wieder auf. Aber nicht minder gewissenhaft behandelte er die Kundschaft. Einer Frau aus der Umgegend, der er für ihre Einkäufe beim Summiren sechs Cents zu viel angerechnet hatte, brachte er das Geld, als er das Versehen entdeckt hatte, spät am Abend drei Meilen weit nach ihrem Hause. Einem andern Kunden trug er einen Rest Thee, der beim Zuwiegen in der Abenddämmerung unbemerkt verschüttet war, am nächsten Morgen hin. Eine Zeitlang war er Postmeister des Orts und behielt bei Aufgebung der Stelle, da ihm keine Gelegenheit gegeben wurde, die Rechnung abzuschließen, einen Ueberschuß von 17 Dollars in Händen. Was eine solche Summe damals und dort bedeutete und in welchem Maße ihm bei seiner Armuth eine gelegentliche Benützung derselben zu Statten gekommen wäre, ist beispielsweise daraus abzunehmen, daß das wöchentliche Kostgeld für ihn und seine Frau, mit der er während der ersten Zeit ihrer Ehe (1842) in einem „Hotel" zu Springfield wohnte, nur zwei Dollars betrug. Gleichwohl bewahrte er die identischen 17 Dollars Jahre lang unangerührt in einer kleinen Schachtel, bis endlich die Anweisung der Regierung darauf erfolgte. Je strenger er in dieser Beziehung gegen sich war und ebenso später als Anwalt mit Depositen stets nach dem Grundsatze verfuhr, „nie eines Menschen Geld außer seinem eigenen zu gebrauchen", desto billiger war er in seinen Anforderungen an Andere und desto nachsichtiger gegen seine Schuldner.

Trotz seiner großen Körperkraft war er überaus friedfertig. Einen Raufbold, der nach der Sitte der „Rowdies" Händel suchend in seinen Laden drang und sich durchaus nicht ohne die verlangte „Genugthuung" abweisen lassen wollte, bestrafte er dadurch, daß er ihm, nachdem er ihn ohne Mühe zu Boden geworfen,

das Gesicht mit Nesseln einrieb, bis derselbe Ach und Weh schrie. Dann wusch er ihm das geschwollene Gesicht mit kaltem Wasser und ließ ihn beschämt gehen. Die Ringkämpfe der jungen Burschen gehören noch heute zur Landessitte. Auch Abraham that sich gerne darin hervor, ohne je seine Gutmüthigkeit zu verleugnen, selbst wenn er durch Hinterlist zu Falle gebracht wurde. Aber mehr Geschmack fand er an gemüthlicher Unterhaltung, sowie sich am liebsten um ihn, den unerschöpflichen Schwänkemacher und Anekdotenerzähler, ein Kreis von Hörern sammelte. Er suchte den Umgang Aelterer und Erfahrenerer und weite Wanderungen unternahm er, um sich an Debattirclubs zu betheiligen, in denen er seine ersten Redeversuche anstellte. Des in ihm schlummernden Rednertalents war er sich noch lange hin so wenig bewußt oder sicher, daß er später seine erste öffentliche Rede in einer Wahlversammlung nur auf das Versprechen seiner Freunde hin hielt, ihn nicht auslachen zu wollen. Jeden Augenblick der Muße vom Geschäft benützte er zu seiner Fortbildung und ein Besucher traf ihn einst im Zimmer seiner Hauswirthin, wie er auf dem Rollbette unter einem Haufen von Büchern und Blättern liegend während des Lesens zugleich mit dem Fuße eine Wiege in Bewegung erhielt, in welcher das Kind der Frau schlummerte. So war ihm die Postmeisterstelle besonders deßhalb erwünscht, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, alle eingehenden Zeitungen zu lesen.

Je mehr sich so der Kreis seiner Thätigkeit und seines Umgangs erweiterte, desto mehr entfalteten sich die ausgezeichneten Eigenschaften seines Herzens und Geistes und in demselben Maße wuchs die Zahl seiner Freunde und Verehrer. Er war einer jener Charaktere, die, wie sie zu Wortführern, Berathern, Vertrauensmännern, Schiedsrichtern und Vermittlern berufen schienen, Jedem in solcher Stellung willkommen und gerecht sind. So fiel auch die Wahl zum Hauptmann der Freiwilligen der Grafschaft in dem erfolgreichen Feldzuge gegen den berühmten Indianerhäuptling Black Hawk (Schwarzen Habicht) auf ihn, und obgleich er keine Gelegenheit zu Heldenthaten hatte, wußte er sich dadurch die bleibende Anhänglichkeit seiner Leute zu erwerben, daß er es in mannhafter Ertragung der Marschbeschwerden wie in den Ringkämpfen im Lager Allen zuvorthat, stets freundlich und guter Laune war und durch seine „köstlichen Anekdoten" Alle dabei erhielt und daß er gut für sie sorgte. Die nächste und bedeutsame Folge davon war, daß er auf Betrieb seiner vom Feldzuge heimgekehrten Waffengefährten in dem frühen Alter von 23 Jahren als Kandidat zur gesetzgebenden Versammlung des Staats aufgestellt wurde und in den Bezirkswahlen eine bedeutende Majorität erhielt, wenn gleich sein Ruf noch nicht so weit gedrungen war, um ihm auch den Sieg bei der allgemeinen Abstimmung zu verschaffen.

Inzwischen hatte Lincoln's Prinzipal in Folge unglücklicher Spekulationen fallirt und der Laden ging ein. Nun versuchte Lincoln ein ähnliches Geschäft und zwar theilweise für eigene Rechnung, an demselben Orte, aber auch dieses hatte bald, wie er sich ausdrückte, „gute Nacht" gesagt. Dann versah er einige Zeit, wie bereits erwähnt, die Posthalterei, in der originell primitiven Weise, daß er auf seinen Ausgängen die ganze Post im Hute mit sich führte, den Begegnenden ihre Briefe unmittelbar abnehmend oder abliefernd. Endlich legte er sich auf's Feldmessen, nachdem er die Grundsätze der Kunst in wenigen Wochen einstudirt hatte, welche Beschäftigung den Kreis seiner Bekanntschaften und seines Einflusses beträchtlich erweiterte. Vielleicht war dieses Ueberspringen von einen Beschäftigung zur anderen, während er gleichzeitig die Dichtungen Burns' und Shakespeare's mit der ganzen Innigkeit seines Gemüths in sich aufnahm, der unwillkürliche Ausdruck seines noch unklaren Hinstrebens nach der Sphäre, in der er seinen höhern Lebensberuf finden sollte, der Rechts- und Staatswissenschaft. Die entscheidenden Schritte wurden um's Jahr 1834 gethan. Fast gleichzeitig mit der dieses Mal erfolgreichen Erneuerung seiner Kanditatur zum Abgeordneten für den Bezirk Sangamon war in ihm auf Anregung des ihm befreundeten, angesehenen Advokaten Stuart in Springfield der Entschluß gereift, sich in die Rechtspraxis hineinzustudiren. Wie er Letzteres auf eigene Hand in's Werk gesetzt, wurde schon erzählt. Diese ernste Vorbereitung währte fast ein volles Triennium, unterbrochen nur durch seine Reisen zur Legislatur in Vandalia und nachher Springfield, zu welcher er auch für 1836 wieder gewählt wurde, und durch die Stunden, in denen er sich mit Feldmessungen beschäftigte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wie in manchen Einzelnheiten seines Lebens und seiner Entwicklung liegen hier Parallelen nicht bloß mit jenem Philosophen des Alterthums, der Nachts Korn mahlte, um am Tage seiner Wissenschaft obliegen zu können, sondern selbst mit den Propheten, die sich in die Wüste zurückzogen, um allein mit ihrem Gotte zu sein, nahe genug. Je weitgreifender seine Wirksamkeit wurde, desto mehr befestigte sich in ihm der Glaube an das Walten der Vorsehung nicht bloß, sondern auch an eine persönliche Beziehung zwischen Gott und sich. In dem furchtbaren Kriege und den Unglücksfällen der ersten Jahre erblickte er eine Gottesgeißel für den Fluch der Sklaverei. Bei der Abfassung der Emanzipationsproklamation, die er ganz geheim hielt, rang er in seiner Weise mit Gott und als er dann sein Kabinet damit überraschte, schloß er die Bemerkung, daß seines Erachtens die Zeit zum Erlaß derselben gekommen sei, mit den leise hingehauchten Worten: Und Gott hat mich's geheißen.

Als die Sitzungszeit der Legislatur herannahte, wanderte Lincoln zu Fuß, seinen Ranzen tragend, aber schon in ganz reputirlicher äußerer Erscheinung, nach dem hundert Meilen entfernten Vandalia. Die erste der Stufen, auf welchen die Politiker des Landes zum Kapitol emporsteigen, und die Schwelle des Ruhms war erreicht. Mit der Besonnenheit und Maßhaltung eines geschulten Staatsmannes und mit der Unerschrockenheit eines geborenen Republikaners stieg er weiter von Stufe zu Stufe, bis der Wirbelwind des Volkswillens ihn zur schwindelnden Höhe erhob. In



Abraham Lincoln.

jener ersten Session versuchte er sich nicht als Redner, nur beflissen, sich in die neue Sphäre einzubürgern. Aber die Auszeichnung ward ihm, in das Comité für Staatsrechnungen und Ausgaben gewählt zu werden. Während der Wahlcampagne von 1836 hielt er in öffentlicher Versammlung zu Springfield seine erste bedeutende Rede und errang, als Vorkämpfer der Whigpartei, einen glänzenden Triumph über den Demokraten Early. Mit diesem ersten Wurfe entfaltete er auf der Rednerbühne sein ganzes vernichtendes Rüstzeug schlagender Argumente und beißenden Witzes. Wunderbar, hier wie bei seinen späteren großen Reden war der mehr und mehr gewinnende Eindruck seiner äußeren Erscheinung. Leise und eintönig beginnend, nahm der Wohlklang seiner Stimme mit ihrer Stärke zu, seine Sicherheit mit der Aufmerksamkeit und Stille der Versammlung. Dann war es, wie ein Erzähler sich ausdrückt, als käme die Kraft von oben über ihn. „Seine bäuerliche Einfachheit erhob sich zu majestätischer Würde; das gutmüthige, fast nichtssagende (?) Gesicht ward vom Ausdrucke der Begeisterung verklärt; die lange, etwas gebeugte Gestalt richtete sich gerade und stolz auf und die sanften, träumerischen Augen leuchteten vom Feuer ächter Inspiration."

In der Session von 1836 erfolgte sein gemeinschaftlicher Protest mit Dan Stone gegen die von der vorigen gefaßten Prosklaverei-Beschlüsse, die erste, leise Kundgebung des einer Welt in Waffen trotzenden Geistes, der ihm fast ein Menschenalter später die Emanzipationsproklamation in die Feder diktirte. Von Herzen Abolitionist, erkannte er doch als guter Jurist von Anfang an ebensowohl die verfassungsmäßige Berechtigung der Sklaverei auf ihrem Boden an, wie die der Regierung, ihre weitere Ausbreitung zu verbieten, und sprach das befreiende Wort, die Erfüllung der Konfiskationsakte, daher nicht eher aus, als bis Kriegsrücksichten es gemäß der Konstitution der Vereinigten Staaten gestatteten und geboten (22. September 1862

und 1. Januar 1863). Mit vollem Rechte konnte er zwei Jahre später die Proklamation den „Centralakt seiner Verwaltung und das große Ereigniß des neunzehnten Jahrhunderts" nennen.

Wieder und wieder — in den Jahren 1838 und 1840, wonach er dann in die weitere allgemeine Sphäre der Politik überging — sehen wir Lincoln als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung und nun schon als einen der einflußreichsten Redner und Politiker von Illinois, während er sich zugleich den Ruf eines gewissenhaften und ausgezeichneten Advokaten weit und breit erworben hatte. Nie übernahm er eine Sache, die in seinen Augen ungerecht war. Mit der ihm eigenen Gesinnungstreue hielt er zu seiner Partei, den Whigs, und deren großem Haupte, Henry Clay, dessen Niederlage in der Wahlcampagne von 1844 Lincoln gleichwohl nun oratorische Lorbeeren und eine über die Grenzen seines Staats hinausreichende Popularität eintrug. Die letztere verdankt er vornämlich der Volksthümlichkeit seines Wesens, seinen Reden und — seinen „kleinen Geschichten". Daß er bei der Wahl der Fabel keine Prüderie übte, wenn sie nur kernig war, mag aus einer „Geschichte" erhellen, durch die er einmal ein Mitglied der Legislatur von 1838, welches durch die Manie, bei jeder zur Verhandlung kommenden Maßregel auf vermeintliche Verstöße gegen die Verfassung Jagd zu machen und nach viel unnützem Geschwätz darüber schließlich Verweisung derselben an einen Ausschuß zu beantragen, zu einer Plage des Hauses geworden war, für immer zum Schweigen brachte. Die Versammlung hatte eben wieder zum, wer weiß wie vielten Male das alte Lied anhören müssen, als Lincoln sich mit schalkhaftem Lächeln erhob. — Meine Herren! sagte er, der Angriff des Mitgliedes für Wabash auf die Verfassungsmäßigkeit des Antrags erinnert mich an einen alten Freund. Es ist ein seltsam aussehender, alter Knabe, mit buschigen, überhängenden Augenbrauen und einer Brille darunter .... Im Nu waren die Augen der ganzen Versammlung auf das unverkennbare Original zu diesem Bilde gerichtet. Lincoln fuhr fort: Eines Morgens, gleich nach dem Aufstehen, glaubte der Alte, indem er vor die Hausthür trat, ein munteres Eichhörnchen zu gewahren. Also holte er seine Büchse und schoß nach dem Thierchen; doch das achtete gar nicht darauf. Er lud und schoß von neuem und wieder und wieder, doch vergeblich. Nach dem dreizehnten Schusse setzte er unwillig sein Gewehr ab und sagte zu seinem Buben, der ihm zuschaute: Du, mit der Büchse ist's nicht richtig. — O, antwortete der, die Büchse ist schon gut genug, damit hat's keine Noth; aber wo ist denn Dein Eichkätzchen? — Na, sagte der Alte und sah ganz verdutzt über seine Brille; siehst Du's denn nicht, wie's da oben am Baume hockt? — Gott bewahre, sagte der Junge, da ist nichts. — Dann sich zu seinem Vater wendend, sah er diesen scharf an und rief auf einmal: Ich hab's; ich sehe Dein Eichkätzchen! Du hast die ganze Zeit nach einer Laus geschossen, die an Deiner Augenbraue sitzt. — Das schallende Gelächter, das dieser frappante Schluß der Erzählung in der Versammlung hervorrief, war Todtengeläute für den Abgeordneten von Wabash.

Henry Clay war bis zu seinem Tode das politische Ideal Lincoln's. Daß der bedeutendste Mann der Zeit im Wahlkampfe von 1844 um die Präsidentschaft einem Polk unterliegen mußte, verstimmte Lincoln so tief, daß er nahe daran war, sich ganz von der Politik zurückzuziehen. Aber der Ehrgeiz und seine Freunde ließen ihn nicht ruhen. Es war sein eigener ausgesprochener Grundsatz, daß in Zeiten friedlicher politischer Entwicklung des Staatslebens nur der Mann etwas bedeuten könne, der einer Partei angehöre. Dabei besaß er den richtigen Takt, seine individuellen, der Zeit oft weit voraus eilenden An- und Einsichten stets den Prinzipien und Zwecken der Organisation, der er sich angeschlossen hatte, unterzuordnen. Und gleiche Anerkennung verdienen der Muth und die Ausdauer, mit welchen er während eines langen Zeitraums der schwächeren der beiden Hauptparteien im Lande angehörte, wie die Mäßigung, die er nachher als Mitglied und Haupt der herrschenden Partei bewies. Seinen weiteren politischen Lebensgang bis zu seiner Wahl zum Präsidenten, wie derselbe mehr und mehr der Weltgeschichte angehört, geben wir hier nur in solchen Andeutungen, wie sie in den engen Rahmen dieser Skizze passen. Im Jahre 1846 zum Mitgliede des dreißigsten Kongresses als Repräsentant für Illinois gewählt, war er einer der Wortführer der Opposition und seine am 12. Januar 1848 gehaltene Rede zu Ungunsten der (mexikanischen) Kriegspolitik des Präsidenten gehört zu den gediegensten der Session. Sodann wirkte er als hervorragendes Mitglied der Whig-Convention in Philadelphia für General Taylor's Kanditatur zur Präsidentschaft. Aber die alten Parteien fingen an sich zu überleben und erst die Organisation der republikanischen Partei im Jahre 1856 sollte die Basis schaffen auf der seine Denkweise und Geistesrichtung, wie sein politisches Talent sich ungehemmt entfalten konnten.

Immer heftiger und allgemeiner wurde die Agitation für und wider die Ausdehnung der Sklaverei seit der Aufnahme Californiens als eines freien Staates in die Union, im September 1850, und immer näher trat die große Aufgabe seines Lebens an Lincoln heran. Schlag auf Schlag folgten die Uebergriffe und Staatsstreiche der Sklavokratie. So ward das Feld bereitet für die denkwürdige Illinoisen-Wahlcampagne von 1858, den „Riesenkampf", in welchem die beiden berühmtesten Politiker des Westens zugleich als Rivalen in der Bewerbung um die Bundessenatorwürde für den Staat und als Vorkämpfer der beiden großen Parteien des Landes einander gegenüber traten. Douglas galt bis dahin für den weit gewandteren Redner und geriebeneren Staatsmann und sein politischer Einfluß reichte weit über den Lincoln's hinaus. Aber der Sophist sollte an dem wahren Weisen zu Schanden werden. Nur Lincoln's sittlicher Ernst vermochte die ethische Bedeutung zu erfassen, zu der sich die Parteigegensätze erhoben hatten. Er war sich bewußt, für die Prinzipien der Freiheit und Humanität gegen die der Unterdrückung und Barbarei zu streiten. Gleich-

wohl ließ er sich nicht zur Leidenschaftlichkeit hinreißen; er wußte, daß es sich noch um einen „Rechtsstreit" handelte und er versuchte keine anderen Waffen, als die der Ueberführung und Ueberzeugung. Um so nachhaltiger war der Enthusiasmus, den seine Reden überall hervorriefen. Die aus Trugschlüssen aufgebaute und selbst unehrliche Waffen nicht verschmähende Dialektik des Demokraten brach unter der Wucht der unverfälschten Logik des Republikaners zusammen. Zwar erlangte Douglas seine Wiederernennung zum Senator dadurch, daß er, ein halber Renegat, sich auf die Seite der Opposition gestellt und dadurch die Republikaner zum Theil für sich gewonnen hatte, aber diesem, mit seiner moralischen Vernichtung erkauften, äußerlichen Siege, konnte nur eine um so entschiedenere Niederlage in der Präsidentenwahlcampagne von 1860 folgen. Während dieser traten die zwei Jahre zuvor noch in der Entwicklung und Klärung begriffenen Gegensätze in ihrer ganzen Schroffheit und Unversöhnlichkeit hervor. Der Norden war der Sklavenhalterpartei schon in dem Grade verloren, daß Lincoln in Douglas weniger den Nebenbuhler als die Parteidoktrin der Freunde des Südens zu bekämpfen hatte. Es war die von Douglas erfundene Lehre von der Volkssouveränetät, fälschlich abgeleitet aus der Duldung, welche „die Väter", die Gründer der Bundesverfassung gegen die in den Südstaaten bestehende Sklaverei geübt hatten. Lincoln schlug seine Gegner mit ihren eigenen Waffen, indem er von dem wahren Grunde der die Gleichberechtigung aller Menschen zu Freiheit, Leben und bürgerlicher Wohlfahrt anerkennenden „Unabhängigkeits-Erklärung" aus das ganze Blendwerk des „großen Prinzips", das in seiner Gesinnungslosigkeit der Sklaverei und der Freiheit gleiche Rechte einräumte, enthüllte und dann die Hauptstütze der Prosklavereipartei vernichtete. Lincoln hatte sich der großen Frage der Zeit bemächtigt; sie war das unerschöpfliche Thema der hinreißenden Reden, die seine Wahlreise im Frühjahr 1860 von Decatur in Illinois ostwärts durch die großen Städte bis zu New-York und weiter bis zu den Städten Neu-Englands hinauf zu einem Triumphzuge und ihn selbst zum Erwählten der Republikaner des ganzen Nordens neben dem ihm an staatsmännischer Bildung und Geltung weit überlegenen und bis dahin vom Osten fast ausschließlich begünstigten Präsidentschaftskandidaten Seward machten. Seine eigenen Hoffnungen gingen damals noch kaum über die Erlangung der Vizepräsidentschaft hinaus. Aber so gewinnend und überwältigend war der Eindruck seiner am Abend des 27. Februar im Cooper-Institut zu New-York gehaltenen Rede selbst auf die entschiedensten Anhänger Seward's, daß auch diese ihm ihre Unterstützung zusagten, falls der Mann ihrer Wahl nicht nominirt würde. Nicht ohne Bangen war der bescheidene Volksredner nach dem Osten gegangen, um dem gebildeten und verwöhnten Publikum der großen Handelsstädte gegenüber zu treten. Um so mehr überraschten ihn solche Erfolge. Einen Geistlichen aus Norwich, der ihm bekannte, als sein Zuhörer dort an seinem Abend mehr von der Kunst öffentlicher Rede gelernt zu haben, als ein ganzer Universitätscursus über Rhetorik ihm habe gewähren können, fragte er geradezu, was denn so Besonderes an seinen Reden sei. — „Die Klarheit Ihrer Auseinandersetzungen, die Unwidersprechlichkeit Ihrer Beweisführung und vornämlich die treffenden Beispiele, in denen Romantik und Pathos, Witz und Logik wundersam verschmolzen erscheinen" — war die Antwort.

Es ist bekannt, daß Douglas, der auch zum Beginn der Administration Lincoln's an der Spitze der Opposition stand, der Achtung, die sein glücklicherer Gegner ihm abgewonnen, dadurch einen würdigen Ausdruck verlieh, daß er ihm über ein Jahr später nach dem entscheidenden Falle von Fort Sumter die — freudig ergriffene — Hand zur Versöhnung bot, seine Politik der offenen Rebellion gegenüber mit seinem ganzen Einflusse unterstützte und, bekehrt, ein ächter Patriot, an gebrochenem Herzen über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen am 3. Juni 1861 zu Chicago starb. Genau vier Jahre nach jener Verständigung, an demselben 14. April, in derselben Abendstunde, in welcher Douglas im Weißen Hause zu Washington in Frieden vom Präsidenten Lincoln geschieden war, traf diesen die Kugel des Mörders Booth! — In diesem Zusammenhange mag eines andern, seltsamen Vorfalls Erwähnung geschehen. Während des zwischen seiner Ernennung zum Präsidentschaftskandidaten durch die republikanische Konvention zu Chicago — am 18. Juli 1860 — und der Wahl am 6. November liegenden Zeitraums privatisirte Lincoln, schon als der Erwählte der Nation geltend, wieder in Springfield und hatte sich in hergebrachter Weise ganz den Besuchen der Freunde, Aemter- und sogenannten Löwenjäger zu widmen, die ihn dort vom Morgen bis zum Abend bestürmten. Eines Abends war er sehr ermattet aus der ihm für diese Audienzen eingeräumten Regierungskanzlei nach Hause zurückgekehrt. Dort in seinem Zimmer auf einem Schlafsopha ausruhend, gewahrte er plötzlich in einem Drehspiegel über seinem gegenüberstehenden Schreibtische ein vollständiges Doppelbild von sich. Als er aufstand und sich dem Spiegel näherte, verschwand die Vision; sowie er sich wieder gelegt hatte, erschien sie von Neuem und es fiel ihm auf, daß eins der Abbilder merklich blässer war, als das andere. Einige Tage nachher hatte er die Erscheinung wieder; aber in Gegenwart seiner Frau, die er dann herbeiholte, wiederholte sich dieselbe nicht. Frau Lincoln war von dem Vorfalle sehr angethan und sagte, sie sehe darin eine Vorbedeutung, daß ihr Gatte „zu einem zweiten Amtstermin erwählt werden, aber das Ende des zweiten nicht erleben werde". —

Als bei dem dritten Ballotement in der erwähnten Konvention der Sieg Lincoln's über Seward dadurch entschieden war, daß die Delegirten von Ohio ihre bisher für Chase abgegebenen Stimmen auf Lincoln übertragen hatten, gab sich ein unerhörter Enthusiasmus innerhalb wie außerhalb des großen Wigwam's oder Versammlungsgebäudes kund. Der ungeheure, viele Minuten anhaltende Jubel der versammelten Tausende machte selbst den Salutschuß unhörbar, der vom Dache

des Wigwam's abgefeuert wurde. Man erzählt, die Aufregung während der Sitzung sei so nervenangreifend gewesen, daß Männer, die nie berauschende Getränke genossen, gleich Trunkenen taumelten, als sie an die freie Luft kamen.

Zweihundert Meilen entfernt vom Schauplatze dieses folgenschweren Ereignisses, erzählte der Biograph Holland, befand sich Lincoln inzwischen in engem und ununterbrochenem telegraphischem Verkehr mit seinen Freunden in Chicago. Er wurde unverzüglich von den Resultaten jeder Abstimmung benachrichtigt und saß, umgeben von seinen nächsten Freunden, im Bureau des Springfielder Journals, die Depeschen empfangend und besprechend. Es war der entscheidende Moment seines Lebens, von dem sein Schicksal als öffentlicher Persönlichkeit abhing, — seine Stelle in der Geschichte. Er würdigte vollständig das Gewicht der Ergebnisse der Konvention für ihn selbst und die Nation, und sah das Wesen des großen Kampfes voraus, zu welchem seine Nomination und Wahl die Losung geben mußte. Ein Moment — und er war entweder der Mittelpunkt einer gewaltigen Nation geworden oder herabgesunken zu einem abgethanen Politiker, dessen Trachten nach den höchsten Ehren der Nation auf immer vereitelt war. Endlich, inmitten höchster und peinlichster Aufregung, trat ein Bote vom Telegraphenbureau mit der entscheidenden Depesche in der Hand ein. Ohne sie aus der Hand zu geben, schritt er feierlich auf Lincoln zu und sagte: Die Konvention hat die Nomination vollzogen und Herr Seward ist — der zweite Mann auf der Liste! — Dann sprang er auf den Tisch des Redakteurs und rief laut: Meine Herren, bringen wir ein dreifaches Hoch Abraham Lincoln, dem nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten! — und stürmisch wurde der Aufforderung Folge geleistet. Darnach übergab er Lincoln die Depesche, der den Inhalt erst schweigend und dann laut las. Nachdem sich die Aufregung des kleinen Kreises etwas gelegt hatte, steckte er mit der Bemerkung, „da sei eine kleine Frau an der achten Straße, die einiges Interesse an der Sache habe", das Telegramm zu sich und ging heim.

Wir müssen hier, am Beginn des Lebensabschnittes, in dem Lincoln „keine Muße mehr kannte", abbrechen, um den uns zugemessenen Raum nicht weiter zu überschreiten; vielleicht findet sich Gelegenheit zu einer Fortführung dieser auf keine Vollständigkeit Anspruch machenden Mittheilungen bis zu dem tragischen Schlusse dieses bedeutungsvollen Lebens. Nur das sei noch hervorgehoben, daß Lincoln von dem Augenblicke seiner Ernennung zum Lenker der Geschicke des größten Staatswesens der Erde an, weit entfernt von Stolz und Selbstüberschätzung, in sich nur den Diener des Volks und ein Werkzeug der Vorsehung sah und vom Bewußtsein der mit dem nun daherkommenden Sturme stets wachsenden Verantwortlichkeit seiner Stellung so lange gebeugt erschien, bis der Stern der Union, an dem er nie verzweifelte, aus Wolken der Finsterniß wieder hervortrat in all seiner Glorie. Er hat es anders verstanden, die Union zu lieben, als ein Napoleon „sein Frankreich".

Und wer noch mit den vielen nach und nach Bekehrten, denen „der Riegelspalter im Weißen Hause" lange ein Dorn im Auge oder zum mindesten „uninteressant" war, auf diesen „selbstgemachten" Mann als einen Plebejer herabsehen möchte, dem wollen wir schließlich die schöne Art zu Gemüthe führen, auf die Lincoln in einer öffentlichen Versammlung zu Charleston in Illinois einen hämischen Angreifer von der Seite zu entwaffnen wußte. Mitten in seiner, der Freiheit und der Bekämpfung der Sklaverei gewidmeten Rede unterbrach ihn eine Stimme aus der Menge mit der lauten Frage: Ist es wahr, Herr Lincoln, daß Sie barfüßig und als Ochsentreiber hieher gekommen sind? — Der Redner pausirte eine volle halbe Minute, sich und der Versammlung Zeit lassend zu der Ueberlegung, ob eine so gemeine Unverschämtheit überhaupt eine Antwort verdiene. Dann sagte er mit der größten Gelassenheit: Ich glaube, diese Thatsache durch Männer in der Versammlung beweisen zu können, ja, durch wenigstens ein halbes Dutzend Männer, von denen jeder Einzelne sicherlich achtbarer ist, als der Fragesteller.



Frühlingsruhe.

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

Ludwig Uhland.





Frühlingsruhe.

Drei Jagden in Afrika.

Von H. Hennig.

III.

„....Es war mir nicht möglich einzuschlafen, ich wehrte mich, so gut es ging, gegen die Stiche der gierigen Mücken und horchte auf den leisen Flug der Nachtvögel und auf das Geheul der Schakals, die in einiger Entfernung eine Antilope in den Sumpf getrieben hatten und sich nun die Beute streitig machten. Noch lange, nachdem die klagende Stimme des Wildes verstummt war, störte mich das Knurren und Heulen dieser wilden Meute. Ich sprang endlich auf, um durch einen Spaziergang meinen Peinigern zu entgehen. Die Wache sah mir bedenklich nach, als ich an ihr vorüberschreitend den Zweck meiner nächtlichen Wanderung angab; ich schlug den Weg ein, den wir am Tage gekommen waren, und nahm, um nicht wehrlos zu sein, von dem Packsattel meines Handpferdes ein leichtes Jagdgewehr und eine Tasche mit. Das Gehen war mir eine Erquickung, die Luft war kühler geworden, und die Moskitos ließen mir Ruhe. Ich war seit langer Zeit keinen Augenblick allein gewesen, und es erweckte mir ein behagliches Gefühl, einhergehen zu können, ohne mich beobachtet zu wissen. Die fremdartigen Formen der Bäume und Sträucher, die in der Nacht noch grotesker erschienen, paßten zu meiner Stimmung; während ich sie betrachtete und mir die Zeiten zurückrief, wo ich in dem Treibhause meines Onkels die ersten Tropengewächse gesehen, vergaß ich meine Müdigkeit und ging so weiter, als ich beabsichtigt hatte.

An einer Waldwiese, etwa eine Meile von unserem Lagerplatz, machte ich Halt. Hier lag neben dem Wege eine umgestürzte Mimose, ein ungewöhnlich starker Baum, der bis zur Krone von den dichten Geweben der Schlinggewächse umzogen war, die, nachdem sie die Säfte des lebenden Baumes getheilt, endlich den Sturz des mächtigen Stammes veranlaßt hatten. Das Holz war morsch geworden und dicht über dem Boden gebrochen; Aststücke und Zweige hatte die Wucht des Falles über die Wiese gestreut, der Stamm fing an zu zerbröckeln; nur die Schmarotzer hielten noch und verbanden die einzelnen Stücke mit dem Wurzelende. Gleich ihren Namensvettern dieser liebenswürdigen Spezies des Menschengeschlechtes saßen sie fest an dem Ernährer, fest, so lange die Wurzeln des Stumpfes noch Saft zogen, so lange Rinde und Holzfasern noch einen Halt boten, an dem sich haften ließ.

Ich muß übrigens gestehen, daß ich in jener Nacht nicht daran dachte, Betrachtungen über die verächtliche Natur der Schmarotzerpflanzen anzustellen; ich war vielmehr sehr befriedigt, einen so weichen und bequemen Sitz zu finden. Ich schloß bald die Augen, wurde aber eben so rasch wieder geweckt. Die trockenen Aeste krachten und verriethen, daß sich mir etwas nähere. Ich ließ es ziemlich nahe kommen, ehe ich mich entschloß, die Müdigkeit zu überwinden. Als ich die Augen öffnete, sah ich keine Armlänge von mir entfernt die spitzen Hörner einer Antilope, die mich neugierig zu betrachten schien. Ohne Ueberlegung riß ich das Gewehr in die Höhe und drückte ab; das Wild flog auf die andere Seite des Weges und brach da zusammen.

Als der Schuß und das von Vögeln und Vierfüßlern gebildete Echo verhallt waren, machte ich mir Vorwürfe über die Unbesonnenheit, mit der ich Hameds Befehl übertreten und wahrscheinlich das Lager alarmirt hatte. Die Sache war nun nicht mehr zu ändern, ich beschloß daher, sie bestens zu benutzen, die Ankunft meiner Diener zu erwarten und mit ihrer Hilfe das Fleisch in Sicherheit zu bringen. Ich trug Holz und Gestrüpp zusammen, häufte es neben der todten Antilope an und steckte es in Brand, dann stapelte ich einen zweiten Reisighaufen vor meinem Sitz auf. Während ich noch hiermit beschäftigt war, raschelte es in dem Gebüsch, die trockenen Zweige brachen unter verstohlenen Tritten, der Blutgeruch hatte die Schakals angelockt, sie kamen, mir bei der einsamen Wache Gesellschaft zu leisten. Mit hochgehobener Nase strichen sie durch das Rohr, knurrend und meckernd, wenn ihnen Kameraden begegneten. Sie kamen von den abgenagten Knochen des Gemsbockes, den sie während der Nacht in den Sumpf getrieben, von der Ebene jenseits des Waldes, wo sie am Abend zuvor die äsende Antilope gehetzt, aus der sumpfigen Niederung, wo sie hungrig im Schilfe gelegen, auf den Schrei der Enten gehorcht oder Eier und Nestvögel gesucht hatten. Sie umgaben das todte Wild im Halbkreise, vorsichtig auf der mir abgewandten Seite des Feuers bleibend. Bei dem Aufflackern der dürren Reiser konnte ich sehen, wie sie gleich einer Meute hungriger Hunde auf den Hintertheilen saßen und gierige Blicke nach der ersehnten Beute warfen, von der das Feuer sie zurückschreckte. In regelmäßigen Pausen hob einer den Kopf und stieß ein leises, klagendes Geheul aus, in das die anderen im Chore einfielen. Ihre Anzahl vermehrte sich mit jeder Minute, bald mochten einige fünfzig der hochbeinigen Burschen beisammen sein. Jetzt wuchs ihre Kühnheit, die vordersten rannten vor dem Feuer hin, schnappten in die Luft, daß ich das Klappen der Zähne hörte, und verschwanden wieder in der Dunkelheit; dann warf sich das ganze Rudel plötzlich auf das todte Wild.

Die Scene war viel zu aufregend, als daß ich länger an die Folgen meines Schießens denken konnte. Ich setzte eine zweite, mit Röllern gefüllte Patrone auf und gab dann Feuer. Der Knäuel stob auseinander, mehrere der Getroffenen wälzten sich verendend am Boden, die leichter Verletzten zogen hinkend dem Walde zu, wo sie auf ihre nach überwundenem Schreck zurückkehrenden Kameraden trafen. Die Verwundeten schienen ihr Schicksal zu kennen, sie gaben die Flucht auf und warfen sich auf den Rücken: in wenigen Sekunden waren sie zerrissen und bis zu den Knochen aufgezehrt.

Während die Schakals diesen Beweis des Mitgefühls für die Leiden ihrer Brüder lieferten, waren mir zwei neue, gefährlichere Gegner erschienen, hatten mit heiserem Lachen die schwächeren Raubthiere zur Seite gedrängt und

sich auf die Reste der Antilope geworfen. Ich war schon über den Baumstamm geklettert, hinter dem ich bisher gestanden hatte, und im Begriff, die nutzlos gewordene Wache aufzugeben und den Platz zu räumen, als die Hyänen neben dem erlöschenden Feuer ankamen. Diese Thiere sind mir von jeher verhaßt gewesen; ich habe in Algerien, trotz des Vorurtheils der unter mir dienenden Araber, keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, Jagd auf sie zu machen; ich konnte auch hier der Versuchung nicht widerstehen, eins dieser widerwärtigen Geschöpfe aus der Welt zu schaffen. Ich nahm die größte von ihnen auf's Korn, sie stand zwar ungünstig, sie bot mir fast den Rücken, ich hoffte indeß mit den groben Schroten beide Hinterbeine zugleich zerschmettern zu können. Als ich abdrückte, sprang das Thier grunzend herum, seine tückischen Augen suchten einen Augenblick nach dem Angreifer, dann stürzte es mir auf drei Beinen entgegen. Sein Angriff kam mir völlig unerwartet, mein Gewehr war abgeschossen, ich hatte nicht einmal Zeit gehabt, über den Baumstamm zu springen; so stieß ich denn die ungeladene Waffe der Bestie in den Hals. Sie faßte mit den muskulösen Kinnbacken den Kolben und biß wüthend in die Beschläge, sie schien die Waffe für ein Glied meines Körpers zu halten, sie zog und zerrte daran, daß ich mich anstrengen mußte, ihre Illusion nicht zu stören und meine wirklichen Glieder außerhalb des Bereiches ihrer langen und scharfen Zähne zu halten. Ich hatte den Lauf des Gewehres fest unter den rechten Arm gedrückt, mit der anderen Hand suchte ich den Dolch zu erreichen, den ich nach arabischer Mode eingenäht im linken Aermel trug. Als ich das Heft des breiten Messers zwischen den Fingern fühlte, stieß ich das zerbissene Gewehr meiner Feindin in die Zähne. Sie fürchtete in Folge des unerwarteten Stoßes den Halt zu verlieren, den sie doch fest genug gefaßt hatte, und fuhr deßhalb so weit nach vorn, daß ich ihr die scharfe Klinge über den Kehlgang ziehen konnte. Mit einem häßlichen Röcheln brach sie zusammen und bespritzte mich im Fallen über und über mit Blut.

Jetzt hatte ich die Lust an ferneren Abenteuern verloren, ich faßte das verbogene, unbrauchbar gewordene Gewehr und sprang in das Gebüsch, um auf einem Umwege das Lager zu erreichen. Ich hörte noch das Geheul meiner nächtlichen Gäste, die über das letzte Opfer herfielen, das ich ihren gierigen Rachen geliefert hatte, ich beschleunigte meine Schritte und war bald wieder auf dem Pfade. Da brach der Tag an; voll und glänzend stieg die Sonne über der Wüste auf und breite Lichtstreifen fielen zwischen den Büschen und Bäumen durch und verscheuchten die Schatten, die wenige Augenblicke zuvor noch Alles in Dunkelheit hüllten."



Die französischen Handwerksburschen.

Die Romantik, der sich unsere deutschen Studenten rühmen, die Romantik des Corpslebens existirt noch heute in einem viel höheren Grade, d. h. mit reelleren, praktischen Zwecken unter den französischen Handwerksburschen, wo dieses Stück humanen mittelalterlichen Korporationslebens nicht nur die Alles nivellirende Revolution überdauert, sondern sich auch den Forderungen der Neuzeit entsprechend umgestaltet hat, ohne deßhalb seine eigenthümliche Färbung zu verlieren. Bekanntlich hat George Sand einen ihrer besten Romane, den, welchen sie vor ihren Dorfgeschichten selbst für ihr bestes Werk erklärte, um diese Verhältnisse herum gruppirt. Das Modell zu dem Helden des »Compagnon du tour de France« wurde uns nicht nur durch sein Buch über das Compagnonage, als dessen Reformator er im Anfang der vierziger Jahre auftrat; sondern auch im Jahre 1848 als ein pflichtgetreuer, gewissenhafter und intelligenter Volksvertreter bekannt. Seitdem ist Herr Agricole Perdiguier, dit Avignonais la Vertu, compagnon Menuisier, wieder von dem Schauplatz des öffentlichen Lebens verschwunden; aber im Faubourg St. Antoine gilt die Werkstätte, deren Chef er schon seit etwa 24 Jahren ist, noch immer für eine der zuverlässigsten und empfehlenswerthesten in gewissen Zweigen der Kunstschreinerei. Die Sitten und Lieder, die festlichen Gebräuche und Verbrüderungsformen, des Compagnonage, selbst der Kultus, der darin vielfach mit der mythischen Person des Königs Salomo getrieben wird, deutet auf einen mit der Freimaurerei gemeinsamen Ursprung, der namentlich für alle mit dem Bauhandwerk zusammenhängenden Thätigkeiten sehr nahe liegt. Die Sitte oder vielmehr Unsitte des »Copage«, zu deren Abstellung Perdiguier nicht ganz ohne Erfolg seine reformatorische Rundreise unternommen hat, erinnert an die Corpshatzen auf deutschen Universitäten, nur daß es sich unter den französischen Arbeitern um zwar eben so unsinnige, aber weniger willkürliche und aus alter Zeit vererbte Feindschaften handelt. Das Buch Perdiguiers, zwei kleine Bände, ist im Jahre 1840 und 1841 bei Paguerre in Paris erschienen, also Jedermann zugänglich; ich werde deßhalb nur zur Charakteristik einige Worte aus der Einleitung anführen:

„Das Compagnonage erkennt drei Hauptgründer an; es bildet mehrere „Pflichten" und zerfällt in eine große Anzahl von Gesellschaften.

„Die Steinmetze, „fremde Gesellen", genannt die Wölfe, die Kunstschreiner und die Schlosser, von der „Genossenschaft der Freiheit" heißen »Gavots« und bekennen Salomo. Sie sagen, dieser König habe ihnen zum Dank für ihre Arbeiten eine „Pflicht" (Regel) ertheilt und sie in dem Tempel, der ihrer Hände Werk, brüderlich vereinigt.

„Die Steinmetze, wandernde Gesellen, genannt Wehrwölfe, die Tischler und Schlosser von der Pflicht der »Dévorants« (nicht von dévorer, sondern von devoir abzuleiten), behaupten auch aus dem Tempel hervorgegangen zu sein; Meister Jakob, der berühmte (!) Leiter der Bauarbeiten darin, habe sie gegründet.

„Die Zimmerleute, wandernde Gesellen oder „Drilles", rühmen sich desselben Ursprungs, wie die eben genannten, nur daß Meister Soubise, der gelehrte Zimmermann, ihr Gründer gewesen sei!"

So spricht ein denkender Mensch, ein begeisterter Anhänger der Demokratie. Es muß also doch in diesen scheinbar sinnlosen Formeln ein humaner Inhalt stecken. Um darüber einen unparteiischen und den populären Verbindungen eher abgeneigten Gewährsmann zu vernehmen, wenden wir uns an die aktenmäßigen Mittheilungen der „Internationalen Gesellschaft für praktisches Studium der Volkswirthschaft" (»économie sociale«), welche mit großem Eifer und mit den umfassendsten Hilfsmitteln die Analyse der Volkszustände, wie sie in Le Play's bekanntem Sammelwerke über „die Arbeiter in Europa" angebahnt

worden, unter dieses Mannes direkter Leitung fortsetzt. Im ersten Bande (von 1857) ihrer Annalen kommt eine detaillirte Darstellung der betreffenden Institution vor, welche wir theils wörtlich übersetzen, theils im Auszuge wiedergeben:

Compagnonages nennt man die Gesellschaften, welche unter den Arbeitern desselben Gewerbes zum Zwecke gegenseitiger Unterstützung, des gewerblichen Unterrichts und der Sittigung (»moralisation«) bestehen. Das Band, welches die Genossen vereinigt, ist durch den Glauben an einen uralten Ursprung und durch den ausschließlichen Besitz einiger geheimnißvollen Ueberlieferungen fester geknüpft. Unter den Zimmerleuten bestehen zweierlei Gesellschaften dieser Art; die eine, welche die ältere und mächtigere zu sein scheint, ist die der »Compagnons passants« oder »C. du devoir«. (Vergl. oben mit Perdiguier.)

In Paris hat sie ihren Mittelpunkt und ihre Verzweigungen hauptsächlich auf dem rechten Seineufer; — die Dissidenten, welche sich „Gesellen der Freiheit“ nennen, versammeln sich, wohnen und arbeiten größtentheils auf dem linken Ufer. — Die „Compagnie der Pflicht-Gesellen“ umfaßt zwei Klassen: die Aspiranten, welche „Füchse“ heißen, und die Burschen, welche „Hunde“ genannt werden. Der Lehrbursche heißt Kaninchen (lapin), bis er Fuchs wird, der Meister wird Affe genannt. Und alle diese Namen haben keineswegs eine verletzende Bedeutung.

Die Mitglieder sollten der Gesellschaft ganz angehören, so daß während langer Zeit die sich Verheirathenden zum Austritt genöthigt waren. Sie hießen dann Altgesellen oder auch »Agrichons« und wurden nur noch als Ehrenmitglieder betrachtet. Wenn sie auch keinen Antheil mehr, weder an den Ausgaben, noch an den Hilfleistungen der Gesellschaft zu beanspruchen hatten, so genossen sie doch große Achtung und waren bei allen Festlichkeiten sehr willkommen. — Seit einigen Jahren nun ist diese Ausschließung ganz weggefallen; aber da die Compagnie der Freiheit die Ausschließung der Ehemänner nie gekannt hat, so hat sie stets in Paris mehr Anhänger gehabt, als die andere.

Die „Gesellschaft der Pflicht“ bemüht sich besonders, geschickte und erfahrene Arbeiter zu bilden; sie übt zugleich einen bedeutenden moralischen Einfluß aus, der zumal in den Jahren, wo Jugend tobt und die große Menge ein wanderndes Leben führt, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ueberall findet der Theilnehmer brüderlichen Schutz, Krankenpflege, industriellen Unterricht und zur Noth Unterstützung. Eine alte Organisation verwirklicht diese schönen Resultate, eine Organisation, welche sich, trotz dem Widerspruche ihres Wesens mit den heutigen Sitten und Anschauungen, durch die von ihr gebotenen Vortheile und selbst durch eine gewisse Achtung vor dem Althergebrachten erhält. — Lyon ist der Vorort der Zimmerleute vom »Devoir«, dort liegen die Gesetzbücher dieser freien Zunft und die Archive, deren ein großer Theil unglücklicherweise vor etlichen Jahren durch eine Feuersbrunst zu Grunde ging. Der Vorort wird immer in einer Herberge gehalten, deren Wirthin von den Gesellen gewählt, „Mutter“ betitelt und auch mit leiblichem Respekt umgeben wird. (Vergl. G. Sand's Roman.) Ein „Commis“ versieht neben ihr die laufenden Geschäfte der Verbindung. Daneben ist noch der „Rouleur“ zu erwähnen, der, wie der Commis, ein wirkliches Mitglied sein muß, speziell mit dem Empfang der Neuangekommenen betraut ist und denselben zugleich Arbeit zu verschaffen hat.

Aehnlich, wie in manchen andern Ländern hat die Pflichtgenossenschaft seit Jahrhunderten eine Art Wanderschaft zum Zweck der gewerblichen Ausbildung organisirt, welche »Tour de France« heißt. Zu diesem Behufe sind überall Bureaux und Herbergen eingerichtet und Mütter ernannt. Die Städte, welche auf dieser Tour liegen, heißen „Städte der Pflicht“; es sind gegenwärtig: Lyon, Nimes, Toulouse, Agen, Bordeaux, Rochefort, Nantes, Angers, Tours, Blois, Orleans, Paris, Auxerre und Dijon; die anderen Städte auf derselben Linie, welche nicht Gesellen genug beherbergen, um eine „Mutter“ zu bezahlen, heißen „Bastardstädte“.

Die „Mutter“ wird nach althergebrachten Formen erwählt, es ist fast immer eine verheirathete Frau; man ernennt keine Wittwe, aber eine Mutter, die Wittwe wird, verliert darum nicht ihren Posten. Ehrlichkeit und strenge Sitte sind Hauptbedingungen. Kommissäre der Generalversammlung besorgen ihre feierliche Installation. Von da an hat sie einen Ehrenplatz bei allen Festlichkeiten, Ceremonien und namentlich auch bei den Leichenbegängnissen der Gesellen. Der „Commis“ führt die Bücher, hat seine Bureaustunden und erhält z. B. in Paris einen Jahresgehalt von 1800 Franken und Vergütung der Reisekosten, welche er etwa im Interesse der Gesellschaft haben könnte. — „Rouleur“ ist jedes Mitglied abwechselnd für eine Woche, er hat unter Anderm die Schulden der wandernden Mitglieder zu kontrolliren und stellt keinem ein Abgangszeugniß aus, der nicht seine Schulden berichtigt hat.

Die Gesellen versammeln sich monatlich einmal und außerdem an gewissen Festtagen, z. B. die Zimmerleute an St. Joseph, welcher bekanntlich ihr Schutzpatron ist. In Paris beträgt der monatliche Beitrag, je nach den Bedürfnissen, ungefähr 3—4 Franken, was bei 500 Mitgliedern schon 21,000 Franken jährlich ausmacht.

Die Aufnahme eines Mitgliedes geschieht mit freimaurerischer Feierlichkeit, aber nur nach genauer Prüfung seiner Aufführung und Befähigung; dann, nach der Einweihung in die Mysterien des Bundes, erhält er einen charakteristischen Beinamen, wie z. B. Vivarais le Conquérant, genannt Sans Barbe; Champagne la Sagesse, dit La Petite Chopine; Parisien l'Ile d'Amour, dit Courte Cuisse u. s. w. Die Gesellschaft hat ihr Meisterstück, das bei öffentlichen Aufzügen vorangetragen wird, und andere Reliquien und Abzeichen. So lange früher die verheiratheten Gesellen von den materiellen Wohlthaten der Gesellschaft ausgeschlossen blieben, bildeten sie unter sich eine »Société de secours mutuels«, ähnlich den von der Regierung patronirten. Im Ganzen kann man dreist behaupten, daß das Compagnonage, wo es existirt, seiner ursprünglichen Tendenz ziemlich treu geblieben ist und daß seine Anstalten wohlthätiger wirken und im Durchschnitt heilsamer sind, als die offiziellen Institutionen, wie die eben genannten oder die von der Regierung projektirten Cités ouvrières, welche vor allem der in dem Compagnonage gehegte Geist der Unabhängigkeit unter den Arbeitern scheitern ließ. — Wenn es einerseits höchst auffallend ist, gerade unter dem französischen Volke eine solche Institution rein erhalten und trotz aller Bureaukratie und Centralisation ungebrochen zu finden, so mag es noch mehr überraschen, daß im Allgemeinen diese Genossenschaften stets der Politik fremd geblieben sind. Wohl aber sind sie bei den Arbeitseinstellungen nicht nur betheiligt, sondern stets die Seele der Unternehmung gewesen und bei der großen »Grève« vom 8. Juni 1845 standen 7500 nen vereinigte „Pflichtgesellen“ und „Freiheitsgenossen“ zusammen; die Regierung, deren öffentliche Bauten keinen Verzug litten, schritt zur Verhaftung der sogenannten Rädelsführer und begriff darunter auch die »mère« der einen Compagnie. — Nichtsdestoweniger und obgleich die Regierung Soldaten zu den öffentlichen Bauten heranzog, mußten die Unternehmer im Wesentlichen nachgeben und (am 10. August 1845) einen Vergleich unterzeichnen, der sehr lange die Grundlage aller Transaktionen war und später freilich, bei den gesteigerten Arbeitslöhnen, da er wörtlich eingehalten ward, den Unternehmern vortheilhaft geworden ist; bis endlich die vielen öffentlichen Bauten des Kaiserthums und die bedingte Koalitionsfreiheit der letzten Jahre den Arbeitern günstige Modifikationen herbeiführten. H. B. D.



Der Altstadtmarkt zu Braunschweig. (Mit Stahlstich.) — Städte wie Menschen tragen oft einen Zug im Gesichte, der sich fast unauslöschlich dem Gedächtniß einprägt, und einen solchen Zug einer Stadtphysiognomie gibt uns das beiliegende Bild wieder und gewährt uns einen trefflichen Blick in die uralte Pracht und Schönheit der niedersächsischen Bürgerherrlichkeit. Man verrücke dieses hochedle Kleeblatt — den schönen Brunnen, diese Kirche des heiligen Martinus und dieses Rathhaus — sammt den Erinnerungen, welche an dem Grund und Boden haften, zum Exempel in die Mitte der großen neuen Stadt Berlin, und über all' das moderne Mauerwerk, die Kasernen, Rococopalais und seinen, frommen Kirchlein aus dem illustrirten Handbuch der Kunstgeschichte geht ein ehrwürdiger Schein, den leider aber nur die Phantasie herbeischaffen kann. Der älteste Theil des Rathhauses, sowie der Kirche stammen aus dem dreizehnten Jahrhundert; der Brunnen wurde am 25. November 1408, am Tage der heiligen Katharina gegossen, und was die niedersächsische Welt im Guten wie im Bösen bewegte, das fand durch manches Jahrhundert auf diesem Platze seinen tausendstimmigen Widerhall. Da sahen aus ihren Nischen der Städteerbauer Heinrich mit seiner Mathilde, der Löwe Heinrich, der Kaiser Lothar, sowie die vier Ottonen mit ihren burgundischen, griechischen, arragonischen und hohenstaufischen Kaiserinnen auf manche tolle Lustbarkeit oder blutige Tragödie hernieder. Turnier und Messe, Mummenschanz und Prozession wechselten in bunter Folge; aber auch hier würde das Blut hoch genug an den alten Mauern emporsteigen, wenn jeder an dieser Stelle vergossene Tropfen wieder aus dem Boden emporquellen könnte. Hier hielten die Wagen von Bardowik, — Bardowik, welches heute untergegangen ist wie Vineta. Von hier aus klang die mächtige Stimme der Hansa oft genug über Fürsten- und Pfaffensitze, aber forderte auch häufig Ruhe im eigenen Hause, wie zum Beispiel im Jahre 1375, wo auf diesem Markt das Volk das Patriziertthum über den Haufen warf und dem Bürgermeister Tile von dem Damm vor seiner eigenen Wohnung „zu den sieben Thürmen" den Kopf abschlug. Von hier aus zogen Volk und Rath unter dem Läuten der Sturmglocke zum Vehmgericht vor dem Petrithor: „so gad de Herren unde dat Volk tomale ute Sunte Peters Dore uppe den Vemegraven: so blift de Rad uppe den vornesten blecke, sunte Peters Dore negest, unde dat Volk geyt tomale uppe dat andere del, den Graven langes hen; so ropet de bödele to dem Volke, Gy Herren gad in de Achte, de ut der olden stad, ute der nyen, ute dem Hagen, Oldenwik und Sacke, dat se sik bespreken!" Mancher Steinwurf aus Bliden und Mangen, manche Geschützkugel sind seit fast tausend Jahren auf dieses alte Braunschweig herabgefahren und geprasselt; aber es hat die stattliche Mauerkrone immer wacker hoch gehalten, und der rothe Löwe hat sich immerdar gut gewehrt, — gut gegen äußere Feinde, aber am besten gegen die eigenen Landesherren. Ohne je reichsunmittelbar zu sein, ist Braunschweig stets reichsfrei gewesen, und erst im Jahre 1671 feuerte es das letzte Wallgeschütz gegen die angestammten Dynasten ab, welche mit französischer Hilfe drohten. Wenn eine deutsche Stadt ein ruhiges, behagliches Greisenalter verdient hat, so ist es dieser stolze Vorort des Niedersachsenlandes. Möge es ihm zu Theil werden! —

Das berühmteste Kochbuch von einem Berühmten übersetzt. — Physiologie des Geschmackes oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse. Von Brillat-Savarin. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Vogt. Braunschweig, Vieweg. 1865. — Ja, Carl Vogt. Der berühmte Redner, Reichsregent, Zoolog, Physiolog, Geolog, Anthropolog? Derselbe! Es mag Manchen wundern, diesen Namen vor einer Uebersetzung eines, wenn auch klassischen, wenn auch höheren und geistreicheren Kochbuches figuriren zu sehen — sieht man aber neben diesem Namen noch den der ernsten Firma, von der man nur die Herausgabe gediegener poetischer und wissenschaftlicher Werke gewohnt ist, so wird man sich bald sagen, daß man hier noch etwas anderes als ein höheres, berühmtes Kochbuch, als welches Brillat-Savarin gilt, vor sich hat. Brillat-Savarin hat in der That bewiesen, daß der Mensch seine Menschlichkeit auch auf dem niedrigsten Felde seiner Thätigkeit beweisen kann, durch jene Kraft, die, nach dem Ausspruch des Philosophen, den Menschen vom Thiere auf's herrlichste unterscheidet: durch die Idealität. Er hat den Genuß des Essens zu einem Kunstgenuß, die Kunst der Zubereitung zu einer Wissenschaft erhoben. Was an dieser Idealisirung und Erhebung komisch ist, hat er selbst am besten erkannt, wie die liebenswürdige Ironie verräth, die durch das ganze Buch geht. Zu dieser Ironie wie zu dem „wissenschaftlichen" Theile hat nun Vogt noch das Seine hinzugethan, seinen eigenen Witz, wie seine eigenen Erfahrungen und die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft, der wirklichen Wissenschaft benützend und so beweisend, daß der geistreiche Mensch nicht dümmer wird als der Professor, selbst wenn er die Küchenschürze umbindet.

Zur näheren Charakteristik des Buches und zu Nutz und Frommen manchen Lesers setzen wir die **„Aphorismen"** hierher, die Brillat-Savarin vorausschickt, „um seinem Buche zur Einleitung und der Wissenschaft zu ewiger Grundlage zu dienen".

1. Die Welt ist nichts ohne das Leben, und Alles, was lebt, nährt sich.

2. Die Thiere fressen, der Mensch ißt; der gebildete Mensch allein ißt mit Bewußtsein.

3. Das Schicksal der Nationen hängt von der Art ihrer Ernährung ab.

4. Sage mir, was Du ißt, und ich sage Dir, was Du bist.

5. Indem der Schöpfer dem Menschen die Verpflichtung auferlegt, zu essen, um zu leben, ladet er ihn durch den Appetit ein und belohnt ihn durch den Genuß.

6. Die Feinschmeckerei ist eine Aeußerung unserer Urtheilsfähigkeit, wodurch wir den angenehm schmeckenden Dingen vor denjenigen, welche diese Eigenschaft nicht besitzen, den Vorzug geben.

7. Das Vergnügen der Tafel gehört jedem Alter, allen Ständen, allen Ländern und allen Tagen an; es verträgt sich mit allen anderen Vergnügungen und bleibt bis an's Ende, um uns über den Verlust der übrigen zu trösten.

8. Die Tafel ist der einzige Ort, wo man sich nicht während der ersten Stunde langweilt.

9. Die Entdeckung eines neuen Gerichtes ist für das Glück der Menschheit wichtiger, als die Entdeckung eines neuen Gestirnes.

10. Die Fresser und Säufer wissen nicht, was essen und trinken heißt.

11. Die Ordnung der Speisen geht vom Schweren zum Leichten.

12. Die Ordnung der Getränke geht vom Leichten zum Schweren.

13. Ketzerei ist es, zu behaupten, man dürfe den Wein nicht ändern. Die Zunge sättigt sich und nach dem dritten Glase ist der Geschmack für den besten Wein abgestumpft.

14. Ein Dessert ohne Käse ist ein Mädchen ohne Augen.

15. Der Koch kann gebildet werden; der Bratkünstler wird geboren.

16. Pünktlichkeit ist die unerläßlichste Eigenschaft eines Kochs; auch den Gästen soll sie heilig sein.

17. Einen ausbleibenden Gast lange erwarten, heißt die schon anwesenden Gäste beleidigen.

18. Wer seine Freunde empfängt, ohne selbst für das ihnen bereitete Mahl Sorge zu tragen, verdient nicht, Freunde zu haben."

19. Die Hausfrau soll sich stets versichern, daß der Kaffee vortrefflich, und der Hausherr, daß die Weine von bester Qualität seien.

20. Jemanden einladen, heißt für sein Glück sorgen wollen, so lange er unter unserm Dache weilt.

Klavierspiel. — Sigmund Lebert und Ludwig Stark: Instruktive Klavierstücke für das Studium des modernen Spiels in vier progressiven Graden. (Stuttgart, J. G. Cotta.) Preis à Heft 15 Ngr. = 48 kr. — Die Spalten dieses Blattes öffnen sich nur in seltenen Fällen der Besprechung einer musikalischen Novität und thun bei der Unmasse des vorhandenen Stoffes gewiß wohl daran. Wenn wir nun für vorliegende Stücke um die Gunst einer solchen Ausnahme nachsuchen, so geschieht es im Interesse aller Lehrer und Zöglinge, denen schon längst mehr oder minder dunkel das Bedürfniß nach Etwas vorschwebte, wie es genannte Stücke bieten. Wohl schrieben noch in neuerer Zeit ehrenwerthe Meister instruktive Sonatinen; aber die Sonate findet ihre genügende Vorbereitung durch die sechs Clementi'schen, durch die zwei Beethoven'schen Sonatinen, op. 49, sowie hernach durch etliche Mozart'sche und Haydn'sche einschlägige Kompositionen; heutzutage ist an die Stelle der „Hausmusik" die Salonmusik, an Stelle der Sonate das Phantasie- und Charakterstück getreten, und dieses ist eigentlich nichts Neues: es ist die alte Lied- und Rondoform in gelockertem Zustande, heiße sie nun Notturno, Serenade, Impromptu, Caprice oder sonstwie; nur muß eine abgeschlossene poetische Grundstimmung daraus vorklingen und der moderne, durch den jetzigen Bau der Instrumente bedingte Klaviersatz vorherrschen. Für diesen Stil nun, in welchem Chopin, Schumann, Hiller, Liszt, Rubinstein, Raff u. A. Meisterwerke geschaffen haben, bedarf der Schüler einer ähnlichen Vorbereitung, wie sie ihm jene genannten Sonatinen für die Sonate bieten. Auch scheint derartiges Material in Masse vorzuliegen: der arbeitsame L. Köhler hat in seinen zahlreichen Produkten schon manches Verdienstliche gegeben, nicht zu gedenken jener gedankenlosen Vielschreiber, deren Hervorbringungen bald musikalischer Gehalt und Reinheit des Satzes, bald die entsprechende Technik und didaktische Anwendbarkeit, bald jene Leichtigkeit und Gefälligkeit abgehen, welche für das Bedürfniß der klavierspielenden Jugend erforderlich sind.

Alle diese genannten Vorzüge nun in ihren instruktiven Stücken zu vereinigen, scheint das Ziel gewesen zu sein, welches die Verfasser bei deren Ausarbeitung erstrebten. Daß sie zur Erreichung desselben mit den erforderlichen Gaben, als da sind: pädagogischer Scharfblick, strenge Konsequenz und musikalische Erfindungskraft, wohl ausgerüstet sind, beweist schon die große Klavierschule derselben, welche sich durch ihren mit bewunderswerther Logik und Sicherheit durchgeführten Plan, ihren das gesammte Gebiet der Technik erschöpfenden Reichthum an Studien, endlich durch ihre in musikalischer wie pädagogischer Hinsicht noch unübertroffenen Beispiele bereits den Vorrang vor allen übrigen Schulen errungen hat und, nachdem die erste, 3000 Exemplare starke Auflage binnen vier Jahren vergriffen war, in zweiter, noch verbesserter Edition nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im fernen Osten und Westen warme Freunde zählt. Mit dieser Schule nun stehen die „instruktiven Stücke" in inniger Beziehung und verhalten sich zu ihr etwa wie das Lesebuch zur Grammatik; sie schreiten neben derselben nur langsam vorwärts, und zwar folgen sich nicht nur die vier Grade in progressiver Ordnung, sondern auch von einem Heft zum andern, ja oft zwischen den einzelnen Stücken ist ein gewisser Stufengang wahrzunehmen, der von der Sorgfalt und Erfahrung der Verfasser zeugt. Bleibt uns etwas zu wünschen übrig, so ist es höchstens der Titel; „instruktive Charakterstücke" wäre vielleicht bezeichnender; denn jedes Stück hat seinen abgeschlossenen, oft ganz poetischen Charakter, der ja auch von Lehrern und Schülern gewissenhaft eingehalten werden muß. D. Pr.

Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle von Moritz Hartmann. Stuttgart, 1866. — Wir haben unsere persönlichen Gründe, dieses Buch nicht selbst zu besprechen. Da wir aber doch unser großes Publikum darauf aufmerksam machen wollen, drucken wir hier die von dem berühmten Literarhistoriker Heinrich Kurtz herrührende Besprechung aus dem „Schweizerboten" ab: „Die neuern Romandichter glauben das Höchste erreicht zu haben, wenn sie ihre Geschichte zu drei, sechs oder gar neun Bänden ausspinnen und, um diese heiligen Zahlen zu erreichen, alle möglichen und wohl auch unmöglichen Dinge in dieselben verarbeiten. Moritz Hartmann hat in seinem neuesten Werke dagegen eine ächt künstlerische Mäßigung bewiesen und eben dadurch auch Größeres erreicht, als wenn er sich hätte verleiten lassen, dem ziemlich allgemeinen Beispiel zu folgen. Der Stoff hätte ihn leicht dazu veranlassen können; wir rechnen es ihm hoch an, daß er sich zu beherrschen wußte, um so mehr, als er in dem beschränkten Raum doch eine große Fülle von Einzelnheiten entfaltet hat, die er zudem zu künstlerischer Einheit zu verbinden wußte. So glücklich wie die Anlage ist auch die Wahl des Stoffes. Joachim Murat, der romantische Held und König, ist schon mehrfach Gegenstand poetischer Bearbeitung gewesen; wir erinnern uns nicht, daß er irgendwo wahrer und anschaulicher dargestellt worden wäre, als in der vorliegenden Novelle, die sich überhaupt durch eine große Kraft und Wahrheit der Charakteristik auszeichnet. Neben dem König treten uns die mannigfaltigsten Gestalten in lebendiger Anschaulichkeit entgegen, und selbst die untergeordnetsten Personen tragen sämmtlich das Gepräge der vollsten Individualität. Außerdem bewundern wir die naturgetreue Schilderung der Lokalitäten, woran man bald erkennt, daß der Verfasser ein großes Stück Welt gesehen und mit scharfem Sinn beobachtet hat. Ueberhaupt macht das Ganze in der ungesuchtesten Weise den tiefsten Eindruck, weil der Verfasser seine eigenen Lebenserfahrungen darin verwerthet. Wenn er die Flucht und die Verfolgung Murats schildert, ahnt man, daß er selbst Aehnliches erlebt haben muß. So ist die Novelle, so wenig der Dichter hervortritt, doch ein Stück seines eigenen Lebens. Wollten wir auf alle trefflichen Einzelnheiten aufmerksam machen, auf die Schilderung des tobenden Meeres, des Lebens der Banditen auf Korsika, der Nationalsitten der halbwilden Bewohner dieser merkwürdigen Insel, oder auf die einzelnen Personen, den Araber Nadir, die eben so liebliche als heldenmüthige Benvenuta, auf die alte Mattea, diese ächte Repräsentantin eines korsikanischen Weibes, wir müßten den uns vergönnten Raum weit überschreiten; wir begnügen uns daher, noch die Bemerkung beizufügen, daß der historische Hintergrund vortrefflich gehalten ist und daß uns der Dichter ein höchst lebendiges und wahres Bild des schändlichen Treibens der Bourbonen nach ihrer zweiten Rückkehr gibt."

Immer die alte Geschichte! — Die Sängerin Pauline Lucca hat sich verheirathet. Dieses große Ereigniß hat ganz Berlin in Aufregung versetzt; alle hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften drängen sich herbei, die niedliche Sängerin mit Aufmerksamkeiten, Juwelen und Reichthümern zu überschütten. Das wäre ein gleichgiltiges Ereigniß, wenn nicht folgende Geschichte daneben spielte. Franz Bopp, einer der größten Gelehrten und Forscher des Jahrhunderts, ein Mann, der in unergründlich scheinende Zeiten der Vergangenheit und in die innersten Geheimnisse des Seelenlebens aller Völker die Wege gezeigt — ein Mann, der sich Verdienste um die Wissenschaft erworben, wie nicht zwei Lebende, ist heute ein Greis, ein beinahe mittelloser Greis, der von seiner kleinen Anstellung lebt. Seit beinahe einem Jahre arbeitet ein Comité ausgezeichneter Männer daran, eine Summe herbeizuschaffen, behufs einer Ehrenbezeugung für diesen Columbus des Wissens. Es ist traurig, wie wenig dasselbe bis zur Stunde zuwege gebracht — und das in derselben Stadt der Intelligenz, in welcher die Verheirathung der kleinen Sängerin so große Ausgaben verursacht. O Berlin! O hohe, höchste und allerhöchste Herrschaften!

Das Morgenblatt ist todt! — Wir stehen mit aufrichtigem Bedauern und trauernd an seinem Grabe. Es war ein edles und vornehmes Organ deutschen Geistes, mit der Geschichte der deutschen Literatur auf's Innigste verwachsen und der Taufpathe vieler ausgezeichneter Talente, die dem Vaterlande Ehre machten. Aber woran ist ein so treffliches Organ zu Grunde gegangen? Konnte es wirklich den Tod seines Redakteurs H. Hauff nicht überleben? Wir glauben, der Nachruf in der letzten Nummer verräth die Todesursache, ohne es zu wollen. Da wird die Geschichte des Morgenblattes erzählt, werden alle seine Redakteure genannt und eine Anzahl berühmter Mitarbeiter. Selbst der Name Lassaulx kommt vor — aber nach Namen wie Ludwig Börne, Heinrich Heine, Ferdinand Freiligrath haben wir vergebens gesucht, und doch sind das Namen von Männern, deren sich eine Zeitschrift wahrlich nicht zu schämen hat und deren Arbeiten ihrer Zeit dem Morgenblatt sehr zu Vortheil und Ehre gereichten. Die Scheu vor solchen Namen, während Lassaulx mit durchschossener Schrift gedruckt wird, ist bezeichnend, und das, was diese Scheu bezeichnet, das eben ist es, was das Morgenblatt getödtet hat — und von diesem Gesichtspunkte aus scheint dieser Tod weder verfrüht noch unverdient. Der Uhland'sche „Tropfen demokratischen Oeles“ muß heutzutage bei Allem sein, was leben will und zu leben verdient.

Leipzig! Waterloo! St. Helena! oder das Weltgericht vor fünfzig Jahren. Von W. Weinzirl, illustrirt von L. Burger. — Der Titel mit den drei Ausrufungszeichen sagt genug und charakterisirt das Werk sattsam. Es ist ein Gelegenheitsbuch, das etwas post festum kommt. Einiges Pathos, viel Schlachtgeschrei und eine gute Dosis Patriotismus, kurz das ganze Rezept für dergleichen Medizinen, die deutsches Nationalgefühl stärken sollen. Als Volksbuch nicht unempfehlenswerth, da es auch denen, welche damals die deutsche Aufopferung ausbeuteten, einige Wahrheiten sagt. Die Illustrationen sind nicht schlecht.

Der illustrirte Uhland. (Uhlands Gedichte. Prachtausgabe mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Camphausen, Closs, Makart, Max, Schrödter, Schütz.) — In einer Zeit, die die Illustrationen so sehr liebt und eine Kunst durch die andere zu heben, zu vervollständigen, sich zu vermitteln strebt, durfte der zweitpopulärste Dichter Deutschlands nicht unillustrirt bleiben. Die Nation sieht ihre Lieblinge gerne in immer neuem Gewande, in immer reicherem Schmucke; sie fühlt sich selbst geehrt, wenn man jene, ihre Hausgötter, ihre Laren und Penaten, feierlich, festlich und würdig umkleidet — abgesehen davon, daß künstlerische Ausschmückung neben dem ästhetischen Werthe noch den realen des Kommentars besitzt und Manches Manchem näher bringt, aufklärt, von einer neuen Seite zu betrachten gibt. Die Cotta'sche Verlagshandlung hat uns in Kaulbachs Reinecke Fuchs ein Illustrationswerk geliefert, das, trotz Gustav Doré und der berühmtesten Illustratoren des In- und Auslandes, einzig in seiner Art, unübertroffen und in seiner künstlerischen, einheitlichen Abgeschlossenheit und Vollendung vielleicht unerreichbar dasteht: wir können es allen Werken der Art entgegenhalten als einen Beweis, daß wir auch auf diesem Felde das Höchste zu leisten im Stande sind, obwohl wir nicht so schnellfertige und so zahlreiche Illustratoren besitzen, wie z. B. Frankreich und England. Auch hier sind wir im Vortheil, wenn die Leistungen gewogen und nicht gezählt werden. Reinecke Fuchs in der einen Wagschale hebt ganze Illustrationsliteraturen in der andern hoch empor. — Nun hat die Cotta'sche Buchhandlung die gute Idee, Uhland mit Schmuck und Kommentar der Illustrationen auftreten zu lassen; es sind bis jetzt zwei Lieferungen erschienen — und wir haben das Recht, etwas Poetisches, Schönes, Inhaltreiches erwarten zu dürfen. Uhland gehört zu den sehr illustrirbaren Dichtern. Seine Balladen sind malerisch, haben einen ausgesprochen individuellen Charakter und führen plastische Gestalten vor, trotz aller Romantik; auch seine lyrischen Gedichte haben, wenn man so sagen darf, Handlung, und jedenfalls so charakteristischen Ton, daß sich seine Lyrik durch die Lyrik der Malerei, die Landschaft, darstellen läßt. Stimmung kann hier durch Stimmung wiedergegeben werden. Zwar ist es dem Künstler, wo es sich um einen uns so vertrauten Dichter handelt, doppelt schwer, den Stimmungen und Anschauungen, die sich in uns festgestellt, genug zu thun oder sie zu decken und durch andere zu verdrängen; ist es aber ein wirklicher Künstler, so wird es ihm eben so gelingen, wie dem Schauspieler, der uns überzeugend manchmal eine ganz andere Gestalt vorführt, als die war, die bis dahin in unserer Phantasie gelebt hat. Das ist ja eben das Ueberwältigende der Kunst. — Wie weit die Illustratoren Uhlands ihrer Aufgabe nachgekommen, das werden wir erst beurtheilen können, wenn uns das ganze Werk vorliegt. Aus den zwei Illustrationen, die wir heute demselben entnehmen, „die Ulme von Hirsau“ und „Frühlingsruhe“ wird unser Publikum aber schon erkennen, daß der illustrirte Uhland keiner Hausbibliothek fehlen darf, die etwas auf sich hält, und daß der Deutsche dem Deutschen schwerlich ein schöneres und deutscheres Buch schenken kann als dieses. Wir kommen darauf noch zurück.

Drei neue Dante-Uebersetzungen. — Vor Kurzem erst hat die „Bibliothek ausländischer Klassiker“ eine vollständige, zwar reimlose, aber treue Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ gebracht — und schon hört man, daß F. Notter und W. Jordan mit neuen Uebersetzungen, durchgängig in gereimten Terzinen, beschäftigt sind. Von beiden Seiten ist Gutes zu erwarten. Aber wie viele vergebliche Mühe bei großer, ehrenhafter Arbeit! — Es thut uns ein Dante-Rümelin noth, der bewiese, daß der deutschen Nation und der Gegenwart der große Dichter nur theilweise zugänglich und daß alles Andere Illusion ist.

Von **Hermann Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts** sind bereits (bei Vieweg) die zwei ersten, England und Frankreich behandelnden Bände in zweiter Auflage erschienen, ehe noch das ganze Werk vollendet ist. Das ist ein erfreulicher Erfolg und ein schönes Zeugniß für unser Publikum. Freilich muß man annehmen, daß zu diesem Erfolge auch das französische und englische Publikum das Ihrige beigetragen, da es Engländer und Franzosen besonders interessiren muß, ihren Bildungsgang in dem kulturhistorisch so wichtigen, so großartigen Jahrhundert auf diese geistvolle, zusammenfassende, unparteiische und formvolle Weise dargestellt zu sehen. — Wir haben dieses große Werk, auf das wir stolz sein dürfen, in diesen Blättern bereits mehrfach empfohlen und wollen heute nicht wieder ausführlicher darauf zurückkommen, wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß die zweite

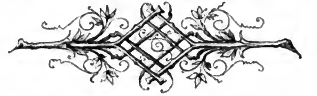
Auflage vielfach umgearbeitet, daß vieles Einzelne berichtigt worden und daß ganz neue Ausführungen hinzugekommen — und daß Hettners Grundsatz, „die Literaturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen“ durch jene Veränderungen und Ausführungen noch kräftiger und glänzender bethätigt worden. Druck, Papier und die ganze Ausstattung sind des Autors wie der Verlagsbuchhandlung würdig.

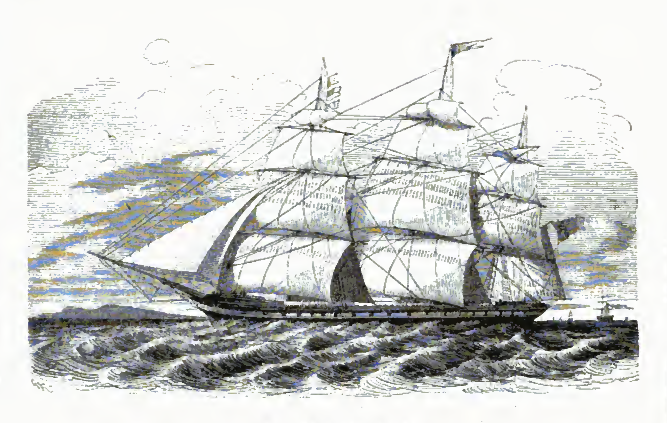
Die **„Ergänzungsblätter“**, deren 7. und 8. Heft eben (Hildburghausen) ausgegeben werden, enthalten wieder eine Fülle von Abhandlungen und Notizen aus allen Fächern, die den gebildeten wie den praktischen Menschen interessiren können. Artikel, wie der von Dr. Dühring, über jenen philosophischen Unsinn J. H. Fichte's, der sich Psychologie nennt, sind sehr an der Zeit. Ist es nicht genug, daß sich die Welt mehr und mehr von allem philosophischen Denken entfernt, muß ihr noch ein sogenannter Philosoph dabei behilflich sein, indem er die Philosophie — freilich unwillkürlich — wahrhaft lächerlich macht? Diese Psychologie steht nicht viel höher als die Philosophie der Tischklopfer.

Allerlei. — Von Hebbels Werken ist bereits der zweite Theil erschienen. Er enthält Maria Magdalena, Julia und die dramatisirte Anekdote Michel Angelo. Trotz der großen Vorzüge des ersten Stückes fällt uns in Beziehung auf dieses wie auf das zweite, der Ausspruch ein, den Goethe einmal mit Bewunderung aus einer englischen Kritik citirte: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gerne aus dem Sinne schlägt. — Paul Heyse's Schauspiel „Colberg“ hat in Berlin sehr angesprochen. — Vor der Weihnachtswoche wurde Berthold Auerbachs Roman „Auf der Höhe“ so stark verlangt, daß die Cotta'sche Verlagshandlung durch acht Tage kein Exemplar liefern konnte. Die sehr starke Auflage war vergriffen, trotz der beständigen Arbeit der Presse. Jetzt wird eine zweite, noch stärkere Auflage ausgegeben.

In **Salomon Strauß** ist am 24. Januar zu Frankfurt a. M. ein eigenthümlicher Mann zu Grabe gegangen, der zur deutschen Literatur in eben so eigenthümlichen Beziehungen stand. Er war der intime Freund Ludwig Börne's, der Gatte von dessen treuer Freundin, der früheren Madame Wohl, und deßhalb der Feind Heinrich Heine's, der das schlechte Buch über Börne geschrieben und darin auch Madame Strauß auf's Gröblichste und Ungerechteste verunglimpft hat. Strauß trat ritterlich für den todten Freund und für die Gattin in die Schranken, zwang Heinrich Heine zum Duell und wenig fehlte, so hätte seine Kugel die Welt um den Romanzero gebracht. Die Geschichte machte damals, anno 1845, großes Aufsehen in Paris und Deutschland; die Zeitungen nahmen für und gegen Partei; die meisten standen auf Seiten des beleidigten Gatten und treuen Freundes. Niemand, der Strauß kannte, hat ihm seine Achtung versagen können; er war ein Ehrenmann durch und durch und dabei von Theilnahme für alles Gute erfüllt. Diese fesselte ihn auch so sehr an Börne, in welchem er den ausgezeichneten Schriftsteller, mehr aber noch den edlen Menschen und unglücklichen Patrioten verehrte. Er überlebte Börne um beinahe dreißig Jahre, aber diese rührende, treue Anhänglichkeit erhielt sich bis an's Ende in voller Stärke bei ihm sowohl wie bei seiner Frau, derselben, an welche die berühmten „Briefe aus Paris“, die Epoche machten, ursprünglich als Privatbriefe gerichtet waren, ebenso wie die Briefe, die nach Börne's Tode erschienen. Eigentlich hörte für beide Gatten mit dem Tode Börne's die Weltgeschichte auf. Es schien, als wäre für beide in seiner Todesstunde die Weltenuhr stehen geblieben, und es war rührend zu sehen und zu hören, wie sie die Welt und ihre Ereignisse immer nur im Geiste Börne's, von dem Standpunkte, den er eingenommen, betrachteten. Es waren treue, weibliche Naturen, ohne Ansprüche für sich selbst, mit allen Ansprüchen für den Gegenstand ihrer Verehrung, ganz aufgehend in Hingebung an einen edlen Menschen. — Strauß hat eine von dem berühmten Bildhauer David d'Angers verfertigte Büste Börne's der Frankfurter Stadtbibliothek hinterlassen, wo sie bereits aufgestellt worden. Eine andere Büste des großen, oft prophetischen Patrioten soll demnächst den Blittersdorfplatz zieren und seit lange bezeichnet eine Gedenktafel das Geburtshaus desselben: Ehren, die man im Todesjahre Börne's für unmöglich gehalten hätte. Daß sein öffentliches Denkmal gerade auf den nach dem badischen, verrufenen Reaktionsminister benannten Platz kommen soll, ist eine recht angenehme, satisfaktorische Ironie des Schicksals und ein Lächeln der fortschreitenden Zeit.

Historische Schillergallerie. — Gustav Adolph, Sohn Carls IX., Enkel des großen Gustav Wasa, der größte König Schwedens, der Bundesgenosse der deutschen Protestanten, geboren zu Stockholm 1594, fiel bei Lützen am 6. November 1632, in der gegen Wallenstein gelieferten Schlacht. Die Umstände seines Todes sind noch heute in Dunkel gehüllt und es ist nicht gewiß, ob er von feindlicher, ob von verrätherischer Kugel gefallen. — Wallenstein (Albrecht, Graf von), Herzog von Friedland, Generalissimus der österreichischen Heere, geb. 1583, ermordet zu Eger am 25. Februar 1634. — Ottavio Piccolomini, aus dem altberühmten römisch-sienesischen Geschlechte, das der Welt zwei Päpste gegeben, geb. 1599, trat früh in spanische Dienste, kam mit italienischen Hilfstruppen nach Oesterreich, nahm kaiserliche Dienste, zeichnete sich aus — besonders in der Schlacht bei Lützen — gewann gleichmäßig das Vertrauen Wallensteins wie des Kaisers und wurde von letzterem benützt, um ersteren zu beobachten und den Mördern auszuliefern. Für solche edle und unedle Dienste wurde er mit der deutschen Reichsfürstenwürde und mit einem Theile der Wallenstein'schen Güter belohnt. Nach dem Falle Wallensteins zeichnete er sich als talentvoller Feldherr sozusagen in allen Theilen Deutschlands aus, so daß sich ihn der König von Spanien in seinen Nöthen gegen die Niederländer ausbat; da aber die Schweden gegen Ende des dreißigjährigen Krieges wieder eine Zeit lang siegreich wurden, rief ihn der Kaiser in seine Dienste zurück. Auch Spanien entließ ihn mit Reichthümern und Titeln überhäuft. Seine Besonnenheit, Kaltblütigkeit und Ausdauer erwarben ihm einen großen militärischen Namen, den er jedoch, abgesehen von seinem tückischen Benehmen gegen Wallenstein, mehrere Male durch Grausamkeit schändete. Er starb kinderlos. Max Piccolomini ist eine Erfindung Schillers. — Tilly (Johann Tscherklas, Graf), geb. 1559 zu Tilly im Wallonischen, der berüchtigte Zerstörer Magdeburgs, war in seiner Jugend Jesuit, militärisch ein Schüler Alba's, Farnese's. Er diente Spanien, Oesterreich, Bayern und war als Feldherr, neben Wallenstein, einer der würdigsten Gegner Gustav Adolphs. Er starb zu Ingolstadt am 30. April 1632, an den Wunden, die er in der Schlacht am Lech gegen Gustav Adolph erhalten. Er erfocht nahe an vierzig Siege. Er war fanatisch, listig, roh, grausam — aber nüchtern, mäßig und uneigennützig, wie wenige seiner Zeitgenossen. Auch fehlt es in seinem Leben nicht an einzelnen edlen Zügen.





Ein Schiff aus Cuba.

Erzählung von Fanny Lewald.

Herr Jakob Dekanter war armer Leute Kind in einer flandrischen Hafenstadt. Vom Laufburschen eines begüterten Schiffsmaklers war er dessen Gehilfe und mit zweiunddreißig Jahren dessen Compagnon geworden. Als er zu einem selbständigen Vermögen gelangt war, hatte er die jüngste Tochter seines Compagnons geheirathet, und weil er in seinem Geschäfte und in seiner Ehe Herr und unabhängig sein wollte, hatte er sich von seinem Schwiegervater und Compagnon getrennt. Damals warf die Rhederei bedeutenden Gewinn ab; Herr Dekanter verlegte sich also auf die Rhederei und diese machte ihn allmälig zu einem der reichsten, wenn nicht zu dem reichsten Manne des Ortes, in dem er lebte. Es war ihm alles gut eingeschlagen, was er unternommen; er war also äußerst wohl mit sich zufrieden und liebte es, nach Art der Glücklichen, sich seiner Einsicht und seiner Berechnungen, seiner Vorsicht und seiner Welt- und Menschenkenntniß zu rühmen, die ihn befähigt hatten, den Standpunkt zu erreichen, auf dem er sich befand.

Man muß Erfolge haben, sagte er, wenn er Abends unter seinen Standesgenossen im Clubhause mit seiner Pfeife saß. Man muß Erfolge haben! denn sehen Sie, mein Bester, der Erfolg ist der Prüfstein für unsern Werth, der Erfolg kennzeichnet den Mann. Wer Erfolg hat, der hat ihn nur sich selber zu verdanken, wer keinen Erfolg hat, der hat es auch nur sich selber zuzuschreiben. Ich, zum Beispiel, ich bin ohne Sous auf die Welt gekommen; nun, Sie sehen, ich habe meine Zeit nicht verloren.

Solche lange Reden hielt er übrigens nur, wenn irgend ein neuer Erfolg ihn besonders zufrieden gestellt hatte, denn er liebte sonst seine ungestörte Ruhe, wenn er sich nach der Arbeit erholen wollte; und obschon er in seinem Hause eine Reihe der prächtigsten Gemächer besaß, brachte er doch einen Abend wie den andern im Clubhause zu und sah einen Abend wie den andern die blauen Rauchwolken aus seiner langen Thonpfeife emporsteigen und die Fünkchen in den Kohlen der Chaufferette aufglimmen und vergehen, die auf dem Tische, neben der Cannette voll Bier, vor jedem der Rauchenden zum Anzünden der Pfeife bereit stand.

Er war gelassen, einseitig und zähe, ein ächter Flamländer; aber gerade aus diesen Eigenschaften entsprangen die Erfolge, deren er sich stets rühmte. Er hatte nicht viele Gedanken, nicht viele Wünsche. Er wollte immer nur Eines nach dem Andern, wollte immer nur Einerlei, und er kannte eigentlich gar kein anderes Glück, als seinen Willen durchzusetzen. So war er bei äußerer Ruhe immer beschäftigt, bei anscheinender Gelassenheit ein Tyrann, und er hatte daneben den Vortheil, nicht für tyrannisch gehalten zu werden, weil er gleichmüthig geschehen ließ, was ihn nicht hinderte, und schnell und rücksichtslos demjenigen entgegentrat, was ihm nicht gelegen kam oder seinen Absichten nicht entsprach.

Madame Dekanter konnte sich gar keinen besseren Ehemann wünschen. Sie wußte genau, was er wollte, sie konnte ihn also zufrieden stellen, und da sie pünktlich dafür sorgte, daß sein Tisch wohl besetzt war, sein Zimmer im Sommer luftig und im Winter warm, sein Haus als das bestgehaltene der Stadt gerühmt ward, so gönnte er ihr gern den Luxus, den sie allmälig lieben und brauchen gelernt hatte, und auch über

die Erziehung ihrer beiden Kinder gab es niemals einen Streit. Denn daß Jakob für das Gewerbe herangebildet, und wie mit seinem Namen, so auch in seinem Berufe der Nachfolger seines Vaters werden müsse, das war eine ausgemachte Sache. Ein Mann wie Herr Dekanter konnte sich in seinem Selbstgenügen nichts Besseres für seinen Erben denken und wünschen, als sich und sein Wesen durch ihn, wo möglich auf Generationen hinaus, fortgesetzt und immer wieder erneut zu sehen; und mit einer Tochter war ja nichts zu machen, als sie so früh als möglich und so gut als möglich zu verheirathen. Bis das geschah, mochte die Mutter über sie bestimmen, wie es ihr gefiel. Den Mann für sie zu suchen, das war des Vaters Sache, und daß sie den Mann heirathen würde, den er ihr ausgesucht, das verstand sich eben auch von selbst.

Er für seinen Theil machte sich nicht so viel aus Bildung, aus Büchern und aus Kunstwerken, aus fremden Sprachen und aus Musik. Er hatte seine Schiffs- und Börsenberichte zu lesen, sein Hauptbuch mit den günstigen Bilanzen war ihm die erfreulichste Lektüre, seine Schiffspuppen und Flaggen befriedigten das Bedürfniß seines Schönheitssinnes; wer mit ihm Geschäfte hatte, der konnte französisch oder flämisch mit ihm sprechen, Musik aber machte er sich in seinen guten Stunden selber. Er brummte dann sein Marlborough s'en va-t-en guerre mit großem Behagen vor sich hin, und es war ihm eine wahrhafte Genugthuung, daß sein Jakob, seit er sprechen konnte, den Marlborough liebte und sang wie er.

Indeß Herr Dekanter hatte trotzdem nichts dawider, wenn Madame Dekanter bis zu einem gewissen Grade andere Neigungen hegte als er. Madame Dekanter hatte ihm einst ein hübsches Vermögen zugebracht, dafür hatte er sich verpflichtet geglaubt, ihr eine angemessenere Freiheit zu gewähren und ihr innerhalb ihres Bereiches freie Hand zu lassen. Sie war es denn auch gewesen, die ihrer Tochter den Namen Edmee gegeben, den Herr Dekanter in dem Wörterbuch seines Gedächtnisses nie gefunden haben würde. Sie hatte Edmee den Unterricht in der ersten Erziehungsanstalt der Stadt genießen lassen, und hatte ihr Lehrer für die fremden Sprachen, für Musik und Malerei gehalten, und Herr Dekanter war dann wohl damit zufrieden, eine schöne und gebildete Tochter zu besitzen. Das kam ihm zu, wie sein schönes Haus am Hafen, wie seine Campagne auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, wie sein guter Name und wie all sein bedeutender Besitz. Er erntete nur die Frucht seiner Thaten, und da er sich einst ein kluges und schönes Mädchen zur Frau genommen, so hatte er damit die natürliche Anwartschaft auf eine schöne und gescheidte Tochter gehabt. Es war eben alles, wie es sich gehörte, wie er's vorausgesehen hatte, und wie er's wünschte. Er hatte Ordnung in seiner Familie, wie in seinem Geschäfte, und er meinte, dort wie hier, eine volle Uebersicht und Einsicht zu besitzen, er meinte die Seinigen zu kennen, wie er seine kaufmännischen Angelegenheiten kannte.

Darin aber irrte er sich; denn Jeder sieht nur dasjenige, was er im Stande ist zu sehen. Wie hätte Herr Dekanter ahnen oder gar begreifen sollen, daß in dem Herzen seiner Frau sich einst Träume, Hoffnungen und Wünsche geregt hatten, die auszusprechen, die Scheu vor ihren Eltern sie gehindert, die zu befriedigen er nicht im Stande gewesen war? Wie hätte er glauben sollen, daß eine Frau, die wohl zu rechnen verstand und im Leben, wie im Handel und Wandel gut Bescheid wußte, auf den Gedanken gerathen könne, in ihrer Tochter darzustellen, was sie selber gern geworden wäre, und ihrer Tochter zu bereiten und zu gewähren, was das eigene Schicksal ihr nicht erfüllt. Edmee war der Stolz der Mutter und die Poesie in deren Leben.

Die blonden Locken, die ernsten, sanften Augen Edmee's hatten die Mutter entzückt, als Edmee ein kleines Kind gewesen war, und weil Madame Dekanter hinter den Rechnungsbüchern ihres Vaters und in dessen Comptoir keine Jugend gehabt, hatte sie in dem Heranblühen der Tochter die eigene Jugend genossen. Jeden Wunsch derselben hatte sie zu dem ihrigen gemacht, und es genügte, daß Edmee ihre Hoffnungen auf eine Liebesheirath setzte, um Madame Dekanter zu der Ansicht zu bringen, daß Edmee niemals eine Vernunftehe schließen und nur nach eigener Wahl und Neigung ihren Gatten suchen dürfe.

Davon wußte nun freilich Herr Dekanter nichts, und er wußte auch nicht, woher die lebhafte Freundschaft stammte, welche seine Frau und seine Tochter für Madame Preval und Fräulein Louise Preval hegten. Denn Madame Preval war eine Wittwe, eines Bildhauers Frau, der jung gestorben war und ihr zwar einen schönen Namen, aber kein Vermögen hinterlassen hatte, ihre Kinder zu erziehen und ihnen eine seinem Namen angemessene Stellung zu bereiten. Und doch hatte sie dieses möglich gemacht, denn sie besaß den Muth der Liebe, und unter ihres Mannes Leitung war sie selbst eine Künstlerin geworden.

Madame Preval hatte von Jugend auf hübsche Porträts gezeichnet und gemalt; was ihre Erholung gewesen war, so lange ihr Gatte für sie und ihre Kinder gearbeitet, das wurde ihr zum Mittel des Erwerbes, als sie sich auf sich selbst angewiesen fand, und weil sie sich nicht allein auf das Bestellen von Porträts verlassen durfte, das gelegentlich auch fehlen konnte, übernahm sie den Zeichenunterricht in einer weiblichen Erziehungsanstalt, in der man ihr, außer ihrem Lehrergehalte, auch eine Freistelle für ihre Tochter bewilligte.

Louise war ihr jüngstes Kind und sie hatte die Pflege der Mutter dringend nöthig, denn wie ihr Verstand und ihr Herz sich auch entwickelten, ihr Körper blieb zurück. Die arme Louise war verwachsen, und ihre sanften, traurigen Augen schienen von jeher das Leid zu klagen, das sie über ihre Verunstaltung im Stillen trug. Edmee, groß und schön, war an demselben Tage mit Louise in die Schule eingetreten und, wie alle gesunden und kräftigen Kinder zum Mitleid mit der Hilflosen geneigt, hatte sie schnell eine große Zärtlichkeit für Louise gefaßt, welche diese mit Dankbarkeit erwiderte.

Louise war ein paar Jahre älter als Edmee und ihr an Verstand und Empfindungstiefe überlegen; aber es ging ihr mit der jüngeren Gespielin, wie es der Mutter derselben erging. Edmee wurde für sie das Bild des Glückes, der schöne, geliebte Gegensatz zu ihrem eigenen Dasein; und Madame Preval bestärkte ihre arme Louise in der Hingebung, in der Bewunderung, welche sie für die glücklichere Gespielin hegte. Sie wußte, daß die Jugend, daß das Frauenherz ohne ein Ideal nicht leben könne, und sie gönnte es ihrem Kinde, daß es sich an fremdem Glücke erfreute, daß es fremdes Glück zu seinem eigenen machte, da sich ihm selbst keine Aussicht auf ein helles Loos eröffnete. Und doch war außer der Mutterliebe noch ein großer Segen über Louisens Leben ausgebreitet, denn sie besaß die Liebe ihres Bruders und dieser Bruder war seines Vaters und seiner Mutter werth. Die ganze künstlerische Begabung seiner Eltern war sein Erbe geworden. Eduard Preval hatte gezeichnet und geschnitzt, sobald seine kleinen Hände den Stift und das Messer zu halten vermochten, und schon als er das Lyceum besuchte, hatte man in ihm den tüchtigen, den bedeutenden Künstler vorausgesagt.

Das war der Mutter, die besser und früher als alle Andern das Talent ihres Sohnes erkannte, zu einer Aufforderung geworden, ihn zeitig nach Paris zu senden; aber der Zusammenhang zwischen Eduard und den Seinen hatte dadurch nicht gelitten. Ununterbrochen hatte er der Mutter und der Schwester geschrieben, seine Briefe waren immer ein Sonnenstrahl für sie gewesen, und vollends, als Eduard den Preis in der großen Konkurrenz gewonnen hatte und als Zögling der Akademie auf drei Jahre nach Rom gesendet worden war, hatten Mutter und Schwester in seinen Briefen mitgenossen, was selbst zu schauen und zu erleben ihnen nicht vergönnt war.

Aber nicht sie allein hatten sich an den Briefen des jungen Künstlers erfreut; auch Edmee hatte sie gelesen, und seine Begeisterung für seine Kunst, seine Schilderungen des Landes, in dem er lebte, sein bescheidener Stolz, sein starkes, ruhiges Selbstgefühl, und vor Allem seine Zärtlichkeit für seine Familie, hatten sie bezaubert und ihr Eduard als den liebenswürdigsten der Männer erscheinen lassen, wie er ihr auch einer der schönsten Männer zu sein dünkte.

Und schön und gut war Eduard in der That. Von ihrer Kindheit an hatte Edmee ihn gern gehabt. Sie hatte mit Louise die Zeit der Ferien nie erwarten können, in denen Eduard nach Hause zu kommen pflegte, und sie war stolz darauf gewesen, wenn er ihr für ihre Liebe zu Louise dankte, wenn er sie scherzend seine zweite Schwester nannte. In jedem Briefe an die Seinen fanden sich auch Grüße für die liebe Freundin, für die reizende Edmee, und es war nur Pflicht der Dankbarkeit, wenn sie ihm dafür unter den Briefen seiner Schwester mit einigen Zeilen ihre Grüße sendete.

Nicht wahr, Edmee, Du liebst ihn sehr, unsern theuern Eduard? fragte Louise oftmals; und wenn Edmee ihr dann geschildert, wie lieb sie ihn habe und wie er besser und schöner sei, als alle Andern, so sagte Louise: Aber er liebt Dich auch; ich weiß es, Du kannst mir's glauben; er liebt Dich sehr! — Und sie seufzte dann, während sie die schöne Edmee umarmte, denn sie dachte bei sich: wer aber wird mich lieben? — und es ward ihr dann nicht immer leicht sich zu bescheiden und keine Hoffnungen zu haben.

Jahre waren so hingegangen. Edmee war kein Kind mehr gewesen, als Eduard den Preis gewonnen, und sie war schön geworden, wie die blonde Tochter Tizians, als er nach drei Jahren aus Italien wiederkehrte. Wie er sie anstaunte, wie er sie bewunderte! Ihre Schönheit hatte ihr nie zuvor die Freude gemacht, als an dem Tage, und sie war auch nie zuvor so schön gewesen, als in dem Glücke, dem Bruder ihrer Freundin zu gefallen.

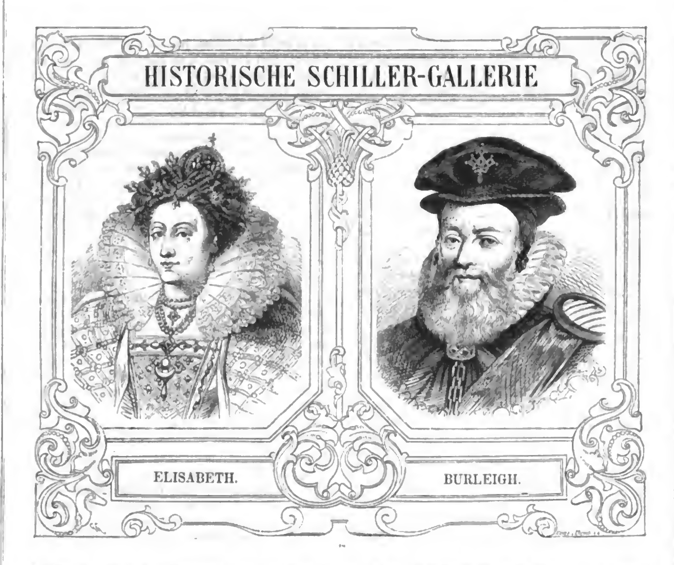
Es war eine verzeihliche Muttereitelkeit, daß Madame Preval sich der Erfolge ihres Sohnes zu erfreuen wünschte; sie wußte ihn also zu überreden, daß er für eine Weile in seiner Vaterstadt verweilen sollte. Indeß er hatte kein Vermögen, und die Kaufleute seiner Heimat waren keine Kunstfreunde. Für seine mitgebrachten Arbeiten hatte er also auf keine Käufer, für seine Entwürfe auf keine Besteller zu rechnen, und er brauchte doch Geld, um zu leben.

Allein wo der Kunstsinn fehlt, kommen dem Künstler oftmals Familienliebe und Familieneitelkeit zu Hilfe, und Eduard mußte darauf denken, für den Anfang als Porträtmaler den ihm nöthigen Erwerb zu finden. Um das zu können, mußte er ein Zeugniß seiner Befähigung aufzuweisen haben. Er mußte Bilder von Personen aufstellen können, die man kannte, über deren Aehnlichkeit mit ihrem Bilde man durch eigene Ueberzeugung zu urtheilen vermochte.

Er malte seine Mutter, er malte seine Schwester, aber die ernsten Züge von Madame Preval, das melancholische Lächeln Louisens waren nicht dazu angethan, die große Menge anzuziehen und zu fesseln. Er bedurfte eines schönen Originales, er wünschte Edmee zu malen, bei deren Darstellung er die ganze Kraft und Schönheit seiner Farben zu entwickeln die Gelegenheit hatte; indeß Edmee war eines reichen Mannes Tochter und Eduard war arm. Wie sollte er um die Erlaubniß bitten, sie malen und ausstellen zu dürfen, ohne daß er sich dem Verdachte eines Eigennutzes, einer Berechnung aussetzte? Wie durfte er den Vorschlag machen, Herrn Dekanter mit dem Bilde seiner Tochter zu beschenken, ohne daß dieser ihm ein Gegengeschenk zu machen genöthigt wurde, welches dem Werthe seiner Arbeit gleichkam oder denselben noch übertraf?

Seit mehreren Tagen hatte man die Sache überlegt, als Louise sich erbot, sie zu vermitteln. Laß mich machen, sagte sie, und hing die bescheidene schwarze Mantille um, die ihre kleine, traurige Gestalt verhüllte.

Es war gegen Abend, als sie sich auf den Weg machte, und schon im Beginn des Herbstes. Ihr Bruder gab ihr den Arm, sie nach dem Dekanter'schen Hause zu geleiten. Als sie vor die Thüre desselben gelangt waren, hielt Eduard sie bei der Hand zurück.



Sie merkte, daß er ihr etwas sagen wolle, und daß er zögerte. Wünschest Du noch etwas? fragte sie und sah freundlich zu ihm hinauf.

Ja, entgegnete er, ich wünsche, daß Du mir die Zusage für die Sitzungen zurückbringst, denn mir liegt Alles, Alles daran, Edmee zu malen! — Sieh! fuhr er fort und zog aus seiner Brieftasche ein kleines Blatt hervor, das er der Schwester hinreichte, gib ihr dies, zeige ihr dies Bild und sage ihr, daß sie sich meines Werkes nicht zu schämen haben soll.

Das ist Edmee! rief Louise aus. Und aus dem Gedächtniß hast Du das gemalt?

Sage aus dem Herzen! verbesserte der Bruder, denn Du weißt es ja, Louise —

Ja! ich weiß es, unterbrach sie ihn, auch ohne daß Du mir es sagtest; Du liebst Edmee! — und sie wurde roth, als mache sie das Geständniß der eigenen Liebe, da sie diese Worte sprach. Statt der Antwort küßte sie der Bruder auf die Stirne — und sie ging in's Haus hinein.

* * *

Ohne anzufragen, führte sie der Diener zu Edmee hinauf. Man war gewohnt, Louise alle Tage und zu jeder ihr beliebigen Zeit kommen zu sehen und zu empfangen.

Es war Besuch zu Mittag da gewesen, ein reicher Geschäftsfreund von Herrn Dekanter, ein Rheder wie er, Chef der ältesten Firma der Stadt, das Haupt einer der ältesten bürgerlichen Familien des Landes. Herr Dekanter und Herr Bechart hatten sich nach der Tafel gleich zurückgezogen, Madame Dekanter ruhte in einem der Sessel am Kamine, dessen Feuer freundlich brannte, Edmee saß am Klaviere und sang. Ein junger Mann, des Gastes Sohn, stand hinter ihrem Stuhle.

Er war nicht übel, dieser junge Mann, ja er war hübsch zu nennen, wenn Gesundheit und der Ausdruck der vollkommensten Selbstzufriedenheit dazu genügen, das Aeußere eines Menschen angenehm zu machen. Denn zufrieden war Philibert Bechart in diesem Augenblicke gerade im allerhöchsten Maße. Wußte er doch, weßhalb er heute mit seinem Vater die Aufforderung zu einem Mittagsbrod bei Herrn Jakob Dekanter erhalten und wovon jetzt zwischen den beiden Vätern allein die Rede sein konnte.

Schweigend und in den Vorgenuß des einstigen Besitzes versunken, betrachtete er die herrliche Gestalt, die vor ihm am Flügel saß. Blendend weiß war der Nacken, von dessen Ansatz die schönsten Schultern sich ausbreiteten. Wie ein Kranz umschlossen die blonden, reichen Flechten das feine Ohr; und die kleinen reizenden Löckchen ringelten sich so zierlich an den fein-



geäderten Schläfen. Und wie vortrefflich sie sang, diese Edmee Dekanter, wie unbefangen sie ihr Gefühl verrieth! Solch schnellen Erfolg hatte er nicht erwartet, obwohl er sicher war, daß er gefallen mußte, obschon er erwog und schätzte, was seines Vaters Sohn in der Gesellschaft werth sei.

Edmee's Lied war nicht neu, er kannte es lange. Aller Orten hatte man die Marguerite von Beauplan gesungen. Er hatte es oftmals gehört, das: Je t'aime, un peu, beaucoup, à la folie! ce doux serment je le fais pour la vie! — aber so wie von den Lippen dieses Mädchens hatten die Worte ihm nie geklungen, und in diesem Augenblicke dämmerte ihm zum ersten Male die Vorstellung auf, daß es auf der Welt wohl noch etwas Besseres geben könne, als das Anhäufen von Besitz und den leichtsinnigen Verkehr mit den Frauen, mit denen er bis dahin seine Mußestunden hingebracht.

Selbst er hörte es, daß die ganze Seele Edmee's in ihrem Gesange lag, und er war unwillig über die Störung, als die Thüre eines Nebenzimmers sich öffnete, und durch die zurückgeschlagene Portière die kleine, unscheinbare Louise eintrat.

Edmee erhob sich vom Flügel und eilte ihr entgegen. Als sie sich zu Louise herabneigte, sie zu umarmen, flüsterte diese: Mache, daß ich Dich allein sprechen kann, ich habe Dir etwas zu sagen. Dann ging sie, wie sie es seit ihrer Kindheit gethan, Madame Dekanter die Hand zu küssen und diese stellte ihr den jungen Rheder vor.

Philibert beachtete Louise nicht, kaum daß er ihr die unerläßliche Verbeugung machte, aber Louise sah ihn um so fester an, und es war etwas in dem sichern Blicke, mit dem er Edmee betrachtete, in der bequemen Weise, mit welcher er sich an ihrer Seite niederließ, das Louise mißfiel und sie beunruhigte. Zum Glück unterhielt sich Madame Dekanter mit ihm. Das gab Edmee die Zeit, zu fragen, was Louise wünsche?

Du sollst meinem Bruder einen großen Gefallen thun, sagte Louise; Du kannst ihm einen Dienst leisten, der für ihn von der größten Wichtigkeit ist.

So nenne ihn mir! rief Edmee, während ihre Wangen sich färbten, Du weißt, wie viel Freundschaft ich für ihn habe.

Fordere von Deinen Eltern, antwortete die zärtliche und eifrige Schwester, daß sie Dein Bild von Eduard machen lassen.

Mein Bild? — von Eduard? wiederholte Edmee, und die Röthe stieg ihr bis unter die Augen. Aber wozu das?

Er muß einen Anhalt haben, er muß ein Bild ausstellen können, das Aufsehen macht; mit Deinem

Bilde wird er das erreichen, und er, das begreifst Du wohl, er kann Deine Eltern nicht darum angehen!

Schnell wie Edmee's Wangen sich gefärbt hatten, erbleichten sie auch wieder. Das hatte sie nicht erwartet, einen solchen Zweck hatte sie bei Eduard nicht vorausgesetzt, als Louise ihr das Verlangen ihres Bruders ausgesprochen hatte. Aber auch diese war betroffen, denn sie hatte nicht gedacht, daß Edmee sie mißverstehen könne; und um ihren Fehler gut zu machen, um der Freundin den flüchtigen Schmerz zu vergüten, den sie ihr unwillkürlich zugefügt, ging sie in das offene Nebenzimmer, als wolle sie die Kupferwerke besehen, die dort auf dem Mitteltische aufgestapelt lagen, und nöthigte Edmee damit, ihr zu folgen.

Als sie sich dort allein befanden, zog sie aus ihrer Tasche das kleine Pergament hervor, und es der Freundin hinreichend, sagte sie: Daß er Dich treffen würde, kannst Du sehen!

Edmee war keiner Antwort fähig, sie wußte nicht, was sie that. O mein Gott! rief sie und küßte ihr eignes Bild und küßte die lächelnde Louise. — Sage ihm — sage ihm — ach! sage ihm nichts! sage ihm nichts! — und die Thränen traten ihr in die Augen, und ohne ein Wort weiter hervorzubringen, eilte sie zum Zimmer hinaus.

* * *

Jakob, sagte an einem der folgenden Tage Madame Dekanter zu ihrem Manne, als sie sich mit ihm nach dem Frühstück allein befand, hättest Du etwas dagegen, wenn ich Edmee malen lassen würde?

Edmee malen lassen? wiederholte Herr Dekanter; wozu das?

Sie wünscht es, und man kann ihr's nicht verdenken, denn sie ist so schön. Daneben, glaube ich, möchte sie dem jungen Preval auch etwas zu verdienen geben.

Herr Dekanter überlegte die Sache einen Augenblick, dann sagte er: Kann geschehen, kommt mir sogar recht!

Dir? fragte Madame Dekanter, — und wie das?

Herr Dekanter sah sich um, ob die Thüren zu wären, und versetzte darauf: Edmee soll heirathen!

Heirathen? rief die Mutter, offenbar betroffen, aus, und das sagst Du mir so plötzlich, Edmee soll heirathen?

Den Sohn von Bechart, fügte er hinzu, ohne auf die Bestürzung seiner Frau zu achten.

Das dachte ich! rief diese.

War auch nicht schwer zu denken! meinte der Vater.

Und erst jetzt, erst zufällig erfahre ich von diesem Plane? sagte sie im Tone der Kränkung.

Plane? — Von meinen Planen pflegte ich nicht zu sprechen. Die Sache ist ein Faktum. Der Alte gibt dem Sohne viermalhunderttausend Franken und nimmt ihn damit zum Compagnon. Edmee bekommt dieselbe Summe. Damit soll sie für den Anfang wohl zufrieden sein.

Mit dem Gelde wohl, mit dem Manne nicht.

Mit dem Manne nicht? Mit dem Sohne von Adolf Bechart nicht?

Nein! Gewiß nicht! Edmee kann einen andern Mann verlangen, als einen bloßen Rheder, als diesen Philibert!

Als einen bloßen Rheder! fuhr der Vater auf. Ich meine, Madame Dekanter, Sie hätten sich nicht schlecht befunden als eines Rheders Frau, und —

Das sage ich auch nicht, nahm die Mutter das Wort, die, wie die meisten Frauen, immer vor dem Punkte umzulenken pflegte, an welchem der Eigensinn ihres Mannes zu entschiedenem Widerstande herausgefordert werden konnte, — das sage ich auch nicht, im Gegentheile, aber —

Und was fehlt Philibert? wendete Herr Dekanter ein, nun wieder seiner Frau in die Rede fallend, denn sie waren Beide heftig geworden. — Philibert ist für seine fünfundzwanzig Jahre ein tüchtiger Geschäftsmann, er ist gesund, er sieht gut aus, und mit einem Worte, er gefällt mir!

Dir, lieber Jakob, Dir! bedeutete die Mutter, die wieder zur Besinnung und damit zu der Einsicht gekommen war, daß auszubiegen sicherer sei, als Sturm zu laufen.

Er wird auch Edmee gefallen, wenn sie verständig ist. Philibert ist die beste Partie der Stadt. Eine hundertundfünfzigjährige Firma! Eine durch die ganze Welt geehrte Firma! Eine alte Familie, ein reicher Mann! Er muß Edmee gefallen!

Die Mutter zuckte die Schultern. Vielleicht, wenn sie ihn näher kennen lernt!

Dazu wird sie Zeit haben in der Ehe! meinte Herr Dekanter.

Jakob! versetzte die Mutter, indem sie den Arm auf seine Schulter legte; — wir haben uns lange und genau gekannt, ehe Du um mich geworben hast, und Du hast Dich oft genug gerühmt, daß Deine Vorsicht in diesem Punkte Dir den guten Erfolg Deiner Wahl gesichert hat. Dein ruhiges Ueberlegen hat Dich zu dem Manne gemacht, der Du jetzt bist —

Ich habe Alles überlegt! versicherte Herr Dekanter, wesentlich begütigt.

So gönne auch Edmee zum Ueberlegen Zeit! bat die Mutter freundlich. Gönne mir Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ein fremder Mann, daß eben dieser junge Philibert künftig über das Schicksal meiner Tochter zu bestimmen haben wird, und wenn sie dann —

Kein Wenn, kein Aber! rief der Vater, unter der Bedingung gebe ich nach. Sage Edmee, denn das ist Deine Sache, was ich mit den Becharts abgemacht, und daß sie acht Wochen Zeit haben soll, ihren künftigen Gatten kennen zu lernen. Von heute in acht Wochen fahren wir auf die Mairie. Die Ausstattung besorge Du inzwischen und die Verlobung publizire ich!

Er gab der Frau die Hand, das kam nicht oftmals vor, und sie hielt ihm die Wange zum Kusse hin; aber ihr Auge war unruhig, und obschon sie sich bemühte, eine freundliche Miene zu zeigen, zuckten Verdruß und Aufregung um ihren Mund. Herr Dekanter bemerkte es nicht. Die Uhr auf dem Simse des Kamins schlug elf. Das war die Stunde, in welcher er Vormittags

in den Cercle zu gehen pflegte. Er zog die eigene Uhr mechanisch aus der Tasche, sie zeigte die gleiche Stunde, er mußte fort, und es war Madame Dekanter nicht darum zu thun, ihn zu halten.

* * *

Nun war sie allein, und ein Entschluß mußte gefaßt, es mußte etwas gethan werden; aber sie wußte sich keinen Rath, denn im Grunde war gegen die Verbindung mit Philibert Bechart nichts einzuwenden. Madame Dekanter war ja auch die Tochter eines Kaufmannes und hatte ein sorgenfreies Leben als Frau eines solchen gefunden; aber was ihr genügte, was sie befriedigt hatte, das konnte und brauchte ihrer Tochter nicht mehr zu genügen, die reicher war, als sie es ihrer Zeit gewesen, und gebildeter und schöner; o viel schöner als sie. Was hatte die Mutter denn von dem Besitze, welchen ihr Mann erworben, wenn er ihr nicht Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihres Ehrgeizes gewährte? Und Ehrgeiz und Eitelkeit hatte Madame Dekanter! Nicht für sich! O nein! Sie machte keine neuen Ansprüche an das Leben, aber für Edmee, für ihre Tochter hatte sie Ehrgeiz, für diese hatte sie viel unbestimmte Hoffnungen, viel lebhafte Wünsche, zu deren Erfüllung die Heirath mit Philibert Bechart freilich keine Aussicht darbot.

Sie hatte sich es oftmals vorgestellt, wie einst Edmee verheirathet sein würde, und immer hatte sie sie dann in Paris, an der Seite eines jungen und eleganten Mannes gesehen, mit dem Edmee die Theater, die Säle der großen Welt, die Promenaden besuchte. Sie hat an irgend einen alten aristokratischen, oder an einen berühmten Namen für ihre Tochter gedacht. — Meine Tochter, die Marquise so und so; mein Schwiegersohn, Herr N., dessen Namen Sie ja kennen müssen, hatte sie sich oftmals vorgesagt, und zu allen diesen Voraussetzungen und Entwürfen, wollte ihr der ganz bürgerliche Name Philibert Bechart nicht passen.

Was half es ihr, daß die ganze Handelswelt den Namen Bechart kannte; es war nicht die Handelswelt, auf die ihr Sinn gerichtet war. Und daß ein Mann wie Philibert ihrer feinsinnigen, zartfühlenden Tochter nicht gefallen könne, davon war die Mutter überzeugt. Was konnte, was sollte also jetzt geschehen, wenn Herr Dekanter auf seinem Sinne beharrte?

Sie stand am Fenster und sah so ernsthaft in den Garten hinaus, als müsse der gute Rath da plötzlich die lange Allee heraufgegangen kommen oder aus dem Rasen vor der Thüre emporsteigen. Indeß sie stand und stand, der gute Rath ließ sich nicht erblicken, und es fiel ihr auch nicht ein, wie sie ihrer Tochter einen bessern Mann verschaffen könne, als den, welchen der Vater für dieselbe ausgewählt. Aber die Herbstsonne schien so hell, der Duft der letzten Blumen und des von der Sonne erwärmten reifen Obstes stiegen so kräftig auf, daß auch sie sich wieder ein Herz faßte, und ohne daß sie hätte sagen können, woher er ihr gekommen war, stand ihr plötzlich der stete Begleiter der Rathlosigkeit, das Vertrauen auf des Zufalls Gunst, tröstend und ermuthigend zur Seite.

Sie verließ das Frühstückszimmer und begab sich zu ihrer Tochter. Edmee saß an ihrem Arbeitstische und schob eilig ein Blatt in eines der untern Fächer, als die Mutter bei ihr eintrat.

Nun, liebe Mutter! rief sie derselben entgegen, willigt der Vater darein, daß ich mich von Eduard malen lassen darf?

Davon nachher, mein Kind! erwiderte Madame Dekanter, denn ich habe Wichtiges mit Dir zu sprechen. Komm setze Dich her zu mir.

Edmee leistete der Weisung Folge, und mit Erstaunen und mit Schrecken erfuhr sie, was der Vater über sie beschlossen habe. Klagend, weinend, bittend warf sie sich der Mutter an die Brust. Sie beschwor dieselbe, nicht zuzugeben, daß man ihre einzige Tochter gegen ihren Willen einem Manne verlobe, den sie niemals lieben werde, sie versicherte, eher sterben, als die Frau des jungen Bechart werden zu wollen, und wie oft Madame Dekanter die Schilderung ähnlicher Scenen auch gelesen hatte, so meinte sie heute doch, nie etwas so Rührendes erlebt zu haben, denn Eigenliebe und Mutterliebe verstehen es vortrefflich, das Gewöhnlichste als ein ganz Besonderes zu betrachten und es so geschickt zu beleuchten und von dem Allgemeinen abzusondern, daß ihnen das Alltägliche bald als ein Außerordentliches und Niedagewesenes erscheint.

Mutter und Tochter sanken einander in die Arme, sie hatten sich nie unauflöslicher verbunden gefühlt, als in dieser Stunde des Schmerzes und der Sorge. Sie klagten Beide die Tyrannei des Vaters an; sie weinten Beide um ihre verlorenen Illusionen, um die Zerstörung ihrer süßesten Hoffnungen, und Edmee hatte dabei vor Madame Dekanter den großen Vorzug voraus, daß ihre Hoffnungen eine bestimmte Gestalt und ein bestimmtes Ziel besaßen. Indeß wie vereinigt sie sich fanden, hielt Edmee es doch für rathsam, der Mutter nicht zu enthüllen, was ihr in diesem Augenblicke das Herz zerriß und wessen Hoffnungen des Vaters Machtspruch zugleich mit den ihren zu zerstören drohte; denn Eduard war kein Marquis, er hatte noch keinen großen Namen, was konnte er also, wie gut, wie edel und wie geistreich er auch war, für Madame Dekanter sein, deren Wünsche und Plane nach einer ganz andern Seite gerichtet waren?

Aber Edmee war jung und liebte, der Augenblick war ihr Alles. Sie mußte Eduard sprechen, ihn sehen, so oft als möglich sehen, und dazu lag das Mittel in ihrer Hand. Die Mutter selbst hatte sie zur Unterwerfung unter den väterlichen Willen ermahnt, aber ihr doch zu verstehen gegeben, daß eine Heirath nicht immer zu geschehen brauche, wenn sie auch beschlossen sei, daß man sie hinausschieben, daß man nie wisse, welche Laune und welche Gunst des Zufalls Wunder thun könne; und Edmee war gelehrig genug, sich diese Ansicht und diesen Rath der Mutter zu Nutzen zu machen.

Weine nicht, liebe Mutter! sagte sie nach langem Schweigen und Ueberlegen endlich; weine nicht und laß uns Muth behalten. Ich selbst will mich an den Vater wenden. Ich will ihm sagen, daß ich bereit bin,

seinem Willen mich zu fügen, wenn es mir möglich ist, Herrn Philibert zu lieben. Das zu erproben, muß ich ihn aber um einen Aufschub der Verlobung bitten, denn er kann nicht fordern, daß ich mit Widerwillen in die Ehe trete.

Die Mutter schüttelte zweifelnd das Haupt. Er wird den Aufschub nicht bewilligen! sagte sie.

Er wird es thun! gewiß, er muß es thun! versicherte Edmee, denn nicht einen Aufschub der Hochzeit fordere ich, nur die Verlobung soll nicht erklärt werden, ehe ich mein Herz geprüft habe. Finde ich nach vier Wochen, daß ich Herrn Philibert zu achten, zu lieben vermag, nun so mag vier Wochen später meine Hochzeit sein. Das kann der Vater mir nicht verweigern, und inzwischen kann ja Herr Preval immer anfangen, mein Bild zu malen.

* * *

Edmee erreichte in der That, was sie verlangte, ihr Vater gestand ihr zu, daß sie Herrn Philibert erst näher kennen lernen sollte, denn er war überzeugt, daß der künftige Chef des Hauses Bechart ihr nothwendig gefallen müsse und auch Herr Philibert zweifelte an seinem Erfolge keineswegs. Er besuchte täglich das Haus seines künftigen Schwiegervaters, er brachte Edmee täglich das pflichtmäßige Bouquet, er trug beständig einen schwarzen Hut und Handschuhe, was er bis dahin im Eifer seiner Geschäftsthätigkeit nicht immer für nöthig erachtet, sein Scheitel zeigte die tadelloseste Linie, sein Bart war wohlgepflegt, und er fing an, sich in der Rolle eines Mannes nach der Mode wohl zu gefallen. Sein gewohnter Platz im Cercle blieb jetzt Abends immer leer, die Kohlen in seiner Chaufferrette verglühten unbenützt, seine Cannette wurde nicht gebracht, und obschon in seines Vaters großem Hause Raum genug für den Sohn vorhanden war, kaufte Herr Philibert für sich ein anderes Haus, das weit ab von dem Hafen, in dem vornehmsten, stillsten Theile der Stadt, in einem Garten gelegen war, und begann es auf das Eleganteste ausschmücken und möbliren zu lassen.

Jedermann besprach diese Dinge, die Meisten belächelten die Veränderung, die sich an ihm vollzog, denn die Menschen lieben es, daß bei ihren Bekannten alles hübsch im gewohnten Geleise bleibe, und es war doch Niemand, der sich das Wunder nicht zu deuten gewußt hätte. Philibert sagte freilich nicht, daß er Bräutigam sei, denn er war ein zu vorsichtiger Geschäftsmann, als daß er gegen Fremde von einem Geschäfte geredet hätte, das noch nicht vollzogen war; aber er versprach sich wohl bisweilen und antwortete auf die Frage, weßhalb er da oder dort nicht unter seinen alten Bekannten erschienen sei: Ich bin bei meinem Schwiegervater gewesen! — und wirklich brachte er auch alle seine Abende in dessen Hause zu, wenn gleich Herr Dekanter dort nicht anwesend war, sondern sich, wie seit zwanzig Jahren regelmäßig, in dem Cercle auf seinem Platze befand.

Indeß Herr Philibert war deßhalb nicht allein mit Madame Dekanter und mit deren Tochter. Man lud, damit sein Kommen nicht zu sehr auffalle, noch immer andere Gäste ein, und unter diesen fehlten Madame Preval mit ihrem Sohne und ihrer Tochter jetzt fast nie.

Eduard hatte Edmee's Porträt schon lange begonnen und es trat täglich lebendiger und sprechender aus der Leinwand hervor; aber je leuchtender es wurde, um so bleicher wurde Edmee, je freundlicher ihre Lippen auf dem Bilde lächelten, um so fester schloß sich ihr Mund, und wer sie genau beobachtete, wenn sie allein war, der konnte oftmals Thränen in ihren Augen und ihren Mund in Schmerz zusammenzucken sehen.

Schon war die Zeit bis auf wenige Tage verstrichen, welche Edmee sich zur Prüfung ihres Herzens ausbedungen hatte, und sie wußte jetzt nur deutlicher noch als früher, daß sie Eduard liebte und daß sie eben deßhalb Philiberts Frau nicht werden möge; aber Eduard schwieg und Philibert wurde immer sicherer und vertraulicher in seiner Haltung und in seinem Betragen, und der hilfreiche Zufall, auf den Mutter und Tochter, jede auf ihre Weise, sich vertröstet hatten, wollte und wollte nicht kommen. Madame Dekanter war verstimmt, Edmee niedergeschlagen, und in der kleinen Wohnung von Madame Preval sah es noch viel trauriger aus.

Eduard saß an seiner Staffelei und malte, und was er auch unternahm, alle seine Köpfe trugen die Züge von Edmee. Es waren ihre Augen, ihre Grübchen in den Wangen, die überall zum Vorschein kamen. Die Mutter bemerkte es und sagte es nicht, und Louise sah es und seufzte; denn auch Eduard hatte seine ganze Heiterkeit verloren und wenn man mit ihm von den Planen für seine Zukunft sprach, in denen er sich sonst zu ergehen geliebt, so schien er sie vergessen zu haben oder doch keinen Werth mehr auf sie zu legen.

Ich bitte Dich, Louise, sagte er eines Tages, als diese es ihm ausmalte, wie er einst ein Meister in seiner Kunst werden und Reichthum, Ansehen, Ehre ihm nicht fehlen würden; — ich bitte Dich, Louise, sprich mir davon nicht! Es kann sein, es kann werden, wie Du es mir schilderst, und ich habe Tage, in denen ich selbst es glaube; aber was soll mir der Erfolg, was soll mir das Glück, wenn sie zu spät kommen? — Er lachte bitter. — Ich werde reich sein, Ansehen und Ruhm besitzen, um — mir Edmee's Tochter einst zur Frau zu fordern.

Louise trat leise zu ihm heran. Sie war nur groß genug, ihre Hand dem Bruder auf die Schulter zu legen, wenn sie neben dem Sitzenden stand; aber sie liebte es, ihm dann den Arm um den Nacken zu schlingen und ihren Kopf an seine Schulter zu ziehen, und zärtlich an ihn geschmiegt, fragte sie: Und warum forderst Du sie nicht selbst zur Frau?

Er zuckte die Schultern, und als sie ihre Worte wiederholte, entgegnete er ihr: Du würdest das nicht fragen, wenn Du kein Frauenzimmer wärest.

Ich würde um sie werben, wäre ich ein Mann! versicherte sie ihm zuversichtlich.

Gewiß nicht! rief Eduard, denn Du hast Ehrgefühl!

Ehrgefühl? — Was hat das mit der Liebe gemein?



AM PFLUGE.

Verlag von [illegible] in Stuttgart

Es gibt für mich keine Liebe, die nicht auf dem Gefühl der eigenen Ehrenhaftigkeit beruht! sagte Eduard lebhaft und fest. Es ist wahr, ich liebe Edmee; ich liebe sie sehr und ich würde glücklich sein, sie zur Frau zu haben. Aber kann ich hintreten vor den Mann, der nichts kennt als sein Geld, vor diesen Herrn Dekanter, der den Werth des Menschen nur nach seinem Reichthum schätzt, und ihm sagen: Geben Sie mir, dem mittellosen Maler, dessen ganzer Besitz in diesem Kasten voll Farben besteht, mir, der Ihrer Tochter nichts zu bieten hat als Hoffnungen, welche auf meinem Glauben an mich selbst beruhen, geben Sie mir Edmee zur Frau? — Er würde dieß so thöricht, so unbegreiflich finden, daß er schon um meines Mangels an Einsicht willen sich berechtigt halten würde, mich abzuweisen. Und Edmee selbst — hat sie nicht darein gewilligt, die Braut Philibert Becharts zu werden? Es ist nur zu wahr; es liegt im Reichthum etwas, das die Herzen austrocknet und den Sinn verengt — aber ich wollte viel darum geben, wäre es nicht Edmee gewesen, welche mir diese Erfahrung bestätigt hätte.

Er erhob sich, es war Zeit, zu der letzten Sitzung zu gehen. Louise beobachtete, wie er die Pinsel säuberte, die Farben auf der Palette zusammentrieb, um sie zu reinigen; sie ließ ihn still gewähren. Als Eduard fertig war, wendete er sich nach ihr um. Es verdroß ihn, daß sie schwieg. Er war in jener unmuthigen Verfassung, in welcher man eine Lust darin findet, seinem eigenen Glauben, seinem bessern Wissen Hohn zu sprechen, und in der man doch nichts sehnlicher verlangt, als eine Widerlegung seiner Behauptungen zu hören; aber selbst diese zu fordern, war sein Sinn zu verwirrt, und als könne er die eine Ungerechtigkeit sühnen, indem er eine zweite beging, sagte er: Hätte Dich selbst der Zauber des Reichthums nicht verblendet, Du würdest es längst gesehen haben, daß Edmee nicht zu lieben vermag; ja, hättest Du mich so geliebt, wie ich Dich liebe, Du würdest mir zugerufen haben: halte ein! als Du sahest, wie mein Herz sich mehr und mehr Edmee zu eigen gab, und gewiß, ich weiß es Dir keinen Dank, daß Du mir die Gelegenheit verschafft, Edmee zu malen — für Herrn Philibert als Brautgeschenk zu malen.

Eduard erkannte sich in diesem Augenblicke, nach Männerweise, das traurige Vorrecht zu, gegen die Seinen hart und ungerecht zu werden, weil er mit sich selbst innerlich in Unfrieden war. Er, der sonst die lebhafteste Zärtlichkeit für seine Schwester hegte, beachtete es gar nicht, daß er sie in allen ihren Empfindungen verletzte; ja, selbst die Demuth und die Liebe rührte ihn nicht, mit denen sie seine ungerechten Vorwürfe über sich ergehen ließ; und ohne ihr ein Wort der Entschuldigung oder der Beruhigung zu gönnen, nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

(Schluß folgt.)



Prag.

(Mit einer Ansicht in Farbendruck.)

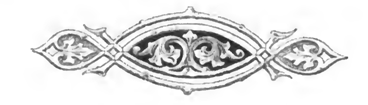
In jener Zeit, als Theodor Mundt sagte: Die Taglioni tanzt Goethe, — sagte ein anderer norddeutscher Schriftsteller: Prag ist eine versteinerte Ballade! Solche Aussprüche stehen gut und kosten nicht viel — Geist. Gewöhnlich sagen sie nichts, und jener Spruch über Prag sagt noch weniger. Eine Ballade! „Ein Epos“ hätte nicht hingereicht, wenn man schon so preziös, geistreich und poetisch sprechen wollte. Wir sagen mehr, wenn wir mit platten, alltäglichen Worten, wie jeder Reisende erster, zweiter, dritter Klasse, sagen: Prag ist eine der schönsten Städte Europa's! Der Historiker, der Architekt, der Archäolog wird sagen: Es ist eine der interessantesten Städte! — und der Maler wird ausrufen: Sprechen wir nicht von Prag! Ja, Prag!

Prag besitzt — das Meer ausgenommen — Alles zusammen, was sonst einzeln die Städte als Schönheiten berühmt macht: einen prächtigen Fluß, der es in der Mitte durchschneidet; grüne Inseln mitten in der Stadt; prachtvolle Berge, die überall in die Gassen und Straßen blicken; herrliche Aussichten in's ferne grüne Land hinaus, dem Strom entgegen; Thürme jeder Form und jeden Stiles in so großer Anzahl, wie vielleicht nicht zwei Städte in Europa; großartige Paläste, alte Kirchen und Klöster im Ueberfluß; Straßen und Gassen und Gäßchen voll der malerischsten Zufälligkeiten; große und kleine Plätze, welche die Jahrhunderte mit Künstlerhand komponirt und geschmückt; Brücken ohne Gleichen über den Strom, und Gruppirungen ganzer Stadttheile und großer Häusermassen, überwältigend, imposant, bedeutend wie gewaltige Naturerscheinungen.

Und dieses herrliche Bild ist kein todtes Bild, denn es ist ein historisches; und diese prachtvolle Stadt ist keine todte Stadt, denn hier „sagen die Steine und sprechen die hohen Paläste“, „die Straßen reden ein Wort“, „der Genius regt sich“ und „es ist Alles beseelt in diesen heiligen Mauern“. Denn hier hat durch viele Jahrhunderte in ihrer ganzen Macht und Pracht die Geschichte gewohnt, und vor ihr und neben ihr in ihrem ganzen Zauber und Dämmer die Sage. Der Cicerone weiß hier auf Schritt und Tritt Tragödien, Historien und Legenden zu erzählen, von großen Thaten wie von großen Menschen, von großen Königen und eben so großen Duldern; von Wunderthätern und Heiligen, von riesigen, gewaltigen Männern und sonderbaren Patronen. Dort auf jener steilen Höhe über dem Fluße steht der Wissehrad, die hohe Burg, wo die Zauberkönigin Libussa hauste und nach ihr die Przemisliden; jene grüne Höhe ist der Zizkaberg, auf dem der Hanibal Böhmens sein Lager aufgeschlagen, und

in dieser Kirche hat der Mann gepredigt, für den er die Welt in Schrecken setzte, Johannes Huß, und in jener dessen milderer Freund Hieronymus. Hinter jenen Zinnen, in trauriger Einsamkeit, ist der Weiße Berg, der die böhmische Freiheit in furchtbarer Schlacht verbluten sah, vor den Augen des zufällig anwesenden Cartesius, in dem ein Licht zu leuchten begann, das die Welt mit noch hellerem Tage beschenken sollte, als jener war, den die Tilly's und Weiße-Berg-Schlachten auszulöschen trachteten. Und ganz nahe an diesem Weißen Berge liegt das Schlachtfeld, auf dem der König siegte, der Jedermann nach seiner Façon selig werden ließ, im Gegensatz zu jenem Ferdinand, der vor ihm auf dem andern Schlachtfelde siegte. Und in dem Hradschin, dem großen Schlosse, tafelte der Winterkönig während der Schlacht und auf demselben Hradschin sind die Gemächer, aus denen die kaiserlichen Statthalter zum Fenster hinausgeworfen wurden und in denen der dreißigjährige Krieg begann. Dort unten aber, auf dem Altstädter Ring, starben nach jener Schlacht die edlen Märtyrer ihres Glaubens durch Henkershand — auf demselben Platze, auf dem die Hussiten das Blut ihrer Widersacher vergossen. Hier aber auf dem Hradschin in der herrlichen Domkirche schwebt auch der Sarg des heiligen Johannes von Nepomuk, der nie gelebt haben soll, und unten auf der Brücke bezeichnen die Sterne den Platz, wo er auf Befehl des faulen Wenzel in die Fluthen der Moldau gestürzt oder auch nicht gestürzt worden. Hier oben, hart am Hradschine, ferner das wunderbare Observatorium, wo der verrückte Rudolph II. sein astrologisches Wesen trieb, unterstützt von Tycho de Brahe und von dem armen Johannes Keppler, der aus Noth mitthun mußte. Zur selben Zeit lebte unten in der Judengasse der hohe Rabbi Löb, ein Kabbalist, ein Paracelsus, ein Magico prodigioso, ein Faust, der sich einen riesigen Homunculus, einen „Golem“ geschaffen, der ihm mit gigantischen Kräften dienen mußte. Es soll das derselbe Rabbi sein, dem der Tod nicht beizukommen wußte, als bis er sich ihm in der unverfänglichen und verführerischen Form einer Rose näherte. — Und wieder oben auf demselben Hradschin steht ein alter Thurm, in dem der gefangene Ritter Dalibor zum zauberhaftesten Violinspieler wurde, weßhalb der Thurm noch heute nach ihm die Daliborka heißt, denn in Prag hält man Frau Musikam in Ehren, wie in wenigen Städten, und daher hat sie den Ruhm, daß Mozart sagte: die Prager, die Prager verstengen mich! — und daß neben dem Titus auch die Oper der Opern, Don Juan, für die Prager geschrieben worden. Und so zeigt man auch mit Stolz und Weihe die Zibnika, den Kneipengarten, wo das leichtsinnige Genie am Tage vor der Aufführung Kegel spielte, obwohl die Ouverture noch nicht geschrieben war. — Wer wird diesem Geiste in Geisterstunden nicht noch lieber begegnen, als den Geistern der gewaltigen Könige Premisel Ottokar, Carl IV., Georg von Podiebrad? und des gewaltigsten aller Condottieri, Wallensteins, dort unten in seinem Palaste, der wie verwunschen aussieht?

Augustin Thierry und Dahlmann behaupten, daß, wo zwei verschiedene Volksstämme sich berühren, Größeres zu Stande komme, als wo ein Stamm in unvermischter Reinheit beharrt. Wahrlich, beim Anblicke Prags, an dem Slaven und Deutsche gearbeitet, sollte man den Ausspruch für eben so wahr halten, wie beim Anblick der Freiheit Englands, welche diesen beiden Geschichtsschreibern diese Ueberzeugung einflößte. In den entscheidenden Perioden, die Prag zu der herrlichen Stadt machten, die sie heute ist, haben Deutsche viel vom Ihrigen beigetragen. Ottokar rief ganze Kolonien von deutschen Künstlern und Handwerkern herbei, um eine Hauptstadt herzustellen, die des Reiches, das von der Ostsee bis zur Adria reichte, würdig sei, und Carl IV., ein Zerstörer in Deutschland und ein Schöpfer in Böhmen, schuf nicht nur mit deutschen Händen und deutschem Geiste, sondern auch mit deutschem Gelde, deutscher Macht und dem Ansehen, das ihm die deutsche Kaiserkrone gab, an der Stadt, von der er glaubte, daß sie der Sitz seiner Hausmacht bleibe, bis „an's Ende aller Dinge“. Damals sahen und bewunderten sie Petrarca und Rienzi; damals war sie die Nebenbuhlerin des von Carl so sehr geliebten Paris, dessen Universität er in Prag nachahmte. Und Deutsche waren es zum Theil, die mächtig und reich, mit den Reichthümern der freventlich ausgerotteten böhmischen Geschlechter, im 17. und 18. Jahrhundert viele jener herrlichen Paläste bauten, als sie ihr Geld noch nicht als Absenters und Hofleute in Wien verausgabten. Aber neben dem, was Deutsche schufen, oft nach herrlichen Modellen und Plänen, die sie aus Italien heimbrachten, neben Gothik, Renaissance, Jesuitenstil und Zopf macht sich auch das Slaventhum geltend in jener slavisch-byzantinischen Art, die manchmal an Moskau erinnert und daran, daß man hier auf dem Punkte steht, an dem zwei Welten sich berühren — freilich nicht immer auf friedliche Weise. Die germanische Kultur und der neuerwachte slavische Drang nach dem kulturarmen Osten sind natürliche Feinde, die wohl noch lange nicht zu einem Friedensschlusse gelangen werden. Wenn es für jetzt auch nicht den Anschein hat, so wollen wir doch hoffen, daß auch aus diesem Kampfe günstige Resultate für die Menschheit, besonders für die des Ostens, hervorgehen werden. Nicht umsonst hat die welthistorische Vorsehung diesen Grenzpunkt mit unvergleichlicher Schönheit, mit einem so gewaltigen und herrlichen Merkmale, wie Prag ist, bezeichnet.



Schwämme und Schwammfischerei.

Von F. Augustin.

Die Frage, ob der Meerschwamm (spongia marina), zu dessen Geschlecht unser gewöhnlicher Wasch- oder Badeschwamm gehört, in das Pflanzen- oder in das Thierreich zu verweisen sei, ist älter als die christliche Zeitrechnung. Schon Aristoteles beschäftigte sich eifrig damit und seitdem sind mehr als zwei Jahrtausende in das Meer der Ewigkeit gerollt, ohne daß man der Lösung des Problems um sehr viel näher gekommen wäre. Die Hälfte der Naturforscher rechnet ihn noch immer zu den Pflanzen, während die andere Hälfte sich der Ansicht zuneigt, daß der Meerschwamm dem Thierreich, wenn auch der niedrigsten Form desselben, angehöre.

Schon die Art und Weise, wie der Schwamm das Meerwasser durch seine zahllosen kleinen Poren einsaugt und durch die größeren Kanäle in gewissen Intervallen wieder ausstößt, eine Funktion, die so kräftig vor sich geht, daß dadurch kleine im Wasser schwimmende Stückchen Kork in der Entfernung von zehn Fuß in Bewegung gesetzt werden, scheint mehr auf animalisches als auf vegetabilisches Leben hinzudeuten. Ebenso die Art seiner Vermehrung.

Zu gewissen Zeiten des Jahres tritt aus den Poren des Schwammes eine unzählige Menge eiförmiger Körperchen von gallertartiger Beschaffenheit hervor, welche sich noch eine Weile an der äußern Fläche anklammern, endlich aber, durch das ausströmende Wasser hinweggespült, auf gut Glück in die See hinaustreiben. Dennoch sind diese mikroskopischen Schwämmchen nicht das willenlose Spiel der Wellen. Das junge Thier oder Keimkörnchen ist mit beweglichen Wimperhaaren bedeckt, die ihm als Ruder dienen und mit deren Hilfe es blitzesschnell durch die Wogen schießt, bis es eine Klippe oder einen andern Ort findet, der für seine fernere Existenz günstig scheint. Hat es einen solchen gefunden, so läßt es sich ruhig nieder, hängt sich fest und fängt an zu wachsen. Anfänglich breitet es seine Basis aus und baut dann innerhalb seiner sich ausdehnenden gallertartigen Substanz eine Art filzigen oder hornigen Gehäuses auf, ähnlich dem Mutterhause, aus dem es selbst hervorgegangen. Lassen sich mehrere junge Schwämmchen an derselben Stelle oder sehr nahe bei einander nieder, so verschmelzen und wachsen sie mit einander, ohne irgend eine Verbindungsstelle zu zeigen.

Als Beweis für die animalische Natur des Schwammes hat man vielfach behauptet, daß derselbe sich zusammenziehe und bewege, wenn er von dem Grunde, auf dem er groß geworden, gewaltsam abgelöst wird, indessen läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß weder diese noch eine andere Zerreißung oder Zerstörung einen fühlbaren Eindruck auf die, wenn auch belebte, doch nervenlose Masse hervorzubringen im Stande ist. Jedenfalls ist die thierische Vitalität nicht dem porösen Gehäuse eigen, welches uns als Waschschwamm bekannt ist, und das sich zu der lebendigen Materie etwa verhalten dürfte, wie der Cocon zur Seidenraupe, sondern das animalische Leben concentrirt sich in der schleimigen Haut, die das Ganze umhüllt und jedes einzelne Fäserchen überzieht.

Den innern Kern, gleichsam das feste Gerippe des Schwammes bilden Nadeln, die aus Kiesel- oder Kalkerde bestehen, an beiden Seiten zugespitzt sind, meist in den Grund des Schwammes eingewachsen scheinen, zuweilen aber auch einzeln oder in Bündeln an die Oberfläche treten. Diese Nadeln füllen bei einigen Schwammarten fest das ganze Gehäuse und gaben Veranlassung zu einer sehr kühnen Hypothese, nach welcher man in den Stücken Feuerstein, die überall nesterweise in Kalkformationen gefunden werden, zusammengepreßte, verdichtete, verkieselte Schwämme zu sehen hätte. Thatsache ist, daß man beim Zerschlagen der Feuersteine zuweilen noch gut erhaltene Ueberreste von Schwammgewebe entdeckt.

Die häufig in den Schwämmen gefundenen Muscheln, kleinen Krebse, Schnecken u. s. w. sind keineswegs von ihnen zur Nahrung gefangen worden, wie man früher glaubte; vielmehr haben sich diese Thiere meist als Gäste in das poröse Gehäuse eingedrängt oder mögen, wie auch zuweilen Steine, mechanisch von den wachsenden Schwämmen umstrickt und festgehalten worden sein.

Von den sehr zahlreichen Arten von Schwämmen, die man bis jetzt kennt, halten sich wenige in süßem Wasser und in Flüssen auf. Die meisten kommen nur im Seewasser vor, am häufigsten im Rothen und Mittelländischen Meere, wo sie an Felsen und Klippen hängend, bald röhren- oder bandartig, bald in Gestalt von Bechern, Pilzen, Kugeln, Hirschgeweihen u. s. w. sich ausbreiten. In wärmeren Gewässern hängen sie in phantastischen Wedeln und Festons von den Wölbungen unterseeischer Höhlen und Klüfte, oder dekoriren in allerlei mehr wunderlichen als graziösen Formen die Wände.

Und eben so verschieden wie die Formen sind die Farben der Schwämme. Purpurroth wechselt mit dem brillantesten Gelb und Grün; zwischen Büscheln von brauner und schwarzer Farbe drängen sich Zacken und Röhren von blendender Weiße hervor und zuweilen tropft, wenn man diese brillant kolorirten Schwämme an das Tageslicht bringt, der Farbstoff, mit dem sie gesättigt sind, in großer Menge aus den Poren.

Die meisten unserer Badeschwämme kommen aus Westindien und aus der Türkei. Im griechischen Archipel, namentlich in den Gewässern zwischen den Inseln Rhodus und Kalymnos, befinden sich bedeutende Schwammfischereien. Sie sind Monopol der türkischen Regierung und werden an die angesehensten Einwohner der Inseln verpachtet. Die wichtigsten Stapelplätze für die türkischen oder levantischen Schwämme sind Smyrna und Rhodos. Viele Schwämme kommen auch von Korfu und diese heißen dann gewöhnlich venetianische, ferner von Tunis und Algier (barbarische); auch aus Candia, von der syrischen Küste, sowie von Aleppo werden Schämme ausgeführt. An den Küsten Dalmatiens wurden im Jahre 1832 eben-

falls schöne Schwämme gefunden, aber die Fischerei wurde nicht fortbetrieben.

Die feinsten und werthvollsten Schwämme findet man im Archipel, namentlich an den Küsten der Inseln Syme und Nikaria, sowie bei Tripoli und St. Jean d'Acre, an der syrischen Küste. Die kleinsten, feinsten und deßhalb theuersten wurden früher häufig in Riechbüchschen verbraucht. Auch aus Neapel und Sizilien kommt eine Art feiner Schwämme, die eben so hart, aber nicht so schön geformt sind, wie die syrischen. Die großlöcherige, harte, braune Sorte, gewöhnlich Pferds- oder Roßschwamm genannt, erhalten wir meist von der Küste der Barbareskenstaaten. Die amerikanischen oder westindischen Schwämme kommen bis zu einem Fuß Dicke vor. Ihre Textur ist gröber und weniger fest und dabei sind sie im nassen Zustande weicher als andere Schwämme. Sie quellen im Wasser ungemein auf, zerreißen leicht und sind unter allen Schwämmen die billigsten.

Die Schwammfischerei im Aegäischen Meere wird heute fast noch genau so betrieben, wie zur Zeit des Aristoteles. Die Boote (kaïks) der Fischer, jedes von sechs bis sieben Tonnen Last und von einem halben Dutzend Tauchern bemannt, segeln in kleinen Flotillen nach den Plätzen, wo sich Schwämme finden. Jeder Taucher ist mit einem gestrickten Netz versehen, das an einer Schlinge um seinen Hals hängt und bestimmt ist, die Jagdbeute aufzunehmen. In der Hand trägt er ein starkes Messer und so einfach ausgerüstet taucht er etwa 20—30 Faden tief in die See hinab, wo er so schnell als möglich eine Partie Schwämme mittelst des Messers von Klippen und Riffen abzulösen sucht. Hat er sein Netz gefüllt, so steigt er an die Oberfläche empor, schüttet seine Last in das Boot, ruht sich eine Weile aus und begibt sich dann auf's Neue nach dem Grunde des Meeres. Zuweilen bedient sich der Fischer auch einer Art großer, dreizinkiger, eiserner Gabel oder einer aus Stricken geflochtenen Schlinge, um die Schwämme vom Grund loszureißen. Verwendet er dazu die bloßen Hände, so soll dieß ein höchst schmerzhaftes Brennen, das sich durch den ganzen Arm erstreckt, zur Folge haben, ja die Hände sollen sich zuweilen mit Blasen bedecken. Auch Frauen und Kinder widmen sich hie und da dem ungesunden, gefährlichen und sehr kümmerlich lohnenden Geschäft.

An manchen Orten bilden die Schwammfischer eine Art von Zunft und sind dann gewissen eigenthümlichen Gesetzen unterworfen. So z. B. ist ihnen das Heirathen verboten, ehe sie eine gewisse Meisterschaft in ihrem Gewerbe erlangt haben. Die Bewohner der schon oben genannten archipelagischen Inseln, Syme und Nikaria, sind als die geschicktesten und erfahrensten Schwammfischer bekannt und berühmt.

Tüchtige Taucher ernten an guten Stellen in einem Tage zuweilen 100 bis 150 Pfund Schwämme, die ihnen mit etwa acht Drachmen das Pfund bezahlt werden. Das Gewicht der Schwämme wird übrigens erst dann bestimmt und berechnet, wenn sie gereinigt und getrocknet sind. Hie und da findet man ein Exemplar von fünf bis sechs Pfund Schwere.

Sind die Schwämme an's Land gebracht, so legt man sie zunächst in frisches Fluß- oder Brunnenwasser, um die Vitalität zu zerstören und tritt sie dann so lange mit Füßen, bis man sie von der schleimigen Masse, die sie umgibt, sowie von der weißen Flüssigkeit, mit der sie zuweilen angefüllt sind, vollständig gereinigt hat — oder man reibt sie mit feinem Sand ein, reiht sie an Schnüre, hängt sie in das Meer und überläßt es dem Spiel der Wellen, sie auszuwaschen. Ist dieß geschehen, so werden sie getrocknet, mit Sand bestreut, um das Gewicht zu erhöhen, und dann versandt. Bleibt etwas von dem thierischen Schleim oder Gallert in den Schwämmen, so behalten sie einen durchdringenden Fischgeruch. Den bessern Sorten gibt man eine hellere Farbe, indem man sie bleicht, d. h. in die Sonne legt und fleißig mit Seewasser begießt.

Der Werth des Badeschwammes für den häuslichen Gebrauch, für die Chirurgie u. s. w. ist genügend bekannt. Auch in der Medizin spielt er als Heilmittel gegen scrophulöse Krankheiten, Kropf z. B. eine Rolle. Man bedient sich zu diesem Zwecke meist der kleinen Stücke, die beim Ausputzen der größeren Schwämme abfallen. Dieselben werden geröstet oder gebrannt und pulverisirt angewendet. Früher wurde der Schwamm auch gegen Wasserscheu und Aussatz, wiewohl ohne Erfolg verordnet.

Die Alten verwendeten den Schwamm zu verschiedenen Zwecken. Die Gladiatoren bedeckten ihre Brust zum Schutze gegen die Stöße des Gegners mit einer Lage von Schwamm und die Krieger legten ihn zu demselben Zwecke, wie auch um sich gegen Druck und Reibung zu schützen, in ihre Helme und unter ihre Brustharnische. In römischen Grabhügeln findet man noch hie und da ziemlich gut erhaltene Schwämme. Eine besonders dichte Sorte hat man den Schwamm des Achilles genannt.



Hamburger Currende.

Neben einem prächtigen Gemälde: „Römische Pifferari“ — ich glaube es war von Fay in Rom — hing auf der Hamburger Kunstausstellung von 1858 ein kleines bescheidenes Bild: „Hamburger Currende“ von Caroline Klauhold, geb. von der Embde*), eben dasselbe, das hier den Lesern der „Freya“ im Holzschnitte vorgelegt ist. Ein bloßer Zufall hatte diese beiden Kompositionen in so enger Nachbarschaft zusammengeführt; wahrscheinlich daß beim Arrangiren eine Lücke an der Wand bequem durch das räumlich gerade hineinpassende Bildchen ausgefüllt wurde. Aber, wie oft, so hatte auch hier das Spiel des Zufalls seinen Witz und seine Bedeutung. — Römische Pifferari und Hamburger Currende! — Rin-

*) Tochter des rühmlich bekannten Malers v. d. Embde in Kassel. Vergl. Naglers Künstlerlexikon.

der- und Ziegenhirten aus der römischen Campagne; kräftige Gestalten, braune, klassisch geschnittene Profile. Die Gewandung ungesucht pittoresk. Spitze Hüte mit Blumen, schillerndem Zindel und geweihten Medaillen ausgeputzt, an die malerischen Banditen der Abruzzen erinnernd; glühend rothe Westen zu kurzen blauen Tuch- und schwarzen Sammetmanchester-Jacken; die sehnigen halbnackten Beine in kurze Ledergamaschen gesteckt und von Sandalenriemen umflochten. Arme Hirten und doch so sorglos reich im Sonnengolde schwelgend, das der tiefblaue Himmel verschwenderisch auf sie herabgießt. An einer Straßenecke bringen sie und Wunden ꝛc.“ oder „Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab“ u. dgl.! Welch' kühne Kontraste waren hier auf die Weite einer einzigen Spanne aneinander gerückt! —

Und gerade durch seine farbenprächtige Pifferarinachbarschaft kam das anspruchslose fast Grau in Grau gemalte Hamburger Genrebildchen zu seiner verdienten Geltung. Um von mir zu sprechen, so muß ich bekennen, daß ich hinsichtlich der Komposition dem letzteren den Vorzug der Originalität einräumen mußte vor dem Bilde des römischen Künstlers, der, bei aller Meisterschaft der Zeichnung und Palette, doch am



Hamburger Currende.

der jungfräulichen Madonna, die al fresco gemalt aus einer mit Blumen und Ampeln geschmückten kapellartigen Mauernische hervorschaut, eine liebfromme bukolische Serenade mit Dudelsack und Schalmeien. Vielleicht daß das unaufhörlich wiederkehrende eintönige Ritornell der schlichten Hirtenweise noch aus den Zeiten Virgils stammt. Und hier — diese armen und ärmsten Teufel von Currendeknaben — Hamburger Pifferari — inmitten eines norddeutschen Schneestiemens vor dem Hause eines Senators oder eines Matadors der Börse einen Choral singend aus dem Hamburgischen Gesangbuche: „O Haupt voll Blut Ende nur ein viel bearbeitetes, in den Skizzenbüchern und auf den Staffeleien der in Italien studirenden Maler fast stereotyp gewordenes Thema variirt hatte. — Es gehört der gemüthvolle, wahrhaft menschliche Humor eines Charles Dickens oder, um bei der plattdeutschen Stadt Hamburg des plattdeutschen Humoristen zu erwähnen, der ebenbürtig neben Dickens genannt werden darf, es gehört der Humor Fritz Reuters dazu, eine solche arme vergessene Gruppe, wie die Hamburger Currende, im eigentlichsten Sinne des Wortes — von der Straße aufzunehmen und sie, in der heiteren Beleuchtung des Humors, menschlicher

Theilnahme zu empfehlen. Denn das sogenannte „Publikum" hat für die Erscheinungen des Alltagslebens, wie sie ihm auf Schritt und Tritt begegnen, nicht eher Verständniß und Sinn, als bis sie ihm durch die Feder des Dichters oder den Pinsel des Malers treu nach der Natur wiedergegeben werden. Und wer schildert und malt das Leben treuer und inniger als der Humor?

Unsere Malerin ist eine echte Humoristin.

Wollt Ihr zunächst wissen, wie ein Hamburger Wintertag mit Schneegestöber und einem eisig durch die Straßen heulenden Nordoststurm sich ausnimmt? — Da habt ihr ihn, wie er leibt und lebt! — Werft nur einen Blick in die auf den Vordergrund unseres Originalbildes einmündende Straße, so weit ihr überhaupt bei dem Gestöber sehen könnt, das selbst den grauen Winterhimmel dicht verschleiert. Mit welchen Schwierigkeiten die rüstige Hamburger „Lüttmaid" durch den tiefen Schnee watet und ihren schneebedeckten Regenschirm gegen die Tücke des Sturmes zu behaupten sucht, während auf dem entgegengesetzten Trottoir ein paar in sich gekauerte Gestalten leise und schattenhaft neben den kaum kenntlichen Häusern vorwärts zu kommen streben. Sonst ist die Straße menschenleer, wie ausgefegt. Es ist eben ein Wetter, in dem man keinen Hund zum Hause hinausjagt. Nur die Currendeschüler müssen in solchem Wetter vor dem Hause ihrer reichen Gönner Choräle singen. Da stehen sie bis über die Knöchel im Schnee; ihre ganze Wetterseite mit einer dicken Schneelage bedeckt, auf welche der scharf mit den Rockschößen spielende Wind immer mehr Flocken bläst. Dazu sind die armen Jungen mit nichts weiter bekleidet, als mit ihrer herkömmlichen Currendeuniform, die sie im Sommer und Winter tragen — mit schwarzen Tuchröcken und eben solchen Hosen und hohen Cylinderhüten. Nur daß einige durch Tücher und Wollshawls Ohren und Hals geschützt haben. Dem alten dürren Vorsänger in der Mitte wird der baumwollene Regenschirm, den er dem Schneegestöber entgegenhält, nicht viel mehr Schutz verleihen, als das schmale schwarze Mäntelchen, das zu seinem Kostüme gehört und frappant an das Label an einer Medizinflasche erinnert, ihn gegen die Kälte zu schützen vermag. Für diesen alten Mann wäre der zottige Schafspelz des römischen Dudelsackpfeifers ein weit passenderes Winterkostüm. Ihre Hände wissen die Currendesänger noch einigermaßen in den Rockärmeln und Hosentaschen zu schützen. Aber die Füße! Der kleine Bursche mit dem tief in die Augen gedrückten Hute und dem unterm Arme festgeklemmten Gesangbuche, an der linken Seite des Vorsängers, versucht durch Klopfen mit dem Absatze die schmerzlich erstarrten Fußspitzen zu erwärmen, während der zunächst der Straßenecke stehende, von dem Winde im Rücken gefaßte, ältere Knabe durch abwechselndes Aufstampfen mit dem einen und dem andern Fuße sich zu helfen sucht. Es wird wohl nicht gerade taktmäßig in den Choral hineinpassen. Ach, und welcher Gesang! Man kann deutlich das gar nicht vorgeschriebene Tremuliren — sehen, und wie viele falsche Noten mögen in dem heulenden Winde verfliegen! — Der eine Knabe, rechts vom Vorsänger, mit dem schief verzogenen Munde, scheint sogar in den Gesang hineinzuweinen, wenigstens fehlt nicht viel daran. Nur der an der Haustreppe stehende kleine Sopransänger, ein gar wackerer, rundbäckiger, gesunder Bursche, der am meisten auch der Kälte zu trotzen weiß, singt seinen Part aus voller Kehle und seine Stimme mit dem Grundbasse des Vorsängers allein dürfte einigermaßen die aus allen Fugen gegangene Melodie aufrecht erhalten. Allen aber merkt man an, daß nicht die Andacht aus ihnen singt, sondern die gewerbsmäßige Gewohnheit. Singen sie doch alle Text wie Melodie aus dem Kopfe. Nur der alte Vorsänger hält würdevoll das offene Gesangbuch in der Hand, aus dem er zu singen scheint. Aber auch nur scheint — da er bei dem Spiel, das der Wind mit den Blättern des Buches treibt, nicht das Geringste zu lesen vermöchte. — Es kommt ja auch im Grunde gar nicht darauf an, was und wie diese Currende singt, da offenbar Niemand sie hört. Das Haus, dem sie ihr frommes Ständchen bringen, hat weder Augen noch Ohren für sie. Die Hausthür ist fest geschlossen. Wir sehen nichts als die dicken Quadermauern des untern Geschosses. Die Parterrefenster liegen hoch über dem Rahmen des Bildes hinaus und schwerlich dürfte der vom Sturme überheulte Gesang bis zu ihnen hinaufdringen. Die Familie da drinnen, die im comfortabel und elegant ausgestatteten, behaglich durchheizten und mit weichen Teppichen belegten Zimmer vielleicht eben, nach Hamburger Art, um die mit dampfendem Thee, Weinen und duftenden Speisen besetzte Tafel das zweite, reichliche Frühstück einnimmt, würde sich auch wenig um den Gesang der frierenden Currende kümmern, selbst wenn sie ihn hören könnte.

So das Bild aus dem Leben und der Sitte der reichen Hansestadt Hamburg.

Füge ich nun noch hinzu, daß nicht bloß das Charakteristische der Gruppe im Allgemeinen von frappirender Wahrheit ist, sondern daß jede Figur, der alte dürre Vorsänger wie die Schüler proträtähnlich aus dem Leben gestohlen sind, so wird man sich denken können, daß echte eingeborene Hamburger sich an dem Humor dieses Bildes nicht wenig ergötzten. Ich sah einen ältlichen Mann vor diesem Bilde von der Komik der Naturwahrheit so ergriffen, daß er in lautes, fast krampfhaftes Lachen gerieth und ihm die hellen Lachthränen aus den Augen stürzten. Es erinnerte an den spanischen Studenten, der in Madrid auf offener Straße auf- und abgehend, in der Lektüre eines Buches vertieft, zu wiederholten Malen laut und anhaltend auflachte. König Philipp III., der ihn von dem Fenster des Schlosses aus betrachtete, meinte gegen einen Höfling: Ich möchte wetten, daß der Student da den Don Quixote liest! — eine Wette, die der König, der sich sofort durch einen Diener nach dem Buche erkundigen ließ, auch gewann.

Schade nur, daß das Currendebild nicht dieselbe Wirkung auf das Herz des Hamburger Publikums gemacht hatte, wie auf ihr Zwerchfell. Plaidirte doch, wie keine beredte Ansprache es besser vermöchte, dieses

Bild zugleich für die Abschaffung eines solchen, mit der Sitte und Humanität unserer Zeit im grellsten Widerspruche stehenden Institutes. Oder glaubt Jemand wirklich, daß ein solcher Straßenchoral etwa den Bewohnern Hamburgs zur besondern Erbauung gereiche? Ist es sittlich, ist es dem Ehrgefühl armer Kinder förderlich, daß diese sich oder der Anstalt, der sie angehören, auf den Straßen ein Almosen ersingen? Und vor allem, dürfen arme Kinder, eben weil sie arm sind, so schonungs- und erbarmungslos, wie ein rücksichtsvoll humaner Mensch nicht ein Hausthier behandeln würde, dem Winde und Wetter preisgegeben werden? —

Man kann wahrlich sonst dem reichen Hamburg nicht vorwerfen, daß es engherzig der Noth und der Armuth vergesse. Umgekehrt, dürfte es keine zweite Stadt in Europa geben, in welcher Wohlthaten mit solcher Generosität gespendet werden, in welcher Krankenhäuser, Waisenhäuser, Armenanstalten, Invalidenstiftungen u. s. w. mit so vielem Comfort, man kann sagen so reich ausgestattet wären. Aber vererbten Institutionen gegenüber ist der Hamburger nun einmal zähe. Die Gewohnheit ist wirklich, wie der Dichter sagt, seine Amme; und so alt und häßlich diese Amme geworden sein mag, er schafft sie nicht ab. So kostete die völlige Beseitigung der widerwärtigen Thorsperre jahrelange Kämpfe, die einer besseren Sache würdig gewesen wären; so die Abschaffung der Accise und vieler änderer anderswo schon längst durch den Zeitgeist überwundener Mißstände.

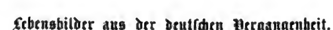
Es gibt einflußreiche fromme Leute in Hamburg, welche das Institut der Currendeschüler als einen ehrwürdigen, gewissermaßen monumentalen Rest noch aus der Zeit der Reformation stammend, erhalten wissen wollen. Man weist auf Luther hin, der bekanntlich in Eisenach als „Currentschüler" vor den Thüren der Bürger sich seinen Unterhalt ersungen hat. Aber Menschen sind keine gothischen Giebel oder ähnliche altehrwürdige aus früheren Jahrhunderten stammende Baureste, vor denen wir allen kunsthistorischen Respekt haben. Sie sind die Kinder ihrer Zeit und können fordern, daß das Recht, die Sitte und der Geist der Zeit an ihnen geachtet werde. So leben auch die Kinder unserer Armen im neunzehnten Jahrhundert, so gut wie die der Reichen. Sie sind nicht dazu da, als Mummenschanz aus dem sechszehnten Jahrhundert einer alterthümelnden religiösen Pietät ein Genüge zu thun, die, bei Licht besehen, sehr pietätslos ist. Die protestantische Reminiscenz an Luther ist außerdem ein frommer Gefühlsanachronismus. Denn der Knabe Martin Luther, der in Eisenach vor den Thüren gesungen hat, war noch der katholische Schüler, der gewiß täglich seine Messe gehört und wahrscheinlich dabei als Chorknabe administrirt hatte. Die Lieder, die er mit seinen Kollegen von der Eisenacher Currende sang, müssen katholischen Inhalts gewesen sein, den Marienkultus, die Anbetung der Heiligen u. s. w. zum Inhalt gehabt haben. Das Currendeinstitut hat daher mit der Reformation nichts zu schaffen, ja es dürfte eher noch im Widerspruche gegen sie stehen.

Es sei hier nur noch angeführt, daß auch noch in andern protestantischen Städten Nord- und Mitteldeutschlands Currenden bestehen. So z. B. in dem rationellen Gotha, wo indeß die Currendeschüler statt der Kirchenlieder meistens Chöre von Mozart, Weber, Mendelssohn &c. singen. So hörte ich in Gotha mehr als einmal die mit einem kurzen blauen, nicht bis an die Kniee reichenden Mäntelchen uniformirten Schüler im strömenden Regen und im winterlichen Unwetter, das dem auf unserm Bilde nichts nachgab, mit vor Regennässe und Kälte klappernden Stimmen den Zigeunerchor aus Webers Preciosa singen:

„Die Sonn' erwacht
In ihrer Pracht &c."

Auch das ist Humor! —

L. Walesrode.



Lebensbilder aus der deutschen Vergangenheit.

1. Ein Reichsprofoß.

Von K. G. Keller.

Wie mag denn wohl der Traum von der „guten alten Zeit" entstanden sein? Beim Ueberblick über unser durchlaufenes Einzelleben breitet sich gerne über die früheren, schon weiter entfernt liegenden Stationen ein rosiger Schimmer wohlthuender Erinnerung aus; das Widerwärtige ist mit der Welle der Lethe hinweggeschwemmt und durch den Gedanken, daß es glücklich überstanden sei, selbst zu einer frohen Erinnerung geworden. Dieser Unterschied zwischen den trüben Farbentönen der Gegenwart und den helleren der Vergangenheit, der im Gange manches Einzellebens begründet sein mag, scheint sich mit einer gewissen Naturnothwendigkeit überzutragen auf die vergleichende Würdigung der Lebensstationen einer Nation, so daß die früheren Generationen als bevorzugt vor der Gegenwart, als umgeben mit zahlreichen Erfordernissen des Glückes erscheinen, die im Laufe der Zeit mehr und mehr abnehmen. So bildete sich die Vorstellung von einer Stufenleiter fortschreitender Verschlimmerung der Menschheit; so die Vorstellung, daß in Vergleich mit der Gegenwart jeder frühere Zeitraum des Befriedigenden mehr geboten habe.

Rückt man freilich den mit diesem Vorurtheil Behafteten mit der Frage näher, welchen Zeitraum der früheren Geschichte sie eigentlich im Auge hätten, nach

welchem die Sehnsucht sie hinziehe, dessen sittliche Substanz sie bewahrt zu sehen oder auf's Neue in's Leben gerufen wissen wollten, alsdann beginnt für sie die Verlegenheit. Etwa die napoleonische Zeit? Nimmermehr. Oder die Zeit, aus deren sittlicher und sozialer Fäulniß die fünfundzwanzigjährigen Leiden der Revolution hervorgegangen, die Zeit des aufgeklärten Despotismus Friedrichs II.? Des Menschenschachers seiner fürstlichen Standesgenossen? oder die noch frühere Zeit des bornirten Despotismus? Auch diese nicht. Oder die Zeit Ludwigs XIV. und seiner Nachahmer im Reiche? Oder des dreißigjährigen Kriegs? Oder der Bartholomäusnacht? Oder die Zeit Karls V.? das Schauspiel einer Nation, die nach religiöser und politischer Selbstbestimmung strebt in erfolglosem Ringen mit spanischer Bigotterie und despotischem Eigensinn ihres Oberhaupts? Doch gesetzt auch, es fände ein Bewunderer vergangener Herrlichkeit in dieser langen Reihenfolge der Zeiten ein Jahrzehnt, das von uns aus betrachtet, als ein Zeitraum halcyonischer Windstille, wesentlichster Befriedigung, gedeihlichster Entfaltung sich darstellte, welches Bewußtsein haben denn die früheren Generationen selbst über ihre Zustände gehabt? Leset doch bei ihren Sittenpredigern, wie Schuppius, bei ihren Satirikern, wie Rabener, Liscov, Fischart, Murner, bei den Kennern ihres Volkslebens! Wenn ein Grundton durch die Mannigfaltigkeit ihrer Lebensauffassung hindurch geht, so ist es die Klage, daß jetzt gerade, wo sie schreiben, die verschuldeten und unverschuldeten Leiden, die Thorheiten und die sittlichen Uebel des Volks auf einem nie gekannten Höhepunkt angekommen seien. Wie unbillig nun, diesen Klageruf bei der jetzigen Generation als begründet anzuerkennen, für frühere Zeiten aber, wo er sich vernehmen ließ, ihn unberechtigt zu nennen! Zumal da doch unstreitig, was die sittliche Würdigung betrifft, sich mehr als ein Vergleichungspunkt findet, der die Gegenwart in einem vortheilhaften Lichte, die alte Zeit aber von einer schlimmen und unheimlichen Seite zeigt. Unstreitig ist es eine Frucht lebenskräftigerer Humanität, daß unser Zeitalter mit zahllosen Mitteln bestrebt ist, den physischen Leiden der Menschheit die Quellen zu verstopfen, ihre Zahl und Ausdehnung zu mindern, und wo sie unvermeidlich sind, auf Erleichterungsmittel zu sinnen. Im Gegensatz hiezu findet sich in den früheren Generationen oft eine unerklärliche Stumpfheit, eine eiserne Fühllosigkeit, welche das physische Leiden Anderer mit Achselzucken betrachtet oder mit Schadenfreude zu steigern und aus boshaftem Behagen in dem Fleische der Mitmenschen mit dem Eisen zu wühlen beschäftigt ist. Ist dieser Unterschied zwischen Ehemals und Jetzt vorhanden, dann hat die Geschichtsschreibung das Recht, auszusprechen, was wir bei J. Scherr (Geschichte der deutschen Frauenwelt) finden: „Die gute alte Zeit, wie sich die Leute dieselbe einbilden, hat gar nie existirt. Der Geschichtsschreiber hat weder die Aufgabe, noch das Recht, die Vergangenheit zu schelten, weil dieselbe nach ihren eigenen und nicht nach unseren Begriffen gemodelt war, weil sie das Leben faßte und führte, so gut sie es eben verstand; aber er ist berechtigt zu sagen, daß im Lichte der Bildung und Gesittung von heute angesehen, die Reformationszeit wie das Mittelalter barbarisch erscheinen muß, barbarisch in Entbehrung und Genuß, barbarisch in Verbrechen und Strafen, barbarisch in Triumphen und Niederlagen."

Die letzteren Worte von Scherr kamen mir wieder in's Gedächtniß, als ich jüngst bei meiner Lektüre einem dieser Typen der alten Zeit begegnete, einem Exekutor des geschichtlichen Rechts, der sein Richtschwert, womit die Reichsgewalt ihn ausgerüstet hatte, weithin durch Oberdeutschland gefürchtet machte, dem Reichsprofoßen Peter Aichele. Da der Geschichtschreiber der Schweizer Reformation, Heinrich Bullinger, der Wirksamkeit dieses Mannes ein eigenes Kapitel gewidmet hat, so dürfte es nicht unangemessen sein, durch Auffrischung seines Bildes dem obengenannten Vorurtheil eine neue Widerlegung, dem Ausspruche des Kulturhistorikers aber eine neue Illustration zu geben.

Der Bauernaufstand von 1525 war besonders im schwäbischen Kreise furchtbar gewesen durch viel Blut der bevorrechteten Stände, das vergossen, viel Eigenthum, das geraubt oder zerstört wurde. Noch jetzt erinnern die stehengebliebenen Ruinen von Schlössern und Klöstern, die inzwischen nicht ausgefüllten Lücken der Bibliotheken, welche durch Verbrennung von Bücherschätzen entstanden sind, an die Greuel des durch den Druck seiner Lage und die Macht des Zeitgeistes zur Wuth gereizten Bauernvolkes. In Württemberg hatte der Aufstand sich um so leichter verbreitet, als der angestammte Herzog Ulrich landesflüchtig in der Schweiz und sonstwo sich herumtrieb und die durch das Recht der Eroberung begründete Herrschaft des schwäbischen Bundes, welche bald an das Haus Oesterreich übertragen wurde, in wenigen Jahren noch keine Zeit gehabt hatte, kräftige Wurzeln im Volke zu schlagen. Und seltsam! so wenig auch Ulrich früher den Wünschen der großen Mehrzahl seiner Unterthanen durch Bestätigung oder Erweiterung der Volksrechte entgegengekommen war, so trug doch bei der Menge der Widerwille gegen die despotische Macht Oesterreichs dazu bei, die Sehnsucht nach dem vertriebenen Fürsten zu wecken, wie wenn mit dessen Rückkehr Billigkeit und Recht wieder zu Geltung gelangen müßten. Indem nun die Regierung die Unzufriedenen für die Betheiligung am Aufruhr zur Rechenschaft zog, suchte sie gleichzeitig die Anhänglichkeit an den ehemaligen Fürsten und die Begehrlichkeit nach neuen Rechten zu züchtigen. Die Aufgabe der Beruhigung des Landes übernahm in erster Linie der schwäbische Bund, dessen Heerführer Georg Truchseß von Waldburg das Bauernheer am 11. Mai 1525 bei Sindelfingen zerstreut hatte. Neben dem, daß viele edle Herren und Reichsstädte oder geistliche Gebieter aus eigenem Antrieb die Theilnehmer des Aufruhrs entweder an den Beutel hängten oder an Bäumen aufknüpften; neben dem, daß die württembergische Regierung, um die Rädelsführer herauszugreifen und gegen sie besonders zu verfahren, in jedem Amte die angehörigen Bauern auf einem Platz erscheinen, Gewehr und Harnisch ausliefern, von jedem Bauernhaus als Brandschatzung sechs Gulden an den schwäbischen Bund bezahlen oder es im Falle der Weigerung ausplündern ließ; neben alledem fiel im Auftrag des schwäbischen Bundes und mittelbar des deutschen Reichs, zu dessen Einrichtungen seit Maximilian der Bund gehörte, ein Wütherich auf Schwaben und Franken, der

seines Theils am meisten dazu beigetragen hat, die Zahl von hunderttausend Getödteten aus dem Bauernstand vollzumachen, welche der Vergeltung als Opfer fielen. Peter Aichele ward verordnet mit etlichen Reitern in Franken, Schwaben, auf dem Schwarzwald, in Württemberg, im Hegäu, im Allgäu weit und breit herum, „mit Befehl, zu henken und ein Schrecken in die Welt zu bringen.“ „Denn wo ihm arme Leute angezeigt wurden, die im vergangenen Aufruhr sich etwas vorgeschossen (unvorsichtig vorangewagt) hatten, die plagt' er jämmerlich und hängt' sie hin und her an den Bäumen auf“. „Und dieweil er einen besonders grimmigen Haß hatte zum heiligen Evangelio, wo er evangelische Prädikanten oder sonst Priester, die etwas fleißig waren und lasen, ankommen mochte, die alle hatten bei ihm den Hals verloren. Da war nichts dann marteren und tödten.“ So erzählt Bullinger und ein anderer gleichzeitiger Geschichtschreiber, Anshelm, Verfasser einer Chronik von Bern, beschreibt die Thätigkeit dieses Restaurators des göttlichen Rechts mit den vier Worten: „fing's, beraubt's, schätzt's, henkt's.“ „Also daß er in Kurzem in naher Gegne vierzig an den Bäumen hat gehängt. Da hatt' alles menschliche Erbärmd' ein End; so hatte auch die allerheiligste Weihe und priesterliche, sicher hochgeehrte Freiheit keinen Bann, noch Ansehen mehr.“

Zu beachten ist, daß Aichele katholisch gesinnte Priester, wenn sie wissenschaftliches Streben kundgaben, für eben so gefährlich achtete, wie die evangelischen Prädikanten. Seinen Haß gegen die Anhänglichkeit an den angestammten Landesfürsten zeigte er in der Behandlung eines Pfarrers Reich zu Horrheim, Kanonikus zu Baihingen, dem eben nur dieß zur Last gelegt wurde, daß er bei allen Bauernzechen und sonst Ulrichs rühmlichst gedacht habe. Aichele ließ ihn deßhalb an einen Baum aufknüpfen und als vermeintlich todt hängen. Aber der Ast brach; der Pfarrer entrann, wurde wieder aufgefangen und von dem Henker zu Bönnigheim vorsichtiger gehenkt.

Neben der lutherischen Gesinnung ist es begreiflich auch die wiedertäuferische, gegen die Aichele's Haß sich wendet. So wurden auf einem Hof zwischen Aalen und Essingen, dem Mantelhof, durch württembergische und des Probsten von Ellwangen Reiter unter Leitung des Obervogts und des Forstmeisters von Schorndorf und des Reichsprofoßen etliche Wiedertäufer und andere lutherische Personen gefangen und zum Widerruf gedrungen; der Bauer, dessen der Hof war, wurde nach Essingen gebracht, an eine Linde gehängt, wieder herabgelassen und, da er immer noch nicht widerrufen wollte, wieder hinaufgezogen, worauf man ihn hängen ließ; so wurde auch sein Sohn gehenkt und über den andern Haus und Hof angezündet und abgebrannt.

Doch, eine der schauderhaftesten seiner Unthaten verübte der Reichsprofoß in der Bestrafung eines politischen Vergehens. Wir ersehen aus den Berichten der Zeitgenossen, daß es eine damals bei den Wohlgesinnten beliebte Kundgebung ihrer politischen Sympathie war, auszurufen: Hie gut Oesterreich! Grund und Boden! Als nun eines Tages zu Weiler, bei Schorndorf, ein Bauer, Hans Rauchmaier, in seinem Garten ausrief: Hie gut Württemberg! Grund und Boden! so wurde er eingezogen. Es fiel ihm außerdem zur Last, daß er zu andern gesagt hatte, Herzog Ulrich werde bald wiederkommen, und daß er bei den beiden Aufruhren 1514 und 1525 stark sich betheiligt hatte, auch im Besitz einer Büchse gefunden wurde. Das Mitleid wurde nicht erregt dadurch, daß der Mann zwölf, großentheils unerzogene Kinder hatte. Auch diente es nicht zur Milderung seiner Schuld, daß man ihn zwei Jahre vorher wegen Wahnsinns hatte an die Kette legen müssen. Selbst die Fürbitte des Obervogts Friedrich von Freiberg fruchtete nichts, der dringend sich um Nachlaß der Strafe verwendete, weil der Mann vieles aus Verstandesschwäche redete. Auf den Bericht des Vogts Gaisberg befahl die Regierung, dem Rauchmaier die Augen auszustechen. Als der Bauer aus dem Gefängniß zu Schorndorf heraustrat, stand schon der Aichele auf dem Platz und rief ihm zu: Halt, Bauer, du mußt mir heute deine Augen auch geben! — und vollzog den blutigen Befehl. Eine schwache Genugthuung mag der Leser darüber empfinden, daß der Geblendete die drei Jahre später erfolgte Wiederkehr Ulrichs noch erlebte und wider den Vogt Gaisberg nun prozessiren konnte, dessen Erben ihm 200 Gulden Schadenersatz zahlen mußten. Und Aichele? Der Unhold war in Diensten der Reichsstadt Ulm, die gerne seiner los gewesen wäre und ihm den Dienst aufgekündigt hätte, aber aus Furcht vor dem hochvermögenden Manne es nicht wagte.

Mancher Leser, auch aus der Ferne, kennt die am Fuße des Hohenstaufen freundlich sich ausbreitende Stadt Göppingen, deren körnige Bevölkerung neben unermüdlicher Arbeitslust ein Selbstgefühl und einen Freiheitsdrang kundgibt, der den Anmaßungen eines Gewalthabers ein jähes Ende mit Schrecken zu bereiten fähig wäre. Hier war es, wo der Reichsprofoß eben wieder einen ohne viele Umstände getödtet hatte. Aber, wie ein gleichzeitiges Lied berichtet:

„Gott hat den Mord gerochen;
Der Aichelin zu Göppingen ward erstochen.
Da er wollt' fliehen in's Becken Haus,
Ward ihm flink gemacht der Garaus.
Denn Einer hinten nach hin lief,
Stach ihm ein' Wunden also tief,
Daß ihm's Blut auf die Erde rann,
Sein Leben endet' der Tyrann.“



Der große Zauberer des vorigen Jahrhunderts.

Von Fr. Notter.

(Schluß von Seite 108.)

Im September 1780 kam er in Straßburg an, wo er anfangs eine gewöhnliche Privatwohnung bezog. Plötzlich — so berichtet ein an Elisa mitgetheilter Brief über ihn aus dem Jahr 1781 — erfuhr man, es sei ein fremder wohlthätiger Herr angekommen, der, obwohl er sich einen Grafen nenne, Kranke unentgeldlich übernehme und ihnen nicht nur Arznei, sondern bisweilen selbst Geld und sonstige Unterstützung zukommen lasse. Schüchtern kamen auf dieß hin einzelne Arme zu ihm, und in der That machte er mehrere glückliche Heilungen, besuchte auch sogar schwer Erkrankte in ihrer Behausung. Dadurch stieg sein Ruf schnell; bald waren nicht bloß seine Zimmer, sondern Treppe und Hausthür mit Hilfsbedürftigen besetzt, und nachdem es einmal so weit, trieb auch die bloße Neugier eine Menge Leute zu ihm — Gelehrte, Offiziere, Aerzte, Naturkundige, Freimaurer, unter letztern selbst mehrere Prinzen und Fürsten. Um diese Zeit ward ein Marquis de la Salle, Sekretär des Prinzen von Soubise, Kommandanten von Straßburg, gefährlich krank; sein Arzt gab ihn, als einen vom Brand Ergriffenen, der höchstens noch 24 Stunden zu leben habe, auf. Auf Bitten des Kommandanten nahm Cagliostro sich seiner an und stellte ihn in kurzer Zeit vollkommen her. Nun begann die Glanzperiode des Wundermanns. Alles, was vornehm, machte ihm förmlich den Hof, besonders Damen nahmen seine Arzneien und lobten seine Kuren. — Er selbst (wir folgen hier immer noch jenem im Juni 1781 geschriebenen Briefe) fühlte seinen Werth ganz und sprach von Fürsten und mit Fürsten wie ein Mann, der ihnen Gutes thun, aber keins von ihnen empfangen konnte. Er schien zu erwarten, daß der König ihn nach Paris berufe und wußte viel von seiner persönlichen Bekanntschaft mit demselben (Ludwig XVI.) und der russischen Kaiserin zu erzählen. (Beides entschiedene Lügen!) Da man bemerkte, daß er weder in Wechseln noch baar jemals Geld beziehe und doch sehr große Auslagen immer richtig, freigebig, ja zum Voraus decke, so kamen auch in Straßburg mehrere auf den Gedanken, er sei Werkzeug der Ex-Jesuiten.

Bemerkenswerth neben diesem Brief ist, wie sich Frau von Oberkirch, eine Dame, die ihren Aufenthalt seit vielen Jahren zwischen Straßburg und dem kleinen Hof von Mömpelgard (Montbeillard) theilte, in ihren französisch geschriebenen Denkwürdigkeiten *) über unsern Abenteurer ausspricht. Mit ihrem Gemahl zu Ende des Jahres 1780 von einem nahen Verwandten des vorhin genannten Soubise, dem Kardinal-Erzbischof, Fürsten von Rohan, der nachher durch Verwicklung in den Halsbandprozeß zu unglücklicher Celebrität gelangte, jetzt eben aber durch den Wundermann in einem Asthma glücklich behandelt worden, zur Tafel geladen, sah sie wie plötzlich ein Thürsteher beide Flügel mit den Worten aufriß: Seine Excellenz, der Graf Cagliostro.

Schnell, erzählt sie, wandte ich den Kopf. Seit meiner Ankunft in Straßburg hatt' ich von dem Abenteurer sprechen gehört, war ihm aber nirgends begegnet. Schon sattsam erstaunt darüber, ihn so beim Erzbischof eintreten zu sehen und mit solchem Pomp ankündigen zu hören, gerieth ich in noch größere Verwunderung über den Empfang, der ihm zu Theil ward. Er befand sich seit September in Straßburg und erregte dort unglaublichen Lärm durch die Behauptung, jede Krankheit heilen zu können. Da er kein Geld annahm, im Gegentheil vieles unter die Armen vertheilte, zog er die Menge immer wieder an sich, ungeachtet seine angebliche Panacee häufig keine günstige Wirkung hervorbrachte. Die Polizei ließ ihn ziemlich enge mit Kundschaftern umgeben, er aber nahm die Miene an, denselben nur zu trotzen. Um Eindruck zu machen, hing er sich an allerhand Sonderbarkeiten. Er schlief stets nur in einem Lehnstuhl und aß damals bloß Käse. Schön war er eigentlich nicht, aber nie hab' ich eine merkwürdigere Physiognomie gesehen. Besonders sein Blick war von fast übernatürlicher Tiefe, und ich weiß in der That nicht, wie ich den Ausdruck seiner Augen gehörig bezeichnen soll. Derselbe war zugleich Feuer und Eis, zog an und stieß zurück, erregte Furcht und zugleich unbezwingliche Begierde, den Mann näher kennen zu lernen. Man hätte von ihm zwei Bildnisse machen können, die ihm selbst vollkommen ähnlich und doch unter sich ganz verschieden gewesen wären. An Hemd, Uhrkette, Fingern trug er Diamanten von bewundernswerther Größe und dem reinsten Wasser. Er behauptete, er mache sie selbst!

Cagliostro verwandte kein Auge von mir; mein Mann, erzürnt über solche Dreistigkeit, gab mir ein Zeichen, mich zu entfernen; dieses Zeichen übersah ich, aber ich fühlte, wie mir der Blick des Gauklers gleich einem Bohrer in's Innere drang. Plötzlich unterbrach er den Kardinal, der über meine Befremdung lachte, und sagte kurz angebunden zu mir:

Gnädige Frau, Sie haben keine Mutter mehr, haben dieselbe kaum gekannt und haben Eine Tochter. Sie sind die einzige Tochter Ihrer Eltern und auch Sie werden kein anderes Kind bekommen, als das, welches Sie bereits haben.

Ich war außer mir vor Erstaunen, eine Frau von Rang so angeredet zu hören. — Antworten Sie, Madame, bemerkte der Kardinal mit bittendem Ton.

Eminenz, Frau von Oberkirch antwortet über solche Dinge nur denen, welche sie zu kennen die Ehre

*) Mémoires de la baronne d'Oberkirch sur la société Française avant 1789, publiés par le comte de Montbrison. 1854.

hat, erwiderte mein Gemahl, aufstehend. Ich that wie er; der Kardinal, nur an die Sprache seiner Höflinge gewöhnt, wußte erst nicht, welche Miene er annehmen sollte, ging aber dann, während Cagliostro mich fortwährend anstierte, auf meinen Mann zu und drang so verbindlich in ihn, zu bleiben, daß wir uns diesem Wunsch fügen mußten. — Herr von Cagliostro ist ein Weiser, den man nicht wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln darf, fügte er bei; erlauben Sie der Frau von Oberkirch, zu antworten. — Und zu mir: Frau Baronin, sagen Sie uns, ob Herr von Cagliostro sich getäuscht hat.

Er hat sich in Bezug auf das Vergangene nicht getäuscht, entgegnete ich*).

Und ich täusche mich eben so wenig in Bezug auf das Zukünftige, setzte Jener mit herzloser Stimme hinzu.

Ich bekenne, daß ich in diesem Augenblick einen fast unwiderstehlichen Drang empfand, diesen Mann über die Zukunft zu befragen, und nur die Furcht vor meinem Gemahl, welcher starke Abneigung gegen dergleichen hatte, hielt mich zurück. Später hat Cagliostro auf's Bestimmteste den Tod der Kaiserin Maria Theresia (29. Nov. 1780) in der gleichen Stunde, worin sie starb, angezeigt. Der Kardinal theilte mir die Nachricht noch am nämlichen Abend mit und erst fünf Tage später traf die Bestätigung ein.

Im Frühjahr 1781 lud der Fürst das Oberkirch'sche Ehepaar abermals zu einem Diner, zu welchem auch Cagliostro, der mittlerweile einen Abstecher nach Paris gemacht, gezogen war.

Man hat, sagt sie, keine Vorstellung von dem Sturme, womit sich demselben damals Alles an den Kopf warf. Glücklich, wer einen Blick, ein Wort von ihm davon trug! Und so nicht nur im Elsaß; in Paris selbst herrschte der gleiche Taumel. Ein Dutzend Frauen von höchstem Stande waren ihm von dort nach Straßburg gefolgt, damit ihre von ihm übernommene ärztliche Behandlung nicht unterbrochen werde. — Rohan hatte die Erzählerin, welcher bei Tisch der Platz neben ihm angewiesen war, auf jede Weise für Cagliostro einzunehmen gesucht; als ihm dieß nicht gelingen wollte, wies er nach aufgehobener Tafel auf einen großen, mit seinem Wappen geschmückten Solitaire am kleinen Finger; der Ring war mindestens 20,000 Livres werth.

Diesen Diamant, rief er, hat mir Cagliostro gemacht, aus nichts erschaffen; ich habe es gesehen, hatte die Augen immer auf den Tiegel geheftet! — Jene saß in tiefster Verwunderung. — Ist noch lange nicht Alles! fuhr der Kardinal fort. Er macht Gold; er hat mir da oben in den Speichern meines Schlosses in meiner Gegenwart für fünf bis sechstausend Livres gefertigt. Deßgleichen sind alle seine Vorherverkündigungen in Erfüllung gegangen. Und welche Wunderkuren er vollbringt! Ich sag' Ihnen, er ist der außerordentlichste, der erhabenste Mensch, dessen Kenntnissen nichts, als seine Güte gleichkommt. Welche Almosen er vertheilt! Wie viel Gutes er thut!

So ging es den ganzen Abend fort, und erst nachher entdeckte die Baronin den Zweck dieser Gespräche des Fürsten, mit welchen es demselben übrigens vollkommen Ernst war. Cagliostro hatte in Erfahrung gebracht, daß Frau von Oberkirch auf vertrautestem Fuß mit der von ihr erzogenen Großfürstin Paul von Rußland, bekanntlich von Geburt einer württembergisch-mömpelgardischen Prinzessin, stand, mit welcher sie jetzt eben eine Reise durch Frankreich anzutreten im Begriff war. Er hatte daher dem Kardinal inständigst angelegen, die Dame von seinen geheimen Kräften zu unterrichten, um durch sie an die Großfürstin zu gelangen und so das Glück, das ihm bei der Kaiserin Katharina entwischt, vielleicht doch noch zu fassen. Es war umsonst, Frau von Oberkirch blieb unbeweglich.

Bald darauf bekam sie in Paris den berühmten Necker zu sehen, und bemerkt hinsichtlich desselben: Ich war frappirt von seiner ungemeinen Aehnlichkeit mit Cagliostro, doch ohne daß er dessen Strahlenblick, dessen niederwerfenden Gesichtsausdruck gehabt hätte. Er war ein steif gewordener Cagliostro mit eckigen, unangenehmen Formen.

Mittlerweile war die Zeit verflossen, welche Frau von der Recke zu warten hatte, bis ihr die Benachrichtigung an Lavater zustand, und ihr Brief an diesen traf in Zürich eben ein, als Cagliostro's Ruf in Straßburg so mächtig um sich gegriffen. Ganz naturgemäß ergab sich nun wirklich die Frage Lavaters, ob jener Graf C. nicht der menschenfreundliche Arzt Cagliostro sei und Elisa, damals von diesem noch eingenommen, entwarf, indem sie die Frage bejahte, ein im Allgemeinen günstiges Bild von demselben. Dieß bewog Lavater im Frühjahr 1781 zu einer Reise nach Straßburg, um den Wundermann kennen zu lernen. Er vermochte von demselben aber nichts als die Worte herauszubringen: Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht. Am folgenden Morgen richtete Lavater vom Gasthof aus noch folgende Fragen schriftlich an Jenen: Woher stammen Ihre Kenntnisse? wie haben Sie dieselben erlangt? worin bestehen sie? worauf der Befragte als Antwort schrieb: In verbis, in herbis, in lapidibus (in Worten, Kräutern, Steinen).

Kein Wunder, daß der Züricher Theolog nach solcher Abfertigung gegen Elisen bemerkte, er habe denn doch einiges Mißtrauen gegen Cagliostro gefaßt und die Freundin um ein offenherziges Urtheil über den Mann bat, falls sie ihm einstweilen weiter nachgespürt haben sollte. Frau von der Recke hatte, als diese Bitte an sie gelangte, eben von einem aus Warschau angekommenen Grafen P. nähere Aufschlüsse über den Geisterbanner erhalten und ging, da diese mit den Empfindungen übereinstimmten, die sie über ihn, nach dessen längerm Aufenthalt in Mitau, endlich nicht ganz zu unterdrücken vermocht, sich aber bisher zum Vorwurf angerechnet hatte, nun unumwunden mit ihren Ansichten gegen den Korrespondenten heraus. Aber

*) Daß er über das Vergangene bei irgend Jemand Erkundigung einziehen konnte, liegt hier auf der Hand und daß er es wirklich gethan, ist um so wahrscheinlicher, als ihm aus einem Grunde, der gleich nachher zur Sprache kommen wird, besonders daran gelegen war, Eindruck auf Frau von Oberkirch zu machen.

obwohl der erste Eindruck des Thaumaturgen auf Lavater etwas ungünstig gewesen und Elisa ihrerseits nun ebenfalls in nichts weniger als günstigem Sinne von demselben sprach, war dessen Gewalt auf den phantasiereichen, in eigener Person zum Geheimnißvollen hinneigenden Gottesgelehrten doch so groß, daß Letzterer in Bezug auf Jenen noch im Jahr 1786 in der „Rechenschaft an seine Freunde" schrieb: er möchte Blut weinen, daß eine Gestalt, wie sie die Natur nur alle Jahrhunderte formt, daß ein solches Produkt der Natur so sehr mißkannt werden müsse.

Cagliostro's eigener Ruf war durch Lavaters Besuch noch gemehrt worden und er selbst scheint, wie er denn in einzelnen Beziehungen unbestreitbar ein feiner und mit glücklicher Auffassungsgabe der Sinne ausgestatteter Mensch war, das Wesen des berühmten Schweizers aus dessen äußerm Gehaben sehr richtig aufgefaßt zu haben. Wenigstens bemerkt der vorhin ausgezogene Brief aus Straßburg vom Juni 1787, nachdem zuvor gesagt worden, der Wundermann erkläre die Physiognomik für einen nothwendigen Theil der Arzneikunde: Sei es durch diese Verbindung oder durch andern Weg, genug, Cagliostro scheint ein Menschenkenner zu sein und hat unter Andern unsern größten Physiognomisten, Lavater, sehr gut physiognomisch aufgenommen.

Cagliostro blieb über zwei Jahre in Straßburg, gegen deren Ende ihn jedoch eine ziemlich große Anzahl seiner ursprünglichen Anhänger laut einen Charlatan nannte. Doch muß andrerseits der Wahrheit zur Ehre bemerkt werden, daß nicht nur der dortige gesammte Magistrat über dessen Persönlichkeit eine sehr vortheilhafte Erklärung abgab, sondern daß noch im Jahr 1783 die Herren von Miromesnil, von Vergennes und der Marquis von Segür (ausgezeichneter Offizier, eine Zeit lang Kriegsminister), Männer, welchen man in dergleichen Dingen nicht eben ein vorschnelles Urtheil zutrauen darf, den Schutz des (damals so genannten) Prätors jener Stadt für den „wohlthätigen und edlen Fremden" in Ausdrücken anriefen, die für denselben höchst günstig lauteten.

Reich mit Geld ausgestattet, begab er sich endlich von Straßburg nach Neapel, wo er aber, weil es ihm dort mit der ägyptischen Maurerei nicht glücken wollte und überdieß, seiner Behauptung nach, die Aerzte neidisch auf ihn wurden, nur drei Monate verweilte und dann im November 1783 nach Frankreich zurückkehrte, um seine Bühne zuerst in Bordeaux aufzuschlagen. In dieser Stadt, in welcher er für seine Lehre einen ergiebigern Boden fand, blieb er elf Monate, und will daselbst, während einer schweren Erkrankung, folgende Vision gehabt haben, die er in Gegenwart einer Menge zum Besuch an sein Bette gekommener Anhänger erzählte:

Er ward von zwei Männern gefaßt und in eine tiefe Höhle gezogen, in welcher sich plötzlich ein Thor öffnete, durch das er an einen herrlichen Ort, einem prachtvoll erleuchteten Königssaale vergleichbar, gelangte. Dort feierte man ein großes Fest. Alle Anwesende trugen weiße, bis zu den Knöcheln hinabreichende Gewänder, und er erkannte unter denselben mehrere seiner verstorbenen maurerischen Schüler. Auch ihm selbst reichte man ein solch Gewand und ein Schwert, wie dasjenige, womit man den Engel des Gerichtes abzubilden pflegt. Er glaubte sich bereits gestorben und in's Paradies versetzt und warf sich, übergossen von einem starken Licht, auf die Kniee, dem Höchsten dankend, daß er ihn in die Seligkeit übergeführt. Allein eine unbekannte Stimme antwortete ihm: So wird einst dein Lohn sein, aber vorerst mußt du für das Reich Gottes noch arbeiten!



Friedrich Rückert als Jüngling.

Er behauptete, durch dieses Gesicht in dem Entschluß die ägyptische Maurerei möglichst zu verbreiten, mächtig gestärkt worden zu sein, nach Angabe seiner Frau aber war die ganze Geschichte nichts als ein Märchen, ersonnen, um seinen Schülern im Glauben an ihn nachzuhelfen.

Von Bordeaux reiste er nach Lyon, wo er drei Monate zubrachte und eine „Mutter-Loge" der ägyptischen Maurerei gründete, so genannt, „weil sie das Primat über alle andern Logen in Frankreich haben und deren Oberherrin sein sollte." Als Devise gab er ihr die Worte: „Zur triumphirenden Weisheit."

Eingeladen von seinem alten Gönner, dem Kardinal Rohan, verfügte er sich Ende Januars 1785 nach Paris, wo ihm ein ungemein glänzender Empfang zu Theil und er in den ersten Monaten hoch gefeiert ward. Hier jedoch wurde er nebst seiner Frau am 23. August gleichen Jahres verhaftet und in die Bastille gebracht, weil er von der Gräfin La Motte beschuldigt worden, das viel besprochene, von dem Kardinal für die Königin gekaufte Halsband entwendet zu haben, während in Wirklichkeit die Bezüchterin selbst die Diebin war. Er blieb zehnthalb Monate eingekerkert und als endlich die große Schlußverhandlung begann, erschien er vor dem Parlament in grünem, goldgesticktem Kleide, die Haare vom Scheitel in künstlich gewundenen Flechten auf die Schultern niederfallend.



Friedrich Rückert als Greis.

Wer seid Ihr? erging die gewöhnliche Frage an ihn.

Ein hoher Reisender, erwiderte er und begann seine Vertheidigung in italienischer und französischer Sprache, lateinische, griechische und angeblich arabische Brocken reichlich einmischend. Die Beweise seiner Unschuld und der Schuld der Gräfin La Motte waren augenfällig. Er ward freigesprochen*). Schon den Tag nach dem Richterspruch jedoch, am 2. Juni 1786, erhielt er vom Könige Befehl, innerhalb vierundzwanzig Stunden Paris und innerhalb dreier Wochen Frankreich auf immer zu verlassen. Er begab sich nach Passy (bei Paris), wo er den Besuch des schon erwähnten Thomas Chimenes und eines andern maurerischen Großen erhalten haben will, welche eine Menge Fragen über die Angelegenheiten Frankreichs, über die schlimme Behandlung, die ihm von Seiten der französischen Regierung zu Theil geworden, an ihn richteten. Auch sie, behauptete er, hätten ihn versichert, ihr Hauptstreben sei gegen Frankreich und Italien, vor Allem gegen Rom, gerichtet.

Nach mehrtägigem Aufenthalt in Passy vereinigte er sich in St. Denis mit seiner Frau, die Krankheits halber schon im März aus der Bastille entlassen worden, und da keine eigentliche Anklage gegen sie vorlag, auch keiner Freisprechung benöthigt war. Am 16. schiffte er sich mit ihr in Boulogne-sur-Mer nach England ein. — Der französische Advokat Thilorier, der ihn während des Halsbandprozesses vertheidigt hatte*), läßt ihn sagen: das Ufer, das ich verließ, war von einer Menge von Männern aus allen Ständen besäumt, die mich segneten, mir für das Gute, das ich ihren Brüdern erwiesen, dankten und die rührendsten Scheidegrüße an mich richteten. Der Wind entführte mich ihnen, ich hörte sie nicht mehr, aber noch sah ich sie auf den Knieen, die Hände zum Himmel erhoben, und ich rief zu wiederholten Malen, als könnten sie mich vernehmen: Lebt wohl, Franzosen! Lebt wohl, meine Kinder! Lebe wohl, mein Vaterland!

Vor dem römischen Gericht schätzte er die Zahl der Menschen, die sich seinetwillen in Boulogne angesammelt, auf mehr als fünftausend, was vielleicht nicht übertrieben ist, denn unter diesen Leuten befanden sich ohne Zweifel Viele, die nicht eigentlich als Verehrer seiner schwärmerischen Ansichten, sondern aus politischer Opposition eingetroffen waren. Bekanntlich hatten der Kardinal Rohan und so auch einigermaßen dessen Freund Cagliostro für unschuldige Opfer einer Intrigue der Königin gegolten und die Lossprechung beider Männer war in Paris mit dem ungeheuersten Jubel aufgenommen worden. Daß sich jedoch unter jener Menge auch gar Manche befanden, welche den aus Frankreich Ausgewiesenen in der That fast wie ein Wesen höherer Art ansahen, bestätigen folgende zwei Briefe, die das römische Gericht, aus einer großen Zahl ähnlich lautender heraus, veröffentlicht hat. Der eine, vom 20. Juni 1786 aus Boulogne datirt, rührt

*) Dagegen hat der Verfasser dieses Aufsatzes in einem Artikel über den Halsbandprozeß (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 28. Juni 1865) auf die Wahrscheinlichkeit hinweisen zu müssen geglaubt, daß Cagliostro durch prophetische Verkündigungen und sonstige Gaukeleien den in die Königin verliebten Kardinal schon im Jahr 1781 oder 82 zu dem Glauben gebracht, er werde dereinst noch Gegenliebe erlangen. Auch soll ihm der Kardinal schon damals sehr bedeutende Summen (gegen 100,000 Livres) im Geheimen geschenkt haben, wornach sich der außerordentliche Aufwand des Gauklers wenigstens einigermaßen erklären würde, ohne daß man unbedingt nöthig hätte, die Unterstützung durch eine geheime Gesellschaft zur Erklärung zu Hilfe zu nehmen. Er selbst hat übrigens in seinem in der Bastille bestandenen Verhör solche pekuniäre Subvention von Seiten des Kardinals entschieden in Abrede gezogen.

*) Mémoires pour le comte de Cagliostro contre Chénon et de Launay par Mr. Thilorier, 1786, bei Campardon.

dem Anschein nach von Jemand her, welcher den Scheidenden vom Hafen aus ein Stück Weges begleitet hatte. Es heißt darin:

„Mein ewiger Herr, mein Alles, es schien, das Meer widersetze sich der Trennung, die ich auf mich nehmen mußte. Wir waren volle 18 Stunden in See und sind erst am 11. (Schreib- oder Druckfehler statt 18. oder 19.?) Vormittags hier angekommen. Mein Sohn hatte viel zu leiden, aber, Meister, ich hatte das Glück, Sie heute Nacht zu sehen. Der Himmel hat den Segensspruch, den ich gestern (?) empfangen, verwirklicht. Ha, mein Meister, nach Gott machen Sie meine Seligkeit aus..... Ist es möglich, daß ich den in Paris nicht wieder treffe, in welchem all' mein Glück bestanden? Aber ich unterwerfe und demüthige mich vor Gott und Ihnen."

Im zweiten Brief von gleichem Ort und Datum heißt es unter Anderm: „Mein Erstes ist, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, Ihnen mein Herz zu geben, und Sie zu bitten, mir in Erhebung meines Geistes zum Ewigen beizustehen. Nicht von dem Schmerz will ich mit Ihnen reden, mein Meister, den ich im Augenblick empfand, wo die Fluten des Ozeans den besten der Lehrer und den mächtigsten der Sterblichen aus Frankreich wegtrugen.....Mein Herz und meine Seele dürfen nur für Sie offen stehen und nur Ihre Tugend, Ihre Sittlichkeit, Ihre Wohlthaten haben das Recht, jene für immer auszufüllen. Würdigen Sie mich, mein unumschränkter Herr, Ihres Andenkens; erinnern Sie sich, daß ich, seit ich Sie verloren, einsam mitten unter meinen sonstigen Freunden stehe..... Mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit harr' ich Ihrer Befehle, o Meister, und worin dieselben auch bestehen mögen, ich werde sie mit dem ganzen Eifer vollziehen, den Sie von einem Ihnen vollkommen angehörigen Unterthan, welcher Ihnen Treue geschworen und den blindesten Gehorsam gelobt hat, erwarten dürfen. Würdigen Sie mich nur, mir Ihren Segen zu gewähren und mich in Ihren Geist einzuhüllen; dann, fühl' ich, werd' ich Alles sein, was Sie wollen, daß ich sei.....Die Seligkeit meines Lebens ist es, was ich von Ihnen fordere; Sie haben das Bedürfniß dazu in mir hervorgerufen, mein Meister; Sie allein können dasselbe auch befriedigen."

Ein dritter hieher gehöriger, vom römischen Gericht veröffentlichter Brief ist zehn Monate früher, am 1. August 1785 (statt welcher Jahrzahl die mystische 5556 steht), also wenige Wochen vor Cagliostro's Verhaftung, geschrieben und rührt vom Meister der in Lyon gegründeten Groß-Loge her. Derselbe sagt unter Anderm: „Europa hat nie eine erhabenere und heiligere Feier gesehen (als die erst nach Cagliostro's Abreise von Lyon erfolgte Einweihung der Loge), aber wir dürfen auch sagen, sie hätten keine Zeugen haben können, die inniger von der Größe des Gottes der Götter durchdrungen, dankbarer für Ihre hohen Gaben gewesen wären..... Die Anbetung und die „Arbeiten" (technischer Ausdruck für das Bestreben mit der Geisterwelt in Verkehr zu gelangen) haben drei Tage lang gedauert, und durch eine merkwürdige Fügung der Umstände waren wir unsrer 27 im Tempel, seine Segnung (benediction) wurde am 27. vollendet, und die Anbetung dauerte zweimal 27, d. h. 54 Stunden.....Hier sei nur bemerkt, daß im Augenblick, wo wir den Ewigen um ein Zeichen flehten, ob unsere Gelöbnisse und unser Tempel ihm angenehm seien, während unser Führer sich in der Luft befand (heißt wahrscheinlich: während das zum Medium mit der Geisterwelt dienende, in Extase gesetzte Kind, die sogenannte „Taube", in der Luft zu sein glaubte oder zu glauben vorgab) ungerufen der erste Philosoph des neuen Testaments (der Apostel Johannes?) erschien. Er hat uns gesegnet, nachdem er sich vor der blauen Wolke niedergeworfen, deren Erscheinung uns (d. h. ohne Zweifel jenem Kind) zu Theil geworden und hat sich sofort auf dieser Wolke, deren Glanz unsere junge Taube, sobald sie auf die Erde herabgestiegen, nicht mehr ertragen konnte, wieder in die Höhe erhoben. Die beiden großen Propheten (Henoch und Elias) und der Gesetzgeber Israels haben uns fühlbare Zeichen ihres Wohlwollens und ihrer Unterwürfigkeit unter Ihre Befehle gegeben..... Ihre Söhne sind noch durchdrungen von den Worten, die Sie aus der Luft herab an die Taube gerichtet, welche für sich selbst und für uns um Ihren Beistand flehte: Sag' ihnen, daß ich sie liebe und immer lieben werde."

Cagliostro hat vor Gericht erklärt, er wisse nicht, wie diese angebliche Anwesenheit seiner selbst zu verstehen sei; man sieht aber wohl, daß er seinen Anhängern vorgespiegelt, er selbst, d. h. sein geistiges Ich, werde während der „Anbetung" in ihrer Mitte sein. Fast scheint es, die angeblich von dem Kind gesehene Wolke habe dieses Ich vorgestellt.

Nicht sobald war er von Boulogne in London angelangt, als er bei der französischen Regierung den Polizeikommissär Chenon und den Gouverneur der Bastille, den bekannten Marquis de Launay, welcher drei Jahre später, nach dem Sturm auf dieses Fort grausam niedergeschlachtet ward, anklagte, ihm während seiner Gefangenschaft einen bedeutenden Theil seines kostbaren Besitzthums entwendet zu haben — ein Bezücht, welcher schon damals als völlig lügenhaft nachgewiesen wurde, wie Campardon mit den erforderlichen Aktenstücken belegt. An das französische Volk dagegen erließ Cagliostro einen, nach seinen Ideen von einem Dritten ausgearbeiteten offenen Brief, worin er zum Umsturz der Regierung aufforderte, so daß der englische Drucker anfangs Bedenken gegen die Veröffentlichung gehabt haben soll. Merkwürdig ist, daß in diesem Briefe vorausgesagt wird, die Bastille werde zerstört und der Platz, wo sie stehe, in einen Spaziergang umgewandelt werden; deßgleichen: in Frankreich werde ein Fürst zur Regierung gelangen, welcher die lettres de cachet abschaffen, die Etats-Généraux einberufen und die wahre Religion (d. h. ohne Zweifel die ägyptische Maurerei) wieder herstellen werde*).

*) Augenfällig war damit der Herzog von Orleans, der nachher sogenannte Bürger Egalité gemeint, welcher die Stelle eines Großmeisters sämmtlicher Maurerlogen in Frankreich zu erwerben gewußt, und sich als eifrigen Anhänger der Freiheitsideen zeigte. Ihn statt Ludwigs XVI. bei Gelegenheit auf den Thron zu setzen, scheint damals eines der mannigfachen Projekte gewesen zu sein, welche später die Revolution als unausführbar nachwies.

Freilich ließen sich Bastillensturm, Abschaffung der Haftbriefe und Einberufung der Reichsstände bei der damaligen Stimmung der Nation und namentlich bei dem Jubel, in welchen das Volk bei der für das Königspaar so kränkenden Freisprechung des Kardinals ausgebrochen, ohne Prophetengabe voraussehen.

Der Ankömmling ward in die Mutterloge der (gewöhnlichen) Maurerei zu London eingeladen und dort mit Ehren überhäuft, hielt aber, aufgefordert von nachgekommenen Schülern aus Paris und Lyon, bald in seiner Wohnung eine Loge nach ägyptischem Ritus, in welcher er mit vielen Pupillen „arbeitete". Bei dieser Gelegenheit widerfuhr ihm etwas, was er sich nach seiner Bemerkung vor dem römischen Gerichte „rein nicht zu erklären" vermochte. Einige der Anwesenden, sowohl Männer als Frauen, hatten ihn nämlich gebeten, seine Kraft, wie er dieß schon oft gethan, auf sie zu übertragen, und er willfahrte dem Gesuch. Aber die Arbeit durch diese Stellvertreter gerieth so übel, daß die vier Kinder, welche eine Erscheinung von Engeln bekommen sollten, statt deren lauter Affenweibchen zu sehen bekamen!

Daß er diese Geschichte erfunden haben sollte, um den Vorzug seiner unmittelbaren Einwirkung vor der von ihm entlehnten Kraft zu zeigen, ist durchaus unwahrscheinlich, da er bei den vielen andern Fällen, welche er von Uebertragung seines Vermögens auf Andere berichtet, nie auf einen solchen Gedanken kommt, und überhaupt die Sache ihn selbst nur dann in ein vortheilhaftes Licht hätte setzen können, wenn die übrigen „Arbeitenden" seine Nebenbuhler, nicht aber von ihm selbst ausgerüstete Werkzeuge gewesen wären. Ist die Thatsache daher, wie man wohl annehmen muß, richtig, so wäre sie eines der unseres Wissens nicht ganz seltenen Beispiele, wo durch ein zwischen den Magnetiseur und den Magnetisirten eingeschobenes störendes Medium falsche Bilder in der Phantasie des Letztern entstanden.

Einige Zeit nach Herausgabe des Briefes an das französische Volk gab er einen an das englische heraus, worin er in Bezug auf den erstern bemerkt, derselbe sei „mit vielleicht etwas republikanischem Freimuth" geschrieben. Dieser zweite Brief aber sollte üble Früchte für ihn tragen. Er hatte kurz vorher in einer Gesellschaft erzählt, die Bewohner Medina's hielten sich Löwen, Tiger und Leoparden dadurch vom Hals, daß sie Schweine mit Arsenik mästeten und dann in die Wälder trieben, wo sie von den wilden Thieren zerrissen würden und diesen dadurch den Tod brächten. Ueber diese Geschichte machte sich Morand, Herausgeber des in London erscheinenden „Courier de l'Europe" verdientermaßen lustig und der Abenteurer ließ nun am 3. September 1786 eine Aufforderung an Jenen drucken, am 9. November mit ihm ein nach der Weise von Medina gemästetes Milchschwein zu verspeisen, wobei er 5000 Guineen als Wette bot, daß Morand sterben, er, Cagliostro, aber vollkommen gesund bleiben werde. Morand ging selbstverständlich auf die Sache nicht ein, worauf ihn Cagliostro in einer zweiten, ebenfalls gedruckten Herausforderung mit gemeinen Schmähungen überhäufte und beide Cartelle in jenem Brief an das englische Volk abermals abdrucken ließ. Damit war Morands Geduld zu Ende. Er stellte seinen Beleidiger der englischen Nation in dessen wahrer Gestalt dar, indem er namentlich die ihm kundgewordenen Gaunereien, welche derselbe während seines frühern Verweilens in England verübt hatte, weitläufig berichtete. Dieß zog dem Wundermann plötzlich den vollen Hohn des denkenden Publikums und wie es scheint auch von Seiten mancher Gläubiger — denn die geheimnißvolle Geldunterstützung blieb jetzt aus, — so viel Belästigung zu, daß er sich genöthigt sah, aus Albion in aller Eile, ja sogar mit Zurücklassung seiner Frau, zu entweichen.

Er begab sich nach Basel, wo sein Glück sich anfangs noch einmal zu erheben schien und wo er eine Loge der ägyptischen Maurerei unter dem Titel „Mutterloge der helvetischen Lande" stiftete, dabei viele Experimente mit zwei Pupillen, einem Knaben und einem Mädchen, vornehmend. Nach mehreren Monaten siedelte er jedoch nach Biel über, wohin er seine Frau aus England kommen ließ. Dort war seine Wohnung auf Kosten eines reichen Gönners in Basel, der sich für seine Verjüngungsversuche interessirt hatte, noch ziemlich prachtvoll ausgestattet, im Uebrigen aber war in seinen Glücksumständen nunmehr gewaltige Ebbe eingetreten, obwohl er immer noch von einer sehr starken Menge Neugieriger und Hilfesuchender umdrängt wurde. Ein Reisender, der ihn am 30. August 1787 sprach, fand an ihm „einen plumpen, gemeinen Charlatan, der ohne seine Leute noch zu kennen, gleich seine Prahlereien auskramt. Bei Gelegenheit von schönen Gegenden sagte er, das reize ihn nicht mehr, weil er alle Länder in Europa, Asien und Afrika gesehen. Auf England, namentlich auf London, woraus ihn Morand weggebissen, schimpfte er stark: es sei, trotz der gerühmten Freiheit, das wahre Land der Sklaverei, jeder Fremde sei in Gefahr, dort mißhandelt zu werden. — — Der Wunderthäter treibt jetzt keine Alchemie, nicht einmal zu eigenem Behuf, keine Logengeheimnisse, keine Geisterbeschwörungen mehr; er ist zu einem bloßen Arzte herabgesunken, und zwar zu einem Arzte, der wie ein ganz gemeiner Mensch Bezahlung für seine Heilmittel fordert. — Er ist klein, dick, stämmig, impertinent. Nur scheint das Schreiende seiner klingenden Stimme jetzt um ein paar Noten niedriger zu stehen, im Verhältniß mit seinen gesunkenen Aktien."

Um so mehr muß auffallen, wie noch im gleichen Jahr Goethe's Schwager, J. G. Schlosser, den Niemand einer Hinneigung zur Phantasterei beschuldigen wird, ein tiefer Denker und eifriger Wahrheitsfreund, über Cagliostro urtheilt. Nachdem er einige höchst wunderbare Heilungen desselben aus eigener Anschauung bestätigt hat, bemerkt er, zunächst an eine Schrift des berühmten Mirabeau gegen Cagliostro anknüpfend:

„Auch dem Schreiben des Grafen Mirabeau dürfen Sie nicht trauen. Sie werden gesehen haben, daß er seine meisten Nachrichten von Cagliostro den Reise-

beschreibungen des Herrn Meiners zu danken hat, und diesen Philosophen scheint damals sein Untersuchungsgeist verlassen zu haben, da er unternahm, von einem Manne zu sprechen, den er im eigentlichen Verstand nur hat vorbeifahren sehen. — — So unbekannt mit der Natur, so unbekannt mit uns selbst, wie wir sind, sollten wir, dünkt mich, ein wenig bedächtiger gehen und Männer, die uns, sei es in was für einer Kunst es wolle, neue Wirkungen, neue Aussichten zeigen, nicht sogleich mit der stolzen, hämischen Miene niederschlagen, die unsere Journalisten anzunehmen pflegen. — — Freilich siegt der echte Genius über all' die Schwierigkeiten, die ihm ein kleinsichtiges, engherziges Publikum in den Weg legen kann; aber der Hohn, die Verachtung, selbst die Verfolgung, die unsere Zeitgenossen sich gegen Jeden, der besser ist als sie, so unbarmherzig erlauben, schließt doch die Ohren, die der Genius öffnen, und erkältet die Herzen, die er erwärmen sollte."

Allerdings darf man bei dieser Schutzrede nicht übersehen, daß Schlosser eigentlich bloß für das Prinzip, das er von Cagliostro vertreten glaubte, nicht für den Mann selbst spricht, den er, wie aus dem Eingang des Aufsatzes hervorgeht, persönlich „nicht genug kannte, um bestimmtere Nachricht von ihm zu geben." Daß aber der Wunderthäter, dessen oberflächliche Bekanntschaft Schlosser wahrscheinlich von seinem Wohnort, Emmendingen, aus in dem nahe gelegenen Straßburg gemacht, bei aller Trügerei in seiner Persönlichkeit, in seiner Begabung durch die Natur doch etwas gehabt haben müsse, was selbst den edelsten und männlichsten Gemüthern mindestens eine Zeit lang imponiren konnte, geht nichtsdestoweniger auch wieder aus diesem Schreiben hervor.

Von Biel begab sich Cagliostro nach Aix in Savoyen und von da nach Turin, welche Stadt er jedoch kaum betreten hatte, als er aus dem piemontesischen Gebiet ausgewiesen ward. Er wandte sich nach Roveredo. Ein Bericht von dorther vom Dezember 1788 ist zu bezeichnend für ihn, als daß wir nicht einen etwas größern Auszug aus demselben geben sollten. Dort heißt es: „Cagliostro, kam nach Roveredo! Cagliostro, rief man auf allen Straßen, von einem Ende Tirols bis zum andern: er war kaum einige Tage da, so verbreitete sich schon der Ruf seiner neuen Wunder weit umher. Männer und Weiber aus allen Ständen und aus allen benachbarten Gegenden kamen, aber freilich aus verschiedenen Absichten, den Wundermann zu sehen. Der Vormittag gehörte den Kranken, der Abend den Vorwitzigen; ich war unter Letztern. Madame Cagliostro saß auf dem Sopha, Monsieur le Comte stand auf der Seite und umher standen, saßen die Besuchenden..... Unter Anderm erzählte er, daß er durch Anstiftung seines Feindes Calonne (des damals abgetretenen bekannten französischen Ministers) in London mit einem Andern in einen Rechtsstreit verwickelt worden. Gegner und deren Rechtsfreunde erschienen im großen Saal vor den Richtern, Tausende von Zuhörern drängten sich herzu, Lügen über Lügen wurden über Cagliostro vorgebracht — da konnt' es der Gerechte nicht mehr aushalten, er sprang auf einen Stuhl, rief laut die göttliche Vorsicht an, daß sie Zeugin seiner Unschuld werde und den Lügner strafe, — und siehe — der Gegner fällt im Augenblick todt zur Erde nieder!..... Später kam die Rede auf seinen Aufenthalt in der Schweiz, wo er sich ein prächtiges Landgut gekauft, und, wie er sagte, die Excellences von Bern die Impertinence gehabt, ihm ein Diner zu geben, das mehrere Stunden dauerte. Bei dieser Gelegenheit hab' er den Schweizern vorgeschlagen, das Gold, Silber und Edelgestein, das unter den Eisbergen liegen müßte, aufzusuchen, und zu solchem Behuf die Eisberge mit Essig und Nitrum zu beschießen, wo sie dann ganz zerschmelzen würden. Hier rissen seine Verehrer Augen, Mund und Ohren auf, einer der Zuhörer bemerkte jedoch, ihn nehm' es nicht Wunder, daß die Berner solchen Vorschlag zurückgewiesen, denn sie hätten wohl besorgt, durch die Schmelzung möchte die ganze Schweiz überschwemmt werden. Dieses Bedenken hatte der große Mann nicht erwartet; er legte den Kopf auf die Seite, wendete ihn hin und her und brachte lange nichts als ein verdrießliches Non, non, non! hervor. Endlich versicherte er, die Schweiz habe so viele Seen, Flüsse und unterirdische Kanäle, daß sich das Eiswasser darin sogleich vertheilen würde. Als ihm aber Jener antwortete, daß alle diese Seen &c. für einen so jähen Wassersturz wenig nützen würden, wußte er sich nicht mehr zu helfen, rief ein lautes: Ah non! aus und fing an, von seinen Kranken zu sprechen. — Auch auf Paris, Frankreich und das Ausland kam er zu reden und hatte in Bezug auf alle Vorwürfe, die ihm irgend woher gemacht worden, die Antwort, daß das Alles nicht wahr, und hauptsächlich auf Zudrängen der La Motte (der Halsbanddiebin), die überall ihre geheimen Freunde und Freundinnen habe, erdichtet worden, und daß er, der weder Königen noch Weibern schmeichle, der selbst die ihm dargebotene Hand der Kaiserin von Rußland nicht geküßt, der keine Partei suche, Parteien sogar ausschlage, wie er den Antrag Mesmers und anderer Magnetisirer, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, ausgeschlagen, weil er mit Betrügern nichts zu thun haben wolle, — daß er es unter seiner Würde halte, Verleumdungen anders als mit stiller Verachtung und philosophischer Gelassenheit zu widerlegen."

Nach einiger Zeit ließ ihm Kaiser Joseph die fernere Ausübung der Arzneiwissenschaft verbieten, falls er sich nicht der vorgeschriebenen Prüfung unterwerfe, was ihn bewog, seine Wanderung nach Trient fortzusetzen, welches damals bekanntlich noch nicht unter Oesterreich stand. Gleich nach seinem Abgang aus Roveredo erschien daselbst ein Liber memorialis de Caleostro dum esset Rovoreti, worin eine Menge daselbst von ihm begangener Betrügereien — vielleicht in übertriebener Weise — erzählt wird. Wie es sich jedoch mit denselben verhalten haben mag, genug, der Fürstbischof von Trient, der ihm anfangs nicht abgeneigt war, sah sich veranlaßt, ihm zur Entfernung aus seinem Gebiete zu rathen, und Cagliostro entschloß sich nun auf Zureden seiner Frau zur Rückkehr nach Rom, wohin ihm



Lith v. C. Schacher

Druck v. R. Eisenblätter

PRAG.

der Fürstbischof, den er durch Vorspiegelung des Wunsches, als liege ihm gewaltig am Herzen, seinen etwas gestörten Frieden mit der Kirche gründlich herzustellen, noch besonders gewonnen, eigenhändige Empfehlungsbriefe mitgab.

In Rom, wo er Ende Mai 1789 eintraf, versuchte er Krankenheilungen, sprach von seinen Wunderthaten, warb für die ägyptische Loge, aber nichts wollte mehr anschlagen und er befand sich endlich in solchem Geldmangel, daß er einen Theil seiner Habe in's Leihhaus schicken mußte. In dieser Noth richtete er an die seit einigen Monaten in Paris zusammengetretenen Reichsstände die Bitte um Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, ein Gesuch, das nicht berücksichtigt worden zu sein scheint. Schon vorher war er vor dem Verfahren, das der heilige Stuhl gegen ihn angemessen finden dürfte, gewarnt, und später war diese Warnung sehr ernstlich wiederholt worden. Er aber, wie von Blindheit geschlagen, regte sich nicht, floh nicht, entledigte sich nicht einmal der zahlreichen Papiere und sonstigen Beweisstücke, die vor Gericht später gegen ihn zeugten. Endlich ward er Abends den 27. Dezember 1789 verhaftet und in die Engelsburg abgeführt. Das Inquisitionsgericht verdammte ihn am 7. April 1791 als Freimaurer und Religionsfälscher zum Feuertod, was der Papst, Pius VI., in lebenslängliche Gefangenschaft umwandelte. Er ward nach der kleinen Stadt St. Leo gebracht, wo er im Sommer 1795, zweiundfünfzig Jahre alt, starb. Seine Frau wurde in ein Kloster gesperrt.

Dieser Mensch, der zuletzt zu einer fast erbarmungswürdigen Nichtigkeit herabsank und welcher selbst in den Zeiten seines höchsten Glanzes einer eigentlich innern Kraft der Persönlichkeit, eines in ihm entschieden ausgesprochenen Willens der Natur ermangelt zu haben scheint, hat gleichwohl mit einem der gewaltigsten Erschütterer des Menschengeschlechts eine unverkennbare Aehnlichkeit — wir meinen mit Mohamed. Beide besaßen eine staunenswürdige, fast magische Kraft über einen großen Theil der Menschen, mit welchen sie in Verkehr kamen. Beide glichen sich in der geringen Entwicklung des sittlichen Bewußtseins und in der Selbstsucht, welche in ihnen neben einem entschiedenen Zug zur geheimnißvollen höhern, wenn auch bei Cagliostro nicht gerade zur göttlichen Welt herlief. Beide verwechselten eine wunderbare elementarische Begabung mit unmittelbar göttlichem Einfluß und glaubten hauptsächlich darum an ihren Beruf. Beide schraken neben der Richtung zu den jenseitigen Sphären vor keiner Lüge zurück, nur fand in Cagliostro neben dem Betrüger auch noch der gemeine, würdelose Windbeutel einen Platz. Beide stellten sich in ihrer persönlichen Beziehung zum höchsten Wesen weit über alle andern Menschen, nur war dieser angemaßte Rang bei dem Sizilianer eine bloße Rolle, während er bei dem Araber als wirklicher Glaube erscheint, wie denn überhaupt die bei diesem mächtig hervortretende und — bei allen Mängeln — mit voller Herzensglut aufgefaßte Idee der Gottheit bei jenem nur künstlich auf die Erfahrungen aufgepfropft war, die er von seinen ihm selbst halb räthselhaften magnetischen Kräften gemacht hatte. Cagliostro war nur das niedere Zerrbild von Mohamed, aber immerhin ein kenntliches.



Briefkästen amerikanischer Journale.

Die kirchlichen Anschauungen der Amerikaner und die aus denselben hervorgegangenen Sabbathregeln widersetzen sich streng der Herausgabe von Zeitungen an Sonntagen, um diesen Tag nicht durch Arbeit zu entheiligen. Der „Herald" des Herrn James Gordon Bennett war lange Jahre hindurch das einzige, auch Sonntags erscheinende und darum, bei der amerikanischen Lesewuth, in Massen verkaufte politische Blatt New-Yorks, bis ihm in neuester Zeit sein Gegner, die „Tribune", zum Entsetzen der alten Garde seiner Leser auf dieser Bahn gefolgt ist. Doch gab es eine Menge Sonntagsblätter gemischten Inhalts, die im Laufe der Woche gedruckt und selbst Sonntags ausgetragen wurden, ohne die puritanischen Gewissen zu sehr zu verletzen. Die meisten dieser (englisch-amerikanischen) Blätter nun haben einen gewissen Theil ihres Raumes einer redaktionellen Korrespondenz mit ihren Lesern bestimmt, zu einem Frage- und Antwortkasten, der zu den wunderlichsten Bitten um Belehrung benützt wird. Bücher sind dem gewöhnlichen amerikanischen Zeitungsleser wenig zur Hand, und in sehr vielen Fällen würde er beim Nachschlagen sich kaum darin zurecht finden; er wendet sich darum ohne Weiteres an den Mann der Presse und verlangt von ihm Auskunft über Alles, was ihm gerade in den Sinn kommt. Daß daher in einer solchen Sonntagsnummer Belehrendes und Interessantes, wie Lächerliches und Abgeschmacktes bunt durcheinander läuft, ist begreiflich, und ich denke, es wird dem Leser eine heitere Viertelstunde bereiten, wenn ich ihm eine Reihe derartiger Fragen und redaktioneller Antworten aus der „Despatch" und dem „Mercury" von Philadelphia mittheile. So fragt:

W. I. S. — Ich bin ein Knape von etwa fünfzehn. Ich habe Lust ein Affokat zu Werden Können sie mir ienige auskunst geben was dabei Regel sind, was für Biltung dabei nöthig und wie Lange ich dazu brauchen werde? — Antwort: Wir drucken die Zuschrift wortgetreu ab und empfehlen dem jungen Manne, Grammatik, Interpunktion und Rechtschreibung für zwei bis drei Jahre eifrig zu studiren und dann uns seine Frage nochmals zu stellen.

Eine Dame. — Vor einigen Tagen begegnete ich auf der Straße einem mir befreundeten Herrn in Begleitung eines andern Gentleman und sprach mit Ersterem,

war aber sehr erstaunt, als auch der Andere (mir fremde) mir ein Zeichen der Begrüßung machte. Ich höre, das sei Etiquette. Ist dieß so? Wenn das Höflichkeit ist, was ist dann Rohheit? Ohne vorgestellt zu sein, eine Dame zu begrüßen, halte ich entschieden für unanständig. — Der kleinen Aristokratin, deren Papa vielleicht nur ein paar Jahre früher Talg verkaufte oder Leim kochte, ertheilt der „Despatch“ folgende Belehrung: Ihre Erziehung ist vernachlässigt worden. Damen, die sich auf die Regeln des geselligen Umgangs verstehen, würden im Gegentheil den Herrn für ungebildet und unmanierlich halten, wenn er das Kompliment unterlassen hätte, über das Sie sich beklagen.

Ein Hausgenosse. — Ich bin unverheirathet und wohne bei einer Familie in einem eigenen Zimmer. Wenn ich nun für drei oder vier Wochen auf's Land gehe, bin ich da gezwungen, für die Dauer meiner Abwesenheit irgend etwas zu zahlen? — Antwort: Darüber fragen Sie besser Ihre Hauswirthin. Wenn es nicht recht, daß Sie bezahlen, so ist es gewiß eben so wenig recht, daß diese die Gelegenheit verlieren soll, einen anderen Miether zu finden.

Einem Dichter. — Wir können Ihr Gewäsch nicht veröffentlichen. Die Grammatik ist schlecht, der Rhythmus noch schlechter und der Stoff abscheulich. Wenn Sie die Gesellschaft im Freien lieben, hüten Sie sich sehr, den Mauern eines Irrenhauses zu nahe zu kommen.

Hoffnung. — Können Sie mir den Namen und die Farbe des Marmorblockes nennen, den der Papst für das Washington-Denkmal geschickt hat? — Antwort: Der Name war „Marmorblock“, die Farbe „marmorfarbig“. (Die abgeschmackte Frage wurde wahrscheinlich dadurch angeregt, daß zu jener Zeit (1856) der päpstliche Marmorblock von den Know-Nothings zertrümmert wurde, um ihn nicht dem Denkmal einzuverleiben.)

Ein Hausmann. — Wie hat es Elihu Burritt angefangen, so viele Sprachen zu erlernen? — Antwort: Vermuthlich, indem er ihre Wörter und Bauart studirte; wir wüßten kein anderes Mittel.

Festus. — Ist die Mündung des Mississippi höher als seine Quelle; und wenn so, um wie viel? — Antwort: Es ist unbegreiflich, wie eine so lächerliche Frage unter denkenden Menschen auftauchen kann. Die Quelle des Mississippi ist 1680 Fuß höher als seine Mündung, und der Fall des Flusses in seinem ganzen Laufe beträgt etwa sechs Zoll auf die Meile.

Tom Brown. — Warum läßt Gott der Allmächtige zu, daß Pestilenzen wie Gelbes Fieber und Cholera solche Verheerungen unter den Menschen anrichten, da er doch als Gott der unendlichen Gnade gilt? — Die Antwort der Redaktion des „Mercury“ ist charakteristisch für deren beschränkte Anschauungen. Sie lautet: Wie ein mitleidiger Arzt Ihnen die große Zehe abschneiden mag, um Ihr Leben zu retten, gerade so mag Gott der Allmächtige eine kleine Anzahl Menschen vernichten, um die Mehrzahl zu retten. Plagen wie Pocken, Cholera und Gelbes Fieber sind ohne Zweifel darauf berechnet, daß die Menschen besser Acht geben sollen auf ihren sterblichen Leib. Unmäßigkeit und Unreinlichkeit sind Hauptursachen der Krankheit. Sobald nun das Volk sich vor einer Heimsuchung durch das Gelbe Fieber fürchtet, wird es mäßig im Essen und Trinken; und wenn es von der Cholera bedroht ist, so hält es seine Wohnungen, seine Städte ungewöhnlich reinlich. Die Stadt New-York verdankt der Cholera die reiche Wasserleitung, deren sie sich erfreut. Wir glauben, daß die Cholera zehn Menschenleben rettete für eines, das sie zerstörte, und das gilt zweifelsohne von allen andern ansteckenden Krankheiten. — O gelehrter Thebaner!

Ellen. — Ein Weib, das einen kranken Mann und Kinder zu erhalten hat, wünscht zu wissen, ob sie gesetzlich gezwungen werden kann, für sie zu arbeiten? — Die Antwort auf diese wahrscheinlich von häuslichem Elend diktirte Frage lautet: Ein Weib ist nicht gezwungen, ihren Mann zu erhalten, wohl aber ihre Kinder, falls dieser es nicht thut oder dazu unfähig ist, sonst kommt sie in Verantwortlichkeit gegenüber der Armenverwaltung.

Sehr häufig wiederkehrende Fragen sind: Wann wurde der und der gehängt? An welchem Tage trat Jenny Lind zuerst in Amerika auf? Wann war der Astorhaus-Aufruhr in New-York? ꝛc.

Einen besonderen Charakter hat der Briefkasten von Bonner's „Ledger“ in New-York, einem über die ganze Union verbreiteten Damenjournal. Wenn nämlich die Redaktion der vorhin genannten Blätter ein lebendiges Konversationslexikon sein muß, so die des „Ledger“ eine vollständige Bibliothek aller in Toilettewesen, Tanzkunde, Etiquette ꝛc. einschlagender Werke. Da fragt ein junges Fräulein, ob sie wohl den Arm von Charley annehmen darf, mit dem sie auf dem Balle bei X. getanzt hat? Wann und von wem die Polka erfunden wurde, welches Haaröl wohl das beste ist u. dergl. m. Ja für diesen hochwichtigen Theil des Blattes ist ein eigener Redakteur angestellt, der wahrlich keine leichte Aufgabe hat, die Wißbegier der jungen Damen zufrieden zu stellen.

L. Wittich.



Ein Besuch in Balmoral.

Von Dr. Richard Andree.

Die Königin von England fährt in 16 Stunden mit einem Sonderzug von Windsor bis nach Balmoral in den schottischen Hochlanden, um dort ihren Herbstaufenthalt zu nehmen; dabei kommt sie durch die uninteressantesten Flachlandgegenden von Aberdeen und erst da, wo sie bei Aboyen die Eisenbahn verläßt und in die bereitstehenden Wagen steigt, beginnt eine schönere Landschaft; die Bergriesen der Grampians steigen vor ihr auf und munter rauschen ihr die Wasser des freundlichen Bergstroms Dee entgegen.

Viel schöner und lohnender, wenngleich schwieriger, sind die Wege, welche von Süden und Westen durch die Hochlandsberge und Thäler nach dem granitenen Königssitze am Dee führen. Da lernt man echt schottische Scenerie kennen: wilde, menschenleere Bergschluchten, schäumende Wasserfälle und ragende, schneebedeckte Berggipfel. Die Eisenbahn, welche alle Romantik der Landschaft zerstört, hat sich noch nicht bis in die Quellgegenden des Dee vorgewagt und so konnte ich nur mit einer Art Omnibus von Blairgowrie aus nach Balmoral gelangen. In dem freundlichen kleinen Städtchen wurde gerade Jahrmarkt abgehalten und das Leben und Treiben auf dem breiten Platze erinnerte mich lebhaft an die Leipziger Messe. Pfefferkuchenbuden und Drehorgeln, Mordgeschichten und Kälber mit acht Beinen, Panoramen und Ringelspiele fehlten so wenig wie geschminkte Damen und Würfelbuden. Neu und anziehend erschien mir jedoch ein Quacksalber, der mit einer Flachsperrücke und einer großen Brille geschmückt das Publikum mit Stentorstimme anlockte. In der Hand hielt er eine Medicinflasche und im breitesten Schottisch erklärte er den aufmerksam lauschenden Zuhörern die Wunderwirkungen seiner köstlichen Mixtur. Zahnschmerzen und Bauchweh und ein ganzes Heer von kleinen Uebeln wurden dadurch eben so gut vertrieben als der Schrecken so Vieler, die Auszehrung. Wie es schien machte der moderne Aesculap gute Geschäfte, denn vor seiner Bude war es voll und die gedruckten Gebrauchsanweisungen, die Salbentöpfchen, Pillenschachteln und Medicinflaschen wurden reißend abgesetzt. Im Hintergrunde seiner Bude waren einige ausgestopfte Thiere, ein paar anatomische Präparate in Spiritus und ein Gerippe aufgestellt. Der Doktor Eisenbart war fertig und jeder Maler hätte hier einen glänzenden Vorwurf zu einem Genrebildchen gehabt.

Vor Maclarens Hotel stand die Kutsche bereit, die mich in nördlicher Richtung weiter bringen sollte. Es war ein massiv construirter alter gelber Postwagen, in dessen Innerem nur vier Menschen, auf dessen Verdeck aber sechzehn Platz hatten. Das Ding erschien mir ganz urväterlich; alles lärmte um dasselbe herum. Das Gepäck wurde in den Bauch des Ungethüms geladen; die vier Rosse, kräftige, ausdauernde Thiere, wurden vorgespannt. Ich hüllte mich in meinen Plaid und setzte mich vornehin zum Kutscher, der, als der Hausknecht sein „all right" gerufen, kunstvoll mit der Peitsche zu klatschen begann — und ging fort es über Stock und Stein. Die „Box", der Kutschbock, von wo aus der „Driver" als Souverän seine vier Rosse regiert, ist im obersten Stockwerke des Wagens entschieden der angenehmste Platz und von allen Reisenden gesucht. Dort kann man von dem Pferdelenker die beste Auskunft über Land und Leute sammeln, denn er kennt ja jeden Stein auf dem Wege am besten. Der „Coachman" der sein „Fee" (Trinkgeld) je nach der zurückgelegten Meilenzahl empfängt, ist ein Gentleman gegenüber einem deutschen Postillon, davon zeugen sein behäbiges Aeußere, seine reine Wäsche, die Handschuhe und der schwarze Cylinderhut, den freilich das Wetter etwas mitgenommen hat. Von allen Seiten, namentlich dem „Landlord" und der „Landlady", dem Wirth und der Wirthin, wird er freundlich begrüßt und die Art und Weise, wie er seine Peitsche schwingt, beweisen, wie sehr er sich seiner Würde bewußt ist. Mein Blairgowrier Kutscher war ein Gaele, der sich ein Vergnügen daraus machte, mir die naheliegenden Gegenstände in seiner Muttersprache zu nennen; er wollte eine große Aehnlichkeit zwischen der deutschen und gaelischen Sprache finden, wogegen all' mein Protestiren nichts half.

Die Gersten- und Haferfelder, welche die schlechte Straße zwischen Blairgowrin anfangs noch umsäumt hatten, verschwanden allmälig, der Boden wurde unebener und im Norden traten massig, tiefblau sich vom Himmel abhebend, die Hauptberge der Hochlande hervor. Wir sind nun am Eingange einer Reihe wüster Glens oder Thäler, in deren elenden Hütten die keltische Sprache herrscht. Die Wildheit dieser Thäler war wirklich eine erhabene.

Auffallend sind zunächst die Steineinfassungen der Felder, Straßen und Wälder, die sich bis zu den höchsten Punkten des Gebirges hinziehen. Die rohen Feldsteine werden, ohne durch Mörtel verbunden zu sein, übereinanderlegt und bilden so zwei bis vier Fuß hohe fortlaufende Mauern, die nie aufzuhören scheinen, und im Volksmunde „gaelische Mauern" heißen. Nur gelbes Labkraut und violetter, weithin duftender Thymian blühen aus den Ritzen dieser schwarzen Feldeinfassungen hervor, die keinen andern Zweck erfüllen, als die dürftigen Hutweiden der Schafbesitzer von einander zu scheiden.

Bald verschwindet fast alles, was Baum, Mensch oder Wohnung heißt, und eine Reihenfolge von Thälern beginnt, die von hohen nackten Bergen eingefaßt, einen wilden und melancholischen Charakter tragen. Der erste Haltpunkt, bei dem die Pferde gewechselt wurden, war ein einsames Wirthshaus, Spittal of Glenshee; denn Spital nennt man hier solche einzeln gelegene Wirthshäuser, die, wie heute noch in den Alpen, von den Klöstern unterhalten wurden. Bis hierher erscheint die Gegend, das Glen Shee, noch einigermaßen als bewohntes Land, und in dem einsamen Thale steht hier und da noch eine schottische Hochlandshütte, freilich halb zerfallen, aber der Besitzer verkauft Spirituosen, Thee und Tabak, allerdings nothwendige Sachen, die auch in dieser Oede nicht fehlen dürfen und die ein gaelischer Gaumen am wenigsten zu entbehren vermag.

Längs der Straße, nach Süden zu, schoß der kleine Shee-Bach schäumend und brausend über Tausende von Felsbrocken dahin, die er mit sich schleppt, abrundet, auf die Seite wirft oder über einander thürmt. Auf Glen Shee folgt Glen Beg, und in diesem ist keine Spur von einer Wohnung zu sehen. Am Eingang dieses Glens liegt der Weg schon 1100 Fuß über dem Meere und steigt dann bis zu 2300 Fuß an. Die Gäule keuchten und wir Männer mußten absteigen, während es den Damen vergönnt war, sitzen zu bleiben. Zu beiden Seiten thürmen sich hohe Berge auf, die dürftig mit Gras bewachsen und nach dem Gipfel zu mit Haidekraut und großen Steinblöcken bedeckt sind. Der Wachholder dehnt sich kriechend und polsterartige Stellen bildend über einzelne Abhänge aus; wird er gar zu üppig und verdrängt den spärlichen Graswuchs, so zündet man ihn an, das Nadellaub brennt ab und nur die kahlen, verkohlten Aeste bleiben übrig.

Das sind die kohlschwarzen Flecken, die dort oben den Berg wie tättowirt erscheinen lassen. In dem dürftigen Grase, das den frei ohne Hirten umherlaufenden Schafen zur Nahrung dient, stellt sich ein Alpenpflänzchen ein, der Alpenfrauenmantel, der den entsetzlichen gaelischen Namen Cotapreosachnion an Ri führt. Der einzige Vogel, der in diesen öden Gegenden lustig zu leben scheint, ist die Goldammer.

Glen Beg, das kleine Thal, wird im Norden durch den Hauptzug der Grampianberge abgeschlossen, welche den größten Theil Schottlands von Osten nach Westen durchziehen. Der Uebergangspunkt heißt der „Teufelsellbogen"; er liegt 2300 Fuß über dem Meere und wird zur Rechten von dem 3500 Fuß hohen Glaß Meal begrenzt. Dann geht es wieder bergab, die kleinen Bergwasser rinnen nun nach Norden; wir haben eine Wasserscheide passirt und nähern uns allmälig dem Thale des Dee. Glen Cluny ist das letzte der wilden Glens; schon nahm die Landschaft einen andern Charakter an: vor mir stieg der Hauptstock der Grampischen Berge auf und unter diesen leuchtete — es war mitten im Juli — der hohe Ben Macdhui mit seiner weißen Schneekuppe weit in's Land hinein. Statt der kahlen Bergrücken, die nur theilweise mit spärlichem Rasen überzogen sind, finden wir nun schöne Fichtenwaldungen, an die sich Birkenbestände anschließen und am Fuße der blauen hohen Berge winkt uns freundlich der Hochlandsort Braemar entgegen.

Ich war nun im Quellgebiet des Dee, dessen Flußgebiet unter dem Namen „Denside" bekannt ist. Wohl ein Dutzend mächtiger Granit-Kuppen von 4000 Fuß Höhe, umlagern die Quellen und bilden eine an romantischen Scenerien reiche Landschaft; dort wohnt gaelisch redendes Volk, stürzen Wasserfälle von den bewaldeten Höhen und dehnen sich die größten Wildforste Schottlands aus.

Braemar besteht nur aus etwa vierzig Hochlandshütten, die jedoch viel sauberer und besser gehalten sind, als alle ihres gleichen. Zwei gute Gasthöfe und einige moderne Gebäude sorgen für die Aufnahme der Fremden und außerdem wird in drei Kirchen, einer etablirten, einer freien und einer katholischen für das Seelenheil der paar hundert Einwohner Sorge getragen.

Braemar steht auf einem sehr unebenen Boden von Gneiß, der von einer Menge kleiner Zuflüsse des Dee durchrissen und eigenthümlich ausgewaschen ist. Das Wasser hat sich förmlich durchgenagt und das weiche Material durchlöchert, polirt und abgeschliffen. An den benachbarten Wasserfällen bilden die schwarzen Kessel und Höhlungen, durch welche die Fluthen strömen, einen Hauptanziehungspunkt für den Touristen.

Kleine fischreiche Seen in der Umgebung werden von den hier horstenden Reihern aufgesucht: das Schneehuhn ist sehr häufig; statt des Sperlings scheint der Bergfink der gemeinste Vogel im Dorfe zu sein und die Zwergbirke tritt neben ihrer größeren Verwandten häufig auf. In dieser Gegend verlebte Lord Byron einen Theil seiner Jugend und eins seiner schönsten Gedichte erinnert an die Zeit als »his cap was the bonnet, his cloak was the plaid«, als er durch die Thäler des finstern und doch so majestätischen, meist mit Wolken bedeckten Lochnagar zog, den er selbst unter Griechenlands Himmel nicht vergessen konnte.

Die Menschen hier am Dee sind viel stolzer und unabhängiger, als alle übrigen Hochländer. Sie zeichnen sich vor diesen in vieler Beziehung aus. So nehmen sie vor Niemanden den Hut ab und verweigern sogar das übliche Prädikat „Sir". Ja, selbst vor Gericht ist ihr Auftreten ein eigenthümliches. Aufrecht stehen sie da und warten, bis ihnen der Büttel den Hut abnimmt, reden rund und frei von der Leber weg und geben Niemanden seinen Titel. In ihren Hütten sieht es nicht ganz sauber aus; ihre Hauptnahrung ist eine Art Gerstenmehlbrei mit unaussprechbarem Namen. Die gaelische Sprache, dieser altehrwürdige Rest der einst weit über Europa verbreiteten keltischen Idiome, ist auch hier im Abnehmen begriffen und den Deefluß herauf dringt unaufhaltsam das Englische vor und schon wird in der Schule zu Braemar nur englisch unterrichtet.

Das ist die Gegend, in der sich der stolze Königssitz Balmoral (sprich: Ballmarrl) erhebt. Denn abwärts, nach Osten, Aberdeen zu, erweitert sich das Thal und hier liegt die schottische Residenz der Königin Viktoria. Schloß und Park, alles ist neu. Prinz Albert kaufte den Boden für 32,000 Pfund Sterling und ließ an der Stelle eines alten Jagdhauses das noble und einfache Schloß erbauen, um mit seiner Familie hier einen abgeschiedenen ruhigen Privatsitz zu haben, der fern von den großen Heerstraßen und fern von der Eisenbahn liegt. Sein Andenken ist hier gesegnet und auf Schritt und Tritt erzählte man mir mit Trauern von seinem allzufrühen Hingange, von seiner großen Güte. Die Erinnerung an unsern Landsmann, den die Engländer anfangs so stark befeindeten, den sie erst später lieben und schätzen lernten, wie sie nie einen Monarchen geliebt, ist allenthalben eine gute. Für seine Pächter und Untergebenen hat er in der Balmoraler Gegend wie ein Vater gesorgt; er hat dort die Landwirthschaft und Industrie gehoben und ist allenthalben mit gutem Beispiele vorangegangen.

Balmoral sollte ein *schottischer* Sommersitz werden und darum ist dort auch, zur Freude der Schotten, alles in schottischer Weise eingerichtet. Nur heimische Gewächse, selbst Ginster, Pfriemkraut und Haide zieren den Park und wo ein Ornament nothwendig wurde, da wählte man die schottische Distel. Einfachheit zeigt sich draußen und drinnen, aller Luxus wurde fern gehalten und, um so recht die Privatwohnung anzuzeigen, findet man die Bewachung des Ganzen keinem Regimente Soldaten, sondern einem einzigen Policeman anvertraut, der ohne Säbel in seinem blauen Frack und Cylinderhut dort umherspazirt.

Das Schloß steht nahe am Ufer des Dee, auf einer von diesem gebildeten Halbinsel am Fuße der Craigangowan-Berge und ist nach den Angaben des Prinzen Albert von dem Aberdeener Architekten William Smith im schottischen Burgenstile ganz aus weißem Granit auferbaut. Mit seinem massigen, hundert Fuß hohen Thurme leuchtet es glänzend aus dem umgebenden Grün hervor. Doch ist es sehr einfach gehalten und alle unnöthigen Zierrathen wurden vermieden; einige Marmorreliefs, welche Hochlandsspiele und, um das Jagdschloß anzudeuten, die Legende vom St. Hubertus darstellen, sind die einzigen Skulpturen an der Außenseite. Vor dem Thore halten die herrlichen Hirsche Rauchs vom Jagdschloß Glienicke Wacht.



Balmoral.

Es war schwierig, in das Innere Zutritt zu erhalten, und erst als die gefällige Schloßhüterin erfuhr, ich sei ein „Countryman" des Prinzen Albert, öffneten sich mir die Pforten. Einfach, wie das Aeußere, ist auch das Innere. Aller Luxus schien verbannt, nur Stahlstiche nach Landseer, keine Oelgemälde, waren zu finden. Die Ueberzüge der Möbel, die Teppiche und Fenstervorhänge waren in schottischen Tartanfarben, ja selbst die Tapeten hatten solche Muster. Die Führerin zeigte mir eine Tapete aus einfachen bunten Papierbogen, mit daraufgeklebten schottischen Disteln. In den Mußestunden, im häuslichen Kreise, hatte der Prinz Albert und die Königin Viktoria diese Tapete selbst verfertigt und darauf sogar ein Patent genommen. Alles zeugt davon, wie die britische Königsfamilie hier still und heiter, nur sich selbst und ihrer Häuslichkeit lebte. Nichts störte sie da, und schauten sie hinaus aus den Fenstern ihres Schlosses, so entwickelte sich vor ihren Augen das schönste Panorama; da lag das bewaldete Deethal mit seinen Birken, Kiefern und dem hellen plätschernden Strome und im Hintergrunde steigen die blauen Bergriesen der caledonischen Alpen auf, die selbst bis tief in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt sind und unter denen der spitze Lochnagar die erste Stelle einnimmt.



Claude Tillier.

Zu Anfang der fünfziger Jahre, als ich eines Tages durch Paris schlenderte und vor einer jener fliegenden Buchhandlungen stehen blieb, welche auf den Brüstungen der Quais und unter den Schwibbögen der Häuser ihren Kram ausbreiten, fielen meine schweifenden Blicke auf ein geheftetes Bändchen von schadhaftem Aussehen. Kein Umschlag, kein Titel, kein Vorwort, weder Verfasser noch Drucker — nichts als ein angeklebter Schmutztitel mit den drei Worten: Mon Oncle Benjamin. Ich weiß nicht, welche Anziehungskraft die drei Worte auf mich übten, aber sie schienen mich freundlich anzublicken, als wollten sie sagen: Blättre nur um, es wird dich nicht gereuen. Ich ließ mich nicht lange bitten, und in der That! kaum hatte ich ein paar Seiten überflogen, als mich Stil und Inhalt so fesselten, daß ich das Buch kaufte und mit mir nahm. Ich ging in den Luxembourggarten, setzte mich unter einen Kastanienbaum und stand nicht wieder auf, bis es zu Ende gelesen war.

Lange Zeit hatte mir kein Buch eine so herzliche Befriedigung gewährt; aber von wem war es? Der einfache, knappe und bestimmte Stil schien der des achtzehnten Jahrhunderts: die natürliche Erzählung ohne Rückhalt und Umschweif erinnerte an Voltaire, Diderot und Lesage; das innige Gefühl für Natur und Menschheit streifte wohl auch an die Empfindsamkeit Rousseau's. Aber die ganze Ausdrucksweise war naturwüchsiger, volksthümlicher, farbiger;

und selbst wenn der Verfasser sich nicht als einen Enkel jener Generation eingeführt hätte — der Geist der Freiheit und Gleichheit, der sein Buch durchdringt, zeigte zu viel modernes Bewußtsein, um nicht an den Mutterbrüsten der Revolution getrunken zu haben. Ueberdieß war, trotz all jener Familienähnlichkeit, der Charakter des Schriftstellers ein so selbständiger, sein Humor ein so besonderer, daß diese sich nur aus der Eigenthümlichkeit des Menschen erklären ließen.

Wie groß daher meine Freude über die Schönheit des Buches war, fast größer noch war mein Erstaunen über die Verschollenheit des Verfassers. Wie kam es, daß ein Mann von solchem Talent nicht in aller Mund war? Wie konnte ein Schriftsteller, dem die Theilnahme des Lesers so lebhaft entgegenkommt, ganz im Verborgenen bleiben? Längere Zeit hielt ich bei Literatur und Buchhandel vergebliche Umfrage, bis es mir gelang, die Spuren meines großen Unbekannten, der allerdings inzwischen bekannter geworden ist, aufzufinden. Ich bekam die vier Bände seiner Schriften, die im Jahr 1846 in Nevers erschienen sind, und erfuhr nun, daß er Claude Tillier heiße, in der Provinz gelebt hatte, in der Provinz gestorben sei, und deßhalb von Paris ignorirt werde. Wen aber Paris nicht kennt, den kennt Frankreich nicht.

Claude Tillier ist wohl in diesem Jahrhundert der einzige französische Schriftsteller von höherer Begabung, der sich entschließen konnte, im Dunkel einer kleinen Stadt seine bescheidene Rolle zu spielen. Er ist ein Kind der Revolution und wurde am 21. Germinal des Jahres IX der Republik, oder den 10. April 1801, in Clamecy, einer kleinen Stadt im Departement der Nièvre geboren. Sein Vater war Schlosser. Schon als Knabe, bei den Raufereien der Schuljugend, stand er stets auf Seite der Schwächeren und bekämpfte die Stärkeren. In Folge dieser verderblichen Neigung kam er eines Tages mit einem gebrochenen Arm nach Hause. Uebrigens hielt seine Fähigkeit gleichen Schritt mit seinem Muth, und er zeichnete sich in der Schule dergestalt aus, daß ihm 1813 das städtische Stipendium von Clamecy unter zahlreichen Mitbewerbern zu Theil wurde. Mit Hilfe desselben vollendete er seine Studien im Lyceum von Bourges. Bei der ersten Restauration empörte sich Claude, das Kind der Revolution, das, wie er selbst sagt, aus den Feldflaschen der Marketenterinnen seine Muttermilch getrunken hatte, gegen die neue Ordnung der Dinge. Er stellt sich an die Spitze eines Schulaufruhrs und antwortet auf den Ruf: vive le roi! mit dem Schrei: vive l'empereur! Er zerreißt die weiße Kokarde und schreibt an seine Mutter einen begeisterten Brief, der später in feindliche Hände fiel und ihm, während der zweiten Restauration, den Weg zum öffentlichen Unterricht verschloß. Nach Beendigung seiner Studien verließ Tillier im Jahre 1819 das Collége von Bourges. Er wurde nun Repetent (maitre d'études), zuerst im Collége von Soissons und dann bei einem Pensionsvorsteher in Paris. Im Jahre 1821 militärpflichtig, wurde er ausgehoben und mußte den Feldzug von 1823 als Unteroffizier bei der Artillerie mitmachen. Er, der Sohn der Freiheit, muß zu Gunsten der Heiligen Allianz gegen die Spanier marschiren! Nachdem er sechs Jahre voll Eckel und Ueberdruß im Militärdienst verbracht und dort den Grund zu der Brustkrankheit gelegt hatte, die ihm das Leben nahm, kehrte er im November 1828 in seine Heimat zurück. Er wurde Lehrer der Kommunalschule und heirathete. Jetzt beginnt Tillier sich als Schriftsteller bemerklich zu machen; er wird der eifrige Mitarbeiter eines kleinen Oppositionsblattes, das im Jahre 1831 unter dem Titel „L'Independant" in Clamecy an's Licht trat. Nicht zufrieden, die Jungen zu belehren, will er auch die Alten unterrichten. Aber die Leute, die nicht lernen wollen, sind denjenigen abhold, welche ihnen Lektionen geben, und sie rächten sich am Schriftsteller auf Kosten des Schulmeisters. Seine Gegner schlagen der Gemeinde vor, einen zweiten Hauptlehrer zu ernennen und den Gehalt unter beide zu theilen. Tillier vertheidigt sich mit seinen „harten und spitzen Waffen", wie er sie selber nennt. Er übergibt dem Gemeinderath eine Gegenvorstellung, in welcher er die Ungereimtheit des Vorschlags in launiger Weise hervorhob, indem er die Vereinigung zweier Lehrer einem Doppelgespann, bestehend aus einem Pferd und einem Esel, verglich. Doch des Haders müde, gab er schließlich die Entlassung des Pferds und überließ das Fuhrwerk dem andern Zuggenossen. Das Polizeigericht nahm jedoch die Partei des Esels und Tillier mußte die Unverblümtheit seiner Sprache mit achttägiger Haft büßen. Er gründete nun eine Privatschule, die anfänglich sehr besucht war. Aber jener Gegensatz, der zur Katastrophe von 1848 führte, jener Zwiespalt zwischen einer verdorbenen Bourgeoisie, die sich mit dem Königthum in die Beute von 1830 getheilt hatte, und dem betrogenen Volke, das leer ausgegangen war, stand damals in voller Entwicklung. Tillier nahm, wie immer, die Partei der Unterdrückten und bald hatte sich das ganze Heerlager der Corruption — Amtsfrack, Kutte und Geldsack — gegen ihn verschworen. Diese natürlichen Widersacher jedes freien und edeln Charakters suchten dem armen Schulmeister die ökonomische Lebensader zu unterbinden. Der politische Haß und die religiöse Verfolgungswuth legten sich in Hinterhalt, um ihm seine Schüler abzufangen. Gemästete Pfahlbürger und fanatische Beichtiger bearbeiteten die Väter und ängstigten die Mütter, bis die Privatschule mehr und mehr zusammenschmolz. Aber wie es immer geschieht, daß das böse Prinzip durch seinen Sieg sich selber die Niederlage bereitet, so wurde auch Tillier durch diese Verfolgungen nur seinem schriftstellerischen Berufe entgegengetrieben, und seine gewaltige Feder versetzte den Dunkelmännern weit empfindlichere und nachhaltigere Schläge, als sein Schulstecken dieß je vermocht hätte. Im Jahr 1840 veröffentlichte er sein erstes Pamphlet unter dem Titel: „Ein Flößer, an den Gemeinderath von Clamecy." Hierauf kamen die „Briefe über die Wahlreform", welche der „National" abdruckte. Im Jahr 1841 hatte sein Name schon einen so guten Klang, daß er nach Nevers berufen wurde, um die Redaktion des Journals „L'Association" zu übernehmen. Hier schrieb er für's Feuilleton zwei Erzählungen: seinen „Onkel Benjamin" und „Belleplante und Cornelius". Die erste, eine meisterhafte Schilderung der nivernesischen Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, verbindet mit der Lebendigkeit gallischer Darstellung jenen germanischen Humor, der durch Thränen lacht, und steht in dieser Beziehung einzig in der franzö-

sischen Literatur da. Die andere Erzählung behandelt die Leiden und Freuden des Erfinders im Kampfe mit dem Gemeinen; sie ist mehr phantastischer Natur, aber reich an Schönheiten. Die „Association“ erlag endlich einer systematischen Verfolgung; aber Tillier, obwohl bereits krank, legte seine Feder nicht nieder. Er schrieb nun eine erste Reihenfolge von vierundzwanzig Pamphleten; sodann eine zweite von zwölfen. Die Fülle satirischen Feuers, philosophischer Laune und poetischer Kraft, die er in diesen Pamphleten versprüht hat, ist erstaunlich. Der Wähler, der Einnehmer, der Präfekt, der Bischof, der Herr Pfarrer, der Herr Professor, der Herr Maire, die wunderthätige Heilige und der gestrenge Stadt- und Feldbüttel, alle die Halbgötter des Bezirks, die Riesen des Landstädtchens, müssen antreten und ausspielen. Aber sein bevorzugter Gegner, sein natürlicher Erbfeind ist Herr Dupin, der als General-Staatsprokurator und Senator des Kaiserreichs kürzlich gestorbene Kammerpräsident der Republik und Abgeordnete der Julireglerung. Man kann sich auch keine vollständigeren Gegenfüßler denken als diese zwei Menschen: den bescheidenen, uneigennützigen Pamphletisten voll Zartgefühl und Gesinnungstreue, und den gierigen, feilen Hof- und Staats-Schmarotzer ohne Scham und Grundsatz. Wenn dieser Typus der Corruption in seinen großen Galloschen auf die Scene tritt, dann zieht der Stil Tilliers gleichfalls nägelbeschlagene Schuhe an, um seinem Gegner besser auf die Füße treten zu können. Die „Pamphlete“ bilden eine Geschichte des liberalen Geistes der Provinz unter Louis Philippe; sie geben ein Gesammtbild der Kämpfe und Schlachten, wie sie die demokratische Opposition, in allen Departements, der Julireglerung lieferte. Das Erscheinen der letzten Reihenfolge erlebte Tillier nicht mehr. Sein Brustleiden endigte mit Zehrung und so löschte er aus, die Feder in der Hand, wie eine Schildwache, die im Fallen noch schreit: Kameraden! hier ist der Feind! — Er starb in Nevers am 12. Oktober 1844, 43 Jahre alt.

Das ist in wenig Worten das Leben — so kurz und so voll, so bescheiden und so verdienstlich — eines Mannes von Genie. Als Kind: ein Armbruch; als Knabe: eine Auflehnung; als Jüngling: ein Soldatenloos; als Mann: eine Schulstube, dann Gefängniß, Verfolgung, Kampf, Elend und endlich der Tod! Er starb arm, wie er gelebt hatte; aber trotz dieser Armuth pflegte er für seine Freunde gut zu sprechen, und fand Mittel, im Nothfall für sie zu zahlen. Die Enthaltsamkeit des Philosophen und die Sorglosigkeit des Künstlers bildeten die Grundzüge seines Charakters. In allen Fragen finden wir ihn auf Seiten der Wahrheit, der Freiheit, der Gerechtigkeit. Mag er nun den Aberglauben und die Unduldsamkeit eines herrschsüchtigen Klerus angreifen oder die Selbstsucht und Verdorbenheit einer bereicherten Bourgeoisie geißeln; mag er für das Wahlrecht und die Preßfreiheit oder gegen die Dotation des Herzogs von Nemours und den Schenkelknochen der heiligen Flavia schreiben — all diese kleinen Meisterstücke der Polemik zeigen dasselbe warme Rechtsgefühl, denselben gesunden Menschenverstand, dieselbe unerbittliche Logik des Schraubstocks, welche das, was sie hält, nimmer los läßt, und welcher eine wunderthätige Heilige so wenig entrinnt, wie ein königlicher Prinz.

Der Form mächtig und reich an Inhalt, Denker und Künstler, Politiker und Poet, leicht und klar, anmuthig und scharfkantig, ist Claude Tillier der ächte Ausdruck französischen Schriftthums. Mitten im alten Gallien, in der Nähe der Loire, in der eigentlichen Heimat des gallischen Geistes, auf der Grenzscheide von Troubadour und Trouvère geboren, hat er, wie der Wein, sein Bouquet, den eigenthümlichen Geschmack des Grund und Bodens, dessen Gewächs er ist. Gar manchen Schriftsteller von köstlichem Humor, scharfem Verstand und beißendem Spott hat dieser fröhliche Erdstrich hervorgebracht, namentlich aber den Geistesverwandten Tillier's, Paul Louis Courier, und den Altvater des Pamphlets und der Satire, den Meister Montaigne's, Molière's und Voltaire's: den lustigen Rabelais. Tillier ist der rechtmäßige Sohn dieser Familie, und die Zeit ist nicht ferne, wo seine Schriften, die man heute noch mit demselben Genuß wie vor zwanzig Jahren liest, neben den Pamphleten Paul Louis Couriers die französischen Bibliotheken zieren werden. Die beiden Landsleute stehen sich gleich an Feuer und Schwung, an reizender Natur und künstlerischer Fertigkeit, an Fülle der Empfindung und Kraft der Ironie; und wenn Tillier in Beziehung auf Zierlichkeit der Sprache und Feinheit der Darstellung zuweilen hinter seinem Vorgänger zurückbleibt, so übertrifft er diesen an Neuheit und Ursprünglichkeit, er besitzt die unerwartete Wendung und das überraschende Bild. Tillier hat den franken Ausdruck, den ländlichen Beigeschmack, die würzige Herbigkeit des Volks, aus dem er hervorging; sein Stil strotzt von Saft und Triebkraft, wie der Wildling im freien Land. „Was liegt mir daran — sagt er irgendwo — wenn ihr eine Vergleichung trivial heißt; wenn sie nur richtig und malerisch ist, wenn sie nur die Idee verkörpert und greifbar macht für Aug und Ohr. Ein sauberer Grund das, eines Worts sich zu enthalten, weil dreißig Millionen andere es gebrauchen.“

Besser überhaupt als aus jeder Biographie lernt man Tillier aus seinen eigenen Schriften kennen. Denn als Poet von lyrischem Gefühl und plastischer Gestaltungskraft, verwebt er sein Leben in seine Schriften und gibt, wie keiner, sich selber in jeder Zeile. Nichts kann zum Beispiel ein anschaulicheres Bild von den Leiden und Kämpfen seiner Jugend gewähren, als folgende Schilderung, die er von seinem Repetentenleben entwirft:

„Ich, der mit euch scherzt und lacht, bin durch des Lebens schwerste Prüfungen gegangen. Ich war Schüler, Lehrgehilfe, Soldat und Schulmeister. Mit diesen Handthierungen verband ich immer die des Poeten. Der Korporal, der Schuldirektor, die verzogenen Kinder, die zärtlichen Mütter und der Reim waren meine fünf unerbittlichen Feinde, die mich unablässig verfolgten... Jetzt bin ich Pamphletist, Pamphletist mit etwas spitzem Zahn, von dem verschiedene Leute Narben tragen; aber niemals werde ich so viel Schlimmes von der Gesellschaft sagen, als sie mir zugefügt hat.

„Eh' ich Soldat wurde, war ich Lehrgehilfe. Von allen Knechten der unglücklichste aber ist ohne Zweifel der Repetent in einer Pension. Mit Entsetzen erinnere ich mich des kläglichen Bewußtseins, das ich mit mir schleppte, als ich, mein Zeugniß in der Tasche, wie ein Domestik

an Lichtmeß, jenen lateinischen Trödelkrämern der Hauptstadt, welche die Sprachen Homers und Virgils im Fürkauf verschachern, meine Dienste anbot ... Ich war neunzehn Jahre alt; das Leiden suchte mich bei Zeiten heim, und nicht ohne Mühe konnte ich mir das Stück Brod erwerben, das jeder Bettler zu finden weiß. Vier Wochen lang durchwanderte ich die Straßen von Paris mit meiner Großmutter; die entferntesten Vorstädte hatten wir durchspäht, an die Thüren aller Anstalten, die der Wegweiser kennt, hatten wir geklopft; aber die gute Frau mochte sagen, so viel sie wollte: Claude hat alle Klassen absolvirt und sogar ein Accessit in der Philosophie davongetragen. — Umsonst! meine unglückseligen neunzehn Jahre waren schuld, daß ich meiner Großmutter überall heimgeschlagen wurde. Von Haus zu Haus wies man uns die Thüre mit dem Donnerwort: Wir brauchen Niemand. Ein spaßhafter Pensionsvorstand stellte sich sogar, als halte er mich für einen Zögling, der ihm gebracht werde. Endlich fand meine Großmutter in einem Institut, Avenue de Lamothe-Piquet, ein Eckchen für mich. Die vortreffliche Anstalt lag zwischen dem Invalidenhaus und der Militärschule, gerade einer Pension für dressirte Hunde gegenüber, welche daselbst apportiren lernten und die Pfote geben."

Diese Nachbarschaft gab Veranlassung zu einem Irrthum, den Claude drollig genug erzählt; eine Dame, welche die Hundepension für ihren kleinen Vierfüßler suchte, wurde vom Institutsherrn für eine Mutter gehalten, die ihr Kind unterbringen will.

„Ich hatte in diesem Hause — fährt Tillier fort — die Wäsche, die Kost und ein Bett im Schlafsaal der Zöglinge; in Anbetracht meiner großen Jugend wurde mir vorerst kein Gehalt verwilligt. Ich leitete die Studien und Repetitionen, ich überwachte die Rekreationsstunden und führte die Zöglinge spazieren. Das war ein theuer bezahltes Stück Brod.

„Der Besitzer der Anstalt hatte nichts von einem Lehrer, als den Namen auf seinem Schilde. Er verstand kein Latein, nicht einmal das der Küche. Er hatte ein Institut gekauft, wie ein Notariatsgehilfe manchmal ein Strickwaarengeschäft kauft. Um seine Unwissenheit zu verbergen, suchte er sich den Ruf eines Gelehrten zu verschaffen; er hatte zu dem Ende „die Schönheiten der französischen Geschichte" herausgegeben und arbeitete an den historischen Schönheiten einer andern Nation. Diese Art von Büchern war zu jener Zeit sehr im Schwang: jeder Nation wurden die Schönheiten ihrer Geschichte in einem Duodezbande aufgetischt; weder ein Blatt mehr noch ein Blatt weniger. Hätte man damals an das Fürstenthum Monaco gedacht, Monaco hätte die Schönheiten seiner Geschichte in einem Bande Duodez bekommen so gut wie die andern.

„Es gibt Leute, welchen eine gute Seite genügt, um ein gutes Buch daraus zu machen; andere bringen mit Hilfe eines guten Buches nicht einmal eine gute Seite zu Stand. Herr N. gehörte zu den letzteren. Er war einer jener Geistverderber, die verstümmeln statt abzukürzen, die einen Folianten nehmen, ihn seciren, das Fleisch wegwerfen und die Knochen behalten; einer jener Küchenjungen der Literatur, die, wenn sie einen Apfel schälen, nichts übrig lassen als den Butzen. Seine „Schönheiten der französischen Geschichte" gaben ihm das Recht, sich den Titel eines Schriftstellers beizulegen, ein Titel, welcher dem andern eines Studienlehrers zu nicht geringer Zierde gereichte. Er verbrachte seine Tage in den öffentlichen Bibliotheken mit Anfertigung von Auszügen und seine Abende in den Salons des Faubourg Saint Germain, wo er wegen der Reinheit seines Royalismus zugelassen wurde. Während seiner Abwesenheit fiel die Krone an die weibliche Linie. Diese weibliche Linie herrschte in der Person der Madame N., einer rothhaarigen, bleichen Engländerin, die eine Haut hatte, wie die Eierschalen eines welschen Huhns oder wie weißer Atlas, der längere Zeit den Frechheiten der Fliegen ausgesetzt war. Die Zöglinge liebten sie sehr, weil sie ihnen immer Recht gab; die Unterlehrer verabscheuten sie eben so sehr, weil sie ihnen immer Unrecht gab.

„In der Pension des Herrn N. befanden sich zwanzig bis fünfundzwanzig Engländer, welche seine Frau als Mitgift zugebracht hatte, und ungefähr ebenso viele Franzosen, die sein Beibringen vorstellten. Diese Mischung zweier Nationen bildete das Erziehungssystem. Die Engländer der Frau sollten den Franzosen des Herrn die Sprache Byron's beim Schneller- und Ballspiel beibringen, und diese sollten jenen, bei derselben Gelegenheit, die Sprache Racine's zu Gemüth führen. In Folge dieses unglückseligen Austausches hatten die Substantiva ihre Artikel verloren, die Adjektiva ihre Geschlechter und die Verba ihre Conjugationen. Es entstand ein solcher Mischmasch beider Sprachen, ein solches Kauderwälsch, daß, wie beim Thurmbau von Babel, kein Mensch den andern mehr verstand ...

„Während der ersten Tage, die ich in diesem Hause zubrachte, fühlte ich mich furchtbar unglücklich. Der Verlust der Freiheit war mir eine unerträgliche Qual. Ich beneidete heimlich den Schuhputzer, der singend und pfeifend unter den Fenstern vorüberging. Wie gern hätte ich meinen ganzen Weisheitsschatz um seinen schmutzigen Schemel und seine schwarzen Hände gegeben. Manchmal erstickten mich fast die Thränen, aber ich wagte nicht zu weinen; ich mußte die Nacht abwarten, um mir diesen Genuß zu gestatten. Ich sagte oft zu mir: Warum hat mich mein Vater sein Handwerk nicht gelehrt? Da hätte ich alles was ich brauche: Brod und Freiheit, mehr hab ich nie verlangt, und hier hab ich weder Brod noch Freiheit. Der gute Mann hatte geglaubt, ich müsse mit Hilfe der Ausbildung, die er mir geben ließ, meinen Weg machen, wie so viele andere; aber statt der Goldstücke gab er mir Rechenpfennige in den Beutel. Ich bin zu dumm, zu unbeholfen, zu ränkelos, um beim Unterrichtswesen Glück zu machen. Das Glück ist wie die hohen Bäume: nur das Insekt, das kriecht, oder der Vogel, der fliegt, kann sein Nest auf ihnen bauen.

„Uebrigens war ich erst am Anfang meiner Qual. Nach zwei oder drei Tagen hatten meine Untergebenen allen Respekt vor meiner Person verloren. Die zwei Nationen, die sich tagtäglich bekriegten, schloßen einen Waffenstillstand und verbündeten sich gegen mich. Mein grauer Frack, ein grauer Frack, welchen der beste Schneider meines Orts gefertigt und meine Großmutter für prachtvoll



Claude Tillier.

erklärt hatte, war das Ziel all ihrer Sticheleien und öfters sogar ihrer Wurfgeschosse geworden. Kein Strafen half, klein und groß lachte zu meinen Strafen; der Schularrest war ihnen so lieb wie die Erholung, denn beim Schularrest mußte ich den Vorsitz führen. Unzähligemal kam ich in Versuchung, an dieser frechen und in ihren Possen grausamen Bande eine sofortige und summarische Rache zu nehmen. Aber wenn ich fortgeschickt wurde, was sollte ich machen? Wie sollte ich meinen Eltern, die mich auf bestem Wege glaubten, unter's Angesicht treten? Und selbst wenn ich diesen Entschluß hätte fassen wollen, wie sollte ich meinen Platz auf dem Postwagen bezahlen? Ich hatte wörtlich keinen Heller. Meine Familie gab mir eine Unterstützung von fünf Franken monatlich, die mir durch meine Großmutter zukamen; aber diese fünf Franken hatte ich längst in Brödchen und Brezeln vernascht, die ich unterwegs aß, wann ich ausging, denn ich hatte fortwährend Hunger."

Endlich aber brach dem armen Tillier doch die Geduld, und nachdem er eines Tags einen unverschämten jungen Engländer gebührend durchgewalkt hatte, mußte er die Pension im Spätjahr 1820 verlassen.

„Ich hatte — erzählt er weiter — mit Herrn R. abgerechnet. Es kamen mir noch zweiundzwanzig Franken und zehn Centimes zu gut, die er mir gab. Sie hüpften mir in der Tasche. Meine Habseligkeiten waren bald beisammen. Mein ganzer Koffer bestand aus einem alten an den vier Zipfeln zusammengeknüpften Halstuch, das mehr bekritzeltes Papier enthielt als Wäsche. Ein alter Cigarrenstumpf, der sich in meiner Tasche vorfand, kam mir zufällig unter die Finger. Es schien mir am Platze, mit der Cigarre im Munde abzuziehen. Ich zündete sie in der Küche an und schritt stolz über den Hof, wie eine Garnison, die mit allen Kriegsehren die Festung verläßt. Am großen Thore stand ein Knabe, der auf Jemand zu warten schien. Dieser junge Zögling war im Arbeitssaal mein Tischnachbar gewesen und ich hatte ihm oft bei seinen Aufgaben geholfen. Sobald er mich kommen sah, lief er auf mich zu und streckte mir etwas Viereckiges, in weiß Papier Gewickeltes entgegen.

„Ich bitte Sie, Herr Claude, nehmen Sie das, es ist Vanillechokolade. Ich weiß, Sie haben bei Herrn R. nicht viel verdient. Das gibt ein paar Frühstücke. Fürchten Sie nicht mich zu berauben: der Christtag ist vor der Thür, Mama wird mir andere Chokolade geben und Ihnen gibt vielleicht Niemand was.

„Dieses unerwartete Zeichen herzlicher Zuneigung brachte mich in Verlegenheit. Ich bin mit einer sehr einfältigen Erregbarkeit behaftet und mein in Schwingung gesetztes Gefühl entbehrt aller Geistesgegenwart. Statt diesem liebenswürdigen Jungen zu danken, fing ich an zu weinen wie ein großer Esel. Er machte inzwischen Anstalt, sein Packet in meine Fracktasche zu schieben, und ich — von Thränen geblendet, vom Schluchzen erstickt, unfähig zu sprechen — suchte seine Hände aufzuhalten, aber vergeblich. Sobald die Chokolade in meiner Tasche war, nahm der liebe kleine Schelm seinen Flug, wie ein Vogel, den man aus einem Busch in den andern jagt. Einige Schritte von mir blieb er stehen:

„Herr Claude, rief er, wenn Sie mir versprechen wollen, die Chokolade zu behalten, so komme ich wieder zu Ihnen, ich habe Ihnen noch was zu sagen.

„O, lieber Kleiner, ich verspreche Dir's; ich werde sie immer behalten, zum Andenken an unsere Freundschaft.

„Er kam zurück und nahm mir beide Hände.

„Nun müssen Sie mir noch versprechen, daß Sie mir's zu wissen thun, in welches Institut Sie eintreten. Ich mag den Herrn R. nicht leiden, weil er ein Royalist, und die Madame R. nicht, weil sie eine Engländerin ist; aber Sie liebte ich von der ersten Stunde, ich weiß nicht warum, und ich werde Mama so lange bitten, mich zu Ihnen zu bringen, bis sie einwilligt.

„Gut, mein Kind, ich verspreche Dir auch das.

„Und indem ich meine Hände aus den seinigen löste, floh ich auf die Straße, denn ich spürte, wie mir das Weinen wieder kam. Aus einiger Entfernung sah ich meinen jungen Freund auf der Terrasse stehen. Er blickte mir nach mit Augen, die gewiß voller Thränen standen.

„Seitdem vergaß ich dieses Kind. Ich aß brutaler Weise seine Chokolade, ohne ihm Nachricht von der Pension zu geben, in die ich getreten war. Ich habe es vergessen, wie der Wanderer den Baum vergißt, unter welchem er auf seinem Weg durch die Wüste einen Augenblick ausruhte. Diese arme verstorbene Liebe, hier ruht sie in einem Winkel meines Herzens unter einem rosenfarbenen Flor; denn das Schicksal des Menschen ist das Vergessen. Auf dem Grunde jedes Menschenherzens liegt, ach! ein Häufchen Schlacken und Asche. Unsere Seele ist ein Friedhof voller Gräber und Grabschriften, ein Beet, wo die jungen Blüthen in die todten Blumen ihre Wurzeln schlagen. Das Vergessen ist eine Wohlthat Gottes; denn wenn der Mensch, während rings um ihn alles sich wandelt und vergeht, nicht die Gabe des Vergessens hätte, so wäre er das unglücklichste aller Geschöpfe; sein Leben wäre ein unaufhörlicher Schmerz und sein Auge ein unerschöpflicher Thränenquell."

Von der Kraft seiner Feder und der Schärfe seines Urtheils gibt das nachfolgende Porträt Dupin's Zeugniß. Als Tillier vor mehr als zwanzig Jahren dasselbe entwarf, stand jener handwerksmäßige Renegat auf dem Höhepunkt seines Glanzes und war der Abgott des Departements. Heute wird die Aehnlichkeit dieses Konterfei's von Niemand in Zweifel gezogen:

„Wahrlich ich sage Ihnen, Herr Dupin, es gibt eine gewisse Varietät des Egoismus, die selbst einen großen Mann lächerlich machen würde: jene unverschämte und schwatzhafte nämlich, welche stets und immer von sich selber spricht, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Beschlag nehmen möchte und ihren Namen auf jede Mauer schreibt. Sie, Herr Dupin, sind der vollständigste Typus dieser Sorte von Egoismus. Sie lieben das Geld, Sie lieben es mit einer unermeßlichen Leidenschaft, Sie lieben es so sehr, als das Gesetz es zu lieben erlaubt; und doch gibt es ein Ding, das Sie noch mehr lieben, und um so mehr, je mehr es Ihnen versagt ist, und dieses Ding ist die Popularität. Da das Volk Ihnen ausbleibt, haben Sie sich ein Volk aus der Bourgeoisie gemacht. Sie müssen Leute haben, die wohl gekleidet, wohl rasirt, wohl gebürstet, wohl gewichst sind, und die unaufhörlich Ihre Treppe auf- und ablaufen. Sie müssen Zeitungen haben, die auf der Lauer liegen und alle Augenblicke ausrufen: O, der große Mann! Unbemerkt leben, hieße nicht leben für Sie. Wenn man einen leuchtenden Stoff erfände, der seinen Glanz zwei oder drei Meilen in die Runde wirft, Sie müßten ein Stück davon zu einem breiten Fracke haben, und wenn jede Elle ein Friedensgericht kostete.

„Sie haben eine wahre Wuth zu thronen. Ueberall, wo es Komplimente einzuheimsen gibt, laufen Sie spornstreichs herzu. Keine Festlichkeit kann stattfinden in Clamecy, ohne daß Sie in Ihrem breiten Frack erscheinen, majestätisch von Pompiers eskortirt. Würde der Fürst von Monaco einer dieser prunkenden Feierlichkeiten beiwohnen, er könnte nicht umhin, auszurufen: Auf Ehre, wenn ich nicht König von Monaco wäre, möchte ich Herr Dupin sein!

„Gewisse einfältige Leute bilden sich ein, Sie hegten gegen mich, der die Gotteslästerung beging, Ihren großen Namen zu verunglimpfen, einen unversöhnlichen Haß, jenen Haß, der nimmer abnimmt, sondern, wie der Dolch des Wilden, ewig sein Gift bewahrt. Diese Leute kennen Sie nicht. Ihr Herzensfeind, Herr Dupin, ist derjenige, welcher Ihre Wichtigkeit nicht zu bemerken scheint und Sie schnöd um die schuldige Aufmerksamkeit verkürzt. Sie hören viel lieber sagen: Das ist Herr Dupin der Speichellecker, der Anwalt aller Mißbräuche, der Vertheidiger aller Ungerechtigkeiten; Herr Dupin, der Ueberläufer, der mit Pauken und Trompeten das Lager des Volkes verließ — als etwa zu sagen, wenn Sie vorübergehen: Wer ist denn dieser alte Herr?

„Für den Lobhudel haben Sie jenen gefräßigen Appetit, der, ohne lang zu kosten, alles verschlingt, was man ihm vorwirft: die Menge ist Ihnen lieber, als die Güte. Das Ständchen, das Sie recht erfreuen sollte, müßte man Ihnen mit der großen Glocke bringen. In Clamecy gibt es einen Schuhmacher, einen lächerlichen Poetaster, den alle Welt verhöhnt. Von zehn Knittelstrophen, welche die hinkende Muse dieses Pech-Apollo zusammenflickt, gehören wenigstens neun dem großen Dupin, „dem König der Redner". In Erwartung Ihrer Ankunft hat er immer ein Gedicht auf dem Leisten und einen Kranz im Kübel. Und Sie, der Akademiker, der zudem an die vergoldeten Schmeicheleien des Hofes gewöhnt ist, Sie brüsten sich unter dieser Krone, als ob sie von Rosen und Lorbeer wäre. Der stinkende Weihrauch, den er Ihnen zufächelt, gilt Ihnen als lieblicher Wohlgeruch; wie das kostbarste Juwel der Popularität tragen Sie das schimpfliche Maal seiner Lobpreisungen auf der Stirne. Und, Tausch um Tausch, schicken Sie ihm für sein Pathos Ihre Reden!...

„Was Sie sind, Herr Dupin, das will ich Ihnen sagen: Sie sind vor allem Dupinianer. Sie gehören keiner Partei an, Sie gleichen jenen Lagunen zwischen zwei Flüssen, die weder Land noch Wasser sind, sondern beweglicher Sand. Sie können jetzt Ihre Biedermanns-Maske abwerfen, Ihre geheuchelte Derbheit täuscht Niemand mehr. Sie sind nicht der Bauer des Morvan, nein! Sie sind der Fuchsschwänzer der Minister. Sie ziehen Ihre eisenbeschlagenen Bundschuhe aus, um auf dem Spiegelboden der Salons zu wandeln. Sie sind ein Löwe, der die Pfote gibt.

„Sie waren freisinnig, als Sie jung waren, falls Sie wirklich eine Jugend hatten. Aber die Freiheit war Ihnen nur eine arme Grisette, die alle Schätze der Liebe

an Sie verschwendete, während Sie eine Geldheirath mit einer Dame von hoher Herkunft, mit dem Königthum abzukarten suchten. Hätte die Restauration länger gedauert, so wären Sie zu ihr gekommen. Halb Bürger, halb Edelmann, halb Prälat, halb Minister hätte man Sie in einem Versöhnungsministerium figuriren sehen. Die Restauration erwartete Sie...

„Sie haben dieselben Leute der Reihe nach angegriffen und vertheidigt. Sie haben bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße getanzt. Sie stellten sich als Verbindungsstrich zwischen den Fortschritt und den Widerstand. Sie glaubten, man werde diese Wandelbarkeit der Grundsätze für Unabhängigkeit des Charakters nehmen und sagen: Herr Dupin kennt keinen Herrn, als sein Gewissen; er lobt das Gute und tadelt das Schlechte, wo er es findet, ohne Ansehen der Partei. Aber Ihre Verstellungskunst trug zu große Galloschen, um sich unbemerkt einzuschleichen; und man sagte einfach: Herr Dupin will die Vortheile der Unterwürfigkeit und die Ehren der Unabhängigkeit zugleich genießen. Von Zeit zu Zeit machten Sie den Ministern Opposition; aber Ihre Opposition war so liebreich, daß sie mich an Ihren alten Schulmeister erinnert, der seine Lieblingsschüler mit einem Gänsekiel abstrafte. Sie kamen mir vor, wie jene Marktbären, welche, auf Scheingefechte dressirt, die Hunde ihres Herrn in die Pratzen nehmen, als ob sie alle erdrosseln wollten, und die Köter dann laufen lassen, nachdem sie denselben ein paar Haare ausgerupft......"

Was könnte die Großherzigkeit des Poeten, die Redlichkeit des Armen, die Tillier in so hohem Grade besaß, besser schildern, als folgende Zeilen:

„Wie schändlich auch jede Verkäuflichkeit ist, am schändlichsten ist doch die des Schriftstellers. Diejenigen, welche eine Stimme haben, stark genug, um den Massen sich hörbar zu machen, die sind die natürlichen Anwälte der guten Sache. Gott hat ihnen die Zunge gelöst und hat ihnen befohlen, den Dienst der Freiheit zu predigen. Wenn sie treulos werden an ihrem heiligen Beruf, wenn sie, als verruchte Hirten, ihre Heerde dem Schlächter verkaufen, dann verdienen sie die ganze Verachtung, die in einer Menschenseele Platz hat. Das ist gerade, wie wenn der Leuchtthurm die Küste, die er dem sturmgepeitschten Schiffe zeigen soll, verlassen wollte, um auf der Klippe seinen Sitz aufzuschlagen. Ich bin der geringsten einer, die für das Volk schreiben; ich habe nur eine Zaunkönigsfeder in der Hand; aber Gott soll mich bewahren, daß ich sie je an unsere Unterdrücker verkaufe! O nein! und wenn mich der Hunger an den Eingeweiden zerrte mit seinen Eisenfingern, zu solcher Schmach würde ich mich nicht erniedrigen! Wenn ich mein Brod betteln muß, so sei's wenigstens nicht in den Vorzimmern der Minister. Lieber wollte ich von Thür zu Thür meine Pamphlete hersagen und denen die Hand hinstrecken, welche ein Herz für Freiheit und Vaterland haben. Und sicherlich würden mich ruhigere Träume heimsuchen auf meinem Stroh, als manchen andern auf seinem seidenen Lager.

„Zwischen den eisigen Steppen der Armuth und dem langweiligen Eden des Reichthums, wo der Himmel immer mit demselben Blau und die Erde immer mit demselben Grün bemalt ist, gibt es eine gemäßigte Zone, welche weder Noth noch Ueberfluß kennt. Hier bescheert der Boden dem Schwächling nichts, der ihn nicht bauen will; aber wer eine Furche gräbt, ist sicher, daß sie gute Aehren trägt. Wohl gibt es unter diesem veränderlichen Himmel düstere und regnerische Tage, aber oft auch lächelt die Sonne mild und prächtig durch die entladenen Wolken. Hier habe ich mein bescheidenes Zelt zwischen zwei blühenden Büschen aufgeschlagen. Ich befinde mich vortrefflich an diesem Ort und habe keine Lust, ihn zu verlassen. Meine Bedürfnisse sind mäßig und mein Magen ist klein. Da mir ein Rippchen genügt, ihn zu füllen, warum sollte ich einem Metzger mich verdingen, um einen Schlegel zu haben?... Große Damen frequentire ich nicht, meine Toilette kostet mich daher sehr wenig, und die ihrige kostet mich gar nichts. Ich habe den Grundsatz, daß ein Kleid, das im Kasten hängt, nicht zum Bekleiden dient, und so besteht meine ganze Garderobe aus einem Paletot von angenehmer Dicke für den Winter und einem dünnen Röckchen für die linden Tage der schönen Jahreszeit. Die Existenz dieser Kleidungsstücke verlängere ich nach Kräften; und es kümmert mich sehr wenig, ob die Mode mich schief ansieht, wenn ich ihr begegne. Das schadet meinem Respekt nicht bei denen, welche mich kennen, und die andern mögen es halten damit, wie sie wollen. Hab' ich doch, wenn man mich grüßt, wenigstens das befriedigende Bewußtsein, daß der Gruß nicht meinem Rocke gilt...

„Falls ihr an meine väterlichen Gefühle appellirt, so antworte ich euch, daß ich meine Kinder von Herzen liebe, daß ich aber nicht mein Gewissen verkaufen will, um sie zu bereichern. Ueberdieß habe ich sie nicht auf die Welt gesetzt, damit sie reich seien; es würde mich kränken, wenn sie es werden sollten. Ihre Wiege war aus Weiden geflochten und es ist unnöthig, daß ihr Todtenbett aus Mahagoni geschnitzt sei. Wir Tillier, wir sind alle aus dem harten, knorrigen Holze gefertigt, aus dem man die armen Leute macht. Meine beiden Großväter waren arm, mein Vater war arm, ich bin arm; meine Kinder sollen nicht aus der Art schlagen. Wenn mein Sohn sich einfallen ließe, Reichthümer zu sammeln, mein erzürnter Schatten würde ihm erscheinen und ihm die Geldsäcke aus dem Fenster leeren. Und glaubt nicht etwa, das sei Uebertreibung; denn ich sage euch: der alte Hinkebein, der in jenem Straßenwinkel die Schuhe flickt, und den ihr verachtet, verdient ein ehrenhafteres Brod, als die höchsten Federbüsche unter unseren großen Herren und die schwersten Geldsäcke unter unseren Finanzkünstlern.

„Und im Uebrigen, warum sollte mir das Loos meiner Kinder Sorge machen? Wenn mein letzter Hustenanfall gekommen, wenn meine Feder sammt meiner Seele in Gottes Hände zurückgegeben ist, wird dann die Sonne verlöschen und die Erde aufhören zu grünen? Der Allvater, der den Jungen der Vögel die Nahrung gibt, wird er sie den Kleinen des Pamphletisten verweigern? Meine Eltern haben mir nichts gegeben und ich bin ihnen dankbar dafür; hätten sie mir viel gegeben, so würde ich vielleicht nicht wagen, ihren Namen unter meine Pamphlete zu setzen. Als ich das väterliche Haus verließ, hatte ich nicht einmal einen Beruf. Ich bin in diese Welt gefallen, wie ein Blatt, das die Winde vom Baum schütteln und den Weg entlang rollen. Doch hab' ich den Muth nicht

verloren; ich habe immer gehofft, vom Flügel irgend eines Vogels, der durch die Lüfte streicht, werde eine Feder herabfallen, die für meine Finger paßt, und meine Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Der Reiche ist eine Pflanze, die in ganzem Blätterkleide und in vollem Blüthenschmuck aus der Erde steigt. Ich war ein armes Korn, mitten unter die Dornen geworfen; mit zerrissenem Haupte hob ich die harten Hüllen, die mich drückten, und drang empor zur Sonne. Warum sollten denn die bescheidenen Halme, die ich auf meinem Wurzelstock lasse, nicht wachsen, wie ich wuchs? Statt mich den Mächtigen zu verkaufen, habe ich diejenigen bekriegt, die sich ihnen verkaufen, und ich bereue es nicht. Das ist noch der beste Weg zu einem ehrenvollen Grab. Davon bin ich überzeugt; und wenn mir diese meine Pamphletistenfeder aus dem Grabe wüchse und mein Sohn wäre fingerstark genug, sie zu führen, ich würde ihm rathen, nach ihr zu greifen und sollte er ein Gefängniß mitten auf seinem Weg finden. Wenn man sich sagen kann: der Unterdrücker fürchtet dich und der Unterdrückte hofft auf dich — das ist der schönste Reichthum, ein Reichthum, für den ich alle übrigen hingäbe......

„Und im übrigen ist der Mensch nicht nur zum Leben geboren, sondern auch zum Sterben. Wer von uns sucht nicht einen Blick hinter den dichten Vorhang zu werfen, der unser Dasein abschließt? Alles was stirbt, hinterläßt eine Spur seines Lebens: wenn der Lufthauch verweht ist im Himmelsraum, so zittern die Blätter noch, die er geküßt hat; wenn der Quendelbusch vom breiten Gebiß des Ochsen zermalmt ist, so läßt er der Wiese noch eine Zeit lang seinen Duft; wenn die Saite der Geige unter dem unsanften Striche des Bogens gesprungen ist, so geben die zwei bebenden Enden noch ein säuselndes Klingen von sich. Aber all' die Leute, die ihr Gewissen verschachert haben — wenn der letzte Ton der Glocken, die ihnen zu Grabe läuten, verhallt ist; wenn die silberpapiernen Thränen, womit man sie beweint, in ihre Bahre gelegt wurden; wenn die donnernden Gewehre, welche ihrer sterblichen Hülle den letzten Gruß bringen, ausgeraucht haben — was bleibt übrig von ihnen? ein schimpfliches Andenken und ein entehrter Name, etwas wie jener Gestank, der die ausgelöschte Kerze überlebt. Hinter ihren Schmeichlern wird das Volk kommen, das sie verrathen haben, und wird auf ihre Grabschrift speien. Ich aber, wenn ich weder Marmorsteine noch Goldbuchstaben für meinen Sarg habe, ich will wenigstens, daß der bescheidene Hügel, der ihn decken wird, einen guten Geruch verbreite; und vielleicht, wenn den Freund der Freiheit eine fromme Pflicht zum Garten der Todten führt, geht er einige Gräber weiter, meinen Schatten zu grüßen......"

Die Wärme seiner Empfindung, die Zärtlichkeit seines Herzens — wie mächtig brechen sie noch einmal hervor in diesen letzten Zeilen, die er auf seinem Todtenbette schrieb:

„Meine Mutter steht neben meinem Krankensessel; sie ist taub, die arme Frau, und meine Stimme ist schwach: wir können uns kaum verstehen. Aber sie ist da, sie hüllt mich in ihre Blicke, sie sucht in meinen Augen zu lesen, was ich wünsche, sie weiß aus der kleinsten Falte meiner Stirn zu errathen, was mir mißfällt. Sie hat die andere Hälfte ihrer Familie verlassen, sie will ihren Theil haben von meinem Todeskampf. Dieselbe Sorgfalt, die einst meine Kindheit pflegte, widmet sie jetzt meinem frühzeitigen Alter. Einen Sohn hat sie schon sterben sehen, und nun kommt sie, um auch mir die Stütze ihres Armes zu leihen und mich sanft den Abhang des Lebens hinabzuführen...

„Arme Mutter! mit welch' schwerer Hand hat Gott die Thränen abgemessen, die er unter deine Lider barg! Oder wäre Gott ungerecht gegen die Mütter? Ein Sohn kann nur einmal seine Mutter begraben; aber eine Mutter, um wie viel Söhne mag sie Trauer tragen! Bin ich wenigstens das letzte Kind, das sie begraben soll? wird ihr doch ein letztes bleiben, um ihr die Augen zu schließen und zu unsern Gebeinen ihre theure Hülle zu legen? Wäre das ihr Loos, müßte sie den Schlüssel unseres armen Hauses mit sich nehmen?...

„Ach! um wie viel bin ich doch weniger zu beklagen als sie!... Ich sterbe einige Tage vor meinen Altersgenossen; aber ich sterbe in jenem Alter, wo die Jugend zu Ende geht und das Leben nichts mehr ist, als ein langer Verfall. Unversehrt geb' ich dem Gott die Gaben heim, die er mir anvertraute: freien Fluges durcheilt mein Gedanke noch immer den Raum, ihm konnte die Zeit die Federn der Flügel nicht bleichen... Ich bin wie der Baum, den man abhaut, und der noch Früchte trägt am alten Stamm inmitten der jungen Schößlinge, die nachwachsen. Schöner, blasser Herbst! dieses Jahr hast du mich nicht auf deinen Wegen gesehen, die mit welkenden Blumen besetzt sind; deine milde Sonne, die würzigen Lüfte haben mich nur durch's Fenster erquickt: aber wir scheiden zusammen! Mit dem letzten Blatte der Pappel, mit der letzten Blume der Wiese, mit dem letzten Liede der Vögel will ich sterben, ja, mit allem was hold, mit allem was schön ist im Raume des Jahres, der erste Frosthauch möge mich abrufen. Glücklich, wer früh stirbt und nicht altern muß!"

Dieses Lebewohl bedarf keiner Reime, um ein Gedicht zu sein; etwas Rührenderes und Aechteres hat die Poesie nicht geschaffen. Selten findet man so viel lyrischen Schmelz mit so viel polemischer Kraft und logischer Schärfe vereinigt, wie in den Schriften Tilliers. Aber in seinen Werken spiegelt sich sein Charakter. Er war eine jener schönen Naturen von eingebornem Adel, die aus der Tiefe der Gesellschaft emporsteigen und, trotz Anfechtung und Bedrängniß, reinen Fußes den Schmutz des Lebens durchschreiten. Ganz dritter Stand und Volk, liebte er die Freiheit leidenschaftlich und kämpfte heldenmüthig für sie auf dem entlegenen Posten, den der Zufall ihm anvertraut hatte. Unbekümmert um persönliche Dinge, lebte er seiner Idee und fand seinen Lohn in sich selber. Die Uneigennützigkeit war seine Tugend und die Menschenwürde seine Religion.

Ludwig Pfau.





Die falschen Sebastiane.

Cervantes hat seinen Helden nicht aus der Luft gegriffen; er war umgeben von Don Quijote's, denn die zweite Hälfte des 15. und das ganze 16. Jahrhundert wimmelt von Mancha-Rittern, die von der neuen Zeit, wie sie mit der Renaissance angebrochen, keine Ahnung hatten, die mit einem, selbst mit zwei Füßen in der Vergangenheit staken und sich einbildeten, man könne „umkehren" und noch einmal in Scene setzen, was die Weltgeschichte in die Rumpelkammer geworfen: ritterliche Abenteuer, Kreuzzüge, Glaubenswunder u. dgl. Gerade die vielen Don Quijote jener Zeit beweisen, daß das 16. Jahrhundert wirklich das Ende des Mittelalters und der Anfang einer neuen Welt war. Wir könnten einen wunderlichen Heiligen nennen, beinahe Zeitgenossen Cervantes', der heute Vielen ehrwürdig ist und auf den sich eine mächtige, zur Herbeiführung der „Umkehr" gebildete Gesellschaft beruft, der nichts Anderes war, als ein Don Quijote. Auch auf den Thronen saßen Don Quijote's. Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter", der Papst werden wollte, den Kopf immer voll großer Pläne, einen leeren Säckel hatte und dabei von einer Kaiserei à la Carolus Magnus träumte, war ein großes Stück Don Quijote, und so war selbst der klügere Franz I. von Frankreich, der seine Schlachten mit plebejischem Fußvolk gewann und sich gerne wie ein Ritter der Tafelrunde gerirte. Ein Don Quijote war auch der Zeitgenosse Cervantes', Dom Sebastian, König von Portugal.

Herr d'Antas, portugiesischer Gesandtschaftsrath zu Paris, hat vor kurzem ein Buch herausgegeben, in dem er die Geschichte dieses Königs und die der falschen, nach seinem Untergange auftauchenden Sebastiane erzählt. Wir geben hier aus dem in mehrfacher Beziehung interessanten Buche einen kleinen Auszug. Solche falsche Prätendenten haben immer ihr Anziehendes und sind, trotz der Lüge, ihrer Grundlage, würdige Gegenstände der Betrachtung. Von jeher haben sich Dichter und Historiker mit dergleichen Persönlichkeiten gerne beschäftigt. Schiller hat sogar zwei nacheinander: Warbeck und den falschen Demetrius poetisch gestalten wollen; letzteren hat noch in neuester Zeit Hebbel zum Helden einer Tragödie gemacht; Meissner schrieb einen Prätendenten von York, und einer der größten Zeitgenossen Shakespeare's, John Ford, hat einen falschen Prätendenten in seiner Chronicle History of Perkin Warbeck dramatisch behandelt. Auch der „falsche Waldemar", „Balduin von Flandern" u. A. sind über die Bühne geführt worden und Dom Sebastian, von dem wir sprechen werden, hat sogar eine Oper abgeben müssen, nachdem er bereits zu wiederholten Malen durch dickbändige Romane verschiedener Sprachen getrieben worden. Vor etwas mehr als zehn Jahren hat Merimé ein sehr interessantes Buch über die falschen Demetriusse geschrieben und in letzter Zeit beschäftigten sich deutsche Zeitungen viel mit den vielen Ludwig XVII., zu denen die „Freya" (1866, S. 29) noch einen neuen, unbekannten hinzufügte.

Dom Sebastian, sechzehnter König von Portugal, wurde nach dem Tode seines Vaters geboren und war ein Enkel Karls V. und gar nicht der Art, daß man einen einstigen phantastischen Liebling des Volkes und Helden der Sage in ihm hätte vermuthen sollen. Er wurde auch in dieser Beziehung nachgeboren. Seine hervorstechenden Eigenschaften waren eine unliebenswürdige, mönchische Sittenstrenge, Schweigsamkeit, düsteres Gemüth, Aberglauben, Jähzorn und despotische Laune. Er wünschte die Wunder zu erleben, an die er glaubte, und Abenteuer zu bestehen, wie sie nur in Ritterbüchern vorkommen. Sein ganzes Land hätte er am liebsten in ein Kloster verwandelt und er gab unter Anderm ein Gesetz, nach welchem Niemand mehr als zwei Schüsseln auf dem Tische haben durfte. Sein Lieblingstraum war ein Krieg gegen die Ungläubigen, der so wenig an der Zeit und noch weniger nothwendig war. Aufgemuntert vom Papste, aber unter dem Widerspruche der ganzen Nation und mit Mißbilligung Philipps II. von Spanien, der doch auch kein Ungläubiger war, schiffte er sich noch als Jüngling im Juni 1578 ein, um Marokko mit Krieg zu überziehen, und zwar mit ungenügenden Streitkräften. Ritterliche Wunder der Tapferkeit und Wunder des Himmels sollten in diesem heiligen Kriege ersetzen, was an menschlichen Kräften fehlte. Bei Alcazar-el-Kebir kam es am 4. August zur Schlacht. Die zahlreichen Feinde umringten den Eindringling von allen Seiten und vernichteten seine Armee. Er selbst, umdrängt, antwortete auf die Aufforderung sich zu ergeben: Ein König verliert die Freiheit nur mit dem Leben! — setzte von wenigen Edelleuten umgeben, den Kampf fort und fiel. Seine Leiche wurde aufgesucht, als die Leiche des Königs anerkannt und, mit Erlaubniß der Sieger, von den portugiesischen Gefangenen mit allen Ehren bestattet. Sein Onkel, Kardinal Prinz Heinrich, ließ sich daheim als König proklamiren und zwar ohne Widerspruch.

Zu Anfang schien an der Sache nichts Unklares, nichts Unebenes. Indessen aber hatte Keiner der Heimgekehrten mit eigenen Augen den König fallen gesehen. Man hatte keine Augenzeugen des wichtigsten Momentes — und da die phantastische und fromme Unternehmung in Verbindung mit dem Verschwinden des jungen Königs diesen in der Erinnerung und Phantasie des Volkes mit einer Art von Nimbus umgeben hatte, so entstanden allerlei Sagen und Gerüchte, die in den heißen südlichen Köpfen rasch zur Reife gediehen. Man behauptete steif und fest, daß Dom Sebastian mit seinem Günstling Cristovan von Tavora und dem Herzog von Aveiro dem Tode entgangen, daß sie als Pilgrime und irrende Ritter die Welt nach Abenteuern durchstreiften und daß sie einst gewiß, nach großen Heldenthaten, heimkehren werden. Diese Gerüchte traten mit doppelter Gewalt auf, als, nach der kurzen Regierung König Heinrichs, Dom Antonio, ein natürlicher Sohn seines Bruders, der Ansprüche auf den Thron erhob, mit seinem Häuflein Patrioten von dem berühmten Alba bei Alcantara geschlagen und Portugal von Philipp von Spanien in Besitz genommen worden (1580). Die Portugiesen, die ihre Glanzperiode von vor hundert Jahren nicht vergessen und sich für höher und edler hielten als die Spanier, konnten den Verlust ihrer Unabhängigkeit um so weniger verschmerzen, als sie die Tücke und Härte ihres neuen Gebieters bald genug zu kosten bekamen. Da an eine natürliche Hilfe in dieser Noth nicht zu denken war, sah man sich nach Wundern um. Sebastian, der während dieser Zeit in aller Welt

Wunder der Tapferkeit vollführte, mußte nun bald erscheinen, um sein Vaterland zu befreien. Und so erschien er auch bald.

Ein junger Mann, Sohn eines armen Töpfers, der sich in seiner Kindheit mit dem Verkauf von Rosenkränzen ernährt, dann als Novize in ein Kloster gegangen war, später sich eine Klause baute und als Einsiedler lebte, lernte in dieser Lage eine Wittwe kennen, die ihren Mann in der Schlacht von Alcazar verloren hatte und die viel Zärtlichkeit für ihn empfand. Von ihr wahrscheinlich erfuhr er Manches über diesen Krieg, und da man Dom Sebastian erwartete, gab er sich selbst für diesen aus. Die Gegend, in der er als Eremit lebte, mußte er zwar verlassen, weil sein Verhältniß zu der Wittwe Aergerniß gegeben, aber in anderen Gegenden glaubten die frommen Leute dem frommen Eremiten, und von der zärtlichen Wittwe mit Geld unterstützt, durchzog er mit einer Schaar junger Männer das Land, sprach ein Kauderwälsch, das er für Maurisch ausgab, und machte dem Volke weiß, daß er sich für seine Niederlage bei Alcazar eine Buße von sieben Jahren auferlegt hätte. In Penamacor, an der Grenze, setzte er sich einige Zeit fest, täuschte viele Patrioten, die ihm reiche Geschenke machten, umgab sich mit einem Hofe und führte ein lustiges Leben. Die spanischen Behörden aber waren nicht der Art, um einem solchen Treiben lange ruhig zuzusehen. Man hob ihn plötzlich auf und transportirte ihn nach Lissabon, wo er bald entlarvt war, da er viel jünger war, als der verschwundene Sebastian und mit diesem auch nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Da ihm so alle Gefährlichkeit benommen war, er außerdem seine Lage mit Humor behandelte und über seine Komödie schlechte Witze machte, verlöhnte er sich seine Richter und entging der Todesstrafe. Man begnügte sich damit, ihn baarhaupt, die Hände auf den Rücken gebunden, auf einem Esel durch die Straßen der Hauptstadt reiten zu lassen und ihn dann als Ruderer auf eine Galeere zu schicken. Auf dieser Galeere kam er mit der berühmten spanischen Armada, die England erobern sollte, in den Kanal la Manche, entwischte daselbst, rettete sich an's französische Ufer — und ward nicht mehr gesehen. —

Aber schon in demselben Jahre trat ein zweiter Sebastian auf und merkwürdigerweise war es wieder ein Kind armer Eltern und wieder ein ehemaliger Klosternovize, der sich zum Einsiedler gemacht hatte. Auch jene falschen Demetriusse Rußlands waren junge Mönche gewesen. Dieser falsche Sebastian, der Alvarez hieß, hat mit dem Schicksale des ersten und berühmtesten Demetrius noch die Aehnlichkeit, daß er, wie jener, einen angesehenen Mann, Pedro Alfonso, fand, der ihn als Werkzeug zum Sturze der spanischen Herrschaft benützen wollte und ihm sogar seine Tochter zur Frau gab. Alvarez war viel gewandter und gebildeter als der Töpferssohn und machte sich bald auch einen großen Anhang. Seine Frau ließ er als Königin krönen und schickte Boten in alle Theile des Reiches aus, die die Rückkehr Sebastians verkündeten. Bald hatte er eine kleine Armee von 1000 Mann um sich versammelt. Aber diese Armee lockte die spanische herbei. Sebastian und seine Anhänger schlugen sich nicht ohne Tapferkeit, doch erlagen sie in zwei Gefechten den kriegsgeübten und zahlreichen Soldaten. Alvarez entfloh, wurde aber verrathen, ausgeliefert und mit mehreren seiner Anhänger gehangen. Sein Leichnam wurde zerstückelt und die Stücke an verschiedenen Punkten Lissabons ausgestellt; sein Kopf auf eine Spitze des Schandpfahls gesteckt.

Zehn Jahre der spanischen Herrschaft gingen in's Land; Portugal fühlte sich immer unglücklicher; die verschiedensten und sonderbarsten Pläne zur Befreiung wurden geschmiedet: einer der sonderbarsten und verwickeltsten von Miguel dos Santos, einem Mönche. Er war ein Anhänger des flüchtigen Prätendenten, jenes Dom Antonio, intriguirte für ihn, wurde in's Gefängniß geworfen, aber bald, da er Reue heuchelte und sich selbst die Gunst Philipps II. zu erwerben wußte, wieder in Freiheit gesetzt und von dem König selbst als Vikar des Klosters Santa-Maria-la-Real zu Madrigal, einem kleinen Städtchen Altkastiliens, nicht fern von Valladolid, angestellt. In dem Kloster zu Madrigal lebte die Nonne, Prinzessin Donna Anna, Tochter des berühmten Don Juan d'Austria, des Helden von Lepanto, also Nichte König Philipps, der sich, indem er sie in's Kloster sperrte, einer Verwandtschaft entledigte, die ihm von jeher unangenehm gewesen. Seit ihrem sechsten Jahre in der Einsamkeit lebend, war sie einfach, arglos, keines Mißtrauens fähig, aber im Bewußtsein ihrer Abstammung voll Ehrgeiz und voll Sehnsucht, Glanz und Pracht der Welt zu genießen. Miguel dos Santos war ihr Beichtvater, und er bemächtigte sich ganz ihres Gemüthes, um sie als Werkzeug zu seinen Plänen zu benützen. Er brachte sie mit dem Pastetenbäcker Gabriel de Espinosa zusammen, den er bewogen hatte, sich für König Dom Sebastian auszugeben, und dem er Bart und Haare färbte, um einige Aehnlichkeit mit diesem herzustellen. Die arme Nonne glaubte ihrem Beichtvater gerne, daß sie den echten Sebastian vor sich hatte, ließ sich ihr Herz mit Liebe erfüllen und sich so weit bringen, daß sie mit dem Pastetenbäcker, der sie auf den Thron von Portugal zu erheben versprach, ein Ehegelöbniß austauschte. Dem Beichtvater war es nur darum zu thun, den Namen der edlen Dame mit in die Angelegenheit zu ziehen und dadurch, daß man sie als Braut oder Frau des Prätendenten ausgeben konnte, diesem größere Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Der Mann, den eine Prinzessin von Oesterreich heirathete, konnte nur ein König sein. Unglückseligerweise aber für Espinosa hatte er neben seiner Braut im Kloster noch eine Geliebte außerhalb desselben. Diese sah eines Tages kostbare Juwelen bei ihm, die Geschenke der Prinzessin, und befürchtend, daß er sich diese durch Diebstahl angeeignet, hielt sie es für gerathen, dem Alcalden Anzeige zu machen. Espinosa wurde verhaftet, mußte gestehen, woher die Juwelen kamen, und so gerieth die Behörde hinter das ganze Geheimniß der Kabale Bruder Miguels. Dieser sowohl, wie sein Pastetenbäcker büßten den Betrug am Galgen. Die arme Donna Anna wurde in einem anderen Kloster in eine düstere Zelle eingesperrt, wo sie vier Jahre mit Fasten und argen Kasteiungen verbrachte und dann den Rest ihres Lebens vertrauerte.

Kaum etwas mehr als ein Jahr nach dem Tode Espinosa's tauchte schon wieder ein Sebastian auf und zwar in der Ferne, in Venedig. Die Geschichte dieses Abenteurers ist darum merkwürdiger als die der andern, weil sie auf schlagende Weise zeigt, was die Kraft des Glaubens vermag. Marco Tulio Catizone sprach kein Wort portugiesisch, hatte nicht eines der sechzehn Merkmale, an denen die Echtheit der Person Sebastians erkannt werden sollte — und doch glaubten die vielen portugiesischen Verbannten an ihn. Einer derselben hatte Sebastian persönlich sehr genau gekannt, fand zwischen dem Prätendenten und dem verschwundenen König nicht die geringste Aehnlichkeit — trotzdem warf er sich ihm zu Füßen und huldigte ihm als seinem Souverän. Marco Tulio sowohl als seine Umgebung erzählten die wunderbarsten Dinge von seinen Erlebnissen und Abenteuern, von seinen großen Reisen, die ihn bis in das Land des fabelhaften Priesters Johannes geführt, wahrhafte Fabeln und Legenden: Alles wurde mit dem größten Glauben aufgenommen. Zum größten Schmerz der portugiesischen Patrioten ließ sich die venetianische Regierung durch die spanische bewegen, den Prätendenten in's Gefängniß zu werfen. Als sie ihn aus politischen Gründen wieder in Freiheit setzte, aber vom Gebiete der Republik verbannte, kam er nach langen Kreuz- und Querzügen, auf denen er von treuen Anhängern unterstützt, von Spekulanten ausgebeutet wurde, nach Toskana — zu seinem Verderben — denn der Großherzog lieferte ihn den Spaniern in die Hände. Diese brachten ihn nach Neapel, wo man ihn als einen Calabresen erkannt und seinen Namen entdeckt haben wollte. Seine Anhänger behaupteten, der eigentliche Sebastian sei nicht gefangen, sondern ein falscher, mit dem die Spanier

sich selbst oder die Welt täuschten. Mittlerweile aber brachte man ihn auf die Galeeren an der spanischen Küste, wo er mit einer gewissen Rücksicht und Milde behandelt und zu keiner schweren Arbeit gezwungen wurde. Er durfte auch Besuche empfangen, von welcher Vergünstigung seine Anhänger Gebrauch machten und die sie endlich zu seiner Befreiung benützen wollten. Dieß und der Versuch, noch einmal den König Sebastian zu spielen, kostete ihm das Leben. Er und mehrere seiner Getreuen endeten am Galgen.

Nach Marco Tulio trat kein Prätendent mehr auf; Sebastian verschwand aber deßhalb doch nicht aus der Erinnerung des Volkes, dem er eine Art Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser wurde, der in Zeiten der Noth kommen und helfen sollte. Dieser Glaube erhielt sich bis in unser Jahrhundert herein, denn von Dom Sebastian erwarteten vor fünfzig Jahren die Portugiesen die Befreiung vom französischen Joche. Der Glaube an den „verborgenen Prinzen“ wanderte sogar mit den Portugiesen nach Brasilien, und vielleicht lebt er dort noch heute, wie im Mutterlande.

Von **Friedrich Rückert**, unserem großen nationalen Dichter, der am 31. Januar zu Neuseß bei Coburg verschieden ist, geben wir unsern Lesern zwei Porträts, den jungen und den greisen Dichter darstellend; eine Biographie zu geben, enthalten wir uns, da bereits alle Tagesblätter solche gebracht. Aber bei dieser Gelegenheit wollen wir die Herausgeber des Rückert'schen Nachlasses auf ein Gedicht aufmerksam machen, das, unseres Wissens, in allen Sammlungen fehlt, überhaupt vergessen zu sein scheint, aber aus der Vergessenheit gezogen zu werden verdient. Es ist das eine Art orientalischer Ballade, „Schapur Hormuz' Sohn“, die vor ungefähr 28 Jahren in der Prager Zeitschrift „Ost und West“ erschienen. Wir erinnern uns nur noch einiger Strophen, die ungefähr so lauten:

Nicht nur war Schapur Hormuz' Sohn zum Könige geboren,
Auch ungeboren war er schon zum König auserkoren.
Ihm ward schon in der Mutter Leib der Königseid geschworen.

Als Hormuz Schapurs Vater starb, erließ er keinen Erben.
Was er mit Ruhm und Macht erwarb, soll das mit Schmach verderben?
Schon manches Königreich verdarb durch seines Stammes Aussterben.

. . . .

Wem soll man auf dem Haupte schau'n die königliche Binde?
Da fand man, daß der Königsfrau'n ging Eine mit 'nem Kinde,
Und rieth, daß mit dem Diadem man ihr den Leib umwinde.

. . . .

Und Schapur eines Tages hört Geschrei her von der Brücke.
Der König fragt: Was schreit das Volk, als ob man es erdrücke?
Man sagt ihm drauf: Die Leute geh'n hinüber und zurück.

. . . .

Und Er: Bei dieser Brücke soll man bauen eine zweite,
Daß man auf der herüber und auf der hinüber schreite.

. . . .

Und wie auf dieser Brücke soll es sein in meinen Reichen,
Ist jeder Gang von Gängern voll ist das ein gutes Zeichen,
Doch sei auch Platz, daß jeder kann dem andern gut ausweichen.

. . . .

Maria Stuart und Chastelard.

Wenige Helden oder Heldinnen der Weltgeschichte sind von der Poesie so oft gefeiert worden, wie Maria Stuart, Königin von Schottland; für wenige Unglückliche haben Kunst und Geschichte so viel Mitleid in Anspruch genommen, wie für sie — und doch war sie nichts anderes als eine Verbrecherin, eine große und greuliche Verbrecherin, eines der verworfensten Weiber ihrer an verworfenen Weibern überreichen Zeit. Sie war bigott, wie es ihre Onkels, die berühmten fanatischen Guisen, nur wünschen konnten; sie war gefallsüchtig bis zur Buhlerei, eine vielfache Ehebrecherin und endlich Gattenmörderin. Für ihr Volk hatte sie kein Herz, für ihre Pflichten als Königin nicht den geringsten Sinn und ihr Vaterland wollte sie an Frankreich verkaufen. Aber sie war schön, talentvoll und wußte für sich einzunehmen. Die Franzosen, die sich meist ihrer Geschichte bemächtigt, sind ihr dankbar für ihre Liebe zu Frankreich und für die beabsichtigte Schenkung ihres Landes an die französische Krone, und haben sich von jeher bemüht, sie zu entschuldigen und im günstigsten Lichte darzustellen; es werden in Frankreich sogar Bücher verkauft und in Mädchenschulen gelesen, welche Maria Stuart geradezu als eine Heilige darstellen. Lange vor Schiller ist sie schon von Lemière in einem Trauerspiele gefeiert worden und noch nach Schiller haben Poeten aller Länder einzelne Episoden ihres Lebens bearbeitet. Es ist das kein Wunder, da ihr Leben, als das Leben eines treulosen, unzuverlässigen und abenteuerlichen Weibes reich an Episoden ist. Die Ermordung Rizio's, des italienischen Sängers, ihres Günstlings, durch ihren Mann; die Ermordung ihres Mannes Darnley durch sie und Bothwell, ihren Geliebten; die Flucht und Vermählung mit Bothwell, dem Mörder ihres Gatten — alles das sind blutige und romantische Ereignisse, die zur Darstellung reizen. In neuester Zeit hat ein talentvoller englischer Dichter Swynburn eine bis jetzt unberücksichtigte Episode aus Maria Stuarts Leben herausgehoben, die allerdings wenig bekannt ist und die wir bei dieser Gelegenheit und da wir eben in unserer Schillergallerie das Porträt der Heldin bringen, hier mit wenigen Worten erzählen wollen.

Nach dem Tode ihres jungen Gemahls Franz II. von Frankreich nach Schottland, in ihre Heimat zurückgekehrt, richtete sie sich ihren Hof so ein, wie es ihren Wünschen und Neigungen entsprach und wie sie es am Hofe Heinrichs II., ihres Schwiegervaters, seiner Maitresse Diana und ihrer Schwiegermutter, der elenden Katharina von Medici, gelernt. Fest auf Fest, Schwelgerei auf Schwelgerei. Umgeben von jungem, leichtsinnigem Volke beider Geschlechter, von Gauklern und Abenteurern, denen man alle Freiheiten einräumte, veranstaltete sie Bälle, Bankette, Jagden und allerlei Lustbarkeiten, bei denen die Fesseln der Sitte und des Anstandes leicht abgestreift wurden. Gefallsüchtig, wie sie war, wollte sie auch die Wirkungen ihrer Schönheit erproben und brachte von den jungen, oft sehr rohen Männern ihres Hofes manchen dahin, daß er sich Freiheiten gegen sie herausnahm, die zu bestrafen ihr dann ein besonderes Vergnügen machte. So geschah z. B. einem Kapitän Hepburn, der sich so gegen sie benahm, wie sich ein Kapitän gegen seine Königin gewiß nie ohne Herausforderung benehmen würde, und der dann nur durch die Flucht der furchtbarsten Behandlung entging. Trauriger war das Schicksal eines bessern Mannes. Ein junger französischer Edelmann, Namens Chastelard, aus einem edlen Hause, denn er war der Großneffe Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel, liebte Maria schon am französischen Hofe und ging mit ihr, im Gefolge Damville's, der sie ebenfalls liebte und der den Auftrag hatte, sie heimzubegleiten, nach Schottland. Chastelard war einer der beliebtesten und liebenswürdigsten jungen Ritter dieses und des französischen Hofes. Der französische Geschichtsschreiber Brantôme, sein Zeitgenosse, der ihn kannte, sagt von ihm, daß er mit Bayard große Aehnlichkeit und daß er dessen mittlere, sehr schöne, etwas schmächtige Gestalt hatte. Ferner, daß er ein vollendeter Ritter gewesen, daß seine Seele so schön wie sein Körper, daß er mündlich wie schriftlich des Worts so mächtig, wie nur irgend ein französischer Edelmann, und daß er dabei ein sehr zarter und höfischer Dichter gewesen. Er besang Maria Stuart, die ihm in Versen antwortete, ihn auszeichnete und mit großer Vertraulichkeit behandelte. Eine Zeit lang war er von Schottland abwesend, in Frankreich. Da aber die Unruhen wegen der Religion ausbrachen, wollte er als Hugenott nicht gegen seine Glaubensgenossen, und als Freund Damville's nicht gegen diesen, der an der Spitze der katholischen Partei stand, kämpfen und kehrte darum und von seiner Liebe getrieben, nach Schottland zurück. Marie empfing ihn mit mehr als Wärme. Während des ganzen Winters 1563 behandelte sie ihn vertraulicher und intimer als irgend Jemand, und keiner vom Adel wurde so oft und so freundlich von ihr im Kabinet empfangen, wie er. Sie

schente sich auch nicht, öffentlich und bei Festlichkeiten sich an seine Schulter zu lehnen; er war ihr bevorzugter Tänzer und sie küßte ihn manchmal auf den Hals. Knox, der freilich allzustrenge Schüler Calvin's, Reformator Schottlands und Feind dieser „Herodias", behauptet, sie habe sich mit Chastelard so benommen, wie es sich eher für ein schlechtes Haus, als für anständige Frauen schickt. — Eines Abends versteckte sich Chastelard unter dem Bette der Königin. Man entdeckte ihn daselbst und Maria befahl ihm, den Hof zu verlassen. Er aber folgte ihr in die Grafschaft Fife und zwei Tage darauf traf ihn Maria wieder in ihrer Stube. Sie stieß gewaltige Schreie aus, sie rief um Hilfe; der Hof eilte herbei und mit ihm der Anverwandte der Königin, Murray, dem sie befiehlt, Chastelard sogleich niederzustechen. Murray aber nahm ihn nur gefangen und Maria ließ ihn zwei Tage darauf zum Tode verurtheilen. Eine furchtbare Grausamkeit gegen einen jungen Mann, dem sie den Kopf verdreht, den sie durch ihr Benehmen berauschte und dem sie alle Rechte eingeräumt zu haben schien. Noch furchtbarer aber, wenn sie ihm, wie es allen Anschein hat, in der That längst alle Rechte eingeräumt und wenn sie jetzt nur eine Komödie spielte, um sich eines Liebhabers zu entledigen. Und letztere Annahme hat viel Wahrscheinlichkeit für sich bei einer Frau, die ihren kranken Gatten sammt seinem Hause in die Luft sprengen ließ, nachdem sie ihm den Abend vorher einen Krankenbesuch gemacht und ihn mit Zärtlichkeit überhäuft hatte — die in dieser Mordnacht Ruhe und Kaltblütigkeit genug hatte, aus dem Hause, das in die Luft gesprengt werden sollte, ein Mäntelchen, das sie dort vergessen, holen zu lassen, damit es nicht zu Grunde gehe. — Chastelard ging muthig und wehmüthig lächelnd zum Richtplatz. Auf dem Wege dahin recitirte er die Verse Ronsards, des damals berühmtesten Dichters Frankreichs:

> Nichts als Qual ist alle Sehnsucht,
> Wer Sehnsucht fühlt, ist nie beglückt.
> Vom Glücke wissen nur die Todten,
> Denn glücklich ist, wer nichts von Sehnsucht weiß.

Auf dem Schaffot angekommen, wandte er sich nach der Gegend, wo er die Königin vermuthete, und rief aus: Leb' wohl, schönste und grausamste Fürstin der Welt! — Dann streckte er den Nacken hin und ließ sich ruhig enthaupten.

Historische Schillergallerie. — Elisabeth, Königin von England, geb. 1533 † 1603, eine der größten Regentinnen aller Zeiten, Tochter Heinrichs VIII., aus dem Hause Tudor und der Anna Boleyn. Sie gehört zu den Gründern der englischen Macht; sie befestigte den Protestantismus in England, und Wissenschaft und Bildung entwickelten sich unter ihr auf großartige Weise. Unter ihr wurde die spanische Armada geschlagen und wurden Kolonieen gegründet; unter ihr lebten Männer wie Shakespeare, Sidney, F. Bacon, Marlow, Franz Drake, Walter Raleigh und viele andere bedeutende Menschen. Zu ihrem größten Ruhm gereicht es, daß sie dem verderblichen spanischen Einfluß unter Philipp II. mit verhältnißmäßig kleiner Macht Grenzen setzte. Flecken in ihrer Laufbahn bilden die Hinrichtungen der Maria Stuart und ihres Günstlings Essex. Sie starb unverheirathet als „jungfräuliche Königin", wie sie sich gern nennen hörte. — Lord Burleigh (W. Cecil), geb. 1520 † 1598, Staatssekretär und Lord Schatzmeister der Vorigen, hatte seine Laufbahn schon unter deren Vater Heinrich angefangen und unter ihren Geschwistern Eduard VI. und Maria fortgesetzt. Er war kein staatsmännisches Genie, aber ein sehr gewandter und besonnener Geschäftsmann, verstand die Verhältnisse des In- und Auslandes und vor Allem den Charakter seiner Königin, deren Leidenschaften er ebensowohl zu mäßigen, als, nach Bedürfniß, anzustacheln wußte. Er verbesserte die kirchlichen Einrichtungen, wie überhaupt die ganze Verwaltung, und während viele Große neben ihm aufstiegen und fielen, wußte er sich unerschüttert auf seinem Posten zu erhalten. Zur Hinrichtung der Maria hat er viel beigetragen. — Leicester (Robert Dudley, Graf v.), Sohn des Herzogs von Northumberland, geb. 1531 † 1588, ein Gegner des Vorigen und Günstling der Königin. Sie vertraute ihm auch den Oberbefehl über die Truppen an, die sie den Niederländern gegen die Spanier zu Hilfe schickte; er erwies sich aber als sehr talentlosen Feldherrn und sie mußte ihn zurückrufen. Trotzdem gab sie ihm den Oberbefehl über die Truppen, die London gegen die spanische Armada vertheidigen sollten. Keinem Mann gegenüber hat sich die große Königin so schwach und in keinem Verhältnisse so treu und stark gezeigt. — Maria Stuart, Königin von Schottland, Tochter Jakobs V., verheirathet an Franz II. von Frankreich, dann an Darnley, dann an dessen Mörder Bothwell; geb. 1542, enthauptet 1587. (S. oben.)

Am Pfluge.

(Mit Stahlstich.)

Herrlich ist es, wenn der Krieger
Seinem Sohne reicht das Schwert
Und der altgewohnte Sieger
Künft'ge Sieger kämpfen lehrt.

Kranz von Lorbeer oder Eichen
Winkt und locket nah und fern;
Ueber Feldern selbst voll Leichen
Schwebt er wie ein goldner Stern.

In Geschichten wird man preisen
Was dereinst der Lehrling thut,
Und im Volke wird zu Weisen,
Und in Liedern lebt sein Muth.

Du lebst nicht im Liedermunde,
Knabe, den der Vater lehrt
In der stillen Morgenstunde,
Wie der Pflug die Schollen kehrt.

Hörest kaum der Lerche Lieder,
Nur den Vater andachtsvoll;
Blickest nur zum Grunde nieder,
Den dein Schweiß befruchten soll.

Stille Arbeit, mühevolle,
Lernst du, die nur Segen gibt,
Doch so ruhmlos wie die Scholle,
Die der Pflug beiseite schiebt,

Die im Frühling heimlich quillet,
Die im Sommer sich versteckt,
Die in Fernen Hunger stillet,
Wenn der Winter sie verdeckt.

Andacht liegt auf deinen Brauen,
Ja, du ahnest, wo das Heil —
Ahnest, was die Seher schauen,
Daß es nicht bei Schwert und Beil;

Daß, wenn einst die Liebe taget,
Jene, die dich pflügen lehrt,
Aller Rost am Schwerte naget,
Aller Glanz den Pflug verklärt.

Alexis.

Gefängniß- und Flucht-Geschichten.

2. Die Flucht Röslers von Oels vom Hohen-Asberg.*)

(Mit einer Ansicht des Asbergs und des Schubart-Thurms.)

Du wünschest, lieber Freund, daß ich die Befreiung Deines Gastfreundes, des Parlamentsmitgliedes Rösler von Oels, niederschreibe; ich thue dieß um so lieber, als mir der Vorgang eine liebe Erinnerung aus schöneren Tagen ist, als diejenigen sind, die wir jetzt verleben.

Deinem Wunsche, sämmtliche Namen zu nennen, kann ich nicht entsprechen, denn Etliche würden jetzt noch darunter zu leiden haben, wenn dieß Papier in falsche Hände käme; ich werde sie Dir jedoch alle mündlich nennen.

Ausdrücklich muß ich, weil der Beginn der Geschichte fast romantisch aussieht, Dich versichern, daß ich mir keinerlei Ausschmückung erlauben werde, sondern die Thatsachen so getreu als es nach dreizehn Jahren möglich ist, niederschreiben will.

* * *

Es mag um die Mitte des Februar 1850 gewesen sein, als ich Abends fünf Uhr, wegen Unwohlseins in Decken gewickelt im Bette liegend, einen Brief erhielt, mit den Beisätzen „selbst" und „pressant". Es war die Hand meines Freundes Rau, der auf der Festung Hohenasberg seine Strafe wegen des Rottweiler Zuges verbüßte. Der Inhalt lautete:

„Angesichts dieses begib Dich nach Ludwigsburg zu N.N. (ein mir bis dahin unbekannter Mann) und verlange, daß man Dich zur Frau führe."

Für denselben Abend war mir's unmöglich, Rau's Begehren nachzukommen; aber des andern Morgens fuhr ich mit dem ersten Zug nach Ludwigsburg und vollzog die erhaltene Ordre.

Die Frau des Hauses führte mich nach abgegebener Parole sogleich über die Straße in ein nahes Haus. Ueber einer Treppe klopfte sie an; die Thüre wurde geöffnet von einer schönen rothhaarigen Frau, welche einen Säugling auf dem Arme hielt und sichtlich erschrocken war. Meine Begleiterin schob mich mit den Worten: Das ist der Freund aus Stuttgart! — zur Thüre hinein und kehrte um.

Frau Rösler, die Du an den rothen Haaren schon erkannt hast, verriegelte die Thüre, theilte mir mit, wer sie sei und setzte voraus, daß ich wisse, um was es sich handle; ich zeigte ihr Rau's lakonischen Brief mit dem Bemerken, daß dieß alles sei, was ich wisse.

Sie sagte mir nun, daß sie die Befreiung ihres Mannes erharre, aber es gehe nicht vorwärts, Tag um Tag verstreiche und seine Auslieferung an Preußen sei vor der Thür. In der That hatten preußische Blätter schon die Nachricht gebracht, daß in Oels das Gefängniß geweißt worden sei, welches Röslern aufnehmen sollte.

Frau Rösler legte mir nun einen von Rau geschriebenen, bis in's Detail ausgearbeiteten Plan zur Flucht Röslers vor.

Von elf bis zwölf Uhr Vormittags wurden Rau und Rösler unter Bedeckung vor dem Arsenalbau (innerer Wall) spazieren geführt. Nun sollten zwei Bauern in den äußern Graben steigen, dort thun, als hätten sie Bäume zu putzen, und eine Leiter an die hohe Mauer anlegen, welche das Rondell mit der viereckigen Bastei verbindet und den zweiten (innern) Graben abschließt.

Rösler sollte links der viereckigen Bastion in den innern Graben, die dort befindliche Treppe hinunter, durch die Bastion hindurch und rechts derselben die

*) Alle bisherigen Darstellungen dieser Flucht, die ihrer Zeit so großes Aufsehen gemacht, waren falsch oder unvollständig, selbst die von Rösler herrührende nicht ausgenommen, da er zu viele Rücksichten auf Personen und Umstände zu nehmen hatte. Unsere Darstellung ist die erste richtige und wahre. Sie rühet vom Befreier Röslers selbst her. A. d. R.

dort zu einem kleinen Pavillon führende Treppe hinaufsteigen; hier sollte die Leiter von außen lehnen. So konnte Rösler in den äußern Graben gelangen und aus diesem sollten ihm die Bauern hinaushelfen auf den äußern Wall. Eine Chaise war zur Aufnahme des Flüchtigen auf der Landstraße vorgesehen. Die Chaise hatte Rösler aus Brackenheim zu beschaffen übernommen. Unterwegs hatte Rau für frische Pferde gesorgt, die auf die Parole „Maler Wagner" zur Disposition standen.

Ein Soldat, Hein mit Namen, hatte zwei Bauern aus Asberg (Dorf) gewonnen und alle drei hatten von Frau Rösler Geld empfangen, aber obwohl die Chaise bei der Hand war, die Bauern gingen nicht her. Man hatte Befürchtungen, daß die hin- und herfahrende Chaise auffallen könnte und in dieser Klemme hatte sich Rau entschlossen, mich in's Geheimniß zu ziehen.

Auf meine Frage nach den Namen der beiden Bauern sagte mir Frau Rösler, daß der eine Fremmer, der andere Bemmer heiße, die Wohnung wisse sie nicht. Die Namen kamen mir verdächtig vor. Sogleich ging ich nach Dorf Asberg, wo ich alsbald ermittelte, daß es dort keine Fremmer gebe, da fragte ich nach den Bemmern nicht mehr, sondern ging auf die Festung und trieb den Soldaten Hein auf; der nannte mir die rechten Namen der beiden Hallunken. Sogleich ging ich zurück in's Dorf und traf den einen zu Hause; den stellte ich wegen seiner Niederträchtigkeit zur Rede; er stotterte Ausreden hervor und versprach übrigens, in derselben Nacht eine Leiter hinaufzuschaffen und des andern Mittags mit seinem Compagnon im Graben zu sein. Ich traute ihm aber keineswegs, sondern beschloß, des andern Mittags in Asberg zu sein und die Burschen unter meine Obhut zu nehmen. Des Abends theilte ich Frau Rösler in Ludwigsburg meinen Erfund und meine Befürchtungen mit, ebenso, daß ich bei der Partie sein wolle.

Frau Rösler von Oels und Frau Rösler von Brackenheim waren des andern Tages im Hirsch in Asberg in banger Erwartung der kommenden Dinge, und um zehn Uhr traf ich ebendaselbst ein, ohne jedoch vor den Wirthsleuten merken zu lassen, daß ich die beiden Frauen kenne.

Um halb elf Uhr schickte ich zu einem der Bauern, er solle in den Hirsch kommen. Bald kam er über die Straße; ich trank aus und trat ihn auf der Straße an. Eben, sagte er, will ich hinauf, die Leiter ist oben. — Die Chaise war in Sicht.

Ich ging neben dem Bauern her und als wir an die Stelle kamen, wo man in ein Gestäffel eintreten mußte, um den Berg zu ersteigen, stellte er mir vor, daß es gefährlich sei, wenn man uns zusammen hinaufsteigen sehe; das leuchtete mir ein. Ich ging eine Strecke weiter um den Berg und hinauf, den Bauern stets im Auge behaltend, so lange das Terrain dieß gestattete. Er mochte halb oben sein, als ich schnell den Wall vollends erstieg und ihn etliche Minuten nicht mehr sehen konnte; aber der Bauer hatte mich eben so gut im Auge behalten, denn er benützte diese paar Minuten, um durchzugehen oder sich zu verstecken. Nirgends konnte ich eine Spur von ihm entdecken. Jetzt spähte ich nach der Leiter, denn es war auch möglich, sie allein aufzurichten und ein gelungener Sprung in den Graben gehörte lange nicht zu den Unmöglichkeiten; aber auch die Leiter war nicht da! Als nun Rau und Rösler herauskamen auf den Spaziergang, suchte ich durch verneinende Bewegungen mit Kopf und Händen ihnen deutlich zu machen, daß es nichts sei. Rau sang hierauf mit seiner schönen Stimme sehr laut etliche Strophen, denen er Worte unterlegte, aus welchen ich mit Sicherheit entnehmen konnte, daß sie mich verstanden hatten. Also ging ich um der beiden Frauen willen zurück nach Asberg in den Hirsch, voll Zorn, daß mich die Bestie genarrt hatte. Als Niemand auf uns achtete, gab ich ihnen einen Wink, daß alles fehlgegangen und ich in Ludwigsburg vorsprechen werde.

Gerne hätte ich mich an dem Bauern gerächt, aber die Befürchtung, daß er alles verrathen werde, hielt mich ab, denn er hatte nichts gethan, als uns für'n Narren gehabt; er brauchte also keine Sorge zu haben, daß er gestraft werde.

Für mich resultirte aus dem Geschehenen, daß auch hier, wie überall, mit feigem, bezahltem Gesindel nichts zu machen sei und ich begann sofort auf andere Mittel zu denken.

In Ludwigsburg ging ich zu Freund Andreas, welcher bereits Wind von der Sache hatte, und fragte ihn, ob er nicht wisse, wo man erlaubter oder unerlaubter Weise Leitern bekommen könne? Er versprach mir in dieser Richtung alles zu thun, was er könne, und hat redlich Wort gehalten.

Nun besuchte ich Frau Rösler und erzählte ihr, was vorgegangen sei. Sie brach in laute Klagen aus und überschüttete ihr Kind mit Thränen. Auch eine bittere Anklage entfuhr ihr gegen einen Mann, der ihr versprochen, selbst einzugreifen, und der eben auch nicht hergehe. Ich lasse das dahingestellt, denn es ist dieß einer von denen, welche ihr Wort zu halten pflegen und auch die Gefahr nicht scheuen.

Ich suchte sie zu beruhigen und sagte ihr, daß ich die Flucht ihres Mannes durchaus für möglich halte und daß ich selbst Alles leiten wolle, wenn man es mir überlasse. Vor allem müsse mit Hein und durch ihn mit den Bauern und wer sonst in das Geheimniß eingeweiht sei, abgebrochen und diese Leute in die Meinung versetzt werden, daß das ganze Projekt aufgegeben sei.

Sodann verlangte ich, daß Rau den Begleiter auf sich nehme, sei's, daß er ihn mit List ablenke oder mit Gewalt abhalte; denn Rau war sehr stark. Rösler aber dürfe sich durch nichts abhalten lassen, wenn einmal die Vorbereitungen fertig seien, er müsse dann um jeden Preis den ersten Graben gewinnen und wenn er von seinen Waffen Gebrauch machen sollte.

Sobald sie mich in Kenntniß setze, daß Rau und Rösler einverstanden seien, so werde ich desselben Tages mit etlichen Freunden kommen und die Ausführung vorbereiten. Frau Rösler schien wenig Vertrauen zu

haben; sie versprach, morgenden Tages ihren Mann zu unterrichten, denn sie hatte Zutritt zu ihm.

Bei diesem Anlaß passirte es ihr, daß sie einen Sack mit Geld auf den Tisch stellte und mich aufforderte, darüber nach Gutdünken zu verfügen. Ich denke nicht, daß sie eine Bauernseele in mir vermuthete, aber es verletzte mich auf's Tiefste und ich sagte ihr so gelassen, als mir der Aerger zuließ, daß ich kein Geld brauche, und das, was ich etwa brauche, wohl aufzuwenden hätte. Aber Sie brauchen Leute, entgegnete sie. — Ich werde es mit Leuten machen, die nicht für Geld zu haben sind, gab ich zurück und verabschiedete mich.

Hiemit schließt der erste Theil der Fluchtgeschichte, die, wie Du siehst, einen sehr unerquicklichen Verlauf nahm.

* * *

Des andern Morgens fuhr ich direkt nach Asberg, ging auf den Wall, mittelte den sichersten Weg zum Hinauf- und Herunterkommen aus und suchte die Höhe beider Mauern zu bestimmen.

Zum Einsteigen in den Graben wählte ich die Stelle im Südosten am Rondell, wo keine Schildwache so leicht hinsehen konnte, denn die Schildwachen auf dieser Seite sah ich stets entfernt von der Mauer auf- und abgehen, während diejenigen im Nordosten fast immer hart an der Mauer gehen.

Die erste Mauer hat dort 13 bis 15 Fuß; ich maß die Steinschichten dieser Mauer und zählte sodann diejenigen der zweiten Mauer, so gelangte ich durch Schlüsse zu dem Ergebniß, daß letztere 37 bis 40 Fuß habe; es scheint aber, daß ich mich um etliche Fuß geirrt habe, wie Du bald sehen wirst.

Nach diesem ging ich nach Ludwigsburg zurück, besuchte Freund Andreas, gab ihm das Maß der Leitern an und zog noch von dem Soldaten M., den ich gut kannte, Erkundigung ein über den Verschluß der Thüre, welche den Durchgang durch die viereckige Bastion schließt; dieß war ein zuverlässiger Mann und sehr bekannt auf der Festung. Er versicherte mich, daß diese Thüre eine elende Lotterfalle sei, welche selten geschlossen werde, aber auch wenn sie dieß sei, mit einem Fußtritt zertrümmert oder doch aufgesprengt werden könne.

Etliche Tage nachher, es war der 20. Februar, trat Andreas des Mittags bei mir ein und brachte die Nachricht, daß Rau und Rösler auf alles eingehen und daß er für Leitern gesorgt habe, man müsse sie zwar heimlich wegnehmen, aber nur, weil der Eigenthümer sich salvirt wissen wolle. Ich bestimmte die morgende Nacht zum Hinaufschaffen der Leitern und zur Ersteigung der Mauern, denn ich wollte völlig sicher gehen und Alles in der Nacht mit meinen Begleitern durchexerziren; den darauffolgenden Morgen, den 22., bestimmte ich zur Flucht. Andreas übernahm es, die Chaise wieder zu bestellen und bot mir Quartier für mich und meine Begleiter für die folgende Nacht an. Das war ein großer Vorschub, weil wir in ein Gasthaus vorsichtshalber nicht gehen konnten und das Campiren im Freien im Februar seine Schwierigkeiten hat. Andreas kehrte Abends zurück nach Ludwigsburg; ich verwendete die Nacht dazu, die nöthigen Dispositionen für mein Geschäft zu treffen, für den Fall eines unglücklichen Ausgangs; auch stellte ich mir Alles bis in's Detail fest und versäumte keine Vorsicht, das Gelingen des Unternehmens zu sichern und zugleich meine Begleiter nach Kräften vor Unheil zu bewahren. Drei Kameraden beschloß ich zu gewinnen, den einen als Kondukteur in die Chaise, zwei in den Graben, und den Posten auf dem Wall, wo Alles gut übersehen werden konnte, behielt ich für mich.

Morgens neun Uhr ließ ich meinen Freund Bleyle, einen entschlossenen Patrioten, zu mir bitten, theilte ihm mein Vorhaben mit und er erklärte sich bereit, von der Partie zu sein; im Einverständniß mit ihm schickte ich nach Schönfeld. Dieser, ein fast schmächtig gebauter, aber kaltblütiger Mann, gewandt wie ein Aal, Republikaner von Gesinnung, sagte ebenfalls zu. Beide ließ ich nicht mehr von mir, obschon sie noch dieses und jenes vorher besorgen wollten. Der Zufall führte in diesem Augenblick meinen Vetter Roth vorbei, ehe ich mich über einen Dritten geeinigt hatte. Ich beschloß, ihn beizuziehen, denn es ist dieß ein starker und verwegener Mann. Er sagte zu und bedung sich nur, daß ich im Falle es krumm ginge, für sein Kind sorge. Das versprach ich ihm.

Alle drei waren niemals auf der Festung gewesen, was mir aus naheliegenden Gründen sehr vortheilhaft erschien; so blieben wir beisammen bis Abends fünf Uhr und fuhren dann, vereinzelt einsteigend, nach Ludwigsburg.

Bei Andreas quartierten wir uns ein; ich ging noch zu Frau Rösler und sagte ihr, daß sie nothwendig Morgen früh auf die Festung gehen müsse, um ihrem Manne beizubringen, daß er nicht ausbrechen soll, bis ich ihm durch Schwenken meines rothen Taschentuches das Zeichen gebe, daß Alles parat sei. Diese Zumuthung überraschte Frau Rösler, sie sagte aber zu, als ich ihr vorstellte, daß auf keine andere Weise mehr mit Rösler verkehrt werden könne und daß, wenn er sogleich ausbreche, wenn er mich sehe, die Vorbereitungen noch nicht fertig sein könnten; in dieser Angst hatte ich damals geschwebt, als der Bauer den Schlechten gemacht hatte.

Nachts halb zwölf Uhr verließen wir unser Quartier. Andreas begleitete uns und ebenso hatte sich M. aus Privatvergnügen angeschlossen, daß wir sechs Mann waren. Die Leitern lagen parat und wir zogen sie unter dem Hofthore heraus. Andreas führte uns um die Stadt auf die Straße, welche am Osterholz vorbeiführt, denn die Landstraße mieden wir. In der Nähe des Pulverthurms begegnete uns ein Offizier; wir sahen ihn zu spät, um die Leitern weglegen zu können; man drückte sich aber an die Seite des Chausseegrabens, hielt die Leitern tief und es scheint mir, daß er gar nichts gemerkt hat, wir aber marschirten von jetzt an mit Vor- und Nachhut auf zwanzig Schritte, denn einem Landjäger z. B. durfte man um Mitternacht nicht mit Leitern seine Aufwartung machen.

Unterhalb des Osterholzes bogen wir in die Wiesen ein, ein Wassergraben wurde mit den Leitern überbrückt und bald waren wir am Schwitzgäßchen. Wenn man in dieses einbiegt, so steht an der Ecke ein großer Birnbaum; hundert Schritte rückwärts von diesem Baum in der Richtung gegen das Dorf mußte die Chaise halten und Bleyle, den ich zum Kondukteur bestimmt hatte, wurde mit der Umgebung so vertraut gemacht, als es ging in der stockfinstern Nacht, in der nur hie und da ein grelles Mondlicht hervortrat, um bald wieder durch schwarze Wolken, die der Wind einherjagte, verdeckt zu werden.

Als wir das Schwitzgäßchen hinaufgingen, kam uns, wie wir glaubten, eine Laterne entgegen; die Leitern wurden in die Weinberge geschoben, meine Begleiter schlüpften ebenfalls hinein und ich ging, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, dem unwillkommenen Gaste, der gar nicht von der Stelle kam, entgegen. Es waren aber abgefaulte Pfahlspitzen von einem sogenannten „Rößle" im Weinberg, welche hell leuchteten. Ich deckte das Zeug mit Erde zu und brachte die beruhigende Entdeckung meinen Begleitern zurück; man formirte sich wieder, es fand sich aber ein Mann weniger vor. M., der zum Privatvergnügen mitgegangen war, hatte sich, ohne Zweifel wieder aus Privatvergnügen, entfernt und das Abschiednehmen vergessen.

Am obern Ende des Schwitzgäßchens angekommen, bogen wir fünfzig Schritte rechts und stiegen neben den letzten Weinbergmauern bis zu zwei Drittheilen des Berges hinauf, von hier zogen wir uns links und kletterten an der Böschung des Walles beim Rondell hinauf.

Wir konnten nicht auf das Plateau treten, denn ein breiter Streifen Mondlicht erhellte die Stelle, wo wir einsteigen mußten. Also drückten wir uns an die Böschung, uns an Grasbüschen und der dort stehenden alten Felbe anklammernd und gegenseitig haltend; nicht daß die Böschung so gar steil wäre, sondern der Sturm war so gewaltig, daß man an der Böschung sich nicht auf den Beinen halten konnte.

Der Schatten des Rondells näherte sich allmälig der Stelle, die wir gerne unbeleuchtet gehabt hätten; auf der Festung war es still, die Ablösung längst vorüber und die Schildwachen riefen sich entweder gar nicht an oder das Brüllen des Sturmes übertönte sie. Ich kann mir jetzt recht gut denken, wie in der Nähe von alten Thürmen und Festungswerken die Sage vom wilden Jäger entstehen konnte; im Thale rauschte der Wind in den Baumkronen, aber in der Höhe an diesem Gemäuer mit seinen Ecken, Thürmchen, Luken, Schießscharten und Ritzen stößt sich der Wind und das Rauschen ist untermischt von seltsamen Tönen, wie fernes Schreien geängstigter Kreaturen. An dem Sturme hatten wir einen guten Genossen; bald trieb er ein schwarzes Gewölk vor die Scheibe des Mondes und sofort wurden die Leitern heraufgeschoben, auf dem Bauche mit ihnen über das Plateau des Walles gerutscht und die kleine Leiter eingestellt; zwei Mann blieben an der Böschung liegen, wir andern drei stiegen, die große Leiter einander bietend, ein. Dieß ist an der Südostseite des Rondells (runde Bastion); letzteres umschlichen wir, stets stille haltend, wenn der Sturm verstummte, und seinen Lärm zum Weitergehen benützend.

An der Stelle, wo der kleine Pavillon auf der innern Mauer stand und wo Rösler herauskommen mußte, legten wir die große Leiter an und Roth stieg hinauf, denn man konnte in der Finsterniß nicht sehen, wie weit sie reichte. Er kam wieder herunter mit der schlimmen Entdeckung, daß die Leiter wohl vier Fuß zu kurz sei und er den Mauerrand nicht habe erlangen können; da ich etwas länger als er und etwa in der Größe Röslers bin, so stieg ich ebenfalls hinauf, hoffend, daß es reiche, aber es reichte nicht, denn die beiden letzten Sprossen konnten nicht betreten werden.

Wir legten verblüfft die Leiter nieder und begaben uns wieder an die Felbe, legten uns an die Böschung und „hielten einen Rath". Es mochte jetzt ein Uhr vorüber sein; um zwei Uhr wurde abgelöst und uns dadurch die Zeit etwas knapp zugemessen. Nach Ludwigsburg zurück, um eine größere Leiter zu holen, reichte die Zeit nicht, denn man hätte wohl drei Stunden dazu gebraucht und wäre mit Tagesanbruch erst wieder da gewesen. Im Dorf Asberg die Gehöfte durchzustöbern nach Leitern, was mehrmals vorgeschlagen wurde, versprach gar keinen Erfolg, weil wir nicht wußten, wo etwa Leitern sein mochten. Unsere kleine Leiter an die große zu binden, was einer vorschlug, hatte den großen Nachtheil, daß dieß des andern Morgens vor der Flucht hätte geschehen müssen und daß wir beim Heraussteigen keine Leiter gehabt hätten.

Die Mauer ist dort 13 bis 15 Fuß hoch und es war mir eben nicht so ganz sicher, daß Rösler mit vollkommen heiler Haut herunter komme; wie sollten dann die drei aus dem Graben herauskommen? Sich gegenseitig schieben und ziehen wäre gefährlich gewesen; vor den Schildwachen im Nordosten war man gedeckt, keineswegs aber vor denen der Südostseite, welche dort hintereinander anlegen konnten. Der Soldat schießt bergab schlecht und die Musketen sind eine elende Waffe, aber unter einem Knäuel Menschen hätten sie doch Schaden anrichten können. Den Vorschlag bekämpfte ich, ohne jedoch die angegebenen Gründe anzuführen, denn meine Begleiter waren so dreisten Muthes und so voll Sicherheit, daß ich es für gerathen hielt, sie darin nicht zu stören. Roth besonders, keck und verwegen wie immer, sah die Sache wie ein lustiges Späßchen an, das man uns gar nicht verderben könne.

Er hatte im Heraufgehen auf einem Busche einen hellen Fleck entdeckt, ging darauf zu und fand ein gutes leinenes Taschentuch, das erklärte er für ein Glückszeichen, für ein Unterpfand des Gelingens unseres Unternehmens; so ist der Mensch, wenn die Zeichendeuter aussterben, so wird er selbst Augur. Roth machte jetzt den Vorschlag, die Leiter auf die Achseln zu nehmen, dann müsse sie reichen. Das war ein Vorschlag, der uns Allen gefiel; man stieg wieder in den Graben; zwei von uns nahmen die Leiter auf die

Achseln und Roth voltigirte über die Achseln der beiden auf dieselbe. Er kam wieder herunter, voll Freudigkeit uns zuflüsternd, er habe sich über die Mauer legen können, wir sollten uns überzeugen. Sofort stieg ich und dann noch einer hinauf. Die Leiter reichte bis auf einen Fuß an den Mauerrand, ich konnte die Schilderhäuser erkennen, auch mit dem halben Leib über die Mauer liegen. Nichts wäre leichter gewesen, als einzusteigen, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, wie man dieser Harlekinade da oben einen Streich spielen könnte, ohne eben viel zu riskiren.

Wir legten die Leiter an die gegenüberstehende Mauer auf den Boden, stiegen heraus, zogen die kleine Leiter nach, verbargen sie an einem Weinbergkästchen, nahmen nochmals genaue Einsicht von der Lokalität beim Birnbaum und gingen nach Ludwigsburg zurück. Im Ganzen waren wir wohl anderthalb Stunden am Wall und im Graben gewesen, ohne auch nur durch einen Laut gestört worden zu sein. Bei einem spätern Anlasse habe ich mich überzeugt, daß dieß nicht immer so ist, besonders um die Zeit der Ablösung. Der Sturm war uns sehr zu Statten gekommen. Bei Andreas brachten wir den Rest der Nacht zu.

* * *

Des Morgens um neun Uhr wurde mir angezeigt, daß die Chaise angekommen sei; sie war von Brackenheim. Dr. Rösler hatte sie besorgt. Dem Kutscher ließ ich sagen, daß er Schlag halb zehn Uhr langsam die Seegasse herunterfahren und sich links möglichst hart an den Häusern halten soll; dort werde ein Herr während des Fahrens einsteigen und wenn dieß geschehen, soll er Schritt fahren bis vor's Thor.

Meine Begleiter bestellte ich ebendahin, wir gingen immer vereinzelt, als wenn keiner zum andern gehörte. Frau Rösler war bereits auf der Festung. Um halb zehn Uhr schlüpfte ich in die Chaise. Vor dem Thore hieß ich den Kutscher langsam nach Eglosheim fahren, stieg aus, sammelte meine Kameraden, stellte unsere Uhren auf die Minute gleich und weil eine derselben stille stand, lief ich zurück zu Freund N. und entlehnte die seinige.



Hohen-Asberg.

Roth und Schönfeld hieß ich in Eglosheim in eine Wirthschaft in der Mitte des Dorfes gehen, bis ich vorbeikomme, dann sollten sie kommen, jedoch sich trennen und um elf Uhr sollte jeder oberhalb des Schwitzgäßchens an den Weinbergmauern eintreffen.

Mit Bleyle ging ich auf das erste Wirthshaus in Eglosheim zu, wo ich auch den Kutscher halten ließ. Bleyle hatte auf der Landstraße nach dem Dorfe Asberg zu fahren und zu sorgen, daß die Chaise fünf Minuten nach elf Uhr auf dem Wege, der beim Hirsch nach den Gipsbrüchen führt, eintreffe, — nicht früher und nicht später. In der Nähe des Birnbaums sollte er zögern oder eilen, wie es die Umstände nöthig machen würden. Bleyle stieg in die Chaise und ich ging As-

berg zu. Roth und Schönfeld kamen nach, überholten mich und Punkt elf Uhr waren wir alle drei, von verschiedenen Seiten, zur Stelle, stiegen hinauf und handeten die kleine Leiter bei.

Es war fünf Minuten über elf Uhr und von unserem Standpunkt konnten wir bis zum Dorf Asberg an die Stelle sehen, wo die Chaise herauskommen mußte; von der Festung konnte man uns nicht sehen. Wir hatten noch eine kurze Strecke zu steigen, was aber erst geschehen sollte, wenn wir die Chaise in Sicht hätten.

Minute um Minute verging und die Chaise kam nicht. — Seit zwei Mal vierundzwanzig Stunden befand ich mich in der äußersten Spannung; ich glaubte meinerseits die Dispositionen so sicher getroffen zu haben, daß nur ein großer Unfall störend wirken konnte und nun gewann es den Anschein, als ob mir die ganze Unternehmung wie eine lächerliche Farçe in der Hand verpuffen sollte; meine Wuth über Bleyle und den Kutscher war grenzenlos, aber die Chaise kam eben nicht. Gegen drei Viertel auf zwölf Uhr kam der Bahnzug an und was um diese Zeit nicht geschehen war, das mußte ungeschehen bleiben, weil dann Leute ausstiegen, die auf den Berg und in das Dorf gingen. Zwanzig Minuten nach elf Uhr verlangte Roth, ich sollte nicht länger warten, sondern mitgehen und das Zeichen geben. Das verweigerte ich, weil ich überzeugt sei, daß Rösler nicht zu Fuß fliehen könne. Roth erbot sich, ihn zu tragen, ich verwarf aber auch dieß, weil ich wußte, daß dieß höchstens eine kurze Strecke möglich war und ob alles so glatt abgehen werde, stand keineswegs fest. Wir konnten leicht in die Lage kommen, Rösler oder einen von uns in verletztem Zustande mitschleppen zu müssen. Nun war aber auch keine Minute mehr zu verlieren, auf die Chaise mußte verzichtet und die Disposition geändert werden. Das that ich folgendermaßen: Wenn wir Rösler heraushaben, so eilen Roth und Schönfeld mit ihm durch ein links liegendes Gestäffel auf den Fahrweg hinunter und ziehen sich, hart an der Mauer gehend, nach dem Dorfe Asberg, also der Festung zu; ich selbst durcheile die Weinberge in schräger Linie vom Rondell bis zum Dorfe, wo der Weg, den die andern zu machen hatten, einmündet, und versuche dort ein Gefährt oder Pferd, zuallernächst aber ein Versteck für Rösler zu erlangen, um wenigstens ihn in Sicherheit zu bringen. —

Nun stiegen wir hinauf.

Roth und Schönfeld stiegen mit der kleinen Leiter in den Graben, schleppten die große Leiter zur Stelle und ich hielt auf dem Walle gleichen Schritt mit ihnen. Die Leiter ließ ich nicht aufstellen, aber in Händen halten. Rösler und Rau hatten mich kaum gesehen, so beschäftigte Rau den sie begleitenden Obermann; ich sah ihn gegen Markgröningen deuten und der Obermann ging auf die Düpirung ein; dadurch bekam Rösler Luft, indem er etwas zurückbleiben konnte; nun schwenkte ich mein rothes Taschentuch und in demselben Augenblick verschwand Rösler aus meinem Gesichtskreis, ich hörte deutlich das Gepolter der Thüre, die er im Gang unter der Bastion zusammentrat, und winke, die Leiter aufzustellen. Ehe dieß ganz geschehen war, fuhr Rösler über die Mauer heraus und hing frei daran, sich mit den Armen an der Mauerkante haltend. Roth und Schönfeld schoben behend die Leiter zwischen die Mauer und den Körper Röslers, der nun auf der Leiter und diese wieder auf den Schultern der beiden stand; dabei hatte sich Röslers Schlafrock zwischen Leiter und Mauer geklemmt und er mußte, den einen Arm gegen die Mauer gestemmt, die Leiter mehrmals zurückreißen, bis er den verfluchten Zipfel los hatte. Das Schwanken der Leiter auf dem Rücken der beiden Männer, Rösler auf den obersten Sprossen balancirend, sah grauenhaft aus; wenn er das Gleichgewicht verlor, so war's um ihn geschehen: die Wucht wäre viel zu groß gewesen, als daß die beiden die Leiter hätten im Sturze aufhalten können. Er kam glücklich über Leiter und Rücken herunter und Roth nahm den todesbleichen, athemlosen Mann unter den Arm und eilte mit ihm aus dem Graben.

Schönfeld hieß ich umkehren und die Leiter umwerfen, was ihm mit großer Mühe gelang; sie fiel auf einen Zwetschgenbaum. Die ganze Zeit hielt ich die Schildwachen im Auge; sie gingen ruhig auf und ab, aber Rau und den Obermann sah ich nicht mehr.

Schönfeld eilte jetzt dem Ausgange zu; ich traf dort mit ihm zusammen; als er heraus war, zogen wir die Leiter nach, nahmen sie zu zweit in der Mitte an den Sprossen und schoßen sie in weitem Bogen in die Weinberge hinab.

Die Chaise war nicht da!

Schönfeld eilte den beiden nach und ich rannte, über Mauern und Gestäffel setzend, Asberg zu.

In's Dorf eingetreten, sehe ich zuerst die Straße auf und ab und vom Festungsweg herunter biegt zu meinem Erstaunen die Chaise herein. Ich will die Geschichte mit der Chaise hier einschalten, wie mir Bleyle sie mitgetheilt hat.

Der Kutscher hatte gehört, daß ich Bleyle sagte: Beim Hirsch den Weg nach den Gipsbrüchen! Nun wollte er recht sicher gehen und fragte Jemand nach den Gipsbrüchen. Es sind aber auch dergleichen gegen Tamm; man wies ihn dorthin und er fuhr Tamm zu, Bleyle widersprach, aber als sie an die hintere (westliche) Seite der Festung kamen und Bleyle die ihm von gestern Nacht her sehr gut bekannte runde Bastion nicht sah, so gebot er dem Kutscher umzuwenden; dabei fiel die Chaise um und Bleyle war eine Zeit lang eingesperrt darin, weil der nach oben sehende Kutschenschlag eingeklemmt war und nur mit Gewalt vom Kutscher aufgesprengt werden konnte. Nun aber brachten die Beiden die Kutsche nicht auf die Räder, bis ihnen ein Bauer zu Hilfe kam. Eben als ich in's Dorf eintrat, war sie wieder flott geworden.

Ich zog mein Taschentuch und winkte aus Leibeskräften, daß der Kutscher vor und die Flüchtigen hinter mir es sehen konnten. Roth verstand mich und schickte Rösler mit Schönfeld über die Wiesen nach der Landstraße; darauf lief er zu mir her, sagte mir das, und in demselben Augenblick jagte die Chaise an uns heran. Das war Hilfe in der Roth! Wir stürzten hinein und

drinnen saß Bleyle in die Ecke gekauert, bleich und von Koth überdeckt; auf ihn fuhr ich zu und packte ihn an den Schultern. — Was hast Du gemacht! Wenn wir nicht alle fünf gefangen werden, ist es Deine Schuld nicht! — Er war aber fast aufgerieben von Angst um uns und aus Scham über sein Ungeschick. — Ich will Dir alles nachher sagen, brachte er heraus; da ließ ich von ihm ab. Wir waren jetzt um die Ecke des Dorfes und Rösler und Schönfeld überschritten eben den Chausseegraben; wir zogen ihn herein und Bleyle ließ ich aussteigen; man konnte zu sechs nicht vorwärts kommen. Ihn und Schönfeld wies ich an, rechts über das Ackerfeld zu eilen, sich hinter das Osterholz zu ziehen und rechts der Bahn durch die Dörfer Stuttgart zuzugehen.

Mit Rösler wechselte ich die Kleider und schnitt ihm den Bart ab. Roth gab ihm seine Pelzmütze, denn mein Hut paßte ihm nicht. Eine Strecke vor'm Ludwigsburger Thor stieg Roth aus, um das Thorgeld zu erlegen und er krautete gerade dem Thorwart die paar Kreuzer Thorgeld in die Finger, als wir einfuhren. Roth ging beruhigt auf den Bahnhof und kehrte mit dem Zwei-Uhr-Zug nach Stuttgart zurück.

Auf der Festung blieb die Flucht wohl zehn Minuten verborgen, denn als der Obermann sich nach Rösler umsah, leitete ihn Rau irre, indem er ihm sagte, er werde in's Haus hineingegangen sein, man suchte nun dort gemüthlich, denn daß einer am hellen Tage zwischen mehreren Schildwachen hindurch und vollends an dieser Stelle entfliehen könne, das lag außer dem Bereiche des Möglichen; erst als wir durch den Eglosheimer Viadukt fuhren, sprach eine Unteroffiziersfrau die Vermuthung aus, daß Rösler in jener Chaise sitzen werde.

Als wir Ludwigsburg im Rücken hatten, bot mir Rösler eine Cigarre und es fing schon an, behaglich zu werden, als die Pferde in Unordnung kamen; es war ein Strang gebrochen; man flickte, so gut es ging und fuhr, was die Thiere laufen konnten. In ...... gab ich meine Parole „Maler Wagner" ab. Mein Aufzug im Schlafrock Röslers, ohne Weste und wohl auch sonst noch verwahrlost aussehend, brachte N. in Verlegenheit; er schob mich in ein Zimmer und kam nach wenigen Minuten wieder, um mir zu sagen, daß er im Augenblick nicht abkommen könne, aber er verspreche mir, uns in einer halben Stunde einzuholen.

Beim Wiedereinsteigen hatte ich Gelegenheit, unser Fuhrwerk zu betrachten, es war fast keine Scheibe mehr ganz, die Stäbe zum Theil eingedrückt und der Kasten über und über mit Straßenkoth bedeckt; die Pferde troffen von Schweiß und der Schaum stand ihnen an Maul und Nüstern.

Nach drei Viertelstunden holte uns N. mit einem stattlichen Gespann ein und wir stiegen aus unserm verdächtigen Kasten hinüber in seinen Wagen.

In Schorndorf machten wir Halt in der Brauerei außerhalb der Stadt. Uns war jetzt wohl; man nahm sich Zeit zu einer Flasche und einem Imbiß. Rösler ließ sich rasiren, denn ich hatte mit der Scheere während des Fahrens ganz schlechte Arbeit gemacht. Meinem Freund, Kupferstecher Gugeler, schickte ich ein Billet und bat ihn um einen Rock oder Mantel, damit ich aus dem Schlafrock kam; er erschien sogleich mit dem Nöthigen. Nach einer Stunde Rast fuhr Rösler weiter, mit Fuhrwerk von N. bis Gmünd und einem Gruße an Forster von mir versehen.

Des andern Tags fuhr ich nach Stuttgart zurück und hatte die Freude, daß Niemand eine Ahnung hatte, wer diese Flucht bewerkstelligt habe. Wir blieben alle, wie Du weißt, unverfolgt und das Geheimniß ist von denen, die darum wußten, mit seltener Treue bewahrt worden.

Etwa vierzehn Tage nachher erhielt ich von Rösler folgenden Brief, der über die in einigen Punkten abweichende Darstellung Röslers den nöthigen Aufschluß gibt:

„Werther Freund! Schelten Sie mich nicht undankbar oder leichtsinnig. Die Nothwendigkeit, Mittel zur Ueberfahrt nach Amerika zu beschaffen und meine alten Verhältnisse in Oels und hier zu ordnen, hat mich ziemlich vierzehn Tage mit ewigem Briefschreiben beschäftigt, ehe ich an die Freunde mich wenden konnte. Freund X., der Ihnen diesen Brief zusenden wird, hat als Einlage meine „Darstellung" erhalten, die Sie interessiren wird.

Der Kenner freilich müßte sagen, die künstlerische Anordnung sei nicht ganz wahr, alles Licht sei auf eine einzige im Vordergrund stehende Person gesammelt und sehr wesentliche Personen des Bildes in's Halbdunkel, ja ganz in Schatten gestellt. Das Bild soll aber auch nicht bloß für das vertraute Boudoir zur Erinnerung dienen, sondern ist eingerichtet, auch vor die Oeffentlichkeit zu kommen.

Dabei wird es schwerlich zweckmäßig sein, ein volles Licht auf jedes Gesicht fallen zu lassen; die Sicherheit gewinnt, was die Ehre im Augenblick an ihrem Verdienste nicht realisiren kann. Lassen Sie sich aber das Bild von X. zeigen.

Interessant wäre es mir, zu lesen, was „Beobachter", „Ulmer Chronik", vor allem „Neckardampfboot" und „Ulmer Schnellpost" Spezielles gebracht haben. Das aus der „Württembergischen Zeitung" haben die meisten andern Blätter gebracht. Ihre nachträglichen Spezialia waren mir von großem Werth.

An Rau habe ich noch nicht geschrieben, schreibe aber morgen. Ich hoffe bestimmt, daß meine Frau nun außer Schußweite ist, da sie schon am 2. März nach Mainz abgehen wollte. Manches Nähere über mich erfahren Sie mündlich von X., da ich nicht an einem Tage alles doppelt schreiben mag.

Ich gehe etwa am 25. von hier weg nach Brüssel, wo ich gegen den 1. April einzutreffen gedenke, den 10. ungefähr denke ich in Antwerpen unter Segel zu gehen.

Fräulein Louise Vogt, die Sie recht wohl kennt, war dankbar für Ihren Gruß und erstaunt über das Merkwürdige, was ich ihr alles von Ihnen zu erzählen hatte.

Nun nochmals, theurer Freund, meinen Dank für's Leben! Worte sind zu gemein, um das in schöne Worte zu kleiden, was ich Ihnen gerne sagen möchte.

Ohne Sie — was wäre aus mir geworden? Dank und Gruß auch recht herzlich den wackern Männern, deren Namen ich gerne noch wissen möchte, um mich noch in späteren Jahren deren zu erfreuen. Wollte Gott, ich könnte ihnen wenigstens etwas vergelten. Leider bin ich nicht nur Flüchtling, auch Bettler.

Ohne Ihren Rock könnte ich gar nicht existiren; ich habe leider noch immer weder Kleider noch Wäsche erhalten. — Warmen Gruß und Dank!

Bern, 12. März 1850.

A. Rösler von Oels."

P.S. Dieser Brief ist längst der Autographensammlung einer jungen Dame einverleibt; ich habe ihn Dir zu liebe requirirt und kopirt. Dein

L.....



Ein Schiff aus Cuba.

Erzählung von Fanny Lewald.

(Schluß von Seite 161.)

Madame Dekanter hatte sich entfernt, um ihren Gatten zu rufen, denn Eduard hatte die letzten Pinselstriche gethan, sein Bild war fertig; und obschon Herr Dekanter nichts weniger als ein Kenner war, so forderte es doch der Anstand, daß man ihm die vollendete Arbeit zeigte.

Prüfend und vergleichend wanderte des Malers Auge von dem Gemälde zu dem Originale, von dem Originale zu dem Gemälde zurück, und je länger er sich damit beschäftigte, je schwerer wurde ihm das Herz. Noch einmal stand sie vor ihm, die Geliebte, in aller ihrer Schönheit; tief und tiefer hatte sich ihr Bild in seiner Seele festgesetzt, und liebend, wie er es dort hegte, hatte er es der Leinwand übergeben — um das Bild und das Original für immer zu verlieren.

Nicht er, nicht Edmee vermochten zu sprechen, aber gerade die Stille lastete auf Beiden, denn sie lasen Eines in des Andern Herzen.

Von draußen schien die kalte Herbstsonne hell in die Fenster hinein, im Kamine brannte leise knisternd das Feuer. Sie hörten die einzelnen Kohlen vom Roste fallen und die Asche niederrieseln; die Uhr tickte gleichmäßig und leise, Sekunde um Sekunde. Edmee sah die Traurigkeit in des Geliebten Augen und vermochte ihre Thränen kaum zurückzuhalten. Er hat Mitleid mit mir, sagte sie sich, aber die rechte Liebe für mich fühlt er nicht. Wie könnte er schweigen, wenn er mich wirklich liebte? — Eduard aber dachte wie sie. Wenn sie ein Herz hätte, meinte er, müßte sie ja Alles wissen, Alles sehen und begreifen, daß ich nicht sprechen darf und kann.

Wie konnte Luise behaupten, daß er mich liebt? fragte sich Edmee. Wie konnte Luise behaupten, daß sie meine Liebe erwidert? fragte sich Eduard — und weil sie in diesem Augenblicke nicht zu einander zu kommen wußten, waren sie auf dem besten Wege, weit von einander abzukommen. Da schlug die Uhr auf dem Kamine zwei.

Edmee fühlte sich dadurch erleichtert. Es geschah doch etwas; es bot sich ihr doch ein Gedanke dar. Schon zwei Uhr, sagte sie; — wie die Zeit vergeht! — und es war ihr lieb, daß nun dieß herzbeklemmende Schweigen, daß die martervolle Stille unterbrochen waren; sie meinte etwas Wichtiges gesagt, etwas Entscheidendes gethan zu haben.

Und Eduard empfand wie sie. Das lebendige Wort, der Ton ihrer Stimme waren der Zauber, der den Bann von seiner Seele löste. Ja, rief er, die Zeit vergeht! Nur wenig Minuten, nur Sekunden vielleicht, sind unser! Hören Sie denn, Edmee, was ich Ihnen heute noch sagen darf — denn heute sind Sie noch frei — daß ich Sie liebe, daß ich Sie geliebt habe, seit meiner frühesten Jugend. Sie waren mein Ideal, meine Begeisterung, Edmee! Was ich erstrebte, was ich erreichte — an Sie habe ich dabei gedacht! Ich habe meine Kunst geliebt, weil ich Sie zu malen vermochte, und nun — nun ich Ihr Bild vollendet, nun —

Er mochte das Wort nicht aussprechen, es schien ihm eine Entweihung zu sein. Er wendete sich ab, Edmee hatte die Hände gefaltet und trat an ihn heran. Die Thränen rollten ihr über die Wangen; er sah es nicht. Da legte sie ihre Hand auf seinen Arm und mit bebender Stimme fragte sie: Eduard, was soll ich denn thun?

Das Wort halten, das Sie zu geben versprochen haben! entgegnete er bitter. Sie schreckte zusammen, sein Vorwurf traf sie tief, aber sie achtete das nicht, und kaum hörbar sagte sie: Auch wenn ich Sie liebe?

Was sagst Du? — was sagst Du? rief er aus, und schon lag sie in seinen Armen, schon bat er ihr sein Unrecht ab und sühnte es mit seinen Küssen, als Madame Dekanter, welche ihren Gatten nicht in seinem Comptoir gefunden hatte, in das Zimmer trat.

Wenige Worte reichten hin, ihr zu erklären, was der erste Blick ihr verrathen hatte, aber sie war weit davon entfernt, das Entzücken ihrer Tochter zu theilen oder in dieser Wendung der Verhältnisse den glücklichen Zufall zu sehen, auf dessen mögliches Dazwischentreten sie die Tochter anfangs tröstend hingewiesen hatte. Romantisch war dieses Ereigniß allerdings, rührend war es auch, und Madame Dekanter liebte Rührung und Romantik; aber bei einem romantischen Ereigniß, das ihr gefallen sollte, hätte, wie gesagt, ein junger schöner Herzog oder mindestens ein Marquis derjenige



Die kleine Bäuerin.

Druck von Kraus u. Hoffmann in Stuttgart.

sein müssen, um dessentwillen ihre Tochter sich weigerte, Philiberts Frau zu werden, und die Mutter fühlte sich so jung und so poetisch, daß sie in solchem Falle selbst vor einer heimlichen Verbindung, ja vor einer Entführung nicht zurückgeschaudert haben würde.

Indeß Philibert Bechart abweisen, eine reiche Partie ausschlagen, um einen armen Maler, um Eduard Preval zu heirathen, das war mehr als romantisch, das war thöricht; und wäre Herr Dekanter in diesem Augenblicke Zeuge der ruhigen Festigkeit und Mutterwürde gewesen, mit welcher Madame Dekanter ihrer Tochter ihre Ueberspannung und dem armen Eduard seine Verblendung zu Herzen führte, er würde sich auf's Neue zu der Einsicht Glück gewünscht haben, mit der er einst seine Gattin gewählt.

* * *

Aufgelöst in Thränen wurde Edmee von ihrer Mutter aus dem Zimmer entfernt, brütend und finster verließ der junge Mann das Haus, und Edmee hatte Zeit genug, sich Vorwürfe über den strafbaren Leichtsinn zu machen, mit welchem sie das Glück ihrer ganzen Zukunft an eine augenblickliche Befriedigung ihrer Sehnsucht gesetzt und ihre Einwilligung zu einer Verbindung in Aussicht gestellt hatte, die nicht einzugehen sie eigentlich entschlossen gewesen war.

Vergebens nahm die Tochter die Zärtlichkeit und das Mitgefühl ihrer Mutter in Anspruch, vergebens beschwor sie dieselbe, ihr noch einen neuen Aufschub ihrer Verlobung zu erwirken, damit sie sich fassen, sich beruhigen könne; Madame Dekanter wußte jetzt, was sie von der Fügsamkeit Edmee's zu halten und was sie zu thun hatte. Sie verbot der Tochter jede Mittheilung des Geschehenen an den Vater, sie schrieb an Madame Preval, daß sie sich unter den obwaltenden Verhältnissen zu ihrem Bedauern genöthigt sähe, auf ihre und ihrer Kinder Besuche vorläufig zu verzichten, und es blieb Edmee jetzt überlassen, sich so gut sie konnte in das Unabänderliche zu fügen. Denn seit Madame Dekanter zu der Einsicht gelangt war, daß ihre Tochter die Romantik anders verstehe, als sie, wünschte sie nichts lebhafter, als allen romantischen Grillen derselben ein für allemal eine Schranke entgegenzustellen, und in dem Maße, in welchem die Romantik bei ihr an Geltung verlor, stiegen in ihren Augen die Aktiva Philiberts.

Sie für ihr Theil war nun völlig mit dem künftigen Loose ihrer Tochter ausgesöhnt, und daß man auf deren Willen und Wünsche kein Gewicht zu legen habe, davon hatte die Mutter sich jetzt nur zu deutlich überzeugt.

Edmee selbst war jedoch noch nicht entmuthigt und fest entschlossen, alles zu versuchen, ehe sie einem Glücke entsagte, das ihr jetzt doppelt groß erschien. Sobald sie sich allein fand, schrieb sie an Philibert. Sie gestand ihm, daß sie ihn nicht liebe, daß ein Anderer ihr Herz besitze, sie nahm sein Ehrgefühl, seine Großmuth, ja selbst seine Liebe für sie in Anspruch, sie gelobte ihm ewige Dankbarkeit, lebenslängliche Achtung und Freundschaft, sie machte und schrieb es ganz so, wie sie es in allen Romanen gelesen hatte und wie sie es empfand, und sie zweifelte keinen Augenblick an dem Erfolge ihres Meisterstückes. Es war ein ganz vortrefflicher Brief, schade nur, daß Edmee nicht in Betracht gezogen hatte, wer der Empfänger desselben sein sollte.

Philibert Bechart hatte sich mit der Romantik und mit den feinen Empfindungen niemals abgegeben. Er hatte selten einmal einen Roman gelesen und er hatte aus denselben hauptsächlich ersehen, daß die sogenannte Liebe eine flüchtige Leidenschaft sei, die mehr Qualen als Glück bereite und der man entsage, um eine vernünftige Heirath zu schließen. Er hatte allerdings auch seine Zeiten gehabt! Aber wie er entschlossen war, seiner Freundin, die er übrigens sehr gern hatte, den Laufpaß zu geben, da er sich jetzt verheirathen wollte, so mußte auch Edmee ihre romanhaften Grillen fahren lassen und sie konnten dann, das war er sicher, ganz glücklich mit einander leben. Edmee war schön und reich, und eine schöne und reiche Frau war alles, was er sich wünschte. Er hätte ein Thor sein müssen, auf solchen Besitz zu verzichten, weil das Herz der Frau noch nicht gleich dabei war. Er dachte: Eines nach dem andern! — erst die Frau und dann das Herz! — Er fand es sogar angenehm, nicht gleich alles auf einmal zu bekommen, und dieser Einfall schien ihm so witzig, daß er herzlich darüber lachte. Erst als er sich erinnerte, daß der Brief, den er von Edmee erhalten, eine Erwiderung verlange, wurde er nachdenklich.

Eine Antwort zu schreiben, fühlte er sich nicht geneigt. Was sollte er den überspannten Ideen eines solchen jungen Mädchens entgegensetzen? Er hatte in seinem Leben keine Liebesbriefe geschrieben. Aber er war gewandt im Verkehr mit Menschen, eine richtige Antwort fehlte ihm im Gespräche selten, es setzte ihn auch nicht leicht etwas außer Fassung, und er beschloß also, seiner künftigen Frau lieber mündlich zu sagen, daß er durchaus nicht daran denke, auf ihren Besitz zu verzichten.

Am Abende, als er sich wie gewöhnlich im Salon seiner künftigen Schwiegermutter einfand, begrüßte ihn diese mit verdoppelter Freundlichkeit, und da man ihm seit Wochen alle Rechte und alle Freiheit eines Bewerbers eingeräumt, so hatte er es leicht, Edmee in eines der offenstehenden Nebenzimmer zu führen, ohne daß es auffiel. Sie war den ganzen Abend über still und befangen gewesen; sie hatte ihr Auge nicht zu Philibert erheben können und die Farbe gewechselt, so oft er sie angeredet; nun sie sich mit ihm allein befand, kam eine solche Unruhe, eine solche Verwirrung über sie, daß sie es nicht abzuwarten vermochte, was Philibert ihr sagen würde, und hastig und ohne ihn anzusehen, sagte sie: Ich weiß nicht, Herr Philibert, was Sie von mir denken mögen, aber ich bitte Sie, mißkennen Sie mich nicht und täuschen Sie die Hoffnungen nicht, die ich auf Ihre Freundschaft für mich baue.

Philibert hätte es gar nicht besser verlangen können. Nur um den Anfang seiner Rede war er in einer gewissen Verlegenheit gewesen und über diese war ihm durch Edmee's Aufregung und Ungeduld jetzt fortgeholfen. Er nahm also, was er bisher niemals

gethan, die Hand des jungen Mädchens in die seine, zog es damit unmerklich an sich heran und sagte: Ihr Vertrauen, Mademoiselle, hat mich lebhaft gerührt. Glauben Sie mir, ich werde es zu verdienen wissen.

O, Herr Philibert! rief sie voll Entzücken aus, indem sie ihn mit freudestrahlenden Augen betrachtete.

Er ergriff auch ihre andere Hand und hielt sie fest. Ich bin Ihr Freund, Mademoiselle, sagte er selbstzufrieden; — und, nicht wahr, Ihr Freund muß Ihnen die Wahrheit sagen.

Sie nickte zustimmend. Nun denn, fuhr er fort, glauben Sie mir, Mademoiselle, daß mir für Sie kein Opfer zu schwer sein würde, außer dem einen, Ihrem Besitze zu entsagen, denn auch ich liebe Sie, Mademoiselle Edmee.

Auf diese Wendung war sie nicht gefaßt gewesen. Sie wollte sich von ihm losmachen, aber er pflegte nicht aufzugeben, was er gewonnen hatte, und ohne ihre Hände frei zu lassen, sagte er: Und wenn ich es thäte, wenn ich zurücktreten wollte, glauben Sie, daß Ihr Herr Vater Sie deßhalb einem armen Maler, einem Manne ohne Stand, ohne Vermögen, ohne Namen zur Frau geben würde? Gewiß nicht! Er hat mir und meinem Vater sein Wort verpfändet, er hat das unsere, und wie ich ihm mein Wort gehalten haben würde, selbst wenn ich für Sie noch nicht die Liebe gehegt hätte, welche Sie mir einflößen, so ist es an Ihnen, theuerste Edmee!

Ich habe kein Versprechen geleistet! rief sie hastig aus; ich habe —

Verzeihen Sie mir, unterbrach er sie, wenn ich Sie daran erinnere, daß Sie auch keines zu leisten hatten, denn, Mademoiselle! Sie sind in Ihres Herrn Vaters Gewalt und Hand und ich kenne Herrn Jakob Dekanter darauf, daß er seine Zusage erfüllen wird —

Philibert war weiter gegangen, als er beabsichtigt hatte und Edmee's Wangen brannten vor Zorn. Er fühlte, daß er einlenken mußte, und mit ganz verändertem Tone bat er: Vergeben Sie mir, wenn das Verlangen, Sie zu besitzen, mich den rechten Ausdruck und die Weise nicht finden ließ, Ihnen Zutrauen zu meiner Liebe einzuflößen. Aber ich kann nicht anders! Und obschon ich weiß, daß Sie nicht aus Neigung, ja gegen Ihre Neigung die meine werden, halte ich mich überzeugt, daß ich und Sie dieß nicht bereuen werden. Das ist mein Zutrauen zu Ihnen, und ich hoffe, Mademoiselle, Sie werden diese Art von Zutrauen auch zu würdigen wissen!

Er verneigte sich, küßte Edmee die Hand, und es war in seinen Worten etwas, das ihr einen Eindruck gemacht, ihr eine Art von Achtung eingeflößt haben würde, hätte sie nicht das selbstgefällige, siegesgewisse Lächeln um seine Lippen spielen sehen. Indeß, es blieb ihr keine Zeit zum Nachdenken und zum Entgegnen übrig, denn es kamen dritte Personen hinzu und sie sprach Philibert, der sich gegen sie, wie immer, heiter und galant bezeigte, an dem Abende nicht mehr allein.

Die Nacht verging Edmee schlaflos. Für den nächsten Abend war ihre Verlobung festgesetzt und ihre Phantasie erschöpfte sich darin, Mittel und Wege zu suchen, durch welche sie sich der verhaßten Verbindung entziehen könne. Sie dachte an den Tod, aber sie liebte das Leben; sie dachte an Flucht, indeß sie kannte die strenge Ehrenhaftigkeit ihres Geliebten. Eduard Preval war nicht der Mann, welcher das Mädchen, das er liebte, aus dem Vaterhause zu entführen und es dem spöttelnden Tadel der Welt auszusetzen vermochte; und als der Morgen gekommen war, wußte Edmee nichts mehr und nichts Besseres zu thun, als sich im Beisein ihrer Mutter dem Vater zu Füßen zu werfen und ihn zu beschwören, daß er davon abstehen möge, sie Herrn Philibert Bechart zur Frau zu geben.

Dieß heroische Unternehmen hatte jedoch keine andere Folge, als eine unangenehme Scene, bei welcher die Mutter die harten Vorwürfe des Vaters gegen die Tochter zu theilen hatte, und es ward darnach beiden Frauen überlassen, sich auf die Haltung vorzubereiten, welche sie am Abende bei der nun unumstößlich feststehenden Verlobung zu behaupten dachten.

* * *

Herr Dechanter und der alte Bechart waren nach vollzogener Verlobung ihrer Kinder sehr zufrieden. Sie hatten beide ihren Willen, es kamen ein paar schöne Vermögen zusammen, und auch Philibert fühlte sich sehr behaglich. Seine Bekannten beglückwünschten ihn, man beneidete ihm die schöne Braut, die reiche Frau, und sich beneiden zu lassen war ihm äußerst angenehm, da er sich beneidenswerth erschien.

Freilich war Edmee meist still und niedergeschlagen, aber das beunruhigte ihn nicht. Er war gewohnt, die oft wechselnden Stimmungen und den gelegentlichen Mißmuth seines Vaters gelassen hinzunehmen und auch nicht abgeneigt, den Launen seiner Braut und künftigen Frau bis zu einem gewissen Grade nachzugeben, wenn sie ihm sonst das Leben angenehm machen und dazwischen, wie auch sein Vater gethan, gelegentlich durch die Finger sehen wollte. Er war nicht sentimental und war kein Schwärmer; er meinte, so viel Liebe, als ein verständiger Ehemann von seiner Frau verlange, werde sich für ihn bei Edmee schon finden, und da er auch nicht leicht verzagt und kein Knauser war, sondern die nöthigen Mittel an den rechten Zweck zu setzen wußte, so ließ er es sich etwas kosten, ihr auf seine Weise Vergnügen zu machen und sich vor den Leuten als einen freigebigen Bräutigam zu zeigen. Auf Edmee jedoch machte das keinen Eindruck. Sie legte, weil man es ihr befahl, den Schmuck an, den er ihr überreichte, sie trug das Bouquet, das er ihr brachte, sie duldete den Papagei in ihrem Zimmer, den er ihr gesendet; aber ihre Wangen wurden bleich wie die Perlen, welche sie an ihrem Halse trug, der Duft der Blumen erfrischte sie nicht, dem armen Vogel wurde kein freundlicher Blick zu Theil und Herrn Philibert erging es auch nicht besser. Ernst und schweigend saß seine Braut ihm an der Mutter Seite gegenüber, wenn er sie in seinem neuen Wagen spazieren fuhr, sie hörte kaum zu, wenn er sie von der Einrichtung ihres künftigen Hauses unterhielt und wenn er ihren Rath und ihren Antheil dabei begehrte, versicherte sie ihm, daß

sie alles seinem Willen überlasse, daß sie in diesen Dingen keine Wünsche habe; und sie sagte damit wirklich nur, was sie empfand. Aber ihr Bräutigam war mit dieser unerfreulichen Wahrhaftigkeit ganz und gar nicht zufrieden.

Die gänzliche Willenlosigkeit meiner Braut macht mich ungeduldig, klagte er seinem Vater.

Thor! versetzte Herr Bechart, sie wird sich und Dich in der Ehe dafür zu entschädigen wissen; ihre vorgebliche Willenlosigkeit ist ja nichts als Eigenwille und Eigensinn! Du mußt ihn nur bei Zeiten zu brechen wissen.

Philibert ließ sich bedeuten. Es war ihm recht, seine Braut eigensinnig zu finden, denn das Mädchen seines früheren Umgangs war eigensinnig gewesen, und er hatte diesen Eigensinn, diesen launenhaften, fröhlichen, reizenden Eigensinn an ihr geliebt; er sehnte sich nach ihm, er hätte viel darum gegeben, wäre nur eine kleine Ader dieses fröhlichen Eigensinnes in Edmee gewesen. Alltäglich meinte er, daß heute ihr Eigenwille zum Ausbruch kommen, daß sie etwas verlangen, daß er es ihr werde gewähren können, daß sie ihm ein Unrecht thun und er ihr etwas zu verzeihen habe würde. Indeß ein Tag verging nach dem andern, seine Braut war und blieb höflich aber kalt gegen ihn, wie sie es seit ihrem Verlobungstage stets gewesen war, und Philibert glaubte jetzt einzusehen, daß er sich am Ende doch über ihren Charakter getäuscht, daß sein Vater Recht gehabt habe und daß es an der Zeit sei, seiner Braut zu beweisen, daß er nicht mit sich spielen lasse, daß er Philibert Bechart, Compagnon der Firma Adolf Bechart sei, und daß ein Mädchen, welches er sich zu seiner Frau ausgewählt, darauf stolz zu sein habe.

Edmee's Kälte hatte sein Begehren nach ihr nur gesteigert, er dachte also das gleiche Mittel anzuwenden, und er zweifelte nicht, daß der Gedanke, ihn zu verlieren, seine Braut einsehen machen werde, was sie an ihm besitze. Er wollte sie dahin bringen, sich nach ihm zu sehnen, sich über ihn zu beschweren, und der Weg, den er dazu wählte, war ihm ein sehr angenehmer.

Er war immer ein lustiger Gesellschafter, ein guter Kamerad seiner Freunde gewesen und er hatte es auch nie anders gemeint, als daß er deren Umgang nach seiner Hochzeit wieder in gewohnter Weise suchen würde. Er hatte seine Genossen auch in der Nähe seiner Braut mehr als er geglaubt, vermißt, und es kostete ihn daher kein großes Opfer, sich Abends wieder, wie früher, zu ihnen zu gesellen.

Natürlich empfingen sie ihn mit Jubel, sie waren die alten geblieben, sie nannten es ein gutes Zeichen seiner Energie und Freiheit, daß sie ihn wieder unter sich sahen, und auch Philibert ward es wohl in ihrer Mitte. Es hatte immer volles Vertrauen unter ihnen geherrscht, Einer hatte die Liebeshändel des Andern wie seine eigenen gekannt und seine Freunde bedurften keines besondern Scharfblicks, um es nach kurzer Zeit dem Bräutigam anzumerken, daß ihm nicht ganz wohl zu Muthe sei und daß er etwas vorhabe, was er ihnen mitzutheilen wünsche.

Sie neckten ihn, er wies sie ab, sie beklagten ihn, er stellte sich, als könne er ihnen seine Sorgen nicht eingestehen, indeß sie kannten einander, und wie eine Frage die andere, ein Wort das andere gab und nach sich zog, so erfuhren sie endlich seinen Verdruß und seine Plane, und es war Philibert leicht und wohl um's Herz, als er sich wieder in dem gewohnten Geleise des gegenseitigen Vertrauens unter seinen Freunden fand.

Erst hatte man ihn um seine Braut beneidet, jetzt war der Unwille gegen sie ein allgemeiner. Man konnte es nicht begreifen, wie Edmee Dekanter sich nicht glücklich fühle, des jungen Becharts Frau zu werden. Man dachte nicht daran, daß es um eine befohlene Verlobung ein mißlich Ding sei und daß Liebe sich nicht leicht angewöhnen lasse; vielmehr war man darin ganz einstimmig, daß Philibert seine Braut anders behandeln, daß er mit ihr die Komödie der bezähmten Widerspänstigen aufführen müsse, und als er sich erheitert und entschlossenen Sinnes von ihnen trennte, war er ihrer Freundschaft sicherer als je und hatte von ihnen die Zusage erhalten, daß sie schweigen und seine Geständnisse nicht verrathen würden.

Philiberts Freunde waren auch keine Schwätzer; aber dieser hatte eine Mutter, jener eine Schwester, und es war ja keine Unwahrheit, es gereichte ihrem Freunde auch nicht zum Nachtheil, wenn sie es ihren Müttern und Schwestern anvertrauten, wie es zwischen Philibert und seiner Verlobten eigentlich nicht gut stehe. Man war darüber verwundert, man fand es unbegreiflich, ganz unglaublich. Nur um sich zu versichern, ob es wahr sei, sprachen die erstaunten Frauen zu anderen Frauen von der Sache, und es währte gar nicht lange, so wußte die ganze Stadt um das Geheimniß, und alle Mütter erwachsener Töchter nahmen die Partei des armen Philibert, alle erklärten einstimmig, daß er ein Thor sein würde, ein Mädchen zur Frau zu wählen, welches sich so unverantwortlich gegen ihn betrage, und daß er gar nichts Klügeres thun könne, als sein Wort zurückzuziehen und die Widerspänstige ihrem Schicksale zu überlassen.

Philibert ward plötzlich der Held des Tages. Seine Freunde priesen ihn aller Orten, die Frauen wollten ihn gern trösten. Er sah es deutlicher als je, er hatte immer unter den schönsten und reichsten Mädchen nur zu wählen gehabt, und je mehr man ihn erhob, je tiefer setzte man Edmee herab. Philibert wußte sich das zu Nutze zu machen. Was er jetzt auch that, er hatte die Meinung der Leute für sich, er konnte auf eine allgemeine Zustimmung rechnen. Ueber das Mädchen, dessen Kälte ihn beleidigte, war er Herr, sei es, daß er es zu seinem Weibe machte oder daß er es verließ, und er gab es seinen Bekannten gelegentlich wohl zu verstehen, daß er sich am Ende zu dem letztern Schritte entschließen könne, obschon er in seinem Innern nicht im entferntesten daran dachte. Ein Mädchen, das ihm viermalhunderttausend Franken mitzubringen hat, gibt ein guter Rechner nicht leicht auf, und ein guter Rechner war Philibert, so lange es sich nur um Gut und Geld, und nicht um das Herz und die Empfindung eines Dritten, eines Mädchens, handelte.

Er hatte mit Zuversicht darauf gehofft, Edmee werde seine Vernachlässigungen schwer empfinden, sie werde es bemerken und tadeln, daß er die Abende jetzt öfter fortblieb, daß er in seinen Aufmerksamkeiten für sie nicht mehr so eifrig war als sonst, aber kein Blick, kein Wort verriethen es, daß sie ihn und seine Galanterie vermisse. Er mochte kommen oder fehlen, sie schien kein Auge, keine Empfindung dafür zu haben. Das hatte ihr Bräutigam nicht erwartet, für so beharrlich hatte er sie nicht gehalten und an seiner beleidigten Eitelkeit entzündete sich in ihm eine zornige Liebesleidenschaft, die Edmee um jeden Preis demüthigen und bestrafen und um jeden Preis ihre Liebe gewinnen wollte.

Während er vor seinen Freunden mit triumphirender Sicherheit von seiner beginnenden Herrschaft über seine Braut zu reden liebte, und die Leute davon sprachen, daß ihm seine Verlobung leid geworden sei, dachte er nur daran, wie er seine Braut dahin bringen könne, die Ehe mit ihm als ein Glück und als eine Ehre für sich zu betrachten; und mit der Gewissenlosigkeit, welche alle Eitlen besitzen, ließ er es gern geschehen, daß das Gerücht von der aufzuhebenden Verlobung zwischen ihm und seiner Braut mehr und mehr in der Stadt um sich griff.

Inzwischen erfuhren auch die beiderseitigen Eltern von den Gerüchten, welche in der Gesellschaft über ihre Kinder im Gange waren. Philiberts Vater hörte davon und Herr Dekanter, dem des künftigen Schwiegersohnes jetziges Betragen schon unangenehm auffiel, hörte es ebenfalls.

Was soll das? fragte der alte Bechart eines Tages seinen Sohn.

Eine Kriegslist! entgegnete ihm Philibert. Meine Sachen stehen gut. Ich bin ein begehrter Artikel und die Dekanters sollen mir es noch zweifach danken, daß sie mich haben können. Sekundiren Sie mich gut, lieber Vater, so werde ich sicher Herr in meinem Hause werden.

Der Vater lächelte. Das war wirklich und wahrhaftig sein Fleisch und Blut! Er hätte dem Sohne um den Hals fallen können vor Freude und Genugthuung; denn dem Dekanter'schen Hochmuth einmal beizukommen, es dem Manne, den er noch als Laufburschen gekannt, einmal fühlbar zu machen, welche Ehre für ihn die Verbindung mit den Becharts sei, das hatte er sich lange schon gewünscht und die Gelegenheit bot sich jetzt von selbst.

Was ist's mit Ihrem Philibert? fragte Herr Dekanter den alten Bechart. Was soll es mit den Reden, die ich hören muß?

Herr Bechart zuckte die Achseln, zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte zögernd: Sie kennen mich, mein Freund! Sie wissen, ich bin ein Mann von Wort und auch mein Sohn weiß seinen Verpflichtungen nachzukommen. Aber —

Aber! rief Herr Dekanter, dem das Blut zu Kopfe stieg, wie kann von einem Aber die Rede sein, wenn es sich um Edmee Dekanter, um meine Tochter handelt? Sie brauchen nur zu wollen, Bechart, und —

Ruhig, ruhig, alter Freund! unterbrach der Andere ihn. Wer denkt daran? Indeß jedes Uebereinkommen wird unter bestimmten Voraussetzungen getroffen, und mein Sohn hatte geglaubt, daß Ihre Tochter zum Gehorsam gegen ihre Eltern und in verständigen bürgerlichen Gesinnungen erzogen sei. Er hatte darauf gerechnet, sie also auch fügsam und gefällig gegen sich zu finden, wie jeder Mann dieß von seiner künftigen Frau begehren muß und —

Und? fragte Herr Dekanter.

Mein Sohn findet seine Braut — verzeihen Sie, daß ich es sagen muß — nicht erzogen, wie er glaubte. Er findet sie etwas eigensinnig. Er beklagt sich, daß sie ihn nicht aufnimmt, wie wir es wünschen, wie er es vollauf verdient, und er hat mir erklärt, daß er nicht zu heirathen im Stande sei, wo er sich nicht geliebt fühle, wie er es werth ist.

Herr Dekanter biß sich in die Lippe. Er hätte den Becharts gern den Stuhl vor die Thüre gestellt; aber es ist ein übel Ding um ein Mädchen, von dem der Bräutigam sich kurz vor der Hochzeit lossagt, und die Becharts hatten Verwandte und Anhang in der ganzen Stadt, in der ganzen Provinz, im ganzen Lande. Was sollte man davon denken, wenn die Heirath rückgängig wurde? Wie konnte man wissen, welche Gründe die Becharts angeben würden? — Es kam Herrn Dekanter sehr hart an, aber einlenken mußte er und sprach lächelnd: In Ihrem Sohne, Bechart, hätte ich solche romantische Grillen nicht gesucht.

Ich auch nicht! versicherte dieser, der seinen Platz wohl zu behaupten dachte. Ich auch nicht! Aber was wollen Sie? Mein Sohn ist Herr über sich und —

Herr Bechart zögerte zu sagen, was er dachte. Das wurde dem Anderen zu viel und sich verneigend sagte er: Ihr Herr Sohn ist frei, wenn er es wünscht!

Nun hatte Herr Bechart seinen Selbstgenuß gehabt und sichtlich befriedigt rief er in ganz verändertem Tone: Nicht doch! nicht doch! Ich sage Ihnen ja, er liebt seine Braut! Aber sehen Sie darauf, daß sie sich fügt, lieber Dekanter! Machen Sie es ihr begreiflich, daß wir Ansprüche an ein Mädchen zu machen haben, welche wir in unsere Familie aufnehmen sollen. Wir halten auf unsere Familie, lieber Dekanter! wir haben ein Recht dazu, und Edmee muß sich also ihrem Bräutigam angenehm zu zeigen suchen. Ist sie erst seine Frau — — er lachte und reichte dem alten Geschäftsfreunde die Hand und auch dieser zwang sich zum Lachen, so bitter es ihm auch ankam, — ist sie erst seine Frau, so findet sich das Uebrige.

Ja, natürlich! versicherte Dekanter, aber sprechen Sie mit Ihrem Sohne! Das Gerede muß ein Ende haben!

Es war ja auch nur ein unnützes Gerede! bedeutete der Andere, indeß sprechen Sie trotzdem mit Ihrer Tochter! — Sie schüttelten sich noch einmal und außerordentlich herzlich die Hände; sie lachten beide, als sie von einander gingen, aber das Lachen hielt nur vor, so lange der Eine den Andern sehen konnte.

Der hat sein Theil! sagte Philiberts Vater.

Das werde ich ihm nicht vergessen! sagte sich De-



Schlußscene aus Berthold Auerbachs Roman „Auf der Höhe". (Originalzeichnung von L. Pietsch.)

kanter und die Laune des Letztern war nicht die beste, wie heiter Herr Bechart auch nach Hause kam. Sie waren seit Jahren Freunde gewesen, wo der Vortheil es erheischte, und hatten Lust daran gehabt, einander zu kränken, wenn die Gelegenheit sich dazu bot. Jetzt war die Reihe an Herrn Bechart gewesen, und sein Freund Dekanter gelobte sich's, die nächste Gelegenheit nicht zu versäumen.

* * *

Der Hochzeichtstag war da. Um sechs Uhr Abends wollte man auf die Mairie fahren, das junge Paar in die Ehestandsregister einzuzeichnen und von dem Maire das bindende conjungo zu erhalten. Um Mitternacht sollte dann, wie es in den reichen flandrischen Familien Sitte ist, die Trauung in der Kirche durch den Priester vollzogen werden und nach derselben die Abfahrt der Neuvermählten erfolgen, welche, wie es sich gebührt, den Honigmonat auf Reisen zuzubringen dachten.

Es war ein heller, milder Novembermorgen; die Sonne schien warm in die schönen Zimmer des Dekanter'schen Hauses hinein, aber sie lockte keinen Freudenstrahl in dem Auge der jungen Braut hervor, und sie verscheuchte die Spuren der durchtrauerten Tage und Nächte nicht von ihren Wangen.

Der Vater hatte ihr die Kränkung zur Last gelegt, welche er durch Herrn Bechart erfahren, die Mutter hatte sie verantwortlich gemacht für die Vorwürfe, mit denen ihr Mann sie überhäuft, und Philibert fand seine Genugthuung daran, sie die Willkür fühlen zu lassen, welche die letzte Uebereinkunft der Väter ihm schon jetzt über sie eingeräumt hatte. Er kam oder blieb fort, wie es ihm gefiel, er huldigte ihr oder vernachlässigte sie, wie er eben gelaunt war, und er rühmte es gegen seinen Vater und gegen seine Freunde, wie er Edmee allmälig unter seinen Willen beuge, wie er sich Mühe gebe, die schöne Eigensinnige fügsam zu machen, der er sich verlobt, obschon er in Paris wohl noch reichere Partieen hätte machen können. Aber, sagte er, ich befinde mich in der Lage, mir meine Neigungen gestatten zu dürfen, und es reizt mich, gerade dieses Mädchen, wider seinen Willen, ganz nach meiner Weise glücklich zu machen. Denn eben weil ich ihr jetzt den Herrn zeige, weil ich ihr nicht mehr schmeichle, wird sie mich lieben, und mein angewendetes Mittel ist so unfehlbar, daß ich in der That ein Patent darauf nehmen möchte.

Er gefiel sich außerordentlich in der Rolle des Siegers und des Beglückers, und obschon Madame Dekanter auch für Edmee's Verbindung mit ihm gewesen war, fingen seine Eitelkeit und sein Hochmuth sie doch zu beleidigen an. Es wurde ihr schwer, ihm die Zuvorkommenheit zu zeigen, welche ihr Mann von ihr für Philibert begehrte, und schwerer noch wurde es ihr, die Tochter zu betrachten, die ein Bild des stillen Grames geworden war.

Ohne Freude sah daher die Mutter auf den Hochzeitstag, den Philibert, wie frei und leichtsinnig er sich auch bezeigte, doch mit großem Verlangen ersehnte. Er konnte die Stunde kaum erwarten, welche ihn für immer zum Herrn des schönen Mädchens machen sollte; aber darauf erpicht, seine Rolle sowohl gegen seine Braut, als gegen seine Freunde bis zum Ende durchzuführen, und es immer wieder von ihnen sagen zu hören, daß er anders als andere Leute, daß er ein wahres Beispiel sei, mit welcher Seelenfreiheit ein Mann in die Ehe treten müsse, hatte er für den Morgen seines Hochzeitstages ein Frühstück mit einigen seiner näheren und ferneren Bekannten verabredet. Noch einmal wollte er als Junggeselle mit ihnen bei dem Restaurant im Hafen fröhlich sein, und er hatte nichts gespart, was diese Fröhlichkeit befördern konnte.

Um zwölf Uhr war man zusammen gekommen, und man hatte vorgehabt, sich um zwei Uhr zu trennen. Doch diese Stunde war lange schon vorüber, die Gesellschaft befand sich in der ausgelassensten und tollsten Laune, der Champagner wurde immer schneller getrunken, und es war vergebens, daß die Besonnenen unter den Tischgenossen zum Aufbruch mahnten; Philibert lachte sie aus.

Ich komme zeitig genug! rief er; — und verlaßt Euch darauf, man wird auf mich warten, wenn ich mich verspäten sollte!

Endlich erhob man sich von der Tafel. Die Gesellschaft trat zur Thüre hinaus, das weite Meer lag vor ihren Augen und auf den sonnenbeleuchteten Wogen schaukelte sich in ziemlicher Entfernung außerhalb des Hafens ein stattliches Briggschiff, welches dort während der Zeit des Frühstücks vor Anker gegangen war. Die Gesellschaft, welche aus lauter jungen Kaufleuten bestand, erkannte das Schiff augenblicklich; es war ein Bechart'sches Schiff, der Morgenstern, der mit Rohzucker beladen, von Cuba wiederkehrte.

Das nenne ich Glück haben! rief Philibert; da kommt Charles Villier eben mit dem Morgenstern an diesem Tage heim. Den Jungen muß ich noch zu meiner Hochzeit haben! Macht das Segelboot fertig, wir wollen den Kapitän hereinholen. Wir haben zusammen auf der Schulbank gesessen, er soll auch an der Hochzeitstafel mit mir sitzen. Los das Boot!

Der Wirth, der sich in ihrer Nähe befand, meinte, daß der Kapitän bereits an Land gegangen sei, um die Meldung zu machen, ohne welche kein Schiff in einen Hafen einlaufen darf; Philiberts Genossen gaben ihm zu bedenken, daß es für ihn die höchste Zeit sei, in die Stadt zurückzukehren, und da er trotzdem auf seinem Vorsatze bestand, erklärten sie ihm einstimmig, daß sie seine Aufforderung nur als einen Scherz betrachteten und ihm die Thorheit nicht zutrauten, jetzt, so wenige Stunden vor dem Gange auf die Mairie, eine so unnütze Fahrt zu unternehmen. Niemand wollte ihn begleiten, selbst der Wirth redete ihm dringend ab, aber Philibert, dessen Selbstgefälligkeit in den letzten Wochen maßlos gestiegen war, fand ein Vergnügen darin, gerade dasjenige auszuführen, was Jedermann ihm widerrieth. Der Gedanke, alle seine Bekannten in Erstaunen zu setzen, von sich reden zu machen und sich eines solches Geniestreiches rühmen zu können, gewann einen unwiderstehlichen Reiz für ihn.

Er sah nach der Uhr; es war drei Uhr vorüber.

Sein kleines Ruderboot, nur für eine Person gemacht, das wie ein Pfeil durch das Wasser schoß und das er geschickt genug zu führen wußte, lag vor dem Hause des Wirthes, bei dem der Segel- und der Ruderclub ihre Zusammenkünfte hatten, mit der ganzen kleinen Flotte unter einem Schirmdach angekettet. Philibert ließ es losmachen, und mit dem Ausruf: Jetzt ist's drei Uhr und zehn Minuten, um vier Uhr zehn Minuten bin ich zurück, um sechs Uhr auf der Mairie und um ein Uhr Nachts mit meiner Frau auf dem Wege nach Paris! sprang er in das Boot und trieb es mit schnellen Ruderschlägen vorwärts.

Laute Zurufe, leichtfertige Worte, helles Lachen folgten ihm nach und bald darauf verließ die ganze Gesellschaft den Restaurant und den Hafen und alle kehrten in die Stadt und zu den Beschäftigungen des Werktages zurück, die den Einen hierhin, den Andern dorthin führten.

* * *

Während dessen saß Edmee einsam in ihrem Zimmer. Es war hell erleuchtet, denn sie hatte ihre Hochzeitstoilette zu machen. Das weiße Kleid, der Schleier und das Orangenbouquet der Braut lagen vor ihren Augen; der reiche Brillantschmuck, den ihr künftiger Schwiegervater ihr gesendet, funkelte auf dem Atlas, mit welchem das Sammtkästchen ausgeschlagen war; aber sie mochte das Alles nicht sehen, sie mochte auch die wenigen Zeilen nicht mehr lesen, welche sie heute in der Frühe erhalten hatte, und doch hielt sie das kleine Blatt in ihren Händen, doch blickte sie darauf hin, als müsse ihr aus demselben ein rettender Gedanke entgegen kommen.

Ihre Amme, welche man vom Lande, wie sich's gebührt, zur Hochzeit eingeladen, hatte ihr den Brief gebracht. Er enthielt nichts als die Worte: Lebe wohl, Edmee! Gott sei mit Dir, wie meine Liebe und meine Gedanken mit Dir sind. Du warst der Genius meiner Jugend, und was ich auch erreiche, es wird Dein Werk sein! Lebe wohl und erinnere Dich meiner! Eduard.

Eine geistige Erschöpfung war über sie gekommen, die Gedanken flossen ihr durcheinander, sie wußte sich selbst nicht mehr zurecht zu finden. Es dünkte sie ein Traum, daß Eduard ihr verloren, daß heute der Tag gekommen sei, der sie für immer einem ungeliebten Manne verbinden sollte. All ihr Empfinden war wie von ihr abgelöst, sie konnte selbst ihren Schmerz betrachten, als ob es nicht der ihre wäre, und wie eine Windstille vor dem Sturme hatte sich eine Dämmerung über ihre müde Seele gelegt, als die Mutter zu ihr in's Zimmer trat.

Edmee fuhr empor. Es ist Zeit, Dich anzukleiden! mahnte die Mutter, deren sorgenvolle Miene mit ihren Festtagskleidern gleichfalls schlecht zusammenstimmte.

Lautlos warf die Tochter sich der Mutter in die Arme. — Daß ich Dir helfen, daß ich Dich glücklich sehen könnte! seufzte diese.

Edmee weinte still. Dann richtete sie sich auf, reichte der Mutter den Brief, den sie am Morgen empfangen, und sagte: Lies ihn und bewahre ihn mir auf, theure Mutter! Ich habe abgeschlossen mit meinem Hoffen. Aber wenn Du mich unglücklich sehen wirst, dann erinnere mich daran, daß Eduard mich liebte. Das soll mein Trost sein in der schweren Zukunft, die ich vor mir sehe!

Mutter und Tochter schwiegen, während die Kammerjungfer und Milchschwester Edmee's ihr die Hochzeitgewänder anlegte. Trauriger hatte man nicht leicht den Brautschleier in das Haar eines jungen Mädchens befestigt, bleicher und gramerfüllter nicht leicht eine Braut das Bouquet an ihre Brust gesteckt. Für wen und wozu hat man mich geschmückt? rief es in ihrem Herzen, als die Mutter sie noch einmal umarmte, ehe sie mit ihr das Gemach verließ, welches Edmee bisher bewohnt und das sie jetzt für immer verlassen sollte.

Man umringte die schöne Braut, als sie von der Mutter geführt in den großen Saal eintrat. Alle Trauzeugen von Seite der Dekanter'schen Familie waren beisammen, die Wagen standen in langer Reihe vor der Thüre, mit ihren Laternen schon weithin das ansehnliche Geleite verkündend, welches die Tochter des Hauses nach der Mairie geleiten sollte. Nur auf den Bräutigam und seine Zeugen wartete man noch, und je länger man ihn erwarten mußte, um so mehr fing man an, es auffallend zu finden, daß er auf sich warten ließ.

Darüber war es halb sechs und drei Viertel auf sechs Uhr geworden; die Erfrischungen, welche man für die Gäste vorbereitet, waren bereits herumgegeben, und man fing an, damit die Zeit nicht allzulange erscheine, sie zum zweiten Male anzubieten. Herr Dekanter, obschon er sich heiter mit seinen Gästen unterhielt, blickte trotzdem von Minute zu Minute nach der Thüre; auch die Gäste horchten, ob sich noch nicht das Rollen der Wagen hören ließe, welche den Bräutigam nebst dessen Eltern und den übrigen Zeugen bringen sollte; aber wenn auch ein Wagen hörbar wurde, so hielt er an dem Dekanter'schen Hause nicht still, und die Unruhe, die Verlegenheit wurden immer allgemeiner.

Herr Dekanter, der sich immer seiner Erfolge und des Gelingens seiner Plane rühmte, war erhitzt und konnte seinen Zorn kaum noch verbergen. Madame Dekanter gab verwirrte Antworten und sah bald nach ihrem Manne, bald nach ihrer Tochter hinüber, deren müdes Lächeln allein keine Veränderung erlitten hatte. Was kümmerte es sie, wie man in der Stadt über sie gesprochen und wie man jetzt das Gerücht bestätigt zu sehen glaubte, daß Philiberts Neigung für sie wankend geworden sei und daß er also wohl noch in der letzten Stunde von der beabsichtigten Verbindung zurücktreten könne. Es wäre ja ihr größtes Glück gewesen, hätte er diesen Gedanken ausgeführt; denn was war die sogenannte Schande, von einem Verlobten aufgegeben zu werden, neben dem Schicksal, zu welchem der Wille ihres Vaters sie verdammte, neben dem Unglück, welches ihr heute noch bevorstand? Ihr allein verging die Zeit nicht langsam; der Augenblick, in dem sie mit einem Federzuge über ihre ganze Zukunft zu entscheiden hatte, kam ihr immer noch zu früh.

Nur noch wenige Minuten fehlten bis zur sechsten Stunde, da hörte man wieder einen Wagen rollen. Er fuhr schnell, sehr schnell: er hielt vor dem Hause. Edmee wurde bleich und kalt — das war ihr Bräutigam. — Es kam eilig die Treppe herauf, die Thüre öffnete sich, aber nicht Philibert, nur der Dekanter'sche Diener trat herein, sprach leise mit dem Herrn des Hauses, und sichtlich betroffen verließ derselbe den Saal und seine Gäste. Einige Minuten später rief man auch die Hausfrau ab.

* * *

Solch' eine Hochzeit hatte Niemand noch erlebt. Man trat zusammen, man sprach leise mit einander; die nächsten Verwandten, die jungen Freundinnen der Braut suchten diese zu unterhalten, aber es war Allen nicht wohl in der Ungewißheit, und Herrn und Madame Dekanter war es in dem Kabinete, in das sie sich zurückgezogen hatten, noch weit weniger wohl.

Unerhört! unerhört! rief Herr Dekanter, als seine Frau zu ihm in das Seitenzimmer kam, und reichte ihr mit einer Hand, welche der Zorn erbeben machte, ein Blatt Papier, das er eben erhalten hatte. Lies! lies! das war alles, was er sagen konnte.

Der alte Buchhalter des Bechart'schen Hauses, der vieljährige Vertraute seines Prinzipals, hatte den Brief gebracht. — Ich schreibe Ihnen in der größten Aufregung, hieß es in demselben. Herr Moria wird Ihnen das Nähere sagen. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Alles in Ordnung zu bringen. Der Maire hat zugesagt, aus Freundschaft für mich den Akt eine Stunde später, als verabredet, zu vollziehen. Mißlingen meine Bemühungen, so muß die Hochzeit eben sechs Wochen später vor sich gehen.

Reden Sie! Reden Sie! verlangte Madame Dekanter. Was ist geschehen?

Herr Moria verneigte sich höflich und gelassen und sagte: Herr Philibert hat heute seinen Freunden im Hafenhotel ein kleines Frühstück gegeben. Die jungen Herren waren guter Laune, und da unser Morgenstern eben von Cuba auf die Rhede gekommen war, so wünschte Herr Philibert den Kapitän, der unseres Herrn Philibert Freund ist, zur Hochzeit einzuladen.

Nun? — weiter, weiter! fragten die Eltern der Braut.

Nun, nahm Herr Moria wieder das Wort, ohne sich durch die ungeduldigen Anmahnungen seiner Hörer zu größerer Eile antreiben zu lassen; — nun, unser Herr Philibert nahm dann sein Ruderboot und fuhr hinaus.

Und was ist ihm geschehen? rief Madame Dekanter.

Nichts Uebles, Madame, nichts Uebles! beruhigte der alte Buchhalter. Herr Philibert ist glücklich auf dem Morgenstern angelangt und befindet sich auch jetzt noch dort.

Auf dem Morgenstern! Wie ist das möglich? riefen Mann und Frau.

Das ist eben das Bedenkliche, entgegnete der Alte. Es fügte sich, daß der Kapitän schon an Land gegangen war, seine Meldung zu machen, und seine Papiere waren nicht in Ordnung. Weil der Wind ihn die letzten Tage stark nordwärts getrieben, war er über die Sanitätsstation hinausgekommen. Er hat also kein Sanitätsvisum und es ist ihm obendrein auf der Reise sein Steuermann am gelben Fieber draufgegangen. Das hat er heute pflichtschuldig gemeldet und die Sanitätsbehörde hat ihn dann gleich unter Bewachung auf sein Schiff geschickt, der Morgenstern muß nach der Sanitätsstation zurück, muß zweiundvierzig Tage Quarantäne halten.

Und Philibert? unterbrach ihn Herr Dekanter.

Herr Philibert ist auf dem Morgenstern. Die Erlaubniß zu seiner Heimkehr ist noch nicht ertheilt! schloß der Buchhalter mit neuer, höflicher Verbeugung.

Herr Dekanter stampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden. — Es ist zum Rasendwerden, rief er; er wird die Erlaubniß nicht erhalten!

Nein! entgegnete Herr Moria mit gewohnter Ehrlichkeit. Nein, er kann sie nicht erhalten.

Aber was hat er auf dem Morgenstern zu suchen! Was, zum Teufel, hat er dort zu holen? Es ist beispiellos, es ist unerhört! Am Hochzeitstage solche Thorheit! Da sitzen unsere Gäste, da sitzt die Braut! Und warten sollen wir? warten soll meine Tochter? rief Herr Dekanter mit einem höhnischem Lachen, das ihm in der Kehle stecken blieb; — warten, bis es Herrn Philibert gefallen wird, sie abzuholen?

Er konnte nicht weiter sprechen, mit raschen Schritten, die Hände über der Brust zusammengeschlagen, ging er im Zimmer auf und nieder. Der Bechart'sche Vertrauensmann stand verlegen auf seinem Platze, Madame Dekanter hatte bis jetzt in ihrer Bestürzung, in ihrem Schrecke ganz und gar geschwiegen. Indeß der letzte Ausruf ihres Mannes war wie ein Lichtstrahl in ihre Seele gefallen, Edmee's Verzweiflung hatte ihr heute das Herz zerrissen, und rasch entschlossen sich ihrem Manne nähernd, sagte die Mutter leise: Siehst Du denn die Absicht nicht, Dekanter? Siehst Du nicht, wie der freche Philibert dieß Alles geflissentlich herbeiführt hat?

Herr Dekanter stutzte. Was willst Du damit sagen? fragte er.

Mehr als ich Dir in Moria's Beisein erklären kann! gab sie ihm zur Antwort. Aber komm, ich habe mit Dir zu sprechen. — Sie nahm seinen Arm, nöthigte den Buchhalter, sich zu setzen und einen Augenblick zu warten und führte ihren Mann in das Nebenzimmer, dessen Thüre sie sorgfältig hinter sich zuzog.

Dann, als sie sich mit ihm allein sah, ging sie mit ihm an die der Thüre entgegengesetzte Seite der Stube und sagte, schnell und leise sprechend: Du fragst mich, was ich meine? Ich habe es Dir immer gesagt, aber Du hast es nicht sehen und nicht glauben wollen, daß die Becharts von Anfang an sich benahmen, als erzeigten sie Dir, der Du nicht unter ihnen geboren bist, eine Ehre durch Edmee's Verlobung mit Philibert. Und welch' ein Loos steht unserer Edmee mit ihm bevor? Hast Du es denn schon vergessen, wie Philibert sich nach seiner Verlobung über dieselbe geäußert hat? Ein Bräutigam, der zwei Stunden vor der Hochzeit

sich auf Trinkgelage einläßt; der, ohne an seine Braut zu denken, den Renommisten spielt! O, ich kenne ihn, ich kenne sie Alle! Ihnen ist's ganz recht, wie es gekommen, sie verlangen es gar nicht besser. Ich höre es, wie sie sich darüber belustigen werden, daß sie uns hier mit unserer Hochzeit warten lassen! Und Edmee, die ihren Schleier und ihr Bouquet jetzt in Gegenwart aller ihrer Freunde ablegen soll, um es wieder anzulegen, wenn es Herrn Philibert und Herrn Bechart gefällig sein wird! — Es ist beispiellos, ganz beispiellos! — Einem aus ihrer Familie sollte das geschehen! Einem Bechart! einem Vilmot! Ich möchte sehen, was sie thun würden!

Madame Dekanter wußte, was sie sagte, denn jedes ihrer Worte traf ihren Mann an seiner empfindlichsten Stelle. Er hatte sonst kaltes Blut genug und kein Vorurtheil, er gab nichts auf Rang und Titel, nur das Wirkliche, nur Hab und Gut hatten für ihn Werth; aber einer Schwäche konnte er nicht Meister werden: er mochte, obschon er selbst sich dessen gelegentlich rühmte, von Dritten nicht daran erinnert werden, daß er armer Leute Kind, daß er ein Emporkömmling sei; denn er wußte, daß die eingeborene Kaufmannsaristokratie ihm dieß noch nicht vergessen habe.

Ja, ja! rief er bitter, so sind sie! Und wenn ich wüßte —

Was? fragte die Mutter, ihm schnell in die Rede fallend.

Wenn ich wüßte, sagte er, und er wurde blaß und roth vor Zorn und Grimm, wenn ich wüßte, wie ich es ihnen vergelten, wie ich ihnen die Kränkung wett machen könnte, welche dieser Philibert uns anthut —

Das liegt in Deiner Hand! rief die Mutter. Thue was sie nicht erwarten: tritt zurück!

Herr Dekanter sah sie mit grassen Augen an. Es war ein Gewaltstreich, zu dem die Frau ihm rieth, aber er war eine despotische Natur und schnelles, eigenmächtiges Entscheiden lag deßhalb in seiner Art. Indeß, was gewann er mit solchem Entschlusse? welchen Erfolg erzielte er damit? Und einen Erfolg, den mußte er jetzt nothwendig haben.

Er ging mit sich zu Rathe, er überlegte — die Mutter jedoch war lange schon mit sich einig, was geschehen solle, geschehen müsse. Jetzt war der romantische Augenblick gekommen, nach dem sie sich ihr ganzes Leben hindurch gesehnt hatte, jetzt konnte um sie und um ihre Tochter der Glorienschein der Poesie gebreitet werden, in welchen sie sich in ihren Träumen oftmals eingehüllt, und mit einer Zärtlichkeit des Tones, den ihre Stimme sonst schon lange nicht mehr hatte, wenn sie zu ihrem Manne sprach, sagte sie: Jakob! der Himmel selber zeigt Dir, was Du thun mußt. Ich habe Deinem Befehle gehorcht und auch Edmee ist Dir ein gehorsames Kind gewesen, denn Du bist der Vater und bist der Herr in Deinem Hause. Aber sieh Edmee an, sieh ihre blassen Wangen, ihre mattgeweinten Augen! Und nicht sie allein hat geweint. Auch ich — und ihre Thränen fingen zu fließen an — auch ich habe die Nächte im Bette gesessen und geweint und mich gehärmt, wenn ich meine einzige Tochter so verblühen sah, mitten in ihrer Jugend und Schönheit. Mache uns Alle glücklich, indem Du den Becharts ihren Hochmuth vergiltst. Rühme Dich dessen, was sie Dir zum Vorwurf machen möchten, daß Du ein Parvenü bist, der nichts auf die Verbindung mit ihrer alten Firma und Namen gibt. Mag Philibert zusehen, ob er in seiner Patriziersippschaft ein Mädchen wie Deine Tochter findet, und beweise ihnen Allen, daß Dir in der entscheidenden Stunde das Glück Deines Kindes und der Mann, den sie mit richtigem Gefühl sich auserwählt, mehr werth sind, als der Name Bechart und als des herzlosen, leichtsinnigen Philiberts Vermögen, dessen Deine Tochter nicht bedarf.

Herr Dekanter fing an langsamer auf und nieder zu gehen, er hob den Kopf wieder hoch in die Höhe. Er hatte die Arme nicht mehr über die Brust zusammengeschlagen, sondern die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Das war ein sicheres Zeichen, daß er sein Gleichgewicht wieder gefunden. Seine Augenlider kniffen sich leise zusammen, um seine Mundwinkel zuckte es fortwährend, und vor seiner Frau stehen bleibend, sagte er: Du bist also der Meinung —

Sie ließ ihn nicht aussprechen, welcher Meinung sie sei. — Sieh, Jakob! rief sie und schlang ihre Arme um seinen Hals, wenn Du mir die Genugthuung bereitetest, daß ich den Becharts sagen könnte: wir, die Jakob Dekanters, brauchen Euch nicht, wir sind uns selbst genug, wenn Euer Sohn es sich nicht zur höchsten Ehre rechnet, unser Schwiegersohn zu werden — ich würde die Stunde noch zehnfach mehr segnen, in der ich Deine Frau geworden bin.

Herr Dekanter lächelte und klopfte ihr auf die Wange. Sie sah noch sehr schön aus in dem Kleide von violettem Sammt, mit den Perlen um den vollen Nacken und den weißen Federn in dem braunen Haar.

Der alte Moria wartet, sagte er zu ihr.

So schreibe und schicke ihn fort, mahnte sie ihn dringend.

Er zauderte noch einen Augenblick. Dann rief er: Sei es denn! — ging an den Schreibtisch, setzte sich nieder und schrieb: Geehrter Herr und Freund! Ihr Herr Sohn hat seine Zusage nicht erfüllt und sich heute zur Feier seiner Hochzeit nicht rechtzeitig bei uns eingestellt. Damit bin ich meiner Verpflichtungen gegen ihn und Sie ebenfalls quitt; da ich aber meine Tochter darauf vorbereitet habe, daß ich sie heute verheirathen würde, so bin ich gesonnen, ihr mein Wort zu halten und ihr einen andern Mann zu geben, was Sie und Ihr Herr Sohn sicherlich in der Ordnung finden werden. Mich Ihrer bisherigen Freundschaft empfehlend, zeichne ich mit besonderer Hochachtung, geehrter Herr und Freund, als Ihr ganz ergebener Jakob Dekanter.

Er schrieb Tag und Stunde ordentlich darunter, siegelte den Brief gehörig zu, ging in das Kabinet, wo Herr Moria seiner Entscheidung wartete, und händigte ihm das Schreiben ein. — Meine Empfehlung an die Herren Bechart, Vater und Sohn, sagte er, indem er den Alten entließ; — und besten Dank für Ihre Mühewaltung, mein Herr Moria!

Und als er darnach zu seiner Frau zurückkehrte,

warf sich Madame Dekanter ihm noch einmal mit beiden Armen um den Hals, und mit einer Freude und Wärme, die sie schön erscheinen ließen, wie an ihrem Hochzeitstage, rief sie: Nun laß mich auch zwei Zeilen schreiben, lieber Jakob, und gönne mir eine Stunde Zeit, die Stunde Zeit, welche die Becharts sich auf der Mairie ausbedungen haben. Und gewiß, Jakob, gewiß, Du sollst es heute noch empfinden lernen, was es heißt, zwei Menschen glücklich zu machen und glückliche Menschen um sich zu sehen!

Herr Dekanter widersetzte sich ihrem Willen nicht. Er war aus seinem gewohnten Geleise gekommen und wußte sich auf dem ihm fremden Pfade der Empfindung, auf welchen seine Frau ihn hingelockt, nicht gleich mit Sicherheit zu bewegen. Die Freude und die Schönheit seiner Frau behagten ihm, der Gedanke an die Bestürzung und den Aerger seines Freundes Bechart, that ihm äußerst wohl, und wenn er bisher auch nicht viel auf die Traurigkeit seiner Tochter gegeben hatte, so dachte er doch mit einer gewissen Befriedigung daran, wie er jetzt ihre Trauer in Freude wandeln, wie er sie, seine Gäste und die ganze Stadt in Staunen, in Verwunderung versetzen würde.

Seine Frau am Arme, kehrte er völlig aufgeheitert in den Saal zurück, um sowohl die Tochter als die Gäste, von dem unglücklichen Zufall zu unterrichten, der den Bräutigam auf dem Morgenstern festhalte und sie darauf vorzubereiten, daß man möglicher Weise genöthigt sein werde, auf das Erscheinen Philiberts ganz zu verzichten, wenn er innerhalb einer Stunde sich nicht einstellen sollte.

Damit wurde die Sache immer sonderbarer, und vollends die sichtlich erheiterte Stimmung der Eltern wußten sich weder Edmee noch die Gäste zu deuten.

* * *

Eduard Prevals Koffer stand gepackt. Seine Staffelei lehnte zusammengeschlagen in der Ecke, er hatte das Bild der Geliebten, das er für sich gemalt, von dem Blendrahmen losgemacht, es aufgerollt und in eine Blechkapsel gesteckt. Die Mutter saß, halb im Schatten, auf dem Sopha und sah dem Sohne zu, der nun wieder von ihr gehen sollte und dessen Herz sie von Kummer belastet wußte; Luise aber kramte in ihren Schiebladen, um nachzusehen, ob sie nichts darin fände, was sie ihrem Bruder anbieten und was ihm wünschenswerth erscheinen könnte.

Niemand sprach ein Wort. Es hatte eben sechs Uhr geschlagen, sie wußten Alle, jetzt war es geschehen, Edmee hatte sich in das Civilregister eingezeichnet und war Madame Philibert Bechart geworden.

Da fuhr ein Wagen mit ungewöhnlicher Schnelle durch die einsame, entlegene Straße. Das geschah sehr selten um diese Zeit. Luise trat an das Fenster. Laternenschein leuchtete zu ihr empor, der Wagen hielt vor der Thüre, sie kannte ihn.

Was ist das? rief sie erschrocken aus.

Was? fragten die beiden Anderen, denen ihr Erschrecken auffiel.

Der Dekanter'sche Wagen! sagte Luise. In demselben Augenblicke schellte es an der Thüre und in seiner Gallalivree trat der wohlbekannte Diener ein.

Was bringen Sie? riefen Mutter und Kinder wie aus einem Munde.

Ich weiß es nicht! entgegnete der Diener, ich habe dieß Billet hier abzuliefern. — Es war an Madame Preval gerichtet.

Meine Freundin! schrieb Madame Dekanter; es geschehen noch Wunder, schöne Wunder, in dieser Welt und ich bin glücklich, die Verkünderin eines solchen schönen Wunders zu sein. Fragen Sie nichts, vertrauen Sie mir! Der Wagen wartet auf Sie! Kleiden Sie sich schnell an, wir erwarten Sie und Ihre Kinder mit Ungeduld! Ich sehne mich, Sie zu umarmen! Fragen Sie nichts, eilen Sie! —

Als wäre die Sonne um Mitternacht aufgegangen, so überrascht, so geblendet standen die Dreie sich gegenüber. Hätten sie auch gewollt, sie hätten nicht zu fragen vermocht, sie waren zu sehr von ihren Gedanken, von Vermuthungen und Hoffnungen bestürmt.

Mit fliegender Hast riß Eduard seinen Koffer auf, schneller als sie es für möglich gehalten, waren sie Alle bereit, und noch war die Stunde Aufschub nicht verflossen, auf welche Herr Dekanter seine Gäste vorbereitet hatte, als Madame Preval mit ihren Kindern das Dekanter'sche Haus betrat.

Schon im Vorsaal kam Madame Dekanter ihnen entgegen, denn sie hatte es sich ausbedungen, für Eduard der Bote des ungehofften Glückes zu sein; und gefolgt von Madame Preval und Luise ging sie, Eduard an ihrer Hand haltend, in den Saal zurück.

Gott im Himmel! rief Edmee, als sie ihn erblickte, und sie erhob sich, aber ihre Kniee wankten, sie drohte zu sinken. Da stürzte Eduard sich ihr zu Füßen, und sie mit seinen Armen haltend und umschlingend rief er: Edmee! — meine Edmee! ist es denn möglich?!

Sie hing an seinem Halse und weinte. Madame Preval, Luise, ihre eigene Mutter umringten sie, das Erstaunen, das Fragen schienen kein Ende nehmen zu wollen. Aber die Erklärung der beiden Mütter, die Berichte der kleinen Luise, die so stolz aussah, daß sie gewachsen zu sein schien, brachten die Geister schnell zur Ruhe und die Freude, die Rührung waren allgemein. Selbst Herr Dekanter und sein Sohn fühlten eine gewisse Wärme in der Brust und wider ihr Erwarten quoll es ihnen feucht im Auge. Sie sahen einander ganz verwundert an.

Vater, ich glaube Du weinst! fragte der Sohn.

Unsinn! entgegnete der Vater; aber es ist doch sonderbar!

Ja, sie freuen sich Alle, auch die Gäste, meinte der junge Jakob.

Versteht sich! erwiderte der Vater, sie gönnen es dem alten hochmüthigen Bechart und dem eitlen Narren, dem Philibert!

Sieh! rief die Mutter dazwischen, indem sie das junge, schöne Paar zu dem Vater hinführte; — sieh, wie glücklich Du sie gemacht hast!

Herr Dekanter lächelte. Ja, sagte er, gegen das Brautpaar und gegen seine Gäste gewendet; das kann

nicht Jeder thun! Aber Jakob Dekanter ist nicht der Mann, der Rücksichten zu nehmen hat, der sich und seinem Kinde etwas bieten läßt! Er hat von Jugend an auf eigenen Füßen stehen müssen und steht auch jetzt auf seinen Füßen! Darum unbesorgt, mein lieber Eduard! es ist kein armes Mädchen, das Sie heirathen! Es soll an Haus und Hof nicht fehlen! — Nun aber fort, fort zur Mairie, ehe der Maire uns am Ende gar davon geht!

* * *

Als man von der Mairie heimkehrte, war ein Brief des alten Bechart angelangt. Herr Dekanter öffnete ihn und sagte lächelnd: Das ist nun Ihre Sache, Madame Eduard Preval! Herr Bechart glaubt es nicht, daß Sie sich einem andern als seinem Philibert verbinden könnten.

Statt aller Antwort schmiegte sich Edmee an den Mann, dessen Namen sie mit so viel Freude trug, und kaum war Mitternacht vorüber, so fuhren die Neuvermählten aus der Kirche nach der Dekanter'schen Campagne hinaus, von wo sie sich am nächsten Tage auf die Reise begeben sollten.

Sechs Wochen später, als Philibert mit dem Morgenstern aus der Quarantäne wiederkehrte, wandelten Herr und Frau Preval schon seit vielen Tagen am Gestade des blauen Mittelländischen Meeres, und es blieb Philibert unbenommen, sich auch jetzt wieder zu erheben und Edmee herabzusetzen, wie er es vorher gethan.

Doch fand er kein so günstiges Gehör mehr wie früher; denn je nüchterner und je selbstsüchtiger ein großer Theil der Menschen war, unter welchen er lebte, um so größer und nachhaltiger war der Eindruck gewesen, welchen die romantische Heirath der schönen Edmee gemacht hatte, und die öffentliche Meinung wendete sich auch hier wieder einmal den Glücklichen zu.

Herr Dekanter hatte das vorausgesehen und vorausgesagt, und lächelnd äußerte er zu seiner Frau und seinem Sohne: Merkt es Euch! es ist, wie ich Euch immer erklärt: man muß Erfolge haben, denn der Erfolg ist Alles in der Welt!

Trschibro!

(Die böhmischen Diebstähle und Judenhetzen.)

Ein Theil jenes Distriktes des westlichen Mittelböhmen, den man wohl etwas zu voreilig als das künftige „böhmische Belgien" bezeichnet, ist während des Februar und der ersten Tage des März laufenden Jahres der Schauplatz von Vorkommnissen gewesen, denen eine Schranke zu setzen für den Augenblick zwar dem vereinten Einschreiten der Regierung, der Ortsbehörden, der Gerichte und der bewaffneten Macht gelungen, von denen aber kaum anzunehmen ist, daß sie hiemit auch schon ihr Ende oder gar ihr Ziel erreicht. Man darf sogar annehmen, daß sie lediglich ein vorerst vereinzelt zum Durchbruch gelangtes Symptom eines tiefen, vielfach komplizirten allgemeinen Siechthums sind, dessen weiterer Verlauf, Tragweite und endlicher Ausgang zunächst gar nicht abgesehen zu werden vermögen. Wir meinen die kolossale Silberdefraudation an den Przibramer Bergwerken und die ausgebreiteten Nagelschmiederzesse in den benachbarten Eisenindustriebezirken von Hostomitz, Horzowitz, Zbirow und Beraun, — zwei Erscheinungen, die, äußerlich scheinbar mit einander in nichts verwandt, zu einander doch in einem weit wesentlicheren Zusammenhange stehen, als in dem der bloß örtlichen Nachbarschaft und des Zufalls der Gleichzeitigkeit. Beide Vorkommnisse sind, schon der Zustände wegen, in denen ihr Ursprung gesucht werden muß, bedeutsam und zugleich instruktiv genug, um das Interesse auch weiterer Kreise anzuregen, und wir glauben deßhalb von dem Zwecke dieser Blätter nicht allzuweit abzuweichen, wenn wir der Erwägung derselben mehr als eine bloß flüchtige Notiz widmen.

Die Przibramer Silbergruben, deren Aufgehen bis in das 13. Jahrhundert zurückreicht, zählen, seit jene von Kuttenberg und Joachimsthal theils in Folge zügellosen Raubbaues, noch mehr aber in Folge einer unverantwortlichen, nicht viel besser als räuberischen Verwaltung dem Ruin verfallen, nicht nur zu den vorzüglichsten Montanunternehmungen der österreichischen Monarchie überhaupt, — sie nehmen als Fundstätte des für den allgemeinen Verkehr so hochwichtigen edlen Metalles im Kaiserstaate sogar den ersten Rang ein. Die silberhaltigen Bleierze derselben lieferten nach mannigfachen Wechselfällen vom Jahre 1737 bis einschließlich 1852 eine Ausbeute von 873,753 — in der Zeit von 1750 bis 1855 eine von 786,159 Mark Silber, die während dieser Zeit von anfänglich 187 Mark in stetiger Zunahme bis zur gegenwärtigen Jahresausbeute von 56,000 Mark aufstieg. In das Eigenthum der Kure theilen sich der Staat und verschiedene Private, und in den Händen des erstern als des Hauptbetheiligten, liegt der gesammte Betrieb und die gesammte Verwaltung, während den letztern das Recht eingeräumt ist, auf eigenen Gewerketagen den Betriebsbericht, den Rechnungsabschluß und die Bilanz für jedes verflossene Jahr zu fordern. Die Verwaltung geschieht unter der unmittelbaren Aussicht einer eigenen finanzministeriellen Montansektion durch einen an Ort und Stelle die Leitung ausübenden hohen Staatsbeamten, der den Rang eines Ministerial- und Hofrathes bekleidet, dem ein ganzes Dikasterium von Berg- und Hüttenbeamten zur Seite steht und der über eine Arbeitskraft von nahe an vierthalbtausend Menschen



gebietet. Daß nun die Regiekosten eines so umfangreichen Betriebes und einer solchen auf rein bureaukratischem Fuß eingerichteten Verwaltung nicht gering sein können, und daß das Reinerträgniß der Gruben durch sie eine höchst bedeutende Verkürzung erfahren muß, leuchtet wohl Jedermann ein, und man wird daher kaum erstaunen, daß bei einer Wertherzeugung von durchschnittlich wenigstens anderthalb Millionen Gulden für den Staat und die Privatgewerke zusammen nicht mehr als ein Ertrag von etwa 500,000 Gulden sich ergibt. Man wird aber die Ungunst eines solchen Ergebnisses ganz begreiflich, ja vollends natürlich finden, wenn man erfährt, daß die Unrichtigkeit der in den offiziellen Tabellen ersichtlich gemachten Erträgnißansätze seit Menschengedenken ein nicht minder öffentliches Geheimniß ist, als die Ursache derselben: — eine von unten bis oben hinauf wohlorganisirte, durch alle Gebiete der Arbeit, Regie und Verwaltung sich verzweigende, durch den althergebrachten Usus beinahe sanktionirte Defraudation, die schon bei dem Schlägel in der Hand des Knappen, der in der Tiefe von dreihundert Klaftern unten das edle Erz abbaut, beginnt und nicht eher als mit der Uebergabe der gediegenen Barre an die kaiserliche Münze endet, und deren beinahe unglaublicher Betrag, bloß soweit es das edle Metall unmittelbar betrifft und ganz abgesehen von allen anderweitigen Unterschleifen, sich auf nahezu den achten Theil der thatsächlichen Ausbeute beziffert.

Daß ein solches System ohne allgemeine Lockerung der Begriffe von Recht und Unrecht kaum möglich ist, läßt sich leicht ermessen. Und in der That beginnt dieselbe bereits bei dem Nachwuchse des Knappenthums, den kleinen Jungen, die, zunächst zu mindern Arbeiten angehalten, dazu berufen sind, in die durch Krankheit, Alter, Unglücksfälle u. s. w. gelichteten Reihen der verschiedenen Bergarbeiter allmälig nachzurücken. Schon diese Jungen, gleichviel, ob sie nun beim Zerschlägeln des Erzes oder beim Waschen desselben beschäftigt sind oder auch schon in die Gruben fahren, werden dazu angeleitet, für den Zahlungstag ein Mehr an Arbeit anzugeben, als sie wirklich geleistet. Den Ueberschuß über den ihnen rechtlich zukommenden Verdienst, nach einer unbedeutenden Abgabe davon an den kleinen Betrüger, zieht dessen nächster Vorgesetzter ein, gegen das Versprechen, den jugendlichen Defraudanten bei nächster Vorrückungsvakanz zu berücksichtigen. Ist er nun wirklich avancirt, so treibt er den Betrug weiter, und weniger von seiner Geschicklichkeit in der Arbeit als von seinem Geschick im Defraudiren hängt es ab, ob er endlich das Ziel seines Strebens erreicht: eine Stellung, in der er nicht



mehr für Andere, sondern für sich selbst defraudiren, den Lohn für ein oft jahrzehntelanges Fälschen und Trügen nun auch selbst ernten darf. Selbst die Namen von Abwesenden und längst Verstorbenen müssen zu solchem Manöver herhalten und es finden sich Leute genug, die, als die berechtigten Träger dieser Namen sich gerirend, welche wohl in den Registern fortgeführt werden, längst aber auf einem Grabkreuze zu lesen sind, gegen eine kleine Vergütung den nieverdienten Lohn einheben, um ihn in den Säckel dieses oder jenes Höhergestellten abzuführen. Daß für einzelne Bergleute monatlich fünf bis sechs Grubenfahrten mehr in Rechnung gebracht werden, ist ebenso eine Sache der gewöhnlichen Tagesordnung, als daß die Maschinenwärter, Stürzer und Heizer, denen die Herausförderung des Erzes obliegt, bei jeder einzelnen Schichte zehn bis zwanzig Tonnen mehr notiren, als wirklich gefördert worden, um im Einverständniß untereinander und mit den Anschlägern und Auslaufern die auf die Ersparniß von Kohlen bei gesteigerter Leistung ausgesetzten, nicht geringen Geldprämien sich zu sichern. Aber nicht nur die eigentlichen Bergarbeiter, auch die Hilfsarbeiter, die Zimmerleute, die Tischler, die Schlosser, die Schmiede, die Maurer u. s. w. wandeln nach ihrer Weise ein Jeder die gleiche Bahn. Massen von Holz, Eisen und Ziegeln, die kaum einmal verwendet sind, erscheinen zweimal, dreimal in Rechnung; Gebälke und Eisenstücke, die lange noch dienen könnten, werden als unbrauchbar entweder wirklich bei Seite geschafft, um in dem Kiosk irgend eines höhern Beamten wieder ihre Auferstehung zu feiern oder auch — nur auf dem Papiere durch neue Stücke ersetzt zu werden. Denn das ist ein Zug, der durch den ganzen Betrieb geht, daß der Arbeiter nicht bloß da ist, um in den Werken und für diese zu arbeiten, sondern auch — um seinem Vorgesetzten sich nützlich und einträglich zu erweisen. Jeder nur irgendwie Höherbedienstete hat seinen Diener, seinen Kutscher, seinen Gärtner, seinen Hauszimmermann und Haustischler, und all' dieser Hofstaat kostet ihn keinen Heller, denn alles das sind lauter Bergknappen, die — freilich wohl nur laut Register — in die Gruben fahren, und dafür vom Staate und den Privatgewerken bezahlt werden.

Und wie bei den Arbeiten so geht es weiter auch bei der Beschaffung der verschiedenen Bergbaubedürfnisse. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Konkurrenz zur Lieferung der meisten dieser Gegenstände gerade in solchen Momenten ausgeschrieben wird, wo dieselben im Preise am höchsten stehen, — daß die Einsicht in die versiegelten Konkurrenzangebote, die bis zum festgesetzten Termine ein Geheimniß bleiben sollen, bevorzugten Konkurrenten bereitwillig auch früher gestattet wird,

— daß in Folge dessen den protegirten Konkurrenten die Möglichkeit geboten wird, ihre Preisangebote selbst unter die thatsächlich möglichst-niedrigen anzusetzen. — und daß den bevorzugten Lieferanten dagegen freie Hand gelassen wird, ihren Ersatz in um so schlechterer Qualität und schlechterem Maße der gelieferten Objekte zu suchen. Jeder Bergknappe erfährt dieß an dem schmutzigen, dicken Oele, das ihm in seinen Tiegel zugemessen wird; jeder Maschinenwärter an dem Riemen, der sein Rad umfängt, an dem Seile, das die Tonne hebt; jeder Schreiber an der Unvollzähligkeit des Buches Papier, das auf seinen Tisch kommt. Und doch ist alles das Eine Hand oder sind es vielmehr Hunderte von Händen, die Eine die Andere wäscht — allerdings wieder nur auf Kosten des Staates und der privaten Gewerke.

Die eigentliche Hochschule der Defraudation ist jedoch die Schmelzhütte. Sie bewegt sich hier nicht mehr in den schüchternen Kreisen des Unterschleifes und des Betruges, sie wird hier bereits zum Diebstahl, zur Plünderung, zum förmlichen Raube am Staats- und Privatgute. Die Sache hat freilich ihre Schwierigkeiten, denn hier gilt nicht bloßes Aufschreiben und Anrechnen, hier heißt es kühn Hand anlegen und frisch zugreifen, und das im Kampfe mit den entfesselten Elementen und im Schweiße des Angesichts. Die Zubereitung und erste Schmelzung des Erzes ist eine undankbare Arbeit. Da findet sich nicht einmal eine des Aufhebens werthe Stufe mehr. Alles dieser Art, was sich vorfand, die schönsten Haarsilberformationen, sind längst früher entwendet und von den glücklichen Findern für wahre Pappenstiele abseits losgeschlagen worden. Aber die Arbeit muß sein. Sie liefert das erste Hüttenprodukt, die silberhaltigen Bleilaibe, von denen ein Centner bei zwanzig Loth edlen Metalls enthält. An diesen schweren Laiben im Allgemeinen wird Niemand zum Diebe, nur ab und zu ein Nichtkenner oder Neuling läßt sich dazu verleiten, einen derselben in den Falten seines Wamses hinauszuschmuggeln, um ihn bald wieder irgendwo abseits von sich zu werfen, da er, wie begreiflich, dafür keinen Käufer findet. Anders ist es nach beendigter Schmelzung dieser Laibe im Treibofen. Hier unter dem Einflusse des mächtigen Gebläses trennt sich das eine Metall vom andern. Das Blei wird zum Oxyd und wird als solches in Krustenform mittelst langer Rechen abgezogen und das so lange, bis keines mehr da ist und im festgebrannten Lehmbecken des Treibofens nur mehr reines Silber blinkt. Ist dieses durch Wasser zu festweicher Konsistenz abgekühlt, so wird es in Streifen geschnitten, die nach völliger Erstarrung in die für die Ablieferung an die kaiserliche Münze vorgeschriebene Barrenform umgeschmolzen werden. In diesem Momente schon beginnt an kleinen Stücken, die unvermerkt aus dem Treibofen in den Sand schlüpfen, um in diesem verscharrt ihre Abkühlung zu vollenden, der Raub. Seinen Hauptmarkt jedoch feiert er bei der Zerstörung des thönernen Treibherdes, in dessen Sprünge und Risse während des Schmelzungsprozesses eine nicht unbedeutende Menge edlen Metalles eingedrungen, die nun herausgelöst werden soll. Das Silber findet sich hier in der Form von Kügelchen, größeren und kleineren erstarrten Tropfen, dünnen Blättchen, Stänglein u. s. w., die zur weitern Umgießung zu Barren in die Silberkammer abgeliefert werden sollen. Solche Partikelchen bei Seite zu schaffen, namentlich wo Alles einverstanden ist, fordert eben keine große Kunst, und es wird von der mit unbeschränkter Municifenz gebotenen Gelegenheit in der That auch der umfassendste Gebrauch gemacht. Eine kleine Nachlese in der Silberkammer vollendet schließlich die Plünderung.

Sieht man nach alle dem in den offiziellen Tabellen, daß als Ausbeute einer Quantität Erzes, die nach ihrem durch die Hüttenproben konstatirten Silbergehalte 31,600 Pfund edlen Metalles hätten geben müssen, nur 28,000 Pfund, dagegen als „Abgang, herbeigeführt durch die Manipulation", 3600 Pfund aufgeführt werden, so wird man das wohl auffallend, aber auch ganz erklärlich finden. Die Erklärung ist auch, wie gesagt, keineswegs ein Geheimniß. Es ist herkömmlich, daß Jedermann, der das Glück hat, bei den Przibramer Werken es zu einer „Charge" zu bringen oder in der Schmelzhütte angestellt zu werden, in kurzer Zeit ein gemachter Mann ist, Haus und Grundstücke erwirbt und Kapitalien zurücklegt, und das oft bei einem Wochenlohn von fünf bis sechs Gulden; und eben so herkömmlich ist es, daß eine solche Charge ohne vorhergehende große Opfer an Geld und Redlichkeit schlechterdings nicht zu erlangen ist. Man weiß, daß, ebenso wie der Raub auch das Diebshehlerthum und die Vermittlung des Absatzes des Raubes theils an bestimmte Silberarbeiter im Inlande, theils über die Grenzen des Reiches hinaus in gewissen Familien von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, die auf diese Weise namhafte Reichthümer erworben. Man weiß auch, was es zu bedeuten hat, wenn ein Bergmann oder Schmelzer an Einen herantritt und „Eier" zum Verkaufen ausbietet. Und dennoch — man wollte nichts wissen, wollte nichts sehen. Wurde es ja einmal zu arg, so daß eine Kenntnißnahme nicht umgangen werden konnte, so wurde der Unfug einfach unter einem berghohen Aktenstoße todtgeschwiegen. Die untersuchenden Komissäre fanden Alles in trefflicher Ordnung, den Arbeitern und Beamten wurde das „Anzeigen von dergleichen" als der Ehre des Corps zuwider strengstens verwiesen; den weißen Raben, der die Anzeige sich zu Schulden kommen lassen, jagte man einfach fort, wenn man es nicht vorzog, ihm eine Todtenbahre vor's Haus zu setzen oder ihn in den Schachten irgendwo zufällig verschüttet werden zu lassen. Erst eines in solchem Maß eklatanten Falles bedurfte es, wie der durch die Polizei Anfangs Februar entdeckte Versuch, eine Ladung Przibramer Silbers im Werthe von 6000 Gulden bei Bodenbach über die Grenze zu schaffen und der unmittelbar darauf erfolgte Selbstmord eines der hauptsächlichsten Diebshehler, um eine Defraudation an Staats- und Privatgut, die nach mäßiger Berechnung seit den letzten zwanzig Jahren auf mindestens drei Millionen Gulden sich belief, der Möglichkeit, noch ferner todtgeschwiegen zu werden, endlich zu entrücken, und die Regierung und die Ge-

richte zur Aufnahme eines Monstreprozesses zu veranlassen, wie er vor den Tribunalen Oesterreichs noch niemals vorgekommen und wie ihn vor wenigen Wochen noch kein Mensch in Oesterreich auch nur für möglich gehalten hätte.

Das Aufsehen, die Indignation, welche diese Enthüllung in einem Staate, dessen Krebsübel eben die Finanzen sind, in allen Schichten der Gesellschaft hervorrufen mußte, konnte nur eine außerordentliche sein. Sie fand ihren rückhaltlosen Ausdruck in der gesammten Presse, und man kann sagen, daß es in ganz Oesterreich heute kein Dorf mehr gibt, in dem sie nicht nachzitterte. Zur Erbitterung jedoch sollte sie anwachsen und zur Bloslegung eines weiteren Uebels die Veranlassung werden, in den den Przibramer Silberwerken benachbarten Eisenindustriebezirken, wo die drückendste Noth auch ohne sonderliche Agitation zu den gefährlichsten Reflexionen aufrufen mußte. Wer diese Bezirke und namentlich die waldschattigen Thäler der Litawa und ihrer Nebenbäche vor noch nicht langen Jahren betrat, den begrüßte am Saume der Wasser allenthalben das taktmäßige Pochen rastlaser Hammerwerke, in den Dörfern das Funkengestiebe zahlreicher Essen, das schallende Hämmern auf unzähligen Ambosen. Eine eigengeartete Kleinindustrie neben den großen Industrien, zu denen die reichen Eisenerze des Brdygebirges die Veranlassung gegeben, hatte sich, seit Jahrhunderten vielleicht, hier angesiedelt, — die der Nagel- und Zweckenerzeugung. Die Natur ihres Erzeugnisses brachte es mit sich, daß diese Industrie, welcher der lokale Bedarf natürlich keinen Boden bieten konnte, aus sich selbst heraus die Form der Fabrikation, des Handels annahm. Der Bedarf hatte in fernen, auswärtigen, zum Theil überseeischen Gebieten seinen Sitz. Von dort gelangte die Nachfrage an den großen Kaufmann in der Hauptstadt. Dieser machte seine Bestellung bei seinem kleineren Geschäftsfreunde in den genannten Eisenbezirken und von letzterem erst gelangte der Arbeitsauftrag an den eigentlichen Produzenten, den Nagel- und Zweckenschmied. Dieser war auf solche Art mit der Verwerthung seiner Arbeit ausschließlich an seinen nächsten Auftraggeber, den sogenannten „Händler“, gewiesen. Er kam nur mit diesem in Berührung und so nahm sein Gewerbe bald die Form einer eigenthümlichen Verquickung von Handwerk und Handel, von Selbständigkeit und Abhängigkeit an. Dem Händler, als dem Bemittelteren und Akkreditirteren stand die Möglichkeit offen, das Rohmaterial aus den Zainhämmern in größeren, kontrahirten Quantitäten und daher zu billigern Preisen zu beziehen, als dasselbe dem nur im Kleinen einkaufenden Nagelschmiede selbst überlassen wurde und er ließ den Gewinn, der ihm hieraus erwuchs, sich nicht entgehen. Nur in seltenen Fällen kam es vor, daß der Händler dem Schmiede das Eisen als zu verarbeitenden Stoff gegen einen bedungenen Arbeitslohn übergab. Meistentheils überließ er an ihn das Rohmaterial als Waare und kaufte von ihm die daraus gefertigten Nägel als Waare wieder zurück. Der Arbeiter gerieth mit dem Händler somit in laufende Rechnung und es bildete sich der seitdem beinahe ausnahmslos festgehaltene Usus heraus, daß der Nagelschmied wohl nicht gehalten sei, das Erzeugniß seiner Arbeit an einen bestimmten Händler abzuführen, daß er sich aber verbindlich machen, von demjenigen Händler, dessen Kundschaft er behalten wollte, auch das Zaineisen, ja selbst die Kohle für seine Esse und den Ambos für seinen Stock zu beziehen. Ja, dieß Verhältniß bildete sich, namentlich dem minder bemittelten Arbeiter gegenüber noch weiter aus, indem dieser für seine Nägel und Zwecken von seinem Händler nicht nur wieder Eisen zur Fortführung seines Gewerbes, sondern auch den Bedarf zur Erhaltung seines Lebens, Mehl, Brod, Kartoffel, Salz und selbst den Stoff zu seiner Bekleidung nahm, und so von ihm mit seiner ganzen Existenz abhängig wurde.

Die Händler hatten hiebei ein entschieden gutes Geschäft, das durch Generationen in ihren Familien sich forterbte und der Boden ward, auf dem eine gesicherte Wohlhabenheit, ja selbst ein bedeutender Reichthum sich aufbaute. Die Lage der Nagelschmiede war von Anbeginn eine entschieden mißlichere. Allein das Gewerbe nährte doch seinen Mann, bot selbst einen Ueberschuß, und der Fälle sind nicht wenige, daß fleißige und wirthliche Nagelschmiede sich zu Händlern und sogar zu reichen Leuten emporgeschwungen. Aber das Gewerbe hatte auch seine Schwankungen, seine Krisen, seine Stillstände und dann wieder seinen plötzlichen Aufschwung, und diese Wandlungen ließen auch bei den böhmischen Nagelschmieden jene Erscheinungen zu Tage treten, die man bei Gewerben, die keinen gleichmäßigen Fortgang haben, sondern bald ebben und bald wieder fluthen, auch wohl anderwärts zu beobachten Gelegenheit hat, — Mangel an Festigung und Ausdauer im Berufe, an Stätigkeit im Schaffen, Lockerung des Charakters und der Sitte, Neigung zum Leichtsinn und zu Ueberschwenglichkeiten. Für die Einschränkungen, die sie in den Tagen der Geschäftsstockung sich auferlegen mußten, suchten sie Ersatz in den Tagen florirenden Erwerbes. Hatte es ihnen in jenen nicht selten am täglichen Brode gemangelt, so wurde in diesen nun getafelt, gezecht und gespielt. Am Sonnabend zu Mittag schon wurde die Arbeit eingestellt und erst am Mittwoch nach durchtobten vier Tagen und Nächten noch völlig katzenjämmerlich nahm man sie wieder auf. Das Drängen der Händler half da nicht. Waren diese die Herrn in den Tagen des Arbeitsmangels, so waren es jetzt, da ihre Arbeit gesucht war, die Nagelschmiede. Die Furiantenstreiche der Nagelschmiede bilden seit Menschengedenken eine stereotype Rubrik der Gegend.

Waren so die Verhältnisse des Nagelschmiedegewerbes von jeher nicht die günstigsten, so sollte die Ungunst der Zeitläufte der zwei letzten Jahrzehnte für sie nur um so verhängnißvoller werden. Den ersten Stoß erfuhren sie vom Jahre 1848, den zweiten und entscheidenden vom Jahre 1854. Brachte damals die allgemeine Weltkrise den Erwerb in's Stocken und versperrten ihm die Vorgänge in Ungarn den Hauptmarkt der Donaufürstenthümer und der Türkei für zwei lange Jahre, während welcher die Verarmung in den Nagel-

schmieddörfern schreckenerregend überhand nahm, so brachte nach kurzer Erholung der Krimkrieg, der Fall von Sebastopol und die Freigebung der Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere, verbunden mit dem traurigen Stande der Dinge in Oesterreich selbst, ihn vollends an den Rand des Verderbens. Den altherbesessenen Markt nahm von Jahr zu Jahr umsichgreifender seitdem England in Beschlag. In Oesterreich krankten Handel und Gewerbe an dem gefräßigen Valutakrebse, Falliments folgten einander auf dem Fuße, am Marke des Nationalwohlstandes huben an unerschwingliche Steuern zu zehren, die Baulust siechte. Dazu kam der Sieg der Maschine über die menschliche Hand, des billigeren Drahtnagels über den theürern geschmiedeten, das Obsoletwerden ganzer Sorten sonst massenhaft verbrauchter Erzeugnisse, wie z. B. der Schindelnägel und der Sohlenzwecken, und der Ruin war fertig. Noch im Jahre 1854 zählten die Bezirke Horzovic und Zbirov zusammen 537 Nagelschmiedewerkstätten mit 462 Meistern, 1048 Gesellen, 167 Lehrjungen und 418 weiblichen Hilfsarbeiterinnen. Im Jahre 1856, also unmittelbar nach dem Krimkrieg, war die Zahl der Werkstätten bereits auf 191 eingegangen, die Zahl der Arbeiter auf die Hälfte herabgesunken. Noch im letztgenannten Jahre betrug das Nagelschmiederzeugniß in den drei Bezirken Horzovitz, Przibram und Zbirov bei 20,000 Centner im Werthe von 380,000 Gulden und es darf sehr bezweifelt werden, ob es gegenwärtig die Hälfte hievon beträgt. Das Gewerbe trägt jetzt alle Merkmale des totalen Verfalles an sich, und das Elend der Unglücklichen, die darauf ausschließlich angewiesen sind, ist daher ein wahrhaft grenzenloses. Die wenigen Meister, die ihre Hütte, ihre eigene Feuerstätte und etwa dazu noch einen Morgen Feldes haben, mögen sich eine Weile allenfalls noch halten können. Aber für die Gesellen und Hilfsarbeiter hat die Stunde, welche die Prager Handelskammer dieser „demoralisirten, an Geist und Körper gleich siechen Menschenklasse" schon im vorigen Jahre prophezeit, bereits geschlagen; denn der Erwerb dieser Leute reicht entschieden nicht mehr aus, um sie allein, geschweige denn sammt Weib und Kind zu ernähren, und verheirathet und mit einer zahlreichen Familie gesegnet sind zum Unglück auch noch die meisten von ihnen. Man erwäge nur! Mehr als eine einzige Wage Eisen, d. i. ein Gebinde von 25 Pfund in Stäben, vermag ein solcher kleiner Arbeiter auf einmal weder zu kaufen noch auch geliehen zu bekommen. Zur Verarbeitung desselben braucht er sammt seinem Weibe mindestens 5/4 Tage, das Abholen des Eisens und das Abführen der Waare mit eingerechnet volle zwei Tage. Die Auslagen darauf, — denn sein Verhältniß zum Meister ist nicht das eines bezahlten Gehilfen, sondern eines Arbeiters auf eigene Hand gegen eine gewisse Abgabe für die Benützung der Werkstätte, für Kohle u. s. w. — betragen 15 kr. An Lohn dagegen empfängt er 20 kr. und für die wieder schmelzbaren Schmiedeabfälle etwa 30 kr., und es bleiben ihm sonach an Erwerb für die Arbeit zweier Tage etwa 35 kr., durchschnittlich jedoch für die Arbeit einer Woche nur etwa 80 kr. bis 1 fl. 20 kr., was noch tief unter der Hälfte des gewöhnlichen landesüblichen schlechtesten Taglohnes steht. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir behaupten, daß im civilisirten Europa ein schlimmer gestelltes Arbeiterproletariat nirgends existirt. Seit Jahren wohnen diese Leute mit Weib und Kind in feuchten Kellern oder außerhalb der Ortschaften, Zigeunern gleich, in halbverfallenen Baracken. Ihre Nahrung besteht in täglich sich wiederholender Kartoffelsuppe, Brod ist ihnen längst zum festtäglichen Leckerbissen geworden. Ihr Aussehen, ihre Bekleidung — o du mein Gott! Wenn Du im kniehohen Schnee einen bleichen, ausgezehrten, hustenden Menschen in zerrissenen Schuhen, dünnen Sommerhosen und in hundertfach geflickter Baumwollzeugjacke mit einem Bündlein auf dem Rücken auf der Straße nach Hostomitz oder Horzovitz begegnest, so magst Du gewiß sein, daß es ein Nagelschmied ist. In dem Bündel auf dem Rücken trägt er zum Händler seine Nägel. Und wenn Du eine Stunde später in einer Kneipe ihn wiederfindest, versunken in branntweinseligen Dusel, so fluch' ihm nicht; verzeih' ihm vielmehr, denn es ist dieß sein einziger schmerzvergessener Augenblick seit einer Woche!

Hat die Regierung dieß Elend nicht gekannt? Es konnte ihr wenigstens nicht unbekannt sein. Allein in Oesterreich hat eine Regierung leider ganz andere Dinge zu thun, als für einen Haufen verhungernder Nagelschmiede zu sorgen. Sie hatte immer noch Zeit, nach ihnen sich umzuschauen, wenn sie aus ihrem Elend heraus erst laut aufschreien würden. Und sie schrieen endlich auf und die Reflexionen über das Przibramer Silber gaben ihnen dazu den langgesuchten Anlaß. Silber! Silber! wurde die Parole, mit der sie endlich losschlugen. Eine traurige Erscheinung bekundete sich da wieder. Der Unglückliche in seiner Beschränktheit vermag zu einem allgemeinen Ueberblicke sich nicht aufzuschwingen. Er kennt nur Einen als den Urheber seines Elends und das ist immer der Nächste, von dem er abhängt. Daß auf den selbst wieder ein Höherer drückt und daß das so durch tausend Druckatmosphären alle Schichten der Gesellschaft hindurch unwiderstehlich fortgeht, darüber sich klar zu werden, hat er weder den Sinn noch die Muße. Die böhmischen Nagelschmiede erkannten ihre Bedrücker — in den Händlern. Sie forderten von ihnen höhere Preise, höhere Löhne. Und da diese sie weder geben mochten noch konnten, so schlugen sie auf sie los; und da einer der bedeutendsten Händler zu Hostomitz wohnte und zugleich ein Verwandter jenes Przibramer Diebshehlers war, der sich, um dem Arme des Gerichts zu entgehen, im Beraunfluß ertränkt hatte, so schlugen sie auf ihn zuerst los; und da er nebenbei auch noch das Unglück hatte, ein Jude zu sein, so schlugen sie gleich nicht nur auf ihn, sondern auf alle Juden in Hostomitz, Horzowitz, Beraun, Tmain, Litten, Praskloles, Wscheraditz, Mauth u. s. w. los.

Am 26. Februar ging in dem Städtchen Hostomitz bei Gelegenheit des Jahrmarktes der Lärm los. Ein Nagelschmiedlehrjunge erhob auf offenem Marktplatze seinen Schmerzensschrei darüber, daß der Händler



DORA D'ISTRIA.

Verlag von *Krais* und *Hoffmann* in Stuttgart.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Brunner ihm nicht fünf Kreuzer über den gewöhnlichen Preis habe zahlen wollen. Das war genug, um dem störrischen Händler die Fenster einzuschlagen, die Thüren einzubrechen, das Dach vom Hause abzureißen, die Möbel zu zertrümmern, seine Geschäftsbücher und Wechsel zerschlissen den Winden preiszugeben, seine Eisenvorräthe als gute Prise fortzuschleppen. Es war eine Scene grauenhaften Humors, als Tags darauf ein Haufen abgehärmter Jungens aus dem Schuppen des flüchtigen Händlers die Kalesche hervorzog, sie mit Fähnlein aufputzte und im Triumphzuge mit dem Rufe: Silber! Silber! durch die Stadt und die nächsten Dörfer schleppte! Nicht besser ging es am 1. März dem Händler Glaser in Horzowitz, dem Hauptorte der kurfürstlich hessischen großen Industriedomäne gleichen Namens, und ähnlich den Händlern in den andern Orten. Die Lokalbehörden erwiesen sich diesen Exzessen gegenüber machtlos, die Regierungsorgane rathlos. Die Verhafteten mußten überall wieder freigegeben werden. Die Truppen, die man mit Eilzügen von Prag an die bedrohten Orte schaffte, wurden mit Hohngelächter empfangen und machten sich dafür durch ein Menschenleben bezahlt. Erst dem gütlichen Zureden geachteter Vertrauensmänner, hinter deren Rücken freilich die Bajonette ungarischer Infanterie blitzten, gelang es, die stürmischen Gemüther in etwas zur Ruhe zu bringen. Aber der Hohnruf: Silber! Silber! wiederhallt heute bereits durch ganz Böhmen als Parole des Tages und als Hetzruf gegen die — Juden, denen, wie schon öfters, auch bei diesem drohenden Ungewitter das wenig beneidenswerthe Verdienst zugefallen, den Blitz aufzufangen, der ganz anderswohin gemünzt gewesen.

Man hat diese Vorfälle mit den nationalen Gegensätzen in Böhmen in Verbindung zu bringen gesucht, jedoch entschieden mit Unrecht*). Sie sind lediglich der Ausbruch einer der unzähligen sozialen Beulen, an denen Europa überhaupt krankt und Oesterreich insbesondere. Dieselbe bureaukratische Bevormundung, die an dem ersten Montanwerke des Reiches eine Corruption möglich gemacht, die den Staatsschatz am hellen Tage um Millionen beraubte, dieselbe Bevormundung, die jede Beschwerde aus nicht offiziellem Munde als eine unberechtigte Anmaßung zum Schweigen verurtheilt, jeden Klagelaut mit Dienstentlassung, jeden Schmerzensschrei mit dem Kerker erstickt, und der die unvollendete „Neugestaltung" leider noch lange nicht das Handwerk gelegt, hat auch das Elend der unglückseligen Nagelschmiede verschuldet. Da gibt es nur Eines, das hilft, und das ist das heilige, ewig wahre: „Hilf Dir selbst!" — aber nicht durch Aufstände, Excesse, Denunciationen und Judenkrawalle, sondern durch Selbstverwaltung, Selbstbesorgung Deiner Interessen, und da diese ohne Bildung nicht möglich ist, zunächst durch — Bildung, durch Erziehung. Fürwahr, inmitten eines Arbeiterstandes, dessen Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein durch Erziehung und eine angemessene Bildung geweckt und kräftig genug aufrecht erhalten worden wäre, hätten die Przibramer Defraudationen gar nicht geschehen können. Der geringste Funke Selbstachtung in der Brust des letzten Hüttenknechtes hätte genügt, der Schlange der Verführung, die sich an ihn heranwand, und sei es auch in der Maske eines Berg- oder Hofrathes, auf den Kopf zu treten. Und die Arbeiter eines im Untergehen begriffenen Industrie-Zweiges, wenn Unterricht und Erziehung sie gelehrt hätte mit männlicher Gesinnung dem Wechsel der Verhältnisse zu begegnen und, statt rathlos die Hände in den Schooß zu legen, sie an einem andern Schaffen zu prüfen, hätten mit ihm nicht zu Grunde gehen, nicht der Verzweiflung in die Arme stürzen, nicht zu Verbrechern und Kettensträflingen werden müssen. Hierauf hatten die Handels- und Gewerbekammern in Oesterreich ihr Augenmerk zu richten und damit, daß sie es nicht gethan, haben sie unstreitig eine ihrer obersten Pflichten verabsäumt!

H. K.

*) Hier erlauben wir uns denn doch, dem Herrn Verfasser bedeutende Zweifel entgegenzusetzen. Wir kennen vom Jahre 1848 her die Bundesgenossen, Waffen und Kampfart der Herren Tschechen zu gut; wir wissen zu wohl, daß mit ihren „nationalen Bewegungen" das Aufrühren des tiefsten Schlammes der Bevölkerung verbunden zu sein pflegt. Eine Partei, die darum bittet, daß man ihre Freiheitsformen durch mittelalterliche Gesetze, die sich ihre Sklaverei selbst votirt, ist noch ganz anderer Thaten fähig.



Dora d'Istria.

Von H. K..z.

(Mit Porträt in Tondruck.)

Die Gräfin Dora d'Istria hat ein Buch über die Frauen geschrieben, in welchem sie eine lange Reihe von Namen aus allen Zeiten und Völkern anführt, die sich durch ihre Talente, ihre Gelehrsamkeit, ihren Muth, ihre Seelengröße ausgezeichnet, die sich durch ihre Erfolge in den Künsten oder in den verschiedensten Wissenschaften, ja sogar in Behandlung von Staatsgeschäften einen wohlbegründeten Ruf erworben haben. Hätte nicht sie selbst dieses Buch geschrieben, so würde sie einen ehrenvollen Platz unter diesen berühmten Frauen einnehmen. Denn wenn viele in der Kunst oder in der Literatur Großes geleistet oder sich auf andere Weise ausgezeichnet haben, so bieten doch nur wenige die vollendete Harmonie der Erscheinung, die wir an der Gräfin bewundern; wenige haben sich schon in früher Jugend, wie sie, einen Lebensplan vorgezeichnet, jedenfalls einen solchen nicht mit der Seelenkraft, mit der Ausdauer und Hingebung, mit der Aufopferung so vieler wesentlicher Vortheile durchgeführt, wie sie.

Die Gräfin Dora d'Istria, oder vielmehr, da dieß

nur ihr Schriftstellername ist, die Prinzessin Helene Ghika wurde am 22. Januar (a. St.) 1828 zu Bucharest geboren. Ihr Vater, der Fürst Michael Ghika, war damals Groß-Bano; ihr Oheim, Gregor IV., Hospodar der Walachei. Sie zeigte schon frühzeitig die schönsten Anlagen, die durch eine verständige Erziehung auf das Glücklichste entwickelt wurden. Ihr erster Lehrer war der gelehrte Pappadopulos, jetzt Professor an der Universität in Athen, der die feurige Lernbegierde der jungen Prinzessin mit glücklichem Takt zu leiten wußte. Er erkannte bald, daß sie ein großes Talent für die Erlernung der Sprachen hatte; schon in ihrem siebenten Jahre begann er daher mit ihr das Studium der alt- und der neugriechischen Sprache, sowie bald darauf des Lateinischen und Französischen. Sie betrieb diese Studien mit solchem Eifer und so glänzendem Erfolg, daß sie mit der Zeit nicht bloß im Stande war, selbst schwierigere griechische und lateinische Schriftsteller mit Sicherheit zu lesen, sie lernte auch, sich mit vieler Gewandtheit in den modernen Sprachen auszudrücken; das Italienische und namentlich das Französische schreibt sie mit einer seltenen Eleganz. Dabei versäumte sie auch die übrigen Wissenschaften nicht; ihre Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie sind von großem Umfang; sie ist in der Botanik bewandert, ja sie hat sogar bedeutende Studien in der Theologie und in den Rechten gemacht.

Die junge Prinzessin hätte diesen geistigen Anstrengungen unterliegen müssen, wenn ihre Eltern und Erzieher nicht auch auf ihre körperliche Ausbildung bedacht gewesen wären. Sie lernte reiten, fechten, schwimmen und mit Feuerwaffen umgehen; ihr Körper erstarkte dadurch in solchem Maße, daß sie in allen diesen Uebungen bedeutende Fertigkeit erreichte und zum festen Selbstbewußtsein derselben gelangte. Daher zögerte sie auch keinen Augenblick, sich in das Wasser zu werfen, um die Hofmeisterin einer jüngern Schwester, die in einer dunkeln Nacht in der Nähe von Moskau in einen Teich gestürzt war, vom sichern Tode zu retten.

Ihr Vater, der Fürst Michael, der unterdessen zum Groß-Varnik oder Minister des Innern ernannt worden war, verließ im Jahre 1840 Bucharest, ein Jahr vor der Revolution, welche seinen Bruder Gregor IV. vom Throne stürzte. Er wollte seinen Kindern die Vortheile zukommen lassen, welche die Unterrichtsanstalten in Deutschland gewähren. Daher begab er sich zunächst nach Dresden, wo die Prinzessin Helene das Studium der deutschen Sprache mit erneutem Eifer fortsetzte. Sie lernte die deutsche Literatur kennen und lieben und machte sich nicht bloß mit den Dichtern bekannt, sondern begann schon damals, sie war erst achtzehn Jahre alt, gründliche historische und philosophische Studien. Um sich mit der Sprache ganz vertraut zu machen, übersetzte sie Homers Iliade in's Deutsche. Der Aufenthalt in dem an Kunstschätzen so reichen Dresden gab ihr Veranlassung, sich mit der Malerei gründlich zu beschäftigen; sie entwickelte auch darin ein nicht gewöhnliches Talent, und bei ihrem Eifer und ihrer Ausdauer erwarb sie sich eine nicht gewöhnliche Fertigkeit. Doch war es vorzüglich die Komposition ihrer Stücke, welche die Aufmerksamkeit auf sich zog; im Jahre 1854 erhielt sie bei der Kunstausstellung in Petersburg eine silberne Medaille für eine deutsche Landschaft und für ein Gemälde, in welchem sie Heine's bekanntes Lied: „Ein Fichtenbaum steht einsam" zur plastischen Anschauung gebracht hatte.

Die Fürstin hat später ihren Aufenthalt in Dresden und ihre Beziehungen zum sächsischen Hof, bei welchem sie zuerst in die große Welt eingeführt wurde, in der kleinen, aber inhaltsreichen Erzählung „Eleonore von Haltingen" beschrieben. Von Dresden begab sich der Fürst Michael nach Wien und dann nach Berlin, wo die Prinzessin Helene durch ihre Schönheit, ihre liebenswürdige Anmuth, ihren Geist und Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zog. Als sie eines Tags zu der königlichen Tafel geladen worden war, kam man auf eine neu entdeckte griechische Inschrift zu sprechen, die der mit der griechischen Sprache wohlvertraute König Wilhelm IV. nicht enträthseln konnte. Alexander von Humboldt, der die Prinzessin schon genauer kannte, forderte sie auf, die Inschrift zu lesen und zu erklären, und sie löste zum höchsten Erstaunen des Königs die Aufgabe sofort.

Von Berlin reiste die Familie Ghika nach Venedig, welches damals der Aufenthaltsort der Herzogin von Berry und des Herzogs von Bordeaux war. Oft hatte sie in dem nähern Umgang mit denselben Gelegenheit, die Opfer der beschränkten Frömmigkeit eines Königs zu beobachten, der seine Jugendsünden dadurch wieder gut zu machen hoffte, daß er sich den Interessen des beschränktesten Aberglaubens hingab. Hatte der Umgang mit der vertriebenen Königsfamilie den lebhaftesten Widerwillen der jungen Fürstin gegen die politischen und religiösen Ansichten erregt, die in diesem Kreise ausgesprochen wurden, so wurde sie dagegen von der glühendsten Begeisterung erfüllt, als die alte Dogenstadt sich von der österreichischen Herrschaft befreite, und von dieser Zeit an nehmen die freisinnigen Ansichten, welche sie der verständigen Leitung ihres Vaters und dem früheren Studium der Alten verdankte, eine bestimmte Gestalt an; es begann sich in ihr der Wunsch zu regen, ihre Talente der religiösen und politischen Freiheit der Völker, dem Kampf gegen jegliche Unterdrückung zu widmen, doch mußte sie, ehe dieser Wunsch zum festen Entschluß wurde, noch manche Erfahrung machen.

Die Familie Ghika kehrte Ende 1848 in die Wallachei zurück, welche damals von russischen Truppen besetzt war. Der Fürst Koltzoff-Massalsky, der eine höhere Stellung im russischen Heere einnahm, lernte die Prinzessin Helene kennen; ihre auffallende Schönheit sowohl als der Ruf ihrer Talente bewogen ihn, sich um ihre Hand zu bewerben, die ihm um so eher gewährt wurde, als sich in der Wallachei nicht leicht eine passende Verbindung für die Prinzessin fand. In diesem Lande sind nämlich die Verwandtschaftsbande sehr zahlreich und da die Heirathen zwischen Verwandten durch die Religion untersagt sind — es ist sogar die Ehe zwischen Geschwisterkindern unbedingt verboten —

so erklärt es sich, warum die Wallachen so häufig Fremde heirathen.

Die Fürstin Helene begleitete ihren Gemahl nach Rußland, wo die Auszeichnung, die ihr von der kaiserlichen Familie zu Theil wurde, die traurigen Eindrücke nicht schwächen konnte, welche die Beobachtung des russischen Lebens auf sie hervorbringen mußte. Wenn schon der asiatische Despotismus, der auf dem Lande lastete, ihr Gemüth empören mußte, so wurde ihr Widerwille gegen ihre neue Heimat noch mehr gesteigert, als sie das Leben der höheren Stände kennen lernte, deren Sitten denen der französischen Großen zur Zeit Ludwigs XV. nicht unähnlich waren, während ihnen doch die feinere Bildung und das geistreiche Treiben jener Zeit mangelte. Da auch das rauhe Klima ihre Gesundheit untergrub und ihre Ehe zudem nicht mit Kindern gesegnet war, entschloß sie sich, ein Land zu verlassen, das ihr von keiner Seite Befriedigung gewähren konnte, wo sie vielmehr befürchten mußte, mit der Zeit in unangenehme Verwicklungen zu gerathen, da sie sich nicht entschließen konnte, ihre freisinnigen Ansichten zu verbergen. Sie reiste im Frühling 1855 nach der Schweiz, die sie nach den verschiedensten Richtungen durchzog. Sie bestieg unter Anderem den Mönch, was bisher noch Niemand unternommen hatte. Doch mußte sie noch in demselben Jahre wegen ihrer stark angegriffenen Gesundheit nach Ostende reisen, um dort die Seebäder zu gebrauchen. Ihr Aufenthalt in Belgien wurde dadurch bedeutend, daß sie daselbst ihre schriftstellerische Laufbahn begann. Sie gab nämlich in Brüssel „das Klosterleben in der morgenländischen Kirche“ heraus, welches, wie alle ihre Werke, in französischer Sprache geschrieben, eine im Abendland beinahe ganz unbekannte Seite des orientalischen Lebens mit eben so tiefer Kenntniß als geistreicher Darstellung schilderte. Der Beifall, den ihr Erstlingswerk erwarb, bestimmte sie, sich fortan ganz der Literatur zu widmen. Sie kehrte deßhalb im Herbst in die Schweiz zurück, um den Winter im Kanton Tessin zuzubringen. Während ihres Aufenthaltes in Lugano entwickelte sie eine Thätigkeit, die an das Wunderbare grenzt. Denn ob sie gleich zahlreiche Wanderungen durch das merkwürdige Ländchen unternahm, auch mehrere Berge bestieg, schrieb sie nicht nur eine Reihe von höchst interessanten Artikeln für das in Turin erscheinende liberale Blatt „Il Diritto“, sie redigirte auch die Beschreibung ihrer früheren Reise durch die deutsche Schweiz, welche bald darauf in vier Bänden erschien. Die Schilderungen, welche die Fürstin von den Gegenden gibt, die sie bereiste, sind durchaus vortrefflich und zeugen von dem tiefsten und reinsten Sinn für die Schönheiten der Natur; aber wenn sie auch den besten Darstellungen der Touristen an die Seite gesetzt werden können, so bilden sie dennoch nur die untergeordneten Theile des Werkes; sie sind nur der Faden, an welchem die Verfasserin eine Entwicklung ihrer Ideen über Staat und Kirche knüpft. Es gibt wenige Bücher, in denen die Nachtseiten religiösen und kirchlichen Lebens so gewandt und mit solcher Ueberzeugungskraft geschildert und bekämpft werden, als in der „deutschen Schweiz“, und es macht dieselbe einen um so tieferen Eindruck, als jede Zeile zugleich von der innigen Frömmigkeit, sowie von der größten Unparteilichkeit der Fürstin Zeugniß gibt, die bei aller Begeisterung, mit welcher sie die Sache der religiösen und politischen Freiheit verfocht, den Personen ihrer Gegner alle Gerechtigkeit widerfahren läßt und die guten Seiten derselben so freimüthig anerkennt, als sie die Irrthümer und falschen Maßregeln derjenigen aufdeckt, welche den Despotismus bekämpfen.

Von Lugano begab sich die Fürstin nach Aarau, wo sie über ein Jahr verweilte, da die öffentliche Bibliothek ihr erwünschten Stoff zu ihren Studien lieferte. Der Verfasser dieser Zeilen, welchem die Leitung dieser kostbaren Sammlung anvertraut ist, und der dadurch Gelegenheit erhielt, mit der Fürstin in nähere Beziehung zu treten, konnte sich bald überzeugen, daß sie ihre Studien mit einer Umsicht und Gründlichkeit betrieb, die sonst bei „gelehrten Frauen“ nicht gewöhnlich ist. Doch beschränkte sie dieselbe nicht auf die Benützung der Bibliothek; um das Volk und seine Sitten, sowie seine häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse kennen zu lernen, machte sie auch Ausflüge in die Dörfer und besuchte die Häuser der Landleute, deren Zuneigung sie bald durch ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen wußte, um so mehr, als sich ihr bei solchen Besuchen häufig Gelegenheit darbot, Arme und Bedrängte zu unterstützen. — Ihr Aufenthalt in Aarau traf in die Zeit, da die Haltung Preußens wegen der Neuenburger Angelegenheit einen drohenden Charakter angenommen hatte. Die begeisterte Entschlossenheit, mit welcher sich die gesammte Eidgenossenschaft auf den ungleichen Kampf vorbereitete, erweckte ihre höchste Theilnahme, die sie durch Schrift und That an den Tag legte. Hier und später am Genfer See, wo sie eine Zeit lang verweilte, beschäftigte sich die Fürstin vorzüglich mit den Zuständen des Orients; die Frucht ihrer Studien war außer zahlreichen und gehaltvollen Artikeln in verschiedenen Zeitschriften das treffliche Buch, „die Frauen im Morgenlande“, das in vielen Punkten neues Licht über die Sitten und politischen Verhältnisse jener Länder verbreitet, die sie zum Theil aus eigener Anschauung hatte kennen lernen. Im Jahre 1858 verließ sie die Schweiz, reiste über Italien nach Griechenland, wo ihr ein begeisterter Empfang zu Theil wurde, indem man sie als Vertheidigerin der Rechte, der Sitten, des Nationalcharakters und der Zukunft Griechenlands begrüßte. Sie wurde einstimmig zum Mitglied der archäologischen Gesellschaft in Athen ernannt. Nachdem sie die Denkmäler dieser Hauptstadt studirt und wissenschaftliche Ausflüge in Attika gemacht hatte, bereiste sie meist zu Pferd die sämmtlichen Provinzen des Königreichs und die Erlebnisse dieser anstrengenden Reise hat sie in den „Wanderungen durch Rumelien und Morea“ niedergelegt, einem Werke, das die genauesten Berichte über die politischen und Kulturzustände Griechenlands enthält und durch die reichhaltigsten statistischen Notizen viele Vorurtheile, welche im Abendlande über das griechische Volk verbreitet sind, auf das Schlagendste widerlegt.

Vorzügliches Interesse gewähren die Darstellungen der politischen Verhältnisse, worin sie mit tiefem Blick und staatsmännischem Scharfsinn die Revolution ahnen läßt, welche bald darauf den König Otto zur Niederlegung der Krone zwang.

Nach ihrer Rückkehr aus Griechenland ließ sie sich in Livorno nieder, wo sie noch lebt und ihre schriftstellerischen Arbeiten fortsetzt, unter welchen wir das schon erwähnte Werk „Von den Frauen" hervorheben, das insoferne als eine Fortsetzung der „Frauen im Morgenlande" angesehen werden kann, als sie darin die Zustände der Frauen im abendländischen Europa behandelt. Dieses Buch charakterisirt die Fürstin auf das Vollkommenste. Wie sie in den frühern Werken für die Rechte der Völker kämpfte, so tritt sie hier für die Rechte der Frauen ein; aber weit entfernt, sie zu Männern machen zu wollen und mit den ewigen Naturgesetzen in Widerspruch zu treten, verlangt sie, daß den Frauen der Genuß der unveräußerlichen Menschenrechte gewährt, ihnen, wie den Männern, die Möglichkeit gegeben werde, ihre geistigen Anlagen nach jeder Seite hin auszubilden, damit sie nicht bloß dem Scheine nach, sondern in der Wirklichkeit die den Männern ebenbürtige Hälfte des Menschengeschlechtes werden. Sie entwickelt dabei auf das Ueberzeugendste, daß eine solche Hebung der Frauen nicht bloß diesen, sondern der ganzen Menschheit zum Vortheil gereichen müsse, indem sie an der Hand der Geschichte nachweist, daß die jedesmalige Stellung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft die größere oder geringere Höhe der Kultur bedingt hat.

Wir hoffen in dieser kurzen Schilderung des Lebens und der Thätigkeit der Gräfin Dora d'Istria, deren geistige Größe wenigstens angedeutet zu haben. Es hat viele Frauen gegeben, und es gibt deren noch manche, die wegen ihrer geistigen Begabung und ihrer schriftstellerischen Erfolge der Gräfin an die Seite gesetzt werden können. Allein während für diese Poesie oder Gelehrsamkeit der Zweck ihrer Bestrebungen waren, sind sie für die Gräfin nur Mittel, um einen höhern Zweck zu erreichen, nämlich den Despotismus zu bekämpfen, in welcher Gestalt er sich auch zeige. Diesem Kampf hat sie ihr Leben gewidmet und sie führt ihn mit einer Entschlossenheit und Hingebung, die selbst ihre Gegner mit Bewunderung, die Freunde der Freiheit mit dem tiefsten Gefühl der Verehrung erfüllen müssen.



Goethe und Delacroix.

Zwar schrieben die Franzosen schon im vorigen Jahrhundert über Monsieur „Le Sing" und über Monsieur Ramlér, ertheilte der Convent den Herren Klopstock und Friedrich Schiller das französische Bürgerrecht und schrieb Frau von Staël unter dem Kaiserreich ein Aufsehen erregendes Werk über Deutschland und die deutsche Literatur — aber thatsächlich und wirksam lenkte die Aufmerksamkeit der Franzosen auf die deutsche Schöpfungskraft erst Goethe nach dem Falle Napoleons, zur Zeit des schönen Wiedererwachens des französischen Geistes unter der Restauration. Während Goethe selbst, von der erbärmlichen Abendzeitungsliteratur diesseits des Rheins angeekelt, sich mit großer Theilnahme den Pariser Bestrebungen zuwandte, die Kritiker, Historiker und Journalisten des »Globe« lobte, sich mit Chateaubriand, Beranger, Villemain beschäftigte, junge Talente wie Ampère, Merimée, Deschamps mit Liebe verfolgte, kam man ihm von Paris aus mit wahrhafter Begeisterung entgegen und fand der Alte in der humanen, feinen und eingehenden Art, wie man ihn dort kritisirte und erklärte, einen Trost für die Anfeindungen und Nörgeleien, die damals in Deutschland gegen ihn gerichtet wurden und jenen bornirten Standpunkt fixirten, von dem aus man hie und da auch heute noch Goethe zu betrachten liebt. Besonders gegen Ende der Restaurationsperiode, als die sogenannte romantische Schule, die gegen die erstarrten klassischen Formen Opposition machte, und neben ihr der nationale Geist so sehr erstarkt war, daß er die Julirevolution machen konnte, war es, als ob alle Flammen der französischen Poesie Goethe ihre Häupter neigend zuwendeten. Alle Künste lieferten ihm ihren Tribut, indem sie von ihm lernten, sich an ihm begeisterten und ihn in neuen Gestaltungen ihm selbst zurückgaben. David d'Angers' Büste beweist, wie jupiterhaft ihnen Goethe erschien; Gerard de Nerval, der tiefsinnige Dichter, übersetzte seinen Faust so vortrefflich, wie er seitdem nicht übersetzt worden; Berlioz, der die Faustmusik komponirte, gehörte zu dieser Generation — aber allen Künsten voraus eilte die Malerei, indem Eugen Delacroix schon in den zwanziger Jahren eine Faust-Illustration in großartigem Maßstabe lieferte, früher als irgend ein Deutscher. Der Faust als etwas „Incommensurables", wie ihn Goethe selbst bezeichnet, übte auf diese gährenden, revolutionären Geister der romantischen Schule eine besonders starke Anziehungskraft; da fanden sie jene Größe und Ungebundenheit, die sie der Befangenheit ihrer Klassiker, die individuelle Gestaltenfülle, die sie der typischen Armuth, den Gedankenreichthum, den sie jenem Sentenzenthum entgegensetzen konnten. Delacroix ist für die moderne Malerei Frankreichs, was David d'Angers für die Bildhauerei, Victor Hugo für die Poesie, Berlioz für die Musik ist. Er vollendete das Werk seines Vorläufers Gericault und stürzte die versteifte klassische Schule Louis David's. Der Sohn eines starken politischen Revolutionärs, der sich während der großen Umwälzung auszeichnete, übertraf er auf artistischem Felde seinen Vater. Es ist freilich wahr, daß jene Devise, welche die Feinde der Romantiker für diese erfanden, „das Häßliche ist das Schöne", in mancher Beziehung auf ihn paßte, wie auf David d'Angers, Victor Hugo und Hector Berlioz. Sie alle als Kämpfer, Angreifer und Umstürzer schoßen in ihrem Eifer oft über's



Faust und Mephistopheles. (Facsimile einer Lithographie von Delacroix.)

Ziel hinaus — aber es ist nicht zu leugnen, daß sie eine heilsame Revolution vollführten, enge Fesseln brachen und dem Geiste neue Bahnen öffneten. Delacroix hatte eine Schule von konventionellen Zeichnern zu stürzen, und so rückte er fast ausschließlich mit der Farbe zu Felde und vernachlässigte die Zeichnung — und da er feststehende, gefrorene Typen und Gesten zu beseitigen hatte, übertrieb er die individuelle Charakteristik und die natürliche Bewegung. Auf seinen Bildern geht es oft sehr wild her, oft höchst maßlos: aber er besitzt einen Farbentopf wie wenige moderne Maler, eine Beweglichkeit der Phantasie, eine Fülle der Gestalten, eine Kraft der Erfindung, die höchst wohlthätig auf die ganze französische Schule, selbst auf die seiner Gegner gewirkt hat — und, abgeklärt, noch jetzt nach seinem Tode wohlthätig fortwirken wird.

Sein „Faust", eine Jugendarbeit, ist nur mit schwarzer Kreide auf Stein gezeichnet, scheinbar nachlässig und keck, und führt uns Gestalten vor, die wir Deutsche schwer als Goethe'sche anerkennen werden: aber man muß zugeben, daß alle diese Bilder durch und durch originell aus einem eigenthümlichen Geiste und eigenster Anschauung entsprungen sind und daß sie bei vielen Häßlichkeiten viel Tiefgedachtes, dem Gedichte vollkommen Entsprechendes enthalten, was den Beschauer, nach dem ersten Staunen, mit Gewalt ergreift. Wir denken, daß es unsere Leser interessiren wird, etwas aus diesem längst vergessenen Faust kennen zu lernen und geben heute eines der Blätter und dazu die Stelle aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe, die sich auf dieses Blatt bezieht und es trefflich beschreibt.

„— — Da wir vom Mephistopheles reden, fuhr Goethe fort, so will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Coudray von Paris mitgebracht hat. Was sagen Sie dazu?

Er legte mir einen Steindruck vor, die Scene darstellend, wo Faust und Mephistopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreien, in der Nacht auf zwei Pferden an einem Hochgerichte vorbeisausen. Faust reitet ein schwarzes, das im gestrecktesten Galopp ausgreift und sich, sowie sein Reiter, vor den Gespenstern unter dem Galgen zu fürchten scheint. Sie reiten so schnell, daß Faust Mühe hat sich zu halten; die stark entgegenwirkende Luft hat seine Mütze entführt, die, von dem Sturmriemen am Halse gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat sein furchtsam fragendes Gesicht dem Mephistopheles zugewendet und lauscht auf dessen Worte. Dieser sitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Wesen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöthen, denn schon sein Wollen bewegt ihn in der gewünschtesten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut zusammenhängendes Gerippe vom ersten besten Anger aufzuraffen. Es ist heller Farbe und scheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoresciren. Es ist weder gezügelt noch gesattelt, es geht ohne das. Der überirdische Reiter sitzt leicht und nachlässig im Gespräch zu Faust gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft ist für ihn nicht da, er wie sein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieser geistreichen Komposition große Freude. — Da muß man doch gestehen, sagte Goethe, daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was sagen Sie zu diesem! —

Die wilde Trink-Scene in Auerbachs Keller sah ich dargestellt, und zwar, als Quintessenz des Ganzen, den bedeutendsten Moment, wo der verschüttete Wein als Flamme auflodert und die Bestialität der Trinkenden sich auf die verschiedenste Weise kundgibt. Alles ist Leidenschaft und Bewegung und nur Mephistopheles bleibt in der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezückte Messer des ihm zunächst Stehenden sind ihm nichts. Er hat sich auf eine Tischecke gesetzt und baumelt mit den Beinen; sein aufgehobener Finger ist genug, um Flamme und Leidenschaft zu dämpfen.

Je mehr man dieses treffliche Bild betrachtete, desto mehr fand man den großen Verstand des Künstlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darstellte.

Herr Delacroix, sagte Goethe, ist ein großes Talent, das gerade am Faust die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzosen tadeln an ihm seine Wildheit, allein hier kommt sie ihm recht zu Statten. Er wird, wie man hofft, den ganzen Faust durchführen, und ich freue mich besonders auf die Hexenküche und die Brockenscenen. Man sieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beste Gelegenheit geboten.

Ich machte bemerklich, daß solche Bilder zum besseren Verstehen des Gedichts sehr viel beitrügen. — Das ist keine Frage, sagte Goethe, denn die vollkommenere Einbildungskraft eines solchen Künstlers zwingt uns, die Situationen so gut zu denken, wie er sie selber gedacht hat. Und wenn ich nun gestehen muß, daß Herr Delacroix meine eigene Vorstellung bei Scenen übertroffen hat, die ich selber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leser alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!"

Der Fürst des Stahles.*)

Auch Krupp ist einer jener Soldaten, welche den Marschallsstab nicht bloß in der Tasche hatten, sondern auch das Recht eroberten, ihn vor der ganzen Welt zu führen. Als er die bescheidene Werkstätte seines Vaters übernahm, dachte er schwerlich daran, daß einst sein Name auf allen Weltmärkten so berühmt sein werde,

*) Wir bringen diesen Artikel nicht nur, um unsere Leser mit der berühmten Essen'schen Industrie und ihrem genialen Schöpfer näher bekannt zu machen, sondern auch, um ihre Aufmerksamkeit auf den „Deutschen Gewerbskalender Max Wirths" zu lenken, dem wir diesen Artikel entnehmen. Es ist das ein vortreffliches Jahrbuch, das alle Bedürfnisse des Gewerbetreibenden berücksichtigt, ihm hohe und ermunternde Beispiele vorführt, belehrt und unterhält, trefflich ausgestattet und überaus billig zu haben ist.

wie der eines Feldherrn oder eines Königs. Ist er ja doch auch ein Fürst in seiner Art — der Fürst des Stahles. Seine Anstalt zu Essen ist das größte Stahlwerk der Welt. Bei der letzten Weltausstellung zu London 1862 machten die größten englischen Stahlhütten, deren Ehrgeiz gekränkt war, daß Krupp sie auf der Weltausstellung von 1852 mit einem 45 Centner schweren Gußstahlblock — gegen einen zwanzigcentnerigen aus Sheffield — geschlagen hatte, den letzten Versuch, gegen ihn aufzukommen, allein nachdem er da mit einem 500 Centner schweren Gußstahlblock, der kalt in zwei Theile geschlagen war, um die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Kornes zu zeigen, erschienen war, haben sie den Wettkampf aufgegeben. Ein Jahr nach der Ausstellung von 1862 wurde durch englische Zeitungen mit lauten Trompetenstößen der Welt verkündigt, daß soeben der größte Dampfhammer der Welt von 500 Centnern in England aufgestellt worden sei. Der Berichterstatter mußte die Ausstellung gar nicht oder unaufmerksam besucht haben, sonst hätte er gewußt, daß Krupp schon zwei Jahre früher einen doppelt so großen Dampfhammer aufgestellt hatte, mit dem er auch nur jenen 500 Centner schweren Stahlklotz kalt entzwei schlagen konnte.

Bloß mit so titanenhaften Werkzeugen sind Krupps riesige Leistungen möglich, welche auf der Weltausstellung von 1862 eine so glänzende Rolle gespielt haben. Da war jener Gußstahlblock von 500 Centnern, 8 Fuß lang, 44 Zoll dick, der noch keiner weiteren Untersuchung durch Schmieden unterzogen worden war. Derselbe war unter jenem Dampfhammer von 1000 Centnern in kaltem Zustande, nach vorhergegangenem partiellem Einsägen, durch hundertfache Wiederholung der Hammerschläge in der Mitte durchgebrochen. Die dabei entstandenen Bruchflächen zeigten, wie in dem Etablissement auch die Fabrikation der größten Massen beherrscht wird, und wie die Rohgüsse bereits rein und porenfrei beschaffen und das nachherige Schmieden nicht, wie vielfach angenommen wird, die Verdichtung von Gußblasen zum Zweck hat. Sämmtliche Verkaufsprodukte der Anstalt — ohne Ausnahme — sind aus solchen mehr oder minder schweren Blöcken von rundem oder quadratischem Querschnitt, durch Schmieden und Bearbeiten mittels riesiger Werkzeuge hergestellt.

Da war ferner ein Stück ausgeschmiedeten Gußstahls von 30,000 Pfund, 30 Zoll breit und 17 Zoll dick, in vier Theile gebrochen, in der Absicht, den durch den Schmiedeprozeß der rohen Gußblöcke ausgeübten Einfluß, wie die durchaus gleiche Dichtigkeit und Homogenität des Materials zu veranschlagen. — Da war eine Anzahl von Eisenbahnradreifen aus Einem Stück Gußstahl ohne Schweißung, welche seit 1853 in Preußen und England patentirt sind, und eines der wichtigsten Produkte der Anstalt bilden. Krupp hat seitdem an 50,000 solcher Reifen angefertigt und geliefert, sowohl für eine Anzahl von Eisenbahnen in Deutschland und Oesterreich, als auch in der Schweiz, in Frankreich, England, Spanien, Rußland, Amerika und Ostindien, welche aufzuzählen uns hier zu weit führen würde. Dieselben haben sich in allen Klimaten und bei allen Temperaturen gleichmäßig bewährt. Das Material ist so hart, daß es die Qualität des besten Werkzeugstahles besitzt; und daß ausgenutzte Radreife der Fabrik in der That allgemein als Werkzeugstahl verwerthet werden. — Da waren mehrere Lokomotivhinterradachsen ausgestellt, welche bereits auf englischen Eisenbahnen seit einer Reihe von Jahren gedient hatten und durch die Gefälligkeit der Eisenbahndirektionen für die Ausstellung hergeliehen wurden: die eine davon hatte 66,179 englische = 14,386 deutsche Meilen, die andere 73,494 englische = 15,977 deutsche Meilen durchlaufen, ohne seit Inbetriebsetzung abgedreht worden zu sein. Es läßt sich daraus die geringe Abnutzung des Materials erkennen. Mit der Anwendung von Krupp'schen Gußstahlreifen und Achsen ist eine der häufigsten Ursachen von Eisenbahnunglücksfällen in dem Maße vermieden, als die Veranlassung des Bruches dieser Gegenstände durch mangelhafte Beschaffenheit des Materials nicht mehr besteht. — Da war eine Doppel-Kurbelachse für ein transatlantisches Schraubenschiff des norddeutschen Lloyd in Bremen im Gewicht von 22,000 Pfund, 24 Fuß lang, 45 Zoll Durchmesser, ein Kaliber, das noch nie ein Stahlwerk zu Stande gebracht. — Da war ein Exemplar von Gußstahl-Kurbelachsen schwerster Gattung für Seeschiffe, die Kurbel noch nicht ausgeschnitten, um die Schmiedearbeit des Hammers von 1000 Centnern zu zeigen; sie wog 31,000 Pfund und war aus einem Rohguß von circa 50,000 Pfd. Stahl geschmiedet. Die Anwendung der Gußstahlachsen für Schiffe, statt solcher aus Eisen, erhöht die Sicherheit gegen Bruch, mit seinen Folgen der Gefahr und großer Unkosten, in hohem Maße. Aus letzterem Grunde können natürlich Gußstahlachsen dünner als eiserne gemacht werden, was thatsächlich vielfach geschieht. Dadurch entsteht, ebenso wie auch in Folge der Reinheit und Feinheit der Gußstahlachsenläufe weniger Friktion und selbst bei größerer Geschwindigkeit kein Warmlaufen, weniger Abverbrauch und unter allen Umständen vermehrter Nutzeffekt; denn je nach Grad der Härte und Tendenz der Inanspruchnahme variirt die Stärke des Gußstahls gegen bestes Schmiedeeisen zwischen dem zwei- und vierfachen. — Da war ein Schiffsanker aus Gußstahl, der weit größere Stärke und Sicherheit bietet. — Da war eine Schiffsschraube von 9 Fuß Durchmesser und 8 Centner Gewicht, gleich dem Anker zum ersten Mal aus Gußstahl produzirt. Neben dem Vorzug überlegener Stärke bietet die Schraube aus Gußstahl noch den besonderen Vortheil, daß sie schärfer und dünner gemacht werden kann, als aus anderen Materialien zulässig, also eine höhere Wirksamkeit erreicht.

Da war eine Pumpenstange von 30 Fuß Länge und 5 Zoll Durchmesser, an einem Ende mit Verkuppelungsmuff versehen, in welchen das Ende der zweiten Stange eingepaßt ist. Dergleichen Stangen werden bis zu 60 Fuß angefertigt und war obige Länge nur von der Größe des angewiesenen Ausstellungsraumes bedingt. Durch die Anwendung des Guß-



Alfred Krupp.

stahles zu den Pumpengestängen in Bergwerken wird die bisher übliche unsichere und häufig nicht billigere Verbindung von Eisen und Holz, also eine Ursache von Unglücksfällen und häufiger, störender Reparatur vermieden. Auch bietet dieselbe bei der Hälfte des Gewichtes ungleich größere Solidität, als Gestänge aus Walzeisen kombinirt und durch Nieten verbunden. — Da waren 6 Stück Gußstahlkanonen vom Vier- bis zum Hundert-Pfündner; außer dem ersteren sämmtlich von hinten zu laden. Nur der Vier-Pfündner war mit Zügen versehen, die übrigen Rohre dagegen weder mit Zügen, noch mit Verschlußapparat, ersteres nicht, um des wichtigeren Zweckes willen, die Feinheit des Materials an der spiegelreinen Politur der Seele zu zeigen, letzteres nicht, weil die Verschlußkonstruktion nicht öffentlich bekannt zu werden bestimmt ist.

Schon nach der ersten Londoner Ausstellung hat das Krupp'sche Fabrikat die Aufmerksamkeit der französischen Regierung in so hohem Maße erregt, daß sie Proben mit Krupp'schen Gußstahlkanonen anstellen ließ, welche bis dahin unerhörte Leistungen an Tag brachten. Nachdem man aus einem Rohr 800 Schüsse gemacht, lud man es bis zur Mündung voll, und es platzte weder beim Schuß, noch zeigte es die geringste Veränderung. Durch die Ausstellung dieser Kanonenrohre auf der letzten Weltindustrieausstellung ist besonders die durch Krupp nunmehr erreichte vollständige Beherrschung der Fabrikation beliebig schwerer Massen Gußstahls und die durchaus gleichmäßige Beschaffenheit derselben ferner manifestirt worden, indem die Darstellung schwerer Rohre mit Schildzapfen aus Einem Stück Gußstahl bekanntlich außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Früher mußte man sich auf die Lieferung von Kanonen geringerer Kaliber (bis 24 Pfündner) beschränken, sofern das Rohr mit Schildzapfen aus einem Stück bestehen sollte, oder man mußte zur Darstellung großer Kaliber den Ausweg einer immerhin weniger vollkommenen, schwereren und kostspieligeren Kombination des Gußstahlrohres mit gußeisernem Mantel, an welchem die Schildzapfen ausgegossen, wählen, wozu die englischen Fabriken jetzt noch genöthigt sind. Krupp trat zuerst 1847 mit der Idee hervor, Kanonen

aus Gußstahl anzufertigen, und nachdem er mit Drei- und Vier-Pfündnern Proben ausgeführt, gelang es ihm, zur Londoner Ausstellung 1851 einen Sechs-Pfündner, jedoch mit gußeisernem Mantel, an welchem die Schildzapfen ausgegossen, zu produziren. Die Lehrzeit dauerte bis 1856. Seitdem sind über tausend Stück Gußstahl-Kanonenrohre, theils fertig bearbeitet, theils massiv geschmiedet und roh vorgedreht aus der Anstalt hervorgegangen. Krupp macht auch gußstählerne Büchsenläufe in großer Quantität.

Krupp hat seit der zweiten Londoner Ausstellung auch einen Walzbetrieb für Gußstahlblech im Großen mittelst 2000 Pferdekraft errichtet, um durch Benützung von Walzen von 15 Fuß Bohrlänge Kesselcylinder aus Einem Stück herzustellen, mit nur einer Reihe Nieten außerhalb des Feuers, behufs Oekonomie an Gewicht und Nietarbeit und größerer Solidität. Ebenso werden große Bleche jeder Dicke zu Brücken, Schiffspanzern, Festungswerken und anderen großen Zwecken gemacht. Die Walzen, von einer Maschine von 2000 Pferdekraft getrieben, haben einen Durchmesser von 5 Fuß.

Die bereits vollendeten und noch im Bau befindlichen Anlagen bedecken eine Grundfläche von 700 preußischen Morgen. Ohne Hinzurechnung der, in kürzlich von Krupp erworbenen Erz- und Kohlengruben verwendeten Bergleute, beschäftigt er heute 8000 Arbeiter, für welche der Wochenlohn 40,000 Thaler beträgt. Derselbe wird alle vierzehn Tage ausbezahlt. Als Motoren sind 75 Dampfmaschinen von der kleinsten bis zu einer Größe von 1000 Pferdekräften vorhanden, welche zusammen eine Kraft von 3—4000 Pferden liefern. Der dazu nöthige Dampf, durchgehends von 56 Pfund oder nahe 4 Atmosphären effektiver Spannung, wird in 150 Dampfkesseln in der Regel von 7 Fuß Durchmesser und 25 Fuß Länge, nach Cornwallis System erzeugt. Sie verdampfen binnen 24 Stunden bei einem Kohlenaufwande von 12,000 Ctrn. nicht weniger als 17,000 Kubikfuß Wasser. Von der Unzahl der vorhandenen Essen oder Schornsteine besitzt der größte, bei einer lichten Weite von 80 Fuß am unteren und 12 Fuß am oberen Theile, eine Höhe von 240 Fuß.

Die Größe der Einrichtungen und die Gewalt der Hilfsmaschinen übersteigt Alles, was man der Art selbst in England, Amerika und Belgien kennt. Ritter von Burg, der die Fabrik im vorigen Jahre besucht, erzählte im niederösterreichischen Gewerbeverein, daß einige Tage vor seiner Ankunft in der Fabrik für einen 300 Centner schweren Dampfhammer ein eiserner Ambos im Gewichte von 4000 Centnern gegossen worden war, und daß man eben damit beschäftigt war, dieses schwerste Gußstück, welches aus Kuppelöfen in der Fabrik jemals gegossen worden, mittelst Winden und Flaschenzügen auf seinen Platz zu bringen. Es war dieß übrigens der zweite Guß, nachdem sich der erste beim Erkalten in zwei Theile gespalten hatte. Zur Bearbeitung der geschmiedeten Gußstahlstücke, sowie der Kanonen, welche jetzt in großer Anzahl für alle Theile der Welt mit den neuesten Verbesserungen erzeugt werden, sind über 300 Werkzeugmaschinen von der kleinsten bis zur größten Gattung vorhanden. In einer neuerbauten Werkstätte, eine der größten, die es gibt, ist ein Laufkrahn aufgestellt, von 70 Fuß Spannweite nach der Breite der Werkstätte, welcher Lasten von 1500 Centnern mit voller Sicherheit zu heben und weiter zu bewegen vermag.

Zur Erzeugung des Gußstahles sind in der sehr ausgedehnten und äußerst zweckmäßig eingerichteten Gußhütte 240 Schmelzöfen zur Aufnahme der Schmelztiegel aufgestellt, die ungeachtet ihrer außerordentlich großen Feuerfestigkeit dennoch nach jedem Guße erneuert werden. Während meiner Anwesenheit wurde eben der Block für eine nach Japan bestimmte Gußstahlkanone von 400 Centnern gegossen. Es wurde mir die Gelegenheit geboten, diesem Guße von einer Empore aus hinter Glasfenstern beiwohnen zu können, und zwar um gegen die ungeheure Hitze, welche während des Gusses in der Hütte stattfindet, geschützt zu sein. Ich verfolgte dabei mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Manöver, welche die hierzu bestimmte gut eingeschulte Brigade von 800 Mann nach Kommando, wie Soldaten auf dem Exerzirplatze, mit einer staunenswerthen Präzision ausführte. Dieses rechtzeitige, bis auf die Sekunde genaue Zusammenwirken dieser 800 Arbeiter — deren Zahl bei noch größeren Güssen bis auf 1000 vermehrt wird — ist um so höher anzuschlagen und um so wichtiger, als davon das Gelingen des ganzen Gusses abhängt. Die Anstrengung und Erschöpfung der Arbeiter ist aber bei dieser ungeheuren Hitze so groß, daß ihnen nach jedem solchen kaum zehn Minuten dauernden Guße eine Erholungszeit von zwei Stunden gegönnt wird. Die größte Gußstahlkanone, welche aus diesem Etablissement hervorgegangen, hat ein Gewicht von 500 Centnern, ist in der Seele 11 Zoll und für Kugeln von 600 Pfund bestimmt. Sie war für Rußland bestellt.

Im Jahre 1863 wurden 25 Millionen Pfund (250,000 Ctr.) Gußstahl erzeugt; in der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug diese Produktion bereits 18 Mill. Pfd.

Neben den vielen übrigen Arbeiten werden gegenwärtig täglich 120 Lokomotiven-Stahlreifen fertig und versendet, wovon 1/3 nach England und den englischen Kolonien geht.

Dieses weltberühmte Werk ist für den Verkehr sehr günstig gelegen, indem zwei Haupteisenbahnen, nämlich die Köln-Mindener und die Bergisch-Märkische Bahn, dicht daran vorbeigehen und durch Seitenstränge in die Anstalt hineinmünden; während es im Plane ist, auch die Rheinische Bahn dahin zu verlängern. Zum leichteren Verkehr und zur Fortbringung der verschiedenen Materialien läuft mitten durch das Etablissement eine Eisenbahn, auf welcher fortwährend zwei Lokomotiven verkehren. Der Verbrauch an Leuchtgas in Wintertagen wird auf 200,000 Kubikfuß täglich angenommen. Für die Arbeiter besteht eine Anzahl trefflicher Anstalten: mechanische Brodbäckerei, gemeinsame Küche, Kasernen für unverheirathete Arbeiter u. s. w.

Der größte Werth wird auf die Schmiedearbeiten

gelegt und die dazu dienenden Einrichtungen erregen daher die meiste Aufmerksamkeit und Bewunderung. Es sind nämlich 35 Dampfhämmer von 1 bis 1000 Centner Gewicht vorhanden. Dieser letztere Hammer, der größte der Welt, hat einen Hub von 10 Fuß und sein Ambos mit Fundament besteht aus 30,000 Ctrn. Gußeisen. Auf diesem Hammer werden die Gußstahlblöcke von 400 Centner und darüber ausgeschmiedet, wobei ein nebenstehender, sehr sinnreich konstruirter Dampfkrahn die nöthigen Bewegungen und Wendungen des Stahlblockes vermittelt. Man kann sich schwer einen Begriff von der Wirkung des Schlages dieses Ungethüms von einem Hammer machen. In einer Distanz von mehreren hundert Klaftern, in welcher sich das Krupp'sche Wohnhaus befindet, macht jeder Schlag den Eindruck eines abgefeuerten Schusses aus einer Kanone größten Kalibers in weiter Entfernung, und wie sonst der Schall auf den Blitz, so folgt hier ungefähr eine Sekunde später nach dem Schalle eine durch den Boden fortgepflanzte Erschütterung, welche alle Fenster des Hauses erdröhnen macht. Daß durch solche Schläge auch die größten Gußstahlblöcke durch und durch bis in das Innerste verdichtet und bearbeitet werden können, wird man leicht begreiflich finden.

Eben so leicht begreiflich ist es, daß Krupps Nachbarn bei Anlegung dieses Hammers, der 600,000 Thlr. gekostet haben soll, die größte Besorgniß hegten, es möchte durch seine Ingangsetzung die Wirkung eines Erdbebens hervorgebracht werden und ihre Häuser zusammenstürzen. Sie hatten sich zweimal an die Regierung um Hilfe gewandt, waren aber abgewiesen worden. Der mit der Aufstellung beschäftigte Oberingenieur erzählte mir, daß er selbst vierzehn Tage lang vorher — weil bei jedem Fehlgriff das Leben von Hunderten von Arbeitern in Gefahr war — so aufgeregt gewesen sei, daß er sich oft in eine Ecke stellte, um die Thränen zu unterdrücken. Der Moment der ersten Anlassung des Riesenhammers soll ein erschütternder Augenblick voll erhabenster Poesie gewesen sein. Fünfhundert Arbeiter standen da um Krupp und den Oberingenieur. Da man die erforderliche Dampfkraft nicht genau geschätzt, so hatte man etwas zu viel Dampf und dieser schoß, als der Hammer die Höhe des Hubes erreicht hatte, mit so starkem Brausen unter das Dach der Werkstätte, daß die Arbeiter in der Aufregung fürchteten, es sei etwas in Unordnung, und aus Schrecken zu Boden stürzten, 500 an der Zahl. Nur Krupp und der Ingenieur blieben stehen. In demselben Momente fuhr das Ungethüm hernieder und schlug ein achtzehnzölliges Eisen zu 11 Zoll zusammen. Ein Triumph ward gefeiert, größer, als eine gewonnene Schlacht.

Derselbe Ingenieur theilte mir schon vor drei Jahren, nach Aufstellung des tausendcentnerigen Hammers, mit, daß Krupp noch einen dreitausendcentnerigen bauen wolle, und wie ich höre ist derselbe bereits in Arbeit.

Gegen solche Hünen müßten sich selbst die alten Cyklopen verkriechen!

Die Nonne-Fahnenträger.

Louis Viardot, der berühmte Verfasser der „Museen Europa's" und der „Geschichte der Araber in Spanien", seit mehreren Jahren mit seiner Gattin, Frau Pauline Viardot-Garcia, der berühmten Sängerin, in Baden-Baden wohnhaft, hat eben ein neues Buch »Espagne et Beaux Arts« veröffentlicht, das reich ist an historischen, literarischen und artistischen Essay's, auf die wir wohl noch zurückkommen werden. Heute geben wir einen Auszug aus der höchst merkwürdigen Lebensgeschichte der Monja-Alferez oder „Fähnrich-Nonne", wie sie Viardot dem bekannten spanischen Historiker Ferrer nacherzählt, demselben, dessen merkwürdige Geschichte der Aufhebung des Jesuitenordens ebenfalls von Viardot bearbeitet worden. Ferrer seinerseits hat die Geschichte der Nonne nach ihren eigenen Aufzeichnungen gegeben und nur Erklärungen und Noten hinzugefügt, die deren Glaubhaftigkeit in's hellste Licht setzen. Wir theilen sie mit, weil sie einen der merkwürdigsten Lebensläufe erzählt und uns mit einem Charakter bekannt macht, an dessen Möglichkeit Niemand glauben würde, wenn er nicht wirklich und wahrhaftig existirt hätte; als einen Beweis, daß die Wirklichkeit alle Romantik, selbst die ausschweifendste Phantasie eines südlichen Romanschreibers übertrifft. Denn in der That, welcher spanische Romandichter oder Dramatiker, der die abenteuerlichsten Zeiten und Thaten des 16. Jahrhunderts, die Eroberungen und Entdeckungen in Amerika poetisch behandelte, hätte eine Erzählung erfunden, die sich mit folgender Lebensgeschichte messen könnte?

Donna Catalina de Erauso wurde im Jahre 1585 zu S. Sebastian in Spanien als Tochter des Kapitäns Miguel de Erauso geboren. In ihrem vierten Jahre wurde sie in das Kloster der Dominikanerinnen gebracht, deren Priorin ihre Tante war, und daselbst blieb sie bis in ihr fünfzehntes Jahr, da sie eben zur Nonne geweiht werden sollte. Um die Zeit aber wurde sie von einer starken Schwester arg mißhandelt. In der Nacht des 18. März 1600, als sie in das Chor kam, zur Hora, fand sie daselbst ihre Tante, die ihr die Schlüssel zu ihrer Zelle gab und sie dahin zurückschickte, daß sie ihr ihr Brevier hole. In der Zelle sah sie die Schlüssel des Klosters an einem Nagel hängen. Sie ließ die Zelle offen, brachte der Tante ihren Schlüssel und das Brevier und bat diese, sich wegen Unwohlseins zurückziehen zu dürfen. Die Tante klopfte ihr auf die Schulter und sagte: Nun, so gehe zu Bett! Catalina nahm ihr Licht, ging in die Zelle der Tante, steckte daselbst Nadel, Faden und Scheere und etwas Geld ein, ergriff die Schlüssel und ging. Sie öffnete und schloß eine Thüre des Klosters nach der andern bis auf die letzte, die in die Straße führte, und an die sie ihr Scapulier aufhängte. Da stand sie in der Straße, die sie nie gesehen hatte, und wußte nicht wohin? Sie lief darauf los und kam in einen Kastanienwald außerhalb der Stadt. Daselbst verbrachte sie drei volle Tage, immer schneidernd und nähend, bis sie ihre Novizentracht in eine männliche Kleidung verwandelt hatte. Dann schnitt sie sich die Haare ab und begann ihre Wanderung. So kam sie zu Fuß, ermüdet und ausgehungert, nach Vitoria. In Vitoria trat sie (als Knabe) in den Dienst eines Professors, der ihr aber die lateinische Sprache beibringen und ihr dabei die Höslein so anspannen wollte, wie seinen andern Schülern. Das konnte sie nicht dulden, nahm ihm einiges Geld und entfloh nach Valladolid. Da-

selbst trat sie unter dem Namen Francisco Loyola als Page in den Dienst des königlichen Sekretärs, Don Juan, bei dem sie sieben Monate blieb. Aber eines Tages wurde Don Juan von Kapitän Miguel de Erauso, ihrem Vater, besucht, und sie hörte, wie dieser seinem Wirthe von der Flucht seiner Tochter erzählte und daß er Alles thue, um ihrer habhaft zu werden. Sie floh weiter „wie eine vom Winde getragene Feder" und kam in Gesellschaft eines Mauleseltreibers nach Bilbao. In dieser Stadt verwundet sie mit einem Steinwurf einen kleinen Knaben, der sich über sie lustig gemacht, bringt dafür einen Monat im Gefängniß zu, wird dann Page eines Ritters, entläuft ihm, kommt nach S. Sebastian zurück, wagt sich in die Kirche ihres Klosters, wo sie ihre Mutter und Schwester sieht, läuft wieder weiter und schifft sich als Schiffsjunge nach Amerika ein, auf einer Galione, die ein Vetter ihrer Mutter, Kapitän Estevan Eguinno, kommandirt und die zur Flotte Don Louis Fajardos gehört. Am Vorgebirge Araja macht Catalino die Schlacht gegen die Holländer mit und kommt dann mit ihrem Verwandten nach Carthagena und Nombre de Dios. Eben als ihr Verwandter nach Spanien zurückkehren will, stiehlt sie ihm 500 Piaster, flieht auf's Land und wird Geschäftsführer eines Kaufmanns. Hier, in der kleinen Stadt Sana stürzt sie ihr heftiger und rachsüchtiger Charakter in jene Reihe von Abenteuern, die ihren Lebenslauf von nun an zu einem kriegerischen machen. Lassen wir sie hier selbst erzählen. „Eines Festtages war ich im Theater auf einem bezahlten festen Platze, als ein gewisser Reyés, ohne weitere Rücksicht auf mich, sich so vor mich hinsetzte, daß ich nichts sehen konnte. Ich ersuchte ihn, sich ein wenig bei Seite zu setzen; er antwortete mir auf unverschämte Weise und so ich ihm. Er befahl mir dann, mich fortzumachen, sonst zerhaue er mir das Gesicht. Da ich nur meinen Dolch hatte, ging ich zornig fort und einige Freunde, die es bemerkten, folgten mir und suchten mich zu beruhigen. Am andern Morgen, als ich in meinem Laden stand, spazierte Reyés vor meiner Thür auf und nieder. Ich schloß den Laden, nahm ein Messer und ging zu einem Barbier, um es so scharf als möglich schleifen zu lassen; dann nahm ich meinen Degen, den ersten, den ich umgürtete. Reyés spazierte mit einem Andern vor der Kirche auf und ab; ich kam hinter ihm her und rief ihn an: Holla! mein Herr Reyés! — Er wandte sich um und sagte: Was wollt Ihr? — Ich erwiderte: Hier ist das Gesicht, das man zerhauen will! — und dabei versetzte ich ihm mit meinem Messer eines von zehn Zoll Tiefe. Er schlug beide Hände über der Wunde zusammen, aber sein Freund zog den Degen und ging auf mich los, und ich zog den meinigen und griff ihn an. Wir schlugen uns und ich gab ihm einen Stich, der seine linke Seite durchbohrte und er fiel. Sofort trat ich in die Kirche, vor der wir uns befanden; aber im selben Augenblicke trat auch der Corregidor Don Mendo de Quinnones ein, riß und schleppte mich heraus und führte mich in's Gefängniß. Man that mir Handschellen an und warf mich in ein Loch." — Catalina wurde durch den Bischof, der sie der Kirche zurückstellen ließ, um die Privilegien der letztern (als Freistätte) zu wahren, und durch das Geld ihres Brodherrn aus dem Gefängniß befreit. Doch mußte sie diesen bald verlassen, da sich eine Dame, der der Kaufmann den Hof machte, in sie verliebte. Sie ging nach Truxillo, wo ein zweites Duell mit demselben Reyés und seinem Freunde, den sie dießmal tödtete, sie zur Flucht nach Lima zwang. Hier diente sie wieder bei einem Kaufmann, der sie aber wegjagte, weil sie seiner Tochter den Hof machte. Da ließ sie sich unter dem Namen Alonzo Diaz Ramirez de Guzmann als Soldat anwerben und marschirte nach Conception in Chili. Daselbst fand sie ihren Bruder, Kapitän Miguel de Erauso, der sie, als seinen Landsmann und weil sie ihm viel von seiner Heimat, von seiner Familie und selbst von seiner Schwester Catalina zu erzählen wußte, als seinen Burschen zu sich nahm. Drei Jahre blieb sie bei ihrem Bruder, bis sie dieser, aus Eifersucht, fortschickte. Sie kam in ein Fort, wo tägliche Gefechte mit den Wilden zu bestehen waren. Eines Tages, da viele Spanier getödtet wurden, fiel auch der Fahnenträger (Alferez) und die Wilden entführten die Standorte. Catalina mit noch zwei Soldaten verfolgte sie. Bald fiel der eine Soldat. Die zwei übrigen letzten die Verfolgung fort und waren bald in der Mitte der Wilden, nahe der geraubten Standarte. Auch der zweite Soldat fiel und Catalina erhielt eine Wunde am Beine. Trotzdem tödtete sie den Kaziken, der die eroberte Fahne trug, entriß sie ihm, spornte ihr Pferd, schlug, tödtete, ritt rechts und links Alles nieder und entkam mit der wieder eroberten Fahne zu den Ihrigen, freilich mit drei Pfeilen im Leibe und einem Lanzenstiche in der Schulter. Unter denen, die sie in ihren Armen auffingen, als sie vom Pferde sank, war auch ihr Bruder. Dieselbe Fahne erhielt später ihr Bruder und sie selbst wurde nach ihrer Genesung zum Fähnrich ernannt und daher stammt ihr späterer Name, Monja-Alferez, die Fähnrich-Nonne oder die Nonne Fähnrich.

In dieser Eigenschaft verlebte sie fünf Jahre voll der kriegerischesten und blutigsten Abenteuer, die wir hier unmöglich erzählen können. In der Schlacht bei Puren fiel ihr Kapitän; sie übernahm das Kommando der Kompagnie, die sie zu mehreren Gefechten führte, und wurde nur deßhalb nicht zum wirklichen Kapitän ernannt, weil sie einen berühmten indischen Fürsten, der ihr in der Schlacht in die Hände gefallen, aufknüpfen ließ, anstatt ihn dem Gouverneur lebend zu überliefern. In die Garnison nach Conception zurückgekehrt, tödtete sie in einem Spielhaus einen Soldaten und einen Auditor, der sie verhaften wollte. Sie flüchtete sich wieder in eine Kirche, in der sie fünf Monate blieb, bis sie ein viel schrecklicheres Abenteuer aus derselben hervorzog. Lassen wir sie dieses Abenteuer wieder selbst erzählen. — „Während dieser Zeit (ihres Aufenthalts in der Kirche) besuchte mich eines Tages mein Freund, der Fähnrich Don Juan de Silva, und sagte mir, daß er mit Dom Francisco de Rojas Händel habe, daß er ihn für diese Nacht elf Uhr herausgefordert, daß jeder einen Freund mitbringen solle, und daß er, der Fähnrich, keinen andern Freund habe, als mich .... Ich nahm an. — Sobald die Abendglocke läutete, begab ich mich aus dem Kloster zu ihm. Wir aßen zu Nacht und plauderten bis gegen zehn Uhr. Dann nahmen wir Mäntel und Degen und begaben uns an den Ort des Stelldicheins. Die Nacht war so dunkel, daß wir unsere eigenen Hände nicht sehen konnten. Die beiden Andern kamen auch an und der Eine, den wir an der Stimme als Don Francisco de Rojas erkannten, rief: Don Juan! — Don Juan antwortete: Da bin ich! Sie zogen die Degen, während wir, der Andere und ich, stille dabei standen. Sie kreuzten die Waffen und ich merkte bald, daß mein Freund einen Stich in den Leib erhalten. Ich stellte mich sogleich an seine Seite und im selben Augenblicke stellte sich auch der Andere an die Seite Don Francisco's. So schlugen wir uns Zwei gegen Zwei und bald fielen Don Francisco und Don Juan. Mein Gegner und ich wir fuhren fort, uns zu schlagen. Ich versetzte ihm einen Stich in die linke Brust, der, wie sich später zeigte, ein doppeltes Büffelwams durchbohrte, und er fiel. Ah, Verräther, rief er aus, Du hast mich getödtet! Da ich ihn nicht an der Stimme erkannte, fragte ich ihn, wer er sei? Er antwortete: Der Kapitän Miguel de Erauso. (Catalina's Bruder.) Ich war erstarrt. Er verlangte mit großem Geschrei einen Beichtiger und so thaten auch die andern. Ich lief nach S. Francisco und schickte zwei Mönche, die ihnen allen die Beichte abnahmen. Die zwei ersteren starben. Mein Bruder wurde in das Haus des Gouverneurs, dessen Sekretär er war, gebracht... Er verlangt nach Wein, was ihm Dr. Robledo verweigerte; worauf er sagte: Ihr behandelt mich grausamer, als der Fähnrich Diaz! — und eine Minute später verschied er. Der Gouverneur umringte mit seiner Leibwache das Kloster und drang sogar in das Innere. Die Mönche, von ihrem Provinzial geführt, widerstanden tapfer. Einige drangen im Handgemenge bis zum Gouverneur und über-

zeugten ihn, daß, wenn er weiter vordringe, er nicht lebend davon komme, was ihn zum Abzuge bewog.... Don Miguel Erauso wurde in dem Kloster begraben; ich sah ihn vom Chore aus, Gott weiß es, mit welcher Betrübniß!.... Acht Monate blieb ich daselbst, bis ich von Don Juan Ponce de Leon mit Pferd und Waffen ausgerüstet aus La Conception entkam und mich gegen Tucuman wandte."

„Ich zog die Küste entlang, viel von den großen Beschwerlichkeiten und vom Wassermangel leidend. Unterwegs traf ich zwei verlaufene Soldaten und wir setzten die Reise gemeinschaftlich fort, entschlossen, lieber zu sterben, als uns fangen zu lassen. Wir hatten Pferde, Waffen und die erhabene Vorsehung Gottes... Wir klommen die Cordilleren hinan, ohne während der dreihundert Stunden Weges einen Bissen Brod zu finden, ohne Alles, als manchmal, selten, ein wenig Wasser, einige Kräuter, einige kleine Thiere, einige Wurzeln, etwelche Indianer, die vor uns flohen.... Wir mußten eines unserer Pferde tödten und die Stücke mit uns weiter tragen.... Weiter ziehend mußten wir auch die zwei andern Pferde tödten, waren nun zu Fuße und konnten uns kaum aufrecht halten. Wir kamen in eine so kalte Region, daß wir froren. Wir bemerkten zwei Männer an einen Felsen gelehnt, was uns mit Freude erfüllte. Als wir herbeiliefen, sie von ferne grüßten und fragten, was sie da machten, antworteten sie nicht. Wir näherten uns und sie waren todt, erfroren, der Mund stand offen, als ob sie lachten, was uns furchtbare Angst machte. — Wir eilten weiter und drei Nächte darauf, als wir uns hinter einem Felsen lagerten, ertrug es der Eine nicht mehr und verschied. Zu Zweien zogen wir weiter. Am nächsten Tage gegen Abend ließ sich mein Gefährte weinend auf die Erde fallen und starb. In seiner Tasche fand ich acht Piaster und setzte meinen Weg fort, ohne zu wissen wohin, belastet mit einer Arkebuse und einem Stück Pferdefleisch, das Schicksal meiner Reisegefährten erwartend.... Ich setzte mich unter einen Baum und fing zu weinen an, und ich glaube, es war das erste Weinen meines Lebens. Ich sagte den Rosenkranz her, indem ich mich der allerheiligsten Jungfrau und dem glorreichen Heiligen Joseph, ihrem Gatten, empfahl. Ich ruhte ein wenig aus, erhob mich wieder und setzte die Reise fort...."

Tags darauf fiel der Nonnen-Fähnrich vor Müdigkeit nieder, wurde aber von den Knechten einer Halbblutdame gefunden, die ihn bei sich auf ihrer Besitzung zurückhielt, welche Catalina aber schon nach wenigen Monaten verlassen mußte, weil die Dame sie mit ihrer Tochter verheirathen wollte. Sie ging nach Potosi, wo sie, nach vielen Abenteuern, wieder Kriegsdienste nahm und den berühmten, furchtbar blutigen Kriegszug gegen die Chuncoc-Indianer mitmachte. In La Plata wurde sie in blutige Händel verwickelt, die zwei Damen daselbst erregten, wurde eingesperrt, auf die Tortur gespannt und entlassen, nachdem sie alle Qualen auf das Standhafteste ertragen. In einem Duell tödtete sie einen Kaufmann und mußte nach Piscobamba entfliehen und da sie dort einen Portugiesen ermordete, wurde sie zum Tode verurtheilt. Da weigerte sie sich zu beichten und war bereit als schlechte Christin zu sterben. Unter dem Galgen kam sie mit dem Henker in Streit, der ihr den Strick schlecht umwarf. Das rettete sie, denn in dem Augenblicke kam ein Kurier von La Plata, dessen Gouverneur sie reklamirte. Dort wird sie freigesprochen, aber eines neuen Streites wegen aus der Stadt gejagt. Nachdem sie einige Zeit „der Gerechtigkeit" gedient, kam sie nach La Paz, wo sie aber einen der Leute des Corregidor tödtet und auf's Neue zum Galgen verurtheilt wird. Da sie eine furchtbare Lästerung ausstößt, wird sie von der Inquisition reklamirt, entwischt dieser nach Cusco, wird daselbst, falsch angeklagt, eingesperrt, wieder entlassen, kommt nach Lima, kämpft gegen die Holländer, wird mit einem Schiff in den Grund gebohrt, von den Siegern aufgefischt und, von diesen auf die Küste geworfen, gelangt sie wieder nach Cusco. — Hier bekam sie Händel mit einem Offizier, den man seiner Furchtbarkeit wegen den neuen Cid nannte. Der neue Cid nahm ihr, während sie spielte, von ihrem Gelde. Als er es zum dritten Male thun wollte, nagelte sie seine Hand mit dem Dolche an den Tisch. In dem Kampfe, der darauf folgte, wurde sie schwer verwundet, der neue Cid aber von ihr getödtet. Nach ihrer Genesung hatte sie viele Kämpfe mit den Häschern zu bestehen, die sie überall hin verfolgten, bis sie so verfolgt nach Guamanga kam, in welcher Stadt endlich ihr Geheimniß offenbar werden, wo man erfahren sollte, wer denn eigentlich der berüchtigte Fähnrich war. Immer verfolgt wollte sie auch diese Stadt verlassen und trat eben mit einem Freunde aus ihrem Hause, als sie sich plötzlich von Alguazils umgeben sah. Es kam zum Kampfe, zu Stichen, Hieben, Schüssen; der Corregidor, der sich in der Nähe beim Bischof befindet, eilt ebenfalls herbei; die Menge strömt zusammen; schon gibt es Todte; furchtbares Getümmel. Da erscheint der Bischof mit vier Fackeln, wirft sich zwischen die Kämpfenden und sagt: Herr Fähnrich übergebt mir Eure Waffen und ich verspreche Euch, Euch zu retten. — Die Alguazils erneuern den Kampf; Andere nehmen Partei für den Bischof, dem es endlich gelingt, den Fähnrich in sein Haus zu führen.

„Am andern Morgen ließ mich Seine Hochwürden zu sich rufen und fragte mich, wer ich sei, woher, aus welcher Familie, mit einem Worte, meine ganze Lebensgeschichte. Er ging so in's Einzelne mit seinen Fragen, ließ so gute Rathschläge mit einfließen, gab sich solche Mühe meine Seele zu beugen und sie zurückzuführen zu Gott, daß ich alle meine Entschlüsse vergaß. Da ich ihn als einen heiligen Mann erkannte und es nur war, als stände ich vor Gott selber, entdeckte ich mich ihm und sagte: O Herr, Alles was ich Eurer Hoheit erzählt, ist nicht wahr; wahr ist Folgendes: Ich bin ein Weib, ich bin da und da geboren, die Tochter von Jenem rc. rc. Ich habe Alles getrieben, ich habe gemordet, ich habe verwundet, ich war verderbt, ich war eine Landstreicherin, bis ich dahin kam, wo ich jetzt bin, zu Füßen Eurer erlauchten Hohheit."

Der Bischof verschaffte sich durch fromme Matronen die Ueberzeugung, daß der Fähnrich in der That ein Mädchen war und übergab ihn oder sie dem Schutze eines Klosters. Nach Jahren kamen die Papiere aus Spanien an, die bezeugten, daß sie eigentlich nie Nonne gewesen. Den ganzen Kontinent Südamerika's durchreisend, begab sie sich nach Carthagena, um sich daselbst nach Europa einzuschiffen. In Cadix angekommen, that sie wieder die Uniform des Fähnrichs an und begab sich nach Madrid, wo sie dem König vorgestellt wurde. Die „indische Behörde" setzte ihr eine Pension von 800 Thalern aus. Dieß geschah im Jahre 1625. Aber unfähig, ruhig an einem Orte zu bleiben, ging sie schon im nächsten Jahre wieder auf Reisen und besuchte Genua, Rom, Neapel. Man weiß nur noch, daß sie kurz darauf nach Mexiko abreiste. Es ist wahrscheinlich, daß sie in diesem Lande starb. Herr Louis Viardot schließt seine Erzählung mit folgenden Worten:

Die Geschichte dieser sonderbaren Frau, die sie mit dem Tone der Wahrheit erzählt und welche außerdem über alle Zweifel erhabene Urkunden bestätigen, ist aus mehr als einem Grunde merkwürdig. Betrachtet man ihre Geburt, ihre erste Erziehung, ihre unerhörten Abenteuer, die Gewalt ihres Temperaments, die Wildheit ihrer Sitten und dabei jene inmitten so vieler Laster und Ausschweifungen so wohl gewahrte Keuschheit, so ist man zu dem Ausspruch berechtigt, daß die „Fähnrich-Nonne" eine der sonderbarsten Ungeheuerlichkeiten des menschlichen Geschlechts darstellt.





Die Königin und ihr Papagei.

Marie Amalie, Königin der Franzosen, die am 24. März d. J. in England gestorben, hat, ohne jemals auf dem politischen Theater in den Vordergrund zu treten, in ihrem Privatleben eine große Reihe wechselvoller und trauriger Schicksale durchgemacht und Schmerzen ertragen, die man als die dem Menschenherzen empfindlichsten und bittersten bezeichnen darf. Schon als Kind mußte sie mit ihren Eltern die schönste Heimat, Neapel, flüchtig verlassen; halb und halb verbannt verlobte sie sich mit dem verbannten Prinzen Louis Philippe, dem Sohn Egalité's, auf den ihres Gleichen mit Mißachtung herabsahen. Unter der Restauration kam sie nach Frankreich, sah sich und ihren Gemahl mit Mißtrauen vom Hofe behandelt und sah, was ihrem legitimistischen Gemüthe noch größere Schmerzen verursachte, diesen ihren Gemahl eine zweideutige Rolle spielen und mit den Revolutionären gegen den legitimen Thron konspiriren, wobei sie durch dessen Schwester Adelaide aus dessen Vertrauen verdrängt war. Daß sie endlich nach der Julirevolution in „das Unglückshaus" der Tuilerien einziehen und einen „usurpirten" Thron besteigen sollte, erfüllte sie mit den trübsten Ahnungen. Bald starb ihre schönste, liebenswürdigste Tochter, die talentvolle Marie von Württemberg, und dieser folgte im Jahre 1842, schrecklich getödtet, in der Blüthe der Jahre, der so sehr beliebte Herzog von Orleans, ihr Sohn, die Hoffnung der ganzen Familie. Den usurpirten Thron sah sie wie ein Kartenhaus zusammenstürzen und sich und ihren Mann im hohen Alter auf's Neue in die Verbannung wandern, in der sie bald im vereinsamten Wittwenthum weiter leben mußte. Dem Allem aber ist beizufügen, daß Marie Amalie, wie aus den Briefen ihrer Schwiegertochter, der Prinzessin Helene von Orleans klar hervorgeht, ein etwas erstarrtes Gemüth besaß, das alle diese Schicksale mit einer Ruhe ertrug, deren wenige weibliche Gemüther fähig gewesen wären und die sie ihrer Umgebung bald als eine Heldin, bald als herzlose Person erscheinen ließen. Doch nicht ihre großen Schicksale wollen wir erzählen, sondern ein kleines Erlebniß, das für die Zeiten bezeichnend ist und bei allem Humor der alten Königin gewiß auch manche böse Stunde verursachte, manche schmerzliche Erwägung weckte.

Königin Marie Amalie besaß seit vielen Jahren einen Papagei, ein sehr gelehriges, gelehrtes und putziges Thier, das sie sehr liebte. Coco wußte so schön: Vive la reine! Es lebe die Königin! zu rufen, wie wenige Pariser. Auch diesen Freund mußte sie bei ihrer Flucht aus den Tuilerien im Jahre 1848 im Stiche lassen. Ist doch damals selbst die junge Herzogin von Aumale vergessen worden. Kaum auf englischem Boden in Sicherheit, erinnerte sich die Königin des verlorenen Coco mit großem Bedauern und viele der Freunde, die die Orleans in der Republik Frankreich zurückgelassen, wurden ersucht, Alles aufzubieten, um des verlorenen Papageien habhaft zu werden und ihn so schnell als möglich nach Claremont der Königin zuzusenden, die eine wahre Sehnsucht nach ihm empfand. Die Pariser Freunde der verbannten Königin gaben sich alle erdenkliche Mühe, aber Coco war und blieb verloren. Seit dem Augenblicke, da die Republikaner die Tuilerien gestürmt, war er verschwunden und es blieb nichts übrig, als die Königin über den definitiven Verlust zu trösten. So vergingen beinahe achtzehn republikanische Monate. Da, eines Tages, kommt Herr von R., ein alter Freund und Vertrauter der orleanistischen Tuilerien, durch eine entlegene Seitengasse hinter dem Hôtel de Ville und zu seiner größten Freude und Ueberraschung erkennt er Coco in seinem alten Käfig, der vor der Werkstätte am offenen Fenster eines Schusters hing. Sofort knüpft er mit dem Schuster Unterhandlungen an, zahlt ihm, was er verlangt, und wirft sich mit Coco in einen Fiaker, glücklich, als ob er einen geraubten Prinzen entdeckt und befreit hätte. Wie glücklich wird die arme Königin sein! Die Freude des Wiedersehens muß ihr so schnell als möglich bereitet werden! — und Herr von R. macht sich reisefertig, eilt mit Coco auf die Eisenbahn, über den Kanal, wieder auf die Eisenbahn und geradenwegs nach Schloß Claremont, das die königliche Familie bewohnte. — In der That war die Königin Herrn von R. sehr dankbar und über das unverhoffte Wiedersehen überaus glücklich. Sie nimmt Coco aus seinem Käfig, küßt ihn, streichelt ihn, füttert ihn mit allen möglichen Leckereien und bemüht sich, ihn zum Sprechen zu bringen. Aber Coco macht ein fremdes Gesicht; er benimmt sich sehr zugeknöpft gegen die Königin. Sie aber läßt nicht ab, sie möchte seine Stimme und den alten Ruf, den sie so lange nicht mehr gehört, wieder vernehmen und fleht und bittet: So rufe doch Vive la reine! Es lebe die Königin! — Coco bleibt ernst, verschlossen und schweigsam. — So rufe doch: Es lebe die Königin! — Da räuspert er sich — er öffnet den Schnabel — jetzt wird er sprechen — die Königin, Herr von R., die ganze Familie und der Rest des Hofes, die zusammengelaufen, um Coco wiederzusehen, Alles lauscht — jetzt wird er sprechen — er spricht — er ruft: Vive la Republique! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! — Einmal angefangen, weiß Coco nicht mehr, wann aufzuhören und Claremont widerhallt von dem verhaßten Ruf, der den Julithron gestürzt hat. Coco war in der Rue Bar du Bec zum Republikaner geworden. Hélas! Der Elende! seufzt die Königin und geht langsam in ihre Stube zurück und so zerstreuen sich auch die Andern und denken wohl an viele Nichtpapageien, die seit dem 24. Febr. sich eben so geändert wie Coco, und an den Wandel menschlicher Dinge und Gesinnungen und an manches Einschlägige, was traurig macht. Herr von R. zieht beschämt mit seinem Papagei ab und die Weltgeschichte, die sonst Alles weiß, weiß nicht, was aus dem abgefallenen Vogel geworden, der doch nicht schlechter war, als Herr Dupin und so viele Andere. Vielleicht lebt er noch heute irgendwo und ruft: Es lebe der Kaiser! — vielleicht hat ihn Herr von R. für seinen Abfall hingerichtet und ist es ihm so ergangen, wie jenem römischen Papagei, dem ein päpstlicher Gensd'arm den Hals umdrehte, weil er rief: Es lebe das einige Italien!

Noch einige neue Lincolniana.

Wenn der Name Lincoln unter seinen Landsleuten nicht schon genügend vor dem Untergang sicher gestellt wäre durch die bedeutungsvolle Zeit, während welcher er am Ruder stand und ebenso durch seinen tragischen Tod, so

würde die eigenthümlich gemüthliche Form, in welcher er selbst in den kritischesten Momenten seine Ansichten vertheidigte und motivirte, dazu beitragen, ihn im Herzen und Munde des Volkes wach zu erhalten. — Unzählig sind die wohlpointirten Geschichtchen, welche heute schon anfangen, in analogen Fällen von den Amerikanern benützt zu werden, deren Ursprung indessen schwerlich in allen Fällen auf Lincoln zurückgeführt werden kann. Die drei folgenden sind von einem persönlichen Freunde des Präsidenten verbürgt:

Während der Alabama-Misère wurde einst in Gegenwart Lincoln's lebhaft die Frage erörtert: ob der Friede mit England aufrecht erhalten werden könne oder nicht. Die allgemeine Stimmung neigte sich dahin, daß baldiger Krieg unvermeidlich, indem der alte gegenseitige Unmuth immer mehr Nahrung erhalte und zum bedenklichsten Haß angewachsen sei. Lincoln hatte der eifrigen Debatte lange schweigend zugehört; endlich, direkt veranlaßt seine Ansicht auszusprechen, sagte er lächelnd: Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen. In Illinois kannte ich zwei Nachbarn, deren Höfe durch einen dichten Bretterverschlag getrennt waren. Jeder der beiden hatte einen gewaltigen Hund auf seinem Gehöfte; beides Bestien von besonderer Stärke und Wildheit. Die Hunde konnten sich zwar nicht sehen, haßten sich aber auf's furchtbarste, und mit wüthendem Gebell und gefletschten Zähnen rannten sie den ganzen Tag an der Bretterwand hin und wider. Eines Tages brach eine Kuh mit ihren Hörnern ein Brett los und rasend stürzten die Hunde der Oeffnung zu. Sie sahen sich, nahmen die Schwänze zwischen die Beine und — schlichen still davon.

Im Sommer des Jahres 1864 wohnte Lincoln mit Seward jener Friedensberathung bei, welche an Bord eines Schiffes zu Monroe in aller Stille vor sich ging. Die Rebellenabgesandten suchten mit viel Beredsamkeit zu beweisen, daß der Süden ohne Sklaverei gar nicht existiren könne, weil der Neger, der ja nun doch einmal da sei, sich unter keinen Umständen zu freier Arbeit bequemen würde. Lincoln schickte Seward in's Wortgefecht, indem er ja den Süden ganz genau kenne, was er von sich nicht behaupten dürfe. Seward erschöpfte alle Argumente ohne weiteren Erfolg als den, daß sich die Sklavenjunker mehr und mehr zum Widerspruch gereizt sahen. Die Sache fing an unerquicklich zu werden, da schnitt Lincoln, der wohl sah, daß die feindlichen Commissarien nichts weniger als zu Konzessionen geneigt waren, die Unterhandlung mit folgender Erzählung ab: Kam ein Irländer von einem südlicheren Staat zu uns herauf, kaufte sich eine Farm und bepflanzte dieselbe gleich im ersten Frühjahr zum größten Theil mit Kartoffeln. Gegen den Herbst hin zäunte er ein bedeutendes Stück seines Kartoffellandes wohl ein und als die Knollen reif erschienen, trieb er seine Schweinheerde in die Einfriedigung. Eines Tages saß der gute Pat auf einem Baumstumpf und ergötzte sich an der Geschicklichkeit, mit welcher seine Grunzer mit den Rüsseln die Kartoffeln ausgruben und wie säuberlich sie bei der ganzen Arbeit verfuhren. Sein Nachbar trat hinzu und fragte kopfschüttelnd, ob diese Art der Fütterung denn auch recht überlegt gewesen sei? — Na, meinte der Ire, zu was brauche ich mir denn die Arbeit des Ausgrabens zu machen, wenn die Kerls da das gerade so gut und vielleicht besser besorgen können? — Ja da drunten im Süden mag das vielleicht angehen, aber hier fällt ja oft schon der Winter im November ein und die Erde gefriert einen halben Fuß tief! Dann können die nicht mehr graben und verkaufen könnt ihr sie erst gegen Weihnachten! — Hm, machte Patty und kratzte sich hinter den Ohren, das wäre nun freilich schlimm! Aber was soll ich da jetzt sagen? Da heißt's eben: Schwein grab Grund — oder geh zu Grund! (hog rood — or die!)

Wenige Tage vor Lincoln's Wiedererwählung stand derselbe im Begriffe, eine Regierungsmaßregel zu treffen (der spezielle Fall thut hier nichts zur Sache), welche eine große Anzahl seiner Wahlfreunde verstimmen mußte. Das Papier lag zum Unterzeichnen auf seinem Schreibtisch und der Präsident ging im Hemd — es war tief in der Nacht — im Zimmer auf und ab, seinen anwesenden Freunden kein ungewohnter Anblick. Die letzteren bestürmten ihn, das Aktenstück nicht eher zu unterschreiben und demselben Folge zu geben, als bis die Wiederwahl gesichert sei. Lincoln ließ sich in seiner Promenade gar nicht unterbrechen und hörte stille zu. Endlich tritt er an den Schreibtisch, taucht die Feder und hält, ehe er zeichnet, nach einen Augenblick inne, um folgende Geschichte zu erzählen: Ein Freund von mir hatte seinem Söhnchen ein Mikroskop gekauft, welches den lebhaften Knaben unendlich amusirte. Er unterwarf alle möglichen Dinge seiner Forschung. Eines Tags war der alte Herr gerade im Begriff, ein Stück Käse in den Mund zu schieben, als ihn der Junge am Arme festhielt und sagte: Vater, iß das nicht, der Käse wimmelt von Würmchen! — Laß sie wimmeln, mein Sohn, sprach der Alte mit großer Ruhe, wenn sie's aushalten können — ich kann's.

Ein Exodus.

Durch die Zeitungen geht eine Notiz, die erzählt, daß eine Anzahl jüdischer Familien im Norden der Vereinigten Staaten sich zusammengethan, um nach Palästina auszuwandern und daselbst in der Nähe von Jerusalem eine Ackerbaukolonie zu gründen. Etwas Aehnliches kam schon zu Anfang dieses Jahrhunderts in Böhmen vor und es ist das eine Geschichte, die, in ihren Einzelnheiten erforscht, gewiß den Stoff zu einer ergreifenden und abenteuerlichen Erzählung geben würde. Wir können hier nur wiedergeben, was uns im Allgemeinen und vor vielen Jahren darüber mitgetheilt worden.

Das sogenannte „Finanzpatent" oder der Bankerott des Kaisers Franz I. brachte vorzugsweise über Jene großes Elend, deren Eigenthum in Geld bestand und somit über die Juden Böhmens, die kein Grundeigenthum haben durften und dabei noch neben den andern Steuern des Staates mit einer besondern Judensteuer belastet waren. Dazu gingen in jenen Kriegszeiten die Geschäfte schlecht und die Juden des offenen Landes, die ausschließlich auf den Handel angewiesen waren, versanken in drückende Armuth. Von Auswanderungen nach Amerika wußte man damals in Böhmen noch nichts und so kam ein unternehmender Kopf auf den Gedanken, nach Palästina, in die Urheimat auszuwandern und daselbst das Feld zu bauen, wie es die Väter gethan. Dieser neue Moses durchzog die Umgegend seines Dorfes im südlichen Böhmen, wo das Elend groß war und hatte bald eine Anzahl von 70 bis 80 Familien um sich versammelt, alle bereit, in das Land ihrer Sehnsucht auszuwandern und die Mühen und Gefahren einer solchen Reise über sich zu nehmen. Sie verkauften alle unnütze Habe, schafften Ackerbaugeräthe an, bewaffneten sich auch theilweise und luden, was sie brauchten, mit Weib und Kindern auf leichte, von einzelnen Pferden gezogene Leiterwagen, die mit Leinwand gedeckt waren und während der Reise die Zelte ersetzen sollten. So machte sich der lange Wagenzug auf den Weg, Männer, Weiber und Kinder, auch viele Greise, die im heiligen Boden begraben werden wollten, ausgerüstet vom Prager Rabbiner mit hebräischen Empfehlungsschreiben an die jüdischen Gemeinden, mit denen sie auf ihrer langen Fahrt in Berührung kommen könnten. Anfangs ging alles gut. Die großen Gemeinden von Nikolsburg in Mähren und von Presburg an der ungarischen Grenze nahmen sich der Auswanderer auf's Brüderlichste an und verschafften ihnen sogar von Wien aus Empfehlungen an die türkischen Behörden. Aber bald nachdem sie unfern von Presburg über die Donau gegangen waren, auf der großen Ebene, die dieser Fluß im Norden und Osten begrenzt, begannen ihre Leiden. Einige Nachzügler wurden von Schweinehirten der dortigen Waldungen ausgeplündert und darauf folgten mehrere vereinzelte Angriffe, die aber die Juden meist mit Glück zurückschlugen. Allein die Zurückgeschlagenen ver-

breiteten unter ihres Gleichen rasch die Nachricht, daß eine Schaar Juden durch's Land ziehe, die, als Juden, wahrscheinlich große Schätze mit sich führten, und lockten so auch andere herbei, die, obwohl sonst nicht Räuber, Theil an dem Raube haben wollten. Schweine- und Roßhirten strömten herbei, zu Fuß und zu Pferd, und alle bewaffnet. Die Juden, da sie sich so bedroht sahen, bildeten aus ihren Wagen eine dreieckige Wagenburg, nahmen die Kinder und Weiber in die Mitte und schlugen die Räuber mit Tapferkeit zurück. Aber schon beim ersten Angriff fiel ihr Moses. Sie stellten nun einen gewissen Jakob Meisl an ihre Spitze, der sich schon während der ganzen Reise durch seine Entschlossenheit ausgezeichnet hatte. Dieser traf in der That so gute Anordnungen, daß sich die Feinde der Wagenburg kaum zu nähern wagten und sich darauf beschränken mußten, sie zu umringen und aus der Ferne zu belagern. Damit war aber den Auswanderern nicht gedient; sie mußten aus dieser gefährlichen Gegend fort und überhaupt weiter zu kommen suchen. Meisl verwandelte die Wagenburg in ein Viereck und setzte die ganze Karawane in Bewegung. Man kam wohl eine Strecke weit, aber die Räuber schoßen eine Anzahl von Pferden nieder und der Zug kam in's Stocken. Die Lücken und die Verwirrung, die da entstanden, benützten die Räuber, um einzudringen und es entspann sich ein blutiges Handgemenge. Es gab Todte auf beiden Seiten; die Weiber und Kinder ergriffen die Flucht, kamen aus der Wagenburg heraus und viele von ihnen wurden unbarmherzig niedergemacht oder von den Räubern gefangen. Die Wagenburg wurde wieder hergestellt, die Räuber waren zurückgeschlagen, aber diese hatten viele Weiber und Kinder in ihrer Gewalt. Meisl machte einen Ausfall und es gelang ihm, mehrere Gefangene zu befreien; andere wurden, ehe er in den Feind eindrang, vor seinen Augen massakrirt. Diese Kämpfe dauerten bereits volle zwei Tage und Nächte; man war im Hochsommer, die Sonne brannte und den Belagerten fehlte es an Wasser. Sie litten furchtbar und waren dem Verschmachten nahe. Sie begannen mit den Räubern zu unterhandeln, aber diesen schien jedes Lösegeld zu gering, da sie bei den Juden ungeheure Schätze vermutheten. Da am vierten Tage kam ein Graf Esterhazy zufällig über den Kampfplatz. Er erfuhr, was hier vorging, und suchte das Gesindel von seinem Vorhaben abzubringen. Die Räuber wagten nicht, den ungarischen Magnaten, der außerdem von Bewaffneten umgeben war, anzugreifen, aber andererseits kehrten sie sich auch nicht an seine Ermahnungen und Drohungen. Er zuckte die Achseln, als ob er die Sache gänzlich aufgebe, und ritt weiter. Aber schon nach wenigen Stunden kam er an der Spitze einer Anzahl Heiducken und Husaren zurück; die Juden erkannten sofort, daß er als ihr Retter kam, brachen aus ihrer Verschanzung hervor und mit ihren Kampfgenossen vereint, fielen sie über das Gesindel her, das wie Spreu auseinanderstob und nach allen Seiten die Flucht ergriff. Einige wurden gefangen und von den Heiducken gebunden abgeführt. Sofort setzten sich die Juden in Bewegung, nachdem sie ihre edlen Befreier mit Segenswünschen überhäuft, begleitet von einer Schaar Husaren, die sie erst am folgenden Tag verließ. Auf dem öden Kampfplatze hinterließen die Juden mehr als fünfzig Gräber der Ihrigen; die Leichen der Räuber blieben als Beute der Vögel und Wölfe liegen.

Aber mit dieser Rettung durch den edlen Grafen war die Reihe der Leiden dieser Unglücklichen noch nicht geschlossen. In Folge der Mühseligkeiten, der Entbehrungen, der Aufregungen und der furchtbaren Sonnenhitze brachen in dem wandernden Lager Krankheiten aus, die fast eben so viele niederstreckten, wie die ausgestandenen Kämpfe. Unter denen, die den Krankheiten erlagen, war auch der tapfere Meisl. An seiner Stelle wurden nun fünf Aelteste gewählt, die die schwer Geprüften weiter führen sollten. Sie wurden ihnen bald genug entrissen, denn in der Nähe der kroatisch-ungarischen Grenze kam ihnen ein Edelmann mit Bewaffneten entgegen geritten, der es ihnen als Verbrechen anrechnete, daß sie, ohne vorher seine Erlaubniß eingeholt zu haben, „über seine Gebiete" zogen. Die Aeltesten, die hervortraten, um sich zu entschuldigen, ließ er in's Gefängniß werfen und den Andern verbot er, weiter zu ziehen, bis er ihre Habe untersucht, ob sie nicht „Verbotenes" in's Ausland führten, bis er ihre Papiere geprüft und die Summe bestimmt habe, die sie ihm als Buße zu zahlen hätten. Sie mußten vor einem Dorfe lagern, bewacht von den Heiducken des Edelmanns und täglich von den Einwohnern um einige Gegenstände beraubt. Die Aeltesten blieben mehrere Tage im Gefängniß; die Krankheiten wütheten fort im Lager; die Summe, die sie zahlen mußten, brachte sie um den größten Theil ihres Vermögens. Entmuthigt gaben sie den Gedanken an das gelobte Land auf und zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, zerstreuten sie sich: die einen, um bei den nächsten Judengemeinden Schutz und Hilfe zu suchen, die andern, um sich wieder nach Böhmen durchzuschlagen. Von diesen letzteren kamen nur wenige als Bettler zurück. Nur fünf entschlossene Männer, die, unverheirathet, weniger zu wagen hatten, setzten die Reise nach Palästina fort. Von diesen kam Einer, ein gewisser Hartmann, nach Jahren als blinder Mann nach Böhmen zurück. Er war, der Himmel weiß wie, auf einem Schiffe den Barbaresken in die Hände gefallen; im Momente, da die Seeräuber das Schiff erstürmten, warfen sie der Mannschaft und den Reisenden einen Staub in die Augen, der sie blendete, daß sie sich nicht vertheidigen konnten. Hartmann wurde in Folge dessen ganz blind und als blinder Bettler kehrte er von seinem Suchen nach dem gelobten Lande in das Land der Unterdrückung und der Judenhetzen zurück.

Einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen.

Erst im vorigen Jahrzehnt traten gegen die früheren Versuche von Adelung, Campe, Heinsius u. A. die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm mit einem selbstständigen „deutschen Wörterbuch" in die Schranken. Welche Verdienste diese Begründer germanischer Sprachwissenschaft sich namentlich auf dem Gebiet der alten deutschen Sprache erwarben, lebt in Aller Gedächtniß und wird immer unvergessen bleiben. Aber bei aller Pietät gegen die Todten kann nicht verhehlt werden, daß sie in ihrem deutschen Wörterbuch sich auf das, ihnen verhältnißmäßig fremdere, Gebiet des Neuhochdeutschen begaben, für welches sie sich größtentheils nicht auf eigene Forschungen, sondern auf fremde, höchst ungleichmäßige Excerpte stützten (wobei Vieles, besonders die nachgothische Zeit, entschieden nicht zu seinem Rechte kam) und daß ferner nach der ganzen Art der Anlage und Ausführung der, durch Jakob Grimm's Tod im Buchstaben F abgebrochene, vierbändige Torso nicht dem weiten Kreis aller gebildeten und bildungsbeflissenen Deutschen dienen kann.

Dieß Urtheil, das jetzt wohl ziemlich das allgemeine ist, wurde, wie nachher in milderer Form von Raumer, so zuerst in schärferer von zwei Männern ausgesprochen, die sich dann später aus Beurtheilern des Grimm'schen Werks in Mitbewerber um den Kranz auf dem Gebiet der neuhochdeutschen Lexikographie verwandelten, von Professor Wurm und Dr. Sanders.

Von dem Wörterbuch des ersteren, das an Weitschichtigkeit mit dem Grimm'schen wetteifert, sind im Ganzen nur sechs Lieferungen erschienen, womit der Buchstabe „A" noch nicht zu Ende geführt ist. Dagegen ist das Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders ausgezeichnet von vorneherein durch die planvolle, raumsparende, auf die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache begründete Anordnungsweise und das namentlich in der Auswahl der schlagendsten Belege sich bekundende Maßhalten bei möglichster Vollständigkeit und gründlich erschöpfender Darstellung der so schwierig zu bewältigenden Stoff-Fülle; es ist dieß Werk jetzt im siebenten Jahre seines Erscheinens von A bis Z vollendet und wir dürfen sagen: damit endlich ist das Werk geschaffen, das dem deutschen Volk bisher noch immer ge-

fehlt, ein durch und durch auf selbständigen Forschungen beruhendes, „neben der Literatur auch die Sprache des Umgangs und des Verkehrs, des Handels, der Gewerbe und der Künste" berücksichtigendes Wörterbuch für das weite Gebiet der neuhochdeutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange von Luther herab bis auf die neueste Zeit, „so weit die deutsche Zunge klingt", — mit Ausschluß jedoch alles ganz Veralteten oder nur noch Mundartlichen.

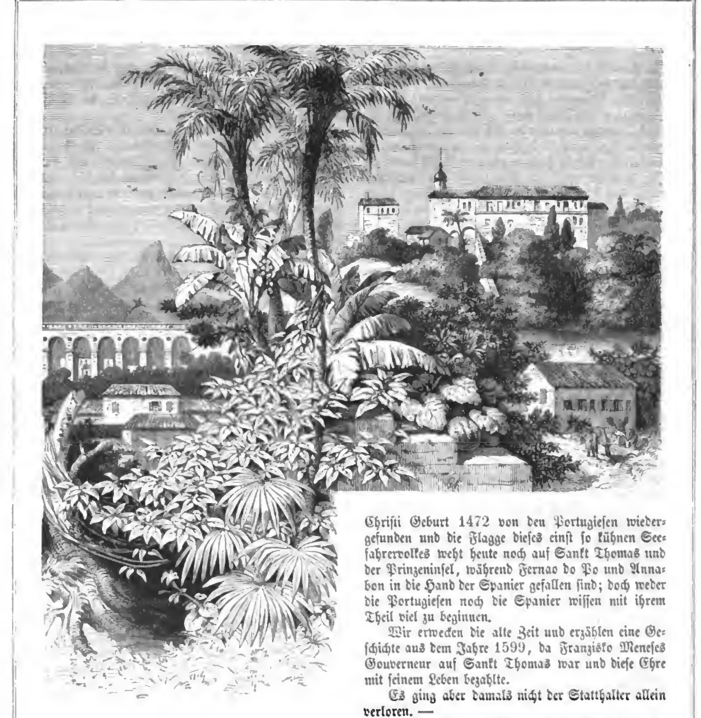
Der unendlich reiche Stoff ist auf die klarste, anschaulichste und übersichtlichste Weise dargelegt; die Begriffsbestimmungen der Wörter sind scharf und genau; die Belege sind in genügender Fülle und sorgfältiger Auswahl mit Rücksicht auf schlagende Beweiskraft gegeben, die grammatischen Verhältnisse und Fügungen sind möglichst vollständig und erschöpfend behandelt, und die Darstellung des Ganzen ist klar und in einer jedem Gebildeten verständlichen Ausdrucksweise. Nirgends aber wird hier die Sprache in ein fertiges System hineingezwängt; überall vielmehr begegnet man dem glücklichen Streben, mit feinem Sprachgefühl aus dem Gebrauch des Volkes in den verschiedenen Gauen des Gesammtvaterlandes und seiner Schriftsteller das Richtige zu entwickeln. Wie ein früherer Beurtheiler es ausgedrückt, „spricht Sanders es überall weniger selbst aus, wie es ist oder gar wie es sein soll, als er die schlagenden, aus guten Schriftstellern überall mit ungemeiner Sorgfalt ausgewählten Belege es aussprechen läßt, so daß der Nachschlagende, gleichsam wie ein Geschwornenrichter, dem das vollständige Resumé aus den Akten vorgelegt ist, sich in den Stand gesetzt sieht, selbst ein überzeugungsvolles Urtheil zu gewinnen..."

Ueberall ist hier die Sprache als eine organisch gewordene und frei sich fortentwickelnde aufgefaßt; überall quillt und sprudelt hier um uns in reichster Fülle der frische, lebendige Quell, der „Quickborn" deutschen Geistes, überall umrauscht uns das Leben und Weben des unermüdlich in der Sprache schaffenden Volksgeistes.

Und so verdient das Buch, das auch im Auslande rühmende Anerkennung gefunden, in Deutschland mindestens eben solche Verbreitung, wie in Frankreich der Dictionnaire de l'académie, in England und Nordamerika die Wörterbücher von Webster und Worcester u. s. w. Das Werk kann kein Deutscher entbehren, dem es ernst darum ist, in die Schätze seiner Muttersprache tiefer einzudringen und unsere Literatur gründlich zu verstehen.

Die illustrirte Geographie für Schule und Haus von Dr. Henry Lange (Stuttgart, Rieger) enthält gute Landkarten, einen gewissenhaften, zusammenfassenden Text und mehrere hundert architektonische, landschaftliche, historische, ethnographische Illustrationen und das Alles für 2 Thaler 12 Groschen; sie kann außerdem als Schulbuch wie als Nachschlagebuch dienen, und manche der Illustrationen gewährt noch eine angenehme künstlerische Augenweide. Was will man mehr? Es hat wohl nie eine Zeit gegeben, die für so geringen Preis so Vieles leisten konnte und weiter ist wohl die Leistung bei solchem Preise nicht zu treiben. Noch vor zehn Jahren hätte keine Buchhandlung der Welt auch nur den dritten Theil dieses Werkes zu solchem Preise liefern können. Wir begrüßen solche Unternehmungen mit besonderer Freude, denn sie sind es, die Bildung und Wissen auch in die ärmsten Hütten und Dachstuben zu leiten vermögen und auf sie ist besonders anwendbar, was die „Ergänzungsblätter" über die Illustration als nationales Bildungselement sagen.

Historische Schillergallerie. — Cardinal Granvella, Anton Perenot, Sohn des Geheimschreibers und Siegelbewahrers Carls V. Nikolaus Perenot, Enkelsohn eines Eisenschmiedes, geb. zu Besançon in der Freigrafschaft 1516 † 1586, frühzeitig Erzbischof von Arras, war bei den Reichstagen von Worms und Regensburg thätig. 1545 nahm er am Tridentinischen Concil Theil und folgte 1549 seinem Vater in den Würden des Staatsrathes und Großsiegelbewahrers des Königreichs Spanien und wurde erster Minister der Statthalterin der Niederlande, Margarethe von Parma. 1561 erster Erzbischof von Mecheln, Cardinal, Vicekönig von Neapel, Erzbischof von Besançon 2c. 2c. häuften sich über seinem Haupte die höchsten Würden und Aemter, zugleich mit großen Reichthümern, da er die außerordentliche Gunst und das Vertrauen seines Herrn, Carls V., sehr wohl auszubeuten verstand. (S. Schiller „Cardinal Granvella".) — Catharina von Medici, geb. 1519 zu Florenz, † 1589 zu Blois, Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino, wurde 1533 mit dem Sohne Franz I., dem spätern Heinrich II. verheirathet und Mutter der drei Könige Franz II., Carl IX., Heinrich III. Sie war dreimal Regentin Frankreichs und immer sein böser Geist. Ehrgeizig, herrsch- und ränkesüchtig hielt sie es abwechselnd mit allen Parteien und betrog alle. Die Schlächtereien der Bartholomäusnacht kommen zum großen Theil auf ihre Rechnung, wie die meisten Unthaten ihrer Söhne, die sie erzog, um sich ihrer zu ihren Plänen bedienen zu können. Sie scheute keine Mittel, um zu ihrem Zwecke zu gelangen: Lüge, Heuchelei, Meineid, Gift, Dolch, Bürgerkrieg und Massenschlächterei: sie schrak vor nichts zurück, selbst nicht vor unnatürlichen Lastern und vor dem Verderben ihrer eigenen Kinder. Ihr Andenken ist in der Geschichte Frankreichs verflucht. — Franz von Guise, Herzog von Lothringen, geb. 1519, nahm an den bedeutendsten Feldzügen und Kriegsthaten Frankreichs von 1542 bis zu seinem Tode Theil, zeichnete sich durch Feldherrnblick, persönliche Tapferkeit, Ausdauer in Verfolgung seiner Pläne und staatsmännischen Sinn aus. So wurde er der Gründer jener gewaltigen Hausmacht, welche ihn, dann seine Söhne zu beinahe unbeschränkten Beherrschern Frankreichs machte und der höchsten Macht so nahe führte, daß man sie bereits als die künftigen Könige Frankreichs betrachtete. Franz von Guise war es auch, der Metz gegen Carl V. so erfolgreich vertheidigte, daß der Kaiser „diese Metze" nicht erobern konnte und abziehen mußte. Mit den verschiedensten hohen Titeln vereinigte er auch die eines „Generalstatthalters des Königreichs" und des „Großmeisters des königlichen Hauses", welche Titel auf einem solchen Haupte eine Wahrheit waren. Aber zugleich mit der Macht begann mit Franz Guise das Schicksal des Hauses, das die bedeutendsten Mitglieder durch Mord hinraffte. Bei der Belagerung von Orleans wurde er durch Poltrot im 44. Jahre seines thatenreichen Lebens erschossen. (1563.) — Cardinal Richelieu, Armand Johann Duplessis, Herzog von Richelieu und von Fronsac, geb. zu Paris 1585, † daselbst 1642. Er schwang sich früh zu hohen Würden und Aemtern auf, die er aber erst behauptete, als es ihm gelang, Marie von Medicis, die Mutter Ludwigs XIII., gänzlich zu verdrängen und sich des schwachen Geistes dieses Königs zu bemächtigen. Dann aber wurde er unbeschränkter Beherrscher Frankreichs, dessen große und einflußreiche Politik nach Außen er eigentlich erst begonnen. Im Innern warf er die Widersacher und Feinde seiner Person wie seines Systemes unbarmherzig und ohne Rücksicht auf Verhältnisse, Alter und Personen nieder, indem er bei jeder Gelegenheit den Henker brauchte. Der Zweck seines Strebens war, Frankreich nach Außen angesehen und einflußreich, nach Innen stark und vor allem einig und einheitlich zu machen. Darum kam es ihm vorzugsweise auf Demüthigung der Großen an, die er auch in der That so sehr unter das königliche Scepter zu beugen verstand, daß nach ihm nur noch ein Hofadel bestand. Trotz aller Verbrechen, Gewaltthätigkeiten und Hinterlisten hat Frankreich doch recht, ihn als einen seiner größten Staatsmänner zu feiern und als denjenigen, der das Letzte und Größte zur Einheit und Einigung des Staates beigetragen. Das Palais Royal, ursprünglich Palais Cardinal, rührt von ihm her.



Sankt Thomas.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

I.

Don Franzisko Meneses.

Im großen Meerbusen von Guinea, fünfzehn bis fünfzig Seemeilen von der Küste des afrikanischen Kontinents, liegt die Gruppe der Guineainseln, einzeln genannt: Fernao do Po, Isola do Principe, Annabon und Sankt Thomas. Diese Inseln wurden, nachdem wahrscheinlicherweise Karthager und Phönizier sie längst in ihren Logbüchern verzeichnet hatten, im Jahre nach Christi Geburt 1472 von den Portugiesen wiedergefunden und die Flagge dieses einst so kühnen Seefahrervolkes weht heute noch auf Sankt Thomas und der Prinzeninsel, während Fernao do Po und Annabon in die Hand der Spanier gefallen sind; doch weder die Portugiesen noch die Spanier wissen mit ihrem Theil viel zu beginnen.

Wir erwecken die alte Zeit und erzählen eine Geschichte aus dem Jahre 1599, da Franzisko Meneses Gouverneur auf Sankt Thomas war und diese Ehre mit seinem Leben bezahlte.

Es ging aber damals nicht der Statthalter allein verloren. —

In diesem Jahre 1599 flatterte nicht das Banner von Portugal, sondern das von Spanien auf dem Schloß Pavaoso und Don Fransziko hielt die Wacht für Don Philipp III., — daran war die Schlacht von Alcassar Schuld. Von dieser Schlacht schreibt ein gleichzeitiger deutscher Chronist:

„Drey Könige haben sich umb ein Königreich geschlagen, und jhrer keiner hat doch das Königreich erhalten, sondern der, auff den man nicht gedacht hette, ist König worden. Das ist die Schlacht in Afrika, dariunen drey Könige umbkommen sind, nemblich Sebastian, der König von Portugal, Abdelmelech und Mahometh zween barbarische Könige auß Mauritanien, und auff deß Königs von Portugal seiten sind todt blieben der Herzog von Avero, die Bischöffe Conimbricensis und Portuensis, Item der Bäpstische Legat, der Marggraff aus Irlandt, Christoff von Tavora und viel andere Herren, tapffere Ritter und Edelleute.

Abdelmelech der barbarische König ist in der Stadt Fest begraben worden, eben in dem Habit, Kleide und köstlichem Geschmuck von Edelgesteinen und Perlen, darinnen er verschieden war. Deß Portugalischen Königs Leichnam unterstunden sich viel auß den gefangenen Edelleuten loß zu kauffen, und bohten dem newen barbarischen König Hameto zehen tausent Ducaten dafür, aber der barbarische König gab jhnen zur Antwort, daß sich nicht geziemen wolt, auß einem todten Leichnam Geldt zu keuffen, und ließ jhn gen Alcazara tragen und daselbs im Bilgerhause begraben."

Der ehrliche deutsche Geschichtsschreiber wußte das ganz genau, wo der junge tapfere König Sebastian geblieben sei; aber das arme Portugal wußte es nicht und wollte nicht an das Grab desselben im Pilgerhause zu Alcassar glauben. Mit unerschütterlicher Sicherheit hoffte es auf seine Rückkehr und je böser die Zeit, je härter und unerträglicher das Joch des neuen Herrschers wurden, desto mehr faßte diese Sehnsucht und Hoffnung Wurzeln in dem Herzen des Volkes, welches seine große glänzende Zeit noch nicht vergessen hatte.

Der neue Herrscher nannte sich Don Philipp II. von Spanien, und sein schlimmer Feldherr Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Toledo, hatte ihm das unglückliche Land nach der kurzen Zwischenregierung des Kardinals Heinrich und der traumartigen Herrschaft des Königs Anton, Priors von Crato, unterworfen.

So war seit dem Jahre 1581 Portugal eine schlechtbehandelte, gedrückte Provinz Spaniens und wurde unvermeidlich in alles Unglück und Elend dieses verfallenden Reiches hineingezogen, und Engländer und Niederländer behandelten seine Küsten und Kolonieen nicht anders, als alles übrige spanische Eigenthum, auf welches sie die Hand legen konnten. So war auch die portugiesische Insel Sankt Thomas hispanisches Besitzthum, und Statthalter war, wie schon gesagt, der hispanische Oberst Don Franzisko Meneses, ein tapferer, aber armer Mann, welcher den abgelegenen Posten in der Bai von Biafra genommen hatte, da ihn kein Anderer nehmen wollte, und welcher von seiner Residenz, dem Schloß Pavaosa, aus das Volk der Eingeborenen, einen kräftigen, wohlgestalteten Negerstamm in ziemlichem Respekt erhielt und nach besten Kräften das Seinige that, mit seinen spanischen und portugiesischen Besatzungstruppen den Bau des Zuckerrohres zum wünschenswerthen Flor zu bringen und das Banner Don Philipps III., allen falschen Sebastianen, allen engländischen und holländischen Anfechtungen zum Trotz hoch zu halten.

* * *

Es war eine Hängematte zwischen zwei Palmenbäumen im Garten des Schlosses ausgespannt. Breitblätterige tropische Gewächse, wie sie die Sonne des Aequators hervorruft, beschatteten das schaukelnde Bett; ein Gebirgsbach rauschte an dem schönen Ruheplatze vorüber und eilte, hier von Gebüsch und Blüthen verdeckt, dort frei über das flimmernde Gestein springend, dem Meere zu. Bunt, farbenschillernd, duftend war der Garten des Schlosses Pavaosa; aber die Luft zitterte über ihm; das rauschende und murmelnde, das klare, tanzende Wasser war ein böser Hohn, der Schatten war nicht Kühle.

Die Männer fluchten der furchtbaren Sonne, die Frauen sanken stumm vor ihr zusammen; für Jeden, der nicht auf diesem Flecke geboren wurde, war das Leben eine Qual; und im Fiebertraum lag die junge Schläferin in der Hängematte zwischen den beiden Palmbäumen im Garten des Gouverneurs der Insel Sankt Thomas unter dem Aequator, Don Franzisko Meneses.

Donna Camilla Drago träumte vom Schneefall an den Ufern der Schelde und der Waal, von scharfen nordischen Seewinden, von Eisblumen an den runden in schweres Blei gefaßten Fensterscheiben, vom Eis der holländischen Kanäle, vom lustigen Sturm, der Nachts die Dachziegel klappernd bewegt und die Wetterfahnen auf den spitzen Giebeln lustig herumwirft, und ihr Oheim, der Gouverneur, gelb und ausgedörrt, blutleer und knebelbärtig, schwarzäugig und krummnasig, wie der gute Ritter Don Quijote von La Mancha, saß zu Häupten ihres hängenden Lagers, hielt ihre heiße Hand und sprach mit Kopfschütteln vor sich hin:

Mit allem schuldigen Respekt vor einem hohen Kriegsrath zu Madrid und meinem Herrn, Don Philipp III., aber dieses ist kein Ort und Aufenthalt für eine junge Dame, ungesagt gelassen, daß es auch bessere Ruheplätze geben mag für einen alten invaliden Kavalier, der seine Pflicht vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre zu Fuß und Pferde, ja selbst an manchem Schiffsbord mühselig aber freudig gethan hat. Da gibt's doch manches Plätzchen, sei's in Spanien, sei's in Portugal, ja, sei's selbst in Westindien, wo ein alter Ritter behaglicher seine Knochen zur Ruhe legen könnte, ungesagt gelassen, daß man hier nur sitzt, um vergessen zu werden, — o heilige Jungfrau, und auch von dieser jungen Dame, meiner Nichte, gar nicht zu sprechen!

Der Alte zog die Spitzen des wohlgepichten Schnauzbartes durch die Hände, drehte den Knebelbart und verlor sich unter wiederholtem Schütteln des Hauptes in das tiefste Nachdenken über den nichtsnutzigen ungerechten Zustand der Welt, den Verbrauch von Lanzenspitzen, Schwerterklingen, Schießpulver und wackern hispanischen Soldaten und Rittern, überall, wo die Fahnen mit den Löwen und den Thürmen wehten und natürlich mit dem Nachbar in Konflikt gerathen waren. Er dachte tief nach über alle guten, mittelmäßigen und schlechten Statthaltereien diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans; am tiefsten über den Leichtsinn seiner edlen gothischen Ahnen, welche das Ihrige und damit auch das Seinige nicht zusammengehalten hatten; am allertiefsten aber über seine Nichte, Donna Camilla Drago.

Das war der ewige Kreislauf seiner Gedanken: er, Franzisko Meneses, habe nichts für seine eigene Person gegen die Insel Sankt Thomas im großen Meerbusen von Guinea, gerade unter dem schwarzen erschrecklichen Strich, der Aequator genannt, einzu-

wenden und der Sitz im Schloß Pavaosa sei ihm tausendmal lieber, als das Stehen und Kriechen im Vorzimmer der großen Herren zu Madrid; aber die kleine, heiße Hand gehöre nicht in solche Statthalterschaft — basta!

Basta ist ein sehr böses Wort, wenn es sich hinter einer solchen Gedankenreihe, als Riegel gegen die bangen Bilder und Vorstellungen, die noch kommen wollen und die Zukunft bedeuten, vorschieben will!

Die kleine Hand, welche so schlaff und matt von dem schwebenden Lager herniederhing, hatte ihre Geschichte, eine wildbewegte abenteuerliche Historie, — leset!

II.

Donna Camilla Drago.

Im feuchtesten, frischesten Grün dehnte sich die weite flandrische Ebene und der Regenbogen stand wie eine Brücke auf dem Lande; die Reiter und Rosse schüttelten die blitzenden Tropfen von sich und die schweren friesischen Gäule vor der schwerfälligen, gewaltigen Kutsche, die von der streifenden Schaar des Prinzen Moritz soeben angefallen worden war, trieften und schnoben wie eben dem Meer entstiegene Rosse Neptuns. In der Ferne hinter den grünen Hecken, die Wassergräben entlang wurden noch Pistolenschüsse zwischen der fliehenden Bedeckung der spanischen Kutsche und den verfolgenden Reitern der Provinzen gewechselt; in dem Wagen selbst aber war die Stille des Grabes auf ein helles weibliches Jammer- und Hilfegeschrei gefolgt und der zerzauste, pulvergeschwärzte Raufbold, welcher den Fang gemacht hatte und jetzt vorsichtig den Schlag öffnete, wußte durchaus nicht, was er mit diesem Haufen ohnmächtiger Frauenzimmer anzufangen habe. Weder er noch einer seiner lustigen Reiter führte ein Riechfläschchen in der Tasche oder im Sattelsack mit sich.

Mit einer sehr unhöflichen Redensart schob er den Hut vom rechten auf das linke Ohr und griff in das verwilderte Haar; aber er war doch kein übler Bursche, denn als die Genossen mit roheren Fäusten zugreifen wollten, um ihre Beute genauer zu untersuchen, that er mit einem rauhen, aber ehrlichen: Halt da! Einspruch. Und als sich aus den krampfhaft umschlingenden Armen der Duenna und der beiden Kammerzofen ein Jungfräulein, fast noch ein Kind, loswand und heftig in hispanischer Zunge auf ihn einredete, brummte er zwar ziemlich grob, daß er das Kauderwelsch nicht verstehe, aber er schlug doch zum zweiten Mal die gieriger andringenden Hände seiner Reiter zurück und den Kutschenschlag zu, kletterte ächzend wieder auf den Gaul und kommandirte: Marsch — zum Hauptquartier!

Dieses „Hauptquartier" bedeutete den berühmten niederländischen Oberst Heraugiere, den Eroberer von Breda, welcher sich augenblicklich von der ebenfalls eroberten, aber wieder aufgegebenen Stadt Huy an der Maas vor dem spanischen Feldzeugmeister La Motte zurückzog und augenblicklich in einer verwüsteten und geplünderten Mühle mit seinen Hauptleuten Kriegsrath hielt, und er sowohl wie mehrere seiner Offiziere verstanden nicht nur spanisch, sondern auch französisch. Aber Alle, obwohl sie gewiß eben so tapfere abgehärtete Männer wie Signor Petruchio aus Verona waren, und eben so oft wie er das Meer gleich wilden schweißbedeckten Ebern wüthen gesehen, eben so oft wie er in großer Feldschlacht Trompetenklang, Roßwiehern, Kriegsgeschrei gehört hatten, dachten nicht wie er von der Weiberzunge,

> Die halb nicht gibt so harten Schlag dem Ohr,
> Als die Kastanie auf des Landmanns Herd;

sondern sie „entsetzten" sich sehr vor der Sennora Rosamunda Bracamonte y Mugadas Criades, welche jetzt allmälig aus ihrer Ohnmacht erwacht war und sich mit außerordentlicher Zungenfertigkeit über ihre Gefangenschaft unter den Heiden beklagte. Sämmtliche niederländische Herren zogen die Schultern zusammen und hielten die Hände vor die Ohren und Heraugiere fing an seine Zähne sehen zu lassen, was immer ein böses Zeichen war, als das ebenfalls gefangene kleine Fräulein sich in's Mittel legte und ruhig und gefaßt im Kreise der grimmigen Geusenritter das Wort ergriff. Nachdem die heulende Duenna von einem Gefreiten aus des Müllers Stube abgeführt war, erfuhr man von dem Kinde: es sei die Tochter des hispanischen Hauptmanns Don Alonzo Drago, habe bis jetzt in einem Nonnenkloster zu Lüttich gelebt und habe sich soeben auf dem Wege nach Brügge befunden, wo ihr Vater für den Grafen von Fuentes ein Regiment deutscher Hilfsvölker einübe.

Da thut es mir recht leid, Donna Camilla, daß Euch das Schicksal meiner Streifschaar in den Weg geführt hat, sprach Heraugiere höflicher, als es sonst seine Art war. Unser Weg geht auf den Herzogenbusch und dorthin werden wir Euch sammt Euren Damen mit uns führen müssen. Es ist nicht häufig, daß uns der Himmel eine so hübsche Geisel zum Geschenk macht; doch seid unbesorgt, ich werde schon neben Eurer Kutsche reiten und im Fall uns der Herr von La Motte fürderhin unbelästigt läßt, sollt Ihr keine weitern Unbequemlichkeiten als die des rauhen Himmels und einiger Nachtmärsche zu befahren haben. Vorwärts, meine Herren, frisch zu Pferde, auf daß wir den Lüttichern und ihrem frommen Bischof aus dem Blutbann kommen!

Und Heraugiere war so gut wie sein Wort. Er hielt auch dießmal Ordnung unter seinen Leuten, wie damals im Raume jenes weltberühmten Torfschiffes, durch welches er Herrn Paul Antonio Lansavechia und dessen Italiener in Breda so sehr in Verwunderung setzte. Der Sennora Rosamunda Bracamonte y Mugadas Criades geschah nicht das mindeste Leid. Nicht einer der niederländischen Reiter war durch den Krieg so abgehärtet worden, daß er es gewagt hätte, sich an den Reizen und der Tugend der guten Dame zu vergreifen, und die beiden jüngeren Kammerfrauen führten kein Reisejournal. Es war ein kühler Mai im Jahre 1595, aber die Träumerin in der Hängematte auf Sankt Thomas gedachte ihres unfreiwilligen Zuges durch das Bisthum Lüttich und die Grafschaft Brabant,

wie der Verschmachtende in der Wüste sich eines kühlen Quelles erinnert. —

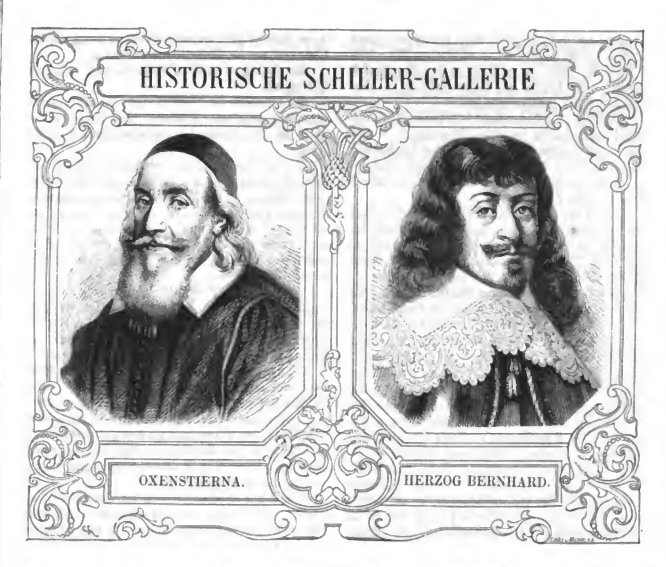
Im Herzogenbusch endete für dieses Mal der Zug des tapfern Heraugiere; er nahm höflich Abschied von der Tochter des Obersten Drago, welcher viel zu eifrig im Dienste des Grafen von Fuentes war, als daß man ihm sein Kind gegen die gewöhnliche Lösung zurückgeben durfte. Im Haag, an einem der langsam fließenden Kanäle lag das Haus Mynheers van der Does, und ihm oder vielmehr seiner Gattin war die junge spanische Geisel vom Prinzen Moritz zur Pflege und Beaufsichtigung übergeben worden. Da schwimmen im Sommer die Enten auf den Kanälen, da hüpfen im Winter die Krähen auf dem Eise, da gehen auf den Wiesen die Störche spazieren zur Zeit der Frösche, und auf den Wiesen von Süd-Holland führte Myfrouw van der Does die Niña an der Hand und machte ihr die Gefangenschaft so leicht als möglich und hielt sie mütterlich wie ihr eigenes Kind. Myfrouw hatte ein eigenes Kind, aber das ließ sich nicht mehr an der Hand leiten, wie das spanische «meisje». Georg van der Does, der wilde Knabe kam nur heim, wenn sein Schiff auf der Rhede von Vliessingen oder Scheveningen calfatert wurde oder irgendwo im Eise festlag. Die niederländische Jugend hatte nicht Zeit, still zu sitzen und Sitte und Anstand zu lernen, und der Leichtmatrose Georg war nicht besser, als seine Genossen. Im Winter Fünfundneunzig kam er aber auf Urlaub, saß neben dem väterlichen Kamin und gab seine hundert grausigen Historien vom Kampf Bord an Bord, vom Entern und Versenken des Feindes, vom Hängen der Piraten zum Besten und war dem spanischen hübschen Gaste gegenüber sehr blöde. Im Sommer Sechsundneunzig kam er mit einem zerschlagenen Kopfe und wandelte, nachdem ihn die Sennora Rosamunde Bracamonte einige Male am Ohr genommen, tüchtig zurecht geschüttelt und zur Ordnung und Ruhe verwiesen hatte, recht sittsam, aber etwas weinerlich an ihrem Arm auf den grünen Wiesen zwischen den Störchen, den weißen und gelben Blumen. Unmuthig und verdrossen horchte er den Erzählungen seiner Mutter von der Statthalterin Margaretha, von der guten alten Zeit vor der Ankunft des Herzogs von Alba, von Wilhelm von Oranien, den Grafen Egmont und Horn und dem armen Prinzen Don Juan d'Austria; das spanische Fräulein war ihm schon um der Duenna, Frau Rosamund wegen ärgerlich: — Donna Camilla Drago in ihrer Hängematte unter dem Aequator lächelt, als sie seiner gedenkt. — — — — — — — — — — — — — —

Zwei bunte Vögel kamen durch die blaue Luft und jagten einander im Spiel um die beiden Palmen im Garten des Schlosses Pavaosa. Donna Camilla sah durch halbgeschlossene Augenlider ihr prächtiges tropisches Gefieder in der Sonne schillern; die scharfen Stimmen verwundeten ihr Ohr. Sie flatterten schwatzend um die hohen Gipfel, sie kletterten an den Stämmen und plötzlich schossen sie wieder von dannen, dem Guineameer zu, welches hier und dort durch das Gebüsch leuchtete. Donna Camilla Drago sah sie verschwinden und legte die Hand auf die vor allem Glanz und Farbenspiel schmerzenden Augen: sie dachte an den 24. Januar 1597, an die Schlacht bei Turnhout, an das Grab ihres Vaters im tiefen Schnee des Nordens.

Unter dem Oberbefehl des Grafen von Varax zogen die Truppen des Erzherzogs Albert von Oesterreich aus den brabantischen Winterquartieren aus: Neapolitaner des Regiments Trevigo, Deutsche des Regiments Sulz, Albaneser unter Nicolo Basta, Spanier unter Don Juan de Gusman, Don Juan Cordua und Don Alonzo Drago, Wallonen zu Fuß unter Barlotte und Cozuel, Wallonen zu Pferd unter Grobbendonck. Bei Gertruidenberg sammelte der Prinz Moritz seine Streitkräfte, achttausend Mann zu Fuß und achthundert Reiter, und Robert Sidney führte ihm fünfhundert Engländer aus den Besatzungen von Vliessingen und Briel zu. Um Mitternacht zwischen dem 23. und 24. Januar kam der niederländische Heereszug bei Ravels an und bei Tagesanbruch stieß er auf den Feind, der sich nach abgehaltenem Kriegsrath bereits auf dem Rückzuge nach Herenthals befand. Da erhub sich das grimmigste Treffen. Mit wildem Ungestüm warfen sich die Schotten unter Murray und die Seeländer unter De la Corde auf den Feind, mit bedächtiger Tapferkeit folgten die Engländer unter Sidney und dem Ritter Veere. Gar treffliche Arbeit machte die Reiterei unter der Anführung des Grafen von Hohenlohe und Solms auf der Thiel'schen Haide, und mit dem Grafen Varaz wurde Don Alonzo Drago gleich im Anfange der Schlacht erschossen. Um elf Uhr Mittags lag die spanische Macht im Schnee zu Boden. Achtunddreißig Fahnen des Fußvolkes und Drago's Reiterstandarte sandten die Niederländer nach dem Haag; durch alle freien Provinzen läutete man ob der Siegesbotschaft die Glocken; mit großem Triumph wurde auch der Prinz Moritz von Oranien im Haag empfangen; durch seine Vermittlung erhielt die Tochter Alonzo Drago's ihre Freiheit von den hochvermögenden Generalstaaten. Die Trompeten, welche diese glorreiche Viktoria von Turnhout in den Gassen des Haags ausbliesen, durften nicht wie anderer Klang im Ohr und in der Seele Camilla's verhallen. Sie schmetterten über Land und See, sie waren nach Jahren noch nicht verklungen und zitterten um die Palmenwipfel im Garten des Schlosses Pavaosa. —

Im Frühling des Jahres 1597 nahm Camilla Drago Abschied von Mynheer und Myfrouw van der Does, und dieses Mal kam Georg ausdrücklich dazu von Scheveningen herüber. Er war blöder als je und wußte weniger als je zu sagen, und als die Sänfte des spanischen Fräuleins um die Ecke verschwunden war, verschwand auch er wieder, ohne in gewohnter Weise von seiner betrübten Mutter Abschied zu nehmen. Bis die Abendkanone ihn auf sein Schiff zurückrief, saß er auf einer Düne am Strande und zeichnete mit seinem Dolche Figuren in den Sand. —

Es war ein weiter Weg von dem grünen Haag bis zu der verlorenen Insel Sankt Thomas im Meerbusen von Guinea. Bis Bergen op Zoom ritt die



niederländische Bedeckung neben der Sänfte Camilla's, dann wurde sie zum großen Entzücken der Sennora Rosamunda von spanischen Reitern abgelöst. Von Brüssel zog die Nichte Don Franzisko Meneses' unter dem Schutz kaiserlicher und italienischer Truppen den Rhein entlang und durch Tirol gen Italien. Von Genua führte sie ein spanisches Schiff nach Barcellona; — im Herbste des Jahres Achtundneunzig ankerte der Kapitän Giralto im Hafen von Sankt Thomas, und der Statthalter Philipps III. ließ auf allen Wällen die Geschütze zu Ehren seiner Nichte abbrennen und führte gravitätisch das müde Kind auf den glühenden Boden, der von nun an ihre Heimat sein sollte. An der Hand des Kapitäns Giralto schritt auch die Sennora Rosamunda Bracamonte an's Land; ihre Erscheinung machte einen großen Eindruck auf die Besatzung, die Kolonisten und die nackten schwarzen Eingeborenen, welch' letztere vor ihrer Stattlichkeit zu beiden Seiten des Weges die Stirne in den heißen Sand drückten. —

III.

Der Kapitän Jose Giralto.

Ein Karthaunenschuß vom Thurm Abreojos erschütterte die Luft, — ein Zeichen, daß ein Schiff in Sicht sei. Es flogen darob wieder viel farbige Vögel aus den Büschen und Bäumen auf, und der Gouverneur, seinem bedenklichen Nachsinnen entrissen, erhob sich schnell und schritt, nach einem letzten bekümmerten Blick auf seine Nichte, dem Schlosse zu; Donna Camilla Drago aber regte sich nicht. Sie hatte die Augen geschlossen; sie schien jetzt fast zu schlafen; eine Negerin nahm den Platz des Oheims ein, einen bunten Federfächer bewegend. Eine grüne Schlange wand sich aus den wunderlichen Wurzeln des Armleuchter-Pandangs hervor, sah auf die Schläferin und die lächelnde schwarze Sklavin, ringelte sich über den feinen Sand und verschwand in den breiten Blättern am Bache; noch schlugen die Whydafinken im Gebüsch, aber die Sonne sank dem Meere zu. Als der feurige Ball auf den Wassern lag, erhob sich ein forthallendes Getöse am Strande und in der Stadt; Schuß auf Schuß fiel vom Thurm Abreojos; die Lärmglocke des Schlosses setzte sich in Bewegung; erschreckt ließ die Negerin ihren Fächer sinken, erschreckt richtete sich Camilla Drago empor, ein Schwarm von Dienerinnen stürzte herbei und ihm folgte, schnelleren Schrittes als sonst mit ihrer Würde vereinbar schien, die Sennora Rosamunde Bracamonte die Hände erhebend und zusammenschlagend.

Bei allen Heiligen, was ist geschehen? — was geschieht? — was bedeutet dieser Lärm? rief die Nichte des Gouverneurs.

Man hat doch nirgends Ruhe vor ihnen! sprach die Sennora im höchsten Grade erzürnt. — Da möchte ja selbst die heilige Inquisition an der Gerechtigkeit Gottes — Er vergebe mir meine Sünden! — verzweifeln! Es ist nicht zu ertragen!

Die Ketzer! die Niederländer! die holländischen Rebellen! jammerten die spanischen Dienerinnen. — Sie kommen mit hundert Schiffen. Sie haben den Kapitän Giralto über das Meer in die Bucht gejagt! Die heilige Jungfrau schütze uns, man zählt ihrer tausend Segel von den Thürmen!

Das ist eine Fabel, ein thörichter Schrecken, sagte Camilla; aber die Duenna schüttelte den Kopf, der Lärm der Stadt Pavaosa wuchs von Augenblick zu Augenblick, die Lärmtrommeln der Besatzung rasselten auf den Wällen des Schlosses und Donna Camilla Drago eilte durch die Gänge des Gartens, ihren Oheim aufzusuchen, — die tropische Nacht brach schnell herein.

Der Kapitän Jose Giralto war in der That mit seiner Brigantine Corona de Aragon übel zugerichtet in den Hafen von Pavaosa eingelaufen; vierzig niederländische Segel hatte er von der großen Kanaria her im Nacken gehabt und war der Gefangenschaft oder dem Untergange nur durch mannigfache Wunder der Geschicklichkeit und des Seemannsglückes entgangen. Dem wildesten Aufruhr war die Stille der Stadt und des Schlosses gewichen; Verwirrung herrschte überall und stieg, je dunkler es wurde; mit Fackeln und Windlichtern lief man durcheinander, auf den Bastionen wurden die Geschütze in Bereitschaft gesetzt, die waffenfähigen Kolonisten fanden sich mit Schwert und Spieß und Luntenbüchse auf den Sammelplätzen ein, Reiter sprengten die Küste entlang und in's Land hinein, um die vereinzelt Wohnenden zu warnen; ein Gemurmel und verhaltenes Lachen lief durch das eingeborene schwarze Volk, welches ebenfalls seine Boten zu den Bergen, zu den freien Brüdern sandte. Vom Meere bis zu den höchsten Spitzen der Gebirge wurden von den Negerkriegern die Streitkeulen geschwungen, die Köcher mit Pfeilen gefüllt und die Sehnen der Bogen geprüft; — auf dem Thurme Abreojos faßte Don Franzisko Meneses die Hand seiner Nichte und sagte:

Mein Kind, mein Kind, ich wollte Du säßest in einem Kloster zu Madrid!

Das wollte ich nicht, Sennor, sprach Donna Camilla Drago. Ich bin die Tochter eines guten Kavaliers, ich bin Euer Blut; wenn ich vor jedem Wölkchen zittern wollte, so würde ich zwei edlen Häusern gar arge Schande machen. Beim heiligen Michael dem Erzengel, mein Oheim, wir wollen Gott danken für die Wolke, von deren Nahen uns der Kapitän Giralto Nachricht gebracht hat: es war doch recht heiß geworden auf Sankt Thomas. Vorwärts zu Land und See und — Spanien schließ dich!

Du bist ein gutes Kind, Camilla! sagte der Gouverneur; ich habe es ja immer gesagt, aber Vorwürfe macht sich der Mensch auch immer, zumal wenn solch' eine hübsche junge Dame für seine Grille büßen und leiden soll. Der Kapitän Giralto wird sich nicht verzählt haben, — vierzig Segel — wahrlich, es wird in der nächsten Zeit ein recht lebendiges Leben auf der Rhede und um die Wälle von Pavaosa sein!

Um so besser, sprach Donna Camilla. Da sind sie übrigens.

Sie deutete in die Nacht hinaus, in weiter Ferne flimmerten einige rothe Pünktchen, das waren die Laternen an den Masten der nahenden niederländischen Flotte.

Mit derselben Gravität, mit welcher Don Franzisko vor einem Jahr die Nichte an das Ufer geleitet hatte, führte er sie jetzt die steilen Stufen des Thurmes Abreojos hinab und übergab sie ihren Frauen. Er selber schritt zu den Bastionen am Strande, wo er sich von Neuem mit großer Ruhe und Umsicht den Vorbereitungen zur Vertheidigung seiner Statthalterschaft widmete. —

Ich bitte Euch, Sennor Giralto, wer ist denn der Erzbösewicht, der uns diese niederländischen Schlingel jetzt wieder einmal über den Hals führt? fragte die Sennora Rosamunde Bracamonte den Kapitän der Corona de Aragon unter dem Thore des Schlosses.

Es freut mich recht, Euch dienen zu können, Sennora, antwortete der Kapitän. Auf dem Oranien hat der Admiral van der Does seine gelbe Flagge aufgezogen. Ein tapferer Mann, Sennora; ein erfahrener, recht seekundiger Mann, nur ein wenig zu wohlbeleibt, zu schwer für ein Schiffsdeck. Bin ihm mehrmals nordostwärts vom Cap Finisterre begegnet, Sennora, — ein recht wohlbeleibter Herr!

Nun kenne ich ihn auch! rief die Dame sehr verwundert. Ich bin ihm ebenfalls einige Male begegnet, doch mehr auf dem festen Lande. Er kam während unserer Gefangenschaft bei den Heiden dann und wann in das Haus seines Bruders im Haag. Mein Gott, mein Gott, in welcher wunderlichen Welt leben wir doch!

Ich erlaube mir, Euch um Urlaub zu bitten, Sennora, sprach der Kapitän. Es ist immer angenehm, einen alten Bekannten wiederzufinden und es würde mich sehr freuen, wenn auch ich meinerseits den Herrn Admiral nach Kräften würdig empfangen dürfte, wenn er morgen an unsere Thür klopft.

Ich erlaube mir, Euch in meine Gebete einzuschließen, Sennor. Wer ist Euer Schutzheiliger?

Don Joseph von Arimathia, sprach der Kapitän, den Hut ein wenig lüftend.

Ich werde Euch seiner Aufmerksamkeit und Fürsorge dringendst empfehlen, Sennor Kapitän. Geruhsamste Nacht!

Mit zwei tiefen Verbeugungen nahmen die Beiden Abschied von einander. Die Sennora trippelte schneller als gewöhnlich durch die Corridore, ihrer jungen Herrin mitzutheilen, wer die niederländische Flotte führe; der Kapitän aber ging nicht zu Bett, sondern war die ganze Nacht sowohl am Strande als am Bord seiner Brigantine mit den Vorbereitungen zur Begrüßung des niederländischen Admirals sehr beschäftigt; der Gouverneur jagte ihn jedoch noch vor dem Morgengrauen mit seiner Brigantine wieder aus dem Hafen.

Ihr habt kein Recht, des Königs Schiff nutzlos

verbrennen oder in den Grund bohren zu lassen, Sennor Kapitän. Gehet nach dem Fluß Gebon.

Auch Donna Camilla Drago schlief nicht. Auf die tödtlichste Abspannung war die fieberhafteste Aufregung gefolgt; Donna Camilla erblickte auch von ihren Fenstern aus die Lichter der republikanischen Flotte auf der Meereshöhe, die langen Wogen des atlantischen Ozeans schlugen dumpf rauschend an Fels und Gemäuer zu Füßen der Jungfrau. Donna Camilla Drago schritt die ganze Nacht zu großer Belästigung der Sennora Rosamunde in dem Gemache auf und ab oder saß oder lehnte unruhvoll in der Fensternische und horchte den Wellen und dem Getöse der den Feind, den Todfeind erwartenden Bevölkerung der Stadt und des Schlosses Pavaosa.

IV.

Ein niederländischer Orlogszug.

In der Gruft des Eskorials, neben dem Vater, dem Kaiser Karl, schlief Don Philipp II. den letzten Schlaf. Die schweren Pforten waren hinter ihm zugefallen, der dröhnende Klang war verhallt in den Wölbungen; nichts störte mehr die Ruhe des Königs, nicht einmal der wilde triumphirende Schrei, der von der Schelde bis zur Ems die Ufer der Nordsee entlang und weit in's Land hinein durch das Volk lief, als ihm die Glocken der noch gefesselten Grenzstädte die große Nachricht verkündeten. Am 2. April des Jahres Neunundneunzig bereits schleuderten diese freien Provinzen dem neuen Manne, welcher sich noch immer ihren Herrscher nannte, ihren neuen Absagebrief in's Gesicht. Sie erließen an alle Nationen und Regierungen Europa's ein Manifest, in welchem sie ihnen allen Handelsverkehr zu Wasser und zu Lande mit der Krone Spanien, dem Erzherzog Albert und seiner Gemahlin und Mitregentin Clara Isabella Eugenia — verboten, und zu Wasser und Lande wagte nur der tapfere Christian IV., der König von Dänemark, dieses Schriftstück ad acta zu legen. Es waren wahrlich hochmögende Herren aus den Bettlern geworden seit dem Jahre Fünfzehnhundertsechsundsechzig!

Sie hämmerten und klopften auf ihren Werften Tag und Nacht, und der lebende König Philipp III. vernahm den Schall, den sein Vorgänger nicht mehr hören konnte. Sie drehten Seile und gossen Geschütze, sie schmiedeten Anker und Enterhaken, sie ersanden eine neue Steuer und musterten Mannschaft, und am 25. Mai Neunundneunzig liefen sie aus der Maas, dem neuen Könige von Spanien persönlich Glück zu seiner Thronbesteigung zu wünschen. Fünfundsiebzig große Schiffe und achttausend Mann Matrosen und Schiffssoldaten nahmen an diesem Gratulationsbesuche Theil; Admiral war in der That, wie der Kapitän Jose Giralto richtig erkundet hatte, Mynheer van der Does und als Contre-Admirale oder Schouts by Nacht hatte man ihm die Herren Jan Gerbrant und Cornelius Lensen gegeben. Als sie aber am 11. Juni vor Corunna anklopften, fanden sie die Thür verschlossen und die spanische Flotte unter den Geschützen der Festung wohl geborgen vor Anker. Nach einem hitzigen Angriff und einem heftigen, aber ebenfalls vergeblichen Bombardement hielt man einen Kriegsrath, in welchem man beschloß, vor Lissabon den Versuch nicht zu wiederholen, sondern einen Ueberfall der „glücklichen Inseln" zu wagen. Mit günstigem Winde langte man am 26. Juni auf der Höhe der großen Kanaria an und warf der Stadt Palma und der Festung Gratiosa so nahe als möglich Anker.

Jetzt mach' Deiner Mutter einmal eine rechte Freude und fang' ihr einen Affen mit eigener Hand, Georg, mein Junge, sagte der Admiral zu seinem Neffen, als er an Bord des Oranien den Fuß auf die Schiffstreppe setzte, um die Landungstruppen zu führen.

Die Treppe schwankte und knarrte unter dem Gewicht des riesenhaften Mannes, aber sie trug ihn. Mit einem lauten Jubelruf sprang ihm Georg van der Does nach in die Schaluppe und mit eben so wildem Geschrei folgten die Matrosen und Soldaten. Von allen Schiffen aus setzten sich die Boote unter dem Donner der Kanonen gegen den Strand in Bewegung; aber auch die große Kanaria eröffnete ihr Feuer gegen den nahenden Feind. Die Seichtigkeit des Wassers hinderte bald das weitere Vordringen, die Schaluppen geriethen auf den Sand und es fiel manch' guter niederländischer Mann unter einer spanischen Kugel.

Zeigt ihnen, daß die Frösche von Seeland und die friesischen Wasserratten ihre Kunst noch nicht verlernt haben! schrie der Admiral. Heraus aus den Waschbutten; was nicht schwimmt, muß krabbeln! Ein Vivat für die Herrn Generalstaaten!

Er sprang auch hier zuerst vom Bord und watete keuchend und schnaufend gegen das Ufer; eine Kugel streifte seine Schulter, aber er schüttelte sich nur und sagte: Pfui Teufel! Zuerst gelangten auf festen Boden Georg van der Does und Heinrich Leslerus, der Prädikant von Ysselmünde und Almosenierer der Flotte: der erste mit dem Schiffsmesser in der Faust, der andere mit der Bibel unter dem Arm. — Alle duivels! sagte der Eine; — o Herr gib Deinem Volke den Sieg! rief der Andere.

Und sie „krabbelten" ihnen nach und kamen ebenfalls zu Lande, Admiral und Schout by Nacht, Kapitäne, Steuermänner, seebefahrene Matrosen, Aufläufer und Jungen, Hellebardiere und Büchsenschützen aus Nord- und Süd-Holland, aus Friesland und Gelderland, aus Utrecht, Gröningen und Seeland. Sie trieben mit großer Macht das Inselvolk vor sich her und jagten es hinter seine Wälle. Sie nahmen das Kastell Gratiosa im ersten Anlauf mit Sturm und waren am Abend mit ihrem Tagewerk recht zufrieden. Als am dritten Morgen nach der Landung Mynheer van der Does den Fuß bereits auf die Sturmleiter gesetzt hatte, besann sich auch die Stadt Palma eines Bessern, schickte einen Trompeter und Parlamentär auf den Wall und öffnete nach kurzer Verhandlung ihre Thore. Die einziehenden Niederländer fanden freilich die Gassen ziemlich menschenleer, denn der größte Theil der Bevölkerung hatte sich mit Kind und Kegel in die Berge geflüchtet, aber man machte dessenungeachtet eine gute

Beute und hatte zudem das Vergnügen auf den Bauhöfen, den Werften in den Gefängnissen einer großen Zahl Landesgenossen die Ketten abzunehmen. Mynheer van der Does verstand's, einen guten Kehraus zu machen; selbst die Glocken der Kirchen und Klöster erschienen ihm des Mitnehmens werth und er machte sich kein Gewissen daraus, sie auf seine Schiffe bringen zu lassen. Am ersten Julius hielt Henricus Lesterus vor versammeltem Heer sehr gerührt die Dankpredigt für alles genossene und gefundene Gute, worauf man, um das Werk zu krönen, die Stadt Palma an allen vier Ecken in Brand steckte und sämmtliche Kastelle unter ungeheurem Jubel in die Luft sprengte. Nachher segelte man heiter und mit dem leichtesten Gewissen gen Gomera, allwo der «opperkerkvoogd» und Prädikant von Yſſelmünde, Mynheer Henricus Lesterus Gelegenheit fand, seine Predigt zu wiederholen, und wo die Säcke so voll wurden, daß der Admiral den Schout by Nacht Jan Gerbrant mit fünfunddreißig schwerbeladenen Schiffen nach dem Texel zurückschicken mußte, um den Plunder in Sicherheit zu bringen. Der Kapitän Jose Giralto sah vom Stern seiner Brigantine auf der Meereshöhe den Rauch der angezündeten Kolonieen und die Trennung der niederländischen Flotte; er sah aber auch den „Oranien" mit der gelben Admiralsflagge wiederum das Bugspriet gegen Südwest drehen und verlor, wie wir bereits wissen, die niederländische Armada bis auf die Höhe von Sankt Thomas kaum aus dem Gesicht, hatte auch, wie wir bereits wissen, mehrfach Gelegenheit, Kugeln mit ihr zu wechseln.

Der Prädikant von Yſſelmünde, Herr Heinrich Lesterus, ging nicht mit dem Schout by Nacht nach Holland zurück. Außerdem, daß er so schöne Dank- und Siegespredigten halten konnte, hielt er auch ein Tagebuch und verzeichnete darin Mancherlei, was der Admiral nicht werth hielt, es seinem Log einzuverleiben.

Die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um die Wunder, die er an den Menschenkindern thut, die mit Schiffen auf dem Meer fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern! sprach er mit dem Psalmisten und passirte mit Erstaunen und Kopfschütteln das „Dunkelmeer", das Staubgewölk, in welches der Wind der Sahara die See um die Inseln des grünen Vorgebirges hüllen kann. Sehr in Verwunderung setzten auch die fliegenden Fische den ehrwürdigen Herrn und recht kurioser Art waren die Bemerkungen, welche er über sie zu Papiere brachte. Mynheer van der Does ließ ihm zu seinem besondern Vergnügen einen Haifisch fangen und gab ihm somit Anlaß, das gefräßige Ungeheuer zum passenden Texte seiner nächsten Sonntagsrede zu machen und allerlei fromme Betrachtungen über den Antichrist, den nichts ahnenden Papst Innocenz IX., den guten Sultan Murad III. und den König Don Philipp III. daran zu knüpfen. Er versuchte es, den Neffen des Admirals zu einem aufmerksamen eifrigen Theilnehmer an seinen nautischen, geographischen, naturhistorischen, philosophischen und theologischen Observationen und Studien zu machen, aber Georg van der Does täuschte die Erwartungen des trefflichen Mannes in Betreff seiner Willigkeit und Theilnahme auf das Schändlichste. Georg van der Does hatte ein bedeutend größeres Interesse an der immerfort den niederländischen Enterhaken und Karthaunenkugeln entwischenden Brigantine des Kapitäns Jose Giralto als an dem tiefsinnigsten Hypothesen und scharfsinnigsten Auseinandersetzungen des Prädikanten von Yſſelmünde, Henricus Lesterus. Ueberdieß wußte Georg van der Does aus den Munde der Gefangenen von der großen Kanaria und Gomera wer Gouverneur auf Sankt Thomas, dem jetzigen Ziel des Seezuges, sei und dachte häufiger, als man von ihm hätte erwarten sollen, an die Möglichkeit, eine alte Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. —

Man fuhr an den Inseln am Kap Verde vorüber, ohne anzulegen und das Spiel von den Kanarien zu wiederholen; es galt jetzt, mit möglichster Schnelligkeit die Küsten von Brasilien zu erreichen, auf der Guineainsel wollte man nur frisches Wasser einnehmen und weder Admiral noch Contre-Admiral hatten eine Ahnung von dem, was das Schicksal beschlossen haben könne.

Land, Land! Land ahoi!

Einen Augenblick später versank das ferne blaue Wölkchen, das Gebirge von Sankt Thomas, in die tropische Nacht.

(Schluß folgt.)



Zur Handeck.

(Mit einer Abbildung in Buntdruck.)

Sollten diese Alpen nicht die untersten Stufen einer in Trümmer gefallenen Riesentreppe sein, auf welcher in alten Zeiten ein untergegangenes Götter- oder Gigantengeschlecht zwischen Himmel und Erde verkehrte, während wir nachgeborenen Zwerge mühsam darauf herumklettern?

Ihre Hypothese, meine Gnädige, dürfte bei den Poeten mehr Anklang finden als bei den Geologen, entgegnete ich. Ist etwas Wahres daran, so müssen Ihre Himmlischen, welche ohne Beschwerden diese Treppe benützten, sehr lange Beine gehabt haben.

Letzterer Behauptung war nicht leicht zu widersprechen. Wir waren bald seit sechs Stunden unterwegs und hatten während dieser Zeit nicht ganz zwei Stufen erklommen.

Es ist zu melden, daß wir früh sechs Uhr vom Hotel Reichenbach bei Meiringen aufgebrochen waren — eine kleine Gesellschaft munterer Alpentouristen zum Theil hoch



zu Roß, zum Theil als rüstige Fußgänger mit dem unentbehrlichen Bergstock bewaffnet — unter der kundigen Leitung des wackern Führers Johannes Rieder. In Meiringen hatten wir jenen Gigantenstiegentritt verlassen, auf welchem noch Obstbäume vorkommen, in Guttanen die Stufe betreten, wo die letzten Kartoffeln und Halmfrüchte gebaut und jene jungen Geistlichen als Vikare angestellt werden, welche den Zorn der obersten Kirchenbehörde in Bern auf sich geladen haben. Nun standen wir im Begriff, jenen Treppenabsatz zu erklimmen, wo der Tannenwald aufhört und das Reich der Legföhren und Alpenrosen beginnt. Tief zu unsern Füßen stürmte die Aar in jugendlichem Uebermuth über ihr steiniges Bett, hoch ob unsern Häuptern wölbte sich der tiefblaue Himmel, über die dunkeln Tannenwipfel ragten zu beiden Seiten die weißen Schneehörner, rechts die Spitzen des Ritzlihorns, des Schneehorns und des Zinkenstocks, links jene des Gelmerhorns und des Galenstocks. Ein erfrischender Eishauch wehte uns vom Aargletscher her entgegen und kühlte wohlthätig unsere heißen Stirnen. Aus der Ferne ließ sich ein dumpfes Geräusch vernehmen.

Hören Sie das Grollen der Berggeister in der Tiefe? Es tönt aus den Gletscherspalten hervor, uns alpenkletternde Menschenkinder vor allzuverwegenem Vorwitz zu warnen.

Mir scheint es das Rollen eines Eisenbahnzuges zu sein, erwiderte ich der schönen Sprecherin. Es ist eine ahnungsvolle Vorbedeutung der Grimselbahn, welche die Berner durch diese Gegenden zu bauen gedenken, um dem hôtel des Neuchatelois auf dem Aargletscher mehr Kundschaft zuzuführen.

Rieder, unser kundiger Führer, wackelte bedeutungsvoll mit dem Kopf und lachte pfiffig auf den Stockzähnen. Wir würden es bald erfahren, meinte er, was das Rauschen und Tosen zu bedeuten habe.

Plötzlich hielt er die Saumthiere an, hieß die Reiterinnen absteigen, half ihnen galant über eine Barrikade von dürren Tannen, welche zu unserer Linken einen schmalen Fußpfad absperrt, und nun gings abwärts in die dunkle Schlucht, in deren Tiefe die Aar zu Thale schoß. Immer lauter wurde das Donnern und Tosen. Schweigsam schritten wir hinter einander her, auf unsere Füße schauend, um auf den glatten Steinen und dem feuchten Moos nicht auszugleiten.

Bald standen wir in der Tiefe.

Jetzt aufgeschaut!

Das war in Wahrheit ein pompöser und überraschender Anblick. Gleichsam als käme sie aus den geöffneten Schleußen des Himmels, sahen wir über unsern Häuptern eine gewaltige Wassermasse herunterstürzen und erst kirchthurmsdick in einer einzigen Säule, dann — an den Felsen zerschellend — in lauter Staub und Schaum aufgelöst mit markerschütterndem Getöse in die Tiefe fahren .... Vom mächtigen Luftdruck bogen die Tannen ihre Wipfel; wie vor einer Windsbraut beugte sich das Gesträuch rings umher. Durchsichtige Wolken von Wasserstaub zogen thalwärts an uns vorbei und netzten unsere erhitzten Gesichter.

Handeck! rief mir Johannes Rieder in's Ohr.

Der Eindruck des Naturschauspiels war ein so überwältigender, daß unsere ganze Karawane stumm und regungslos dastand, sich vom wehenden Wasserstaub bethauen lassend. Als der erste Schreck überstanden, versuchten die Dämchen freilich das Sicherheitsventil ihrer gespannten Empfindungen spielen zu lassen. Aber dießmal bewegten sich die behenden Zünglein umsonst zwischen den bewußten Perlenreihen; ungehört verhallte die menschliche Stimme im gewaltigen Tosen der niederstürzenden Fluth. Erst als wir wieder oben am Rande der Schlucht standen, fand unsere Bewunderung Worte. Johannes wackelte wieder auf seine besondere bedeutungsvolle Weise mit dem Kopf, half den Berittenen zu Pferd und wenige Minuten später standen wir vor dem Handeckgasthaus.

Nachdem wir uns ein wohlverdientes Gabelfrühstück bestellt, meinte Johannes, wir könnten uns während der Bereitung desselben einmal den Handeckfall anschauen.

Den haben wir ja soeben gesehen! riefen die Phlegmatischen und die Hungrigen. Der Führer schüttelte verneinend sein Haupt und winkte uns, ihm zu folgen.

Der Pfad schlang sich zwischen zertrümmerten flechtenbewachsenen Granitblöcken, zwischen kriechenden Legföhren und blühendem Rhododendrengesträuch und führte an den Rand einer tannenbewachsenen Schlucht. In der Schlucht gediehen noch üppig die Lärchen und Fichten mit den langen flatternden weißlichgrünen Moosbärten. Oben hatten wir bereits die Hochalpenregion betreten, wo der schwere Winterschnee und der Wettkampf der Stürme nur selten mehr einen aufrechten Baumstamm aufkommen läßt. Aus der dunkeln Gruft tönte uns wieder das wohlbekannte Brausen und Tosen näher und näher entgegen, und entstiegen derselben leichte weiße Nebel, die vom Winde entführt bald im dunkelblauen Aether sich auflösten.

Eine natürliche Felsenaltane, eine schmale, keck über den Abgrund gewölbte Brücke und wir waren zur Stelle. Unter uns brüllte und schäumte nun der Wassersturz, den wir eben von der Tiefe aus gesehen hatten.

Jählings und senkrecht stürzt sich hier die **Aar** in den dritthalbhundert Fuß tiefen Schlund. Bis zur Hälfte der Tiefe bleibt der Strom eine einzige unzertheilte graugrünliche Masse; dort berührt er den Felsen und wird urplötzlich zum schäumenden Gischt. Von der linken Seite her schießt der **Erlenbach** als silberweißer Wasserstrahl in die nämliche Kluft und vereinigt im Sprunge seine Fluth mit dem Wasser der Aar. Aber über der Tiefe schweben und tanzen den rhythmischen Reigen die Wassernixen in ihren regenbogenfarbigen Gewändern — in anmuthiger Hebung und Senkung, bald zur Rechten bald zur Linken sich neigend, verlockend die Menschenkinder, die am Rande der Tiefe stehen, mit ihnen hinunterzusteigen in den dunkelgrünen, kühlen, feuchten Schlund. Aber oben am tiefblauen Firmament hält die goldene Sonne Wache, damit die Nixen kein Unheil anrichten. Und solltest du dich dennoch verlocken lassen, unvorsichtiger Sterblicher, so steht der wackere Johannes Rieder neben dir und hält dich fest auf der schwankenden zitternden Granitaltane.

Nach ein Uhr Mittags sind sie alle verschwunden, die Siebenfarbigen, und haben die tausend funkelnden Diamanten mitgenommen, die an den Alpenrosensträuchern hingen oder sich in das faltige Blatt des Thaumantels gebettet hatten. Die Sonne ruht dann eine Weile auf

dem blanken Schneebett des Zinkenstocks und wendet sich dann nach Westen, zu sehen, was in Grindelwald, im Thal von Lauterbrunnen und im nußbaumbeschatteten „Bödeli" für sie zu schaffen sei....

Meine Herrschaften! Die Forellen sind in der Pfanne, die Cotelettes auf dem Rost, die Kartoffeln geschmort. Diese einfache Alpenkost nebst einer Flasche Gletscherweins aus dem Wallis wird unsere Lebensgeister wiederum restauriren und sie fähig machen, das von urweltlichem Gletschereis polirte Granitpflaster der „hellen Platte" und der „bösen Seite" ohne Unfall zu überschreiten und heute noch rechtzeitig im Grimselhospiz einzutreffen.

Alfred Hartmann.



Der Auferstandene.

Erzählung von Ludwig Habicht.

Vor Kurzem in die Heimat zurückgekehrt, suchte ich eines Tages die Spielplätze der Kindheit auf, die, so recht im Freien, fern der Stadt, bekundeten, wie halb unbewußt das Kind in die immer offenen Arme der Natur entläuft. Die Welt unserer Erinnerungen wird bei solchem Wiedersehen farbiger, mannigfacher. Es blühte darin so Vieles auf, ging so Vieles unter, aber an diesen Stellen liegt doch ein eigener Zauber; uns dünkt, als hätte damals uns doch das reinste Glück umfangen. Besonders lieb war mir und meinen Spielgenossen ein Graben, der die Frühjahrsgewässer der umliegenden Felder in den nahen Fluß leitete. Dorthin lenkte ich die Schritte.

Der Graben zieht sich an einem waldbewachsenen Berge hin; damals — ich will nicht zurückreflektiren und frühere Tage mit angedichteten Empfindungen vergolden — ergriff uns nicht die romantische Lage des Berges, von dem aus die ganze Stadt sich wie ein Panorama ausbreitet und gewiß einen freundlichen Anblick bietet, auch nicht das Säuseln und Rauschen des Waldes, der Eichendorf'sche stille Wiesengrund: er war uns damals nur deßhalb lieb und werth, weil er uns Holz zu unseren Mühlen lieferte, die wir mit emsiger Geschäftigkeit in unserm Graben anlegten.

Ein stämmiger, robuster Knabe, Heinrich Wallroth, den wir wegen seiner schwarzen Haare gewöhnlich „Schwarzroth" nannten, that sich darin besonders hervor, machte die gangbarsten Mühlen und beanspruchte daher auch das Recht, die Obermühle allein zu haben, was oft zu argen Streitigkeiten führte, wenn er uns durch „Schützen" das untere Mahlwasser abzuschneiden suchte. An ihn mußt' ich denken, und in die Sehnsucht nach der Kinderzeit mischte sich noch ein anderes Gefühl: die Wehmuth um den fehlenden Freund. Wir konnten traulich Hand in Hand diese goldenen Tage nicht mehr zurückträumen. Er war todt. —

Ein Jugendfreund ist ein unendlicher Schatz; finden wir ihn nach langem Lebensirren wieder, dann quillt doppelt frisch und melodisch die Erinnerung früherer Tage aus dem Herzen. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes ist ein lieblicher Schluß des Lebensmärchens; es dünkt uns dann Alles, was da kam, so harmonisch, so ineinanderschließend, weil wir an einem Herzen ruhen, das uns das reinste Verständniß unseres vergangenen Lebens gewähren kann.

Mein Genuß der Erinnerungen hatte eine Lücke durch das Hinscheiden des Freundes. Aus der Schule war er durch unseres Rektors Empfehlung, weil er schon früh eine große Neigung für die Naturwissenschaft gezeigt, als Pharmazeut in eine Apotheke eingetreten. Es war ihm sogar gelungen, nachträglich noch die Universität zu beziehen und das für Apotheker erforderliche Studienjahr durchzumachen. Er soll sein Examen glänzend bestanden haben, da erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß er, wahrscheinlich an unvorsichtigem Einathmen von Gift, gestorben sei. Ich sah damals die Mutter wankend, gebrochen zum Begräbniß ihres Sohnes reisen. Mehr erfuhr ich nichts mehr.

So in Gedanken versunken, wanderte ich der Stadt zu. Da kommt mir ein einsamer Waller entgegen. Ich blickte auf — und — waren es die Gedanken an den gestorbenen Freund, die mich allzulebhaft beschäftigt hatten, oder war es ein Spiel der Natur, ich mußte, von der Aehnlichkeit des Fremden mit dem Gestorbenen frappirt, einen Augenblick stehen bleiben. Dieselben dunkel blitzenden Augen, die glatte Stirn und römische Nase, ja selbst der Gang erinnerte mich an meinen Freund. Nur das Haar des Fremden hing schlicht und schlehweiß um die Stirn, während sonst das braune Gesicht des Freundes ein glänzend schwarzes Haar umrahmte.

Der Fremde blickte ebenfalls auf und lag plötzlich mit einem Ausruf der Freude mir in den Armen. — Rudolf! Rudolf! erkennst Du mich denn nicht, oder willst Du mich nicht erkennen? Ich bin ja Wallroth — Heinrich Wallroth!... Ich wich unwillkürlich, von dem Spotte oder dem Blödsinn des Fremden peinlich berührt, zurück: Wallroth ist todt — mein Herr — aber wer sind Sie? — ich finde —

Der Fremde schien betroffen, ließ die Arme sinken, strich dann die Haare von seiner Stirn zurück und sagte: Kennst Du die Schmarre nicht, die ich von unserem Mühlenbau da erhielt? Auch Du willst mich nicht kennen? Ich fühl' es wohl, wer einmal eingesargt war, der darf nicht leben!

Freund, ist es möglich, Du lebst? — Jetzt war es an mir, ihm meine Arme zu öffnen.

So schauderst Du nicht vor mir zurück? sagte er weich und rührend; Du alter Getreuer, und ich kann meinen Schmerz endlich an einer empfindenden Brust ausweinen!

Aber sage mir nur, wie bist Du vom Tode erstanden? wie ist es möglich? daß — rief ich aus, nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte.

Alles sollst Du wissen! unterbrach mich der Freund. Laß uns nur wieder in's Freie wandern — nur nicht in die Stadt! Dort fühl' ich mich wie noch einmal begraben. Ich bin dem Tode entronnen und nur an diesem weißen Haar hat er mich gezeichnet.

Du weißt, so erzählte nun der Freund, daß ich von der Schule sofort in jene Apotheke kam. Ich lernte gut und gewann mir das Vertrauen des Prinzipals und, was mich unendlich mehr beglückte, die Liebe seiner Tochter. Was soll ich von diesen Tagen erzählen? Ich darf nicht an das Glück jener Stunden denken, denn es liegt zertrümmert... Eines Abends — ich hatte vor Kurzem erst mein Examen als Apotheker abgelegt — saß ich an der Seite meiner jungen Braut; wir malten uns ein zauberisches Stillleben aus; sie sang mir mit ihrer schmelzenden Stimme eines ihrer hübschen Lieder zum Klavier. Da traf es plötzlich meine Brust wie ein vernichtender kalter Schlag, der sich in starken Wellen über den übrigen Körper breitete und ihn völlig lähmte. Die Sprache versagte mir, eine Todeserstarrung folgte. Nur verworren sind die Bilder, die mir aus diesem Zustande geblieben. Ich fühlte nur noch die warme, helfen wollende Hand meiner Geliebten, die übrige Welt war mir verschleiert.

Ich hatte nur ein halbes Bewußtsein... Man hielt mich für todt. Meine Braut wich nicht von meinem Lager — ich sah wie aus weiter Ferne ihr in Thränen gebadetes Antlitz, fühlte ihren brennenden Kuß, ihre Thränen auf meinen Lippen. Ich hätte aufschreien mögen und doch lag ich in Todesbanden gefesselt und mein Wille machte die wie mit Blei erfüllten Adern nicht flüssig.

Wallroth schwieg einen Augenblick und starrte düster vor sich hin. Dann fuhr er mit schmerzlich zuckenden Lippen fort: Glaube mir, Freund, das Leben ist kein Traum, denn der Tod, dieser Schlußstein desselben, ist eine rauhe, fürchterliche Wirklichkeit! Es heißt den Tod leben, dieß bewußte Gelähmtsein des Körpers, dieß vergebliche Ringen aus den eisernen Armen der Erstarrung. Ich fühlte, ein einziges Zucken der Lippe würde den Zauber lösen, mich wieder dem lichten Tag des Lebens zurückgeben und den blauenden Himmel in den Augen meiner Geliebten finden lassen, und doch vermochte ich nichts über meinen Körper. Sollte nun meine Braut sich nicht völlig aufreiben, dann mußte man mich schleunigst aus dem Hause und in eine Todtenstube am Kirchhofe schaffen. Dank dieser Einrichtung wurde ich nicht lebendig begraben, wenn auch meine Hoffnungen, mein reinstes Lebensglück seit diesem Augenblick für immer eingesargt worden... Noch jetzt erbebt mein Inneres, wenn ich denke, daß mein Schicksal, lebendig begraben zu werden, an einem Haare hing; denn wir kennen noch nicht genau genug die Scheidelinie zwischen Tod und Leben; es ist ein eigenthümliches Spiel beider dunkeln Mächte... Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Für mich gab es keine Zeit; jede Minute dehnte sich zu Ewigkeiten aus. Mir war's, als ob meine Seele bereits vom Körper getrennt und einer Welt entrückt sei, die nur noch mittelbar die Eindrücke der Seele an den Körper bannt. Nur weil unser Träumen und Denken sich nie des Leibes ganz entäußern kann, leben wir fort... Endlich, endlich fühlte ich ein schwaches Rieseln durch meinen Körper, wie das eines Herbstnebels, der in einzelnen Tropfen geräuschlos zur Erde sinkt. Die Fessel sprang, eine leise zuckende Bewegung führte den Wärter herbei, ich war gerettet. Noch wurde mir damals diese Seligkeit des neukommenden Lebens nicht vollbewußt; aber jetzt, wenn ich wieder warme, linde Luft athme, wenn mein Auge das Sonnenlicht trinkt, wenn ich das Blut in mir rollen und wogen fühle, da tritt mir erst das ganze volle Glück des Lebens, des irdischen Athmens und Seins vor die Seele. Wir müssen krank gewesen, gestorben sein, um das Glück zu fühlen, das mit jedem Athemzug unsere Seele umspielt. Und für das Leben, für den Genuß des irdischen Seins bin ich ein Millionär geworden, denn ich habe den Werth jener kostbaren Perlen, die aus dem dunkeln Meere der Zeit heraufauchen und die man „Stunden" nennt, als göttlich Geschenk kennen gelernt; aber ich bin doch ein Bettler, denn ich verlor — ein Herz. —

Mein Freund bebte. Ich mußte ihm Ruhe gönnen, bis er die Kraft besaß fortzufahren.

Ich genas unerwartet rasch. Als mich mein Schwiegervater besuchte, fragte ich sogleich nach Wanda und ob sie bereits von meiner wunderbaren Auferstehung wisse? Er bejahte es. — O wie glücklich wird sie sein! rief ich aus. Es ist ja so schön, wenn eine Braut selbst aus den Armen des Todes ihren Bräutigam zurückerhält.

In dem Freudenrausche des wiedergewonnenen Lebens bemerkte ich nicht die Verlegenheit des alten gutmüthigen Mannes. — Dann darf ich auch zu ihr eilen und sie an mein wieder schlagendes und noch heftiger schlagendes Herz drücken, fuhr ich hastig fort. — Lassen Sie ihr Zeit, beschwichtigte der Vater. Seit Ihrem vermeintlichen Tode ist Wanda's Seele förmlich dieser Erde entwurzelt; sie sucht Sie da drüben und muß erst langsam zur Ruhe kommen.

Gerade diese Nachricht bewies mir, wie tief und innig mich dieß edle zarte Wesen liebte und eine unendliche Sehnsucht nach ihr erfaßte mich. Das mir wieder geschenkte Leben hatte nur deßhalb für mich Werth, weil ich nun von meiner Braut all ihre Seelenschmerzen nehmen konnte. Trotz den Abmahnungen meines Schwiegervaters beschloß ich, Wanda aufzusuchen. Ich fand sie allein am Fenster sitzend, das Klavier war vor ihr aufgeschlagen. — Ihren Liedern hatte ich so oft und gern gelauscht, unsere reinsten, schönsten Stunden waren die, in denen die Musik auf ihren Melodieen uns zu fernen Zielen trug. Mein Bild mochte ihr an der Seele vorüberziehen, die Musik hatte sie in ihre Geisterwelt aufgenommen, und als sie

aufblickte und mich sah, bebte sie, wie von unsichtbaren Mächten geschüttelt, zusammen. Sie vermochte sich nicht zu erheben und streckte förmlich abwehrend ihre Hände aus. Ich hatte geglaubt, sie würde mir mit seligem Lächeln in die Arme eilen, aber sie zeigte ein mir unerklärliches Entsetzen. — Wanda, sagte ich mit bebender Stimme, warum erschrickst Du noch vor mir? Hat Dir Dein Vater nicht gesagt, daß ich glücklich dem Tode entronnen?

Man sagte mir davon, entgegnete sie tonlos und wagte nicht aufzublicken; aber ich Unselige wollte nicht daran glauben, konnte nicht daran glauben, fuhr sie mit eigenthümlicher Schwärmerei fort. Ich habe mich in eine andere überirdische Welt gelebt und jede Faser meines Herzens hat sich losgerissen von dem Leben, um ganz Dein, ewig Dein zu sein und meine Seele findet den Weg zum alten Glück nicht mehr zurück.

Geliebte! entgegnete ich erschreckend, wir wollen leben, ich will das neue Geschenk mit neuem Muthe genießen, sei wieder mein — mein Alles!... Ich wollte liebevoll auf sie zueilen; sie wandte sich, ich sah es, schaudernd von dem aus dem Grabe Erstandenen ab, sie fiel fast in Ohnmacht. Als sie sich erholt hatte, sah ich wohl, das geheime Grauen vor Einem, der schon einmal gestorben, für immer geschieden war, konnte sie trotz inneren Seelenkämpfen nicht überwinden. Ich fühlte, das Band war zerrissen. O mein Gott, wie hab' ich gelitten!... Mein Erscheinen unter den Lebenden war selbst dem einzigen Wesen, das mich wahrhaft und innig geliebt hatte, grauenhaft! — Eine Scheidewand unnennbarer Stimmungen hatte sich zwischen uns gelegt... Ich reiste ab mit einem Herzen, das trotz aller neugewonnenen Lebenskraft sich nun erst recht nach dem Tode sehnte, der kalt und furchtbar mich angeweht. Das Leben, die Liebe, alles, alles, ich selbst erschien mir eine fürchterliche Lüge.

Der Freund weinte in meinen Armen.

Wie lange irrst Du seitdem in der Fremde? fragte ich, meiner Thränen kaum noch Herr.

Beinahe ein Jahr, war seine Antwort.

So laß uns noch einmal hin zu Wanda, noch einmal die Frage an ihr Herz richten! sagte ich herzlich, dem Freunde Muth zusprechend. Wallroth schüttelte wehmüthig verneinend das Haupt.

Du kennst noch nicht diesen Wunderbalsam der Zeit, wenn Du nicht fühlst, daß sich auch die aufgeregten Wellen des Gemüths Deiner Braut legen können, tröstete ich. Laß uns hinwandern, lauschen auf den ersten Sonnenstrahl, der nach dieser Grabesnacht von Neuem heraufflammt. Und er kommt sicher, wie die Sonne wandellos ihre Bahnen geht. Komm, komm mein Freund!

Nach manchem Hin- und Widerreden willigte Wallroth in meinen Vorschlag. Wir reisten in einigen Tagen ab nach dem Wohnorte seiner Braut... Wir fanden sie gefährlich erkrankt. Dem Freunde ihres einst so theuren Heinrich öffnete sich die Thür. Ich fand eine zarte, gebrochene Frauengestalt. Auf ihrem Antlitz lag ein tiefer Hauch der Schwermuth. Sie streckte mir eine feine, seelische Hand entgegen und sprach: Bringen Sie Heinrich? Ich sehne mich, ihm noch einmal in's Auge zu schauen; ich habe viel gegen ihn verschuldet.

Ich eilte, den Freund zu holen. Welch ein Wiedersehen! Wanda's Seele schien sich neu zu beleben; sie richtete sich im Bett auf. Ein warmer Händedruck versöhnte, was ein unnennbares Etwas der menschlichen Seele verbrochen.

Ich habe Dir wehe gethan, sprach sie mit erhöhter Stimme, als ich vor Dir zurückschreckte; das Schicksal hat sich an mir gerächt. Der Tod, der mir in seinem Schein so fürchterlich gewesen, spann sich leise in mein Herz. Er ist nicht so schaurig, ich selbst blicke ihm jetzt ruhig in's Auge. Weil ich den Tod so verabscheut, den himmlischen Tod, mußte ich ihn lieben lernen. Ach, Heinrich, unser Leben ist das Blühen zum Tode! Langsam keimt die Blume aus uns empor, aber immer höher, immer mächtiger entfaltet sie sich, und wenn sie eben ihren Kelch erschließt und ihren ganzen Duft und Schmelz aufthut, dann entrücken uns unsichtbare Hände dieser Welt. Heinrich! Du fandest den Weg zum Leben wieder; ich hätte Dich als eine Gottesoffenbarung bewundern, Dich verehren sollen, und schreckte vor Dir zurück. Vergib, vergib! Dir küßte er nur leise die Lippen, der freundliche Genius, und Deine Liebe für mich entwand sich ihm, mir aber legte er die vernichtende Hand auf das Herz, ich muß ihm folgen, auf immer.

Wir widersprachen. Der Vater tröstete. Nein, nein, Du darfst nicht sterben! rief der Freund mit thränenerstickter Stimme.

Doch, doch! sagte sie mit seltsam verklärtem Lächeln. Sie sank vor Schwäche und Erschöpfung zurück. — Küsse mich, hauchte sie hervor. Das ist der Tod — leb' wohl! — Sie schloß die schönen träumerischen Augen, um sie nie wieder zu öffnen.

Erst nach einer längern Trauer kehrte der Freund in's volle Leben zurück. Er blickte zwar voll Wehmuth auf die Vergangenheit, voll Schmerz auf die dahingegangene Geliebte; aber das Wunder seiner Rettung war von der Hand eines gütigen, in unerforschliche Räthsel sich hüllenden Geschicks erst jetzt ganz vollzogen. —

Wanda's Unvermögen, den vom Tode erstandenen Freund wieder mit alter Liebe umfangen zu können, beruht auf einem seltsamen Geheimniß der Natur und des Herzens.





Krüll & Michael sc.

Der treffliche Schüler.
Originalzeichnung von C. Böker.

Unsere Feiertage.

I. Jultage. (Weihnachten.)

Von Dr. Rudolf Roß.

1.

Die deutsche Weihnacht mit ihren weithinstrahlenden Lichterbäumen, ihrem Flittergold, ihren Gaben und ihren seltsamen Gebäcken ist echt volksthümlich und nicht erst ein von Außen überkommenes fremdes Fest, sie ist ein Rest des Heidenthums unserer Urväter, denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß unsere Vorfahren in der Zeit des Mittwinters, gerade so wie im Mittsommer, ein großes Fest feierten, welches — vielleicht nach der Zahl ihrer Götter — zwölf Nächte dauerte und seinen Ursprung in der Periode hatte, wo die Naturmächte als segnende Gewalten und namentlich die Sonne göttlich verehrt wurden und wobei man angenommen zu haben scheint, daß die Sonne, welche gegen das Ende des Dezembers am tiefsten steht, sich alsdann verjünge. Das Fest hieß, weil man sich die Sonne unter dem Bilde eines Rades vorstellte, von dem alten Worte Jul, Rad: Julfest. — Von all den Gebräuchen des Naturdienstes der Urzeit nun haben sich zahlreiche Spuren erhalten und sie eben sind es, in denen die Eigenthümlichkeit der deutschen Weihnachtsfeier besteht. Da das Christenthum das Heidenthum zwar zu besiegen, aber nicht zu vertilgen vermochte, so hat es seine Götter in Gespenster, seine frommen Bräuche in Possen verwandelt. Immer aber brach der altheidnische Jubel, als ob er dem Volke im Blute läge, durch die Freude über das Geburtsfest des Weltheilands wieder hindurch, und so erklingt es noch heutigen Tages in seltsam geheimnißvollen Akkorden, wenn man sich im Allgemeinen auch über seine eigentliche Natur nicht Rechenschaft geben kann.

Ganz wie einst nennt der Volksmund die festliche Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar die „heiligen zwölf Nächte" und läßt der Aberglaube in dieser Periode übermenschliche Wesen durch das Land wandeln. Wie einst Wodan, der Himmelsgott mit dem Sonnenauge, auf seinem weißen Rosse seine Verehrer heimsuchte, ihre Gebete und Opfer entgegennahm und ihren Saaten Gedeihen schenkte, so zieht jetzt in Sachsen der Knecht Ruprecht, in Schwaben der Pelzmärte oder Schanteklas, in Oesterreich der Wauwau, in Thüringen der Nikolaus, in der Mark der Schimmelreiter von Haus zu Haus, um mit den Kindern zu verfahren, wie einst mit den Erwachsenen. Ueberall hört er Gebete an, überall verleiht er Gaben. Auch den Erwachsenen ist er noch sichtbar in dem wüthenden Heere, welches ohne Zweifel eine Erinnerung an den Umzug des Gottes mit den nach Walhalla aufgenommenen Helden ist, in Schwaben sogar Wurtas Heer genannt wird, wenn es recht braust, ein fruchtbares Jahr bedeutet und vorzüglich in den Nächten der Weihnachtszeit sich vernehmen läßt. In andern Gauen geht die Sage, daß in der letzten der zwölf Nächte Frau Holle oder Perchta durch die Gefilde zieht. In der einen Gegend sieht sie nach, ob die Rocken abgesponnen sind, in der andern beschenkt oder schreckt sie die Kinder wie Ruprecht und Nikolaus und wieder in andern schreitet sie einer Schaar von Kinderseelen voran, welche einen Pflug ziehen und in Krügen die Thränen tragen, welche um sie vergossen worden sind.

In der Zeit von Weihnachten bis zum 6. Januar ist der Aberglauben jeglicher Art stark vertreten. Da gibt es überall Gespenster, feurige Drachen und Hunde, weiße Frauen u. a. m. Vor allen aber zeigt die Mitternacht vor dem Christtage Wunder in Menge. Denn in ihr werden auf eine Minute alle Wasser zu Wein, in ihr thut die Sonne zwei Freudensprünge, in ihr unterhalten sich die Pferde in den Ställen über die Zukunft. Ja in ihr kann man sich in Schwaben den so äußerst wunderbaren Farrnsamen verschaffen, welcher unsichtbar, bei allen Menschen beliebt und überaus stark macht. Wer nach seinem Besitze trachtet, darf vier Wochen vor Weihnachten weder ein Gebet verrichten, noch eine Kirche besuchen. Dann muß er in der Christnacht auf einen Kreuzweg treten, über welchem schon Leichen zum Friedhof geführt worden sind. Hier gehen zunächst eine Menge Gespenster, verstorbene Verwandte, Kobolde, Hunde mit feurigen Augen, Hähne, die ein ganzes Fuder Heu ziehen, und anderer Spuk an ihm vorbei und suchen ihn zum Reden oder zum Lachen zu verlocken. Wenn ihnen dieß gelingt, wird der Betreffende auf der Stelle von ihnen zerrissen. Läßt er sich aber nicht verleiten und bleibt hübsch stumm, so erscheint zuletzt der Teufel in der Kleidung eines Jägers und schenkt ihm eine Düte voll des köstlichen Samens, der einst einen Taglöhner in Rotenburg in den Stand setzte, im Walde fünfhundert Büschel Holz täglich zu machen und der einen Webergesellen befähigte, wöchentlich hundert Ellen Leinwand zu fertigen, obschon er nur Sonnabends arbeitete. — Ein anderer Aberglaube knüpft sich an die sogenannte Jerichorose, die aus den Fußtritten Maria's hervorgesproßt sein soll, als sie während ihrer Schwangerschaft auf's Gebirge ging, um Elisabeth zu besuchen. Die abgestorbene Pflanze, an der die Stengel mit den Aesten ganz zusammendorren, bewahrt noch die Schötchen und kleinen Blumen. Eine solche vertrocknete Jerichorose soll nun zufolge des Aberglaubens die Eigenschaft haben, daß sie nur an zwei Tagen im ganzen Jahre wieder zum Blühen gebracht werden kann, in der Christ- und in der Neujahrsnacht. Man stellt sie dann in geweihtes Wasser, worauf die versammelten Freunde so lange beten, bis die Pflanze sich ausdehnt und die Rose blüht. Hält man sie dann vor das Licht, so sieht sie wie Granaten aus und aus der Gestalt, welche die Blume angenommen hat, weissagt man, welche Art von den Feldfrüchten im nächsten Jahre besonders gerathen

wird. Dehnen sich nun alle zusammengeschlungenen Aestchen wieder aus, so ist ein besonders fruchtbares Jahr zu erwarten.

Ein bedeutsamer Zug bei Begehung des Festes Seitens unserer Altvordern war die grüne Tanne, die man mit Lichtern besteckt und mit den Köpfen der geschlachteten Opfer behing. Sie war wohl das Symbol des ewig grünenden Baumes, als den unsere Väter sich die Welt vorstellten, dessen Zweige sie in der Milchstraße sahen und dessen Früchte ihnen die Sterne gewesen sein mögen. In den Gegenden, wo man, wie in Steiermark, keine Weihnachtstanne im Zimmer anzündet, stellt man sie wenigstens vor das Haus, und die Maien, die man zu Pfingsten vor den Häusern und in den Stuben aufstellt, versinnlichen dieselbe Idee der nie ganz ersterbenden, immer treibenden, im Winter nur in sich zurückgezogenenen, im Frühling lustig aufgrünenden Lebenskraft der Natur.

Bei den einst üblichen Opferschmäusen des Julfestes bildeten die Schweine eine Hauptrolle. Man schlachtete den Jul-Eber, buk Kuchen in Form von Ebern, Rossen und Rädern. Noch vor zweihundert Jahren wurde am Rheine von manchen Dorfschaften das Opferschwein gemeinschaftlich aufgefüttert und für unverletzlich gehalten. Dieses Opfer wurde von der Kirche dem heiligen Antonius dargebracht und in verschiedenen alten Dörfern soll noch heute der Gebrauch bestehen, daß am Antoniustage (17. Januar) Schweinefleisch auf dem Altare geopfert wird. Es sind gewöhnlich geräucherte Rückenstücke und noch häufiger Köpfe, die dann nach dem Gottesdienste vom Pfarrer an die Armen vertheilt werden. Eine andere Erinnerung an den Jul-Eber ist der Gebrauch, nach welchem man in der Ukermark zu Weihnachten grünen Kohl mit Schweinskopf zu essen pflegt. Als Nachklang der Pferdeopfer sind die Reiter und Rößlein anzusehen, welche man in verschiedenen deutschen Gauen zu Weihnachten aus Honigkuchenteig bäckt. An die Kuchen in der Gestalt des Sonnenrades erinnern übrigens unsere Bretzeln, deren Zeit kurz nach Weihnachten beginnt. Fast jede Gegend hat außerdem in den zwölf Nächten ihre gewissen Speisen, deren Genuß Segen bringen soll. In Leipzig muß am Weihnachtsabend Häringssalat gegessen werden, weil das Glück bringt, in Dresden am Neujahrstage Hirse, weil dann das Jahr über das Geld nicht ausgeht. In Schwaben müssen an diesem Tage gelbe Rüben, in Steiermark Karpfen und Honigstrudel, in der Lausitz Karpfen mit Hefenklößen, in Mähren Mohrenknödel und in einigen Gegenden Thüringens Klöße mit Häring auf den Tisch kommen. Es waren dieß alles Opferspeisen und ein Theil davon mußte den Göttern hingestellt werden. Aehnliches geschieht noch jetzt. So läßt man in Oberkärnthen am Dreikönigsabend Brod und gefüllte Nudeln auf dem Kuchentische stehen, damit die „Perchtel", wenn sie durch's Haus geht, davon koste. Dasselbe war früher in Steiermark Gebrauch und in Schlesien bleibt während der Christnacht der Tisch gedeckt, damit die Engel sich von den Speisen nehmen können.

Von den beim Julfeste zu Ehren der Götter aufgeführten Tänzen hat sich noch ein Ueberbleibsel in den sogenannten Perchtenspringen, einer Sitte, die durch alle Thäler der Alpen geht, wo Deutsche wohnen, erhalten. Dieselbe besteht darin, daß in den zwölf Nächten die jungen Bursche der dortigen Dörfer, häufig zu Hunderten, unter Kuhglockenschall und Peitschenknallen in eigenthümlicher Verkleidung von Haus zu Haus, von Ort zu Ort ziehen, jauchzen und kreischen und sich an allerhand seltsamen Sprüngen belustigen.

Berichten wir jetzt noch eine Anzahl von zum Theil sonderbaren Gebräuchen an verschiedenen Orten, während der Zeit der zwölf Nächte. In Schwaben reitet man am zweiten Weihnachtsfeiertage die Pferde aus, indem dieß vor Hexerei schützen soll. Ebendaselbst, sowie auch am Rhein läßt man sich am dritten Feiertage in der Kirche ein Maß Wein weihen (der sogenannte Johannessegen), das hernach zu Hause getrunken wird. Ist in Obersteiermark die Stube des Bauern am Weihnachtsabend nicht gehörig gefegt und gesäubert, so kommt die Perchtel, schneidet den faulen Mägden den Bauch auf und stopft den Kehricht hinein, weßhalb sie einen Besen, und um den Schnitt wieder zuzunähen, Nadel und Scheere bei sich hat. Im Oldenburgischen wird in einigen Gegenden zu Neujahr guten Freunden oder geliebten Mädchen die Wepelrot (d. h. das Weisenrad) durch das Fenster in die Stube geworfen. Dieselbe ist ein Rad aus Weidenruthen, dessen Stäbe ein Goldblech schmückt und dessen Speichen über die Felgen hinausragen und an den Enden mit Aepfeln besteckt sind. Der Werfende entflieht sofort nach dieser eigenthümlichen Huldigung. In Schwaben darf in den zwölf Nächten nicht gesponnen werden und wer sich in der Sylvesternacht auf einen Kreuzweg stellt, der sieht den Himmel offen und erfährt, was sich das Jahr über zutragen wird. Was man in derselben träumt, trifft gewiß ein. Bäckt man in dieser Nacht so viele Kuchen, als Leute im Hause sind, gibt jedem Kuchen den Namen eines Hausbewohners und drückt in alle ein Loch mit dem Finger, so wird das Loch dessen, der im Laufe des Jahres sterben soll, beim Backen zugehen. Scheint am Neujahrstage die Sonne, so wird das kommende Jahr Ueberfluß an Fischen haben. Noch vor dreißig oder vierzig Jahren herrschte am Niederrhein die Sitte, daß die Weiber sich am ersten Tage des Jahres unter den zwölf Aposteln einen Patron wählten, dem sie das Jahr über ihre besondere Andacht zuwendeten. Auf zwölf Birkenstäbchen wurden die Namen der Apostel geschrieben und darnach die Loose gezogen. Als nun einst eine Frau den Judas bekommen, warf sie das Loos weg. Doch die Strafe dafür blieb nicht aus, denn der Verschmähte erschien ihr in der nächsten Nacht und schlug sie todt. Wollen die Mädchen in Sachsen und im Kölnischen den Stand ihres Zukünftigen wissen, so gießen sie in der Sylvesternacht geschmolzenes Blei durch einen Schlüsselkamm in eine Schüssel mit Wasser. Es bildet sich darin das Handwerksgeräth des künftigen Bräutigams. Will ein Mädchen gar das Bild ihres Zukünftigen sehen, so muß sie am 3. Jan. in den Brunnen blicken. Den Schluß des Festes der zwölf Nächte bildete der 6. Januar (der Dreikönigstag), in meh-

reren Gauen der Perchta geweiht und in Oberösterreich noch jetzt der Perchtentag genannt. In andern Gegenden galt er allen Göttern und dieselben hielten an ihm einen großen Umzug, welcher letztere durch das Christenthum in den Umzug der drei Könige aus dem Morgenland verwandelt worden ist, welche in den meisten Gauen Nord= wie Süddeutschlands mit ihrem Sterne noch jetzt umherziehen. Die Anfangsbuchstaben der drei Könige (Kaspar, Melchior, Balthasar) mit Kreide über die Stallthüre geschrieben, hält alle Hexen vom Viehe fern. In der Dreikönigsnacht ein Knochen mit den Füßen aufgehoben und zurückgeworfen, vertreibt Fallsucht und Bezauberung. Besonders hoch gehalten werden die heiligen zwölf Nächte auf den Höfen an der obern Wupper und an der Sieg. Daselbst bringt man während der ganzen Zeit kein eisernes Werkzeug in den Kuhstall und von Neujahr bis zum Dreikönigstage wird nichts gearbeitet, sondern geschmaust und getanzt.

So viel von deutschen Sitten und Gebräuchen beim Weihnachtsfeste. Blicken wir jetzt weiter, sehen wir, was in der Feier des englischen Weihnachtsfestes germanischen Ursprungs ist oder an deutsche Sitten anstreift.

(Schluß folgt.)



Vom Reichthum.

Von Otto Gildemeister.

„Armuth schändet nicht und Reichthum macht nicht glücklich," sagt das Sprichwort, und da das Sprichwort die Weisheit der Nationen ist, so scheint es, als ob man über einen Satz, der consensu gentium als richtig anerkannt wird, kein Wort weiter zu verlieren brauche. Allein die Weisheit und die Praxis der Nationen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern mit unverwüstlicher Konsequenz das Sprichwort Lügen gestraft und so gehandelt, als wäre der Reichthum das Glück, als wäre die Armuth die Schande. Die altergrausten Urkunden unseres Geschlechts, die Reiseberichte aus den fernsten Inseln der Südsee verkünden die nämliche Erfahrung; in hundert Sprachen wiederholt die Welt täglich ihre Variationen über den Stoßseufzer des Goethe'schen Schatzgräbers:

> Armuth ist die größte Plage,
> Reichthum ist das größte Gut.

Das Sprichwort ist dießmal nicht die Formel für, sondern der Protest gegen die Ueberzeugung Aller. Oder richtiger vielleicht: das Sprichwort ist ein Zugeständniß an das bessere Bewußtsein, welches auch in den Verstockten eine leise Scham über das Joch, das sie tragen, erweckt. Die tugendhafte Zunge schmäht das Gold, nach welchem die lüsterne Hand sich krümmt.

Es ist wahr, zu allen Zeiten und in allen Völkern hat es Menschen gegeben, welche die irdischen Schätze nicht allein schmähten, sondern auch geringschätzten und selbst verachteten, denen andere Dinge mehr am Herzen lagen als Geld und Gut, dem Einen der Ruhm oder das Heil der Seele oder die Freiheit, dem Andern die Kunst oder die Wissenschaft oder das Wohl der Brüder oder das Vaterland. Aber die Bewunderung, welche solche Menschen alle Zeit gefunden haben, legt Zeugniß ab wider die Bewundernden. Sie beweist, daß man in ihnen Ausnahmen erblickte. Man hätte Herkules, dem Löwenerwürger, schwerlich Statuen errichtet, wenn man nicht anerkannt hätte, daß der Löwe stärker sei als der Mensch. Bewunderung? Haben sie denn wirklich alle Zeit Bewunderung gefunden? Freilich, von den großen Feldherren und Staatsmännern erzählt es die Geschichte rühmend, wenn sie arm starben, und der Lehrer vergißt es nicht, den Schulbuben zu erzählen, daß Epaminondas nur einen anständigen Mantel besaß und daß William Pitt, welcher den Kontinent mit Gold überströmen durfte, um ihn in den Kampf gegen Frankreich zu treiben, nichts hinterließ als unbezahlte Rechnungen. Für so hervorragende Gestalten wird selbst die Dürftigkeit zu einer neuen Quelle der Ehre.

Wie aber ergeht es denen, welche in bescheideneren Lebensbahnen gleiche Selbstverleugnung üben? Werden auch sie bewundert und gepriesen? Um das zu erfahren, braucht Keiner von uns weit zu laufen. Er höre sich nur bei seinen Nachbarn und in seiner werthen Familie um. Wenn das Gespräch auf einen Mann kommt, welcher bei Tage und bei Nacht unverkäufliche Schätze des Wissens ansammelt, oder auf einen eigensinnigen Künstler, welcher lieber seinem Genius als der Mode folgt, oder auf einen Geschäftsmann, der aus peinlicher Gewissenhaftigkeit dem Gewinne häufiger als dem Verluste ausweicht — wie äußert sich dann die Weisheit der Nationen? Der bringt es nie auf einen grünen Zweig, bemerkt der wohlhabende Philister. Schade um den Mann, sagt der Mitleidige, er ist nicht ohne Talent, aber so entsetzlich unpraktisch. Er ist ein Enthusiast, heißt es zur Linken und das Echo zur Rechten ruft: er ist ein dummer Teufel.

Er ist ein dummer Teufel! Wer Mutterwitz hat, der wird ihn anwenden, um Geld zu verdienen; wer kein Geld verdient, hat keinen Mutterwitz. Das ist die Logik der Millionäre und der Millionen. War es nicht Thales von Milet, Einer von den sieben Weisen Griechenlands, der aus gleichem Grunde in seiner Vaterstadt für einen dummen Teufel galt, bis er eines Tages — eine große Wahrheit entdeckte? eine tiefsinnige Lehre verkündete? Bis er eines Tages eine glückliche Oelspekulation machte. Er

war, so scheint es, etwas von einem Meteorologen oder von einem Botaniker; er hatte das Wetter beobachtet und die Olivenbäume, und er hatte eine Mißernte vorausgesehen und wollte den Philistern nun einmal zeigen, daß ein Weiser eben so klug und klüger sein könne wie sie. Alles Oel, so viel er konnte, kaufte er auf, und die Olivenernte schlug fehl, und die Preise stiegen, und Thales von Milet machte ein brillantes Geschäft, und die Leute sagten: Wer hätte das gedacht! und fingen an, ihn zu respektiren. Die Geschichte ist vielleicht nicht strenge geschichtlich; aber der Freiherr von Liebig gehört auf keinen Fall bloß der Sage an. Der Freiherr von Liebig hat mehr als einen europäischen Ruf, nämlich auch einen amerikanischen, und seine Verehrer gehören dem sogenannten großen Publikum an. Er ist gerade in dem umgekehrten Falle, wie der alte Weise von Griechenland. Seine Gelehrsamkeit glänzt in Kreisen, welche sonst von wissenschaftlichen Verdiensten wenig Notiz zu nehmen pflegen. Und forscht man nach dem Grunde, so wird man finden, daß er seinen Ruhm mehr den Oelspekulationen als der reinen Chemie verdankt. Er hat den richtigen Weg eingeschlagen, um den Leuten Achtung vor der Forschung beizubringen. Das leuchtet ihnen ein, wenn man ihnen sagt: sehet da, ein Gelehrter, welcher jährlich so und so viel tausend Gulden verdient, weil er die Geheimnisse der Stallfütterung, die Mysterien der Düngung und die Räthsel der Garnfärberei versteht! Vor einem solchen Manne ziehen wir den Hut, obwohl, wenn man's genau nimmt, vor ihm nicht so sehr wie vor den Gulden, die er repräsentirt.

Wenn man aus den einzelnen Beobachtungen den allgemeinen Schluß zieht, wenn man den Leuten in's Gesicht sagt: Du und du und du, ihr achtet das Geld höher als Tugend, Weisheit und Verstand! so kann man sich auf einen einstimmigen Protest gefaßt machen. Gott behüte uns vor solcher Rohheit! Nein, nein: Armuth schändet nicht und Reichthum macht nicht glücklich! Weisheit und Tugend! Tugend und Weisheit! ist die Losung der Welt. Nur in den unbewachten Augenblicken wird es vergessen, aber die unbewachten Augenblicke sind zahlreich wie der Sand am Meere. Der innerste Gedanke begeht täglich und stündlich seine großen und kleinen Indiskretionen. Man trete in die erste beste Gesellschaft durchschnittlicher Menschen, guter Bürger, braver Familienväter und man höre zu. Wonach beurtheilt sie die Vorzüge einer Carrière für den jungen Mann? was nennt sie eine gute Partie für ein junges Mädchen? Wie taxirt sie den Werth einer Kunst und den Segen einer neuen Wahrheit? Wie behandelt sie in ihrer eigenen Mitte den Rentier und den Proletarier? Freilich, gegen den Besitzlosen, wenn er zur Gesellschaft gehört, begeht sie keine handgreifliche Unhöflichkeit; die nämlichen Speisen und Weine werden dem Krösus und ihm gereicht; man macht ihm die üblichen Verbeugungen; man gönnt ihm die herkömmlichen Phrasen der Artigkeit. Aber bei alledem bleibt ein Unterschied, sehr fein vielleicht, sehr bedeutsam gewiß. Die Manier der Bewirthung, der Winkel der Verbeugung, der Ton der Artigkeit sind nicht dieselben. Selbst die Bedienten hinter den Stühlen unterscheiden. Sie kredenzen dem Reichen anders, als dem armen Vetter des Hausherrn und dem schüchternen Kandidaten, welchen der Prinzipal heute herablassend zur Tafel gezogen hat, weil man sonst mit dreizehn zu Tische säße. Die Geringschätzung gegen den armen Gast verbergen ist guter Ton, sie nicht empfinden ist vornehme Gesinnung. Die großen Herren sind nicht immer die vornehmen. Wollt ihr wissen, ob sie es sind, so achtet auf die Lakaien; die merken instinktmäßig, was sie in diesem Punkte sich erlauben dürfen und sie verrathen es naiver, was sie denken und sind, als der wohlerzogene Gebieter.

Etwas vom Lakaien ist in uns Allen (die Anwesenden natürlich immer ausgenommen), in dem Einen mehr, in dem Anderen weniger. Die bedientenhafte Ehrfurcht vor dem Mammon hat unzählige Abstufungen, aber den gröbsten wie den feinsten Nüancen liegt die nämliche Farbe zum Grunde. Eine drollige und lehrreiche Scene erlebte ich einmal selbst, als ich noch Student war. Der Schauplatz war der schattige Garten einer hübschen Villa; unter dem Lindenbaume saß die Familie beim Nachmittagskaffee, ich als Besucher in ihrer Mitte. Plötzlich stürzte in athemloser Hast ein Bedienter heran und meldete: Herr Baron von Rothschild. Feierlich war der Ernst seiner Züge, feierlich der Klang seiner Stimme; der Mann fühlte, daß er der Träger einer außerordentlichen Botschaft sei. Und außerordentlich war sie, wenigstens in ihrer Wirkung. Wenn es geheißen hätte, die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande seien vorgefahren und wünschten dem Herrn Kommerzienrath ihre Aufwartung zu machen, bombenartiger hätte der Eindruck auf unseren Kaffeecirkel nicht sein können. Vater, Mutter, Töchter und Söhne stoben in allen Richtungen auseinander, um einen bessern Rock anzuthun, um eine frische Haube aufzusetzen, um einen feineren Kragen umzulegen, was weiß ich? Im Fliehen hatte die Hausfrau noch die Geistesgegenwart, dem Bedienten etwas von „bestem Kaffeegeschirr" zuzurufen, welches letztere denn auch alsbald in aller Pracht, eitel Silber und Sevres, erschien. Mägde rannten herzu mit gestickten Tischdecken, Damastservietten, seidenen Polstern; ihnen folgte nach kurzer Pause echauffirt und keuchend die Familie, Herrn von Rothschild in ihrer Mitte führend und erfolglos die Komödie spielend, als ob sie gerade im Begriffe gewesen sei, in den Garten zu treten und als ob der Herr Baron sie in ihrer Gemüthlichkeit nicht im mindesten gestört habe. So lange der große Mann blieb, lag etwas wie ein Zauberbann auf der Familie. Es war, als ob sie vor ihm ihre Andacht verrichte. Während dieser Minuten war die übrige Welt für sie nicht vorhanden; all ihr Denken und Fühlen versank in dem einen Gegenstande der Anbetung. Ich war mir deutlich bewußt, daß ich gänzlich aufgehört hatte zu existiren. Wär' ich plötzlich in Luft zerflossen, keiner in diesem Kreise würde es bemerkt haben, ausgenommen vielleicht Herr von Rothschild selbst, der natürlich keinen Grund hatte, andächtig zu sein. Nun muß ich bemerken, daß der Kommerzienrath behaglich von den Früchten eines bereits aufgegebenen Geschäftes zehrte, daß er für seine Person durchaus nichts von dem großen Börsenfürsten zu begehren und zu erwarten hatte. Es war angeborene Servilität, uneigennützige Kriecherei vor dem Beherrscher so vieler Millionen, was diese Menschen aus ihrem Gleichgewichte brachte. Der

Reichthum an und für sich imponirte ihnen so sehr, daß sie sich in den Staub bückten und huldigten. Der Tanz vor dem goldenen Kalbe sieht gar seltsam aus, wenn die Tänzer sich vergessen oder sich unbelauscht wähnen.

Ist es nicht charakteristisch, daß alle naiven Dichter und Erzähler ihre Helden und Heldinnen zum Schlusse mit Reichthum überschütten? Es genügt den Hörern und Lesern nicht, daß der tapfere Jüngling und die treue Jungfrau einander heirathen; die verfolgte Unschuld muß wo möglich einen Königssohn zum Manne erhalten und der wackere Ritter eines Fürsten Eidam werden. Hiob verliert Alles, um Alles doppelt wieder zu bekommen. In den morgenländischen Märchen tritt diese Freude am Reichthum mit üppigster Ausschweifung auf. Da reichen die irdischen Schätze nicht aus; die Genien der Tiefe werden heraufbeschworen, um den Lieblingen Allah's die fabelhaften Juwelen des Feenreichs zu Füßen zu legen. Das Volk gleicht überall den Kindern, welche durchaus verlangen, daß eine Geschichte „gut endige" und für welche zum guten Ende unabweislich gehört, daß die tugendhaften Personen ihr Leben lang schöne Kleider, Wagen und Pferde und, wie sich von selbst versteht, vollauf Kuchen und Naschwerk haben. Ohne das würden sie nicht an eine höhere Gerechtigkeit glauben. Wie die Jungen zwitschern, so singen die Alten. In den Romanen, welche das Publikum verschlingt, ein Publikum von Rittergutsbesitzern, Ladendienern, Gräfinnen und Kammerjungfern, ist das gute Ende unwandelbar ein voller Geldbeutel. Vor zwanzig Jahren las Europa bei Tage und bei Nacht die Mystères de Paris, den Juif Errant, mit einem Worte die Sensationsromane sozialistischer Konfession, in denen die armen Leute lauter Biedermänner und die reichen Leute lauter Spitzbuben sind und das Eigenthum der Diebstahl ist. Sonderbar! auch diese dem Mammon so fanatisch feindseligen Tendenzwerke schlossen regelmäßig mit dem versöhnenden Klange unzähliger Zwanzigfrankenstücke. Die armen Biedermänner verwandelten sich auf mehr oder minder unwahrscheinliche Weise in Renteninhaber und Besitzer reizender Landhäuser, zu nicht geringer Erbauung der gesammten Leserwelt, einschließlich der Kommunisten und Sozialisten. Freilich beruhigte der Dichter sein Gewissen damit, daß er die beglückten Helden als wahre Ungeheuer von Großmuth und Wohlthätigkeit schilderte, als Leute, welche Arbeiterpaläste und Volksküchen und Fabriken mit dreifachem Wochenlohn stifteten, aber er gönnte den Edlen daneben doch auch alle Annehmlichkeiten, welche das Dasein großer Kapitalisten zu verschönen pflegen.

Heutzutage ist es der solide moralische englische Roman, welcher den Markt beherrscht, vermuthlich also den Geschmack der Kunden trifft. Der englische Roman gewöhnlichen Schlages hat drei Bände, und der dritte Band hat ein Kapitel, in welchem der erste Held und Liebhaber Lord oder Baronet oder dergleichen wird und dazu die obligaten Tausende von Pfunden Sterling jährlich angewiesen erhält. Dabei geht Alles sehr „genteel" zu. Der Held heirathet zum Beispiel nur nach Neigung, mit fast unverantwortlicher Hintantsetzung finanzieller Rücksichten, aber es trifft sich immer so, daß die mitgiftlose Braut zur rechten Zeit einen steinreichen Onkel beerbt oder einen alten Familienprozeß gewinnt oder als Tochter eines Grafen entlarvt wird. Der Dichter schenkt dem jungen schönen Paare alle die goldenen Früchte, die am üppigsten im Schmutze gedeihen, aber den Anbau dieses Schmutzes überläßt er den eigens dazu angestellten Bösewichten und Intriguanten. Das gefällt dem Leser unsäglich, der auf diese Art Gelegenheit findet, zu gleicher Zeit an dem Anblicke des Edelmuths und des weltlichen Glückes sich zu weiden, — ein Doppelgenuß, den das Leben selten gewährt.

Denn der Mensch will die Tugend wohl, aber die Tugend soll ihn auch glücklich machen und zwar zunächst reich. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man alle poetischen Werke in zwei Hauptklassen theilen, je nachdem sie dieser Forderung Befriedigung gewähren oder nicht. Nur wenige und nur die edelsten Stämme des Menschengeschlechts haben Dichtungen der letzteren Klasse; nur diese erfreuen sich auch des tragischen Endes. Und auch sie nur in ihren Blüthezeiten und nur in ihrer Elite. Die Tragödie ist selten oder nie recht populär gewesen. Vor hundert Jahren noch durfte man in London nicht wagen, Shakespeare's Trauerspiele so aufzuführen, wie sie geschrieben sind. Das Publikum verlangte durchaus einen glücklichen Schluß: Romeo und Julie mußten einander heirathen; Jago mußte entlarvt werden, ehe Desdemona erstickt war; Cordelia zog im Triumphe mit dem genesenen Lear ab, um noch recht viele Jahre heiter und gesund zu verleben. Ich bin nicht sicher, ob nicht auch heute noch die Mehrheit sich für diese wohlwollenden Abänderungen entscheiden würde. Nur müßte man geheim abstimmen lassen. Denn öffentlich würden die Leute für den Shakespeare'schen Text stimmen, aus Furcht, sich zu blamiren. Minder berühmten Schriftstellern gegenüber macht man kein Hehl daraus, daß man den Untergang der Helden nicht billigt: man verlangt, daß Alles sich in Wohlgefallen auflöse; man besteht darauf, daß in der Dichtung wenigstens die Tugend ihren Lohn in klingender Münze erhalte.

Dabei ist nicht viel zu verwundern. Es ist sehr natürlich, daß der Mensch für sich dem Reichthum nachjagt und in Andern ihm den Hof macht. Denn was ist Reichthum? Warum ist er der Abgott der Erde?

Hier höre ich die weise Bemerkung, daß reich derjenige sei, welcher die wenigsten Bedürfnisse habe, die wenigsten im Verhältnisse zu seinen Mitteln. Man brauche nicht Reichthümer zu besitzen, um reich zu sein. Der Tagelöhner, der einige Gulden in die Sparkasse einlege, sei reicher als der Edelmann, der Schulden mache. Allein diese Bemerkung enthält mehr eine Lehre als eine Definition. Der Reichthum, nach welchem Alles drängt, ist etwas ganz Anderes als eine Decke, nach welcher der Kluge sich streckt und die der Thor zum Pfandverleiher trägt. Reichthum ist mit einem Worte Macht, „die Macht zu kaufen," wie Adam Smith sagt, oder die Macht über fremde Kräfte, was auf dasselbe hinausläuft.

„Wenn du sechs Hengste zahlen kannst,
Sind ihre Kräfte nicht die deinen?"

Vor dem, welcher den goldenen Talisman besitzt, erscheinen die Kräfte der Menschen und der Thiere, wie die Genien der Lampe vor Aladdin und fragen nach seinem Begehr, und wie er es gebietet, so richten sie es aus.

Sie verschaffen ihm die Genüsse, nach denen er schmachtet, sie verbannen die Leiden, vor denen ihm graut: ist es zu verwundern, daß der natürliche Mensch, das Geschöpf der Begierde und der Furcht, das anbetet, was jene stillt, diese beruhigt? Der natürliche Mensch hat von je den Reichthum angebetet, der Wilde nicht mehr als der Civilisirte; diese Religion wurzelt in dem Wesen unseres Geschlechts und sie weicht nicht vor der Aufklärung des Kopfes. Sie ist die Barbarei des Herzens, sie ist das Heidenthum der Sitte und deßhalb helfen auch gute Lehren wenig gegen sie. Man bemerke, daß das Christenthum kaum etwas Anderes mit größerem Nachdrucke predigt, als Verachtung irdischer Schätze, als die Unversöhnlichkeit zwischen Gott und Mammon; man bedenke, daß das Evangelium die irdische Armuth mit dem erhabensten Beispiele verklärt hat, und man beachte, wie unmerklich wenig Lehre und Beispiel im Laufe von achtzehn Jahrhunderten auf das praktische Leben ausgeübt hat. Die freiwillige Armuth wird in christlichen Landen als ein Beweis übermenschlicher Heiligkeit verehrt, aber das härene Gewand der Kanonisirten beweist eben nicht mehr als der Mantel des Epaminondas: die Ausnahme! In protestantischen Ländern wäre es noch die Frage, ob ein freiwillig Armer nicht mehr Aussicht hätte, unter Curatel gestellt als heiliggesprochen zu werden. Die civilisirten Barbaren sehen es gern, wenn ein begüterter Mann wohlthätig und freigebig ist, aber er darf es nur mit seinen Zinsen sein; er muß nicht das Kapital angreifen.

Es ist auch gar nicht wahr, daß der Reiz des Reichthums bloß von dem Bedürfnisse abhängt. Das Bewußtsein: ich könnte, wenn ich wollte! ist schon für sich allein ein Genuß, eine Befriedigung der menschlichen Leidenschaft, — für Manche die allerhöchste und die einzige. Nicht die Anwendung der Macht, sondern ihr Besitz macht die Könige stolz und ihr Gefühl theilt der Geizhals, der am reinsten und abstraktesten das Wesen des Reichthums auffaßt, eben als einer Macht. Darum nennt die Sprache mit gleichem Worte die Begierde nach Gold und die nach Herrschaft: Geiz. Der Geiz steht in gewissem Sinne höher als die Auffassung des Reichthums als eines bloßen Mittels der Befriedigung. Der große Hause kann den Geizhals nicht begreifen, er betrachtet ihn als einen Verrückten, der sich überflüssige Kasteiungen auferlegt.

Er ist Poet! vor andern Dichtern groß!
Sein Geist beschwört die aufgehäufte Pracht
Des Erzes, das er hat! deß Hoffnung bloß
Die Bötker über Meer treibt. Aus dem Schacht
In Barren bricht der gold'ne Schimmer los;
Ihm funkelt der Demant, und der Smaragd,
Der sanfte, dämpft den Glanz der andern Steine
Und labt des Geiz'gen Blick mit mildem Scheine.

Sein ist der Westen und der Osten sein:
Von Ceylon, Hindostan und China tragen
Die Schiffe duft'ge Frücht' und Spezerei'n;
Der Weg seufzt unter seinem Ceres-Wagen,
Und wie Aurora's Lippe glüht sein Wein;
In seinen Kellern könnt' ein König tagen,
Indeß er, gegen Sinnenreiz erkaltet,
Ein geist'ger Herrscher über Alles waltet.

Vielleicht baut er im Geiste Lazarethe,
Vielleicht hat er ein Majorat bedacht,
Vielleicht auch eine prächt'ge Grabesstätte,
Die seine mag're Statue überwacht;
Er träumt vielleicht, wie er die Menschheit rette
Mit dem Metall, das sie erbärmlich macht;
Vielleicht will er als „reichster Mann" stolziren;
Vielleicht macht's ihm nur Spaß zu kalkuliren.

Was aber auch sein Sporn zum Handeln sei,
Ob eins von solchen Dingen oder keins,
Der Thor nur nennt dieß Streben Raserei:
Und seines? — Liebe, Krieg, Genuß des Weins,
Macht das die Menschen glücklich oder frei?
Mehr als das Schwitzen bei dem Einmaleins?
Dein Erbe, magrer Harpagon, erfahr'
Von dem des Prassers, wer der weis're war! *)

Daß auch der Knauser genießt, versteht die Menge nicht, während sie mit dem Verschwender beinahe sympathisirt. Aber in Wahrheit ist der Verschwender der minder Vernünftige von beiden. Er steht dem Thiere nahe; der Geizhals ist so weit wie möglich vom Thiere verschieden. Denn wodurch erhebt sich der Mensch über das Thier? Durch die Fähigkeit, von dem sinnlichen Eindrucke sich unabhängig zu machen und Motiven zu folgen, welche nur in der Gedankenwelt existiren. Mit einem Worte, durch die Vernunft. Die Fähigkeit, künftige Möglichkeiten in Rechnung zu ziehen, die Fähigkeit für ferne Jahre zu sorgen, einen augenblicklichen Genuß sich zu versagen, um einer späteren Entbehrung vorzubeugen, eine Befriedigung der sinnlichen Begierde zu verschmähen, um dafür eine Befriedigung des inneren Bewußtseins zu gewinnen, — dieser Vorzug des Menschen vor allen anderen Geschöpfen der Erde, dieses Fundament aller Civilisation wird augenscheinlich von dem Verschwender ganz und gar verleugnet; er beugt sich unter die Herrschaft des blinden augenblicklichen Triebes, der flüchtigen Laune; er unterwirft sich kampflos dem tyrannischen Willen, wie das Thier. Der Geizhals dagegen ist in eminentem Sinne Mensch. Die bloße Sparsamkeit, d. h. das Ansammeln von Gütern zum Zwecke künftiger Selbstbefriedigung hat noch in der Thierwelt eine dunkle Analogie, in dem Instinkte der Hamster, der Bienen und Ameisen. Der Geiz ist etwas ausschließlich Menschliches. Das ganze Leben des Geizigen ist ein Sieg des Gedankens über die Sinnlichkeit und den Instinkt. Er spart nicht, um künftig genießen zu können; er spart, um sich an einem Gedanken weiden zu können. Der Gedanke ist ein verwerflicher, immerhin; aber er ist ein Gedanke. Freiwillig widersteht der Geizige allen Lockungen des Genusses; freiwillig erträgt er alle Leiden der Armuth, nur um sich den einen geistigen Genuß zu verschaffen, zu erhalten und zu steigern, nur um denken zu dürfen: Ich habe die Macht! ich könnte, wenn ich wollte! Die Welt würde ihn bewundern, wenn nicht schließlich auch sein Streben auf rein egoistische Befriedigung gerichtet wäre. Was er thut, ist dasselbe, was auch Märtyrer, Helden, Philanthropen thun; nur das Motiv unterscheidet ihn von diesen. Wenn sie den Freuden des Wohllebens entsagen, um das Himmelreich zu erwerben, um das Vaterland zu verherrlichen oder um den Armen und Kranken zu helfen, so entsagt er den näm-

*) Aus der Don Juan-Uebersetzung des Herrn Verfassers. Wir ergreifen diese Gelegenheit, unsere Leser auf die ganze Byron-Uebersetzung Otto Gildemeisters als auf ein eben so großartiges als künstlerisches Meisterwerk aufmerksam zu machen. Wie wir hören, ist bereits eine zweite Auflage unter der Presse.

lichen Freuden, um im Gefühle des Reichseins zu schwelgen, um bei seinen Käserinden den Traum der Herrschaft über die Welt zu träumen. Sein Zweck ist klein, aber das Mittel, dessen er sich bedient, ist die höchste Geisteskraft des Menschen. Durch das Mißverhältniß zwischen Zweck und Mittel wird er zu einer Karrikatur; hätte er ein anderes Motiv, so wäre er erhaben.

Herrschaft über die Welt, — was anders bedeutet der Reichthum? Er ist die Macht, Andere unter unseren Willen zu beugen, fremde Arbeit, fremdes Talent für uns in Bewegung zu setzen. Und mehr vermag am Ende ein Sultan auch nicht. Wer das Geld hat, dem bestellt der Pflüger den Acker und der Winzer den Weinberg, der eines Dritten Erbgut ist. Für ihn wirkt in Asien der Weber die köstlichsten Teppiche, für ihn glättet in Rom der Steinmetz den Marmor. Ohne von seinem Lehnstuhle sich zu erheben, mühelos, mit einem Winke entbietet er alle Herrlichkeiten der Welt zu sich. Mitten im Winter hat er blühende Gärten; im Sommer zaubert er schattige Einsamkeiten um sich her; Gemälde und Statuen erfreuen sein Auge, wenn die Natur ihn ermüdet; wenn die Stille ihm lästig wird, erfüllt die Hauskapelle sein Ohr mit Wohllaut. Auf seinen Befehl erheben sich Museen, Kirchen und Paläste; um seine Wünsche zu befriedigen, trotzen Hunderte von Menschen selbst den tödtlichen Gefahren der Polarmeere, der Tropensümpfe, der unwirthbaren Felsöden, damit es ihm in seiner behaglichen Heimat nicht an Juwelen und Pelzwerk und Spezereien mangle. Oder wenn er der Heimat überdrüssig wird, so tragen ihn schwimmende Paläste, gleich den arabischen Zauberrossen, zu den Paradiesen der Erde, nach Lissabon, nach Neapel und den Inseln im griechischen Meer. Was der Großmogul in Delhi und der Kalif von Bagdad durch zahllose Sklavenschwärme bewirkte, das erreicht der Krösus unserer Zeit besser, bequemer und sicherer vermittelst jener kleinen Scheiben gelben Metalls, welche vor den Sklaven den Vorzug haben, daß sie nie faul, gefräßig und ungehorsam sind.

Dieß ist die Frucht der modernen Civilisation und eine der merkwürdigsten. In alten Zeiten ist der Reichthum an sich, der bloße Geldbesitz für sich allein niemals so unbedingt und in so hohem Maße Macht gewesen, wie gegenwärtig. Ich will nicht davon reden, daß heute für Geld unzählige große und kleine Genüsse und Bequemlichkeiten erkauft werden können, von denen Salomo in seiner Herrlichkeit sich nichts träumen ließ, welche König Krösus mit allen seinen Schätzen und Harun Alraschid mit seinen Sklavenheeren sich nicht verschaffen konnten, — von den Eisenbahnfahrten bis zu den Streichhölzchen, von der C-Moll-Symphonie bis zu dem Zeitungsblatte auf dem Frühstückstische — nicht von diesen Dingen rede ich, sondern davon, daß heutzutage nicht mehr, wie früher, der Reiche außer seinem Gelde noch andere, persönliche Besitzthümer nöthig hat, um seines Reichthumes als einer Macht froh werden zu können, oder mit anderen Worten, um seinen Reichthum gegen Habsucht und Gewalt Stärkerer zu schützen. Diese Sorge hat ihm der Staat, das Gesetz, die Polizei, die öffentliche Meinung abgenommen. Ein schwaches Kind, ein gebrechlicher Greis, ein altes Weib können jetzt ungezählte Schätze besitzen, ohne daß sie vor Räubern Angst zu haben brauchen. Ein sehr bescheidenes Maß von Klugheit genügt, um das Eigenthum gegen Betrug und List zu sichern; von Seiten der Gewalt drohen ihm nur höchst selten ernstliche Gefahren. Es gibt Millionäre, welche ihr Vermögen auf dem ganzen Erdball zerstreut haben, in Ländern, die sie nie betraten, bei Menschen, die sie niemals sahen, und welche gleichwohl gegen Verluste eben so sicher sich fühlen, als hätten sie ihre Schätze in einem uneinnehmbaren Gewölbe verwahrt. Sie haben in eigenem Gewahrsam vielleicht nur ein mäßiges Taschengeld, während ihre Millionen aufsichtslos in fernen Welttheilen sich umhertreiben. Sie sind vielleicht die hilflosesten und feigsten Memmen offener Gewalt gegenüber, aber sie sind darum nicht minder mächtig; die Kühnheit Bayards und die Stärke Richards mit dem Löwenherzen würde darin keinen Unterschied machen.

So ist es nicht immer gewesen. In der Vorzeit und noch jetzt in barbarischen und halbbarbarischen Ländern gilt der umgekehrte Satz: nicht Reichthum ist Macht, sondern Macht ist Reichthum. In den großen asiatischen Reichen waren und sind es die Sultane und Pascha's, im mittelalterlichen Europa waren es die Kriegsfürsten und die Burgherren, welche von dem Fette des Landes lebten. Freilich gab es auch damals, wie jetzt, reiche Kaufleute und Fabrikanten, aber auch diese waren nur reich, sofern sie mächtig waren. Hinter Wällen und Gräben, mit Rossen und Reisigen und mit bewaffneten Orlogschiffen mußten sie täglich gerüstet sein, zu vertheidigen, was der Fleiß erworben hatte. Das Wort „reich" bedeutete im Mittelalter geradezu „mächtig", wie das lateinische Rex, mit welchem es stammverwandt ist, wie noch heute der Machtbezirk eines Königs sein „Reich" genannt wird. Unser „Vermögen" vereinigt tiefsinnig beide Begriffe der Macht und des Besitzes und mahnt an die alten Zeiten, wo nur wer etwas vermochte, auch etwas besitzen konnte. Anfang und Ende der Kulturentwickelungen spiegeln sich manchmal in den Worten und ihrer langsam sich wandelnden Bedeutung. Der erste König, sagt Voltaire, war ein glücklicher Soldat, und das Wort Soldat selbst erinnert uns schon daran, daß heutzutage das Geld auch den Krieg beherrscht.

(Schluß folgt.)





Tropische Erinnerungen.

Von Franz Engel.

1. Unter Brodfruchtbäumen.

Das ist eine trübselige, eine öde Zeit für ein warm empfindendes Menschengemüth, wenn schneekalte Herbst- und Winterstürme vergilbtes und verrottetes Laub über die farblose, leblose Erde treiben, wenn der Baum, der sonst seine grünen Zweige wispernd an das kleine bleiumrahmte Giebelfenster schlug und mit der Lerche jauchzendem Morgenlied den leicht bedeckten Schläfer in der Kammer hinter dem versteckten Fensterrahmen weckte, mit kahl gerupften Reisern sanglos und klanglos in das graue Nichts hineinstarrt, wenn das Licht, eingeballt in kalten Nebeln, erlischt, die Sonne an dem Tag verschwindet und eine schwere, eine lange Nacht sich über die nordischen Auen lagert, wo dann der Mensch, gleich dem Dachs in seinem Baue, nur noch eine künstliche Existenz fristet. Wohl mag diese künstliche Erhaltung des Lebens weniger hart und trübe von denen empfunden werden, deren Gemüth von der Mutterstimme der Natur überhaupt nicht mehr berührt wird, oder deren Wohlstand und bevorzugte Lebenslage auf der goldenen Höhe der Gesellschaft mit ihrem vibrirenden Festesschimmer sie schützt vor jeder Berührung mit der nackten, rauhen, eisig bis in's Mark hineinschneidenden Armuth und todten Oede der erstarrten Natur, welche die nährenden und wärmenden Brüste der Erde kalt und bloß gelegt hat. Aber ein Blick durch die glänzenden Spiegelscheiben auf die schneedurchfegten Straßen, wo unter den hohen Portalen frierend, entblößt, in Lumpen und Lappen die Armuth kauert, die zur behaglichen Fristung ihres Lebens keine künstlichen Mittel besitzt und den schneidenden Frost nicht aus den Knochen schüttelt durch eine begünstigte Lebenslage, — ein solcher Blick wird, wenn er sehen will und noch sehen kann, bis in die innerste Seele hineinsprechen: das ist eine trübselige, öde Zeit!

Und diese Zeit stürmt nun grollend hin über Dorf und Stadt, und der Schneesturm heult durch den entlaubten Akazienbaum am Giebelfenster, daß es Einem im wohlverwahrten Stübchen schauert, denkt man an die kalt und bloß gelegte Erde und an die Armuth, die nackt und frierend auf ihr wohnt. Da werf' ich die Last und die Schranken von mir, die auf mich eindringen, und durchbreche im Geiste den lichtlosen Tag und schweife zurück zu jenen Gefilden, die nicht erstarren unter dem eisigen Hauch von Herbst und Winter, und wo das Menschengeschöpf sein Dasein nicht künstlich dem Tode abringt, sondern sein Leben ohne Respiratoren und Einkapselungen athmet und frei in den Elementen, aus denen es hervorgegangen, den ihm zugemessenen Zeitraum durchschreiten kann. Flüchten doch auch unsere buntgefiederten, beweglichen Frühlings- und Sommersänger hinweg aus ihren zerzausten Flieder-, Wein- und Geisblattlauben, um ihr lebenswarmes, jubelndes Lied dahin zu tragen, wo Leben es empfängt und Leben aus allen Gründen widerhallt. Dahin ziehe ich ihnen nach mit meinen Erinnerungen in dieser Stunde der Muße, aber noch weiter, als unsere Sänger, weit hinweg über jenes warmfluthende Meer, das niemals eisige, starre Fesseln trägt, das allabendlich und allmorgendlich die Farbengluth der Tropensonne trinkt, und auf jener Erde, welche von seinen leuchtenden Wassern umspült wird und wo ich den wichtigsten Zeitraum meines Lebens durchgangen habe, will ich nun eine Weile rasten unter ewig grünen Brodfruchtbäumen.

Seine flach auseinandergelegten Riesenblätter breitet der Brodfruchtbaum wie einen dunklen, undurchdringlichen Schattenschirm über das kleine Palmenblattdach aus, welches der breitschulterige, hochgewachsene, stämmig-elastische Mulatte inmitten seiner immergrünen, immer fruchtreifenden Felder nur mit seiner Armkraft unter alleiniger Hilfe von Axt und Messer aufrichtet. Hinter dem Schattenschirme der Brodfruchtbäume schwanken die langgestreckten, lichtgrünen, viel zerschlitzten Bananenblätter im sommernachtlauen Luftzuge flüsternd, und plätschernden Bacheswellen gleich, auf und nieder, anmuthig abweichend mit

ihrem lichten Farbenton gegen das tiefdunkle Laubgrün des fruchtbeladenen Kakaobaumes. Einige Schritte seitlich von der Wohnhütte ist aus wenigen schwarzen Pfählen der steinharten Palme mapóra und einigen verblichenen Blättern der palma redonda die niedrige Küche zusammengestellt, aus deren unverkleideten Seitenwänden ein gastlicher Rauch in die weiche, leichtbewegte Atmosphäre aufwirbelt. Niedergehockt vor dem Feuer auf der Tenne quirlt die schweigsame Indianerin, von rother, weiter manta umhüllt, in dem kleinen urnenförmigen Thontopfe den schwarzen, weiß aufschäumenden Aufguß von Kakaobohnen, die Tscharote; vor ihr auf der Schwelle spielt der nackte Knabe mit dem kleinen Sperlingspapagei; die ersten Morgenstrahlen seines erwachten Lebens verheißen ihm, wie seines blauen Himmels Sonne, ein wechsellos sorgenloses, freies, unbeschränktes, ruhig heiteres Dasein bis zu den Abendstrahlen seines abgeschlossenen Lebens hin. In der Hängematte aus Palmenbast, schlaff herniederhängend zwischen zwei Pfosten des Korridors, halb außer-, halb unterhalb des steil abfallenden Daches, schaukelt sich müßig und sorglos des braunen Weibes und der Palmenhütte sittenrauher amo oder Gebieter, wie sich stolz jeder freie Mann nennt, und bläst, unstäten Träumereien hingegeben, den Tabaksdampf von eigenhändig gepflegten Blättern in die würzige Waldluft hinaus oder streift mit dem Daumen über die Saiten der kleinen Guitarre des Cinco, des beständigen Begleiters aller Lustbarkeiten, wie des träumerischen Müssigganges der dunkelfarbigen Söhne der Halbkultur. Die Sonnenkugel taucht, eine große, scharf vom blauen Aether abgezirkelte goldene Scheibe, hinter den farbeumhauchten Waldeswipfeln in ein Meer von glänzender Farbengluth nieder; stille, fröhliche Friedensfeier steigt duftend auf und nieder zwischen Himmel und Erde und Erde und Himmel; leichte, würzige, von Farbendunst durchhauchte Abendluft umfließt den Brodfruchtbaum, die Bananenblätter, das dunkle Kakaogrün, die Hütte aus Palmenblatt und Maporastämmen, das menschliche Wesen, dessen Blut aus jener Luft und jenem Licht leichten Flug der Gedanken und sprudelnde Lebenslust saugt.

In der Küche hangen schwerwuchtige, grüne und gelbe Bananentrauben — das Pflanzenbrod — über schwarzumrußten Stangen und Sparren; von ihnen bricht die India, des Hauses Weib und Magd, die einzelnen spindelförmigen, sechs bis zehn Zoll langen Früchte ab, entkleidet sie der äußeren lederartigen Schale und röstet das innere zuckerstoffreiche, weichmassige Fruchtfleisch über den Kohlen als Imbiß und Zubrod zu der carne seca oder dem Salzfische, das an zugespitzter Holzruthe über dem Kohlenfeuer hin und her gewendet wird. Wenn das Pflanzenbrod nach und nach so, wie es allmälig — von der Mutterpflanze abgelöst und am Ballen hangend — reif und süß und weich wird, aufgezehrt ist, nimmt der Mulatte das lange Messer zur Hand, streift das kurze und weite, plundrige Beinkleid bis an die Hüften auf, späht umher in der von hohem Gestrüppe wild durchwucherten Bananenpflanzung und wühlt unter den dicken, von ihren Riesenblättern tief überschatteten und überdachten Stammschaften denjenigen aus, an dem die schwerwuchtigste und vorgerückteste Traube herabhängt. Einige Schnitte mit dem schneidigen Eisen lösen den porösen Schaft von dem Wurzelstumpfe, ein anderer Schnitt trennt den härteren, spanndicken Traubenstiel von der Mutterpflanze, und noch mit einigen Streichen zerhackt er den umgeworfenen, Saft-blutenden Schaft, damit dieser mit seiner Zersetzung seine eigene Wurzel dünge, aus der bereits zwei bis drei neue Tochterpflanzen hervorsprossen, um nach sechs bis acht Monaten ebenfalls ihre centnerschwere Brodfrucht an die Palmenhütte abzugeben. Aus den trockenen Blattstücken rollt der Mulatte ein rundes Kissen zusammen, das er auf den eisenfesten Schädel thut und mit nerviger Faust die schwere Frucht hinaufhebt; in kurzem Trabe eilt er damit an seine Hütte zurück, rollt sie seinem indischen Weibe und Hausmagd schweigend auf die Küchentenne und wirft sich nieder in seine schankelnde Hängematte und harrt des weiß-blasig aufschäumenden Tscharote, den ihm seine »Señora« in einem Napf aus Kokosschale mit dem gerösteten Bananenbrod auf porzellanenem Teller mit königlich großbritannischem Fabrikzeichen schweigsam überreicht.

Ein halbes Hundert, ein ganzes Hundert oder einige Hunderte von Bananenpflanzen, je nach dem Fleiße und dem Wohlstande des Landbauers, füllen Jahr ein Jahr aus die Küche mit nährendem Brode, und keine trübselige, öde Herbst- und Winterzeit stampft die immer fließende Nahrungsquelle auf lange hungrige Wochen hin ein. An das Bananenwäldchen stößt das Maisfeld, zwei bis drei Male in dem jährlichen Rundlaufe der Erde eine fünfzig- bis hundertfache Frucht gebärend; die Zwischenräume zwischen den Maisstangen, die von zwei zu zwei Ellen Entfernung von einander in drei bis vier Körnern gelegt werden, füllt die schwarze caranta (Kriechbohne) aus, die zweimal im Jahre reift, oder statt ihrer die Yucca — die große, sehr mehlhaltige und nahrhafte, wohlschmeckende Wurzel eines Strauches aus der Euphorbien-Familie, die nach einem Jahre nach Legung des Stecklings genießbar wird und sodann mit einer Wurzel — die ein Gewicht von 20 bis 25 Pfund erreichen kann — eine Familie ein bis zwei Tage allein ernähren mag.

An das Maisfeld lehnt sich ein anderes kleines, dem Urwalde abgerungenes und wiederum mit Kakaobäumen bewaldetes Viereck; darinnen umfängt ein tief-dunkler, fast von Melancholie getragener Schatten, ein stilles, abgeschlossenes, lautlos-einsames Leben das von Leidenschaft zerrissene Menschengemüth so feierlich, so friedlich, so ernst und weich, wie sich um seine pulsirende Stirn die stillen Hallen eines Gotteshauses wölben. Hoch über das dunkle Schattendach des Kakaobaumes rollen wieder hohe, regelmäßig auseinandergepflanzte Erythrinenbäume eine lockere, halbdurchbrochene Schatten- und Schutzdecke gegen die Gluth der senkrechten Sonnenstrahlen aus. Steht der Erythrinenbaum in Blüthe, so ist er blattlos, aber statt des Laubes breitet er sodann eine lückenlose, flammend rothe Blüthendecke über den dunkel glänzend belaubten Kakaogarten aus; Schwärme stachelloser Bienen, von den Einwohnern „Engelchen“ genannt, trinken ihren süßen Honig, und zahllose Züge von lärmenden Papageien tauchen ihr grünschillerndes Gefieder in diese schwebenden, flammenden Blüthenwolken, die unter den feurigen Strahlen der Januarsonne dem Auge weithin durch die reine, durchsichtige, leichte Luft entgegenflammen.

Unter diesem zwiefachen Schatten treibt der Kakaobaum aus dem rauh und schorfig gerindeten Stamme und den Aesten das ganze Jahr hindurch seine gurkenähnlichen, rothen und gelben Früchte mit den Aroma- und Nahrstoff-reichen Kernen, sogenannten Kakaobohnen; nichts ist ihnen in der tropischen Schöpfung gleich an Nutzen und Segen, und darum gab ihnen der große Jünger der Natur und Altmeister ihrer Erforscher, der große Schwede Linné, den Namen Theobroma, das ist: Götterspeise. Der krystallklare Waldstrom, in viele kleine Bewässerungskanäle auseinandergetheilt, treibt sein kühles, frische duftendes Wasser über die Wurzeln des Götterfruchtbaumes, an seinem Rande umgrünt und dicht umschlossen von den saftstrotzenden Blättern und Schaften der Canna, des Arum, Caladium, der Heliconien, der sagohaltigen Marantha, von feingeschnittenen Farrnkräutern und zierlich-leichten, unter den plätschernden Wellen erzitternden Selaginellenblättchen, — den Feldern Frucht, dem Tropfsteine der Hütte Trinkwasser und dem sonndurchglühten Geblüte von Menschen und Thieren Erfrischung und Gesundheit bietend. Eine Hecke von Kaffeesträuchern umhegt mit ihren glänzend schwarzgrün belaubten Ruthenzweigen den kleinen Kakaohain; Schneeflocken gleich hängen sich die weißen Blüthen in gedrängter Fülle um die Ruthenzweige, aber statt Frost und Eis zeugen sie in ihren rothen Früchten aromatische Gluth und hauchen ihr kurzes stilles Blühen von zweimal vierundzwanzig Stunden mit Wolken würzigen Duftes aus; fast das ganze Jahr hindurch öffnen sich einige ihrer Knospen, aber die eigentliche Ernte fällt in den Weihnachtsmond und den Beginn des neuen Jahres.

Der unbegüterte Landbauer beschränkt sich mit der kleinen Anzahl von Kakao- und Kaffeestämmen, die er neben seinen übrigen Feldfrüchten mit geringer Anstrengung erhalten kann; die Früchte bestreiten seine und seiner Familie Bedürfnisse und werfen so viel Einnahme ab, daß er durch Tausch oder Kauf den geringen Bedarf an Kleidungsstücken einzulösen und die Tasche mit klingendem Silber für die Festgelage und Ausschweifungen der heiligen Kalendertage zu füllen vermag.

Und keine Nation auf Erden mag den rothen Kalendertagen mehr zugethan sein, als die hispano-amerikanische in allen ihren Farben, Raçen, Klassen und Ständen. Reizen das sorglose, leichte Temperament und die sinnweckenden, beständig heiteren und gleichmäßigen Naturerscheinungen einerseits mehr zur sinnlichen und hin- und herflatternden Vergnügungssucht, als zu beharrlicher Thätigkeit in einem und demselben Wirkungskreise und nach einem Ziel und Zwecke, so wird andererseits dieß Temperament und der mächtige Einfluß der Naturkräfte noch in hohem Grade unterstützt durch Lehre und Kultus der fürsorgenden und hätschelnden Mutter Kirche. Ueberdieß neigt die menschliche Natur nicht zur Anstraffung der Kräfte über das nothwendige Maß der Selbsterhaltung hinaus, und wenn der Bewohner der nordischen Länder, der nur dürftig von den Brosamen der Natur zehrt, mit selbstgefälliger Verachtung auf die sogenannte Indolenz des reicher ausgestatteten Südländers hinblickt, so möge er doch nur der Wahrheit gerecht werden, daß, wenn auch dem Norden die vollen Brüste der Natur überall sättigend und nährend entgegenstrotzeten und er außerdem ein Klima athmete, das dem menschlichen Organismus ein weit geringeres Maß von Anstrengung gestattet, als das seine, daß auch er, dem bloßen Arbeitsdrange zu liebe, seine Kräfte wohl nicht über Gebühr anstraffen würde.

So aber sättigt, nährt, wirkt und beeinflußt die gewaltige Kraft der Tropennatur; überall ewig gebärender Sommer, Fruchtbarkeit in Erde und Luft, leichter Gedankenflug, Sorglosigkeit und leidenschaftliche Heiterkeit in dem Menschengemüthe unter dem stillen, erquickenden Schatten des Brodfruchtbaumes. Er selbst, der Brodbaum, dessen Name den fernen Norden an das Manna der Wüste erinnert, reift das ganze Jahr hindurch unter den großen Schattenblättern seine Brodfrüchte; jedoch sprudeln so unerschöpfliche Nahrungsquellen aus der Tropenerde, daß deren Bewohner nicht einmal die Brodfrüchte von der Erde auflesen, weil sie bei geringer Anstrengung ein mannigfaches Brod gewinnen, das wohlschmeckender und nahrhafter ist, als jenes; dieses Preises halber unterwirft er sich also lieber einer größeren Anstrengung, als des leichten Auflesens der Brodbaumfrüchte, — er arbeitet also doch, der indolente Südländer, wo ihm auch das Brod im vollen Sinne des Wortes vom Himmel regnet.

Die Inseln der Südsee sind die ursprüngliche Heimatserde des Brodfruchtbaumes; jedoch ist er nunmehr, gleich dem Kaffeestrauch, den Orangen, dem Mangho und vielen anderen Fruchtbäumen, welche der Mensch von dem fernen Osten zu dem fernen Westen über Land und Meer getragen, als ein heimatliches Erzeugniß südamerikanischer Erde zu betrachten. Er wächst in heiß-feuchten Niederungen, in einem gleichen Klima mit dem Kakaobaume, an offenen, gelichteten und gelüfteten Standorten; eingezwängt und von Bäumen umschattet, kommt er nicht zur vollständigen Entfaltung seines Wuchses. Er wächst schnell in die Höhe, säet sich in großen Mengen selbst aus, da seine Samen fast unter allen Verhältnissen kräftig und leicht keimen und gewöhnlich schon in dem sie noch einhüllenden, faulenden Fruchtfleische Wurzel und Keimblättchen hervortreiben. Jedoch die größte Anzahl der jungen, zahllos unter jedem alten Baume aufschießenden Samenpflänzchen geht wieder zu Grunde, und wäre dem nicht so, so würde ein einziger Baum bald einen ganzen Wald um sich her ausbreiten. Die kleinen Schößlinge, welche zur Anpflanzung bestimmt sind, werden ohne alle Sorgfalt ausgesetzt; die übrigen Sämlinge rottet die Hacke aus, soweit die Zeit sie noch verschont hatte.

(Schluß folgt.)



Friedrichs des Großen Ansichten über die Jagd.

Von W. Klauser.

Dem Vergnügen der Jagd, das zu allen Zeiten neben dem Trinken eine Hauptleidenschaft der Deutschen war, haben die hohen Herren des vorigen Jahrhunderts mit einem Eifer gehuldigt, der einer ernstern Sache wohl würdiger gewesen wäre, und auch, wie bekannt ist, von Seiten der Bevölkerungen sich keiner allzufreundlichen Anerkennung erfreute. Kaiser Karl VI. lag nach dem Berichte eines neueren Geschichtschreibers seinen zahlreichen Jagden mit einer in der Jetztzeit fast unglaublich scheinenden Leidenschaftlichkeit ob. Trotzdem er auf das Aengstlichste für die Erziehung und wissenschaftliche Bildung seines künftigen Schwiegersohnes, Franz von Lothringen, besorgt war, duldete und liebte er doch bald, daß dieser sein beständiger Jagdgefährte war. Uebrigens scheint nicht nur Franz selbst seiner angebornen Neigung nach das Jagen dem Studiren weit vorgezogen zu haben, sondern offenbar war auch seine Umgebung gern bereit, seinen Leistungen auf jenem Gebiete einen höheren Werth beizulegen, als seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Wenigstens versäumt es sein Erzieher, Graf Cobenzel, niemals, genau zu berichten, wie viel Wild Franz jedesmal erlegte, und daß er im Flug und im Lauf gleich gut treffe, wobei er sein lebhaftes Bedauern über dessen geringere Fertigkeit im Scheibenschießen nicht unterdrückt. Ein stehender Artikel in seinen Briefen an den Vater seines Zöglings, Herzog Leopold von Lothringen, ist der Bericht, daß Franz, wiewohl mit großer Nachsicht beigefügt wird, „unbeschadet seiner gewöhnlichen Studien“, in Laxenburg täglich um neun Uhr Morgens und Nachmittags wieder mit dem Kaiser auf die Reiherbeize gehe, unzähligen Jagden auf Hirsche, wilde Schweine und sonstiges Wild jeder Art beiwohne und durch seine Geschicklichkeit die Bewunderung Aller erwerbe. Herzog Leopold, der in dieser Beziehung eine fast seltsame Ausnahme unter seinen Zeitgenossen bildete, mußte sich bald von der Fruchtlosigkeit der Warnungsbriefe überzeugen, die er nach Wien über diesen Gegenstand schickte. In wie entschiedenem Gegensatze er aber zu den in Wien herrschenden Anschauungen stand, bezeugt ein uns erhaltener Brief, aus welchem einige Stellen mitgetheilt werden mögen: „Auf der Jagd muß man sich gemein machen mit den Dienern; wie natürlich müssen dieselben dieses Handwerk besser kennen, als ihre Herren; man muß sie um Rath fragen; sie machen Einwendungen und Streitigkeiten, wenn die Jagd nicht eingeschlagen hat — wenn dieß aber der Fall ist, so schmeichelt man ihnen — und unmerklich macht sich ein jagdliebender Herr eine thörichte Ehre daraus, der gute Diener von Hunden und Pferden zu sein — die Unterhaltungen derer, die die Jagd lieben, drehen sich gewöhnlich nur um Thiere und höchstens um die Geschicklichkeit eines Jägers oder eines Stallknechts. Wenn man diese Beschäftigung zu leidenschaftlich treibt, so ist sie die Quelle vieler anderer Fehler — sie nimmt die beste Zeit weg — wenn man zurückkehrt, ist man müde und will nur essen und schlafen.“ Daß die Sache jedoch noch eine ernstere Seite hatte, beweist uns die Thatsache, daß das Landvolk durch den vielfachen Wildschaden in einer sehr gereizten Stimmung war, nach dem Tode des Kaisers sich zusammenrottete und einen Vernichtungskrieg gegen die kaiserliche Wildbahn unternahm, bis Maria Theresia die Aufgeregten dadurch zur Ruhe brachte, daß sie selbst das Wild in Menge abschießen ließ. Diese Fürstin schlug einigermaßen aus der Art, da sie wohl im Scheibenschießen gewandt war, nicht aber auf der Jagd, während ihre Mutter, Kaiserin Elisabeth, über nichts mehr sich freute, als wenn ihre Geschicklichkeit im Schießen gerühmt wurde; sie ging im Prater den Hirschjagden leidenschaftlich nach und machte über sich selbst die Aufzeichnung: Ich bilde mir ein, ich schieße extra gut.

Ein nicht minder eifriger Jagdfreund als Karl VI. war Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser sonst so sparsame, ja knauserige Fürst scheute auch einen bedeutenden Aufwand nicht, wenn es Reiherbeizen, Rebhühner-, Schweine- und Parforcejagden galt, wobei er zum Verdruß seiner Hofleute weder auf Wind, noch Wetter achtete. Und seine Unterthanen wurden durch diese Liebhaberei nicht weniger belästigt, als durch seine Soldatenspielereien. Von allen Seiten erschollen Klagen über Wildschaden. In Pommern allein waren zehn Saugärten; zuweilen wurden auf einer Jagd bis gegen 1900 Wildschweine erlegt, von denen einige verschenkt wurden, die übrigen um drei bis sechs Thaler von den königlichen Beamten und von Kaufleuten, Bürgern, Gastwirthen, Bäckern und Brauern gekauft werden mußten, während die Juden dafür jährlich eine bestimmte Summe an die Hospitäler und Armenhäuser zu bezahlen hatten, widrigenfalls man ihnen die Schweine in die Häuser warf. Die Erlegung eines Hasen oder Stückes Federwilds kostete 50 Thaler Strafe, die Verletzung der Saugärten 50 Thaler und Staupenschlag oder Festungsarbeit. Wie Friedrich Wilhelm in der Ueberzeugung von der Preiswürdigkeit aller seiner Liebhabereien seine Kinder an die gesellschaftlichen Genüsse des Tabakkollegiums gewöhnen, wie er dem Kronprinzen durch Schenkung eines kleinen Kadettenkorps Liebe zum Soldatenwesen einflößen wollte, so sollten, wenn es auf ihn ankam, seine Söhne auch so tüchtige Jäger werden, wie er selber. Es ist nun fast rührend, zu sehen, wie in den wenigen uns aus der ersten Jugendzeit Friedrichs des Großen erhaltenen Briefen der Sohn die Gunst des gestrengen Vaters zu gewinnen oder zu befestigen sucht durch Berichte über die Fortschritte seiner kleinen Kadetten und über seine Jagderfolge. Immer kehren Nachrichten wieder, wie: „Meine Kompagnie hat nicht allein die Handgriffe sehr gut gemachet, sondern auch so gut gefeuert, daß es unmöglich besser sein kann.“ — „Meinem lieben Papa berichte mit allem unterthänigen Respekt, daß ich gestern bei meiner Kompagnie zu Köpenik gewesen; sie hat überaus gut exerziret, und ich habe ihr auch, weil sie es so gut gemacht, ein Faß Bier geschenket.“ — „Gestern habe ich einen Hasen mit meinen neuen Hunden gehetzet,



Farbendruck v. E. Hochdanz in Stuttgart. Verlag v. Krais u. Hoffmann in Stuttgart

HANDECK.

(Berner Oberland)

welchen wir auf Papa's Gesundheit verzehren werden." — „Ich bin bis hierher mit dem Schnupfen und Husten stark geplaget gewesen; dennoch bin ich im Anfang auf der Jagd gewesen und habe mein erstes Huhn im Fluge geschossen." So schreibt der sieben- bis achtjährige Kronprinz; allein die Täuschung hielt nicht lange vor, als ob er mit seiner zarten, durchaus auf die feinern und edlern Lebensgenüsse gerichteten Natur wirklich Geschmack fände an des Vaters rauhen Neigungen. Und als es zwischen den grundverschiedenen Charakteren, die es nicht über sich bringen konnten, sich in ihrer Eigenart zu verstehen und liebevoll auf einander einzugehen, zum unseligen Bruche gekommen war, da poltert der Alte in seinen Briefen: „Sein eigensinniger, böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet; denn wenn man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. Zum Andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inklinationen hat, der sich schämt, nicht reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal reprimandiret, aber Alles umsonst und keine Besserung in nichts ist." Aehnlich, nur mit einer die entschiedene Wendung zur Versöhnlichkeit anzeigenden Geschwätzigkeit, ist derselbe Tadel in einem spätern Schreiben Friedrich Wilhelms ausgesprochen. Die bezeichnendsten Sätze sind: „Denn ich Dich von Jugend auf wohl habe kennen lernen, auch Alles angewandt habe, Dir eine rechtmäßige Ambition, Lust und Inklination zum Soldatenhandwerk zu inspiriren. Ich habe aber nicht reussiret, weil Du die Ambition in Hoffart verkehret hast, und, anstatt einer rechten Lust, Liebe und Applikation zum Handwerk, einen rechten Widerwillen dagegen getragen, daß es alle Leute observiren können, daß es Dir kein Plaisir, sondern eine rechte Last sei. Wie Du denn auch Dich gegen Fremde und Einheimische darüber beklaget hast, und ein Soldat, der Ambition und rechtschaffene Lust dazu hat, wie Ich Dir tausendmal gesagt habe, auch eine Inklination haben muß zu Allem dem, was männlich ist, und nicht zu dem, was weibisch ist; daß er sich selbst nicht schonen, sondern sich sogleich exponiren und einfinden muß, wenn es Okkasionen gibt, sich zu zeigen; der ferner nach keiner Kälte noch Hitze was fraget, noch nach Hunger und Durst, und die stärksten Fatiguen, die da sein können, gerne aussteht. Du aber hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davor gezeiget, und wenn es auf Jagden, Reisen und andere Okkasionen angekommen, hast Du allezeit gesuchet, Dich zu schonen, und lieber ein französisches Buch, des bon mots, oder ein Komödienbuch oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen. Du hast ferner eine Kompagnie gehabt, die gewiß schön, gut und tüchtig war, und doch habet Ihr Euch gar nicht darum bekümmert, daher ich glaube, wenn Ich Dich ja wieder zum Soldaten machte, daß es Dir doch nicht von Herzen gehen werde. Aber was gilt es, wenn ich Ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maître de flûte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, ingleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn ich lauter Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-maîtres verschriebe und ein großes Theater bauen ließ: so würde Dir dieses gewiß besser gefallen, als eine Kompagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, nach Deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit maître, ein Französchen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantchen, das scheinet was Nobleres, das ist was Königliches, das ist digne d'un prince."

Gegenüber solchen Vorwürfen erschien es noch dem neunzehnjährigen Kronprinzen angezeigt, zu dem alten Mittel, seinen Vater zu versöhnen, zurückzugreifen und demselben wieder von Zeit zu Zeit Jagdgeschichten aufzutischen. Freilich leuchtet aus denselben deutlich genug hervor, daß nicht nur noch nicht die wahre Begeisterung für die Jagd über ihn gekommen war, sondern daß auch eine gewisse Ungeschicklichkeit den Mangel an Jagdlust bei ihm mitverschuldete. Solche Stellen aus seinen Briefen sind: „Ich habe auch nachgehends nach einem Hirsch und nach einem Schmalthier geschossen; weilen mir aber die Büchse in der Hand ein paar Mal losgegangen, so habe nichts getroffen; jetzunder aber werde fleißig nach dem Ziel schießen, um wieder recht in Uebung zu kommen." — „Der Heidereiter hat mich im Walde zum Pirschen geführet. Stärkere Hirsche als Vierzehner sind nicht auf der Heide und im Bruche, wie er saget; der stärkste, so ich gesehen, ist nur ein ungrader Zehner, sonsten aber habe wohl über sechs Rudel von zwanzig bis dreißig Hirschen und Thieren gesehen; es ist aber sehr schwer, ihnen anzukommen. Ein Thier habe angeschossen, weil aber der dasige Jäger keinen Schweißhund hat, so konnten wir dieses Schmalthier nicht verfolgen. Sonsten habe mich die Woche zu unterschiedenen Malen zum Schießen mit der Büchse und der Flinte exerziret. Heute Nachmittag werde auch noch auf dem Wall nach dem Ziel schießen." — „Dichte bei habe einen Hirsch von acht Enden und einige Schmalthiere geschossen; auch ist eine grausame Menge Hirsche in den Heiden und sind so zahm, daß man sie mit dem Wagen dichte auf dreißig Schritt anfahren kann, und findet man Rudel von vierzig bis fünfzig Stück zusammen und diese sehr häufig. Beim Wollup stehet ein Hirsch von achtundzwanzig Enden, welcher, glaub ich, sehr leicht einzufangen wäre, wenn es mein allergnädigster Vater beföhle." Daß solche Berichte den Eindruck auf das väterliche Herz nicht verfehlten, sehen wir daraus, daß mitten unter trockenen Ermahnungen zum Fleiß und Bemerkungen über Verwaltungsgegenstände in den Briefen des Vaters sich Aeußerungen finden, wie: „Weil Ihr mir auch geschrieben, daß ein großer Hirsch von achtundzwanzig Enden bei dem Wollup stehet, so sollet Ihr Mir berichten, in welcher Gegend eigentlich dieser große Hirsch anzutreffen." Daß Friedrich in den Briefen an seinen Vater nicht seine wahre Herzensmeinung über die Jagd offenbarte, ist klar; seinen Freunden gegenüber konnte er natürlich eher mit derselben herausrücken. Und so schreibt er einmal zu einer Zeit, da er schon größere Freiheit von Seiten seines Vaters genoß, an einen solchen: „Was die Jagd betrifft, so ist hier eine ganze Schaar, welche für mich jagt, und ich studiere für sie; Jeder findet dabei seine Rechnung und Niemand ist verhindert in seinen Zer-

streuungen." An seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, schreibt er lange Zeit später: „Mein Bruder geht auf die Jagd für die ganze Familie; ich unterhalte mich mit dem Studium, der Musik, der Baukunst, der Gärtnerei und allen Arten von angenehmen Beschäftigungen." Inzwischen hatte er in seinem Antimachiavel, einer Abhandlung, in welcher er die bekannte Schrift des italienischen Staatsmannes bekämpfte, seinen Standpunkt in dieser Frage vor aller Welt ausführlich dargelegt. Er geht dabei mit größter Gründlichkeit zu Werke, zugleich aber auch mit einer so prosaischen Nüchternheit, daß wohl kein richtiger Waidmann einer gelinden Gänsehaut sich wird erwehren können.

Wenn Machiavelli den Fürsten das Jagen aus dem Grunde empfiehlt, weil sie auf diese Weise die Gegenden und Wege ihres Landes kennen lernen, so läßt Friedrich außer Acht, daß hier nur ein kleiner italienischer Fürst in's Auge gefaßt ist, und entgegnet hierauf: Wenn ein König von Frankreich, wenn ein Kaiser auf diese Weise die Kenntniß seiner Staaten sich erwerben wollte, so müßten sie so viel Zeit für ihre Jagden haben, als das Weltall braucht in der großen Umwälzung des Sonnenjahres. Die Untersuchung dieser Jagdfrage scheint ihm um so wichtiger zu sein, als die Mehrzahl der Könige und Fürsten zum Mindesten drei Viertel ihres Lebens mit dem Durchstreifen der Wälder und dem Verfolgen und Tödten der Thiere zubringen. Er stellt zunächst nun seine eigene Ansicht auf, welche dahin geht: das Jagen ist eine jener sinnlichen Vergnügungen, welche den Körper sehr in Bewegung setzen, und welche dem Geiste nichts sagen; es ist eine Uebung und mörderische Geschicklichkeit, welche angewendet wird auf Kosten der wilden Thiere, es ist eine fortwährende Zerstreuung, ein lärmendes Vergnügen, welche die Leere der Seele ausfüllt, und welches dieselbe zu dieser Zeit für jedwede andere Betrachtung unfähig macht; es ist ein lebhaftes und brennendes Verlangen, irgend ein wildes Thier zu verfolgen, und eine grausame und blutige Genugthuung, es zu tödten; mit einem Worte, es ist eine Unterhaltung, die den Körper stark und tüchtig macht, und welche den Geist brach und bildungslos läßt. Dem Einwand, daß die Jagd schon ein altes, bei den Patriarchen und vielen großen Männern beliebtes Vergnügen sei, begegnet er mit den Bemerkungen, daß das Alte darum nicht auch das Beste sei, daß man das Erhabene und nicht das Kleinliche an den großen Männern nachahmen müsse, und daß jene guten Patriarchen und unsere theuern Voreltern viel von den barbarischen Jahrhunderten an sich hatten, in welchen sie lebten, daß sie sehr unwissend und müssiggängerisch waren und da sie nicht wußten, womit sie sich beschäftigen sollten, ihre Langeweile mit der Jagd todtschlugen. Insbesondere sah Friedrich in der Jagd die für einen Fürsten am wenigsten passende Unterhaltung; der Beruf eines Fürsten sei, gut und gerecht zu denken; darin sollten sie alle ihren Geist üben und deßwegen auch die Gesellschaft vernünftiger Menschen der der Thiere vorziehen. Da man namentlich die Mäßigung, diese für einen Fürsten so nothwendige Tugend, nicht bei den Jägern finde, so reiche schon dieß hin, um die Jagd verhaßt zu machen. Wenn man die Jagd vertheidigt als ein Abbild des Krieges, so beruft sich Friedrich auf das Beispiel Gustav Adolfs, Marlboroughs, Eugens, die alle keine Jäger und doch große Feldherren waren; zudem könne man im Spazierengehen über die verschiedenen Situationen in der Kriegskunst vernünftigere Betrachtungen anstellen, als wenn man durch Rebhühner, Hunde, Hirsche u. s. w. zerstreut werde. Sein Endergebniß ist: die Jagd paßt nur für diejenigen, welche ein Geschäft daraus machen; aber die vernünftigen Menschen sind in der Welt, um zu denken und zu handeln, und ihr Leben ist zu kurz, als daß sie auf so unpassende Weise kostbare Augenblicke verschwenden könnten.

Friedrich Wilhelm hatte mit der Zeit darauf verzichten gelernt, seinen in dieser Beziehung so entarteten Sohn auf die richtige Bahn zurückzulenken, und so schreibt er denn wenige Tage vor seinem Tode einen rührenden Brief an den alten Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, seinen vieljährigen Jagdgenossen: „Weil ich in dieser Welt ausgejaget habe und also die Parforce-Jagd ganz aufgeben will, um die unnützen Kosten einzuziehen, indem mein ältester Sohn auch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird....." Wenige Wochen darauf sollte sich die düstere Weissagung des gewaltigen Nimrod erfüllen! Friedrich that unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den seitherigen Jagdbelästigungen Einhalt, zog vier Reviere der Hühnerjagd ein und gab Aecker, Wiesen und Hütungen zurück. Eine große Zahl Hirsche und Keiler ließ er schießen, besonders auch, um den Preis des Fleisches, der damals mit dem der Früchte sehr hoch gestiegen war, wieder herabzubringen; und wenn er Jagden bestätigte, die sein Vater verliehen hatte, behielt er sich vor, das Wild schießen zu lassen, sobald es wegen des Landbaues nöthig würde.



Der blonde Schrecken.

(Bruchstücke aus den „Bekenntnissen eines alten Revolutionärs".)

Unsere Jünglinge wachsen auf mit den Helden des Plutarch, sie schreiben glühende Tragödien zur Verherrlichung der Bauernkriege oder der Sizilianischen Vesper; aber nach einigen Jahren, gereift und geläutert unter der Kelter von ein bis drei Staatsprüfungen, enden sie mit Zweckessens-Demonstrationen und mit der Bewunderung der bürgerlichen Helden, welche nicht über den passiven Widerstand solcher gastronomischen Opposition hinausgehen. Ein Kreis- oder Stadtrichter, der ein- oder zweimal bei den Ernennungen zum Stadtgerichtsrath übergangen worden, steht vor seiner Frau und seinen „politischen Freunden" im Lichte des Mär-

tyrerthums da und hält sich bald aus Familien- und anderen höheren Rücksichten für verpflichtet, mit den „bestehenden Gewalten“ seinen Frieden zu machen, oder, wie es heißt, die hohlen Jugendschwärmereien gegen eine mehr realistische Weltanschauung zu vertauschen.

Wir leben eben in einem bürgerlichen, industriellen Zeitalter, wo das öffentliche Leben von den meisten Leuten nur nebenbei betrieben wird. Dabei sind wir Alle von des Gedankens Blässe angekränkelt.

Um große Dinge zu thun, muß man, wie Voltaire sagt, den Teufel im Leibe haben. Jedenfalls ist eine gewisse Einseitigkeit, ja Ungerechtigkeit, wenn's sein muß, von der rechten Thatkraft unzertrennlich.

* * *

In diesen Blättern wird eine Reihe von Selbstbefreiungen berühmter politischer Gefangener mitgetheilt. Würden wohl solche Befreiungsakte sich des allgemeinsten Beifalls erfreuen, wenn die Gerechtigkeitspflege über alle Zweifel erhaben, wenn die Behandlung der Angeschuldigten menschlich wäre? — Beides ist nicht der Fall, und daß es so ist, steht im bequemsten Einklange mit der ganzen hergebrachten Ordnung. Die Vergewaltigung ist positiven Rechtes. Der positive Mann, der Staatsbeamte bedarf keiner ungesetzlichen, keiner terroristischen Maßregel; vielmehr umgibt er seine einträgliche Herrschaft noch mit dem Glorienschein des Gesetzes. Er wird sich hüten, zu den Ueberwundenen zu sagen: Ich unterdrücke euch gewaltsam, weil das die Bedingung meiner Existenz ist! Im Gegentheil, die schlimmsten Mißregierungen haben sich noch angestellt, als ob sie mit Bedauern das grausame Gesetz anwenden müßten und haben ihre Krokodilsthränen dazu vergossen. Die Demokratie hatte weder solche Mittel, noch so viel Heuchelei, um sich zu behaupten. Dafür wurde auch der Terrorismus zu einem Stichwort, das ihr regelmäßig in's Gesicht geschleudert wurde und das sie zuweilen unschuldig oder unvorsichtig genug war, ohne Widerspruch aufzunehmen. Eine bedenkliche Erbschaft entfernter Seitenverwandten, die nicht sine beneficio inventarii hätte angetreten werden sollen! —

Wenn Danton septembrisirte, um das Vaterland vor der Invasion von Außen, vor den geheimen Alliirten von Koblenz und Schönbrunn im Innern zu erretten, so versteckte er sich nicht hinter gesetzliche Formeln; er gestand stolz die Gewaltsamkeit seiner Handlungsweise ein. «La sainte terreur!» Wenigstens versuchte er es nicht, die Opfer selbst zu täuschen. Wenn aber in Warschau die Ruhe hergestellt ward und ein Kaiser auf dem Grabe einer Nation tanzte, so geschah das nach hergebrachten Formeln, nach kirchlichen und staatlichen Dogmen, die keinen Widerspruch zulassen. Dennoch glaube ich nicht, daß jener Kaiser jemals ein so hohes Bewußtsein seiner Mission und seiner geschichtlichen Berechtigung in sich trug, als Danton, wohl aber, daß ihm nichtsdestoweniger sein Gewissen minder dabei zu schaffen machte.

Der Terrorismus in der französischen Revolution war eine kurze Episode, aber sein Name ist geblieben. Wer das päpstliche Schloß von Avignon besucht, der bekommt alle die Marterwerkzeuge, unterirdischen Kerker u. s. w. gezeigt, mit und in welchen die päpstliche Unfehlbarkeit und Legitimität ihre Zweifler und Gegner als Ketzer und Rebellen mißhandelte und aufrieb. Der gebildete Cicerone, ein Beamter, trägt seine wortreiche Erklärung zu diesen Reliquien mit der größten Gemüthsruhe vor, als ob sich dergleichen ganz von selbst verstünde. Aber wenn er an ein gewisses Fenster kommt, wo die Emissäre des Convents einige Royalisten hinuntergestürzt haben, da wird seine Rede bewegt und der Fremde kann einer gewaltigen Tirade gegen den Terrorismus nicht entgehen.

War Fouquier-Tinville schlimmer als Jeffreys, der Richter Jakobs II.? — Beide waren Ungeheuer; aber dieser betrieb neben der Grausamkeit noch eine ekelhafte Legalitätsheuchelei. Der Convent hatte keine Justiz; das Ancien-régime hatte neben vielem Andern auch mit der Gerechtigkeitspflege so ziemlich aufgeräumt. Auf seine Rechnung kommen die Opfer der Guillotine. Erst mit Napoleon I. entstanden, beiläufig gesagt, Gesetzbücher und Gerichtsorganisationen, welche ihren Namen verdienen.

Der Terrorismus ist also keine Erfindung Marats. Er ist alt, wie die Welt, wenigstens so alt, als das Herrscherthum. Doch der Name gehört der französischen Revolution an; damals blühte der Rothe Schrecken. Als die zweimal vertriebenen Bourbonen wieder in Frankreich Fuß faßten und von Angst zu Grausamkeit getrieben wurden, da herrschte eine Zeit lang der weiße Lilien-Schrecken, la terreur blanche. In Polen war es der schwarze Schrecken, der schwarzgelbe in Ungarn u. s. w. Allein der blonde Schrecken? — Dieses Wort, das wie ein Scherz klingt, — ein schlimmer Scherz mit so traurigen Vorstellungen! — versetzt uns in das Jahr 1848, zu dessen Charakteristik es gehört.

Die Februar-Revolution war bekanntlich sich selber eine Ueberraschung; daraus entstand eine Republik ohne Republikaner oder doch ohne Republikaner an der Spitze. Um so lebhafter suchte man, im Gefühle der eigenen Unzulänglichkeit, sich in die großen Erinnerungen der neunziger Jahre zu vertiefen. Je weniger man aus eigener Initiative schöpfte, desto tiefer tauchte man in das Epigonenthum unter. Aber die alten Reminiscenzen trafen ein neues Geschlecht, zu dem sie wenig paßten, und die Ereignisse entzogen sich aller Leitung. Was später an wirklicher Leitung zu entdecken war — und diese Beobachtung gebe ich künftigen Historikern in Kommission — gehört weit mehr der reaktionären Intrigue an, als der revolutionären Propaganda.

Ich lebte in Berlin, als die Februar-Revolution ausbrach. Ich aß gerade bei einem befreundeten Banquier zu Mittag, als der Telegraph — damals noch ein mit aufregenden Handbewegungen sichtbarlich über unseren Häuptern gestikulirender — die Nachricht von der Proklamation der Republik brachte. Mein Gastfreund, sonst ein liebenswürdiger und liberal gebildeter

Mann, stürzte beim Anblick der Depesche mit den Worten: die Franzosen sind verrückt geworden! vom Tische, zum Zimmer hinaus und hinunter in sein Comptoir, um die bodenlose Tiefe zu ermessen, in welche die französische Rente hinabgestürzt sein und ihre internationalen Schwestern mitgerissen haben mochte.

Der Mann gehörte übrigens damals schon zur absoluten Freihandels-, zur sogenannten „Nichts als Freihandel-Partei". Somit berechnete er Alles in baaren Ziffern. Jeder Mensch, zum Beispiel, ist ihm in seiner Art eine Kapitalanlage; von jedem Stande weiß er, wie viel derselbe durchschnittlich abwirft, und ein großer Astronom vertritt für ihn noch nicht 2¾ Prozent der auf ihn verwendeten Kosten, weit weniger also, als der geringste Handwerker. In neuester Zeit hat er zwar mit der Fortschrittspartei gestimmt, aber doch herausgerechnet, daß der ganze Konflikt um das willkürlich erhöhte Militärbudget, zu etwas unter fünf Millionen Thalern veranschlagt, auf den preußischen Kopf ungefähr 7½ Silbergroschen betrüge; und er, sowie seine gleichgesinnten Freunde, wären natürlich gerne bereit, ihren Antheil abzutragen und ohne Weiteres mit dem Militärkabinet und Bismarck ihren Frieden zu schließen.



Donna Catalina de Erauso.
(Zu Seite 268.)

Derselbe Mensch, der damals die französische Revolution für ein Werk des Wahnsinns erklärte, hat mir später aus dem Courszettel bewiesen, daß die beiden größeren, von Napoleon III., dem „Retter der Gesellschaft", geführten Kriege auf den öffentlichen Kredit viel stärker gedrückt haben, als die ganze eigentliche Revolutionsepoche. Damals (1848) aber wurde auf diesen Punkt, zumal in allen offiziellen Kundgebungen, ein unendlicher Werth gelegt. So war es ja auch zum System geworden — in Preußen alsbald, in Frankreich etwas später — die Ziffern so zu gruppiren, daß alle Schuld und alle Schulden, alle Lasten und alle Laster auf das arme Jahr 1848 fielen, in welchem doch weder schlechter, noch kostspieliger regiert wurde, als in den vorhergehenden oder darauffolgenden Jahren, und wo, der authentischen Kriminalstatistik zufolge, weder von den untersten, noch von den obersten Klassen so viel gestohlen wurde, als sonst wohl durchschnittlich der Fall zu sein pflegt. Nur daß der Staatsschatz plötzlich leer war! —

Und da wir gerade von einem Banquier ausgingen, so sei auch Hansemanns erwähnt, des nachmärzlichen Finanzministers, dessen ganzes Sinnen und Trachten, nach seiner wörtlichen Versicherung darauf ausging, die Wachparade und die alten bunten Gensd'armeröcke wieder in ihre hergebrachten Rechte einzusetzen, damit die Course steigen und der Hypothekenzinsfuß falle! — Auch eine Auffassung von der Bedeutung welthistorischer Ereignisse und wahrlich keine seltene! — Damals stellte Lamartine in Paris, wie er sagte, die Ordnung vermittelst der Unordnung wieder her; später gelang es der Manteuffel'schen und ähnlichen, ihr verwandten Mißregierungen, die Unordnung mit den traditionellen Mitteln der Ordnung herzustellen, aus Gesetz und Verordnung eine Anarchie zu erbauen, in welcher die persönliche Freiheit und Rechtssicherheit bis auf den Glauben daran untergingen.

Wahrlich, die Unordnung, welche in den Straßen raucht, singt und die Passage hemmt, ist noch die schlimmste nicht. Und es gibt etwas höheres, als den schlagfertigen Gensd'arm, nämlich den unabhängigen Richter, und etwas Schöneres, als den unabhängigen Richter, nämlich den selbstbewußten Staatsbürger, der für sein angeborenes Menschenrecht einsteht! Impavidum ferient ruinae! —

Der 18. März erlöste die Demokraten von gestern nur theilweise von dem lastenden Bann, in den die sogenannten gebildeten, d. h. die begüterten Klassen seit den ersten Volksversammlungen sie gethan hatten, der auch später noch häufig zu Thätlichkeiten, sehr oft zu persönlichen Bedrohungen führte. — Am 19. März früh Morgens ging ich durch die Straßen Berlins. An den Barrikaden schwieg der Kampf; die berühmte Ansprache des Königs an seine „lieben Berliner", worin die „thränenreiche Landesmutter" ihr Flehen mit dem seinigen vereinigte, wurde überall besprochen. Sollte man darin und in dem verheißenen Rückzuge der Truppen schon eine Sicherheit finden, genügend, um die Barrikaden abzutragen? — Ich bezweifelte das. — Herr! Sind Sie Hausbesitzer? so schnauzte mich ein wohlbeleibter Mann an, dem eines der nächsten Häuser, es war an der Luisen- und Marienstraßenecke, zu gehören schien. Das war die Tradition der altständischen Verfassung: der Grundbesitz sollte selbst an den Barrikaden ein ausschließliches Stimmrecht verleihen.

Die Revolution war vor den Thronen stehen geblieben. Mit der Reverenz, welche der König im Schloßhofe den Leichen erwiesen, schien den Meisten die ganze Mordnacht gesühnt. Friedrich Wilhelm IV. hat selber kurz darauf in Potsdam seinen

Offizieren erklärt, das Volk von Berlin habe sich großmüthig gegen ihn benommen. Wie bald sollte diese Ansicht der tiefsten Erbitterung weichen! — Es ist bekannt, daß das Volk in den leidenschaftlichsten Momenten „Herr Jesus, meine Zuversicht" gesungen hatte. Das war die Marseillaise der skeptischen Berliner! In den Gardes-du-Corps-Kasernen erlönten ganz andere Lieder, die ich hier nicht niederschreiben mag.

Von wem die zwei Schüsse ausgegangen, welche den Ausbruch des Straßenkampfes veranlaßten, das wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; ich kann betheuern, daß ich niemals Jemand begegnet bin, der darüber Bescheid wußte oder auch nur zu wissen glaubte. Jede Partei schob sie der andern zu. Mögen sie Zufall gewesen sein! Immerhin war das Volk wochenlang geneckt und irritirt und dadurch freilich auch, unberechneterweise, die Besatzung vor der Zeit ermüdet nnd abgespannt worden. Als Sühne für die mißbrauchte Militärgewalt galt damals die Ausweisung des Prinzen von Preußen, der jedoch in demselben Jahre noch, nach Vollendung seiner konstitutionellen Studien in England, von dem zweiten quasi-liberalen Ministerium als Abgeordneter für Wirhitz wieder in Berlin eingeführt ward. Daß gerade ihn das Volk zum Opfer auserkoren, konnte auffalleud erscheinen und wurde oft, als derselbe später seine liberale Thronfolgerrolle spielte, für eine seltsame Verblendung erklärt. Aber er wurde ja gar nicht von dem Volke als Sühnopfer gefordert, sondern vom Hofe als Sündenbock angeboten, — vielleicht um andere hohe und höchste Personen durch einen verhältnißmäßigen Einsatz gegen Entrüstung und Rache zu assekuriren. Wie er floh, ohne verfolgt zu sein, das ist in Varnhagens Tagebüchern nachzulesen.

Im Jahre 1851 stand, bei Gelegenheit einer andern und besser motivirten Flucht, der Gastwirth Krüger von Spandau vor Gericht; angeklagt, den dem Zuchthause entsprungenen Gottfried Kinkel über Nacht beherbergt zu haben. Krüger läugnete nicht, sondern erzählte, er habe früher schon, besonders am 19. März 1848, Flüchtlingen durchgeholfen und dafür sogar den Dank der Polizei geerntet. Das Gericht suchte die unpassende Erzählung zu unterbrechen und sprach den gastlichen Gastwirth frei. (S. Varnhagens Tagebücher, T. VIII, S. 388.)

Wie im Jahre 1848 die geschlagenen Reaktionäre, nach Schillers Glocke, erwarteten, daß nun überall „die Weiber zu Hyänen" würden, und wie sich vielfach die Hyänen als alte Weiber enthüllten, das wäre komisch, wenn es nicht so tragische Folgen gehabt hätte. Das Eigenthum war nicht so gefährdet, wie der Kredit; das heißt also, in klares Deutsch übersetzt: die Besitzenden thaten sich selber durch ihr Mißtrauen wehe. Am kronprinzlichen Palast prangte das Wort „Nationaleigenthum"; Niemanden aber fiel darum ein, das fortbestehende Eigenthum des Prinzen daran zu bestreiten oder zu gefährden. „Heilig ist das Eigenthum" stand an den lockendsten Banquiers- und Juweliershäusern, und war wohl in mancher stillen Nacht von den grundlos ängstlichen Besitzern selbst angeschrieben worden. Die Idee einer kommunistischen Güterverthei- lung wurde selbst in den wildesten Clubs, als eine rein theoretische, auf die fernste Zukunft vertagt, und bekanntlich hat sich der „demokratische Kongreß", in welchem die Bassermann'schen Schreckgestalten so ziemlich komplett vertreten waren, in einer Generalversammlung und mehreren Ausschußsitzungen, statt mit der Revolutionirung Deutschlands, auf die sein Mandat lautete, lieber mit der wissenschaftlichen Lösung der sozialen Frage beschäftigt, an welcher diese jugendlichen Gemüther keineswegs verzweifelten! —

Im April 1848 war zu Berlin das Brod sehr theuer, aber nicht die Bäcker, sondern die zu kleinen Brode wurden von der hungernden Menge an die Thüren der verhaßtesten Bäcker genagelt.



Ossip Iwanowitsch Komissarow.

(Zu Seite 268.)

Unter solchen Umständen kam die Reaktion bald wieder zur Besinnung. Ihre Häupter sammelten sich und konspirirten in Potsdam wacker darauf los. Der Adel hat seit jeher zu dieser Beschäftigung größeres Geschick bewiesen, als wir armen Bürgersleute, die das gewöhnlich nur als ein Nebengeschäft betreiben und die ja auch nicht, wie die Itzenplitze und Köteritze, den Nachweis zu führen vermögen, daß sie „früher als die Hohenzollern in die Mark gekommen sind". Die uckermärkischen Granden verriethen auch dießmal wieder für ihr altes Geschäft einen bewunderungswürdigen Instinkt, der von den Geschichtsschreibern dieser Epoche noch nicht gehörig gewürdigt und hervorgehoben wurde. Während sie sehr still, sehr resignirt thaten und öffentlich die Miene vertheidigungsloser Opferlämmer annahmen, bemächtigten sie sich zunächst des in sich vereinsamten und verwirrten Königs ganz und gar. Dann

erkannten sie nach kurzer Frist, daß für sie das Hauptmittel, wieder zu Macht und Einfluß zu gelangen, in dem, auch von den rheinischen Kommunisten stets als Panacee angepriesenen Klassenkampfe bestehen müsse. Sie thaten alles Mögliche, Bourgeoisie und Proletariat — nach den damals gang und geben französischen Begriffen, die auf unsere Zustände niemals recht paßten — aus einander zu halten, auf einander zu hetzen. Zwischen den Erben des Raubritterthums und den modernen Knipperdollings hat sich seitdem eine niemals ganz erloschene, neuerdings wiederum bewährte Wahlverwandtschaft ausgebildet. Jene verständigten sich allewege leichter mit dem abenteuernden Abschaum der Revolution, mit den plünderungslustigen und ehrgeizigen Hebertisten u. s. w., als mit den ehrlichen und allzubedenklichen Bürgern des Mittelstandes, welche die reale Grundlage der Machtverhältnisse gesetzlich zu modifiziren trachten.

Da war gleich im Anfang Fürst Lichnowsky, der sich den Kattundruckern der Goldschmidt'schen Fabrik, welche trotz der Geschäftsstockung eine Lohnerhöhung forderten, zum Vermittler förmlich aufdrängte. Dann kamen die Grafen Pfeil, Breßler, Schlippenbach und wie sie alle hießen, von denen jetzt kein einziger wo anders als auf der äußersten Rechten steht, von denen der Erstgenannte mittlerweile durch seine brutale Vertheidigung der patrimonialen Prügelstrafe noch einmal von sich reden machte. Ihnen am nächsten von der andern Seite standen die Edgar Bauer, Braß, Buhl, Held, Massaloup u. a. m., zum Theil damals schon falsche Brüder, der Rest später verkauft. Diese drängten zu terroristischen Maßregeln. Man könnte auch Wilhelm Jordan hier erwähnen, der es anfangs der Berliner Demokratie sehr übel nahm, daß sie nicht mit Eins dem Königthum ein Ende gemacht, wenn er nicht ein bloßer hohler Schwätzer gewesen wäre, der sich selbst kaum für etwas Besseres hielt. Aber unbequemer und schädlicher war er in seiner ersten Manier, als später in seiner zweiten Form des offenen Abfalls und Verraths.

Die Anderen aber, die „Männer der That", welche allabendlich losschlagen wollten („Und fragt nicht lang, wo Feinde sind!"), nöthigten durch ihr perfides oder sinnloses Aufwiegeln die ehrlichen und besonnenen Demokraten zu fortwährendem Abwiegeln, — was allein schon der revolutionären Kraft in der ganzen Bewegung beträchtlichen Abbruch that.

Den wenigen Ehrlichen unter jener Coterie, welche ich die Berliner Hebertisten nannte, schwebte die dunkle Vorstellung vor Augen, als müßten sie das ganze blutige Drama der neunziger Jahre nun Scene für Scene nachzuspielen suchen. Von Zeit zu Zeit schlugen sie in ihrem Mignet, Thiers oder Lamartine nach, was nun kommen müsse, und richteten sich darnach. Mancher dieser trübseligen neuen Don Quijote's schnitt sich nach solchen Voraussetzungen seine Rolle zurecht und hätte gern gleich das Kostüm jener Zeit angelegt. So kam auch das Wort Terrorismus in Mode. Terrorisiren wir! Ich terrorisire, du terrorisirst u. s. w. nach der Grammatik. Die Gegner glaubten theilweise ernsthaft daran, theilweise affektirten sie den Glauben daran und die Furcht davor.

Eines der einflußreichsten Mitglieder des reaktionären Geheimbundes war ein Herr von M., der später in der Diplomatie eine Rolle spielte und vor einigen Jahren in Geisteskrankheit starb. Ich kannte ihn aus der Studentenzeit her und einmal, als wir uns bei gemeinsamen Freunden trafen, wandte er sich lächelnd, aber nicht ohne ernsthafte Intentionen, an mich, mir einen wunderlichen Pakt anzubieten: Wir sollten einander versprechen, wer von uns beiden dereinst mit seiner Partei an's Ruder komme, der solle seinen Einfluß dazu verwenden, die Rache des Siegers von dem Andern abzuwenden. — Ich wäre eben so gerne und eben so ernsthaft auf den bekannten Vertrag eingegangen, daß der früher Sterbende dem Ueberlebenden erscheinen und vom Jenseits erzählen solle und antwortete ihm: Lieber M., Sie könnten ja doch nicht Wort halten; die Ihrigen werden sich gegebenenfalls immer hinter ihre Amtspflicht und das Gesetz verschanzen. Unsereiner könnte schon eher so etwas versprechen; denn wir würden, in Uebereinstimmung mit allen unseren Grundsätzen, offen aussprechen, daß die veralteten Gesetze nicht mehr zu Recht bestehen, daß neue Gesetze erst zu begründen sind. Ihr werdet uns jedenfalls als straffällige Verbrecher, wir würden euch nur als besiegte Feinde behandeln! —

Als der Wrangel-Manteuffel'sche Staatsstreich in Preußen gelang, hätte ich mich wohl gehütet, auf Herrn v. M.'s Vertragsanerbieten zu bauen. Ich mußte Preußen verlassen und gerieth bald darauf in die insurgirten Uferstaaten des Oberrheins. Ungefähr um dieselbe Zeit rückten daselbst verscheuchte Sturmvögel aus Dresden und Wien ein, aus den begnadeten Städten, wo nun gebildete Pommern und Kroaten, — man weiß, in wie glimpflicher Weise und um welchen Preis! — den „Terrorismus der Revolution" erstickten. In der bayerischen Rheinpfalz stieß ich mit einem jungen Maler zusammen, einem philosophisch gebildeten Künstler, der von der Revolution in der künstlerischen Darstellung einer universalen Religionsgeschichte unterbrochen worden war und diese umfassende Arbeit nun schon wieder aufzunehmen begann. Als in seiner Gegenwart Jemand den Aufständischen Dresdens Mangel an Energie vorwarf, rief er: Was, wir haben die Stadt anderthalb Stunden lang terrorisirt! — Worin aber dieser Terrorismus bestanden, das hat Niemand recht ermitteln können. Darauf citirte er den Russen Bakunin, diesen weichmüthigsten aller Menschen, mit dem ich bei Werder Hegel'sche Logik studirt und so viel über Geschichtsphilosophie, über den sich selbst denkenden Gedanken und über den unausbleiblichen Sieg der Idee gestritten hatte. Die vielen Gefängnisse, welche er seitdem kennen gelernt, mögen ihn hart gegerbt haben. Als er endlich von der deutschen Kultur an die russische Barbarei abgeliefert ward, athmete er hoch auf, und nicht mit Unrecht. Am schlimmsten soll es ihm in Oesterreich, am besten in Rußland ergangen sein, wo freilich — Murawieff,

als naher Verwandter, seinen mächtigen Einfluß für ihn geltend machte!

Die fremden Sturmvögel — denn für fremd galten die sächsischen Reichsverfassungskämpfer den Badischen, denen sie zu Hilfe eilten, von Anfang an — geriethen zu den in Pfalz und Baden einheimischen Revolutionärs bald in einen ziemlich schroffen Gegensatz. Jene wollten die Revolution aus bewaffneten Lagern nach Mitteldeutschland tragen und so die Durchführung der Reichsverfassung allgemein erzwingen. Diese wollten sie, wie man heute sagen würde, lokalisiren. Was die lokalisirte Revolution bezweckte, war um so weniger klar, als der Großherzog von Baden ja die zu erwirkende Reichsverfassung schon anerkannt hatte. Dagegen hieß es, er habe sie nicht ehrlich genug anerkannt, nicht seine Truppen darauf vereidigt. Die ehrliche Anerkennung wäre aber überflüssig gewesen, so lange der König von Preußen die Kaiserkrone nicht annahm und nachher hätte sich die ehrliche Anerkennung wohl von selbst ergeben.

Zwischen den allgemein deutschen und den speziell badischen Revolutionärs, welche letztere sogar der Vereinigung mit der bayerischen Rheinpfalz Schwierigkeiten aller Art, Grenzregulirungs- und Finanzstreitigkeiten entgegenstellten, liefen allerlei phantastische Figuren hin und her, welche über ungarisch-italienisch-französische Völker-Allianzen nachsannen oder welche von Guerillaskriegen im Oden- und Schwarzwalde träumten und die eben so wenig als die badischen Revolutionsphilister einsahen, daß ein Land, welches im großen Ganzen nur die Breite eines Eisenbahndammes darstellt, sich niemals selbständig vertheidigen und behaupten könne.

Der badische Aufstand des Jahres 1849, der von Andlau, Häusser und Anderen, welche ihn nicht mit angesehen, so glänzend und erfolgreich verläumdet worden ist, begann als Militär-Emeute. „Die verthierte Soldateska" in den Kasernen erhob sich, um — ihre Kamaschen zu verbrennen. Nach der ersten Ueberrumpelungen erklärten viele Beamte und Offiziere ihre Adhäsion, und ich selbst habe von höheren Beamten der provisorischen Regierung provisorische Treugelöbnisse sehr beiläufig leisten gesehen, die freilich auch in ihrer Formlosigkeit nachher eben so rasch gebrochen wurden, als viele feierliche Verfassungseide in anderen Ländern damals und jetzt. Nur ein kleiner Theil der Truppen, meist Cavallerie, hatte sich feindselig an die nordöstliche Grenze des Landes verzogen. Sie wurden zersprengt und ein Anführer derselben wurde gefangen in Karlsruhe eingebracht. Karl Blind, der Terrorist, bestand darauf, daß derselbe in die nämliche Zelle des Karlsruher Gefängnißthurmes (nach Berliner Stadtvogteibegriffen wäre das keine Zelle, sondern ein ganz erträgliches Gemach zu nennen) gesetzt würde, in welchem er selbst Monate lang geschmachtet hatte. Als aber der gefangene Offizier gegen Abend nach seinem Schlafrocke und seiner Haushälterin verlangte, war der Terrorismus schon befriedigt und man ließ beide zu. Bevor der dritte Morgen graute, war er in aller Stille und ohne Ehrenwort entlassen.

Zu den fähigsten Leuten des Aufstandes gehörten einige deutsche Ausländer, namentlich Trützschler tragischen Andenkens, Raveaux und der alte Schlöffel, welcher letztere, unter anderem, als Civilkommissär im Unterrheinkreis den Landsturm zu organisiren hatte. Die jungen Bauernbursche waren nicht alle von dem Feuereifer beseelt, der ihm wünschenswerth schien. Also erließ der brave Schlöffel, den heiligen Traditionen der großen französischen Revolution gemäß, eine Proklamation, wonach jeder Staatsbürger von zwanzig Jahren und darüber, der sich seiner patriotischen Pflichterfüllung entzöge, standrechtlich behandelt werden sollte. Einer meiner Freunde hatte gerade auf Schlöffels Bureau zu thun, als ihm ein paar rekalcitrante Jünglinge eingeliefert wurden. Schlöffel hielt eine fürchterliche Strafpredigt. Die Jungen fingen zu jammern an, einer klagte über die Noth in seinem Hause. Da zog Schlöffel einen Gulden aus seiner Tasche und Alle wurden begnadigt auf den Exerzierplatz geschickt. — Das war der wilde Schlöffel. Der edle Mann hat seinem Ideale seinen einzigen, prächtigen Sohn, seine Heimat, den größten Theil seines Vermögens geopfert; aber ich bin fest überzeugt: auf den ersten Ruf, wenn er ihn erlebt, wird er da sein und dieselbe Opferfreudigkeit bewähren.

Für noch wilder als Schlöffel galt Gustav Struve, das Schreckgespenst der Carlsruher Bürgerschaft, der ja inmitten der Revolution einen „Club des entschiedenen Fortschritts" gegründet hatte. Zwar für blutdürstig konnte er nicht wohl gelten, denn dieser Fortschrittswütherich, der schon in den stillen vierziger Jahren seinen Adel abgelegt hatte, war Vegetarier und aß kein Fleisch, in der höchsten Verlegenheit erlaubte er sich kaum ein Ei. Dagegen galt er für einen kalten Konsequenzenzieher, angelegt zum Robespierre. Er ist entschieden ein tapferer Mann, aber ob er eine Fliege ohne Gemüthsbewegung tödten könnte, das ist noch nicht erwiesen. Ich traf ihn zu Freiburg in den letzten Tagen des Aufstandes, als Alles um uns her zusammenbrach, der Rumpf des Stuttgarter Rumpfparlamentes sich den letzten Getreuen der oberrheinischen Revolution zum gemeinsamen Abschiede vom Vaterland gesellte, da Verzweiflung sich Vieler bemächtigte, die Meisten einer freud- und trostlosen Zukunft voller Entbehrungen entgegensahen. Langsam zog man sich vor der heranrückenden preußischen Uebermacht zurück. Da ward eine Verschwörung entdeckt von vielen Amtleuten des Oberlandes, deren Absicht und Ziel gewesen, die Häupter des Aufstandes aufzuheben und den preußischen Kriegs- und Standgerichten, also einem fast gewissen Tode, zu überliefern. Ein Theil der Verschwörer wurde gefangen in Freiburg eingebracht, ihre Schuld, von einzelnen unter ihren Gefährten verrathen, war unzweifelhaft. Ich sah die schlotternden Gestalten der an ihrem Leben Verzweifelnden; ich hörte, wie sie zitternd um die Erlaubniß baten, ihren Weibern und Kindern schreiben, sie auf das Schlimmste vorbereiten zu dürfen. Gericht mußte über sie gehalten werden. Florian Moerdes aus Mannheim, der gerade noch als Minister des Innern und vielleicht auch

der Justiz fungirte, suchte unter den Parteigenossen nach einem Staatsanwalts-Volontär, der die Anklage ordnungsmäßig begründen sollte. Fast alle weigerten sich unter allerlei Vorwänden, bei den Meisten überwog wohl die Scheu, diese Familienväter für das Recht einer momentan verlorenen Sache hinrichten zu lassen. Endlich nahm Struve das Amt an, er, der Entschiedenste unter den Entschiedenen. Er hielt eine lange feurige Rede, er sprach von dem geheiligten Rechte einer legalen Revolution, von der zu Recht bestehenden Reichsverfassung, er schilderte die Schuld dieser reaktionären Hochverräther mit den dunkelsten Farben und — trug zuletzt darauf an, sie mit einer Verwarnung nach Hause zu schicken, was auch geschah. —

So waren sie Alle und am meisten die, welche selbst ihre Haut am kühnsten zu Markt trugen. So war der Sinn in den Männern, welche selbst so grausamen Verfolgungen ausgesetzt wurden. Man lese z. B. Röckels Zuchthausgeschichte, wie er zu Waldheim zwölf bis dreizehn Jahre lang auf der Folter niemals aufhörte, für die Erleichterung des Looses seiner Mitgefangenen theilnehmend zu sorgen. Und man glaube nicht, daß die wenigen Stimmungsbilder, die ich aus halbwacher Erinnerung, ohne Anspruch auf historisches Verdienst, in anekdotischer Formlosigkeit hier lose an einander reihe, einen Makel auf die große Bewegung jener verhängnißvollen Zeit werfen können. Im Wesentlichen richtet sich wohl der Gesammteindruck derselben gegen das revolutionäre Epigonenthum. Die heutige Demokratie hegt die Religion der Humanität und sie überläßt die barbarischen Mittel ihren Gegnern. An energischem Opfermuth hat es den Helden jener Tage nicht gefehlt, nur an Grausamkeit. Und wohl ihnen! Diese hätte sie in der Gegenwart kaum gefördert, aber sie hätte jedenfalls ihre heilige Sache für die Zukunft geschändet. Woran die Revolution von 1848 — 49 unterging, das war, um es kurz zu sagen, nicht die Schwäche ihrer Parteigänger, sondern deren Zersplitterung, es war das — noch heute unheilvoll wirkende Wechselspiel zwischen den Interessen der Einheit und denen der Freiheit, es war der alte deutsche Fluch, daß sich die einfachen Aufgaben der praktischen Politik theoretisch und idealistisch verflüchtigen mußten!



Wie Könige sterben.

I.

Am 24. Februar 1848, beim Sturme auf die Tuilerien, ist daselbst eine sehr interessante Aufzeichnung verschwunden, nach der man seitdem vergebens gesucht, die aber in letzter Zeit von Herrn Eduard Fournier, dem bekannten französischen Schriftsteller wieder aufgefunden und veröffentlicht worden. Dieses Schriftstück ist sowohl der Verfasserin wegen, als des Gegenstandes halber, den es behandelt, merkwürdig und wir können nicht umhin, unsern Lesern einen Auszug desselben mitzutheilen. Die Verfasserin ist keine andere als die kluge Prinzessin Adelaide von Orleans, Schwester Louis Philippe's, der sie als seinen besten und vertrautesten Rath betrachtete: und der Gegenstand ist der Tod oder vielmehr das Sterben Königs Ludwig XVIII., welcher merkwürdigerweise der einzige französische König ist, der im französischen Königspalast der Tuilerien gestorben, nachdem er, der fünfundzwanzig Jahre in der Verbannung herumgeirrt, die geringste Aussicht auf einen Tod in diesem „Unglückshause“ gehabt, während so viele andere, die daselbst zu sterben gehofft, auf der Straße unter Mördershand, auf dem Schaffot, in der Verbannung oder Gefangenschaft ihre Tage beendeten. Die Aufzeichnungen der Prinzessin Adelaide beginnen zu Eu in der Normandie, dem Schlosse des damaligen Prinzen oder Herzogs Louis Philippe von Orleans.

Montag, den 13. September 1824.

„Heute Morgen schlief ich sehr fest, als mein Bruder und meine Schwester (Schwägerin) in mein Zimmer traten und mir sagten, daß eine Staffette von Monsieur (Graf von Artois, Bruder Ludwigs XVIII. und späterer Carl X.) angekommen sei. — Der Brief Monsieurs lautete: Paris, 12. September, 2. Uhr Nachmittags. Die Schwäche des Königs hat, mein lieber Cousin, seit gestern so sehr zugenommen, daß ich mich in der schmerzlichen Lage befinde, Ihnen eine Staffette zu schicken und sie aufzufordern, so schnell als möglich und so weit es mit der Gesundheit Ihrer Frau und Schwester verträglich, hierher zurückzukehren. Beklagen Sie mich, lieber Cousin; mein Herz ist zerrissen! aber ich hoffe, Gott wird mir die Kraft geben, deren ich bedarf und deren ich, ach, so sehr bedürfen werde. Ich sage nichts mehr, um den Abgang meines Briefes zu beschleunigen rc. Charles Philippe.“

Auf diesen Brief reist Louis Philippe zuerst und allein ab, da es an Pferden fehlte; am andern Tage folgt ihm die Familie sammt dem ganzen Hofstaate der Orleans. Prinzessin Adelaide beschreibt die Reise von Station zu Station. Ihr Hofherr, Anatole von Montesquiou, der mit ihr im Wagen sitzt, erzählt ihr, daß er einmal bei Mademoiselle Lenormand (der berühmten Wahrsagerin) gewesen, um sich von ihr seine Zukunft vorhersagen zu lassen, und daß sie ihm Vieles gesagt, was seitdem in Erfüllung gegangen, unter Anderem, daß er eine glänzende Laufbahn durchmachen und der Freund eines großen Königs werden werde.

„Da er zu jener Zeit keineswegs gut stand mit dem Hofe, glaubte er, sie wolle vom König von Rom sprechen, sie aber sagte: Nein, nicht Freund eines Gliedes der Kaiserfamilie, sondern eines Königs von Frankreich. — Dieser Gedanke fällt ihm bei jeder Gelegenheit ein und es ist gewiß etwas Außerordentliches an der Sache. — — — Wir fragten überall nach Neuigkeiten; man wußte nichts. Zu Beauvais sagte man Herrn von Montesquiou, daß man nach Abgang des Couriers die weiße Fahne mit Trauerflor umhüllte und daß gewiß der König gestorben sei. In Noailles stieg ich vor der Post ab und fragte die Postmeisterin, ob es nichts Neues gebe? — Nichts! erwiderte sie, fügte aber später hinzu, nichts als was der Courier hier zurückgelassen, daß der König todt sei. — Es schien mir, als ob das geringen Eindruck auf sie machte, wie überhaupt sehr geringen auf dem ganzen Wege...... Zu St. Denis fanden wir einen Brief meines Bruders, der berichtete, daß er bei Monsieur gewesen, der ihm gesagt, der König habe diesen Morgen ein Sakrament erhalten, ihn, Monsieur, gesegnet und gesagt: Adieu, meine Kinder — verlasset mich! — Bei dieser Ceremonie waren von der Familie anwesend: Monsieur, Madame, der Herzog von Angouleme und die Herzogin von Berry.

„Gegen drei Viertel auf vier Uhr kamen wir in Neuilly an (Schloß Louis Philippe's bei Paris). Mein Bruder empfing uns, dann gingen wir in den Salon, wo er uns mittheilte, daß Monsieur sehr freundlich gewesen und ihm gesagt habe: Sie verlangen gewiß nicht, jetzt den König zu sehen. Er sieht übrigens Niemand; seit er uns Adieu gesagt, zeigen wir uns nicht mehr vor ihm. — In der That hat er seit jenem Augenblicke nach Niemand verlangt und kein Wort gesprochen. Unbegreiflich ist es, daß man dem König nicht beizubringen und ihn nicht dazu zu bewegen wußte, ein Sakrament zu empfangen; Niemand wagte es, ihm davon zu sprechen." Zuletzt, da die Gefahr drängte, wandte man sich deßhalb an Madame du Chayla (Favoritin des Königs), die es auf sich nahm. Sie ging zu ihm und machte anfangs einige Umschweife; er verstand sie sehr wohl und schien ein wenig verwirrt; dann faßte er sich und sagte: Nun, mein Kind, ich will es thun; adieu, ich werde Sie nicht wieder sehen!........"

Dienstag, den 14. September 1824.

„Wir wollten um zwei Uhr Nachrichten über das Befinden des Königs einholen; aber während ich mich ankleidete, kam mein Bruder und sagte mir, daß der König nach uns fragte, und wir fuhren in größter Eile ab. In den Tuilerien angekommen, fanden wir eine außerordentliche Menschenmenge im Hofe und viele Wagen; alle Männer des Hofes in der Dianagallerie, durch die wir kamen, um zum König zu gelangen. Man führte uns in ein Kabinet, unmittelbar am Schlafzimmer. Die Thüre seines Schlafzimmers stand offen; in dem Kabinet befanden sich, als wir eintraten, der Fürst Talleyrand, der Fürst Castelciccala (als Abgesandter der Bourbonen von Neapel) und ein Almosenier des Königs. Monsieur, Madame und der Herzog von Angouleme kamen eben aus dem Zimmer des Königs. Monsieur umarmte uns, weinte und sagte: Es geht ihm sehr schlecht; aber die Krise ist, für jetzt, vorüber; doch vorhin glaubte man, es sei vorbei, die Aerzte ließen uns herbeirufen. — Die Herzogin von Angouleme fügte hinzu: Er hält sich nicht für so schlimm, als er ist, denn vorhin, als man ihn ersuchte, das Gebet der Sterbenden zu verrichten, antwortete er mit sehr fester und sehr starker Stimme: Nein! Nein! Ich will nicht! Es ist noch nicht so weit mit mir! —

„Darauf schickte man ihm seinen Beichtvater und er ließ sie gewähren. Ich gestehe, daß mir dieses Verfahren wehe that. Gewiß, ich empfinde keine Zärtlichkeit noch irgend ein besonderes persönliches Gefühl für den König — weit entfernt davon — aber ich habe Mitleid mit ihm. Warum, da er einmal die Sterbesakramente empfangen, seine Pflicht gethan und das Beispiel gegeben, warum ihn noch mit diesen Gebeten quälen? Man könnte sie ganz leise hersagen, sie wären gewiß eben so gut für seine Seele. Die Frau Herzogin von Berry war auch zugegen; dann kamen und gingen hin und her die Kammerherren, Herzog von Duras, Herzog von Aumont rc. und der Herzog von Blacas, der wirklich sehr betrübt war.

„Im Zimmer des Königs waren die Aerzte, der Großalmosenier, andere Geistliche und der Beichtvater.. Man sagte uns, wir sollten doch hineingehen. Madame sagte: Er sieht gar nichts, man kann hineingehen — das macht gar nichts. — Ich fragte sie, ob er mit ihr gesprochen? Nein, ganz und gar nichts, erwiderte sie; er sagt gar nichts, seit er die Sakramente erhalten, er verlangte nicht einmal die Kinder der Herzogin von Berry zu sehen, er sprach auch nicht von ihnen und sagt zu Niemand etwas. — Ich trat in die Thüre und sah ihn sehr gut. Sein Gesicht war geschwollen und roth und es hatte den Anschein, als sehe er nach der Thüre, wo ich stand.

. . . .

„Gegen sechs Uhr kehrten wir in die Tuilerien zurück, um zu speisen. Wir traten in dasselbe Kabinet durch die Dianagallerie, wo Niemand mehr zugegen war.... Wir gingen in's Speisezimmer; das Couvert des Königs war bereit, eben so seine ganze Bedienung, als ob er zum Essen kommen sollte, nur daß sein Couvert umflort war. Die Herzogin von Angouleme setzte sich rechts, die Herzogin von Berry links von diesem Couvert, Monsieur an die Seite der erstern.... kurz, es ging Alles so her, als ob der König anwesend wäre. Ich kann nicht sagen, welchen Eindruck mir dieses Couvert machte, dieser leere Platz und der Gedanke, daß dieser arme König im anstoßenden Zimmer neben uns im Sterben lag. Man sprach von Dem und Jenem, aber jeder in seiner Ecke; das Gespräch wurde nicht allgemein. Nach Tische gingen wir in das Kabinet neben dem Zimmer des Königs; die Aerzte kamen

und gingen und man fragte sie: Wird denn das noch lange dauern? — und sie antworteten: Wir können nicht wissen, aber es wird keinesfalls bald! — Ich gestehe, daß ich von Ton und Art dieser Fragen überrascht war. Der König hustete. Ich fragte, ob er bei Bewußtsein sei und Alibert (der Arzt) antwortete: Ja, manchmal, und wenn man ihn aufmerksam machen kann, gibt er Zeichen des Bewußtseins. Wenn wir uns nähern, reicht er den Arm, daß man ihm den Puls fühle.... Gewiß, er zeigt Muth und Ergebung; er ist sehr ruhig .... Monsieur sagte, daß er uns rufen lassen wolle, wenn es was gebe. Meinem Bruder sagte er, daß er gleich nach dem Tode des Königs nach St. Cloud gehen, daß er uns dort in den ersten Tagen als intime Besucher ohne Ceremonie, und Tags darauf mit seinen Kindern en cérémonie empfangen wolle."

Mittwoch, den 15. September 1824.

„Morgens gegen fünf Uhr wurden wir geweckt; wir sollten schnell zum König. Mein Bruder drängte so sehr, daß ich kaum Zeit hatte, in mein Kleid zu fahren .... Im Kabinet angekommen, fanden wir daselbst Monsieur, Madame, den Herzog von Angouleme, die Herzogin von Berry, dieselben Personen, wie gestern. Madame sagte: Es ist eine Krise wie gestern, aber ich bin gewiß, es ist noch nicht das Ende .... Wir blieben eine Zeit lang. Man erzählte, daß man ihn gestern Abend verbunden, daß ihn aber die Aerzte nicht, wie man das gewöhnlich thut, dabei in das Kabinet brachten und daß er gefragt habe: warum bringt man mich nicht dort hinein? — Um ihn zu beruhigen, schob man das Bett in seinem Zimmer hin und her, als ob man ihn in ein anderes brächte. Herr von Boisgelin sagte mir, daß er dem Verband beigewohnt und daß der Zustand seines Körpers und besonders seines Fußes und seines Beines schlimmer sei, als man beschreiben könne; daß ihm drei Zehen am Fuße fehlten, daß man die Knochen dieses Fußes und dieses Beines sehe. Es sei entsetzlich. — Gewiß, der König muß viel Muth besitzen, da er sich äußerlich immer so benahm, wie Einer, der nicht leidet, während er sich in einem so grauenvollen Zustand befand. Man braucht, um ihm die Verbände zu machen, drei Viertelstunden und er leidet schrecklich dabei.

„Es ist ein Zustand, der wahrhaftig Mitleid einflößt, und jetzt ist man mit dem Gedanken an seinen Tod so vertraut, daß man deutlich sieht, wie Jedermann den Augenblick ohne Bedauern, ohne Rührung und selbst mit einer Art von Ungeduld erwartet. Ach, arme Menschlichkeit! — und so ist es, wenn man keine Freunde hat, wenn man nicht zu lieben und in Folge dessen Niemand an sich zu fesseln verstanden!....

„Um sechs Uhr Morgens kehrten wir in's Palais Royal (Wohnung der Familie Orleans) zurück und ich legte mich wieder in's Bett. Um zehn Uhr frühstückten wir.... Um halb Eins gingen wir wieder, um etwas vom König zu hören. Wir blieben nur einige Minuten.... Chabot kündigte uns an, daß man die Wagen schwarz ausschlagen müsse, daß es schon alle Welt thue. Man gab Befehl, daß zwei Wagen meines Bruders und einer von den meinen schwarz drapirt werde. Ich gestehe, daß es mein Herz, mein Gefühl verletzte, für den König zu thun, was ich für meine Mutter nicht gethan hatte. So geht's leider in der Welt! — Wir speisten im Palais Royal; um halb acht Uhr kehrten wir zum König zurück .... Des Königs Kräfte nahmen immer mehr ab, aber er fieberte noch und ein schrecklicher Geruch erfüllte alle Gemächer.

„Wir saßen im Kabinet und mein Bruder sprach mit Monsieur über die Polizei. Mein Bruder meinte, eine gute Regierung könne ohne Polizei auskommen, daß er ihren Nutzen nicht einsehe und daß sie viel Böses stifte. (Offenbar ist hier von der geheimen Polizei der Bourbons die Rede.) Monsieur (der spätere Carl X.) hielt sie für nothwendig und Madame auch. Die Frau Herzogin von Berry sehr müde und in sehr schlechter Laune .... Man versuchte es, den König zu verbinden, aber er war so schwach und leidend, daß es sämmtliche Aerzte aufgaben. Wir zogen uns gegen zehn Uhr zurück, überzeugt, daß man uns während der Nacht rufen werde."

Donnerstag, den 16. September 1824.

„In der That wurden wir um ein Uhr gerufen; die Dianagallerie erfüllte eine außerordentliche Menschenmenge, der ganze männliche Hof, alle Minister. Wir traten in das traurige Kabinet; die Prinzen und Prinzessinnen waren im Zimmer des Königs; wir folgten ihnen. Es war da sehr düster.

„Monsieur saß auf einem Stuhl am Fuße des kleinen, eisernen, mit grünen Taffetvorhängen bedeckten Bettes, am Fuße des großen Paradebettes, in welchem der König niemals schlief; er schlief immer in dem kleinen eisernen Bette, in dem er jetzt lag. Monsieur saß also zu Füßen, hinter den Vorhängen, so daß der König ihn nicht sehen konnte; die Frau Herzogin von Angouleme neben ihm, die Frau Herzogin von Berry neben Madame, dann der Herzog von Angouleme. Ich setzte mich mit meiner Schwester auf denselben Stuhl, mein Bruder zu uns in einen Sessel, der Herzog von Bourbon, der Fürst Castelciccala, der Fürst Talleyrand. Im Fenster standen der Pfarrer von St. Germain-l'Auxerrois, Mgr. der Bischof von Hermopolis, dann der Erzbischof von Paris, der Herzog von Aumont, Herr von Havré; im andern Fenster der Herzog von Duras, Graf C. Damas, Herr von Boisgelin; hinter dem Bette, zu Häupten, der Großalmosenier, die andern Almoseniere, welche ganz laut beteten, und der Beichtvater des Königs, der sich von Zeit zu Zeit dem Bette näherte, um zu ihm zu sprechen. Der Herzog von Blacas stand zu Häupten des Bettes, zwischen dem eisernen und dem Paradebette. Sämmtliche Kammerdiener waren da und drängten sich hinter uns; alle Aerzte, ohne etwas zu thun, nur daß sich von Zeit zu Zeit einer erhob, sich dem Bett näherte und ihm den Puls fühlte.

„Um zwei Uhr sagte Alibert und die Andern, daß er keinen Puls mehr habe; doch hörte man noch seine starken Athemzüge. Der Geruch war fürchterlich und die Hitze außerordentlich. Die Lichter erloschen da und dort, die Stille wurde nur durch das Athmen des Königs unterbrochen, das aber doch manchmal aufhörte, oder durch die Gebete des Großalmoseniers und der Priester. Aber mit einem Male hörten wir ein stärkeres Geräusch. Ich glaubte, der König sei am Röcheln. Aber keineswegs!

Es war der gute Herr von Havré, der eingeschlafen war und mit schrecklicher Gewalt schnarchte.

„Wir blieben bis drei Uhr auf unsern Plätzen. Madame konnte es nicht aushalten und ging hinaus, um im Kabinet ein wenig aufzuathmen; wir folgten ihr. Bald darauf kam die Frau Herzogin von Berry und führte Monsieur am Arme, um ihn frische Luft schöpfen zu lassen. Sie verließ ihn nicht mehr und kehrte bald mit ihm in das Zimmer zurück. Die Aerzte sagten, daß der Puls aufgehört habe und daß selbst das Herz nicht mehr schlage, aber der Athem ging noch immer. Wir stellten uns Alle in den Eingang seines Zimmers. Monsieur saß im Fenster, so auch die Frau Herzogin von Berry. Nach einiger Zeit nahm das Athmen ab; der Beichtvater näherte sich dem Bette des Königs, dann die Aerzte, die Kammerherrn; es gab eine allgemeine Bewegung.

„Wir erhoben uns Alle; man brachte den Aerzten einen Leuchter; sie hielten ihn vor das Gesicht des Königs. Da sah ich ihn sehr gut: er war schwarz und gelb, der Mund offen, ein erschreckliches Gesicht.

„Der Herzog von Angouleme sagte zwei oder drei Mal zu Monsieur: Mein Vater, es ist aus.

„Graf Charles von Damas kam auf Monsieur zu und sagte ihm mit feierlicher, stockender Stimme: Sire, der König ist todt!

„In diesem Augenblicke stürzten Alle über die Hand des neuen Königs her. Ich für meine Person kam nicht dazu. Man sagte ein De Profundis. Dann sagte der neue König: Ich will die Hand des Königs küssen. Dann zog der Graf Duras den Arm des todten Königs aus dem Bette und der König kniete neben dem Bett nieder und küßte ihm die Hand. Madame, der Herzog von Angouleme, die Herzogin von Berry, mein Bruder, meine Schwester, der Herzog von Bourbon, wir thaten desgleichen. Doch muß ich gestehen, daß ich nur so that und daß ich eigentlich die Hand nicht küßte: ihm konnte es nichts nützen, mich drängte das Gefühl nicht dazu, ich fand, daß ich mich besser enthielt. Der Geruch in der Nähe des Bettes war zum Umfallen.

„Der König starb eben als seine Uhren vier Uhr Morgen schlugen; alle Lichter erloschen; es war in der That eine Scene, die Eindruck machte.

„Wir verließen das Zimmer mit dem neuen König, der sehr betrübt aussah; er war ganz verändert. Er sagte uns Adieu und in dem Augenblicke, da man die Thüre zur Gallerie der Diana öffnete, rief Graf Charles Damas: der König, meine Herren! Da setzte sich der ganze Haufe von Höflingen in Bewegung, um dem König und den Prinzen zu folgen.

„Das gab ein dumpfes Geräusch und in einem Augenblick war die Dianagallerie verlassen. Ich sah nur noch den Kanzler, Herrn von Semonville, der, wie ich glaube, da war, um den Sterbeakt aufzunehmen."

II.

Demnächst wird ein Herr von Heilly in Paris ein kleines Büchlein über die letzten Tage und das Sterben eines andern Ludwig, nämlich des XV. veröffentlichen. Vielleicht interessirt es, wie ein schändlicher, ein infamer, von allen Lastern zerfressener König, der König des Hirschparks, stirbt; wir beeilen uns, einige Seiten dieses Büchleins zu übersetzen.

* * *

Freitag, den 6. Mai 1774, um 6 Uhr Morgens empfing der König das Abendmahl aus den Händen des Kardinals, in Gegenwart des Hofes und jener Glieder der königlichen Familie, die von seiner Krankheit nichts zu fürchten hatten oder sie nicht fürchten wollten. Nachdem er kommunizirt, nahm der König die Hand seiner vor Kurzem aus ihrem Kloster angekommenen Tochter Louise in seine Hände, und der Kardinal, indem er sich an die Versammelten wandte, sprach sehr laut die Buß- und Reueformel aus, über die er mit den Bischöfen und dem Beichtvater übereingekommen war:

„Obgleich der König für seinen Wandel nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist, erklärt er doch, daß er es bereut, seinen Unterthanen Aergerniß gegeben zu haben, und daß er nur noch um des Schutzes der Religion und des Glückes seines Volkes halber zu leben wünscht."

Von da an hörten alle Intriguen auf. Man konnte, je nach den verschiedenen Interessen, nur noch etwas vom Tode oder von der Genesung des Königs erwarten, dessen Zustand übrigens von Stunde zu Stunde schlimmer wurde. Man zischelte sich von Scharlach und Brand in's Ohr, und der Körper des Monarchen ging, buchstäblich, in Fetzen. Sein Zimmer war greulich verpestet; ein Diener erstickte und mehrere Personen wurden krank und fielen in Ohnmacht. Andere steckten sich an, und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs, waren die ersten, die die Krankheit ergriff.

Ein schrecklicher Tag war der Montag, der 9. Mai. Ludwig XV. verbrachte ihn im glühendsten Fieber; er sah die rächenden Geister der Hölle vor sich; er rief bald Gott an, bald seinen Beichtvater; er warf mehrere Male die Tücher und Decken aus seinem Bette, verlangte Weihwasser und begoß sich den ganzen Körper. Bei dieser Gelegenheit sah man durch das zersprungene Fleisch die Knochen seiner Schenkel und man fragte sich, wer, wenn die Krankheit den Kranken nicht auf's Schnellste hinraffte, ihn je weiter zu pflegen im Stande sein würde.

Die Nacht war ruhiger, aber Dienstag den 10. Mai begann der Todeskampf eben so schrecklich, wie Tags zuvor. Doch hörte der König gegen ein Uhr auf zu schreien, fiel in sich zusammen und athmete langsamer; seine eiternden Hände streckten und steiften sich; seine Augen blieben starr und ohne Bewegung; um zwei Uhr war er todt.

Augenblicklich entflohen alle Leute, diejenigen ausgenommen, die ihr Amt unumgänglich im Palast zurückhielt. Man beeilte sich, die Leiche des Königs mit aromatischen Tüchern zu umwickeln und sie in einen doppelten, mit Kleien gefüllten bleiernen Sarg einzuschließen. An Einbalsamirung war nicht zu denken. Ein Katafalk wurde in aller Eile errichtet und einige Priester beteten an demselben und bewachten diese königliche Fäulniß bis zum Abend des 12. Mai. Um 8 Uhr dieses Abends trug man den Sarg des Königs in eine Karosse; zwei andere Wagen enthielten die Herzoge von Ayen und Aumont, den Kardinal Groß-Almosenier und den Pfarrer von Versailles. Den Schluß des Zuges bildeten an zwanzig

Pagen und an fünfzig Stallknechte zu Roß, die Fackeln trugen. Man hatte solche Eile, das Ganze los zu sein, daß man sich nicht einmal Zeit ließ, die Equipagen zu drapiren oder die Livreen zu befloren. Eine große Menschenmasse stand am Wege und der Leichenzug ging rasch, im starken Trabe, vorüber, mitten durch Spöttereien und schlechte Witze des ganzen Volkes, welches das Andenken des verewigten Königs einstimmig brandmarkte.

Um elf Uhr kam man in der königlichen Kirche zu St. Denis an, wo man für die Seele Ludwigs XV. ein sehr kurzes Gebet verrichtete. Dann wurde der Sarg hinabgelassen in die provisorische Gruft, wo jeder todte König seinen Nachfolger erwartet, um dann unter den fürstlichen Ahnen seinen Platz einzunehmen.

Paris nahm die Nachricht vom Tode des Königs mit einer Freude auf, die zu verbergen sich Niemand die Mühe gab. Man veröffentlichte über das Ende des Monarchen eine Menge Gassenhauer, Pamphlete und Lieder.



Lesefrüchte.

Jede Kugel trifft ja nie nicht! — Wie sehr wahr dieser Vers des Volksliedes sei, und um so viele Bräute, Schwestern, Mütter zu trösten, die bei der jetzigen Weltlage für das Leben der Lieben zittern, die — vielleicht — Schlachtfeldern entgegenziehen, setzen wir eine Stelle aus der Berechnung eines englischen Statistikers hierher:

Der Marschall von Sachsen sagte, daß, um einen Mann in der Schlacht zu tödten, es eines Gewichtes an Blei bedürfe, das dem Gewichte des Mannes gleich komme. Nach einer französischen medizinischen Zeitschrift wurde diese Angabe durch die Schlacht bei Solferino bestätigt, wo die Oesterreicher, die 8,400,000 Gewehrschüsse abfeuerten, nicht mehr als 2000 Franzosen und Piemontesen tödteten und 10,000 verwundeten.

Es kam also 1 getroffener Soldat auf 700 Schüsse und 1 Todter auf 4200 Schüsse. Da nun eine Kugel wenigstens eine Unze schwer ist, muß man annehmen, daß durchschnittlich 272 Pfund Blei nothwendig sind, um einen Mann zu tödten.

Die Generale der italienischen Armee, die man bereits als die Kommandirenden bezeichnet und von denen in der nächsten Zeit wohl viel die Rede sein wird, werden in ihren Persönlichkeiten geschildert, wie folgt:

General Lamarmora ist ein langer, trockener, magerer Mann, hat ein scharfes, zugespitztes Gesicht und eine gewaltige Nase, auf der gewöhnlich ein Zwicker thront. Er ist leidenschaftlicher Soldat und in Sachen der Disziplin unbeugsam. Er kümmert sich um keine Empfehlung, um keine Protektion, und König Viktor Emanuel sagte einmal, daß er nicht so viel Einfluß in der Armee habe, um eine Tambourstelle zu vergeben. Was Geist, Wissen und Einsicht betrifft, wurde der General von seinem Bruder, dem Schriftsteller, weit übertroffen.

Der bekannteste und hervorragendste nach Lamarmora ist General Cialdini, ein kleiner, ziemlich hübsch aussehender Mann mit gewaltigem Schnurr- und langem Zwickelbart. Er ist ziemlich beliebt, gilt für einen Haudegen und für geschickt zu Handstreichen.

General Durando ist ein Kämpfer der nationalen Unabhängigkeit und ihm ist der Krieg nur Mittel zu höheren Zwecken. Auch hat er mehr als Soldatenbildung und ist allgemein geachtet.

General Della Rocca, erster Adjutant und persönlicher Freund des Königs, ist ungefähr sechzig Jahre alt, hat weiße Haare und Bart und sieht aus, wie ein General aus einem Ifflandischen Rührstück. Seine Frau ist ein in Italien nicht unbekannter Blaustrumpf und schreibt unter dem Namen Camillo Henry.

In Einem Punkte gleichen sich diese und andere italienische Generäle: sie alle hassen Garibaldi und möchten — wenn es nur ginge — den Krieg am liebsten ohne ihn machen. Der Mann ist ihnen zu wenig Soldat und zu sehr — Mensch.



Donna Catalina de Erauso,

die Nonne-Fahnenträger, deren Geschichte wir Seite 226 u. ff. erzählt, können wir heute auch im ächten Konterfey geben, das uns durch die Güte eines Freundes zukommt. Es ist zu Sevilla, im zweiundfünfzigsten Lebensjahre der Heldin von dem berühmten Maler Pacheco, dem Lehrer des berühmteren Velazquez, gemalt und befand sich bis vor Kurzem im Besitze des spanischen Geschichtsschreibers Ferrer. Es gleicht freilich nicht dem Bildnisse eines weiblichen Wesens; desto wahrscheinlicher ist die Aehnlichkeit.

Ossip Iwanowitsch Komissarow,

der die Kugel des Mörders Dimitri Karakasow von der Brust Alexanders von Rußland abwandte, ist gewiß eine interessante Persönlichkeit, und wir geben unsern Lesern sein Bild nach einer Photographie, die uns von St. Petersburg zukommt. Der geadelte Bauer wird so sehr von Huldigungen heimgesucht und mit irdischen Glücksgütern überschüttet, daß zu befürchten ist, er werde es bei gesundem Verstande nicht lange ertragen, wenn ihn die Vorsehung nicht mit einem besonders starken Körper- und Charakterbau ausgestattet.





Kleine Briefe aus Paris.

Von J. S.

I.

Die Klage, die seit beinahe fünfzehn Jahren von allen sinnigen Gemüthern angestimmt wird, wächst von Tag zu Tag und schwillt an wie ein Chorus betrübter Seelen: das alte Paris verschwindet mehr und mehr, und derjenige, dessen Pariser Freuden nicht allein mit den singenden Kaffeehäusern, den Loretten, den Skandalgeschichten ꝛc. zusammenhängen, sondern auch mit den Erinnerungen, die daselbst an hundert und tausend Stellen haften und sie beseelen — der hat bald in Paris nichts mehr zu suchen. Was geht Louis Napoleon die Geschichte an! Er ist ein „Emporkömmling“ und die Geschichte von Paris hat nichts mit ihm, nichts mit seiner Dynastie zu schaffen. Wer hat nicht mit tiefem Interesse in der Nähe der St. Honoré-Straße das alte Haus betrachtet, vor dem Heinrich IV. von Ravaillac ermordet worden? Wem war dieses Haus, der redende Zeuge des merkwürdigsten und traurigsten aller Königsmorde, nicht eines der interessantesten Denkmäler der alten Stadt?! Es ist nicht mehr! Es wird niedergerissen! Es verfällt den strategisch-antibarrikadistischen Zwecken Louis Napoleons und den vandalischen und finanziellen Plänen des Herrn Hausmann, des allerungemüthlichsten aller Präfekten. Vom Luxemburggarten wird trotz alledem und alledem ein Stück abgeschnitten und in der alten Cité arbeitet bereits der Spaten des Niederreißers, wie ein Todtengräberspaten an der alten Kapelle Sainte-Marine. Diese Kapelle, die allerdings nur noch Wenige kannten, war ein interessantes und lehrreiches Denkmal mittelalterlicher Barbarei, der guten, alten Zeit. Sie stammte aus dem elften Jahrhundert, war lange Zeit Pfarrkirche, wurde zur Zeit der Revolution geschlossen und mit so vielen andern, überflüssig gewordenen Kirchen um einen Spottpreis an Privatleute verkauft. Durch mehr als drei Jahrhunderte gehörte sie gewissermaßen, obwohl Kirche, zu den „unehrlichen“ Gebäuden, denn das Mittelalter hatte „unehrliche“ Gebäude, wie es „unehrliche“ Menschen, z. B. die Henker, hatte, und ihre ganze rohe, häßliche und gemeine Einrichtung deutete auf ihre Unehrlichkeit. In ihr nämlich wurden nur jene Mädchen getraut, die Mütter waren, ehe sie Frauen geworden. Alle anderen Kirchen wiesen solche Bräute zurück und auch in Sainte-Marine wurden sie nur dann getraut, wenn sie von der Officialité, einer eigenen Kirchenbehörde, nach großen Schwierigkeiten die Erlaubniß dazu erhielten. Die Religion, die die Lehre vom „ersten Stein“ und die Legende von der reuigen und heiligen Magdalene enthält, ließ es sich trotzdem nicht nehmen, die Reue zu erschweren, die Sünderin zu demüthigen und ihr, trotz aller Reue und Rückkehr, eine ewige Schmach auf den Lebensweg mitzugeben — denn eine Schmach war und blieb es, in Sainte-Marine getraut worden zu sein. Der Trauring durfte nur von Stroh sein. Erst im 17. Jahrhundert folgte dem Strohring ein silberner und erst im 18. durften sich jene Mütter auch in andern Kirchen trauen lassen. Solche Denkmäler der Barbarei, wie die Kapelle Sainte-Marine, sehen wir fast mit tieferem Bedauern verschwinden, als manche andere, denn sie predigten so laut und verständlich, was wir von der guten alten Zeit zu halten haben.

Aber über dergleichen tröstet man sich; schmerzlicher berührt uns die Kunde, daß sich ein Maler deutscher Abstammung, Holzapfel, das Leben genommen, weil die Geschworenen der Kunstausstellung ein Bild von ihm zurückwiesen. Doch war dieser Maler kein Jüngling, sondern ein Mann von Vierzig, der bereits Erfolge gehabt und nicht an seinem Talent und seiner Zukunft zu verzweifeln brauchte. Man sagt, er sei ein Opfer der Politik und man habe sein Bild nur darum zurückgewiesen, weil es ein Porträt des Marquis von Boissy gewesen, jenes fürchterlichen Senators, der auf komische Weise der Regierung die härtesten und unangenehmsten Dinge zu sagen versteht. Aber dieser Grund der Zurückweisung hätte vielmehr ein Grund zur Tröstung des Künstlers sein sollen, da man nicht sein Talent, sein Werk, sondern den Senator zurückschickte Den Mann tödtete wohl die Vereinsamung, die schon manchen Deutschen in Paris getödtet. Erst vor wenigen Jahren tödtete sich ein junger deutscher Künstler in Paris, und von Manchem weiß man, daß er der Katastrophe nahe stand. Da fällt mir Dr. Lachaise ein, der in einem Kunstblatte ausführt, daß die Maler im Allgemeinen trotz der ungeheuren Mühen ihrer Kunst im Durchschnitt ein hohes Alter erreichen. Titian lebte 99 Jahre, Vien 93, Rigaud 86, Mignard 85, Jordaens 84, Tintoretto 82, Albano 82, Claude Lorrain 82, Lagrenée 81, Primatice 80, Teniers, Sohn 80, Coypel 79, Carle Vernet 79, Greuze 79, L. David 77, Guercino 75, Leonardo da Vinci 75, Adrian van Ostade 75, Jean Jouvenet 73, Philipp von Champagne 72. — Unsere Landsleute Overbeck, Cornelius u. A. werden hoffentlich das Ihrige thun, um die Theorie des Dr. Lachaise kräftig zu bestätigen. Leider aber sprechen Rafael, Paul Potter, Giorgione, Parmeggianino, Watteau, Correggio, Lucas von Leyden, Van Dyk, Wuwermans und so viele andere, jung verschiedene große Meister gegen die tröstliche Theorie.

Von etwas Lustigerem! Vom Champagner! Die Fabrikation moussirender Weine, die außerhalb Frankreich von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung gewinnt, hat zu Untersuchungen über die Ertragsfähigkeit der Champagne und über den Verbrauch ächter Champagner Weine in den verschiedenen Ländern Veranlassung gegeben und das Resultat ist ungefähr folgendes. An Flaschen ächten Champagner Weines verbraucht jährlich:

Belgien	500,000
Holland	500,000
Frankreich	2,500,000
England	5,000,000
Deutschland	1,500,000
Spanien und Portugal	300,000
Italien	400,000
Rußland und der Norden	2,000,000
Afrika	100,000
Amerika	10,000,000
Indien	5,000,000
Verschiedene andere Länder zus. c.	2,200,000
Summe:	30,000,000

Um diese dreißig Millionen Flaschen herzustellen, braucht man nur zwei Fünftheile der Weine, welche die Champagne durchschnittlich im Jahre hervorbringt. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist also, daß die Fabrikation der moussirenden Weine außerhalb Frankreichs ganz und gar überflüssig sei. Wir lassen den Franzosen diese Ueberzeugung, wenn sie uns dafür die unsere nicht antasten, daß z. B. ein moussirender Hochheimer den Menschen gerade so glücklich machen kann, wie die Wittwe Cliquot.

Der Champagner-Statistik fügen wir eine traurigere bei: die Blitzstatistik! Aus den Berichten der Akademie der Wissenschaften geht hervor, daß das Feuer des Himmels im Jahre 1864 nicht weniger als 87 Personen getödtet; 61 männlichen, 26 weiblichen Geschlechts. Im Jahre 1863 betrug die Zahl der vom Blitz Getödteten 103; in der Periode von 1835 bis 1864 im Ganzen 2311. Im Allgemeinen scheint fest zu stehen, daß die Zahl der vom Blitz Verwundeten und Getroffenen viermal so groß ist, als die der Getödteten. Daraus würde hervorgehen, daß die Gesammtzahl der vom Blitze Getödteten und Getroffenen sich vom Jahre 1835 bis 1864 auf nicht weniger als 12,000 belaufe. Das sind überraschend große Zahlen! Sollte aber irgend eine fromme germanische Seele geneigt sein, aus diesen Strafen durch das Feuer des Himmels Schlüsse zu ziehen auf die Sündhaftigkeit der Welschen, so bitten wir sie, rasch einzuhalten, um sich nicht zu blamiren, denn während in Frankreich auf 37 Mill. Einwohner durchschnittlich im Jahre 81 vom Blitz Erschlagene kommen, beträgt die Zahl in Preußen 72, in Schweden 11,8, in Sachsen 6,4, was so viel sagt als, daß in Schweden 110, in Sachsen 115, in Preußen 150 Fälle vorkämen, wenn sie die Einwohnerzahl Frankreichs hätten. Bemerkenswerth ist, daß die Zahl der getödteten weiblichen Personen überall viel geringer ist, als die der männlichen und daß solche Tödtungen in den Gebirgen viel häufiger vorkommen, als in der Ebene. So z. B. werden in Frankreich die gebirgigen Departements: Lozère, Haute-Loire, Basses-Alpes, Hautes-Alpes, Haute-Savoie am meisten heimgesucht; am wenigsten die platten Gegenden von Manche, Orne, Eure, Seine, Calvados.

Von den Blitzen des Himmels, um, wie es sich schickt, mit der Literatur zu schließen, zu den Blitzen des Genies. Auch diese sind manchmal tödtlich und zwar selbstmörderisch, wie z. B. Victor Hugo's neuestes Produkt „die Arbeiter des Meeres“. Dieser Roman gehört zum Gezwungensten, Häßlichsten und Unnatürlichsten, was der berühmte Dichter noch hervorgebracht hat. Von der ganzen, mit so großem Lärm angekündigten Arbeit wird der französischen Nation nichts bleiben, als ein neuer Name für jene Klasse von Frauenzimmern, für die die Franzosen nicht Bezeichnungen genug auftreiben können: La Pieuvre, nach jener blutaussaugenden Seespinne, die Victor Hugo mit Behagen auf das Scheußlichste beschreibt. Was dieser Roman den Deutschen bieten soll, da man sich so sehr beeilt, ihn zu übersetzen, ist nicht einzusehen: höchstens Anleitung zu noch größerer Verderbniß des Geschmackes.

Literatur.

Fünf neue Novellen von Paul Heyse. (Berlin, Hertz.) — Schon der Titel hat etwas wie eine gute Nachricht für den besten und gebildetsten Theil unseres Novellen- und Romanpublikums, und die Kritik hat eigentlich nichts anderes dabei zu thun, als diese Nachricht so viel als möglich zu verbreiten. Doch müssen wir hinzufügen, daß diese sechste Sammlung Heyse's vielfarbiger ist, als die früheren und daß sich die einzelnen der fünf Novellen sehr auffallend nach Ton und Inhalt von einander unterscheiden. Da ist eine schöne Kalendergeschichte, eine „Holzschnittgeschichte“, **Franz Alzeyer**, ein Sittenbild aus der Befreiungszeit; die **Reise nach dem Glück**, eine kühne, sehr kunstvoll durchgeführte Herzensgeschichte („wie man's jetzt gar nicht mehr macht“, pflegen die Alten zu sagen); die **kleine Mama**, das stille und bewegte, idyllische Kabinetsstück, das unsere Leser kennen; **Kleopatra**, ein greuliches Nachtstück, das „Gruseln“ macht, als ob sich der Dichter gesagt hätte: wir wollen zeigen, daß wir auch das können; — und endlich die **Wittwe von Pisa**, deren Erzählung der Dichter einem Andern in den Mund legt, wohl fühlend, daß uns nach der Rabbiota, Annina ꝛc. die Schilderung **dieses** Italiens aus seinem eigenen Munde unnatürlich und wie eine Verläugnung seiner selbst vorgekommen wäre. Es ist, unserer Meinung nach, das Häßlichste, was Paul Heyse geschrieben. Seine bekannte Stil- und Formmeisterschaft scheitert an dieser Häßlichkeit. Dormitat! Dormitat!

Volksbibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von Ad. Stern (Berlin, Eichhoff). Das gescheidteste Wort eines gewissen deutschen Schriftstellers lautet: die Rückkehr zu Lessing ist heute ein Fortschritt. Die Wahrheit dieses Satzes gilt in mancher Beziehung von der ganzen Literatur des 18. Jahrhunderts, unseres „Heroenzeitalters“. Wir begrüßen darum das vorliegende Unternehmen, welches das große Publikum mit den herkulischen Arbeiten unserer aufklärenden Großväter bekannt machen will, mit besonderer Freude. Es segelt unter guter Flagge: unter Empfehlung **Hermann Hettners**, der größten Autorität in diesem Fache, und diese Empfehlung macht eigentlich jede andere Anpreisung überflüssig. Aber selbst Hettner spricht von der „Ausschreitung“ jener Literatur, die wir überwunden haben, und diese Erinnerung hätte sich der Herausgeber zu Herzen nehmen sollen. Candide, Faublas sind solche „Ausschreitungen“, die wir zwar ihrer Geburtszeit vergeben, die sich aber heute in einer Volksbibliothek schlecht ausnehmen. Marivaux wird unserem Publikum veraltet und langweilig vorkommen. Wenn statt seiner z. B. Chambord gewählt worden wäre oder der ein und andere Italiener: etwas aus Vico oder aus Alfieri's Selbstbiographie oder Tyrannei? Wir wollen nur andeuten, daß wir manches am Plane auszusetzen haben, fügen aber gerne hinzu, daß wir das Unternehmen für ein höchst verdienstliches halten. Die beiden ersten Lieferungen enthalten Werke Addisons und Voltaire's von Cajus Möller und S. Augustin fließend, geistreich, verständnißvoll übersetzt.

Die christliche Kirche von Heinrich Lange (Abdruck aus den „Stunden der Andacht“), Winterthur, Lücke, ist ein Büchlein, wie man es von dem formvollen, klaren, hellsehenden Verfasser der „Religiösen Charaktere“ erwarten konnte. Wir haben früher, als Renan's Apostelgeschichte angekündigt wurde, auf Lange's „Heiligen Paulus“ aufmerksam gemacht; jetzt, da das Buch des Franzosen erschienen und Aufsehen erregt, wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auch auf die „christliche Kirche“ lenken, damit man erkenne, wie wir bei uns zu Hause Manches besitzen, was das Importirte an Tiefe, Gründlichkeit, Wahrhaftigkeit übertrifft und dem Publikum durch die Schönheit der Darstellung eben so zugänglich ist, eben so anmuthend, wie die Werke vieler Autoren, die, obwohl berühmt, doch mehr Stilisten, als Philosophen und Historiker sind. Was Geist und Inhalt betrifft, so wird die menschliche Vernunft dieses Büchleins Manchen der „christlichen Kirche“ zurückführen, den ihr das Dogma entfremdet hat. Hier ist der Weg gezeigt, auf dem das Rettungswürdige zu retten und zugleich, was das Einzig-Rettungswerthe ist.

Ueber die neueste Schrift **Moritz Carriere's**: „Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit“ (Leipzig, Brockhaus), fällt **Hermann Hettner** folgendes empfehlende Urtheil: Was bis jetzt vorliegt, ist ein großer Gewinn für die Wissenschaft sowohl wie für die allgemeine Bildung. Der Wissenschaft ist noch nie so lebendig und überzeugend, noch nie so umfassend der Einblick in die enge und untrennbare Zusammengehörigkeit und Wechselwirkung von Leben, Wissenschaft und Kunst geboten worden; die allgemeine Bildung muß nicht minder dankbar sein für die leichte, klare und doch strengwissenschaftliche Form, in welcher der Leser in alle höchsten Errungenschaften heutiger Kunsteinsicht ein-

geführt wird. Die Betrachtung des griechischen Lebens ist in der That ein Meisterstück.......

Aus der Familie des Papstes. — Zu Avignana bei Macerata starb vor Kurzem die jüngste Schwester Pius IX., Frau eines reichen Edelmanns. Der Papst hat noch zwei Brüder; der ältere, Graf Gabriel Mastaï, ist 84 Jahre alt. Sein Sohn, Graf Luigi, lebt in Zwiespalt mit seiner Frau, einer Nichte des Fürsten Massimo von Rom; er wohnt zu Sinigaglia, während sie in Florenz verweilt. Die Gräfin will als römische Fürstin leben, während er nichts anderes sein will, als Graf Mastaï. Der zweite Bruder des Papstes, wie der Papst selbst, ein ehemaliger Offizier, lebt in der Einsamkeit und ist achtzig Jahre alt. Verschieden von früheren päpstlichen Familien ist die Familie Mastaï ohne Ehrgeiz und hat es niemals versucht, die Stellung ihres Anverwandten zu ihrem Vortheil auszubeuten. Der Papst selbst ist 71 Jahre alt und da seine Brüder wie seine Vorfahren beweisen, daß die Familie Mastaï eine langlebige ist, so kann man annehmen, daß dieses Pontifikat eines der längsten, vielleicht das längste von allen werde.

Louis Napoleon und die Autorität. — Kaiserin Eugenie ließ sich in Biarritz zu ihrem Schlößchen eine Kapelle bauen. Nach Vollendung des Baues ging Napoleon hin, um ihn zu besichtigen. Er fand Alles gut und machte dem Architekten, der ihn führte, große Komplimente; besonders lobte er den ächt katholischen Geist, der sich im ganzen Bau, in der Konstruktion wie in den Ornamenten ausspreche. — Sire, antwortete der Architekt, ich bin glücklich, Eure Majestät auch in dieser Beziehung befriedigt zu haben, um so mehr, als ich Protestant bin. — Der Kaiser war etwas überrascht, wandte sich zu einem seiner beiden Adjutanten und fragte: Verstehen Sie das? — ein Protestant? — Der Adjutant lächelte und sagte: Sire, auch ich bin Protestant! — Verdutzt wandte sich der Kaiser jetzt zu seinem zweiten Adjutanten und auch dieser sagte: Ich bin es auch, Majestät. — Louis Napoleon sagte nichts darüber, daß er von Protestanten umgeben sei, er sagte nur nach einigem Kopfschütteln: Ich verstehe eine Religion nicht, die keine Autorität anerkennt.

Politische Klugheit. — Eine Stelle aus des großen Historikers Sismondi Geschichte Italiens paßt so vortrefflich auf mehrere Persönlichkeiten unserer Zeit, dies- und jenseits des Rheines, daß wir nicht umhin können, sie hier zu übersetzen: Alexander VI. hatte sich jenen Ruf der Klugheit und Gewandtheit erworben, welche die Welt, ohne Ueberlegung, oft Jenen zuschreibt, die sich über jede Rücksicht der Sittlichkeit und Ehre hinwegsetzen und ihren alleinigen Nutzen zum Ziele ihrer Politik machen. Die Menge sieht sie mit einer Dreistigkeit, die in Erstaunen setzt, der Verwirklichung ihrer Pläne entgegen gehen und glaubt, daß sie nur nach reiflicher Erwägung jene Schranken umzustürzen gewagt, die man sonst zu achten gewohnt ist. Sieht der gewöhnliche Mensch die Grundsätze angegriffen, denen sich die große Mehrheit der Menschen unterworfen fühlt, und sieht er die göttlichen und menschlichen Rechte in neuer Wage gewogen, dann gibt er sich einer gläubigen Bewunderung hin für denjenigen, der einen genug starken Kopf hat, um sich über alle Vorurtheile hinwegzusetzen. Aber jene sittlichen Grundsätze, die der gemeine Mensch als Vorurtheile betrachtet, sind für den Weisen die reinste Essenz der menschlichen Vernunft, die vollkommenste Frucht des Gedankens .... Und das Endergebniß bleibt immer die Wahrheit, daß die bestverstandene Politik diejenige ist, die der Ehrenhaftigkeit am nächsten kommt .... Die Geschichte hat diesen Grundsatz oft bewährt. Sie hat selten einen jener durch Unsittlichkeit berühmt gewordenen Menschen in den Vordergrund gestellt, ohne zu zeigen, wie seine persönlichen Berechnungen ihn getäuscht und wie seine Verbrechen auf sein Haupt zurückfielen. Diese als so geschickt berühmten Politiker, welche ihren Vortheil an die Stelle der großen Grundsätze der menschlichen Gesellschaft setzen, verlieren, sobald sie in Gefahr gerathen, jeden Halt, jede sichere Richtung, jede Grundlage für ihre Berechnungen.....

Silber im Meere. — Die Gelehrten Malaguti, Durocher und Sarazen haben seiner Zeit durch eine Reihe von Experimenten dargethan, daß das Seewasser Silber enthalte. Woher kommt dieses Silber? Es gibt Leute, die zu behaupten wagten, es sei dieses Silber kein anderes, als jenes, das mit den Silberflotten Spaniens untergegangen und das sich im Laufe der Zeiten aufgelöst!! Andere stellten die Behauptung auf, es komme von silberhaltigen Strecken, Bergen und Ebenen im Grunde des Meeres, welche die Wasser in ihrer langsamen aber stetigen Thätigkeit auf- und ablösten und in ihren Theilchen durch die ganze See verbreiten. Herr Tuld, ein amerikanischer Chemiker, hat festgestellt, daß die Kupferbeschläge der Schiffe sich mit Silber sättigen und daß die Menge des Silbers, das sich in diesen Kupferbekleidungen befindet, immer im Verhältniß zur Dauer der Seefahrt stehe. Auf diese Weise kann sich ein Schiff gleich bei seiner ersten Fahrt bis zu einem gewissen Grade versilbern, und ein Schiff, das durch sieben Jahre den stillen Ozean befuhr, sammelte an seiner Kupferbekleidung mehr als ½ Prozent Silber. Wenn die Berechnungen des Amerikaners richtig sind, so enthalten die Wasser des Meeres nicht weniger als zwei Millionen Kilogramm Silber. Wenn die Chemie dieses Silbers habhaft werden könnte, würde man aus dem Meere nicht weniger als vierhundert Billionen Franken ziehen. — O das schöne Bergwerk! — Doch fürchten wir, daß alle diese Hoffnungen zu ihrer Quelle zurückkehren und wieder — zu Wasser werden.

Die Macht der Liebe. — Der Engländer George Combe erzählt in seiner „Phrenologischen Reise durch Amerika" folgende authentische Geschichte.

Unter der Behandlung eines trefflichen Arztes befand sich ein junger Mann, dessen geistige Fähigkeiten so sehr darnieder lagen, daß er eigentlich nichts anderes war, als ein Idiot, ein vollkommen Blödsinniger. Er sprach nie, bewegte sich nie freiwillig und saß immer da, die Augen mit der Hand bedeckend. Der Arzt ließ ihn Bewegung machen, indem er ihn auf Spaziergänge schickte. In der Nachbarschaft wohnte ein schönes junges Mädchen von sechzehn Jahren mit ihren Eltern, die ihn manchmal mit Güte anredete. Anfangs kümmerte er sich nicht um das Mädchen; aber nach einigen Monaten begann er nach ihr auszusehen und war betrübt, wenn er sie nicht zu Gesicht bekam. Sie flößte ihm so großes Interesse ein, daß er seine Schritte freiwillig nach ihres Vaters Hause wandte und ihr Blumensträuße brachte. Nach und nach kam er so weit, mit ihr durch das Fenster Unterhaltungen anzuknüpfen. Seine geistigen Fähigkeiten waren erwacht; das Morgenroth der Genesung brach an. Das Mädchen war tugendhaft, geistvoll und liebenswürdig, und da man ihr sagte, daß sie auf seine Gesundheit den besten Einfluß haben könne, ermuthigte sie ihn, sie zu besuchen. Sie fragte ihn, ob er lesen und schreiben könne? Er antwortete: Nein. Sie schrieb ihm einige Zeilen, um ihn zum Lernen zu bringen. Das hatte den erwünschten Erfolg; er gab sich Mühe, lernte und schrieb ihr bald gute und verständige Briefe. Er wurde geistig gesund. Sie heirathete einen jungen Mann aus der benachbarten Stadt und man befürchtete, daß dieses Ereigniß wieder verderben werde, was sie gut gemacht. Den jungen Mann traf es wie ein schwerer Schlag, aber sein Geist erlag nicht. Er billigte ihren Schritt und ihre Wahl, wurde immer besser und wurde endlich als völlig genesen seinen Eltern zurückgegeben. Sie aber wurde in Folge eines Wochenbettes unheilbar geisteskrank und in dasselbe Hospital gebracht, aus dem sie ihn erlöst hatte. Der junge Mann erfuhr von dem Unglück und wollte um jeden Preis zu ihr, um sie zu sehen. Aber man verweigerte ihm das,

aus Rücksicht für ihn sowohl, wie für sie. Sie starb. Er fuhr fort sich geistig wohl zu befinden und wurde ein nützlicher und thätiger Mensch. — Welch' ein schöner Roman, ruft George Combe aus, kann auf diese Geschichte gebaut werden! —

Ferdinand Heilbuth, in Hamburg geboren, in Paris seßhaft, gehört zu denjenigen unserer Landsleute, die uns im Auslande Ehre machen und in Frankreich zu den bekanntesten Deutschen. Seine Malerei zeichnet sich durch eine glänzende Farbe, durch geistvolle Conception, durch anmuthige Eleganz aus. Von seiner Schöpferkraft zeugt (wie dieß in diesen Blättern bereits Jahrgang 1865, Seite 255 weiter ausgeführt worden) der Umstand, daß er dem seit Jahrhunderten von unzähligen Malern ausgebeuteten römischen Leben neue und originelle Seiten abzugewinnen verstanden, wie dieß seine farbensprühenden,



Ferdinand Heilbuth.

höchst geistvollen, witzigen und charakteristischen Arbeiten der letzten Jahre beweisen, „die Kardinalskutsche", „der Spaziergang auf den Monte Pincia", „die Absolution in der Peterskirche", „die Begegnung zweier Kardinäle" ꝛc. Heilbuth ist eigentlich Genremaler, aber höherer Art, und manche selbst seiner frühern Bilder, wie sein „Lucca Signorelli", haben historischen Charakter. Sein „Versatzamt" ist ein Zeit- und Charakterbild von bedeutender Tiefe und dramatischem Leben. Auch als Porträtmaler hat er große Erfolge errungen und sein Porträt der berühmten Schauspielerin Madeleine Brohan ist in seiner Art ein Meisterstück. Seit mehr als zehn Jahren ist sein Name wie sein Talent in beständigem Fortschreiten begriffen; heute schon sehr bekannt, sehr gesucht und theuer bezahlt hat der noch junge Künstler eine glänzende Zukunft vor sich. Das humoristische Bildchen, „die höflichen Herren", das wir heute im Stahlstich unsern Lesern vorführen, gehört seinen Anfängen an; wir hoffen aber im Laufe der Zeit noch mehrere seiner neueren Bilder reproduziren zu können und unserem Publikum damit viele Freude zu machen.

Historische Schillergallerie. — **Bernhard**, Herzog von Weimar, Sohn Herzog Johannes, geb. 6. Aug. 1604, machte seine erste Soldatenschule in der Armee der holländischen Republik unter dem großen Feldherrn Moritz von Nassau durch, diente später in Dänemark gegen die Kaiserlichen und vereinigte sich mit Gustav Adolph von Schweden, kurz nachdem dieser Bundesgenosse der Protestanten deutschen Boden betreten. Er kam im schwedischen Heere durch seine Tapferkeit wie durch seinen weiten Feldherrnblick bald zu so großem Ansehen, daß er in der Schlacht bei Lützen im Augenblicke da Gustav Adolph fiel, obwohl selbst verwundet, den Oberbefehl übernehmen und die Schlacht nach dem Plane des Königs zu Ende führen konnte. Er war es, der von nun an den großen König auf protestantischer Seite ersetzte, daß diese Wallenstein die Spitze bieten konnte. Doch war seine Ungeduld die Ursache der Niederlage bei Nördlingen, welche den Protestanten hätte verhängnißvoll werden können, wenn er sie nicht durch viele nachfolgende Siege bis zu einem gewissen Grade wieder gut gemacht hätte. Die bedeutendste Periode seines Lebens ist die letzte, während welcher er den Oesterreichern das Elsaß abgewann und, mit noch größerer moralischer und geistiger Anstrengung das deutsche Land gegen die Lüsternheit der Franzosen, seiner Verbündeten, zu vertheidigen hatte. Hier zeigte er sich vorzugsweise als deutschen Patrioten. Er widerstand allen Versprechungen, Verführungen und diplomatischen Künsten des Kardinals Richelieu; seinem Gifte konnte er nicht widerstehen. Dieses tödtete ihn am 8. Juli 1639, im 35. Jahre seines Lebens. Bernhard von Weimar ist eine der schönsten, größten und reinsten Heldengestalten des dreißigjährigen Kriegs; trotzdem gehört er merkwürdigerweise nicht zu den volksthümlichen Gestalten Deutschlands. Erst in neuer Zeit begann man sich mit ihm zu beschäftigen und hat die Poesie (Julius Mosen) und die Malerei (Martersteig) diese edle Gestalt dem deutschen Volke näher zu bringen gesucht.

Doch hatte Gustav Adolph auf politischem Felde einen noch größern Nachfolger als Bernhard auf dem Schlachtfelde gewesen, in seinem treuen Freunde und Rathgeber Axel Oxenstierna, einem der edelsten und größten Staatsmänner der letzten Jahrhunderte. Er war 1583 zu Fano in Upland geboren, studierte zu Rostock, Wittenberg, Jena Theologie, wurde aber schon 1606 von Carl IX. zu politischen Geschäften, Gesandtschaften ꝛc. gebraucht und als 26jähriger Mann zum Senator gemacht. Er zeigte so großen und so gewandten Geist, daß ihn Carl, der sich schwach und alt fühlte, zum Leiter der königlichen Familie ernannte und selbst an die Spitze der Regentschaft stellte. Es bedürfte eines eigenen Buches, um die vielen Unterhandlungen nur auszugsweise wiederzugeben, die er bei den damaligen freundlichen und feindlichen Berührungen Schwedens mit dem Festlande glücklich und immer zum Heil und Ruhme seines Vaterlandes zu Ende führte. Als unter Gustav Adolph die Schweden in's Innere Deutschlands vordrangen, konnte der große König seinen weisen Rathgeber nicht entbehren; er rief ihn zu sich und bekleidete ihn mit unumschränkter Vollmacht in allen Staats- und Militärangelegenheiten am Rhein. Nach dem Tode des Königs setzte er, unerschüttert und unter den schwierigsten Umständen, dessen große Politik fort, vergaß aber darüber nicht die Erziehung der jungen Christine, der künftigen Königin Schwedens. Ihren Phantastereien, als sie Königin wurde, konnte er freilich kein Ziel setzen, aber er that sein Möglichstes, um Unheil zu verhüten, und harrte, trotz Kummer, Krankheit und Alter aus, bis er 1654 sein Haupt zur Ruhe legte, nach einer thätigen, stürmischen, mühevollen Laufbahn, wie wenige Staatsmänner jemals zurückgelegt. Wohlfahrt und Ehre seines Vaterlandes gingen ihm über Alles; seinen großen und patriotischen Zwecken mußten alle persönlichen Rücksichten weichen. Der Patriot in ihm war so groß wie der Staatsmann.



Sankt Thomas.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Jakob Corvinus.)

(Schluß von Seite 240.)

V.

Die Landung.

Mit der wieder aufgehenden Sonne kamen sie heran in einem weiten, mächtigen Halbkreise: zur Linken der Admiral, zur Rechten Mynheer Cornelius Lensen von Vliessingen, in der Mitte Mynheer Gerhard Storms van Wena. Die atlantische Woge schien sich jauchzend vor dem Bug ihrer Orlogsschiffe zu theilen, mit tausendstimmigem Jubelruf begrüßte die Flotte das aus den Wassern aufsteigende Schloß Pavaosa, welches durch einen Kanonenschuß der Stadt und den schwachen Befestigungen des Ufers das Zeichen gab, sich zur Abwehr bereit zu halten.

Auf dem Thurm Abreojos unter dem im verathmenden Morgenwinde leise sich regenden Banner von Spanien stand Donna Camilla Drago. Sie sah den Oranien sich in die gefährliche weiße Rauchwolke hüllen, der dumpfe Knall dröhnte nach, ein Zischen und Pfeifen ging an ihr vorüber, dann schien sich der Boden unter ihren Füßen zu bewegen: mit allem Geschütz der Seeseite antworteten das Schloß und die Stadt Pavaosa auf den niederländischen Gruß.

Aechzend hielt sich unten im Gemache die Sennora Bracamonte die Ohren zu, die spanischen Dienerinnen lagen mit hellem Wehklagen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, und die schwarzen Weiber lagen auf der Erde und stießen unartikulirte Töne des Grauens aus. Donna Camilla Drago umfaßte die Fahnenstange auf dem Thurme Abreojos. Wenn der Qualm und Rauch unter ihr hie und da sich zertheilte, sah sie das Meer mit den feindlichen Schaluppen bedeckt; immer wilder ward das Geschrei und Rufen am Strande, das Knattern der Büchsen fing an, sich mit dem Donner der Kanonen zu mischen; die Sonne des Aequators erhitzte von Neuem die Steinplatten und die Brüstung des Thurmes, aber Camilla hatte in diesen Augenblicken nicht das Bewußtsein von ihr, wie die das Ufer gewinnenden Männer aus dem Norden. —

Herr Gott von Brügge, da geht Einem der Schweiß

herunter! rief der Admiral der hochmögenden Generalstaaten, seine Riesengestalt in den Sand werfend. — Vorwärts, wer noch Luft schnappen kann! jage die Don's wer mag, ich bin fertig für diesen Morgen!

Ein Vivat für den Herrn Oheim! voran! voran! schrie Georg van der Does, über den athemlosen Verwandten wegspringend und mit den keuchenden niederländischen Haufen vorwärts eilend.

Nehmt das Ding in die Hand und gewinnt ihm das Beste ab, Mynheer van Wena! rief der Admiral dem eben am Strande anlangenden Befehlshaber zu. Ehrwürdiger Herr Henricus, nehmt Euch Zeit, kommt her und verschnauft ein wenig; wir haben nicht so große Eile um das Kinderspiel.

Der Prädikant von Ysselmünde nahm den breiträndigen Hut ab und trocknete die schweißtriefende Stirn.

Mynheer van der Does, sagte er, das ist ein heißes Land. Wie lange gedenket Ihr Euch allhier zu verweilen?

Nun, lachte der Admiral, den Strand haben wir und Cornelius Lensen scheint von der See aus gute Arbeit gegen Schloß und Stadt zu machen; er geht wacker mit seinen Breitseiten dran und wird die hispanischen Mauern hoffentlich bald zu Boden legen. Ich verhoffe, daß wir nicht nöthig haben, uns zu Mohren versengen zu lassen.

Das ist mir recht lieb, seufzte der Prediger. Es ist in der That eine merkwürdige Sonne.

Immer neue Schaaren sprangen aus den Booten und eilten in ziemlich ungeordneter Hast gegen die Stadt, aber das Krachen der Büchsen verstummte allmälig, die Verschanzungen am Ufer waren von den Niederländern genommen, mit Todten und Verwundeten war der Boden zwischen dem Meer und den Mauern der Stadt überstreut; Niederländer, Spanier, Neger und Mulatten durcheinander; ein Bote kam vom Schiffshauptmann Gerhard Storms, um den Admiral zu fragen, ob's nicht anständig und vielleicht bequemlicher sei, den Gouverneur der Insel zur Uebergabe aufzufordern.

Es wird zwar vergeblich sein, Mynheer Pieter Klundert, sagte der Admiral zu dem Fähnrich, welcher ihm die Frage überbrachte; — ich kenne den Alten drin vom Hörensagen; aber — meinetwegen; es gibt unsern Leuten Zeit, die Hitze zu verblasen und sich nach den Gelegenheiten des Ortes umzusehen. Lasset dem Sennor das Stücklein vorpfeifen, Mynheer, ich folge Euch auf dem Fuße.

Eine Viertelstunde später unterhielten sich der niederländische Befehlshaber und Don Franzisko Meneses an der Stadtmauer auf das Freundschaftlichste.

Ich lasse Euch keinen Stein auf dem andern, wenn ich hineinkomme, Sennor, sprach der Admiral mit dem Hute in der Hand.

Wir haben von Eurem Verhalten auf den Kanarien in Betreff dieses vernommen, erwiderte der Gouverneur mit ausgesuchtester Höflichkeit. Wir wollen aber unser Bestes thun, Euch draußen zu halten so lange als möglich, Sennor.

Ich zweifle nicht an Eurer Tapferkeit und Euren Hilfsmitteln, Sennor; aber ich will Euch doch noch einmal fragen, ob das Euer letztes Wort ist?

Der König erlaubt kein anderes.

So wünsche ich Euch eine recht gesegnete Mahlzeit und eine angenehme Siesta, Don Franzisko. Ich werde mich mit Euerer Erlaubniß vor Euren Wällen einrichten und hoffe Euch baldigst wieder zu sehen.

Lebet wohl, Sennor Almirante, und nehmet meine Entschuldigung an, wenn ich Euch nicht zur Mahlzeit einlade.

Mit zwei tiefen Verbeugungen, nach Art der Sennora Bracamonte und des Kapitäns Giralto, schieden die beiden Führer von einander. Mynheer van der Does zog sich langsam zu den Seinigen am glühenden Meeresufer zurück, und eben so langsam umschritt Don Franzisko Meneses seine Wälle, um hier ein ermunterndes Wort zu sprechen, dort einen Befehl zu geben und überall den Muth und die Hoffnung der Truppen und der Kolonisten durch sein Erscheinen zu beleben. Das Feuer der feindlichen Flotte hatte natürlich während der Unterhandlung geschwiegen, die Sonne trat in den Zenith, regungslos lagen die gewaltigen Schiffe im Halbmond auf der Rhede, aber auch die ausgeschifften Mannschaften lagen regungslos, wo sie nur den nothdürftigsten Schatten fanden. Sie hatten die Brustharnische, die Sturmhauben, die Woll- und Theerjacken abgeworfen, die Schwert- und Messerklingen, die Büchsenläufe, welche der Sonne ausgesetzt wurden, brannten in der Hand, als ob sie eben aus der Esse des Schwertfegers kämen. Die Siesta, welche der Gouverneur von Sankt Thomas nicht hielt, hielt der Admiral der niederländischen Orlogsflotte. Er lag unter einem zwischen den Bäumen ausgespannten Tuch auf dem Bauche und streckte seine Gigantenglieder so weit als möglich von sich; Heinrich Leslerus träumte unter einem andern Zeltdach von seinem kühlen Predigerhaus zu Ysselmünde; Georg van der Does aber saß wach und lebendig unter einer Palme neben dem am weitesten gegen das Schloß Pavaosa vorgeschobenen Posten und zeichnete auch hier Figuren in den Sand, wie einst auf der Düne am Strande bei Scheveningen; daß auch er dann und wann ein Gähnen nicht unterdrückte, konnte ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. —

Um vier Uhr am Nachmittag unterfing sich Don Franzisko eines Ausfalls auf die, seine Widerstandskraft allzuleichtsinnig verachtenden Niederländer. Er warf mehrere noch immer schlaftrunkene Vorwachten über den Haufen und richtete nicht geringen Schaden an, bis er von überlegener Macht zurückgetrieben wurde. Die der Stadt und dem Kastell zunächst gelegenen Pflanzungen gingen, theils von den Eigenthümern selbst, theils von plündernden Streifpartieen des Feindes angezündet, in Flammen auf. Von der Flotte schaffte man am Spätnachmittag Geschütz zu Lande; mit seinen Offizieren umschritt Mynheer van der Does die Stadt, um die zum Angriff geeigneten Stellen auszukundschaften; der einzige wirkliche Gewinn aber, den er außer der Besitznehmung des Strandes von diesem

Tage zog, lag in den Unterhandlungen, welche er mit den aus den Bergen herabgestiegenen freien schwarzen Häuptlingen, den Todfeinden der Spanier, anknüpfte. Sie konnten ihm Volk stellen, welches der Sonne besser gewachsen war, als seine eigenen Leute, und mit sehr ernster Miene sah Don Franzisko Meneses von seinen Mauern aus diese dunkeln Gestalten unter den Haufen seiner Angreifer erscheinen. Er wußte besser als irgend ein Anderer, daß ihm solches nichts Gutes bedeute; er preßte die Lippen zusammen und blickte scheu über seine Schulter nach den Palmen- und Tamarindenwipfeln seines Gartens, seine Hand spielte einen Augenblick mit einem leisen Zittern am Griffe seines Dolches; dann aber hob er den Hut von der sorgen- und angstvollen Stirn und sprach:

Der Wille Gottes wird immerdar geschehen, aber ich wollte doch, sie säße zu Madrid im Kloster und stickte Meßgewänder, oder malte heilige Agnesen auf Pergamentblätter.

VI.

Die Galatea des Herrn Miguel Cervantes.

Im Garten des Schlosses Pavaosa zwischen den beiden hohen Palmen lag Camilla Drago wieder in ihrer Hängematte; in der dritten Woche nach der Landung der Niederländer. Wie immer rauschte der Bach durch das blühende Dickicht, wie immer umtanzte er das ihm künstlich in den Weg gelegte schimmernde Gestein und wußte nichts davon, wie sehr sich die Welt jenseits der schützenden Mauern verändert hatte. Alle Vögel waren von den niederländischen und den spanischen Geschützmeistern verjagt worden, und die glänzenden Pfauen, die Perlhühner, die tropischen Reiher mit den gestutzten Flügeln, die nicht fliehen konnten, saßen verschüchtert und angstvoll am Boden unter dem überhängenden Gesträuch. Auch die Sennora Rosamunde Bracamonte saß am Boden auf einem niedrigen Kissen neben dem Lager der jungen Gebieterin, ließ die Kügelchen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten und hatte ihre Gewänder so dicht an sich gezogen, wie der geduckte Pfau seine Federnpracht.

O Thurm Davids, wie toben die Heiden! stöhnte sie bei jeder neuen Explosion. O Ursache der Fröhlichkeit, o geistliche Rose, elfenbeinerner Thurm, schütze uns, bitte für uns! O Maria, Königin der Engel, der Patriarchen, der Apostel, der Märtyrer, der Propheten, der Jungfrauen, erhöre uns! Das muß wahr sein, mein Fräulein, Ihr seid vom Himmel mit einem kostbaren Schatz von Gleichmuth ausgestattet; — wie könnt Ihr so daliegen und kein Glied regen bei solchem Lärm und Schrecken? Ich glaube, wenn die Welt unterginge, Ihr würdet nicht mit dem Augenlid zucken. Wahrhaftig, ich glaube, Ihr schlaft mir ein, trotz dem Spektakel; — das muß ich sagen!

Ich schlafe nicht, sprach Camilla mit sanfter Stimme. Ich weiß nur nicht recht, was ich thun soll. Es ist so seltsam, ich höre freilich die Schlacht, aber hier schwebe ich ohne Körper in der blauen Luft. Ich rege die Hand nur mit Mühe, und doch bin ich so leicht, so leicht! ich hatte ein böses Fieber lange Zeit, — die Sonne war schuld daran; nun bin ich genesen, und der eiserne glühende Reif ist von meiner Stirn genommen. Die Schwere ist vom Feuer verzehrt worden, — ich bin so glücklich!

Jesus, Donna Camilla, wie redet Ihr! o heilige Barbara, unsere besten Krieger sind auf der Mauer und dem Wall gefallen oder quälen sich mit ihren Wunden; — das Fieber regiert in Pavaosa und Euer Herr Oheim sieht von Tag zu Tag finsterer drein: wie könnet Ihr reden von Glück, Donna Camilla Drago? In jedem Augenblick kann der Feind hereinbrechen, und sie werden kommen die Heiden, wie sie über die Leute zu Palma und auf Gomera gekommen sind. Der Kapitän Giralto hat mir davon erzählt, ehe er wieder mit seinem Schiff vor der niederländischen Landung in See ging. Man hat keinen Menschen zu Trost und Rathschlag, seit der Kapitän sich im Flusse Gabon bei seinen Elephanten und Elephantenjägern verkrochen hat; ach, Donna Camilla, ich bin eine alte Jungfrau und habe Euch von den Windeln an nach besten Kräften gewartet, gewaschen und in allem Guten unterwiesen, nun macht das wieder gut und sprecht mit mir! Starrt nicht so in die Höhe, in die leere Luft; — habt Ihr denn wirklich Eure Lust daran, meine Herzensangst zu vergrößern? Anastasia ist gestern gestorben, Emerenciana ist von einem indischen Pfeil getroffen, Thomasiana sitzt mit ihren Krämpfen im Keller; bedenket, Ihr habt nur noch mich, also seid gut und reget Euch einmal, richtet Euch einmal auf und sprecht ein Wort, welches sich anfassen läßt!

Wo blieb mein Gedächtniß? fragte Camilla. Wie sagtest Du, Liebe, daß der Feldherr vor der Stadt sich nenne?

Die Sennora schlug die Hände zusammen. Kind, Kind, rief sie, das ist ja ein Jammer mit Dir! Holofernes — nein, nein, van der Does nennt sich der Holofernes. Wir kennen ihn ja leider gut genug von der babylonischen Gefangenschaft her; er hat uns damals im Haag schon halb zu Tode gequält mit seiner Tabakspfeife und seinem Bierkrug und seinem entsetzlichen Gelächter —

Recht, recht! wenn ich nur den Traum von der Wirklichkeit scheiden könnte, Rosamund. Da war auch der Knabe, der Sohn der guten Dame, in deren Hause wir lebten; — Georg hieß er, Georg van der Does —

Ihr habt ihn ja gesehen vom Thurm del Oriente, den jungen Bösewicht! 's war damals schon ein sauberes Früchtchen; aber nun ist's zum Abfallen reif. Wenn ich daran denke, welche Possen mir der Pillo, der Bribon spielte; wie er mit meinem besten Glockenrock und meiner Eckhaube die Vogelscheuche an der Landstraße hinter dem Garten ausstaffirte, so könnte ich selbst den heutigen Tag darüber vergessen. Gestern hat er unsern armen Lieutenant Lamma niedergehauen; o ich wollte nur, ich hätte ihn einmal wieder vor meinen zehn Fingernägeln!

Camilla lächelte und schüttelte den Kopf.

Es ist lange her, seit wir dort auf den grünen Wiesen gingen. Einen Schäferroman würde Sennor

Miguel Cervantes wohl nicht aus unsern Abenteuern machen können, vielleicht aber eine treffliche Wunderkomödie.

Jesus, wie könnt Ihr in solchen Stunden so scherzen und von der Poeten sündigen Thorheiten reden. Horcht, horcht, sie zersprengen Einem die Ohren mit ihrem Geschrei.

Arme Galatea, für deinen Hirtenstab und deine süßen Liebesklagen ist die Insel Sankt Thomas jetzt freilich kein Aufenthalt; die tapfere Ximena Gomes, das Weib des Campeadors, würde sich besser in die Zeit zu schicken wissen. Ich liebe die Schäferin und die Schalmei.

Und der Herr Oheim hat Euch doch fast mit Gewalt von der Mauer herabführen müssen?!

Er hätte mich dort lassen sollen. Dort lebte ich wie die Andern und mit den Andern; da floß das Blut in meinen Adern; da war Schmerz und Entsetzen, aber auch Hoffnung und Triumph. Dort war der Rausch der Lebendigkeit; hier aber — hier, hier ist nur die Sonne und der Traum. Es ist kein Schmerz, keine Marter mehr in dem Feuer, das vom Himmel niederströmt, aber —

Sie brach ab und ließ die Hand auf die Schulter der alten, treuen Pflegerin herabsinken.

Herzenskind, schluchzte die Sennora, Du zerbrichst mir das Herz, Du bist viel grausamer, als der Feind draußen vor dem Thore. Aber wart' nur, laß uns nur erst diese abscheulichen niederländischen Ketzer vom Halse und dieser glutrothen Insel los sein, ich werde schon ein Wörtlein mit dem Herrn Oheim reden. Der Kapitän Giralto kann mit seiner Brigantine doch auch nicht aus der Welt verschwunden sein; wir packen den Herrn Oheim mit oder gegen seinen guten Willen darauf und schiffen uns mit Kisten und Kasten ein. Da mag hier Statthalter des Königs werden, wer will; aber das beste wär's, man ließe das schwarze Dämonenvolk für sich mit seinen Affen und Schlangen und Zuckerrohr und Elephantenzähnen. Wir segeln ab und den Weg kennen wir; o Herzenskind, ich bin ja zu Alcala de Henares geboren und habe den Herrn Rodriguez Cervantes und seine Frau Leonor de Cortinas recht gut gekannt als ein junges Ding; die Donna Galatea, welche ihr Sohn der Miguel geschrieben hat, ist mir freilich nicht so viel werth, als mein Rosenkranz und englischer Gruß; aber da sie Dir gefällt, Liebchen, so wollen wir leben wie sie, an einem kühlen Wasser, in kühlen Hainen, und singen und lachen und glücklich sein.

Das war ein wilder Knabe dort in Holland, sagte Camilla Drago. Anfangs fürchtete ich mich ebenfalls vor ihm; aber wir vertrugen uns zuletzt doch recht gut. Georg van der Does! wer hätte gedacht, daß ich ihn je wieder sehen sollte. Er war recht lustig; er brachte mich immer gegen meinen Willen zum Lachen. O, wir haben viel gelacht vor der Schlacht bei Turnhout, nicht wahr, Rosamund?

Es war recht angenehm, sagte die Sennora Bracamonte mit einem Seufzer, und setzte im Geheimen hinzu: Das weiß der liebe Gott.

Er ist recht gewachsen, er ist ein Mann geworden. Nun liegt er mit seinen Landesgenossen vor der Stadt Pavaosa; er sollte mir Grüße bringen von der guten Mutter, von dem alten Hause, dem schattenvollen Garten, von den Leuten jenseits der Gasse, dem dicken Bäcker mit den vielen Kindern, wer weiß, wer weiß! — statt dessen mußte er den armen Lieutenant Lamma erschlagen; ach es ist recht traurig, so jung zu sein wie wir und doch so Vieles, so Vieles erlebt zu haben.

Denkt nicht daran, denkt an die Heimat, und wie wir dort zufrieden und glücklich sein wollen; wenn diese ärgerlichen Tage hinter uns liegen, rief die Sennora. Ihr träumet so viel, wie Ihr saget; nun, wer weiß, ob ihr nicht demnächst am goldenen Tajo in dem Hüttchen Eurer Donna Galatea erwacht!

Es ist wahrlich nicht unmöglich, murmelte Camilla; wer weiß, ob ich nicht sogleich erwache; aber nicht am Tajo, sondern bei den Ursulinerinnen zu Lüttich; ich bin so gern bei den frommen Frauen — die Schwester Angelika erweckt mich immer mit einem Kuß — ich wollte, sie käme — ich wollte, ich säße schon aufrecht im Bettchen und hörte das Morgenlied der Vögel im Klostergarten und sähe das Weinlaub vor dem Fenster zittern.

Der Lärm des Kampfes war allmälig schwächer geworden und zuletzt ganz verstummt. Die Angreifer mußten sich wieder einmal nach langer vergeblicher Arbeit zurückgezogen haben. Es näherten sich Schritte auf dem knirschenden Sande des Gartens; auch Don Franzisko Meneses kam von seinem bösen Tagewerk zurück.

Sehr wild sah der alte Cavalier aus; Gesicht und Hände waren vom Staube und Rauche geschwärzt, seine Aermel an den Ellenbogen zerrissen, sein Brustharnisch war mit mancher Schramme bedeckt. Er trug den langen Degen in der Lederscheide unter dem Arm; er hatte die beiden Enden seines langen Schnurrbarts zwischen den Zähnen und zerkauete sie höchst grimmig; er stieß fast mit der Nase an die Bastseile der Hängematte seiner Nichte und endigte aufblickend mit einem tiefen Seufzer die lange Reihe seiner trüben Gedanken.

Als ein Mann von wenig Phantasie und noch weniger Worten sagte er sogleich, was er zu sagen hatte:

Camilla, die Stadt ist nicht länger zu halten. Was wir thun konnten, ist geschehen; aber wir sind am Ende. Nun haben wir aber Nachricht bekommen vom Kapitän Giralto aus der Drei-Engelbai, dem hat ein Schnellsegler Botschaft gebracht von Sankt Jago am Cap Verde: die Armada von Corunna ist unterwegs, die getheilte niederländische Flotte anzugreifen. Sie ist bereits von Gomera südwärts gegangen, und es ist unsere Pflicht, den Feind bis zu ihrer Ankunft hier festzuhalten. Heute Abend zünden wir die Stadt Pavaosa an und ziehen uns in das Schloß zurück; es ist ein böses Spiel; aber, Sennora Bracamonte, wer nicht zu wählen hat, dem ist viel Kopfzerbrechens erspart, und das ist der Trost, den ich für Euch insbesondere mitgebracht habe.

Gott übe Barmherzigkeit an uns; Ihr seid sehr



Gustav Adolph bei Lützen.
(Vergl. Seite 152.)

gütig, Herr Gouverneur, und ich danke Euch herzlich, sagte die Sennora kläglich; Camilla Drago aber ergriff die Hand ihres Oheims und drückte sie stumm an die Lippen. Der alte Krieger wandte sich schnell um und sprach im Innersten seiner Seele, wie die Sennora Bracamonte:

Gott übe Barmherzigkeit an uns!

VII.

Eine neue Rede des Herrn Heinrich Leslerus, Prädikanten von Yffelmünde.

Mynheer van der Does, der Admiral der hochmögenden Generalstaaten, hatte einen schweren Schritt. Wo er den Fuß mit Nachdruck niedersetzte, da sah man lange den Abdruck; — eine tiefe Spur hinterließ er im Sande des Ufers von Sankt Thomas, als er aus der Schaluppe sprang. Es hatte sich seit dem Augenblicke die Umgebung der Stadt Pavaosa auf das Schrecklichste verändert. Die Axt, der Spaten, das Feuer und das Geschütz hatten umgestürzt und aufgewühlt, versengt und zerschmettert; verkohlte Baumstümpfe und Balken, Aschenhaufen und frische oder vertrocknete Blutlachen bedeckten den Boden nach allen Richtungen, und je näher den Stadtmauern, desto ärger erschien die Verwüstung. Gezelt aller Art war außerhalb der Schußweite der spanischen Kanonen in einer ziemlich hastigen, liederlichen Art aufgeschlagen; Allem, was von Seiten der Belagerer ausgeführt war, sah man in unzweifelhaftester Weise den Grimm der Aequatorsonne an, unter deren Scheine die Arbeit geschah. Sämmtliche eiserne und stählerne Schutzwaffen: Harnische, Helme, Sturmhauben, Eisenhandschuhe lagen in Haufen aufgethürmt vor den Zeltreihen oder hingen an den Pfosten und Bäumen: das niederländische Heer focht halbnackt, wie seine schwarzen Hilfsgenossen aus den Bergen, und so kam es auch heute aus den Gräben und von den Wällen von Pavaosa zurück.

Es kam zurück, wieder ohne das Banner Don Philipps III. mit sich zu tragen, es kam zurück in wild phantastischen erschrecklichen Wogen, und Henrikus Leslerus der Prädikant wandte sich entsetzt und schaudernd ob des Anblickes ab. Zwischen den Gliedern der Niederländer tanzten und sprangen die Guineaneger, ihre wunderlichen Waffen schwingend oder sie mit ohrzerreißendem Geheul in die Luft schleudernd und wieder fangend; — taumelnd und keuchend, mit stieren, meinungslosen oder unheimlich fieberisch glänzenden Augen schleppten sich die Weißen vorwärts, und in jedem Augenblick stürzte einer aus ihren Reihen zu Boden, unfähig, den kurzen Weg zu den Zelten der glühenden Atmosphäre abzugewinnen. Sie hatten ihre Verwundeten und Todten zurückgelassen, wo sie gefallen waren, oder sie der Barmherzigkeit und Fürsorge der wilden Bundesgenossen anvertrauen müssen; sie hörten weder auf die Trompete, noch das Befehlwort der Führer; und ohne den zwischen sie und die Stadt sich werfenden frischeren Rückhalt würde Don Franzisko Meneses kaum nöthig gehabt haben, so sehr sich nach der Flotte von Corunna zu sehnen.

Auch die Befehlshaber hatten allen schwereren kriegerischen Schmuck von sich geworfen; sie trugen die Schärpen über der bloßen Brust; selbst die Wehrgehänge und die Degenscheiden hatten sie zurückgelassen, und jetzt stießen sie die nackten Schwerter in den Boden und hielten Kriegsrath im Schatten einer Tamarinde, auf einem Hügel, der zu diesen Berathungen ausgewählt war.

Auf die Schulter seines Neffen gestützt, stand der Admiral in der Mitte seiner Offiziere; leider ein ganz anderer Mann, als bei seinem stolzen Auslaufen aus der Maas, ein ganz anderer Mann seit jenem ersten Erobererssprung auf den Strand von Sankt Thomas. Seine Riesengestalt war vielleicht am wenigsten geeignet, die tropische Sonne zu ertragen; er hatte viel Fleisch verloren, er schnappte nach Luft wie ein Schwertfisch auf der Düne, sein Blick war wie der seiner Krieger bald starr und wie schlaftrunken, bald übernatürlich aufgeregt und in die Irre schweifend. Jetzt sah er hinter sich, zurück nach der Stadt und streckte die geballte Hand nach ihr aus.

Zurück, zurück, zum siebentenmal zurück! Hölle und Teufel, hätte ich nicht selber die Peitsche gefühlt, ich würde es nicht glauben! rief er. Ihr Herren, ihr Herren, was ist das? sind wir behert? sind wir verzaubert? Welches alte Weib hat uns die Nestel geknüpft, daß wir uns so schmählich vergeblich die Köpfe an diesen Lehmwällen und Pfahlwerken zerstoßen? Siebenmal! siebenmal! Mynheer Storms van Wena, Ihr waret ja fast oben; was hat Euch so eilig wieder zu Boden gebracht?

Mynheer Storms zuckte verdrossen die Achseln und sagte:

Fragt einen Andern darnach, Herr Admiral; übrigens glaube ich mit Euch, daß es uns angethan ist. Sie werden daheim ein schönes Lied auf uns machen, und sie haben das Recht dazu.

Wahr! wahr! ging es, begleitet von einem dumpfen Geknurr, durch den Kreis tief gekränkter Bullenbeißer, und sämmtliche Hauptleute zu Land und zur See machten wie ihr Admiral eine Seitenbewegung, um einen bösen Blick auf die arme Stadt Pavaosa zu werfen.

Ohne die Sonne hätten wir sie längst! rief ein schwitzender Friese aus Hollum. Gebt mir einen Ameland'schen Dezembermorgen und wir haben sie zum Mittagsbrod.

Ich danke Euch ganz gehorsamst für das Wort, Mynheer van Wendenkeerk, sagte der Admiral mürrisch. Vielleicht bemüht Ihr Euch aber wohl selber auf die Flotte, um bei Cornelius Lensen nachzufragen, ob er nicht zufälliger Weise ein überzählig Schneegestöber im Raum verpackt habe. Wie viele Leute haben wir dießmal vor dem Nest gelassen?

Jeder Führer überschlug seine Rotte und man summirte.

Das ist wieder eine schöne Rechnung! seufzte Mynheer van der Does. Nehmt das Fieber, den Palmwein und die vermaledeiten indianischen Weibsbilder

dazu und Ihr werdet erfahren, daß in vierzehn Tagen das Faß ausgelaufen ist bis auf die Hefen. Die Herren im Haag und zu Amsterdam werden dem, welcher das Facit heimbringt, ein sträfliches Gesicht schneiden.

Wahrlich, wahrlich, mischte sich jetzt Heinrich Lesferus, der Prädikant von Yſſelmünde, in den Rath. Wahrlich, ihr Herren, gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet und nehmet auf Euch, ein Jeglicher sein Theil an der Schuld des Elends; auf daß der Herr seinen Zorn von Euch wende. Wahrlich, der Herr hat Euch Sieg und Ruhm und große Beute in die Hände gegeben auf den Kanarieninseln, aber der Uebermuth ist in Eurer Brust aufgesprungen wie ein Geharnischter. Wer kann uns widerstehen? habt Ihr gejauchzet und seid von den Schiffen gestürzet, wie zur Hochzeit. Nun sehet Euch um, ob Christenmenschen und Kinder und Krieger des reinen Glaubens also vor dem Stuhl des Höchsten wandeln? Auf den Gräbern Eurer Brüder und Landsleute tanzet Ihr viehisch mit den schwarzen üppigen Heidinnen; als ob keine niederländische Mutter Euch gesäuget habe, kein fromm Eheweib, Jungfräulein oder Schwester daheim in Thränen und Herzensbangen auf Euch harre. Ich wandele durch die Gezelte, während Ihr mit Speer und Bogen vor den Mauern Edom bedränget, und meine Seele erbebet in großem Grauen; denn es ist wie im Lager des Königs Sanherib von Assyrien, von dem geschrieben stehet: Und da sie sich des Morgens frühe aufmachten, siehe da lag alles eitel todte Leichname! — Ich wandele durch die Gezelte und meine Gebeine erzittern; — meine Brüder sterben, sie winden sich im Krampf und verscheiden mit Flüchen; sie haben Schaum vor dem Munde und sterben nach der Blasphemisten Art. Sehet um Euch, sehet, welch' ein Gewölk über Euern Hütten! Der Engel, der über Sanherib blies, ist in dem Gewölk; Ihr sehet ihn nicht, denn der Herr Gott hat Eure Augen mit Blindheit geschlagen und Euch in den Schwindel gestürzet; aber ich sehe ihn und ich rede zu Euch; Ihr habet den Boden, so Ihr betretet, beflecket mit Eurer Schande, Euer Glück ist von Euch gewichen, Euere Paniere wenden sich rückwärts. Fallet nieder auf die Stirnen und streuet Asche auf die Häupter, thut Buße im Staube. Die Sonne Gottes hat Euch verwirret; sehet, sie neiget sich wieder zum Untergange, in einem Stündlein wird es Nacht sein, der Herr will Euern Sieg nicht, so gehet, gehet, gehet, windet auf die Anker und zerhauet die Seile, wendet Euch, wendet Euch vor dem Willen des Herrn, oder man wird sagen morgen in der Frühe: Siehe, alles eitel todte Leichname!

Mit heftigem Geschrei unterbrachen die niederländischen Anführer und das Kriegsvolk, welches sich allmälig herzugedrängt hatte, den Unheilsprediger. Mit geballten Händen gingen der Admiral und Gerhard Storms auf ihn los; ein berauschter Matrose führte einen Stockschlag nach ihm. Hätten sich nicht Georg van der Does und der ehrliche Friese dazwischen geworfen, so würde höchst wahrscheinlich Herr Henricus nicht länger durch das Lager gewandelt sein.

Stopft ihm den Mund! schrie man. Die Insel aufgeben? niemals! niemals! Werft den Unglücksvogel in eine Schaluppe und schickt ihn an Bord; sein Heulen und Krächzen und Psalmensingen hat uns schon zu lange das Lager verstört und den Spaß vertrieben.

Fort mit ihm, rief der Admiral. Wenn wir Viktoria schießen, mag er wieder hervorkriechen. Was meint Ihr, Ihr Herren, sollen wir es, grad' jetzt dem Pfaffen zum Trotz, um Mitternacht noch einmal versuchen? sollen wir den Don's noch einmal das holländische Gebiß zeigen? Es ist ein alt Wort, daß man keinem Jäger beim Ausmarsch gut Glück wünschen soll, und ich vermein', Mynheer Leslerus hat das nicht gethan und wir könnten dessentwegen mit desto größerm Vertrauen die Fortuna versuchen. Wer geht um Mitternacht mit gen Pavaosa?

Die Todtkranken richteten sich ob des wahnwitzigen Geschreies, welches dieser Rede folgte, von ihrem Lager auf und dachten, die Stadt sei über und riefen ihr Vivat mit schwacher Stimme mit. Wieder sank die Dunkelheit herab, und Georg van der Does brachte den gebeugten Prediger aus dem tobenden Heere in Sicherheit.

VIII.

Camilla Drago schlägt für den Schloßlieutenant Pedro Tellez einen Antrag aus.

Im friedlichsten Glanze leuchteten die südlichen Sterne auf den Schauplatz von so vielen entfesselten Leidenschaften, so viel Angst, Noth, Schmerz und Zorn hernieder, aber der Prädikant und der junge Krieger sahen erst dann auf, als sie das Lager verlassen und die letzte Postenkette hinter sich hatten. Sie schritten Arm in Arm stillschweigend bergan, bis das wirre Getöse zu einem dumpfen Rauschen abgeklungen war, und dann standen sie still und wandten sich, und unter ihnen lag die belagerte hispanische Stadt, das lärmende niederländische Lager und das Meer mit der erleuchteten Flotte. Sie griffen beide nach der Stirn, der Greis wie der Jüngling, und suchten sich mühsam der Betäubung, welche sie gefangen hielt, zu entringen: dem jungen Krieger schlugen noch immer hastig alle Pulse von der fürchterlichen Anstrengung des letzten vergeblichen Sturmes, und der Prädikant hatte ebenfalls seinen Kampf gekämpft und ihn verloren.

Der Bewegteste aber war doch Georg van der Does. Von Rechtswegen hätte er mit am lautesten auf den geistlichen Herrn einschreien und einspringen müssen; denn sein junger, toller Sinn hätte am allerletzten von diesen widerspenstigen, trotzigen spanischen Mauern abgelassen, und nun stand er hier an der Seite des Alten und blickte mit ihm, qualvoll beschwerlich Athem schöpfend, auf das wilde Durcheinander von Finsterniß und Feuerschein in der Tiefe herab und wußte nicht, weßhalb er mit dem Unglücksprediger und ernsten Warner gegangen war.

Wie die Andern verspürte Georg die Wirkungen des unheilvollen fremden Klima's; auch ihm hatte das erbarmungslose Gestirn den Stempel aufgedrückt; auch er fühlte die Erschlaffung durch seine Adern und Knochen kriechen, und was fünfzig nordische Winter nicht bewirkt hätten, das hatten die letzten Wochen geschafft,

— sie hatten ihn müde gemacht. Jene Mattigkeit war auf ihn gefallen, welche zugleich die höchste Unruhe ist, welche auf keinem Lager und an keinem Orte still halten kann und verzehrend ist, wie die tödtlichste Krankheit.

Da habt Ihr Euch eben in einen mächtigen Ameisenhaufen gesetzt, Ehrwürden, sprach er zu seinem Begleiter. Heisa, Ihr ginget los, wie des Gianibelli Feuerschiff, aber Antwerpen habt Ihr darum doch nicht gerettet. Was fiel Euch auch ein? Mit den Zähnen würden wir uns lieber in den Erdboden verbeißen, ehe wir von diesem spanischen Steinhaufen abließen.

Mein Sohn, ich sehe es wohl ein, es war nicht klug, in jenen Augenblicken zu reden, wie ich that. Ihr kamet im Aerger und Zorn heim zu euren Zelten und ich habe das Aergerniß vermehrt, aber — doch ist es, wie ich sprach. Ich weiß! ich weiß! es ist ein Schauder über mir und ein fremder Geist in mir, — ich habe die Wahrheit geredet, — der Herr will unsern Stolz demüthigen und unsern Kamm erniedrigen, aber es ist wie immer: sie haben Augen zu sehen und sehen nicht, Ohren zu hören und hören nicht. Aus den Siegern und Triumphatoren sind Schwelger, Gotteslästerer und Teufelskinder geworden; ich aber wollte mein Leben hundertmal dafür geben, wenn ich sie in dieser Nacht noch zusammenkehren könnte mit dem Besen und sie auf die Schiffe treiben —

Da fanget Ihr von Neuem an! rief Georg. Aber vielleicht habt Ihr bald genug für Euern Willen. Laßt uns Pavaosa haben und Ihr werdet sehen, wie schnell wir diesem Backofen den Rücken wenden. Aber was meinet Ihr, wie sollt' ich gehen können, ohne meiner Gespielin da drinnen die Tageszeit gewünscht zu haben? Das wäre Recht! Ich habe neulich ihr weißes Gewand auf der Mauer gesehen, und es ist mir wie ein Schlag vor die Stirn gewesen. Euch mag wohl wenig daran liegen, Ehrwürden, ob wir Pavaosa nehmen oder nicht, ich aber muß hinein über Graben und Wall, durch die Bresche oder durch's Thor, und so wird's geschehen, glaubet es nur!

Herr Heinrich Lesserus hob entsetzt und erschüttert die Hände zum Himmel empor.

O grundgütiger Gott! rief er; was hat dieser Krieg aus Deiner Welt gemacht? Welch' einen Schrecken redest Du aus dem Munde der Kinder und sie wissen es nicht! Das lebendige Herz ist Stein geworden; die mit Blumen in den Händen einander nahen sollten, bieten sich mit lachendem Munde das schwerste Herzensleid, ja den Tod —

Ich will der Jungfrau Camilla kein Leid anthun, sagte Georg störrisch. Doch der Prädikant rief:

Und sie hat mit ihm Jahre lang zu den Füßen seiner Mutter gesessen; sie hat in seines Vaters Hause gewohnt, und in seiner Brust ist kein Fünklein von Barmherzigkeit für sie, — kein Mitleid mit ihrer Noth. Er hat es mit seinen eigenen Augen gesehen, wie die Körper der Frauen und Kinder in den Gassen von Palma lagen, und wie das brennende Gebälk auf sie herabstürzte; er weiß, daß er denselben Anblick in dieser Nacht, morgen, übermorgen dort unten in Pavaosa haben kann; aber es ist ihm nichts; er denkt, er fühlt nichts; er weiß nichts weiter, als sein wildes Geschrei: vorwärts, vorwärts! greif an! greif an! wo er der Welt nicht mit dem Schwert und der Pistole zu Leibe gehen kann, da hat sie keinen Sinn für ihn!

Mit geballten Fäusten stand Georg van der Does da; jetzt rief er:

Was wisset Ihr davon? Ich habe wohl an sie gedacht; ich habe mich gefreut, sie wiederzusehen, aber auf der See hat man uns niederländische Jungen nicht gelehrt, viele Worte zu machen. Ich habe freilich auch nicht Zeit gehabt, immer an sie zu denken; aber ich habe ihr stets das Beste und alle Freude gewünscht. Was kann ich für den Krieg? Fragt ihre Landsleute darnach, die wissen mehr davon zu sagen. Wie kann ihr Uebles begegnen, wenn ich im rechten Augenblick an ihrer Seite bin? Ich werde sie finden in allem Gewühl, und Niemand soll sie berühren oder ihr nur ein böses Wort sagen. Es wäre nur schlimm gewesen, wenn mich der Oheim mit Herrn Jan Gerbrants von Gomera aus nach Hause geschickt hätte.

Es nützt nichts auf dieses Geschlecht einzureden, murmelte der Prädikant. Der Herr hat sie aus Eisen gewollt, er hat sie mit ihrem Land zwischen Ambos und Hammer gelegt. Der Herr allein kann ihnen den Panzer abthun.

Er wendete sich ab von der Stadt und dem Lager und blickte seufzend nach dem dunkeln Gebirge und empor zu den Gestirnen; dagegen schien nun aber des Jünglings Aufmerksamkeit plötzlich ganz und gar von der Stadt und dem Schlosse Pavaosa gefesselt zu sein, er hatte sich mit einer wilden Geberde in das versengte Gras niedergeworfen, er lag bewegungslos und starrte über den schroffen Abhang nach den spanischen Lichtern im Thale. So verharrten beide Männer eine geraume Weile, bis ein verwunderungsvoller Ausruf Georgs auch die Augen des Prädikanten wieder herab- und zurückzog.

Georg van der Does war aufgesprungen:

Was ist das? dort! dort! Mynheer Lesserus sehet, sehet!

Ein rothes Leuchten ging von der Stadt Pavaosa aus, Don Franzisko Meneses hatte seinen Vorsatz ausgeführt und die leichten Hütten und Häuser der Kolonie standen in Flammen. Mit unbeschreiblicher Schnelle flog der Schein über den Strand und das Lager, über das Meer und die Flotte der Niederländer, und Lager und Flotte beantworteten die spanische Verzweiflungsthat mit einem Wuthgeschrei, welches nicht zu Ende kommen wollte, denn sie sahen den größesten und besten Theil der gehofften Reichthümer vor ihren Augen untergehen.

Holla, das ist ein falsches Spiel! rief Georg van der Does, und ohne sich nach seinem Gefährten umzusehen, sprang er in weiten Sätzen über Felsentrümmer und Gebüsch den Berg hinunter, dem Lager zu. Langsamer, doch auch so schnell ihn seine Füße tragen wollten, folgte ihm der Prädikant von Ysselmünde, und bald waren beide wieder in das zornige Gewoge des Belagerungsheeres hineingerissen.

Während aber die Niederländer noch verwirrt



Verlag von Kröner und Hoffmann in Stuttgart

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Am Herde.

durcheinander liefen, oder starr und mit offenen Mäulern dastanden, tanzten bereits die schwarzen Bundesgenossen auf den Wällen der Stadt Pavaosa vor dem feurigen Schein, der von ihr aufging, ihren phantastischen Schattentanz. Mit Triumphgeheul hatten sie sich auf die Leitern geworfen, wie Tigerkatzen waren sie über Pfahlwerk und Gemäuer geklettert, sie waren die Herren von jedem Platz, den die Flamme verschonte; ihre Geschosse umschwirrten das in's Schloß sich zurückziehende Volk und ein Pfeil aus einem ihrer Köcher traf den Gouverneur, Don Franzisko Meneses, auf der Zugbrücke unter dem Thurme Abreojos in die Seite. Der Gouverneur griff nach dem buntgefiederten Rohr, es zerbrach in seiner zuckenden Hand und ließ den Widerhaken in der Hüfte zurück. Noch stürzte ein Weib, einen heulenden Buben von acht Jahren hinter sich herschleppend, über die Brücke, dann kreischten und knarrten die Ketten und Rollen, die schweren Bohlen erhoben sich und die indianischen Pfeile, die noch immer den weichenden Unterdrücker suchten, fuhren in das Holz oder sprangen von Eisen und Stein zurück.

Auf dem Rand des Grabens, welcher die flammende Stadt von dem Schlosse trennte, erschienen in dem Gewühl der Negerkrieger die ersten Weißen. Georg van der Does schwang sich auf einen Steinhaufen und rief:

Mynheer van Meneses, gebt her das Kastell! Ihr haltet es nicht länger! Der Admiral bietet Euch das Leben und die Freiheit mit allen Kriegsehren; Herr Gouverneur, um Euer und Eures Volkes willen gebt das Kastell!

Auf den Mauern des Schlosses unter den spanischen Schwertern, Hellebarden und Musketen erhob sich die Gestalt eines Weibes:

Don Franzisko Meneses ist todt! — Kommandant ist Pedro Tellez! Denkt an Palma und Gomera, wir geben Euch Pavaosa nicht!

Camilla! Camilla Drago! rief Georg van der Does; doch von jenseits des Grabens antwortete ihm nur das Feuergewehr.

IX.

Spanien schließ dich!

Sie hatten in dem Schlosse Pavaosa keine Zeit mehr, die Leichen nach christlichem Gebrauche in die Erde zu bestatten, und wenn auch die Zeit sich gefunden hätte, so war kein Raum vorhanden: sie besprengten ihre Todten mit Weihwasser, sprachen ein kurzes Gebet über sie und stürzten sie von der Mauer in das Meer, welches eine Weile mit ihnen spielte und sie dann an den Strand, den Niederländern zuwarf. Der Einzige, welcher im Hofe des Kastells mit aller kriegerischen Feierlichkeit beerdigt wurde, war der alte tapfere Statthalter, Don Franzisko Meneses; — Mynheer van der Does hatte sein Hauptquartier in einem noch unversehrten Hause am äußersten Ende der Ruinen der verbrannten Stadt aufgeschlagen.

Von allen noch das Schloß Pavaosa haltenden Unterthanen und Unterthaninnen des Königs Philipps III. war die Sennora Rosamunda Bracamonte die einzige, welche sich in jeder Beziehung den Umständen gewachsen zeigte. Sie schritt nicht wie eine Verzückte, gleich Donna Camilla Drago, durch den heroischen Jammer; sie ließ sich nicht wie Sennor Pedro Tellez maschinenhaft vorschieben, um dann mit Desperation dreinzuschlagen: sie hatte das Reden nicht verlernt und sagte der bösen Welt ihre Meinung, wie sie dieselbe dem Oberst Heraugiere gesagt hatte. Sie trug ihre Röcke aufgeschürzt, die Aermel zurückgeschlagen und die Nase sehr hoch, — so erwartete sie die Flotte von Corunna, hielt Ordnung unter den Weibern und Kindern der Kolonisten und folgte ihrer Herrin, wohin diese sie führte; auf den Wall dem stürmenden Feind entgegen, zu den Lagerstätten der Verwundeten und Fieberkranken, auf die Mauern am Meer zu den schrecklichen Leichenbegängnissen. —

Don Franzisko Meneses hatte in seinen letzten Augenblicken die Hand seiner Nichte mit eisernem Griff festgehalten:

Mein armes Kind, mein armes Mädchen!... ruft Pedro Tellez... er mag das Banner herabziehen... es ist aus mit unserer Herrschaft auf Sankt Thomas! hatte er gestöhnt, und Donna Camilla Drago hatte, ohne ihre Hand aus dem schmerzhaften Druck der erstarrenden Finger zu befreien, sich zu den Umstehenden gewendet:

Sennores, Sennores, o sagt es ihm, daß Pavaosa noch nicht verloren ist, daß Spaniens Wappen noch nicht unter die Füße der Niederländer geworfen wird, daß wir kein ander Geschick haben wollen, als Graciosa und Palma!

Es lebe der König! rief der dichtgedrängte Kreis, aber ein alter Kriegsmann, genannt Juan Lodoiro, beugte sich zu dem Sterbenden herab und sprach:

Sennor Gouverneur, wenn's nicht anders sein kann, so steiget ruhig hinunter; kommt die Flotte früh genug, so wird sie uns auf unseren Posten finden, wenn nicht, nun so nehmt's als einen Trost zum Valet, daß sie da draußen die Madorca im Lager haben, und daß wir sie, wenn wir Euch nachfolgen müssen, an einer bösen Kette nachschleifen werden. Erinnert Euch, Sennor Don Franzisko, welch' ein stattliches Geleit wir Anno Achtundsiebenzig dem Prinzen Don Juan d'Austria zu Namur gaben; laßt's Euch einen Trost sein, daß wir in einem noch viel mächtigeren Gedränge treppab marschiren werden.

Don Franzisko erinnerte sich nicht. Er zog keinen Trost mehr aus den Vorgängen des Jahres Achtundsiebenzig. Er starb, und Camilla Drago stürzte von seiner Leiche fort und auf die Mauer des Schlosses:

Spanien! Spanien! Spanien für immer!

Das war nicht mehr die Camilla, welche sich in der Hängematte schaukelte, auch nicht die, welche vom Thurm Abreojos das niederländische Geschwader auf der Meereshöhe erscheinen sah. Wie der schöne, aber tödtliche Genius dieser glühenden Insel erschien sie nun, es war, als habe die verderbliche Macht der tropischen Sonne in ihr einen Körper gefunden; nicht Pedro Tellez, sondern Camilla Drago im Bündniß mit dem Feuer vom Himmel vertheidigte das Kastell Pavaosa!

Jetzt wacht Ihr freilich wieder, Liebchen, sprach die Sennora Bracamonte. O Jesus Christus, allmälig wird's einem Jeden einerlei, was aus Einem wird. Die Bösewichte! die Bösewichte! ich bin ein altes Weib und habe ein gutes Herz, aber zuletzt gibt es doch kein größeres Vergnügen, als ihnen einen Topf voll siedenden Wassers auf die Köpfe zu gießen. Es ist ein Wunder, was der Mensch Alles vergessen und was er Alles ertragen kann, wenn er seine gehörige Beschäftigung hat. Und die Madorca haben sie gottlob auch auf dem Halse, die Ketzer und Rebellen; — ich bin gewiß von sanftem und verträglichem Gemüthe, aber ich gönne ihnen das Unheil, und dem feisten Schlingel, dem Herrn Almirante van der Does, gönne ich es vor allen Andern; er hat's um uns und unsern Herrn Oheim tausendfach verdient.

X.

Die Madorca.

Wieder hinüber zu den Niederländern! Sie hatten Pavaosa, die Stadt, und die Madorca hatte sie. Das Wort des Predigers war zu einer Wahrheit geworden, der Engel des Todes hatte über Assur geblasen, und wenn das Fieber sie mit Ruthen schlug, so peitschte die Madorca sie nunmehr mit Scorpionen: die Madorca aber war die eigentliche Seuche des Landes, vor welcher selbst die Eingeborenen zurückschauderten, als sie unter dem fremden blondhaarigen Kriegsvolk erschien. Sie zerschmolz die Muskeln und das Fett des Körpers, sie kannte keine Gnade, und nur die Flucht aus den senkrechten Strahlen der Sonne konnte das Heer wenigstens in seinen Trümmern retten. Noch aber hielt der Rausch an, noch hatten sie Pavaosa, das Schloß, nicht; siebzig schwere Geschütze hatten sie auf den Wällen der verbrannten Stadt gefunden und dieselben mit den eigenen Kanonen gegen das Kastell gerichtet; sie wußten, daß unendliche Reichthümer, die jahrelange Ausbeute der Gold- und Elephantenküste, hinter diesen trotzigen Mauern aufgehäuft lagen: es war außer dem Prädikanten Niemand, welcher das Wort: Rückwärts Niederland! aussprechen konnte.

Greif an! Niederland greif an! scholl es fort und fort um die spanische Burg.

Und die Madorca griff nach den Stärksten, den Gewaltigsten zuerst; unter den Friesen brach sie aus, und am dritten Tage nach der Verbrennung der Stadt faßte sie den Admiral van der Does, der das gesammte Heer um eine Haupteslänge überragte, am Schopfe und zerbrach ihm den Schwertarm. Mit beiden Armen aber mußte der Tod den Riesen umschlingen und ihm beide Kniee auf die Brust setzen, ehe Mynheer sich gab. Er wehrte sich verzweifelt, und wie sein Kriegsvolk um das Schloß Pavaosa, so schlug er sich um sein Leben. Aber die Madorca richtete ihren Willen doch schneller in's Werk, als die niederländische Macht auf Sankt Thomas den ihrigen; schon am zweiten Tage nach dem Anfange der Krankheit wurde der Admiral stiller, und mit der Madorca hatte Herr Henricus Lesserus leichteres Spiel, als er am Abend mit der Bibel sich neben dem Kopfkissen des Admirals niedersetzte.

Um das Haus, das Hauptquartier, drängten sich die Befehlshaber aller Grade ab und zu; Cornelius Lensen kam von der Flotte zu Land, um die letzte Willensmeinung des Sterbenden zu vernehmen; Gerhard van Wena meldete, daß das Kastell sich höchstens bis zur nächsten Nacht halten werde.

Georg van der Does saß zu Füßen des Lagers seines Oheims, und wenn der Blick des Prädikanten von der Bibel zu dem jungen Mann hinüber glitt, so haftete er mit tiefer Bekümmerniß auf dem matten Gesicht und der zusammengesunkenen Gestalt. Jede Stunde zählte wie ein Jahr in diesem unglückseligen nordischen Heer auf der schrecklichen Insel Sankt Thomas; dieselbe ruhelose Erschlaffung, dieselbe fieberische Müdigkeit zeigte sich in allen Gesichtern, welche sich vor den Fenstern der Hütte oder in der Thüre drängten.

So nehmt das Nest und kümmert Euch nicht um mich! rief der Admiral. Geht an Eure Geschäfte, ihr Herren, und verschwendet keine unnützen Höflichkeiten an einen verlorenen Mann. Schlaget zu und stürzet um; — zu Schiff mit Euch so schnell als möglich und sprecht ein gutes Wort für mich daheim. Nehmt das Ding so lustig, wie Ihr könnt, ich hab's auch gethan; — das Schicksal hat uns einmal in den Glutofen geschoben, greift zu und nehmt, was Ihr kriegen könnt und fort mit Euch, ehe die Klappe ganz verschlossen wird. Geht, gute Herren und tapfere Kameraden, noch einmal drauf mit allen Breitseiten, Cornelius! noch einmal drau mit Schwert und Messer, Herr Storms. Fort mit Dir, Georg, mein Jüngelchen; die Bestie in meinem Hirn und Eingeweide hat böse Fangarme; Herr Heinrich Lesserus wird mich abwarten wie eine Kinderfrau; er hat's ja den Herren Generalstaaten versprochen. Vorwärts zu Land und Wasser für alt Niederland!

Wir nehmen das Ding und bauen es Euch über Eurem Leibe zu einem stolzen Denkmal auf, verlasset Euch drauf, sprach Cornelius Lensen.

Knochen und Gestein durch einand'! rief Mynheer van Wena. Haltet Euch fest am Bettpfosten bis Mitternacht; sie haben da drinnen trotz ihrer Sonne das Spiel verloren. Haltet gut bis Mitternacht, und noch einmal wenigstens sollt Ihr die Staaten Viktoria rufen hören, und wann Ihr dann nicht länger bleiben wollt, so könnt Ihr uns doch mit Lachen Quartier bestellen.

So soll es sein! sprach der Admiral, und sämmtliche Hauptleute drückten ihm die Hand und traten hervor aus der Hütte. Es blieben bei dem Sterbenden nur der Neffe und der alte Prediger zurück.

Da gehen sie hin in Erz und Stahl, sprach der Prädikant von Ysselmünde. Kein irdischer Hauch kann ihrer Seelen Härtigkeit schmelzen. Siehe Du Held, Du eiserner Kriegsmann, Du gewaltiger Hauptmann über hundert Segel, siehe Mynheer van der Does, die Dämmerung fällt hernieder, noch ein Stündlein und es wird finstere Nacht sein; Du wirst das Licht des Tages, dem Du gefluchet hast, nicht wieder erblicken. Du bist mit Hunderten und Tausenden umgürtet gewesen, aber horch, ihr Geschrei und Schwertgeklirr verhallt, es wird stille in Deinem Lager. Sie haben

Dir tönend, mit Drommetenklang in's Ohr gesprochen: harre nur bis Mitternacht und Deine Seele wird mit Jubel und Triumph von hinnen scheiden. Ich aber, ein Diener des Herrn, sage Dir, Du bist mit Tausenden daher geschritten über die Wogen und das Land, Du wirst um Mitternacht allein — allein gehen, und wenn sie mit dem Donner des Himmels Sieg riefen von dem Wall des Feindes, und wenn sie Deinen Namen auf ihren Stimmen aufwärts trügen bis zu dem Wunder Gottes, dem flammenden Kreuz, das allhier die Nacht durchleuchtet: es würde Dir sein, wie das Rieseln der letzten Welle, so auf dem Sande von Nordholland verläuft und von Niemand gehört wird. Admiral, es wird mit dem Siegesruf ein ander Geschrei gen Himmel steigen und nicht verhallen in Deinem Ohr. Sie schlagen mit den Starken die Schwachen, mit den Männern die Weiber und die Kinder, und Du hast kein Wörtlein der Gnade für sie gehabt. Schlage zu, stürze um, wirf nieder, ist Dein Wort gewesen Dein ganzes Leben durch, o großer Admiral, auf allen Meeren hast Du es dem Gegner in's Gesicht geschrieen, willst Du es auch wie einen Enterhaken an Bord des Himmels werfen? Mynheer van der Does, auf allen Meeren hat Dir der Gegenruf des schlachtgerüsteten Feindes geantwortet; nun aber siehe, es ist Finsterniß worden; Niemand antwortet Dir jetzt, Deine Stimme verhallt in der Oede: so falte Deine Hände zum Gebet und sprich: Barmherzigkeit, Herr, laß Deine Gnade walten über mir und dem armen Schloß Pavaosa; — erbarme Dich aller Sterbenden, Herr! rette die Unschuldigen aus den Händen, die losgebunden sind über sie und —

Georg van der Does faßte die Hand des Greises: Er höret Euch nicht, ehrwürdiger Herr. Sehet ihm in's Gesicht.

So höre Du mich, Knabe! rief der Prädikant, von seinem Sitze aufstehend. Gehe hinaus für ihn und sprich: die Leben, welche ich rette in dieser Nacht, sollen in seine Schale fallen vor dem Stuhle des Höchsten; die Jungfrau, welche ich den Händen der wilden Neger entreiße; das arme Kindlein, welches ich aus den Flammen trage, sollen ihm geeignet sein, und wenn um Mitternacht seine Kriegsobersten nach ihrem Wort mit seinem Namen die niederländische Viktoria ausrufen, dann soll Dein Schweigen ihm mehr gelten, als aller Kanonendonner und alles Triumphgeschrei der Welt ihm werth sein würde.

Georg van der Does zog stillschweigend die Pistolen aus seinem Gürtel, er löste das Schwertgehänge ab und legte die Waffen zu den Füßen des Bettes seines Oheims nieder. Herr Heinrich Lesierus legte ihm die Hand auf das junge Haupt:

Gehe hin und rette; — es ist die schönste Nacht Deines Lebens.

XI.

Das letzte Sandkorn.

Zum letzten Male stieg Camilla Drago vom Thurme Abreojos herab, als die Dunkelheit wieder das Meer ihren Augen entzog. Der Thurm war dem Einsturz nahe; zertrümmert war jede Mauer des Kastells, landwärts wie seewärts; von Schutt und Mauerwerk war der tiefe Graben, welcher das Schloß von der Brandstätte der Stadt trennte, halb ausgefüllt; und Mynheer van Wena hatte bitter Recht mit seiner Behauptung, daß die letzte Stunde der Burg von Pavaosa geschlagen habe. Die Flotte von Corunna war auch heute nicht gekommen; keine Botschaft vom Kapitän Giralto war mehr zu den Belagerten gelangt.

Wir sind verloren! sagte Camilla, als sie die halb verschüttete Treppe des Thurmes hinabstieg. Es ist keine Rettung mehr.

In dem Schloßhofe brannte ein großes Feuer und warf seinen flackernden Schein auf die Wände, die Wölbungen und Bogengänge, auf die Gestalten und Gesichter des zusammengedrängten Volkes. Ein schwüler Pestduft fand keinen Ausweg aus dem umschlossenen Raume; Wolken giftiger Mücken hingen um die Flammen, und so viel ihrer im Feuer vergingen, so viele quollen von Neuem aus der Nacht hervor. Die spanischen und portugiesischen Kriegsleute und Kolonisten, so viel ihrer und ihrer Frauen und Kinder noch übrig waren, saßen und standen, kauerten und lagen in einem Kreise, und auch sie bis auf die Unmündigen und Säuglinge wußten Alle, daß die Flotte von Corunna nicht mehr zur rechten Zeit kommen könne, daß es keine Hilfe mehr für sie auf Erden gebe. Das Mark in ihren Gebeinen war verzehrt, ihr Schießpulver zu Ende, der Brunnen dem Versiegen nahe. Die Einen beteten, die Andern rangen in stummer Verzweiflung die Hände, die Tapfersten und Stärksten knirschten mit den Zähnen, sie waren Alle in diesen Ring des Jammers hinabgestiegen von den Mauern, und nur die Sennora Rosamunde Bracamonte neben dem Sennor Pedro Tellez und die übrigen Befehlshaber, vereinzelt hie und da, lehnten an den zerschmetterten Brüstungen, — die letzten Wächter von Pavaosa.

Langsam schritt Donna Camilla Drago in den Lichtschein des Feuers, und die bärtigen Männer, die angstgeschlagenen Weiber, die armen Kinder sahen auf sie, als erwarteten sie ein Wunder von ihr, ein Wort, ein Lächeln, welches gleich dem Nicken eines wunderthätigen Heiligenbildes das Entsetzen in den Jubel der Erlösung und Errettung verwandeln werde.

Aber Camilla schlug den Blick nieder und sprach: Wir müssen sterben, der König kann uns nicht helfen; es ist nichts um uns, als das öde Meer, die Nacht und der Feind; — über uns ist Gott; lasset uns sterben als katholische Christen! Es ist der Wille Gottes, der uns auf diese Insel geführt und diese Stunde über uns verhängt hat.

Sie schrieen nicht laut auf, sie zerrauften nicht die Haare und zerschlugen nicht die Brust, sie senkten nur die Köpfe tiefer, die Kranken zogen ihre Decken mehr über sich und die Mütter drückten ihre Kinder fester an sich.

Wo ist die Sennora Bracamonte, Sennor Lodoiro? fragte Camilla.

Sie hält mit dem Kommandanten auf der Bastion

des Mohren Wacht, war die Antwort, und das Fräulein suchte die alte Wärterin und Freundin an dem angegebenen Orte. Sie fand sie allein; Pedro Tellez hatte sich eine andere einsame Stelle gesucht, um seine Rechnung abzuschließen, ehe ihm der niederländische Sturm die Zahlen durcheinander werfen würde.

Camilla küßte die treue, tapfere Greisin.

Bald werden wir zum ersten Mal eine rechte Heimat haben, aus welcher uns Keiner mehr wird vertreiben können, sagte sie, und die Sennora drückte ihr die Hand auf den Mund:

Sei still! schweige still!

Es ist nichts mehr zu sagen, sprach Donna Camilla Drago. Wir haben Zeit genug gehabt, uns zu rüsten; — wir können still sein.

Sie standen auf der Mauer von neun bis elf Uhr, dann setzten sie sich auf einen Steinhaufen, und Camilla legte den Kopf in den Schooß der Sennora. Auch die Nacht war ganz still, das Lager des Feindes schwieg, nur allerlei Leben der Thiere regte sich. Große leuchtende Käfer und Schmetterlinge schwirrten umher, und die Stimme des atlantischen Ozeans war lauter in der Nacht, als am Tage.

Auch in dem Schloß Pavaosa war alles ruhig, als aber die Mitternacht nicht mehr ferne war, erwachte ein Säugling an der Brust seiner Mutter und fing an zu weinen und die Mutter sang ihm ein Schlummerlied, als ob das noch nöthig sei.

Um ein Uhr war Alles vorüber. Zum letzten Mal vernahm der Admiral van der Does den Donner der Schlacht; er richtete sich empor und horchte und sank zurück und richtete sich nicht wieder auf. In der Thür des Hauses stand der Prädikant Heinrich Lesslerus und hielt sich an dem Pfosten. Er sah den Wall des Kastells wiederum vom rothen Feuerschein umspielt und das Gewühl der Kämpfenden auf der Mauer. Das schrille Kriegsgeschrei der Neger übertönte weitaus den Schlachtruf seiner Landesgenossen und den Todesschrei der Spanier, und der Prädikant von Yſſelmünde kniete auf der Schwelle nieder und versuchte es, zu beten; er konnte aber nur die Hände ringen.

Waffenlos hatte sich der Jüngling, welcher seine Seele gewonnen hatte, als der Erste, Vorderste des Sturmhaufens gegen die Bresche des verlorenen Schlosses Pavaosa gestürzt.

Wir kamen, Wasser zu schöpfen, und Blut ward uns zum Trunke gegeben! stöhnte der Prediger und seine Stirn berührte fast den Erdboden.

Um ein Uhr war Alles vorüber, aber Heinrich Lesslerus wartete vergeblich neben der Leiche des Admirals auf einen Boten von den Siegern. Es kam Niemand; die Seele Mynheers van der Does war hinüber gegangen in das große Geheimniß, und Keiner gedachte ihrer. Der Prediger erhob sich und schritt auf unsichern Füßen durch und über die Trümmer der Stadt bis zu dem jetzt geöffneten Thore des Schlosses. Er kam in das Gedränge auf der herabgeworfenen Zugbrücke; kaum entging er der Gefahr, in den Graben hinabgestürzt, oder von den tollen Haufen zertreten zu werden. In der Wölbung des Thores traf er auf Mynheer Gerhard Storms, der ihm auf die Schulter schlug und rief:

Da seid Ihr ja auch, Ehrwürden. Nun, wir haben eine gute Arbeit gemacht, und ich verhoffe, daß Ihr uns morgen in Eurer Oration loben werdet. Holla Ihr da, Mohren, Friesen und Holländer, Raum für den Herrn Prädikanten. Ja, ja, Mynheer Lesslerus, es ist bös zugegangen; das Volk hat eben zu lange vor der Thüre warten müssen und ist ungeduldig geworden.

Der Greis stand in dem Hofe des Schlosses Pavaosa, er hob die Arme gen Himmel und rief nur: Herr! o Herr, Herr!

XII.

Die Stimmen des Sieges.

Sie schleppten an Bord ihrer Orlogsschiffe mehr als hundert brauchbare Kanonen, Elephantenzähne, Baumwolle, Zucker in Menge, Goldstaub und gemünztes Gold, Beute aus den Gemächern der Frauen, kostbare Harnische und Waffen der Männer, Tiger- und Löwenfelle und zuletzt — die Madorca. Wie auf der Flucht verließ die niederländische Macht die Trümmer der Stadt und des Kastelles Pavaosa, die Insel Sankt Thomas, und ein tausend und zweihundert Leichname wurden noch während der ersten vierzehn Tage der Fahrt vom Bord in's Meer gestürzt. Man hatte zum zweiten Male die Flotte getheilt. Mit sieben Schiffen sollte Mynheer Gerhard Storms nach Brasilien gehen und den Rest mit der Beute der Schout by Nacht, Cornelius Lensen nach der Heimat führen. Aber auch Mynheer van Wena starb an der Seuche, und es war Niemand, der seine Stelle einnehmen konnte; seine Schiffe kehrten zu dem Schout by Nacht zurück und nach einer traurigen, stürmischen Fahrt langte die Flotte im Anfange des Jahres 1600 wieder vor der Mündung der Maas an. „Da wurden auf manchem Orlog nicht sechs gesunde Leute gefunden und sind nur zween Hauptleute und Mynheer Henricus Lesslerus, der Prädikant, bei Kräften heimgekehrt,“ klagen die Berichte aus dem Haag und aus Amsterdam.

Der Flotte von Corunna begegneten die Niederländer zum beiderseitigen Besten nicht. Sie war bis Gomera gekommen und war zum Schutz der westindischen Inseln wieder in See gegangen, als auch sie vom Sturme zerstreut wurde und übel zugerichtet von Neuem den Schutz der spanischen Häfen suchen mußte.

Drei Tage nach dem Abzuge des Feindes von Sankt Thomas legte der Kapitän Jose Giralto mit der Corona de Aragon wieder unter den zertrümmerten Mauern von Pavaosa an, aber vom Thurm Abreojos donnerte kein Salutschuß und Niemand kam, ihn zu begrüßen, als er wieder über die Planke an das Land schritt. Er war kein weicher Mann, dieser Kapitän Giralto, und er hatte in seinem Leben viel Schlimmes und Schreckliches gesehen, ohne daß ihm das Auge feucht wurde; — als er jetzt auf dieser blutbespritzten Ruine stand, weinte er.

Er und seine Leute versuchten es, die Körper ihrer



Landsleute mit Erde zu bedecken; aber sie begruben nur zwei Kinderleichname und ließen ab, denn noch immer strahlte die Sonne des Aequators auf Pavaosa hernieder und der kürzeste Aufenthalt war sicherer Tod. So zog der Kapitän Giralto denn nur das Banner von Spanien von Neuem auf der Trümmerstätte empor und hing, um sein Gemüth wenigstens etwas zu erleichtern und „zu Ehren und zum Gedächtniß der Sennora Bracamonte y Mugadas Criades" sieben Neger, welche er in den Gassen der verbrannten Stadt gefangen hatte, daneben auf. Dann lichtete er wieder den Anker und steuerte nach Sankt Jago am Cap Verde, um daselbst Nachricht zu geben, wie er Pavaosa gefunden und es verlassen habe, und so mochte denn vielleicht seiner Zeit, wenn die Umstände günstig waren, ein dumpfes Gerücht davon gen Madrid oder zum Eskurial gelangen und dem Herrn Don Philipp III. das Achselzucken der Könige entlocken.

* * *

Wie blaß, wie gleichgiltig, wie nichtssagend das Alles im Laufe der Jahrhunderte geworden ist! Zwei oder drei Zeilen in einer spanischen oder holländischen Chronik, eine Seite oder eine halbe in einer deutschen Geschichte der vereinigten Niederlande für den Forscher, zwei Stimmen für den Dichter!

Es saß ein Negermädchen auf einem Felsvorsprung unter den Palmen von Sankt Thomas. Sie trug eine Federkrone, aber dazu das zerrissene, befleckte, versengte Kleid einer spanischen Dame und um das Handgelenk einen goldenen Reif, das Meisterstück eines cordovanischen Goldschmieds. Mit wildem lachenden Blick sah sie über das Meer und sang:

Es steigt ein Rauch auf vom Ufer und mein Auge sieht die großen Schiffe nicht mehr, sie sind klein geworden in der Ferne, das Wasser hat sie verschlungen. Die Ketten sind abgefallen von dem Nacken meines Volkes; die Hände der Krieger sind roth und die Herzen der Jungfrauen fröhlich. Mein Volk sah die großen Schiffe kommen über das Meer, es stand auf den Bergen in großer Angst, aber seine Angst ward Jauchzen; das Volk des Meeres reichte seine Hand meinem Vater und meinen Brüdern, und die Hände der Krieger in den Bergen sind roth und mit Reichthümern gefüllt. Ich höre die Donner der weißen Zauberer nicht mehr; der Geier fliegt über dem Ort ihrer Gezelte, und des Geiers Weib fliegt über der Stadt des Drängers; — meine Brüder haben die Fackel in die Burg des Herrn geworfen; mit meinen Schwestern habe ich getanzt um die Erschlagenen, und den goldenen Reif hat mir die schöne weiße Herrin lassen müssen von dem kalten starren Arm. Das schwarze Volk des Gebirges hat

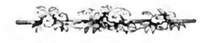
getanzt um das flammende Grab des Fürsten der Meeresleute. Sie haben das Haus über seinem todten Leibe angezündet, daß Niemand Spott treibe mit seinen Gebeinen. Die große Schlacht ist zu Ende; — stille — stille — stille; die schwarzen Schiffe haben die Flügel ausgespannt; ich sehe sie nicht mehr. Mein Vater geht mit Bogen und Keule am Ufer des Meeres und wartet, was die Wellen bringen; — die Geier und Adler wissen es und lachen, und mein Herz ist wie ihr Flug in der Höhe. Wir lagen versteckt in den Höhlen und Schluchten der Berge; denn des Gebieters Arm war mächtig in der Burg am Wasser; meine Brüder schlug er mit der Peitsche und meine Schwestern mußten seiner Jungfrau dienen, aber wie der Pfeil aus dem Gebüsch fährt, kam Abambu, der Gott des Todes, über ihn. Das Volk des Meeres hat gesiegt, aber es verging in der Sonne; Onarika, die Schlange, hat es umwunden mit tausend Ringen und ihm das Herz zerdrückt. Ich sehe die Zauberschiffe nicht mehr; der Stab des Königs liegt wieder in der Hand meines Vaters, im Sonnenschein tanzen die Wellen um mein Land; meines Volkes Götter haben uns gerettet: ich trage den Ring der jungen weißen Fürstin, ich bin des Königs Tochter und meine Brüder und Gespielen bauen mir meine Hütte aus grünem Gezweig auf, wo das stolze Haus des weißen Mädchens über ihr und ihrem Volk zu Boden liegt! — — — —

Im grauen Winternebel schritt ein alter Mann, angethan mit einem schwarzen Predigerrock, am Strande von Scheveningen auf und nieder; — der Prädikant von Yßelmünde, Herr Heinrich Leslerus.

Er hatte den ganzen Morgen hindurch in dem Hause Mynheers van der Does, zwischen dem Vater und der Mutter Georgs gesessen und den trauernden Eltern immer von Neuem von dieser unheilvollen Expedition der hochmögenden Herren Generalstaaten nach dem Aequator, von dem tapfern Admiral, von Georg und Camilla Drago erzählen müssen. Er war ein guter Prediger, aber ein schlechter Erzähler, und das größte Grauen hatte er doch immer für sich selber im Herzen behalten: die Eltern durften nur wehklagen und weinen.

Am Nachmittage gegen die dritte Stunde hielt er es auch nicht mehr aus in dem Hause. Er schritt durch den Garten und über die schneebedeckte Wiese, auf welcher einst die junge spanische Gefangene Blumen gepflückt und mit dem wilden niederländischen Knaben Schmetterlinge gehascht hatte. Langsam wanderte er den Kanal entlang, immer weiter fort, dem Meere entgegen. Nun stand er auf den Dünen und sah die Wellen der Nordsee gegen den Strand heranrollen, nun schritt er hin und wider in dem Nebel, geschüttelt vom Frost, in allem Entsetzen der Erinnerung; — es drohte Wahnsinn, hier, an einem solchen Tage, jener Sonne von Sankt Thomas gedenken zu müssen.

Was soll ich fürderhin thun, nachdem ich von einem solchen Wege heimgekehret bin? sagte er. Wohin soll ich fliehen vor den Gespenstern, so mich verfolgen? Da ist Ruhe nirgends; die Todten recken die Hände nach mir von jeder Seite. O Pavaosa, Pavaosa, es will kein Gebet, kein Schreien und Flehen, keine Arbeit und kein Mühen gegen den Klang Deines Namens helfen. O Pavaosa, Deine Mauern liegen nieder und halten mich doch gefangen bis in's Grab; es ist keine Rettung aus Deinen Wällen. O Pavaosa, die Flammen, welche über Dir zusammenschlugen, sind längst erloschen, aber nicht in meiner Brust. Ich sahe sie liegen Deine Kinder, o Pavaosa, und meine Seele ist mit ihnen begraben, wie der Knabe, den ich ohne Harnisch und Schwert zu Dir sendete, die Arme vor ihnen auszubreiten. Ich sah Deine Jugend, Lieblichkeit und Schönheit zerrissen und zerfleischt — wehe mir! Ich sah den Rauch Deiner Trümmer verwehen über den Wassern, und die Spitzen Deiner Berge versinken in den Wogen: Dein Name, o Insel Sankt Thomas, hat die Schiffe meines Volkes über den Ozean gejagt; wie Verlorene hat er uns an den Strand der Heimat geworfen. Wir fuhren aus, Männer und Krieger, wir ließen unsere Mannheit und Stärke Dir, o Insel Sankt Thomas. Wie Schatten schleichen die Heimgekehrten und fürchten den Anblick des Meeres; denn, siehe, die Wellen schnappen und springen gleich den Hunden und bellen Deinen Namen Pavaosa, Pavaosa!



Vom Reichthum.

Von Otto Gildemeister.

(Schluß von S. 252.)

Im Orient, das heißt im rechten, unverfälschten Orient, gibt es nur einen einzigen reichen Mann, den Monarchen. Er hat die Macht, die gesammte Arbeitskraft seiner Unterthanen für seinen alleinigen Nutzen auszubeuten, und nicht selten thut er es. Darum haben die Unterthanen auch kaum Trieb und Lust, selbst etwas zu erwerben. Denn kaum besitzen sie etwas Begehrenswerthes, so kommen des Königs Diener und nehmen es zu sich. Wie heute, so ist es seit Jahrtausenden gewesen. Der Pharao, unter welchem Joseph als Minister diente, war, gerade wie jetzt der Vicekönig von Aegypten, der Gutsherr des ganzen Landes. Das „monarchische Prinzip", wie es dort noch gegenwärtig gilt, hat schon vor dreißig Jahrhunderten Samuel dem Volke Israel auseinandergesetzt, als es einen König begehrte, „wie alle Heiden haben":

„Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnit-

tern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinem Wagen gehört machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und euren Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müsset seine Knechte sein."

„Man sieht, so ziemlich alle die Dinge, wofür heutzutage Herr von Rothschild seine Handwerker und seine Dienstboten baar bezahlt, oder deren Genuß er sich durch Güterkäufe sichert, nimmt nach morgenländischem Staatsrechte der Herrscher den Leuten ohne viel Umstände und ohne Entgelt. Er ist auch reich, aber nur weil er der Stärkste ist von Allen und nur so lange er der Stärkste ist. Wenn der König schwach und weibisch wird, so wird er auch ein Bettler. Ein fremder Eroberer oder ein ehrgeiziger Satrap stößt ihn weg von seinem Stuhle und wird reich an seiner Stelle. Die Kämmerer und Knechte des Herrn sammeln wohl auch durch Raub und Unterschleif ein anscheinendes Privatvermögen, aber es ist eben nur Schein. Keinen Tag sind sie ihres Besitzes sicher; die Hand des Herrn schwebt immer über ihnen, bereit, den vollen Schwamm auszudrücken und den Brunnen des Dieners in die große Cisterne des Königs zu leiten. Sicher sind nur, die nichts haben, und Jedermann sucht daher wenigstens zu scheinen, als habe er nichts. Sorgfältig wird Alles verheimlicht, was den Verdacht des Wohlstandes erwecken könnte; Gold und Silber wird verscharrt; der gute Braten wird hastig verschlungen hinter verriegelten Thüren, mit zitternden Händen. Wie bei uns Jeder für reicher gelten möchte, als er ist, so dort Jeder für ärmer. Wer zu einem großen Herrn gerufen wird, kleidet sich in dürftige Gewänder und macht sein kläglichstes Gesicht; Prunk und Aufwand, dieser ewige Beschwerdepunkt europäischer Familienväter, ist das Privilegium der Wenigen, welche sich stark genug wissen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wunderbar aber ist der Anblick, wenn einmal die allgemeine Furcht auf kurze Zeit von diesen Ländern hinweg genommen wird, wenn einmal ein weiser und menschenfreundlicher Fürst oder gar eine Reihenfolge wohlwollender Herrscher das Mißtrauen des Volks in Sicherheitsgefühl verwandelt. Dann pflegt mit unglaublicher Schnelligkeit eine kolossale Blüthe des Reichs sich zu entfalten, die aber eben so rasch unter dem Scepter des nächsten Tyrannen wieder verschwinden muß und nur in den Märchen und Sagen, wie die Erinnerung an eine goldene Zeit, fortlebt. Mit diesem Zustande hängt es denn auch zusammen, daß im Orient die Freigebigkeit, im Abendlande die Sparsamkeit des Regenten höher gepriesen wird.

In Europa ist jene Sicherheit des unbewaffneten Reichthums, an welche wir gewöhnt sind, verhältnißmäßig jungen Datums. Jedermann weiß, daß die berühmten Städte des Mittelalters, Venedig, Lübeck, Nürnberg, Brügge Bürger zählten, welche an Reichthum mit Königen wetteiferten. Aber auch an Macht wetteiferten diese Städte mit den Königen; sonst würde es mit ihrem Reichthume bald zu Ende gewesen sein. Was für Augen hätten aber wohl die alten Magnifici und Hochedlen gemacht, wenn man ihnen erzählt hätte, daß im neunzehnten Jahrhundert in einer einzigen Stadt, wie es jetzt in der City von London der Fall ist, mehr Schätze, als ihr ganzes Europa besitze, aufgehäuft liegen würden, in einer Stadt ohne Mauern und Gräben, nur bewacht von einigen hundert Männern mit kleinen Stöcken, und daß gleichwohl dieser unermeßliche Reichthum weniger gefährdet sein werde, als das Gold und Silber in den festesten Burgen des Mittelalters jemals gewesen sei! Der Umschwung, welchen in diesen Dingen die Civilisation herbeigeführt hat, ist in der That ein ganz ungeheurer, und die Menschen haben, um an ihn zu glauben, lange, lange Zeit gebraucht. Der Bauer kann es sich noch jetzt nicht recht denken, daß Hab' und Gut vor der Faust des Stärkeren sicher sei. Nur zögernd entschließt er sich, die blanken Goldstücke aus dem leiblichen Besitze zu entlassen und der Sparkasse anzuvertrauen. Wenn man in weltentlegene Dörfer kommt, so spürt man noch immer die altererbte Scheu des Volkes vor Allem, was vornehm aussieht. Vornehm und räuberisch sind da noch dicht neben einander liegende Begriffe. Und selbst, wenn seit Menschenaltern ein geordneter Rechtszustand die alten Vorstellungen überwunden hat, haftet noch die alte Gewohnheit. Noch immer wandert mancher Sparpfennig in den Wollstrumpf hinter dem Schornstein, oder in den eisernen Topf im Keller. Noch immer liebt es der Bauer, wenigstens dem Städter gegenüber, über schlechte Kornpreise und Viehsterben und schwere Gemeindelasten zu jammern. Man soll nicht merken, daß er vorwärts komme und Geld zurücklege.

Noch eine andere Erscheinung glaube ich auf uralte Volksanschauung zurückführen zu dürfen. Ich meine den außerordentlichen Werth, welchen noch heutzutage Viele auf die Abstammung von denjenigen Klassen legen, die im Mittelalter die Macht und mit der Macht den Reichthum repräsentirten. Selbst in Ländern, wo der Geburtsadel nicht die geringsten politischen Vortheile mehr gewährt, erhält das feudale Gefühl sich mit merkwürdiger Zähigkeit. Der Pflanzer in Virginien blickt als Nachkomme englischer Cavaliere eben so stolz auf seine plebejischen Mitbürger herab, wie der Enkel der Kreuzfahrer im Faubourg St. Germain auf die Emporkömmlinge des kaiserlichen Hofes, Kaiser und Kaiserin nicht ausgeschlossen. Und man würde sehr irren, wenn man annähme, diese Hochschätzung des Geblüts finde kein Echo in den Massen des amerikanischen und des französischen Volks. Der gewöhnliche Amerikaner hegt eine wahrhaft kindliche Ehrfurcht vor den heraldischen Herrlichkeiten, welche an die Zeiten des Faustrechts erinnern; einen wirklichen Grafen, einen lebendigen Lord zu sehen, ist ihm mehr Genuß, als alle Madonnen Rafaels und alle Aphroditen Griechenlands dem transatlantischen Touristen zu gewähren vermögen. Was den Franzosen betrifft, so wird er lieber die Guillotine wieder in Bewegung setzen, ehe er den „Erben der großen historischen Namen" auch nur den Schatten eines Vorrechts, sei es welcher Art es wolle, wieder einräumen möchte; aber

der Franzose ist nichts weniger als gefühllos für die dekorativen Vorzüge, welche mit einem ächten Herzogstitel oder Marquisat verknüpft sind. Man braucht nur die populäre Literatur, die gelesensten Blätter, die erfolgreichsten Bühnenstücke zu Rathe zu ziehen, um sich hievon zu überzeugen. Der Lieblingsheld der Pariser Ouvriers und Grisetten ist der junge Seigneur mit demokratischen Gesinnungen. Der reiche Bourgeois ist eine halb gehässige, halb komische Figur, und nirgend mehr, als in Paris, liebt es der emporgekommene Plebejer, sich — sei es auch nur durch den Visitenkartenstecher — ein wenig adeln zu lassen.

Am deutlichsten prägt sich die Nachwirkung der feudalen Sitten in England aus. Dort hat das hohe Ansehen der großen grundbesitzenden Familien, welches nicht zu verwechseln ist mit der politischen Stellung der Pairie, alle Revolutionen und Reformen und selbst alle Triumphe der Industrie- und Geldwirthschaft überlebt, ohne künstliche Stützen, ohne Majorate, Ahnenproben und kleine Residenzen. Der Reichthum steht bei den Engländern in hohen, sehr hohen Ehren, aber recht respektabel erscheint er ihnen erst, wenn er es zu einem Familiengute gebracht hat und in Gestalt von „wirklichem“ Eigenthum (real property, wie sie bedeutsam das unbewegliche Vermögen nennen) auf den ältesten Sohn sich vererbt. Das Kapital, in Grund und Boden angelegt, wirft die niedrigste Rente ab, aber sich in Grund und Boden zu verwandeln ist das Ziel, auf welches alle Kapitalien, ganz gegen das wirthschaftliche Gesetz, hindrängen. Erst dann haben die großen Geldverdiener der City, die Baumwollenlords von Lancashire, die Magnaten der Aktienbörse nicht vergebens gelebt, wenn sie sich eine stattliche Herrschaft erworben haben und nunmehr, als Beherrscher einer untergebenen Bevölkerung von Pächtern und Häuslingen, aus der Sphäre der „Mittelklassen“ hinübertreten in den Kreis der „guten Familien“ des Landes. Erst, indem er Gutsherr wird, wird der Plebejer „ein Gentleman“ im eigentlichen Sinne des Wortes; bis dahin nannte man ihn nur aus Höflichkeit so. Denn ein Gentleman ist der Sohn oder das Haupt einer Familie, welche auf und von ihrem erb- und eigenthümlichen Lande lebt, unabhängig von erwerbender Arbeit, unterhalten von dem Tribute der Gutsunterthanen, so wie in den guten alten Zeiten die Barone und die Ritter gelebt haben. Die Eigenthumsprobe ist dem Engländer wichtiger als die des Geblütes; in allen praktischen Beziehungen herrscht völlige Gleichheit zwischen den Gentlemen von altem und von neuem Datum; aber diejenigen, deren Vorfahren seit Jahrhunderten Grundherren gewesen sind, gelten gleichwohl für die Besten unter den Guten. Stolz ist derjenige, welcher sich rühmen kann, daß sein Urahn mit Wilhelm dem Eroberer in's Land gekommen und den Familiensitz vermittelst Raubes gewonnen hat; dagegen spricht man nicht gern davon, wenn man das Gut von dem seligen Mr. Smith um baare Guineen, redlich im Baumwollhandel oder durch Bierbrauen verdient, käuflich erstanden hat.

Diejenigen männlichen Eigenschaften, so scheint es, welche in rechtlosen, gewaltsamen Zeiten unentbehrlich waren, um großen Besitz zu erwerben und zusammenzuhalten, also mit einem Worte hervorragende kriegerische Tüchtigkeit, diese Eigenschaften werden von den Menschen im Grunde noch immer mehr bewundert und werthgehalten, als die anderen Eigenschaften, welche in unserem zahmeren Zeitalter dem Gelderwerbe förderlich sind: Klugheit, Sparsamkeit, Fleiß. Tapferkeit und Stärke üben auf die Phantasie einen Zauber aus, der noch jetzt nachwirkt in dem Nimbus, mit welchem die Volksansicht den Adel umgibt. Denn der Adel, was er auch jetzt sein mag, war ursprünglich nichts anderes, als die Ehre und die Beute der tapfersten Krieger. Nur mit dem Schwerte konnte ursprünglich die Herrschaft über Land und Leute, den einzigen Reichthum der feudalen Welt, erworben werden, und es ist zu beachten, daß diese Kunst reich zu werden sehr wohl verträglich und gewiß nicht selten verbunden war mit Charakterzügen, welche von jeher populär gewesen sind, mit Sorglosigkeit für das eigene Wohl, mit einer gewissen rohen Großmuth und Freigebigkeit, während auf der anderen Seite unser kommerzieller und industrieller Reichthum nicht allein zu persönlicher Kraft und mannhaftem Muthe in keinem nothwendigen Verhältnisse steht, sondern selbst durch gewisse häßliche Eigenschaften, durch Engherzigkeit, Furchtsamkeit, Härte, ja selbst durch Unredlichkeit eher gefördert als beeinträchtigt zu werden scheint, nicht selten auch als Geschenk des blinden Zufalls dem Unwürdigen zu Theil wird und auf solche Weise im Volke recht eindringlich zu gleicher Zeit den Neid, den Haß und die Verachtung weckt. Hieraus erkläre ich mir, wie es zugeht, daß einestheils an dem Besitze des Adels und an adelichem Besitze ein Duft von Romantik, freilich schwächer und schwächer werdend, haftet, anderntheils die bloße Geldaristokratie den Fluch der Gemeinheit nicht los werden kann.

Es ist merkwürdig, wie dieser Fluch auf das konkrete Symbol und Werkzeug des industriellen und merkantilen Reichthums, auf das baare Geld selbst sich überträgt. Zwar ist das Geld nicht der Reichthum selbst, aber beide sind für die gewöhnliche Anschauung gleichbedeutend geworden. Nicht wie viel Häuser und Aecker, Schiffe und Speicher, Rinder und Rosse Einer habe, wird gefragt, sondern wie viel Thaler oder Gulden? Die Phantasie malt sich den Talisman, welcher fremde Kräfte dem Besitzer unterthan macht, immer in der Gestalt des geprägten, ausgemünzten Metalls. Gerade in dieser allbegehrten Gestalt aber hat der Reichthum am meisten den Zug des Verächtlichen, Unanständigen. Es ist, als fühle der Mensch diesem prägnantesten Symbole der zeitlichen Güter gegenüber eine Art von Scham vor sich selber und vor der Erbärmlichkeit, welche das Nichtigste zum Wichtigsten macht. Das bessere Bewußtsein regt sich instinktmäßig und protestirt gegen die Anmaßungen des Götzen, welcher die Schwelle des Allerheiligsten zu betreten versucht.

Jeder fühlt sich verletzt, wenn die besten Leistungen geistiger oder sittlicher Kraft in Geld abgeschätzt werden; man fühlt, wie unziemlich es ist, eine Lebensrettung, eine große Offenbarung der Wahrheit, eine patriotische That mit klingender Münze zu belohnen. Wenn wir etwas besonders Köstliches bezeichnen wollen, so sagen wir nicht: es ist hunderttausend Dukaten werth“, sondern: „es ist für Geld nicht zu kaufen“. Die alten Griechen bewiesen einen feinen Takt, da sie den Siegern in den heiligen Fest-

spielen keinen anderen Preis bewilligten, als den einfachen Kranz, der weder käuflich war noch verkäuflich. Daß ihre Dichter und Philosophen keine Honorare bezogen, war freilich eine nothwendige Folge der mangelhaften Organisation ihres Buchhandels; aber es ist mir zweifelhaft, ob sie den Verkauf des geistigen Eigenthums, auch wenn er möglich gewesen wäre, recht schicklich gefunden hätten. Sophokles und Aeschylos bezogen jedenfalls keine Tantième und Plato nahm keine Bezahlung für seine philosophischen Vorträge. Freilich haben wir keine Sklaven, wie Griechen und Römer sie hatten, und unsere Schriftsteller und Lehrer müssen sich schon bequemen, in Geldsachen minder groß zu denken als die Alten, welche nicht um ihr tägliches Brod zu sorgen brauchten. Aber auch wir empfinden es noch als eine Entwürdigung, wenn Einer bloß des Verlegersoldes wegen schreibt, bloß dem Eintrittsgelde zu Liebe lehrt. Wie viele Schriftsteller seufzen wohl im Stillen, daß es ihnen nicht vergönnt ist, zu arbeiten, ohne nach dem Lohne zu fragen! Daß der Handwerker sich jede Stunde seiner Arbeit bezahlen läßt, daß der Kaufmann darauf ausgeht, den höchsten Preis zu erzielen, finden wir ganz in der Ordnung, aber der Künstler, der Lehrer der Wissenschaft, der Dichter, welcher für den besten Markt arbeitet, erniedrigt, ja entehrt sich in unseren Augen. In unseren bürgerlichen Gemeinden sind Ehrenämter diejenigen, welche nichts einbringen, und selbst unsere Orden und Titel erscheinen als — nur geschmacklosere — Surrogate des unfruchtbaren Kranzes, mit welchem die Hellenen ihre Besten schmückten.

Es gibt Erwerbsarten, welche auf wissenschaftlicher Bildung beruhen und doch eine Bezahlung ihrer Leistungen voraussetzen, wie die Advokatur und die ärztliche Praxis. Aber so tief begründet ist der Gegensatz zwischen wissenschaftlicher Würde und nackter Geldwirthschaft, daß Berufsgeschäfte dieser Gattung beinahe überall nach anderen als rein kaufmännischen Grundsätzen betrieben werden müssen. Die öffentliche Meinung, formulirt in einer stillschweigend anerkannten Standesetiquette, fordert es so. Weder der Advokat noch der Arzt darf seine Dienste dem Meistbietenden verkaufen, sie dem Mittellosen versagen, Kunden aufsuchen, durch wohlfeilere Bedienung das Publikum anlocken. Die Gesetze der Konkurrenz existiren für sie nicht; in manchen Staaten versagt ihnen das Gesetz sogar das Recht der gerichtlichen Einklagung der ihnen zukommenden Remunerationen, in den meisten schreibt die Obrigkeit vor, wie hoch sie ihre Arbeit anrechnen dürfen. Das, was sie dem Publikum bieten, ist etwas Höheres, als Waare und Lohnarbeit, oder soll es doch sein. Ebenso verhält es sich mit dem Staatsdienste, für welchen die Besoldungen gewöhnlich weit knapper zugeschnitten sind als die Remunerationen, deren die Diener der Privatindustrie sich erfreuen. Ein Oberkellner, ein Zuschneider, ein Bankkassierer steht sich in der Regel besser als ein Offizier, ein Richter oder ein Zollbeamter. Aber das Staatsamt soll eben nicht eine bloße bürgerliche Nahrung sein, obwohl Viele es so behandeln.

Es hängt hiemit zusammen, daß einige Berufsarten als anständig für „guter Leute Kind" gelten, andere nicht. In England kann der jüngere Sohn eines wirklichen Gentleman, ohne Kaste zu verlieren, seinen Lebensunterhalt nur in drei Laufbahnen verdienen, als Staatsdiener, als Geistlicher, als Offizier, — allenfalls auch als Anwalt und als Arzt. Alle diese Berufsarten haben das Charakteristische, daß in ihnen zwischen Leistung und Bezahlung kein direktes Verhältniß obwaltet. Das Geld kommt mit ihnen, so zu sagen, nur in mittelbare Berührung, und eben deßhalb gelten sie für anständiger. Jede Arbeit, welche direkt mit Geld aufgewogen wird, hat, wenn sie auch weit gewinnbringender ist, einen geringeren Rang. Eine ähnliche Anschauung finden wir auch auf dem Kontinent, mit lokalen Abweichungen natürlich, aber in der Hauptsache auf dem nämlichen Gefühle beruhend. Selbst diejenigen, welche persönlich durch die Unterscheidung gedemüthigt werden, machen doch die Unterscheidung mit. Der Handwerker ist stolz darauf, seinen Sohn studieren zu lassen, wenn auch Hobelbank und Amboß mehr Geld einbringen, als die Doktorwürde. Der Bauer trachtet darnach, aus einem seiner Kinder einen Herrn Kandidaten zu machen, wenn schon die kirchliche Laufbahn nicht gerade zu den glänzenden gerechnet werden kann. Der Banquier weidet sich an der Glorie seines Erstgeborenen, welcher bei dem berühmten und bekanntlich äußerst exclusiven Kürassierregimente einen nicht unerheblichen Theil der väterlichen Einkünfte als Kavalier verzehrt.

In den Vereinigten Staaten von Amerika, sagt man, fehle ein solches Gefühl für die Rangordnung der Arbeit gänzlich. Jede Beschäftigung, vermittelst deren man Geld verdiene, gelte für gleich anständig. Und gewöhnlich wird dieß als ein Vorzug der Vereinigten Staaten gepriesen. Wenn die Sache sich wirklich so verhält, was noch bezweifelt werden mag, so muß man sagen, daß es löblich ist, jede nützliche Thätigkeit, auch die niedrigste, höher zu ehren, als das Nichtsthun des dünkelhaften Gecken. Ob es aber eben so löblich ist, das Geldverdienen zum ausschließlichen Werthmesser der Beschäftigungen zu machen, ist eine andere Frage. Dazu sind die Menschen ohnehin sehr geneigt, auch ohne daß man es ihnen als besondere Weisheit predigt. Allein ich für meinen Theil entscheide mich doch lieber für die europäische Ansicht, die wohl mit allerlei Schiefem und Verkehrtem versetzt ist, aber doch schließlich auf den alten Satz zurückführt, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt. Heilsam und ehrwürdig erscheint mir das dunkle Gefühl, welches unsere Bauern und Handwerker antreibt, sich das Geld am Munde abzudarben, damit ihre Kinder von dumpfer Handarbeit zur Gehirnarbeit aufrücken können. Man braucht nicht zu fürchten, daß die Leute zu wenig Respekt vor dem Gelde bekommen möchten.

Das Bewußtsein von der Vulgarität des Geldes tritt auch dann in uns hervor, wenn wir in der Lage sind, Jemanden ein Geschenk zu machen. Welche Mühe geben wir uns nicht, den Geschenken einen Werth zu verleihen, der vom Gelde unabhängig sei. Das Einfachste wäre ja, das Geld selbst zu schenken, aber alle Welt findet das unanständig und selbst beleidigend. Kindern und Dienstboten allein gibt man die blanke Münze ohne Bedenken. Selbst den Geldwerth der Gabe sucht man zu verstecken. Die kleinen verrätherischen Zettel, auf denen der Verkäufer den Preis vermerkt hat, werden sorgfältig abgetrennt, und sehr verlegen wird, wer zu spät beim Gratu-

lationsbesuche plötzlich gewahrt, daß er diese Operation vergessen hat. Er schämt sich wie über eine Unschicklichkeit.

Dies geht noch weiter. Nicht allein das Geld selber, sondern alles, was an Geld zu sehr erinnert, wird eben dadurch unfähig, als Geschenk, als ein Zeichen der Liebe, des Dankes, der Verehrung zu dienen. Also das Nothwendige, das Nützliche, welches einzutauschen ja die wichtigste Bestimmung des Geldes ist. Man wird nicht leicht Jemandem, der uns geholfen oder erbaut oder erfreut hat, ein Paar Stiefeln oder ein Faß Mehl oder ein Fuder Brennholz zuschicken. Auch nicht ein Dutzend Strümpfe, es sei denn, daß man sie selbst gestrickt hätte. Je weniger nützlich ein Gegenstand ist, desto besser eignet er sich zu einer Ehrenspende, und die geradezu unbrauchbaren, die höchstens zur Zierde dienen können, gelten für die ehrenvollsten: kunstvoll gearbeitete Waffen, Büsten, prunkvolle Schreibzeuge, unbequeme Pokale und dergleichen Dinge mehr, welche für sein Geld zu kaufen dem Beschenkten schwerlich jemals einfallen würde.

Selbst die Freundschaftsgeschenke verrathen gewöhnlich diese Abneigung gegen das Nützlichkeitsprinzip, und je ferner die Beziehungen werden, desto unerlaubter werden Geschenke, welche Jemand „gut gebrauchen kann". Nur den Nächststehenden sieht man es nach, wenn sie Spenden für den täglichen Hausbedarf bringen oder Gaben von unverschleierter Kostbarkeit widmen; der Fernstehende darf nur mit flüchtigen Spielereien seine Theilnahme bezeugen. Es gibt eine fein nuancirte Scala des Geziemenden, von dem Blumenstrauße und der Bonbonnière, welche ein junger Herr selbst der unverheiratheten Tochter des Gastfreundes überreichen darf, bis zu dem Brillantschmuck, den der verlobte Bräutigam seiner Erwählten auf den Weihnachtstisch legen mag. Baares Geld aber dürfte auch der Bräutigam nicht schenken; dieses Vorrecht steht nur dem Ehemanne und den Eltern und allenfalls den älteren Onkeln und Tanten zu. Auf den Zwischenstufen zwischen diesen Extremen gibt es zahlreiche Regeln zu beachten, um dem Geschenke das beschämende Element, die Erinnerung an den Ladenpreis, zu benehmen. Das wirksamste Mittel ist immer die persönliche Arbeit, deren Verwendung auf den Gegenstand nicht in Geld berechnet werden kann. Damit geben wir eigene, nicht fremde Kraft. Eine Geldbörse, welche eine liebenswürdige Dame für uns gehäkelt hat, ist etwas ganz Anderes, als ein ganzer Laden voll von diesem Artikel. Die Herren sind, da sie sich auf Häkeleien nicht verstehen, schlimmer daran als die Frauen. Gewöhnlich müssen sie sich darauf beschränken, die persönliche Arbeit durch die persönliche Auswahl zu ersetzen, was denn freilich auch nicht ohne Seufzen abzugehen pflegt. Glücklich, wer zuweilen Rebhühner und Hasen selbst schießt und damit ein befreundetes Haus sich verbinden kann. Es soll vorkommen, daß solche Jagdgeschenke beim Wildhändler gekauft werden; aber es ist nie erhört worden, daß der Geber den Kauf eingestanden hätte. Empfehlung verdient auch, aus fremden Städten Seltenheiten und Leckereien, welche daheim nicht zu haben sind, mitzubringen und bei passenden Gelegenheiten zu verwenden. Das Fäßchen mit Austern, die Schachtel mit Leipziger Lerchen, die Pastete aus Straßburg und der russische Caviar sind geschmackvolle Geschenke in mehr als einem Sinne; sie demüthigen den Empfänger nicht und sind ihm doch auch nicht bloße Tändelei; sie werden mit dankbarem Lächeln aufgenommen, wo ein Centner des nützlichsten Rindfleisches Abscheu und Entrüstung erregen würde. Jene repräsentiren die Aufmerksamkeit des Freundes, dieses steht in einer unabweislichen Ideenverbindung mit der Schlächterrechnung, mit dem leidigen Gelde, mit dem Schmutze und der Misère des Lebens. Es gibt reinliche Plätzchen in unserem Dasein, welche die unsauberen Füße unseres Götzen nicht entweihen sollen. Wir drängen ihn hinaus, wir werfen verhüllende Tücher über ihn und wissen selber nicht warum.

Daß Mammon ein Teufel sei, weiß der Leser aus seinem Milton, und daß auch auf den Teufel die Kultur sich erstreckt, weiß er aus seinem Faust. Es gibt barbarischen Reichthum und es gibt civilisirten Reichthum. Ersterer ist im neunzehnten Jahrhundert ungemein häufig; er ist es wahrscheinlich zu allen Zeiten gewesen. Letzterer ist wohl nicht immer so selten gewesen wie jetzt. Aber es gibt Stufen in der Barbarei, wie in allen Dingen; es gibt eine rohe und eine weniger rohe Art der Selbstbefriedigung. Mancher sucht sie in Fressen und Saufen und in thierischer Wollust, und das ist die unterste Stufe. Es macht dabei wenig Unterschied, ob dabei bäurische Völlerei, oder ob ein Schwelgen in den Feinheiten der Pariser Küche zu Tage kommt, ob die Orgien in einer Matrosenkneipe oder in einem parfümirten Boudoir gefeiert werden. Die Verschiedenheit liegt in den Nerven (oft nicht einmal darin), die Bestialität ist die nämliche. Der übertriebene Luxus in Speisen und Getränken, welcher auf den Tafeln unseres wohlhabenden Bürgerstandes sich breit macht, ist, ich will nicht gerade sagen bestialisch, denn man soll den Teufel nicht schwärzer machen, als er ist, nein, aber er ist vulgär und barbarisch. Geschmacklos, mit einem Worte, und eine Tortur für den gebildeten Mann, der in solche Circeställe hineingeräth.

Ein ganz klein wenig höher als die Barbarei der untersten Stufe steht die der Prunksucht. Sie sucht ihre Befriedigung wenigstens nicht in dem Taumel und Kitzel des Fleisches, sondern in einer Reflexion, in dem Gedanken, Anderen zu imponiren, den Neid der Mitmenschen anzustacheln. Es ist eine armselige Barbarei, welche Größe in dem Kleinsten sucht, aber sie ist dem natürlichen Menschen so angeboren, daß er, kaum satt geworden, in allen Zonen der Erde nichts Eiligeres zu thun hat, als Nase und Ohren, Arme und Beine mit seinem Bischen Reichthum zu behängen. Das Herausputzen der eigenen Person ist das Nächstliegende, worauf die Prunksucht sich wirft; man erkennt daran die Kinder unter den Völkern, während die allmälig erwachende Erkenntniß, daß Flitterstaat und bunte Bänder der männlichen Würde widersprechen, das Zeichen gereifter Nationen ist. Daher sind in naiven Zeitaltern die Kostüme prächtiger; nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer beladen sich mit Schmucksachen; die jungen Mädchen tragen nicht selten ihre ganze Mitgift in Gold und Silber an ihrem Putze mit sich umher. Seit dem vorigen Jahrhundert ist in Europa ein beachtenswerther Umschwung gegen diese Form der Barbarei eingetreten, das heißt unter den Männern; denn das weibliche Geschlecht hat sich den kindlichen Standpunkt

mit unerschütterter Festigkeit zu erhalten gewußt. Aber die männliche Tracht ist immer einfacher geworden; das oberste Gesetz der guten Gesellschaft ist „nicht aufzufallen"; der Prinz von Wales darf sich nicht glänzender tragen, als sein Kammerdiener. Im Gegentheil, die Bedienten tragen jetzt die goldenen Treffen und Borten, mit welchen vormals die Kavaliere einherstolzirten. Ostentation der männlichen Tracht findet man nur noch auf den beiden äußersten Sprossen der sozialen Leiter, bei den Bauern und an den Höfen. Bei Jenen ist sie in der Abnahme begriffen; das Terrain wird immer enger, wo der Landmann Thaler und Gulden, so viel wie möglich, auf die Kleider näht, oder wo er, um seinen Reichthum zu entfalten, bei feierlichen Anläßen alle seine Röcke auf einmal anzieht, sechs, sieben übereinander. Die Höfe der Fürsten dagegen halten nach wie vor an den gestickten Uniformen fest, ob aus Kindlichkeit oder aus Berechnung, weiß ich nicht. Weit entfernt, einfacher zu werden, folgen sie dem Beispiele, welches von Paris aus ihnen gegeben wird, obwohl man denken sollte, unsere alten Erbhäuser hätten nicht nöthig, die Extravaganzen mitzumachen, durch welche eine neue Dynastie die Spießbürger blenden zu müssen glaubt.

Auf den Kleiderluxus folgt in aufsteigender Linie die Ausschmückung der Wohnungen, zuerst in der Richtung des Glanzes, dann der Bequemlichkeit und Sauberkeit, zuletzt einer harmonischen Vereinigung beider, und zwar, wenn das Glück es will, einer künstlerischen Harmonie. Auf diesem Punkte angelangt, hört die Barbarei des Reichthums, wenn auch noch nicht sein Egoismus, auf. Bei uns zu Lande wird man am häufigsten den Reichthum bemüht finden, Bequemlichkeit und Schimmer miteinander zu verbinden; doch will ich nicht behaupten, daß er dabei auf Harmonie einen übertriebenen Werth lege. Gewöhnlich wird die Sache einem großstädtischen „Dekorateur" (vulgo Tapezierer) überlassen, welcher die ganze Herrlichkeit in Entreprise nimmt. Man sieht mehr auf hohe Bezahlung, als auf gute Behandlung, mehr auf die Mode, als auf die Schönheit, — von einem durchgeführten Kunststile ist in den wenigsten Fällen die Rede. Die zahlreichen Gelegenheiten zu Verstößen gegen den guten Geschmack, welche die Einrichtung des Hauses darbietet, werden in der Regel mit einer Gewissenhaftigkeit benützt, die einer besseren Sache würdig wäre; die nicht minder zahlreichen Gelegenheiten dagegen zur Anbringung eines würdigen Kunstschmuckes sorgfältig ignorirt. Wenn der leitende Gedanke ist Neid zu erregen, so empfiehlt sich das übliche Verfahren durchaus. Denn die fremden Beschauer der Wohnung werden wohl die vergoldeten Wände, die Sammtvorhänge und die eingelegten Tische neidisch anstaunen, nicht aber die architektonischen Linien, die guten Gemälde und die Skulpturen. Entweder ahnen sie deren Werth nicht und dann können sie natürlich keinen Neid empfinden, oder sie würdigen diese Schätze und dann, anstatt vor Mißgunst zu platzen, freuen sie sich, daß einmal das viele Geld in die rechten Hände gekommen ist. In beiden Fällen wäre der Zweck verfehlt.

Es ist sehr schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich komme. Aber unmöglich ist es nicht. Der Reiche hat in seiner Hand das mächtigste Mittel der Selbstbefriedigung; er verfügt über einen stets dienstwilligen Dämon, welcher jede Begierde der Sinnlichkeit zu erfüllen, jeder Laune der Eitelkeit zu gehorchen verspricht. Aber es liegt nur an dem Reichen selbst, welche Werke er seinem Dämon auftragen will. Derselbe ist zu guten wie zu schlechten Streichen wohl aufgelegt und er hat, in guter Hand und zur guten Stunde, viel Schönes und Herrliches zu Stande gebracht. In der guten Hand wird selbst das Geld geadelt und die gute Stunde wandelt den Versucher in einen Engel des Segens. Es gibt einen Gebrauch des Reichthums, welcher am meisten beneidenswerth ist und doch dem Neide Stillschweigen auferlegt, der Gebrauch, welcher anstatt des eigenen, das Wohl Aller im Auge hat und die Kräfte der Anderen nur darum beherrscht, um den Anderen desto besser dienen zu können. Dieß ist ein langweiliges Thema, weil, was darüber gesagt werden könnte, Jeder leicht sich selber sagen mag, und weil es in der That auf diesem Gebiete weniger zu bedenken als zu beherzigen gibt. Wenn ich eine Predigt halten sollte über den Text: Man kann nicht zween Herren dienen, man kann nicht zugleich Gott und dem Mammon gehorchen, — so würde ich mich kurz fassen und sagen: darum dienet Gott und lasset euren Mammon ihm auch dienen. Amen.



Tropische Erinnerungen.

Von Franz Engel.

1. Unter Brodfruchtbäumen.

(Schluß von S. 255.)

Der ausgewachsene Baum erreicht eine Höhe von 60 bis 80 Fuß und eine Dicke von 3 bis 4 Fuß; schon in dem siebenten, achten Jahre wird er in feucht-heißen Niederungen 40 bis 50 Fuß hoch. Der Stamm zweigt sich bei sieben bis acht Fuß über dem Boden breit auseinander; seine dicken Aeste bilden eine hohe, breite, etwas unregelmäßige Stammkrone, die weniger durch die Menge, als durch die große Fläche der Blätter bedeckt und beschattet wird. Die eiförmig-länglichen Blätter wachsen bis zu einer Länge von drei Fuß und einer Breite von $1^1/_2$ Fuß, sind an den Rändern tief ausgebuchtet, haben eine trockene, lederartige Konsistenz und eine nicht ganz so dunkelgrüne Farbe, als das Kakaoblatt. Die Blüthen sind durchaus unscheinbar, eingeschlechtlich; die männlichen Blumen stehen dicht zusammengedrängt auf einem fleischigen Spindel, der neun bis zehn Zoll lang, einen Zoll dick und horizontal gebogen ist; die weiblichen stehen auf

einem kopfförmigen, fleischigen, gemeinschaftlichen Blüthenboden, etwas in denselben eingesenkt. Die Frucht, eine Scheinbeere, ist das Produkt der innig verwachsenen, mit einander verschmolzenen und fleischig gewordenen Blüthenhüllen, von deren markigem Fleische die wahren, nußartigen Früchte eingeschlossen werden. Die Scheinfrucht ist kugelrund, von der Größe eines guten Kinderkopfes, warzenartig gestachelt und drei bis vier Pfund schwer; sie enthält etwa vierzig bis fünfzig Nüsse, sogenannte Samen, deren große dicke Samenläppchen (Cotyledonen) sehr mehlhaltig und nahrhaft sind und den eigentlichen genießbaren Bestandtheil der Brodfrucht bilden.

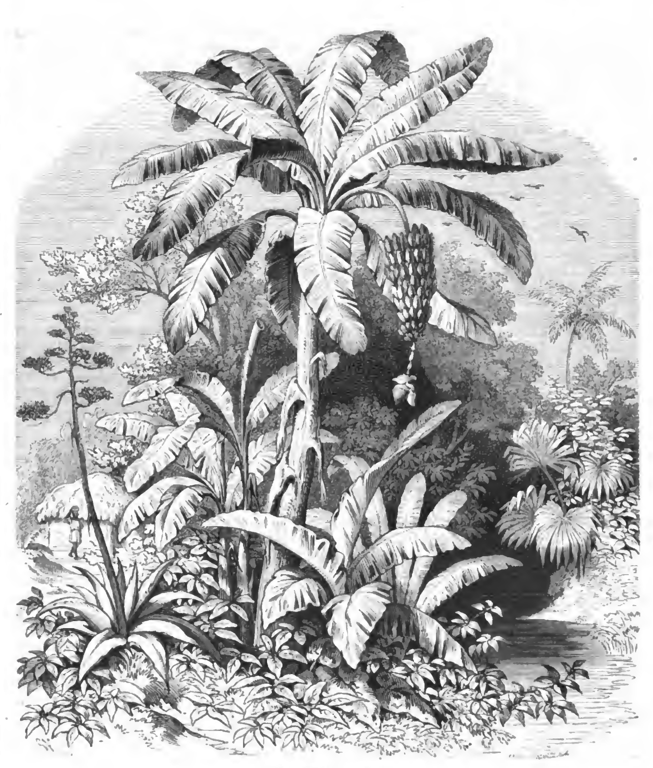
Auf den Südsee-Inseln sollen die ganzen Früchte in Scheiben geschnitten, geröstet und in dieser Form gegessen werden und die Bewohner derselben sich von einer geringen Anzahl von Bäumen das ganze Jahr hindurch in unausgesetztem Müssiggange ernähren; in den kolumbischen Ländern Süd-Amerika's wird niemals ein derartiger Gebrauch von der Frucht gemacht; die Nüsse werden nur ausnahmsweise und dann eigentlich nur der Kuriosität, nicht aber der Nahrung halber genossen; es läßt sich aus ihnen ein sehr weißes feines Mehl gewinnen, aus dem man verschiedene wohlschmeckende Backwerke zu bereiten weiß; oder man röstet oder kocht die Nüsse, bis die äußere harte braune Schale platzt und der innere weiße Kern dann, wie die Kastanie, mit Salz oder Fett verzehrt wird; eine solche Mahlzeit ist leicht und bequem ohne alle Unkosten hergestellt, schmeckt auch gut, nur hinterlassen die Kerne einen etwas herben und strengen Nachgeschmack.

Das Holz des Brodfruchtbaumes ist reich und leicht, aber dauerhaft, und wird zu Schnitzereien, wie das Holz der Pappel, verarbeitet; die Rinde hat eine weißlich-graue Farbe und bildet nur eine dünne Schicht um Stamm und Zweige; die junge Rinde ist mit kleinen warzigen Erhöhungen gezeichnet, die alte Rinde ist glatt und fest.

Der Brodfruchtbaum, der natürlichen Familie unserer Nessel und der Pflanzengruppe mit Milchsaft angehörend, sondert an seinen jungen Theilen bei Verletzungen eine kreideweiße, etwas klebrige Milch ab; an dem alten Holze versiegen die Milchsaftgefäße; der Milchsaft selbst erfährt keine Nutzanwendung; hingegen empfiehlt man die Asche der Blätter, gemischt mit Kokosöl, als wirksames Mittel gegen Flechten; ebenso die Wurzeldekokte als Mittel gegen die Ruhr. Der Baum zieht besonders durch die Größe seiner einzelnen Blätter die Blicke des Europäers auf sich, weil durch sie alle seine pflanzenmorphologischen Vorstellungen, die an der kleinblätterigen Belaubung seiner Heimatsbäume haften, auf einmal über den Haufen geworfen werden. In seiner Gesammterscheinung versinnbildlicht der Baum die vegetative Kraft und Mächtigkeit der Tropenerde; jedes Blatt und jede Frucht, die unter dessen schattender Fläche reist, ist eine tropische Charakterzeichnung, ein lebendiges Stück von einer neuen, dem Norden gänzlich fremdartigen Welt. —

Ein dichter, dicker Waldgürtel umfängt die kleine in sich abgeschlossene Welt der Palmenhütte unter den Brodfruchtbäumen mit stillen, geheimnißvollen Schauern der Waldeinsamkeit; hinter seinen graugrünen Wipfeln sinkt die große feurige Sonnenscheibe an dem azurblauen, von keinem Wollenfederchen getrübten Himmelsgewölbe mit schnellem Sturze unter, ein gelber flüchtiger Schatten fliegt über die Erde hin und nimmt mit sich im Fluge die dürstende Glut und das flammende Leben, welches alle Fibern der Schöpfung durchdringt; dichter und dichter schichten sich die Dämmerungsschatten übereinander, athemloser wird die Stille, mehr und mehr erlischt das flammende Leben. Die weidenden Hausthiere ziehen sich aus ihrem unbeschränkten Reviere zurück in das schützende Bereich des Menschenobdaches, an dessen rauchendem Herde die blutdürstige Bestie des Waldes und der Nacht scheu und furchtsam vorüberschleicht. Wiederkäuend lagert das Rind, von reicher Weide aufgebläht, unter dem dunklen Laubdache des Brodfruchtbaumes; aus der fetten Milch, welche die India aus dem vollschwellenden Euter gezogen, sind jene Käse bereitet, welche auf einem Geflechte von Holzstäben in dem Rauche in der Küche hangen; das Kalb, nachdem es das Euter angesogen, lechzt, an das Vorderbein der Mutter festgebunden, nach dem weißen Strome, der in die Totumaschaale fließt; nur, wenn sie ihr Junges sehen und lecken kann, läßt die sorgsame Mutter in dem Wahne, daß sie ihr Junges tränke, die Milch fahren; sie hält sie hartnäckig im Euter zurück, sobald das Kalb während des Melkens nicht in ihrer Nähe ist, es gelingt dann nicht, ihr die Milch zu entziehen. Mit gespitzten Ohren steht das Maulthier vor der Thüre oder legt den Kopf schmeichelnd über die Schulter seines Gebieters, der Ration Mais harrend, die es allabendlich zu dieser Stunde aus seinem Hute frißt. Langsam und übelgelaunt schleppt der Esel die letzte Bürde mit Feldfrüchten an das Haus, und hinter ihm folgt der Negerbube, ein Bündel trockner Holzbüschel auf dem Kopfe. Die einzelnen Vogelstimmen verhallen; noch stößt seitlich im Kaffeestrauche eine unsichtbare kleine gefiederte Brust ihre schmelzenden Flötentöne aus; ein eheliches Guakamajo-Paar (goldgrüner Aras) rudert hoch in den Lüften über der flammendrothen Erythrinendecke seinem nächtlichen Waldverstecke zu; der smaragdfunkelnde Kolibri, von den schwirrenden kleinen Flügeln in der Luft getragen, trinkt aus den rothen Bananenblumendüten seine ätherische Speise aus Blüthenstaub und Abendthau. Die Sonne sinkt unter, es dämmert tiefer; der Flötenton schweigt, das Guakomajo-Paar ist verschwunden, die Farben am Himmel verdunsten, — es dunkelt.

Alle Poren öffnet die dürstende Erde dem erfrischenden Hauche der Abendluft, tief erquickt athmet sie auf und lauscht lautlos der feierlich niedersinkenden Nachtstille; balsamische Kühlung weht von den nahen glimmenden Bergspitzen nieder in das fruchtgeschwängerte heiße Kakaothal; Andacht athmet die ganze Schöpfung. Das Ave-Maria-Glöcklein des nächsten Gemeindedorfes trägt matt verklingend durch die weiten, lautlos ausgestreckten Schöpfungshallen sein helles Abendgebet; der Mulatte springt aus der Hängematte und zieht ehrfurchtsvoll den Hut vom Kopfe; nur zu dieser Stunde und während des Nachtschlafes ist sein Haupt unbedeckt; das braune Weib hält an auf seinem Gange nach der Quebrada (Wasserschlucht), hebt vom Kopfe den großen Krug, stellt ihn auf die Erde und schlägt das Kreuz und betet. Der Negerbursche stockt in seinen Flüchen, mit denen er den belasteten, widerspänstigen Esel vor sich her treibt, und bewegt betend flüsternd die wulstigen Lippen; sie alle, die Halbwilden, beten scheu,



Banane. (Musa.)

ehrfurchtsvoll, unterm Zwange der Lehre und des Naturkultus.

In dem Augenblicke, wo sich Tag und Nacht begegnen, verkündet die Gemeindeglocke den Einsamen in Feld und Wald die »oracion«, und von dort, wo ihr Klang verklingt, tragen Hornrufe oder lautes Pfeifen die »oracion« weiter durch die Wildniß von Feld zu Feld, von Hütte zu Hütte den vereinsamten Christen zu; so betet entblößten Hauptes zu einem und demselben Stundenschlag die über die wilde Flur einsam zerstreute Christenheit ihr Nachtgebet. Mit der letzten Glockenschwingung endet das Gebet; das Haupt wird wieder bedeckt, der unterbrochene Gang wieder fortgesetzt, die stockenden Flüche brechen auf's Neue des belasteten Thieres Widerstand. Dunkel ist's nun — volle Nacht; Mond und Sterne strahlen auf einmal nach kaum verglühtem Abendroth ihr durchsichtiges, weißes, klares Licht am tiefblauen Himmel aus und auf die feuchte Erde nieder.

Die lautlose Ruhe, welche eben so schnell an die Stelle des Tagesgeräusches tritt, wie an Stelle des Tageslichtes

das Dunkel der Nacht, sammelt den am Tage durch die erregten Sinne zerstreuten Geist in sich zu stiller, ruhiger Beschaulichkeit. Das sind Stunden geklärter und besänftigender Erhebung und Neubelebung der allseitig in Anspruch genommenen Tageskräfte, — die Sabbathfeier nach der geräuschvollen Geschäftigkeit der Seele. — Diese kurze Begegnung zwischen Tag und Nacht, ein flüchtiger Schlummerflug über die Erde, kurzweg vom Volke die oracion genannt, ist ein kurzes stilles Gebet zwischen Tag und Nacht, das ich immer heilig gehalten und als des Tages anmuthigsten Augenblick geliebt habe. Wenn dann die Vesper geklungen und die Leute das Haupt entblößt und das Ave Maria geflüstert, die Natur selbst in tiefer Feier ihres ewig fruchtbaren Schooßes zuckende Glut ausströmt in den unendlichen Weltraum, dann habe auch ich mein Haupt entblößt und andachtsvoll dem kurzen Gebete zwischen Tag und Nacht gelauscht. —

Der Sonnentag hat geendet; ein neuer Tag geht auf, der Tag des Mondes und der Sterne; immer weißer, durchsichtiger, krystallklarer ergießt sich sein Licht über die in den Duft des Friedens eingehüllte Erde; Blumen und Blätter und alle beseelte und leblose Kreatur trinkt mit wollüstigen Schauern die überschwengliche Würze der Nacht, um dem wiederkehrenden Sonnentage in gleicher Heiterkeit und Farbenpracht entgegenzuathmen, wie heute, gestern und alle Tage, immer gleich, unveränderlich, wechsellos! Ungehindert durchmißt das Auge den weiten lichten Raum des Sternentages; in der Luft und auf der Erde wirft jede gekörperte Gestalt ihren Schatten; sein Licht ist der durchsichtige funkenlose Schatten des flammenden Sonnentages zu nennen. — Ueber den Platz vor der Palmenhütte huscht mit weichen Schwingen der mysteriöse Ziegenmelker; scheu betrachtet ihn der Aberglaube: sein lautloser, neckischer Flug, immer den Schritten des nächtlichen Wanderers vorauf, sein sonderbares Schnurren, sein einem Gesichte ähnliches Gefieder erweckt in dem abergläubischen Gemüthe die Einbildung, daß die Seelen der Verstorbenen in ihm ihre Angehörigen neckend umkreisen; sodann will man ihm nicht gut, weil man glaubt, er sauge den Ziegen und Kühen die Milch aus, so daß, leider! das harmlose, nützliche, nur von schädlichen Insekten lebende, wenn auch unschöne Thierchen verfolgt wird. Durch die Luft flammen, gleich zahllosen leuchtenden Funken und Sternschnuppen, die Leuchtkäfer, Cocuy genannt, oder glimmen mit rothem, grünem oder gelbem Lichte durch das Laub der Bäume, im Grase, in dem Cassiengebüsche und den Helikonienblättern der Flußufer — ein Brillantschmuck der Nacht, lebendige, fliegende Laternen, ein verkörperter Widerschein des Sternenhimmels auf der Erddecke und seiner Atmosphäre. Der Hütte nackte Kinder huschen mit geschwungenen Feuerbränden auf dem Platze hin und her und locken die fliegenden Laternen in ihre Gefangenschaft, wo sie alsdann durch die Fingerspalten der geschlossenen Hand oder durch ein verdecktes Glas ihr Diamant-, Granat- oder Smaragdlicht so feurig und leuchtend ausstrahlen, daß man in diesem Lichte lesen und schreiben kann. — Mächtig, wie die Pfeife eines Dampfwagens, ertönt von allen Seiten her lang anschwellend das schrille Pfeifen der Cicaden, so heftig und anhaltend, bis das Thierchen platzt, sagt der Creole, wenn er am andern Morgen den ganzen Stamm seines Brodfruchtbaumes mit den äußern Häuten des Insektes bedeckt findet, das durch einen schmalen Riß am Schilde aus seiner alten Hülle neugehäutet entschlüpfte; sonst vollständig erhalten und mit den Beinen fest an der Rinde haftend, erscheint die ausgehöhlte hornartige Schale, von denen die Bäume in den Monaten März und April oft übersäet sind, vollkommen wie das ruhende oder schlafende Thier selbst.

Vom Walde her, der, eine schwarze unbewegliche Masse, aus dem Silberlichte des Mondes schroff hervortritt, wird das klägliche Heulen des Leon oder der schleichenden Tigerkatze laut, oder der Räuber der Lüfte, der sich mit weichem geräuschlosem Flügelschlage über das ängstlich zusammengeduckte, wehrlose Gethier hinschwingt, stößt seine laut winselnden, unheimlichen, weinerlichen Klagerufe aus, die wie Stimmen eines bösen, gemarterten Gewissens oder wie beängstigende Ahnungen geisterhaft durch die dunkle Nacht hinstöhnen.

So erwacht ein neues Leben nach den verstummten Stimmen des Tages: unbelauscht von dem Sonnenauge sprengt die heißpulsirende Erde die schwülen Fesseln des Tages und lüftet unter dem leichten, weichen, durchsichtigen Lichtschleier des Sternenhimmels die tief aufathmende üppige Brust, wollüstig durchschauert von fruchtschwellenden, Glut trinkenden Küssen der Nacht. Und der Mensch, der, wie die stumme Schöpfung um ihn her, die beklommene Brust dem erquickenden Nachtthaue lüftet, taucht die wachenden Augen und Sinne in den Leben und Gestalt empfangenen nimmer ausgeträumten Sommernachtstraum. —

Hinten im Grunde des dunklen Brodbaumschattens regt sich's und bewegt sich's, der Hund schlägt an, das Maulthier spitzt die Ohren, Cinco- und Maracca rasseln wilde Töne und dazwischen der gurgelnde Gesang von Menschenstimmen nähert sich aus dem Zwielichte von Mondenschein und Baumschatten leicht und fröhlich, wenig geistreiche, eben so wenig melodische Kanzonen improvisirend, dem Hüttenfeuer:

Seines Weges kommt des Nachts der Knabe,
Armer schwarzer Knabe ganz allein — lein — lein — lein!
Süße Nacht, o trage meinen Lockruf
Meinem Mädchen, der kleinen Schwarzen, zu — zu — zu — zu!
An dem Feuer sitzt sie kochend,
Wacht verliebt die ganze Nacht — Nacht — Nacht — Nacht!
Horch, mein Kind, ja, dein Lorito ruft,
Kleine Schwarze, schnell bereit das Lager — ger — ger — ger!

So, leichten Schrittes oder Sprunges und lachenden Mundes und Blickes, je nach Einfall oder Laune weiter improvisirend, nähern sich etliche dunkelfarbige Bursche in weißem Hemde, aufgeschürzten Beinkleidern und mit der Machette im Hüftgurte dem prasselnden Küchenfeuer. Mit ritterlichem Gruße schwingt sich der Amo aus der Hängematte und nöthigt mit ernster Grandezza die Gäste zum Eintritt in die geöffnete Thüre des Hauses, darinnen eine geweihte Kerze oder ein Baumwollendocht in einer Schale mit Tartagoöl seinen matten Schimmer auf die heilige Maria oder Rita oder Barbara, je nach der besondern Verehrung des Insassen, fallen läßt. Er, der Insasse,

wünscht am nächsten Tage eine gute Jagd oder einen einträglichen Fischzug zu thun, oder einen Sack voll Kakao preiswürdig zu verkaufen, oder irgend ein Mißgeschick von sich abzuwenden; wehe der Verehrten, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thut, er rächt sich mit seiner Ungnade, entzieht ihr Licht und Oel und bringt es einer Würdigeren dar.

Heil und Gruß Euch, edler Herr!
Schon steigt das Feuer zum Himmel!
Stern dieses Hauses,
Zierde deiner Gestalt
Sei gegrüßt, Sennora!
Leuchte dem armen, niedrigen Tschino
Vorne auf der Bahn
Zur Freudennacht!

So grüßend und einladend zum nächtlichen Tanze und Freudengelage, dessen Beginn bereits die in der Ferne aufsteigenden Raketen und Feuerwerke ankünden, singen und tanzen die lustigen Musikanten mit den leuchtenden Cocuy's, den schwirrenden Colibri's, den schrillenden Cicaden und schnurrenden Ziegenmelkern auf dem Hofe um die Wette, während der Caballero sein weißes Festhemde aus dem Koffer von Cedernholz hervorsucht und die Sennora, der „Stern des Hauses und die Zierde weiblicher Gestalt", durch die Kakaobäume hervorschlüpft, unter deren dunklem Laubdache sie soeben aus dem erfrischenden Bade des Waldbaches gestiegen ist, allwo die alten schmutzigen Küchenlappen mit lustigem, wohlgeglättetem, weißem Musselingewebe vertauscht und Haut und Haar mit dem duftigen agua florida getränkt wurden. Die Lederthüre der Hütte wird mit Baumbast zugebunden, das Messer um die Hüften geschnallt, der Feuerbrand zusammengeworfen und mit dem Kleinen auf dem Rücken eilt leichtfüßig die India mit ihrem Gebieter und Gemahl und den singenden Freunden hin zu dem benachbarten Plan, wo unter dem Schatten der Brodfruchtbäume bei sausenden Raketen und Flintenschüssen, bei Cinco- und Maraccageraſſel, bei Guarapo und Chicha, im Mond- und Fackelschein, in und außer dem Hause Tanz und ausgelassene Lustbarkeit schon in vollem Schwunge und bis zum kommenden Sonnentage hinan bunt und lebendig auf- und abwogen.

Und so, wie hier laut und in vibrirender Lust, lachend und singend, so geht dort lautlos, feierlich, in stille Schauer gehüllt, überall aber gleich weich, milde, durchsichtig klar und Wohlgefühl athmend, die Tropennacht über jene ewig Frucht empfangende, Frucht gebärende Erde hin, wo über Palmenhütten der Brodfruchtbaum seine dunkelschattenden Blätter breitet. — Und so auch zogen nun einige Stunden der schaurig-öden Zeit, die durch den entlaubten Akazienbaum dumpf murrend an's Giebelfenster schlagen, unbemerkt und unempfunden an mir vorüber in der lebendigen Erinnerung unter Brodfruchtbäumen.



Unsere Feiertage.

I. Jultage. (Weihnachten.)

Von Dr. Rudolf Rost.

(Schluß von S. 248.)

2.

Die Romantik weiß viel zu erzählen von der Pracht und Herrlichkeit, von der Freigebigkeit und Mildthätigkeit, mit welcher in der „guten alten Zeit" das Christfest in England gefeiert wurde. Bevor die Edelherren und Squires in der geschmückten Halle ihrer Väter ihre vornehmen Gäste zu einer reichen Tafel versammelten, wo der mit Stechpalmen gezierte Eberkopf (man denke an den Juleber) mit großem Gepränge von der ganzen Dienerschaft aufgetragen wurde, während der Liebeshumpen kreiste und die Burgräume von lustigen Weihnachtsgesängen ertönten, pflegte die Edeldame und Herrin ihre Armen an dem Schloßthor zu vereinigen und, sei es mit eigener Hand oder durch ihren Kastellan, Gaben der Güte und liebevolle Worte, freundlichen Trost und herzliche Weihnachts- und Neujahrswünsche an die Leidenden und Hilfsbedürftigen zu vertheilen. Des Königs Majestät aber, umgeben von seinem glänzenden Hof, den Baronen des Reiches und den Damen im schönen Kranz, throute um Weihnachten in der großen Halle von Westminster und während einer Reihe von Tagen wurde offene Tafel gehalten, nicht allein für die Hohen und Reichen, sondern auch für Tausende und abermals Tausende aus dem Volk, die gelabt und gesättigt und entzückt zugleich von dem Anblick ihres Gebieters die Hände dankbar zum Himmel erhoben und für sein Wohlergehen beteten. Wie ganz anders war es da, und wie prosaisch, wie bürgerlich nimmt sich daneben die heutige Weihnachtsfeier in Windsor oder sonst einem Palaste der Königin Viktoria aus! Ihre Tafel ist gewiß gut besetzt und die Gäste werden auch nicht fehlen. Aber das Ganze geht beinahe im Stillen vorüber und das Volk hat sein erhebendes Schauspiel verloren. Das kolossale Ochsenviertel, the Baron of Beef, wird zwar noch gebraten und im Angesicht der königlichen Tafel zerlegt, aber die hohen Gäste verspeisen nichts davon. Doch andere Zeiten, andere Sitten! In früheren Jahrhunderten füllten die Könige die Halle mit Pracht und Aufwand und speisten hohe und niedere Gäste in außerordentlicher Zahl, so Richard II. (1399) drei Tage lang, jeden Tag zehntausend aus dem Volke. Dabei wurden aber wunderseltsame Speisen verzehrt, die wir

heute verschmähen würden: Eichhörnchen, Kraniche, Rohrdommeln, Reiher, und als feinstes Leckergericht für des Königs höchsteigene Person mit ausgesuchtem Ceremoniell von hochedeln Truchsessen, unter den Schwänken des Narren, aufgetragen: ein gebratener Pfau in seinen vollen Federschmuck eingenäht. Der König hatte eine goldene Krone auf dem Haupte, war mit einem dreitausend Mark werthen goldenen Gewande bekleidet und wurde von zweitausend Köchen bedient. Leider aber kümmerte den König das Loos seiner Unterthanen an den sonstigen Tagen sehr wenig. Reichte der königliche Schatz nicht mehr aus, so griff er in den Seckel seiner Barone und Vasallen. Wo möglich noch ungezügelter in Pomp und Verschwendung, als sein gleichnamiger Vorgänger auf dem Thron, war Richard III. in seiner zweimaligen Weihnachtsfeier in Westminsterhall, 1483 und 1484. Auch er saß mit der goldenen Krone geschmückt bei dem Festmahle von unerhörter Pracht, das er seinem Adel gab, nachdem er zuerst das Volk bewirthet hatte.

Sehen wir jetzt, wie das Volk sein Weihnachtsfest feierte. Auch in England dauerte die Weihnachtsfeier zwölf Tage. Mehrere Tage vor dem ersten Feiertage pflegten die armen Leute mit einer Schüssel umher zu gehen und vor den Häusern Weihnachtslieder (carols) zu singen. Das Letztere war natürlich Nebensache. Damit nun ihr Unternehmen sicherer gelänge, hatten sie den Glauben verbreitet, daß es Unglück für das ganze folgende Jahr bedeute, wenn Jemand die Schüsselsänger unbeschenkt lasse.

Der Thomastag (21. Dezember) war besonders für die alten Weiber bestimmt, die ihre Runde machten. Als Erwiderung für die milden Gaben, die man ihnen bewilligte, vertheilten sie Zweige von Immergrün an die Wohlthäter, um ihre Gemächer zu schmücken, weßhalb man den heiligen Thomas den Kammerherrn des Christfestes nannte, dessen Aufgabe es sei, die Leute in die Festräume einzuführen.

Nach den Matronen folgten die Jungen und Mädchen in derselben „schenknehmenden“ Absicht. Sie verfuhren etwas rascher als die trippelnden Alten. Sie klopften, pochten und rasselten an allen Thüren und gaben einen oder zwei Gesänge zum Besten, worauf sie ihre Belohnung in Erbsen, Nüssen, Pflaumen und Pfennigen (pence) erwarteten.

Eine besonders beliebte Kurzweil um Weihnachten waren Vermummungen und Maskeraden. Vor Alters wechselten Männer und Weiber ihre Anzüge und gingen also verkleidet zu ihren Nachbarn, setzten sich mit ihnen an den Weihnachtstisch und trieben allerlei Schwänke. Die „Damen“ ahmten so genau wie möglich die Sitten der „Herren“ nach, bekümmerten sich sehr wenig um ihre eigenen Ehehälften, desto mehr aber um die der andern, bestanden darauf, bei Tisch zu bleiben, wenn die Weiber sich zurückzogen und kamen manchmal erst um vier Uhr des Morgens nach Hause zurück. — Gedenken wir noch einer Maskerade, welche zur Ergötzung des Prinzen Richard, Sohn des schwarzen Prinzen, nachmaligen Königs Richard II. stattfand. Hundertunddreißig Bürger als Barone und Ritter verkleidet, unter der Anführung einer Figur mit reichem Aufzug und glänzenden Gewändern, einem Kaiser gleich, und begleitet von einer andern Figur, die den Papst vorstellte, nebst vierundzwanzig Kardinälen, ritten von Newgate (wo damals die Stadtmauer der City war) durch Cheape (heute Cheapside) über die Brücke nach Southwark, nach Kennington „bei Lambeth“, wo der junge Prinz mit seiner Mutter wohnte. Sie zogen einher unter dem Schall von Trompeten, Posaunen, Hörnern, Schalmeien und dem Schein einer Menge von Wachsfackeln. Nachdem die Masken in die Schloßhalle von Kennington getreten waren, spielten sie Würfel mit dem Prinzen und wußten es dabei so einzurichten, daß der Prinz bei jedem Wurfe gewann. Die Einsätze waren nicht gering. Sie bestanden aus einer Kugel von Gold, einem Becher von Gold und einem Krug von Gold. Ebenso verloren sie goldene Ringe an alle Personen in des Königs Gefolge.

Bei allen Weihnachtsvermummungen scheint die Hauptperson Meister Tollstreich (Lord of misrule) gewesen zu sein. Seine Oberherrlichkeit dauerte zwölf Tage und auf ihn blickte man, um die Spiele und Belustigungen der Weihnachtszeit zu regeln. Ein jetzt seltenes Buch (anatomy of abuses), welches im Jahre 1585 erschienen ist, gibt uns eine Beschreibung von einer der besten Vorstellungen des Meister Tollstreich. Nach ihm kommen die lustigen Leute in der Gemeinde zusammen und wählen sich einen Führer der Tollheit, den sie mit dem Titel Lord of misrule adeln, mit großer Feierlichkeit krönen und als ihren König ausrufen. Dieser also erkorene und gesalbte König sucht sich nun dreißig bis hundert durchtriebene Schelme seiner Art aus, um ihm aufzuwarten und über seine geheiligte Person zu wachen. Einen jeden unter diesen Leuten belehnt er sodann mit seiner Livree, einer Jacke von Grün, Gelb oder sonst einer hellen, grellen Farbe, dazu behängen sie sich mit Schärpen, Bändern und Schnüren, einem Wust von goldenen Ringen und kostbaren Steinen, binden sich um ihre Beine zwanzig bis vierzig Schellen und stecken sich reiche Taschentücher in die Hand, oder kreuzen sie über Schulter und Brust. Nachdem ihr Anzug in Ordnung, bekommen sie ihre Steckenpferde, ihre Drachen, ihre Pfeifer und Trommelschläger, um einen wahrhaftigen Höllentanz aufzuspielen. Jetzt zieht nun diese höllische Schaar nach der Kirche und dem Kirchhofe, während ihre Pfeifer pfeifen, ihre Trommler trommeln, ihre Beine zappeln, ihre Schellen klingeln, und sie ihre Tücher um den Kopf schwingen gleich Verrückten, und mit ihren Steckenpferden und andern thierischen Ungeheuern die Menge in Unordnung bringen. In dieser Weise gehen sie in die Kirche hinein, ohne Rücksicht darauf, daß der Pfarrer Gottesdienst hält, stets tanzend und die Tücher schwingend und mit einem so betäubenden Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann. Das Volk guckt und schaut, lacht und treibt Neckerei, klettert auf Bänke und Betstühle, um das herrliche Schauspiel besser zu beschauen. Aus der Kirche geht es auf den Kirchhof, denn dort haben sie ihre Hütten oder Zelte errichtet, und das wahre Fest beginnt. Der Lord of Misrule



PASSAU

Druck und Verlag v. Kraus & Hoffmann in Stuttgart

war natürlich stets von seinem Narren oder Hanswurst (jester) begleitet. Die besondern persönlichen Vorzüge dieses Narren bestanden in Folgendem: Er mußte von wohlgefälligem Aeußern und stattlich in Anzug und Erscheinung, sonst aber ein wahrer Affe in Bewegung sein. Sein ganzes Dichten und Trachten mußte darauf hinausgehen, stark gewürzte Witze zu reißen, Purzelbäume zu schlagen, seinen Körper zusammenzuringeln, Possen zu singen und Reime auf alles Mögliche zu machen. Ein Tropfen Wein mußte ihn in einer Sekunde benebeln, er mußte Gesichter schneiden, die Augen rollen und die Zunge herausstrecken, alles dieß natürlich auf höchst komische Weise. Wenn er lachte, mußte es aus vollem Halse sein und sein Beruf war, stets zu lachen und andere lachen zu machen, nicht zu gehen, sondern zu tanzen, über Tische und Stühle zu springen, seinen Gesellen auf die Fersen zu treten und sich in jeder denkbaren Beziehung durchaus übel aufzuführen. Sobald eine junge Dirne das Gesicht verwandte, mußte er sie küssen, mit den Lippen schnalzen und rufen: Zucker! Bückte sich ein alter Herr, so mußte er rittlings über seinen Rücken wegspringen, und wo junge Buben in seinen Weg kamen, mußte er ihnen die Köpfe zusammenstoßen und den Schläfern oder Unachtsamen Schnurrbärte mit Kork anmalen. Er mußte sprungleicht sein wie Gummi, Jedermann beleidigen und nie selbst beleidigt werden, vielmehr stets heiter und stets unverschämt sich zeigen. Kam er ohne Fußtritte oder einen eingeschlagenen Kopf davon, so war er ein lustiger Narr (a merry jester); befiel ihn dagegen Unheil, so wurde er als ein trauriger Tropf (a sad wag) angesehen.

Bei der Mehrzahl der Bevölkerung begann indessen das Christfest eigentlich erst am Vorabend von Weihnachten, wo der Christfestklotz (yule log) feierlich in das Kamin gelegt und mit einem aufbewahrten Ueberrest des vorigen Jahres angezündet wurde. Sobald das Abendbrod aufgetragen war, flammten die Christfestkerzen (yule candles), gewöhnlich ein Geschenk der Lichterzieher an ihre Kunden, hell auf, und wehe dem, der die Kerzen putzte oder an das Feuer rührte, ehe das Mahl vorüber war. Ebensowenig dürfte Jemand vom Tische aufstehen, ehe das Dankgebet gesagt war. Ein Verstoß gegen diese Regeln, sowie eine ungerade Anzahl von Gästen galten als schlimme Vorbedeutungen.

Der Tag vor Weihnachten galt als besonders feindlich gegen die Frauen. Man glaubte nämlich, daß, wenn eine Frau, am Morgen dieses Tages, sich zuerst auf der Thürschwelle zeige, den Bewohnern ein großes Unglück bevorstehe, wie z. B. Bersten der Wasserröhre, Brand in der Esse, ein Einfall der Ratten u. s. w. Der Fußtritt eines Mannes hingegen war geheiligt und brachte Segen über das Haus.

Unter den besonderen Gebräuchen jener Zeit müssen wir noch der Weihnachtsfeier der Dienerschaft auf dem Edelsitz von Aston, bei Birmingham, gedenken. Sobald am heiligen Abend die Herrschaft von der Abendtafel sich zurückgezogen, wurde ein anderer Tisch in der Gesindehalle bestellt. In der Mitte desselben lag ein Stück Schwarzbrod, in welchem zwanzig Silbermünzen von drei Pfennigen (three pence) staken, daneben stand ein Krug Ale, Pfeifen und Tabak. Die ältesten Diener des Hauses nahmen ihren Sitz an der Spitze des Tisches, in ihrer Eigenschaft als Geheimrichter, ein und die Feier begann. Unter der Leitung des Verwalters trat die übrige Dienerschaft, sowohl weiblich als männlich, einer nach dem andern in die Halle, mit einem langen weißen Betttuch über dem Haupt und den Schultern und nichts zeigend als die rechte Hand, die sie bis auf das Brod ausstreckten. Es galt nun für den Gerichtshof, die betreffende Person zu errathen. Nur ein Name durfte genannt werden. Trafen die Alten richtig, so wurde das verschleierte Bild stillschweigend weggeführt. Irrten sie sich, so zog der Verwalter die Hülle herunter und der unerrathene Glückliche wurde mit einem Dreipfennig beschenkt, machte eine tiefe Verbeugung vor den Richtern und zog sich stumm zurück. Der Spaß bestand natürlich in dem Bemühen, die eigene Persönlichkeit zu verbergen und Haltung, Geberde und Erscheinung Anderer nachzuahmen. Marthe wußte genau, wie sie den Arm auszustrecken und zu trippeln hatte, um für ihre Kollegin, die alte Suse, zu gelten, und Thomas, der Kammerdiener Sr. Lordschaft, hatte lange studirt, wie William, der Verschließer, das linke Bein nachschleppt. War der letzte Groschen vertheilt, so nahm die Gesellschaft ihren Sitz um die Tafel ein, es ging auf den Bierkrug und den Tabak los und das Trinken, Tanzen und Singen wurde in saturnalischer Ungebundenheit eines Tages bis zum Morgen fortgesetzt.

Interessant möchte nun noch sein, am Christfest die königliche Küche in Windsor zu besuchen. An den zwei Enden einer prächtigen Halle brennt eine wahre Hölleneſſe von den fettesten Kohlen. An einem der Spieße, von einem mechanischen Perpetuum mobile gedreht, windet sich das Prachtstück des Ochsen, the Baron of Beef, von 127 bis 137 Pfund, und um ihn herum die mannigfaltige Beute des Hühnerhofes und der fürstlichen Wildgehege. Der Baron of Beef erfordert volle 24 Stunden ununterbrochenen Bratens bei stets gleichem Feuer, damit er bis in das innerste Herz durchdrungen ward, ohne die lockende Bräune der Oberfläche zu beschädigen oder zu verbrennen. Nebenbei werden wohl Hirsch und Reh, Hühner, Schnepfen und Kapaunen auch heute nicht mangeln. Zweifelhafter steht es mit dem Eberkopf. In England wenigstens ist er nicht mehr zu finden, und die Rohrdommel, Kraniche und Reiher, sowie der Pfauhahn mit seinem vergoldeten Busch, sind von der königlichen Tafel verschwunden.

Doch zu lange schon haben wir uns bei der englischen Christfeier aufgehalten, gehen wir weiter, segeln wir ostwärts nach Skandinavien und sehen wir zu, wie die stammverwandten Schweden jenes Fest feiern.

Einige Wochen schon vor dem Feste rührt und regt es sich in den Dörfern, überall wird gebacken und gebraut, das ganze Haus wird von oben bis unten gescheuert und gesäubert, die Fenster und alle Geräthe mit Fransen u. dgl. ausgeschmückt, die Stühle weiß überzogen und in den Zimmern die neuen Kleider an

den Wänden aufgehängt. Am 23. Dezember wird das für die Dauer des Festes nöthige Holz gespaltet, die Wände der Stuben werden mit papiernen oder leinenen Tapeten, deren gemalte oder gewirkte Bilder sich natürlich auf die Geburt des Heilandes und die damit zusammenhängenden Ereignisse beziehen, geschmückt und der Fußboden wird fein säuberlich mit Stroh bedeckt. Ist nun der heiß ersehnte Weihnachtsabend endlich herangekommen, so wartet Alles, Jung und Alt, auf das ersehnte Zeichen zum Anfang des Festes. Mit einbrechender Dämmerung (auf die man in diesen Gegenden im Winter nicht lange zu warten braucht) ertönt der Schall der Festglocke vom Kirchthurm und flugs eilt Jedermann zum mannigfach geschmückten Weihnachtstisch. Hier ist nun Alles aufgetragen, was das Herz und den Magen des Schweden erfreut, vor Allem viel Fisch, Schinken und Fleisch. Als Hauptzier prangt auf dem Tische eine thurmhohe Pyramide, gebildet aus vielen über einander geschichteten, flachen, dünnen Brodscheiben, aus einem großen Käse, verschiedenem Backwerk und ganz oben aus einem Aufsatz von Aepfeln. Ringsherum sind Nüsse und Aepfel in nicht geringer Anzahl aufgeschichtet, Brodkuchen in allerlei Formen, namentlich in Gestalt von Thieren gebacken; die bei keiner festlichen Gelegenheit im Hause des schwedischen Bauern fehlenden Branntweinflaschen und viele andere Dinge tragen mit bei zur Vervielfältigung des Schmuckes eines solchen Weihnachtstisches. Niemals aber dürfen die beiden Hauptweihnachtsgerichte fehlen: Lutfisk, d. i. Stockfisch mit Butter, und Julgröt (süße Weihnachtsgrütze). Letztere wird gekocht und dann siebenmal gebraten, d. h. man thut jedesmal in Milch gekochte Grütze mit Zucker und Zimmt hinzu. Neben dieser also geschmückten und wohl besetzten Festtafel hängt eine aus Stroh geflochtene, außerst fein verzierte Krone herab. Allerhand Lichter, deren jedes der Kinder eines erhält, erleuchten die festlich geschmückte Stube. Fröhlich und unter Scherzen gruppirt sich Alt und Jung um die zum Genuß jeder Art einladende Tafel. Das Festmahl beginnt, Alle sprechen den ihnen wohlbekannten, schmackhaften Speisen tüchtig zu; Niemand aber darf etwas von der Weihnachtsgrütze anrühren, ohne vorher einen Reim hergesagt zu haben — so verlangt es eine alte Volksgewohnheit. Nach beendigter Mahlzeit wird feierlichst das große Weihnachtslicht angezündet, welches die ganze Nacht hindurch brennt. Weihnachtslieder werden angestimmt und unter Sang und Klang ein Theil der Nacht verbracht. Endlich legen sich alle Familienglieder auf das im Zimmer ausgebreitete Stroh zum Schlafe nieder. Frühzeitig erhebt sich wieder Alles vom Lager, denn schon fünf Uhr Morgens beginnt die Christmette, von der Niemand zurückbleibt und zu welcher, da bei der dünnen Bevölkerung Schwedens die Dörfer weit auseinander liegen, der Weg oft ziemlich weit ist. Die Landstraßen sind daher angefüllt mit Schlitten, Reitern und Fußgängern, welche alle, wenn kein Mondschein ist, mit Fackeln nach der Kirche ziehen. Letztere ist in jeder Beziehung äußerst sinnig geschmückt und glänzend erleuchtet, gewinnt aber ein wahrhaft gemüthliches Aussehen noch dadurch, daß jeder der Pilger ein kleines Wachslicht vor sich auf seiner Bank anzündet. Von diesem Wachslichtchen bringt man gern noch einen Ueberrest, welcher als geweiht gilt, mit nach Hause. An die Christmette schließt sich der Hauptgottesdienst an, welcher um acht Uhr beendet ist. Nun aber regt und rührt es sich in der bis jetzt in Andacht versunken gewesenen Menge, es beginnt ein Eilen, ein Rennen, ein Stoßen, ein Drängen, was immer ärger wird, je weiter man sich von der Kirche entfernt. Die Landstraßen gleichen Rennbahnen, ein Jeder bestrebt sich, vor dem Andern das begehrenswerthe Ziel zu erreichen, es ist, als ob es gelte, einen großen Gewinn zu erjagen. Und dem ist auch so. Denn glückverheißend ist es für denjenigen, welcher zuerst im heimischen Dorfe anlangt und als Siegeszeichen einen Schuß löst — er wird, so ist es des Volkes Glaube, im nächsten Jahre auch zuerst seine Ernte einbringen. — Den übrigen Theil des Tages überläßt man sich nun der Freude und dem Scherze, veranstaltet besonders allerlei Spiele auf dem Eise, oder in dessen Ermangelung andere Spiele, bei welchen jedoch viel gelaufen und gesprungen werden muß, weil man glaubt, daß man das ganze Jahr hindurch fröhlich und vergnügt bleibe, wenn man es an diesem Tage ist. Für schimpflich halten es die Schweden, am heiligen Christfeste das Haus eines Anderen zu betreten und sie nehmen daher an diesem Tage auch keinen fremden Besuch an, eine Sitte, welche auch die Vornehmeren streng beobachten. Auch der zweite Weihnachtstag wird auf gleiche Weise unter Andachtsübungen und munteren Spielen verlebt. Uebrigens werden an diesem Festtage schon wieder Besuche gemacht und empfangen, und am Abende beginnen überall die Weihnachtslustbarkeiten, indem man fröhliche Mahlzeiten, Spiele und Tanzunterhaltungen veranstaltet. Letztere werden in den Dörfern, wo es natürlich an großen Salons fehlt, auf Stroh ausgeführt.

Die Weihnachtstafel bleibt drei Tage lang, an manchen Orten sogar bis zum 6. Januar gedeckt und mit den Festspeisen besetzt. Der Sylvesterabend und der Abend vor dem Dreikönigstage werden als heilige Abende in häuslicher Stille gefeiert, jede Familie bleibt für sich, macht und empfängt keine Besuche, die vielarmigen Leuchter beleuchten wieder den mit den Weihnachtsspeisen abermals besetzten Tisch, welcher bis zum nächsten Morgen gedeckt bleibt, man singt geistliche Lieder und liest in der Bibel, wie am heiligen Christabende.

Das Weihnachtsfest endet am 6. Januar Abends; in manchen schwedischen Landschaften erst am 13. Januar. Auf andere Art, als bei den Landleuten, feiert man das Weihnachtsfest in den höheren Ständen. Obgleich es hier an Freuden der Tafel ebenfalls nicht gebricht, so herrscht doch dabei noch eine andere, der unseren mehr ähnliche Sitte, die sogenannten Julklappar (Weihnachtsgeschenke). Dieselben werden aber nicht wie bei uns auf Tafeln ausgebreitet und zur offenen Beschauung hingelegt, sondern sie werden auf die sorgfältigste Weise verpackt, und um jedem Errathen, von wem sie kommen mögen, vorzubeugen, läßt man sie

überdieß wohl auch noch durch verkleidete Personen überbringen, weil, je versteckter die Gabe, desto größer die Freude ist. Dasselbe wiederholt sich am Sylvesterabend. Ein schöner Zug von Herzensgüte ist es, daß der wohlhabende Schwede an diesem Feste auch seine armen Nebenmenschen sehr freigebig und auf eine sehr zarte und schonende Weise mit Geschenken überrascht.



Helft euch selbst.

Die Chinesen erfreuen sich seit undenklichen Zeiten eines unbeschränkten Vereinsrechtes; man kann sagen, das ganze Volk bestehe aus Korporationen und es gebe keinen einzelnstehenden Chinesen. Diese Körperschaften stehen unter dem Schutze der Behörden und heißen Hu-i. Der französische Missionär Huc, der von 1838 bis 1852 Thibet und China bereiste, erzählt von einem solchen Hu-i, das unter ganz außerordentlichen Umständen gebildet wurde.

Ein Theil der Statthalterschaft Han-tschuan, von Bergketten durchzogen und bewohnt von einer aus Chinesen und Mongolen gemischten Bevölkerung, war der Sitz zahlreicher Räuberbanden geworden, die ungescheut plünderten und mordeten. Alle Klagen der Bevölkerung bei den Mandarinen in der Nähe blieben fruchtlos, und eigene Beamte für die unbedeutenden Ortschaften anzustellen, hatte man in Peking nicht für nöthig erachtet. In dieser Noth erhob sich ein einfacher Bauer als Retter und forderte seine Nachbarn auf, sich selbst zu helfen und zu diesem Zweck eine Verbindung zu schließen. Da nach alter Sitte die Bildung einer solchen Korporation mit einem Gastmahl verbunden ist, so schlachtete der Bauer einen alten Ochsen und sandte nun Einladungsschreiben zu seinem Zweckessen in die Dörfer der Provinz.

Der Gedanke einer gegenseitigen Schutzgesellschaft fand allgemeinen Beifall und es wurde der „Verein des alten Stiers“ errichtet, zur Erinnerung an das Bundesmahl. Die Statuten lauteten eben so einfach als bestimmt. Jedes Mitglied verpflichtet sich, dem Bunde so viel wie möglich Anhänger zu verschaffen und bei Aufspürung und Verfolgung der Uebelthäter seinen Beistand zu leisten. Jedem Diebe oder Hehler wird sofort nach seiner Verhaftung ohne allen Prozeß der Kopf abgeschnitten, mag der gestohlene Gegenstand von Werth sein oder nicht. Daß man bei solchem Vorgehen mit den Behörden in Konflikt gerathen mußte, ließ sich voraussehen, und die Verbündeten machten sich deßhalb für ihre Thaten solidarisch haftbar.

Der Bund war kaum geschlossen, als er auch schon seine schreckliche Thätigkeit begann. Nicht zufrieden, so und so viele Köpfe großer und kleiner Diebe abgeschlagen zu haben, überfiel er auch nächtlicher Weile ein Räuberdorf, das in einer Gebirgsschlucht verborgen lag, brannte es nieder und rottete die gesammte Bewohnerschaft aus. In kürzester Zeit war die Sicherheit des Lebens und Eigenthums in dem verrufenen Distrikt wieder hergestellt, aber die Mandarinen geriethen über die vielen Hinrichtungen in Unruhe und horchten auf die Klagen der Verwandten jener getödteten Räuber, die Rache an deren Mördern forderten. Ein Monsterprozeß wurde eingeleitet, und treu ihrem Beschluß trat die Association solidarisch ein und beantwortete die gegen sie erhobenen Anklagen. Die Angelegenheit erregte das größte Aufsehen im Reiche und gelangte endlich an den kaiserlichen Hof in Peking. Hier feierte die Gesellschaft den vollständigsten Triumph. Das mit der Prüfung der Akten des Prozesses beauftragte Criminalgericht degradirte und verbannte eine große Anzahl Beamter, deren Nachlässigkeit Schuld gewesen war an den Ruhestörungen, und billigte die Schritte des Hu-i. Darauf gestützt, verlieh die Regierung dem Bunde einen gesetzlichen Charakter und stellte denselben unter die Oberleitung der Behörden. Als Abzeichen sollten die Mitglieder ein ihnen vom Mandarin des Distrikts zu verleihendes Band tragen und der Name der Gesellschaft von nun an sein: „Agentur der allgemeinen Friedenstiftung“.

So wußte die Regierung, indem sie alte Gebräuche achtete, aus Rebellen eine ihr ergebene Polizeiwache zu gestalten.



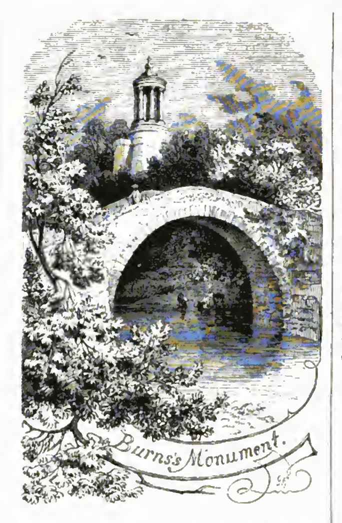
Zwölf Lieder von Robert Burns

deutsch von Heinrich Leuthold.

In Großbritannien wie in andern vorgeschrittenen Kulturländern war im vorigen Jahrhundert die ganze Poesie in Rococo versunken, d. i. in Kleinlichkeit, Schöngeisterei, geistige Spielerei und Unnatur. Zwei Männer zeigten der englischen Literatur neue Bahnen und legten den Grund zu der prächtigen lyrischen Literatur, die sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts so groß entfaltete; der Eine durch seinen feinen Sinn und Sammlerfleiß, der andere durch eigene Schöpfungskraft. Wir meinen den Bischof Percy und den schottischen Bauernsohn Robert Burns. Percy's Sammlung alter Volkslieder zeigte die Schule, in die die Dichter zu gehen hatten, um einfach, natürlich und groß denken, fühlen und sprechen zu lernen, und das Bad, in das die Muse zu steigen hatte, um sich der Schminke, der Schönpflästerchen, der Odeurs und all der Dinge, die nur über Nacht schön



sind, aber schnell in Fäulniß übergehen, zu entledigen. Robert Burns war das lebendige Beispiel eines Poeten, der unmittelbar aus dem Volke und aus der Natur schöpft. Es ist kein Zufall, es mußte beinahe so sein, daß ein Kind des Volkes der Wiedererwecker und Beleber der wahren Poesie wurde; denn die zwischen Puder und Taxushecken aufgewachsenen Poeten ohne Kenntniß des Menschen und der Natur konnten unmöglich zu dieser Sendung berufen sein, trotz aller dunklen, unbestimmten Sehnsucht nach „Volk“ und „Natur“, die sich das ganze 18. Jahrhundert hindurchzieht. — So hat Robert Burns in der Literaturgeschichte Englands und mittelbar in anderen Literaturen, auf die die englische mächtig gewirkt hat, auch abgesehen von seiner großen dichterischen Begabung, eine weit höhere und bedeutendere Stellung inne, als irgend einer jener Poeten, die man sonst als Volkspoeten zu bezeichnen pflegt, und sind selbst sehr talentvolle Dialektdichter wie Hebel, und selbst so populäre Dichter wie Beranger, nicht mit ihm in eine Reihe zu stellen. — Er wurde am 25. Jan. 1759 zu Alloway, bei Ayr in Schottland, als das Kind eines armen Pächters geboren. Sein Vater, ein guter und verständiger Mann, suchte ihn nach Kräften gut zu erziehen und ihn mancherlei lernen zu lassen; das Beste aber that der lernbegierige, höchst begabte Knabe selbst für sich, indem er aus wenigen Büchern, die ihm zufällig in die Hände fielen, mehr lernte, als Andere aus vielen und gelehrten Schulen. Während er auf dem Felde „wie ein Galeerensklave“ arbeitete, um seine armen Eltern zu ernähren, arbeitete sein Geist nicht minder angestrengt, um seine Kenntnisse auszudehnen und sein von Natur edles Herz auszubilden; sich zu erfüllen mit dem Geiste seines Volkes, mit der Liebe zu seinem Vaterlande; die Tiefen bedeutender Menschen wie die Geheimnisse der Sprache zu ergründen. Ein englischer Kritiker sagt von ihm, daß seine Jugendjahre an sich den schönsten Stoff zu einem moralischen Gedichte abgeben würden. Bald war er ein eben so trefflicher Poet als Ackersmann — und eben so bald ein so beliebter Dichter, daß seine Lieder in den



Palästen wie in den versteckteſten Hütten des ſchottiſchen Gebirges geſungen wurden. Jeder fand in ihnen, was ihm zuſagte: Größe der Anſchauung, Tiefe der Empfindung, Scherz, Witz, Satire, hingebendes Gemüth — und immer Natur. — Seine erſte Gedichtſammlung erſchien 1786 und war in der obſkuren Druckerei von Kilmarnock gedruckt, die zweite bereits im Jahre 1787 und zwar in Edinburgh. Der Gewinn, den ihm dieſe Herausgabe abwarf, befähigte ihn, ſeine „gute Jean" zu heirathen und die Farm von Ellisland zu pachten, in der er einige Zeit glücklich lebte und mit die ſchönſten ſeiner Gedichte ſchrieb, wie z. B. Tam o' Shanter, ein erzählendes Gedicht, das man gewöhnlich als ſein Meiſterſtück betrachtet. Seinem großen Rufe dankte er es, daß er eine kleine Stelle bei der Accise bekam, die ihm 70 Pfd. St. jährlich abwarf, welche er ſehr gut brauchen konnte, da der Bauernhof nicht hinreichte, ihn zu ernähren. Aber dieſes Amt nahm ſeine Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daß ihm, der gerade in dieſer Periode ſeines Lebens den Kopf voll großer Entwürfe hatte, keine für den Ackerbau übrig blieb und daß er, nachdem er in mancherlei Verlegenheit gerathen war, ſich gezwungen ſah, die Farm aufzugeben. Er ließ ſich in der Stadt Dumfries nieder, nur von ſeinem Amte und vom Ertrage ſeiner Gedichte lebend. Dieſe Lebensgeſchichte klingt ſehr einfach, iſt aber in Wahrheit reich an Schmerzen und Sorgen, an Kämpfen mit den Verhältniſſen, mit Mangel, Entbehrungen und großen Enttäuſchungen. Als er zum erſten Male in die Oeffentlichkeit trat, wie wurde er da gefeiert, von welchem Gedränge von Freunden und Bewunderern war er da umgeben! Wie wollte da Alles und Jedes nur ihm zu Willen ſein, nur für ſein Heil und Glück ſorgen! Aber als die „Mode" vorüber war, den Bauer von Ayrſhire zu feiern, ließ man ihn in ſeiner Noth und in allen den Verlegenheiten, in die man ihn mit Verwöhnung und Berauſchung hineingezogen. Er ſtarb, noch nicht 38 Jahre alt, zu Dumfries den 21. Juli 1796, arm und traurig, er, der mit einer Fülle von Heiterkeit und Glück im Herzen in die Welt getreten war. — Wir wollten keine Biographie Robert Burns' ſchreiben, die ſchon ſo oft geſchrieben worden, wir wollten nur eine Notiz geben als Einleitung zu den Proben einer neuen Ueberſetzung dieſes Dichters, die von H. Leuthold herrührt, demſelben Meiſter der Ueberſetzung, der mit Em. Geibel die franzöſiſche Sammlung herausgegeben. Wer den originalen Robert Burns geleſen, wird ſchon aus dieſen Proben erkennen, mit welcher Meiſterſchaft hier die ungeheuerſten Schwierigkeiten überwunden worden und daß nur ein großes Dichtertalent einen ſolchen Dichter ſo zu überſetzen vermochte.

1.

Die Maid von Ballochmyle.

Rings auf den Fluren wob der Thau
  Ein diamantenes Gewand;
Durch Bohnenbluſt zog lind und lau
  Der Wind und trug den Duft durch's Land;
Die Droſſel ſchlug im tiefen Thal,
  Die Sonne hatte keine Eil,
Die ſcheidende ſah noch ein Mal
  Dort auf die Höh'n von Ballochmyle.

Und ſinnend irrt' ich über's Moor
  Und durch die blüthenreiche Haid',
Bis ſich im Wald mein Schritt verlor,
  Da ſah ich eine ſchöne Maid;
Ihr Antlitz war ein Frühlingstag,
  Des Auges Blick ein Sonnenpfeil;
Aufjauchzte da mein Herzensſchlag:
  Das iſt die Maid von Ballochmyle!

Maimorgen auf des Hochlands Höh'n,
  Im Herbſt bei heller Mondennacht
Einſam zu wandeln — iſt ſo ſchön
  In eines Waldes ſtiller Pracht;
Das Schönſte aber, was wir ſchau'n,
  Ward einem holden Weib zu Theil;
Jedoch die lieblichſte der Frau'n,
  Das iſt die Maid von Ballochmyle.

Ach, möcht' ſie eine Bäurin ſein,
  Und ich ihr ſeliger Schäfer, o!
Wär' nur das kleinſte Hüttchen mein,
  Wie wollt' ich ſchaffen treu und froh
In Hof und Feld und Waldgehäg,
  Tobt' Sturm und Wetter auch derweil,
Denn Nachts an meinem Buſen läg
  Die ſchöne Maid von Ballochmyle.

2.

Mariechen süß.

Mariechen süß, Mariechen klein,
Marie ist klug und bescheiden;
Marie ist hold, Marie ist fein,
Marie ist schön zum Beneiden.

Ein baarfuß Mädchen zog dahin
Die Straß und bot mir Grüße,
Doch viel zu rauh der Weg mir schien
Für dieses Mädchens Füße.

Ihr zarter Fuß, so nett und klein,
Sollt' seidne Schuhe tragen,
Und auch viel besser würd' es sein,
Sie säß' im gold'nen Wagen.

Schwanweiß durch ihr blondwallend Haar
Sieht man den Nacken blinken;
Ihr leuchtend Sternenaugenpaar
Erhöb' ein Schiff im Sinken.

Mariechen süß, Mariechen klein,
Marie ist klug und bescheiden;
Marie ist hold, Marie ist fein,
Marie ist schön zum Beneiden!

3.

Die Mädchen.

Chor.

Grün werden nun die Binsen, O!
Grün werden nun die Binsen, O!
Die schönste Zeit, die ich gelebt,
Verlebt ich mit den Mädchen, O!

Der Kummer macht das Leben schwer,
Ihm ist nicht zu entrinnen, O!
Und gäb' es keine Mädchen mehr,
Was wollten wir beginnen, O!

Der Geizhals, der nach Reichthum läuft,
Sieht keine Blumen sprießen, O!
Und was er auch zusammenhäuft,
Er kann es nicht genießen, O!

Ich will ein Lieb beim Tagesschluß,
Und statt mit Geld zu geizen, O!
Wie schwelg' ich da im Ueberfluß
Von allen ihren Reizen, O!

Mich sieht manch Weiser an mit Hohn,
Der doch ein Thor geblieben, O!
Denn pflegte nicht Freund Salomon
Die Mädchen schon zu lieben, O!

Als Lehrlingsarbeit gab den Mann
Die Schöpfung aus den Händen, O!
Um als ihr Meisterstück sodann
Die Mädchen zu vollenden, O!

Grün werden nun die Binsen, O!
Grün werden nun die Binsen, O!
Die schönste Zeit, die ich gelebt,
Verlebt ich mit den Mädchen, O!

4.

Wer ist an meiner Kammerthür?

Wer ist an meiner Kammerthür?
Wer könnt es sein, als Findlay!
Geht Eures Wegs, Ihr taugt nicht hier! —
Das dächt' ich doch, sprach Findlay.
Was schleicht Ihr wie ein Dieb herbei?
So komm und sieh, sprach Findlay;
Ihr treibt vor Tag schon Schelmerei?
Wo möglich ja, sprach Findlay.

Stünd' ich nun auf und ließ Euch ein —
Ja, laß mich ein, sprach Findlay;
Schlief' ich vielleicht nicht wieder ein;
Das denk ich auch, sprach Findlay.
Doch wärt ihr in der Kammer drin —
Wär' ich erst drin, sprach Findlay;
Ihr würdet bis zum Tag verzieh'n;
Das möcht ich auch, sprach Findlay.

Ich fürchte nur, bleibt Ihr die Nacht —
Gewiß, ich bleib, sprach Findlay;
Daß Ihr den Weg noch öfter macht —
Das hoff' ich auch, sprach Findlay;
Doch, was da drinnen könnt gescheh'n —
Das soll gescheh'n, sprach Findlay,
Dürft Ihr bei Leibe nie gesteh'n;
Verlaß dich drauf, sprach Findlay.

5.

Ich küss' dich noch.

Chor.

Ich küss' dich noch, noch,
Und ich küsse dich schon,
Und ich küss' dich noch, noch,
Mein süßes Gretchen Alison!

Bist du bei mir, flieht alle Pein,
Und ganz leb ich nach Neigung, O!
So froh kann kaum ein König sein
Bei seiner Thronbesteigung, O!

Wenn an der Brust dein Leib mir ruht
In seiner üppigen Reife, O!
Fleh' ich, daß sich an diesem Gut
Der Himmel nie vergreife, O!

Ich schwör dir Treu zu jeder Stund
Und drücke, statt zu sprechen, O!
Den Mund auf deinen frischen Mund,
Wer will dieß Siegel brechen, O!

Ich küss' dich noch, noch,
Und ich küsse dich schon,
Und ich küss' dich noch, noch,
Mein süßes Gretchen Alison!

6.

Montgomery-Gretchen.

Würd' jenes Moor mein Lager sein,
Läg' ich im Plaid auf wilder Haide,
Mir wäre wohl, wärst du nur mein,
O, Gretchen, meine Freude!



Burns' Geburtshaus.

Wenn um die Höh'n der Sturmwind strich,
Läg' rings das Land im Winterkleide,
Sucht' ich ein Thal und schirmte dich,
O, Gretchen, meine Freude!

Gehorchten Land und Leute mir,
Wär' ich ein Fürst in Gold und Seide,
Wie gerne theilt' ich da mit dir,
O, Gretchen, meine Freude!

7.

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John,
Als wir ein junges Paar,
War deine Brau so buschig,
So rabenschwarz dein Haar.
Nun ist die Braue licht, John,
Auf deinem Scheitel blieb
Nur Schnee; doch Gottes Segen dir,
John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John,
Bergan stiegst du mit mir,
Und manchen frohen Tag, John,
Hab ich verlebt mit dir;
Nun wanken wir bergab, John,
Gib mir die Hand, o gib!
Daß drunten wir zusammen ruh'n,
John Anderson, mein Lieb!

8.

O wär mein Lieb ein Fliederbusch.

O wär mein Lieb ein Fliederbusch
In lenzdurchwehter Blüthenpracht,
Und flög ich, als ein Vöglein, husch,
Zu ruh'n in seiner Blätternacht!

Wie trauert' ich, würd' ich ihn bleich
Und welk im Herbst und Winter seh'n,
Wie säng' ich, säh' ich blüthenreich
Ihn wiederum im Mai ersteh'n!

O wär mein Lieb die rothe Ros',
Die keck empor am Schloßwall klimmt,
Und würde mir des Tropfens Loos,
Der im bethauten Kelche schwimmt!

In ihrer Schönheit lustentflammt
Durchschwelgt' ich dann die ganze Nacht,
Geschmiegt an ihrer Blätter Sammt
Und stürbe, wenn der Tag erwacht.

9.

Der Abschied.

Die Schlacht ist aus, die Hoffnung schwand,
Geschlagen ist das Heer;
Lebt wohl, mein Lieb, mein Vaterland!
Nun muß ich über's Meer,
Mein Lieb!
Nun muß ich über's Meer.

Schon Mancher kam vom Kampf zurück
Und Mancher von der See;
Ich aber weiß, daß ich mein Glück,
Daß ich dich nimmer seh',
Mein Lieb!
Daß ich dich nimmer seh'.

Und weicht die Sonn dem Abendstern,
Und naht die Dämm'rung sacht,
Muß ich um dich, die mir so fern,
Durchweinen bang die Nacht,
Mein Lieb!
Durchweinen bang die Nacht.

10.

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und jaget das Thier,
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'!

Leb' wohl, du mein Hochland, du nordische Mark,
Du Wiege von Allem, was edel und stark!
Wohin ich auch wand're, wohin ich auch zieh',
Die Berge des Hochlands vergeß ich doch nie!

Lebt wohl nun, schneeschimmernde Kuppen und Flüh'n!
Lebt wohl nun, ihr Bergseen, ihr Thäler so grün!
Lebt wohl nun, ihr Ströme, in schäumender Flucht
Durchtosend die hochwaldumhangene Schlucht!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und jaget das Thier,
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'!

11.

O wenn um dich auf kahler Haid.

O wenn um dich auf kahler Haid
Der Sturmwind strich, der Sturmwind strich,
Vor seiner Wuth mit meinem Kleid
Beschirmt' ich dich, beschirmt' ich dich.
Und drohte Unheil allerwärts
Dich zu umfah'n, dich zu umfah'n,
Als Zuflucht wär mein treues Herz
Dir aufgethan, dir aufgethan.

Und irrt' ich auch in Wüstenei'n,
Verzweifelnd schier, verzweifelnd schier,
Die Oede würd' ein Eden sein,
Wärst du bei mir, wärst du bei mir.
Und wär ich Fürst, fiel auf Befehl
Die Welt mir zu, die Welt mir zu,
Mein allerschönstes Kronjuwel,
Das wärst doch du, das wärst doch du!

12.

Lebewohl (an die Heimat).

Schnell bricht herein die finst're Nacht,
Laut rast der Sturm, der Hochwald kracht;
Schwarz, niedrig ob den Ebnen ziehn
Die regenschweren Wolken hin.
Nun kehrt der Jäger heim vom Moor,
Das Rebhuhn findet Schutz im Rohr;
Ich aber schweife sorgenschwer
Entlang den schönen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint die reife Saat,
Auf die der Winter herrisch trat;
An seinem Himmel, sonst so klar,
Ballt nun der Sturm die Wolkenschaar —
In meiner Brust gerinnt das Blut,
Gedenk' ich der empörten Flut,
Und daß ich zieh'n muß über Meer,
Fern von dem schönen Strand des Ayr.

Zwar, ob die Brandung tobt und brüllt
Und diesen Strand in Schrecken hüllt,
Dem Tod in's Auge furchtbar schaut,
Wer mit der Noth, wie ich, vertraut;
Doch wird manch Herzensband gelöst,
Manch alte Wunde, jäh entblößt,
Bricht klaffend auf und blutet sehr,
Scheid' ich vom schönen Strand des Ayr.

Lebt wohl, Alt-Coïla's Berg' und Flüh'n,
Ihr Schluchten, Moor und Ginstergrün,
Die ihr von meinem bittern Leid
Um todte Liebe Zeugen seid!
Lebt wohl, ihr Freund' und Feinde mein!
Euch biet' ich Lieb' und euch Verzeih'n!
Mein Herz — doch Thränen sagen mehr —
Leb wohl, du schöner Strand des Ayr!



Burns' Grab.

Die Wanderungen eines todten Königs.

Von L. A. Warnkönig.

Es ist bekannt, daß unter den Fürsten Europa's im 14. Jahrhundert keiner eine so wichtige Rolle gespielt hat, wie der durch Heirath König von Böhmen gewordene, in seinem Alter als der blinde König berühmte Graf Johann von Luxemburg. Er war bei allen Kriegshändeln und Friedensstiftungen seiner Zeit betheiligt; sein ganzes Leben in beständiger Wanderung, ohne je Ruhe zu finden. Aber weniger bekannt ist, daß seinen sterblichen Ueberresten das gleiche Schicksal zu Theil ward, und dieselben von seinem Todestage, dem 12. August 1346, an, bis zum Jahre 1838 zwölfmal ihre Ruhestätte wechselten und noch heute von einem solchen Wechsel bedroht sind. Die Geschichte der Gebeine des blinden Königs ist so merkwürdig, daß sie mehrere Bearbeiter fand, worunter eine in neuester Zeit in Professor Schötter in Luxemburg. Eine Ueberschau derselben dürfte daher den Lesern dieser Blätter willkommen sein.

Als Johann im Jahre 1296 geboren wurde, war sein Vater Heinrich blos Graf von Luxemburg, trat aber im Juli 1310, nachdem er deutscher König geworden, die Grafschaft an den vierzehnjährigen Sohn ab, setzte es dann nach Kämpfen durch, daß dieser zwei Jahre darauf mit Elisabeth, Erbin des letzten Königs von Böhmen aus dem Hause der Primysliden, vermählt und ihm selbst als König vom Lande gehuldigt wurde. Mit Kriegszügen begann seine politische Laufbahn, mit Kriegszügen endigte sie, als er den 26. August 1346 in der Schlacht von Crecy den Heldentod fand.

Er war abwechselnd Freund und Gegner des deutschen Kaisers Ludwig des Bayern, der ihm zuletzt einen treulosen Streich durch die Scheidung der berüchtigten Gräfin Margaretha, genannt die Maultasche, von seinem Sohne und deren Vermählung mit einem seiner eigenen Prinzen spielte; ebenso war er Alliirter oder Feind der Herzoge von Oesterreich, sowie der Könige von Polen und Ungarn, Verbündeter oder Gegner des Deutschland so übelgesinnten Papstes Johann XXII., aber stets Freund der Könige von Frankreich, deren einer, Carl der Schöne, sein Schwager war.

Johann hatte seine Studien in Paris gemacht, war mehr Franzose als Deutscher, und am wenigsten Böhme; seine zweite Frau war Beatrix von Bourbon. Er machte zwei Feldzüge in Italien und einen im südlichen Frankreich mit. Man sagte von ihm: ohne des Königs von Böhmen Hilfe vermag Niemand etwas auszurichten; er erhöht oder erniedrigt. — Johann hatte soeben den 19. Juli 1345 zu Rense seinen letzten politischen Plan der Absetzung des Kaisers Ludwig und der Erhebung seines Sohnes Carl auf den Kaiserthron, hauptsächlich durch Bestechung der Majorität der Wahlfürsten ausgeführt, als er durch Eilboten von dem von den Engländern hart bedrängten König Philipp (VI.) von Frankreich, seinem Neffen, dringend gebeten wurde, ihm zu Hilfe zu kommen.

Zwar war Johann schon seit dem Jahre 1340 erblindet, führte jedoch noch immer seine Kriegsschaaren an und focht, von seinen treuesten Rittern geführt, in den Schlachten mit. Vergebens baten ihn seine Räthe in Deutschland zu bleiben. Obwohl ich blind bin, rief er aus, habe ich den Weg nach Frankreich nicht vergessen; ich muß hin, um meine lieben Freunde und die Kinder meiner Tochter zu vertheidigen, die der Engländer berauben will. An der Spitze einer Schaar von fünfhundert luxemburgischen und böhmischen Rittern eilte er mit seinem Sohne nach Paris, beschwichtigte den wegen Anlegung von Festungswerken entstandenen Aufruhr der Bürger und entwarf mit Philipp den Operationsplan gegen die Feinde, die sich schon der Hauptstadt näherten.

Der englische König Eduard hatte sein Lager auf einer Anhöhe bei dem nahe gelegenen Städtchen Crecy aufgeschlagen. Mit Sicherheit einen Angriff erwartend, stellte er den 26. seine nicht 30,000 Mann übersteigenden Heerhaufen in Schlachtordnung. Die Oertlichkeit und Aufstellung waren günstig. Des Königs Bruder und der kampflustige französische Adel drangen trotzdem auf sofortigen Beginn der Schlacht, die schon von Anfang an eine für die Franzosen unglückliche Wendung nahm. Ein heftiges Gewitter mit Regen entlud sich in diesem Augenblick über die Gegend; die den Angriff bildenden genuesischen Bogenschützen konnten, weil ihre naß gewordenen Armbrüste den Dienst versagten, gegen die englischen Schleudern nicht Stand halten, wurden geworfen und ergriffen die Flucht; man hielt es für Verrath und hieb auch von Seiten der Franzosen auf sie ein: Alles gerieth in Unordnung, und so wurde das mächtige Heer Philipps in kurzer Zeit durch die in schönster Ordnung vorrückenden Engländer geschlagen, welche auch zum ersten Mal mit Kanonen in's Feld gerückt waren.

Als König Johann von der schlimmen Wendung der Schlacht unterrichtet wurde, drang er darauf, in das Haupttreffen geführt zu werden, und rief seinen Rittern, die ihn wegführen wollten, zu: Der König von Böhmen flieht nie aus der Schlacht. Ich will heute entweder heldenhaft und ritterlich siegen oder, von rühmlichem Tode gefällt, wie ein König fallen und sterben; führt mich dahin, wo der heißeste Kampf gefochten wird, schützet aber meinen Sohn Carl. Gott der Herr mit uns!

Zwei Ritter, Heinrich der Mönch von Basel und Heinrich von Klingenberg, ein Böhme, nahmen nun den blinden König in ihre Mitte, banden sein Roß an die ihrigen und stürzten an der Spitze von fünfzig andern Rittern mit dem Schlachtruf „Praga!" in einen dicht gedrängten Haufen der Feinde und drangen bis zu Eduards Sohn, dem die Schlacht kommandirenden sogenannten schwarzen Prinzen vor. Ihr Heldenmuth war fruchtlos. Alle mit Ausnahme von zweien fielen nacheinander, unter ihnen auch der blinde König, der, mit beiden Händen sein Schwert haltend, wüthend dareinschlug; von mehreren Stichen durchbohrt, sank er vom Pferde und verschied.

Als Eduard den andern Tag über das Schlachtfeld ritt, erblickte er die Leiche Johanns mitten unter seinen

Getreuen und rief bei seinem Anblicke: Hier fiel die Blüthe der Ritterschaft, nie war Jemand diesem Könige gleich, es hätte ihm ein anderes Bett geziemt, als so auf der Erde zu liegen! Herolde nahmen die Wappen und Titel der gefallenen Herren auf, die Eduard feierlich bestatten ließ. — Von unbekannter Hand ward alsbald an der Stelle, wo Johann gefallen war, ein steinernes Kreuz von drei Fuß Höhe ohne Inschrift errichtet. Im Laufe der Zeiten umgestürzt, ward es wieder hergestellt und war im vorigen Jahrhundert noch zu sehen; ein Theil davon steht noch heute dort, an dem sogenannten Chemin de l'armée nach Abbeville.

Den Leichnam des Königs ließ Eduard zuerst in sein Zelt und von da an in die Kirche der nahe bei Crecy gelegenen Abtei Valloice bringen und ein feierliches Todtenamt, dem er mit seinem Hofe beiwohnte, abhalten; weßhalb man später auch hier ein Denkmal errichtete mit der Inschrift:

L'an mil quarante six trois cents
Comme la Chronique temoigne
Fut apporté et mit céans
Jean Luxembourg, roi de Belmagne.

Nach einer lange für wahr gehaltenen Tradition soll dann der königliche Leichnam in die Kirche der Dominikanerinnen zu Montargis, auf Begehren zweier Tanten von ihm, welche sich in diesem Kloster befunden hätten, gebracht und dort beigesetzt worden sein; man will daselbst noch im Jahre 1748 ein ihm errichtetes Monument gesehen haben. Allein Montargis liegt weit entfernt von Crecy und Abbeville, auch lebten in jenem Kloster keine Tanten Johanns. Die Sage muß auf einer Verwechselung der Stadt Montargis mit dem Oertchen Montenen bei Crecy beruhen, wo allerdings zu Ehren der gefallenen Ritter ein Trauergottesdienst stattgehabt hatte.

König Eduard benachrichtigte den Prinzen Carl von seines Vaters Heldentod. Dieser war mehrfach verwundet von einem böhmischen Ritter mit Gewalt aus dem Schlachtgedränge gebracht worden und hatte sich in die Abtei Ourschamp geflüchtet, um sich dort pflegen zu lassen. Er kam nun nach Valloice, nahm die ihm theuern Ueberreste seines Vaters in Empfang und ließ sie mit großem Gepränge nach Luxemburg, wo der Verstorbene, seinem Testamente nach, begraben sein wollte, abführen. — Zwölf trauerbehangene, mit des Königs umgestürztem Wappenschilde geschmückte Pferde zogen den Leichenwagen. Der Zug gelangte den 7. September nach Luxemburg. Der Abt der Benediktiner-Abtei ging, begleitet von der gesammten Geistlichkeit, den Stadtbehörden und der Einwohnerschaft, der Königsleiche in feierlicher Prozession entgegen, worauf sie in der Münsterkirche beigesetzt wurde. Carl ließ dann ein prachtvolles Grabmal bauen, um welches die Standbilder der fünfzig bei Crecy mit ihm gefallenen Ritter aufgestellt waren, weßhalb eine abermalige feierliche Beisetzung der Leiche nebst Traueramt statthatte. Lange Zeit wurde dann jedes Jahr am Todestage des Königs in der Münsterkirche auf Anordnung der Stände ein feierliches Todtenamt abgehalten.

1541 begann König Franz I. von Frankreich den vierten Krieg gegen den mächtigen, ihm so verhaßten Kaiser Carl V. und rückte mit einem Heere von 20,000 Mann gegen Luxemburg. Um die Stadt sicherer zu vertheidigen, schlug man dem Kaiser die Zerstörung der untern Stadt sammt der Münsterabtei und ihrer Kirche vor. Er wies den Vorschlag ab, weil er von Gott die Würde und den Beruf erhalten habe, die Kirchen nicht zu zerstören, sondern zu schützen und zu erhalten. Die Franzosen eroberten wirklich Luxemburg, wurden aber alsbald wieder daraus vertrieben. Als sie es aber 1543 nochmals bedrohten, gab der Kaiser den ihm schmerzlichen Befehl, die Münsterabtei niederzubrennen, um dort die Stadt besser befestigen zu können. Der mit dem Vollzuge des verhängnißvollen Dekrets beauftragte Beamte wählte dazu eine finstere Nacht, nachdem er die Mönche von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatte. Diese retteten nun ihre Kostbarkeiten, Urkunden u. s. w., dachten aber nicht daran, den königlichen Leichnam in Sicherheit zu bringen. Die Abtei nebst der Kirche ging in Flammen auf, das Grabmal ward zerstört, die königlichen Gebeine blieben jedoch unversehrt. Die Franzosen eroberten den 12. September 1543 indeß Luxemburg dennoch, hatten aber, als sie erfuhren, daß jene Ueberreste erhalten waren, so viel Achtung für sie, daß sie dieselben unter Feierlichkeiten nach der obern Stadt in das Franziskanerkloster bringen ließen, wo man sie in einen einfachen hölzernen Sarg legte, der neben dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt wurde. Der Zudrang der Fremden, dieselben zu sehen, war überaus groß und die geistlichen Herren trugen kein Bedenken, dieselben für Geld den Schaubegierigen zu zeigen. Zu deren Verherrlichung war nächst dem Sarge eine pompöse Inschrift in lateinischen Versen angebracht.

Die Franzosen blieben indeß nur bis zum 6. August 1544 im Besitze Luxemburgs. Der kaiserliche Feldherr Wilhelm von Fürstenberg eroberte es wieder, und nachdem alsbald darauf (den 18. September) der Friede von Crespy geschlossen war, schenkte Carl, zum Aufbaue eines neuen Münsters, den Benediktinern von Altmünster den Spital zum heiligen Johann im Grund, den Kaiser Heinrich 1309 gestiftet hatte, unter der Bedingung, zum Bau eines andern Spitals Gelder herzugeben.

Nach Vollendung des neuen Münsters forderte dessen Abt die königlichen Gebeine von den Franziskanern zurück und erhielt sie auf Befehl der Stadtbehörde nach langem Widerstande im Jahre 1592. Es fand sodann abermals eine feierliche, jedoch nur provisorische Beisetzung in der Münsterkirche statt.

Das neu errichtete Grabmal war aber allzudürftig. Erst nachdem die spanischen Niederlande von König Philipp II. seiner Tochter Isabella und ihrem Gemahl Erzherzog Albert von Oesterreich überlassen worden waren, wandten sich die Benediktiner an Letzteren mit der Bitte, seinem Ahnherrn ein würdiges Denkmal in der Münsterkirche zu errichten. Im Jahre 1612 ward der hiefür angelegte Plan eines prachtvollen Grabmals in der Mitte des Chors der Kirche genehmigt, sofort ausgeführt, 1613 vollendet und mit einer Inschrift versehen. Und so wanderte König Johann im Jahre 1618 wieder aus seinem alten Grabe in ein neues.

Allein das neue prachtvolle Mausoleum sollte noch lange nicht die letzte Ruhestätte des in seinen Lebzeiten so unstäten Königs sein. Der durch seine Eroberungen niederländischer und deutscher Lande nicht befriedigte König Lud-

wig XIV. glaubte nach dem 1678 zu Nymwegen geschlossenen Frieden auch das Luxemburgische Frankreich annektiren zu können, brach gegen das Ende des Jahres 1682 in das Land ein und nahm die meisten Städte und Orte weg; Marschall Crequi belagerte 1683 zum ersten und 1684 zum zweiten Male die Hauptstadt, worauf, um diese besser vertheidigen zu können, der Prinz von Chimay, damaliger Gouverneur der Festung, auch die neue Münsterabtei niederbrennen ließ. Dieses Mal rettete man die Ueberreste des Königs, etwas beschädigt, aus den rauchenden Trümmern und brachte sie in das den Benediktinern gehörende Refugium der obern Stadt.

Im Jahre 1688 jedoch bewilligte Ludwig XIV., damals Herr von Luxemburg, eine Summe Geldes zur Wiederherstellung des neuen Münsters im Grund. Nachdem dieselbe vollendet, ward auch König Johann dahin zurückgebracht und der ihn bergende Sarg zuerst auf der rechten Seite des Hochaltars aufgestellt, dann später in eine Seitennische des in der Kirche befindlichen sogenannten heiligen Grabes, ein steinernes Monument, das noch jetzt in der Muttergotteskirche zu Luxemburg aufbewahrt wird, hinübergebracht. Auf demselben liegt das Bild des gekreuzigten Heilands, umgeben von den Statuen der heiligen Frauen, des Apostels Johannes und Nikodemus. Im Innern desselben stand ein, die königlichen, zum Theil vom Brande beschädigten, Gebeine enthaltender hölzerner Kasten, welcher von den Mönchen den Neugierigen und Fremden gezeigt wurde.

Luxemburg kam in der Folge wieder an das Haus Habsburg zurück. Als 1744 ein böhmisches Regiment nach den Niederlanden zog und unterwegs erfuhr, daß König Johann, dessen Andenken in Böhmen nicht erloschen war, in Luxemburg begraben sei, verlangten alle, ihn zu sehen, und begehrte Jeder, dem er gezeigt wurde, als Reliquie ein Stückchen seiner Gebeine. Da wanderte ein großer Theil des Königs stückweise aus.

Das achtzehnte Jahrhundert sollte aber nicht vergehen, ohne daß die königlichen Reste abermals eine Wanderung vorzunehmen hatten. Zwei Jahre nach dem Ausbruche des Kriegs der französischen Republik gegen Deutschland ward Luxemburg belagert und den 7. Juni 1795 durch Kapitulation von Marschall Bender den Franzosen überliefert. Da man den Republikanern gegenüber selbst für einen zerstückelten König besorgt war, suchte der letzte Abt des Münsters denselben in Sicherheit zu bringen.

Aber wo sich vor diesen Republikanern bergen? Da erklärte ein in der Münsterstraße wohnender Bäcker, Namens Adrian Bastien, sich bereit, die Ueberreste aufzunehmen. In der letzten Nacht wurden sie von einem Schmied der Abtei und dem Bedienten des Abts in des Bäckers Haus gebracht, der sie, ohne seine Familie von der Sache etwas wissen zu lassen, unter dem Dache unterbrachte, in einer Grotte, welche in dem dicht anliegenden Felsen ausgehauen war und deren Zugang er mit einem Haufen Holz verrammelte.

Nur Wenige waren in das Geheimniß eingeweiht. Als Bastien zu altern begann, fühlte er sich beunruhigt wegen des Schicksals, das den königlichen Gebeinen nach seinem Tode zustoßen könnte. Die Verantwortlichkeit, ein solches Eigenthum des Landes in Verwahrung zu haben, lastete schwer auf ihm und er machte im Anfange unseres Jahrhunderts Du Trem-Boch, Vorstand der Gemeinde Luxemburg, Anzeige von der Sache; dieser theilte das Geheimniß seinem Schwiegervater J. P. Boch, Eigenthümer einer bedeutenden Fayence-Fabrik zu Siebenbrunnen, mit. Der Geistliche des Orts, davon in Kenntniß gesetzt, trat in Unterhandlung mit dem Münsterpfarrer in Luxemburg, dem noch lebenden Kellner der ehemaligen Abtei, und es gaben diese unter dem Vorwande, die königlichen Gebeine wären außerhalb der Festung sicherer als in der Festung, ihre Zustimmung zur Ueberbringung derselben nach Siebenbrunnen.

Herr Boch ließ durch einen seiner Arbeiter die Kiste in der Nacht vom Bäcker Bastien in Empfang nehmen. Er überbrachte sie mit einem Tuche verdeckt in einem Tragkorb auf dem Rücken glücklich seinem Herrn. Auch dieß war heimlich geschehen, Niemand wußte, was aus des blinden Königs Gebeinen geworden war. Noch 1819 bis 1820 pflegte ihr einstiger Bewahrer Bastien zu sagen, dieselben seien nach Böhmen gewandert.

Der Sohn des Herrn J. P. Boch, Herr Boch-Buschmann, übersiedelte im Jahre 1809 seine Fayence-Fabrik nach Metlach (oder Metloch) bei Trier und versäumte nicht, die königlichen Gebeine, mit naturhistorischen Gegenständen und andern Seltenheiten verpackt, dahin zu bringen. Er freute sich, wie er in einer von ihm veröffentlichten Broschüre später selbst sagte, ein Werkzeug in den Händen des Schicksals zu sein, welches König Johann nach seinem Tode ein irrendes Leben zu führen gezwungen habe, weil er bei Lebzeiten, immer das Schwert schwingend, durch ganz Europa gezogen sei.

Es war nun Herrn Bochs Naturalienkabinet, wo der vielgewanderte Verstorbene seine Ruhestätte hatte. Als 1834 der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., damals noch Prinz von Preußen, auf einer Rundreise in den Rheinlanden nach Metloch kam und bei Herrn Boch übernachtete, zeigte ihm dieser die in einem unansehnlichen Behälter befindlichen königlichen Gebeine, bei deren Anblick der Prinz seufzend ausrief: der arme König!

Bald darauf erhielt Boch-Buschmann einen Brief von einem seiner Freunde, worin dieser im Auftrage des Prinzen anfrug, ob er nicht geneigt sei, die Gebeine König Johanns gegen irgend ein beliebiges Geschenk dem Thronerben zu überlassen; es sei dessen Absicht, das Andenken des Helden durch ein Denkmal zu ehren. Herr Boch-Buschmann willfahrte diesem Wunsche und Friedrich Wilhelm ließ für ihn zur Zierde eines Brunnens ein Monument aus Berliner Eisenguß fertigen, welches den König Johann ganz gewappnet, mit geschlossenem Visir, das Schwert in beiden Händen schwingend, darstellt; Straußfedern mit der von Johann einst so beliebten Devise: „ich dien“, schmückten den Helm.

Im Jahre 1836 verbreitete sich indessen das Gerücht, die Gebeine des Königs Johann befänden sich in Metloch und seien dem Prinzen von Preußen versprochen (ja verhandelt). Die ganze Bevölkerung Luxemburgs gerieth hierüber in Aufregung. Herr Boch-Buschmann sei nicht berechtigt, die ihr theuren Reste ihres einstigen so berühmten Landesherrn sich anzueignen und zu verschenken. Um das Volk zu beschwichtigen, entschloß sich der damalige

Generalprokurator in Luxemburg zur Wiedererlangung des werthen Schatzes beim Prinzen Schritte zu thun. Eine gründliche Untersuchung führte zu dem Ergebnisse: daß die königlichen Gebeine wirklich noch existirten, auf die oben erzählte Weise in Besitz des Herrn Boch gekommen und jetzt bestimmt seien, dem Prinzen von Preußen übermacht und von diesem in einem neu hergerichteten prachtvollen Mausoleum in der Klause Castell an der Saar beigesetzt zu werden. Man hielt es jedoch nicht für geeignet, zur Wiedererlangung derselben den gerichtlichen Weg einzuschlagen, sondern der Stadtmagistrat wandte sich direkt bittweise an den Prinzen.

Erst den 5. Januar 1837 erhielt die städtische Regierung Luxemburgs von diesem folgende Antwort:

Ich war durch verschiedene Abhaltungen verhindert, Ihr Schreiben vom 5. Mai v. J. zu beantworten. König Johann von Böhmen ist einer meiner Ahnherrn in direkter Linie, desgleichen der Prinzessin, meiner Gemahlin. Seit 1795 hatten seine ehrwürdigen Reste keine Ruhestätte gefunden; ich gebe ihnen eine in der alten Kapelle der Einsiedelei von Castell. Jetzt nach Verlauf von 41 Jahren verlangen Sie dieselben zurück. Das von mir verlangte Opfer ist groß, indessen gewöhnt, in wie weit es geschehen kann, jede Sache dem für sie bestimmten Orte zurückzuerstatten, bin ich geneigt, Ihnen die Gebeine eines Fürsten zurückzugeben, dessen Wohlthaten bei Ihnen in so werthem, bleibendem Andenken stehen, sobald Sie das Denkmal, in welchem sie vor der Revolution ruhten, wieder hergestellt haben werden.

Berlin, den 27. Dezember 1837.

Friedrich Wilhelm,
Prinz von Preußen.

Inzwischen wurde der Tausch der königlichen Ueberreste gegen das zugesagte Monument vollzogen. Den 26. August 1838, als dem 492. Jahrestage der Schlacht bei Crecy, wurden dieselben zu Metloch in Empfang genommen, zu Wasser nach Castell geführt und in einem prachtvoll gearbeiteten Sarkophage von schwarzem Marmor beigesetzt, auf welchem eine in gothischen Lettern eingehauene sehr ausführliche Inschrift Johanns Lebens-, sowie die Wanderungsgeschichte seiner Ueberreste erzählt. Diese (zwölfte) Beisetzung, an der jedoch kein Luxemburger sich betheiligte, fand wieder in feierlichster Weise statt.

Den 28. August erhielt Herr Boch-Buschmann das monumentale Gegengeschenk.

Zwei Jahre später ward durch den zwischen Belgien und Holland zu London geschlossenen Vertrag die Stadt Luxemburg dem Könige der Niederlande auf's Neue zugesprochen; als der Prinz von Preußen in demselben Jahre dahin kam, erneuerte man die schon von ihm gewährte Bitte, deren Erfüllung nochmals zugesagt wurde. Die Stadt beschloß, ein würdigeres Denkmal, als das noch vorhandene sogenannte heilige Grab, für die definitive Beisetzung ihres einstigen Landesherrn zu errichten, eröffnete sofort eine Subskription und ernannte eine Kommission zum Vollzuge dieses Beschlusses. Ihre Bemühungen hatten aber keinen Erfolg, ebenso ein späterer abermaliger patriotischer Aufruf. Es wurden zwar bedeutende Summen gezeichnet, aber man fand in keiner Kirche eine geeignete Stelle für eine würdige Aufbewahrung der armen Ueberreste. So werden diese also in Castell bleiben — jusque à nouvelle ordre! — bis sie — wer weiß wann? wer weiß wohin? — weiter wandern.

Ein reich ausgestattetes Aschenbrödel.

Seit Kurzem gibt man in Paris im Théâtre Châtelet ein Stück, ein ganz schlechtes Zauberstück „Aschenbrödel". Ueber die Kosten, welche die Ausstattung dieses Stückes verursachte und täglich verursacht, gibt das »Evénement«, das an der besten Quelle sich unterrichtete, Auskunft.

Ohne die Schauspieler werden jeden Abend verwendet:

1 Hauptmaschinist,
5 Ober-Gasaufseher,
5 „ für die elektrischen Lichter,
5 Garderobemeister,
5 Näherinnen,
5 Schuhmacher,
5 Laufbursche (garçons d'accessoires),
5 andere Hilfsarbeiter,
5 Waffenmeister,
1 Oberregisseur,
4 Unterregisseure,
76 Maschinisten,
40 Gasmänner,
18 Ankleiderinnen,
18 Ankleider,
20 Hilfsbursche,
297 Figurantinnen zu 1 Frcs.,
116 Männer zu 1 Frcs.,
34 Weiber zum Ballet,
12 Kinder zum Ballet.

Macht 677 Personen.

Seit drei Monaten waren 60 Arbeiter und Arbeiterinnen mit Verfertigung von 896 Kostümen beschäftigt; seit sechs Monaten 42 Tischler, Schmiede, Schlosser mit Verfertigung der Dekorationen, Versenkungen 2c. Die eigentlichen Dekorateure sind noch nicht gezählt.

Für Seiden- und Goldstoffe (65,000 Frcs.), Galanteriewaaren, Stickerei (15,000 Frcs.), Aufputz, Ornamentierung, Schusterei und Hutmacherei, Blumen, Gürtlerei, Waffen, falschen Schmuck, Federn, Pappe- und Buchbinderarbeit und Allerlei wurden 156,100 Frcs. verausgabt.

Für Dekorationen, Draperien und Spiegel über 100,000 Frcs. — macht mit jenen 156,000 Frcs. die kleine Summe von 256,000 Frcs.

Die gewöhnlichen Ausgaben des Théâtre Châtelet für Verwaltung und Besoldung betragen täglich 2,200 Frcs., so lange „Aschenbrödel" gegeben wird. Allein die vier Künstler Lesueur, Ambroise, die Damen Irma-Marié und Gredelue Merante beziehen zusammen monatlich 10,500 Francs.

Herr Hostein, der Direktor, hofft wenigstens 300 Vorstellungen mit diesem Spektakelstück zu Stande zu bringen. Jeder Abend kann ihm 10 — 11,000 Frcs. einbringen. Die Totaleinnahme der 300 Vorstellungen würde also 3 Millionen und drüber abwerfen.



Bilder aus Italien von Eduard Paulus (Stuttgart, Kröner) heißt eines der lieblichsten, holdesten Büchelchen, die seit langen Jahren geschrieben worden: ein Dichter, ein Künstler, ein junger Mensch mit frischen, allen schönen Genüssen offenen Sinnen hat es geschrieben, das fühlt sich aus jedem Kapitel, ja aus jedem Worte heraus. Es geht ein Lachen und Jubeln wie Sonnenschein durch das Ganze, und neben dem Lachen und Jubeln jener hohe Ernst der Künstlerseele, die sich überall am Schönen erbaut, sich vor dem Großen andächtig verneigt und Schöpfung und Schöpfungen zu würdigen und anzubeten versteht. Das ist keine bloße Beschreibung einer Pläsirreise: das ist eine Lust- und Pilgerreise zugleich. Paulus langweilt uns nicht mit Beschreibungen, die uns seit hundert Jahren schon tausendmal geboten worden: er nimmt irgend ein bekanntes Thema, das Siena, Rom, Florenz oder so heißt und macht über dieses Thema die reizendsten, melodischesten Variationen. Es ist Musik zum Texte Italien. Unmöglich können Italia-Freunde ihre Erinnerungen an das liebe Land auf schönere und lebendigere Weise sich erwecken, als durch das Lesen dieses Büchleins: es wirkt auf das Gedächtniß, wie nur Duft und Musik es vermögen. Unsere Leser kennen einzelne Theile des Büchleins, da wir die ersten Arbeiten des jungen Dichters und Künstlers in der „Freya" brachten. Wir wählen heute aus der Sammlung der vielen schönen Bilder den

Ausflug in die Campagna.

Oeder, weiter, großartiger wird es um uns her; durch die Trümmer des alten Roms, an ernsten Cypressengärten vorüber, erreichen wir endlich die Mauern der Stadt, die altehrwürdigen.

Vor dem Thore beginnt sofort die Campagna, die unermeßliche braune, baumleere Heide. Noch wogt ein Nebel darüber und bald stehen wir im Thal der Egeria. Noch murmelt ihr heiliger Quell im dunklen, kühlen, von langen Gestrüppfäden überhangenen Nymphäum; es ist ein tonnengewölbter Raum mit Nischen. Links davon, den Albanerbergen zu, steht der Eichenhain der Egeria. Es sind nur noch gar wenige von den immergrünen Eichen des einst so heiligen Haines; die Zeit, von allen Seiten daran nagend, hat ihn auf einen runden Hügel beschränkt, und wie ein großes Hünengrab schaut dieser einzig bewaldete Hügel über die kahle wilde Fläche.

Die Sonne siegt und aus dem Nebelduft steigt das Albanergebirge. Wir ziehen uns durch den Hain hindurch zur Gräberstraße hinauf, zur alten Via Appia. Hier reiht sich meilenweit, die mit gewaltigen schwarzen Lavaquadern gepflasterte Heerstraße entlang, Grabmal an Grabmal; Rundbauten wechseln ab mit hausförmigen, begiebelten; Gesimse, Ornamente, Marmorreliefs, Säulen und Statuen-Trümmer liegen zahllos umher.

Von den meisten Bauten stehen nur noch die wüsten Steinkerne; in ihren Ziegelmauern sind noch die runden thönernen Aschentöpfe sichtbar. Große grüne perlmutterschimmernde Eidechsen schauen jetzt daraus hervor.

Das Albanergebirge wird immer blauer und schöner und ihm zur Linken weithin entfalten sich die hohen Ketten der Sabinerberge. Mild glänzt auf ihren Spitzen der Schnee. Wir drei Wanderer sind die Einzigen auf der meilenlangen geraden Gräberstraße. Heerden klingeln, Lerchen singen und droben im reinen Himmelsblau schweben kreisend die freien goldigschimmernden Geier.

Unsere Betrachtung geht bald in süßes Dämmern auf antiken Architraven über, bis uns unser edler Freund Rothbart, von verdächtigen Schlangen munkelnd, emporschreckt; und wir ziehen auf der Straße zurück, in der Richtung gegen Rom, zu den Katakomben des heiligen Calixtus, den bedeutendsten der Stadt.

Der Custode gibt uns brennende Wachslichter und wir steigen die hölzerne Treppe hinunter. Es sind drei Stockwerke, eine unübersehbare Todtenniederlage, wie man Katakomben sehr richtig übersetzt hat.

Sophronia dulcis, semper vivis, vivis Deo,

ist in einer der innersten Kapellen mit unstäter Hand eingeritzt in eine Marmortafel, und vorher steht hin und wieder in den langen engen Gräbergängen mit Graphit geschrieben Sophronia, Sophronia. — Des Bräutigams Schmerz um die Heißgeliebte, Frühgestorbene ist nach anderthalbtausend Jahren längst auch vergangen; nur seine Liebe glostet noch fort in den wenigen Wortzeichen und erwärmt noch heute das Herz der nordischen Wanderer, die durch diese Stadt der Todten schweigend wandeln. Es ist wirklich eine vollständige Stadt, tief im dunklen Schooß der gebärenden, Alles verzehrenden heiligen Erde. Die Straßen dieser Stadt sind nur enger, stiller und bieten nicht Wohnung für Gewerb und Handel, nur zu ruhigem Schlummer. Die einzelnen Häuser sind zusammengeschrumpft zu Sargbetten übereinander; darin liegt noch der Leichnam und außen steht noch der Name des Besitzers auf der das Grab senkrecht verschließenden Marmortafel. So liegen nun Straßen an Straßen, Haus an Haus, Nachbarfamilien mit Kindern und Enkeln an Nachbarfamilien, thurmtief unten in der ewig stillen Dunkelheit. Nicht selten sprengt sich, wie eine Einfahrt, ein bescheidener Rundbogen, das hiedurch ausgezeichnete Grab eines Märtyrers; die heilige Cäcilie ruht auch hier. Dann und wann erscheinen als freie Plätze freskengeschmückte Kapellen. Man könnte sich hier heimisch fühlen, denn hier unten ist alles wie oben, nur in wohlthuender Nacht und unendlich friedvoll.

Doch mit neuer Liebeswonne
Grüßen wir den goldnen Tag
Und die warme goldne Sonne
Und den lauten Lerchenschlag.

Die Sonne steht am höchsten, und somit ist jetzt das Licht über der Gegend am reinsten, am kräftigsten.

In vollkommener Klarheit erhebt sich der Kranz der Gebirge. Der silberne Nebelduft ist zusammengeronnen in einen zarten Streifen, der sich an ihrem Fuße fernhin durch Trümmerstätten und Pinienwildnisse leuchtend zieht. Es ist Frühling, Frühling in der Campagna di Roma.

Wer kennt nicht im Norden jenes Ringen und Sehnen in der Brust, wenn bei uns der Südwind, der den Frühling über die Alpen bringt, über die sanftgrauenden Scheitel der knospenden Bergwälder weht. Ahnung oft in Träumen geschauter, von herrlichem Sonnenlicht erhellter unermeßlicher Ebenen, an deren Rand Felsgebirge

wie Abendwolken zauberhaft aufsteigen, bestürmt uns und drängt uns selig hoffend in die Ferne. Diese Hoffnung wird erfüllt an einem Frühlingstag in der Campagna di Roma.

Nun aber wenden wir uns zu andern Kreisen des Daseins. Zäune und Verhacke werden von uns gewaltsam durchbrochen, um über die grobstoppelige Heide rücksichtslos vorzugehen gegen die Kneipe an den Wasserleitungen, die in unzähligen Bogen sich glänzend in's dunklere Gebirg verlaufen.

Die Heide ist von tiefen trockenen Rinnen durchschnitten und die weiße Kneipe, erst nur wie ein Stern schimmernd, dann aber groß wie die Sonne, geht uns auf und unter. Schon ist wieder ein mächtiger Graben im Sturm übersetzt, da schiebt sich plötzlich eine große römische Schafheerde in schiefer Schlachtordnung zwischen uns und unser Ziel. Drei große weiße Campagnahunde marschiren an der Spitze des Heeres recognoscirend vor, unsere ganze Linie allarmirend. Wir concentriren uns rasch, die Vorposten einziehend, Klumpen bildend, an das nächste, steil und tief eingeschnittene Flußufer, und ziehen, nachdem der Uebergang nicht ohne Opfer erzwungen, in guter Ordnung an dem unterdessen auf dem andern Ufer breithingelagerten feindlichen Heere spottend und höhnend nach alter deutscher Barbarensitte vorüber, der Kneipe zu. — Aber wie Abraham die Engel, die Sodoma zerstören sollten, nimmt uns auf's Gütigste der Wirth auf, uns ein holdes patriarchatisches Mahl vorsetzend. In einer Reihe sitzen auf der Bank an der Hauswand still beseligt wir drei Engel mit begeisterten Zungen:

Nicht so übel ist's hienieden,
Sanfter Sonntagssonnenschein;
Aus dem Herzen quillt der Frieden,
Aus dem Glase quillt der Wein.

Lieblich auch sind unsre Reden,
Athmen erste Frühlingsluft,
Also duften einem Jeden
Junge Veilchen an der Brust.

Durch die feinumrankten Vignen
Schauen wir das ew'ge Rom,
Breit beschirmt von dunklen Pinien,
Mild beherrscht vom Peters-Dom.

Und wie sich die Berge dehnen
Durch die wunderblaue Luft!
Alte Wonne, neues Sehnen
Mischt sich in den Veilchenduft.

Und das Alles schlägt sich nieder
In den Gläsern mehr und mehr;
Unversehens ward schon wieder
Unser großer Weinkrug leer.

Die Nacht schwebt herauf, stille und hehr, über die Campagnaebene. Groß und golden treten die Sterne hervor. Nicht ohne Schauer nahen wir uns den finstern, noch immer ganzen Mauern der ewigen Stadt. Wie um uns zu höhnen, starren die Thürme und Zinnen in die durchsichtige Nachtluft; weißer Dunst quillt an ihnen empor, als winkten riesenhafte Schatten erschlagener Heldenstämme, die dem mit Blut überträuften Boden zornig entsteigen. Fast das ganze hochedle Volk der Ostgothen liegt hier, unter Witiges stürmend gefallen.

Das ist noch dieselbe Heide, worüber sie einst auch bei Nacht und Nebel die Leiche Kaiser Otto's III. trugen.

Von Ferne leuchten
Hoch im Gebirge die zerstörten Städte
Und schwer und schwül Scirocco-Lüfte feuchten.

Und mit der Leiche
Des jungen Königs ziehn sie weiter, weiter,
In offner Bahre liegt die anmuthreiche.

Das Wehn des Windes
Bewegt wie Geisterhand die langen Locken
Des früh vor Gram gestorbnen Heldenkindes.

Des Heldenkindes
Vieledle, weltumfassende Gedanken,
Sie waren eitel, wie das Wehn des Windes.

Nichts kann bestehen;
Dem Helden wohl, der in der Jugend hinsinkt!
So wird sein Bild durch alle Zeiten gehen.

Literatur.

Otto Müllers dreibändiger Roman „der Wildpfarrer", den wir vor längerer Zeit angekündigt, ist (bei Janke) erschienen. Er gibt sich den kombinirten, neuen Titel eines „historischen Volksromans" und mit Recht, obwohl wenige historische Namen darin vorkommen, denn er schildert die Wiederspiegelung der großen weltgeschichtlichen Ereignisse in den Tiefen des Volkes, was in einem weit bedeutenderen Sinne historisch ist, als das Aufmarschiren einer Unzahl von Persönlichkeiten, deren Namen aus Memoiren und Handbüchern abgeschrieben werden. Auf kunstvolle Weise sind Ereignisse des dreißigjährigen Krieges und der Befreiungskriege in Verbindung gebracht, und Sitten, Anschauungen, Gebräuche des Volkes der Wetteran sammt tragischen Konflikten in dessen Schooße auf eine Weise begründet, wie sonst nur große soziale und politische Zustände begründet und erläutert zu werden pflegen. Das in unserer Zeit viel mißbrauchte Wort „kulturhistorisch" ließe sich daher auf diesen Roman viel besser anwenden, als auf unzählige Bücher, die sich mit diesem Prädikate schmücken. Doch ist von Theorien und abstrakten Auseinandersetzungen nirgends eine Spur: Alles ist in schöner, epischer, anschaulicher Art dargestellt, in ausgeprägten Gestalten und Ereignissen, wie sie nur der wahre Dichter erfindet. Der Verfasser von „Bürger", „Charlotte Ackermann", Stadtschultheiß von Frankfurt" ist überall zu erkennen, hat sich auch hier nicht verleugnet, obwohl er dießmal mit ganz neuer Stoff- und Tonart austritt. Und so hat man nach dieser neuen Leistung Otto Müllers alle Ursache, dem Roman, den er jetzt unter der Feder hat und der das Schicksal des unglücklichen Pfarrers Weidig behandelt, mit mehr als Neugierde entgegen zu sehen.

Die Bibliothek ausländischer Klassiker (Hildburghausen, Bibliogr. Institut) bringt uns in dem Hefte 29 und 30 eine Gabe, die wir mit ganz besonderem Danke und Vergnügen begrüßen: Shelley's ausgewählte Dichtungen, deutsch von Adolf Strodtmann. Unsere unmaßgebliche Meinung ist es, daß Shelley mit Shakespeare, Milton, Byron zu den größten Dichtern Englands gehört und daß er es verdient, als der vierte im Bunde, so weit seine Individualität einem größern Publikum zugänglich ist, bei uns bekannt und geliebt zu werden. Die Seybt'sche Uebersetzung konnte als ein erster Versuch nicht fließend und mundgerecht genug ausfallen, um sich bei einem größern Publikum heimisch zu machen. Tausende von gebildeten Deutschen kennen den Namen nur aus der Biographie Byrons oder aus dem herrlichen Sonette Herweghs. Shelley ist, so zu sagen, der lyrischeste aller Lyriker, die Lyrik in der Lyrik. Kein Dichter versteht es wie er, den Geheimnissen der Natur Ausdruck zu geben, ihren Athem, ihre Töne, Düfte, Farben, ihr Licht und Dunkel in Worte zu fassen, und dabei hat er, wie er in seinem Trauerspiel „Cenci" bewiesen, eine shakespearisch-kräftige Ader in sich. Trotzdem zucken die puritanisch bornirten Engländer noch heute die Achsel über ihn, wie sie ihn bei Lebzeiten brutal behandelt haben. In der That ist dieser „Elfengeist in einem Menschenleibe" ein Fremdling im Lande der Beefsteak-Esser, das so viele Fremdlinge hervorbringt. Die Uebersetzung Strodtmanns erleichtert uns die Eroberung dieses Fremdlings: er verdient es, bei uns heimisch zu werden, wie das schon mit Byron und Shakespeare der Fall ist. Es sei mehr als Zufall, daß diese Uebertragung der meisterhaften Gildenmeister'schen auf dem Fuße folgt. Strodtmann hat sowohl durch die Auswahl wie durch die Art der Uebersetzung sein

tiefes Verständniß des tiefen Dichters bewiesen und sich selbst auf's Neue als Dichter dokumentirt — wie er sich durch Ueberwindung der ungeheuersten Schwierigkeiten als wahrhaften Künstler bewährte. Wer z. B. die Ode an die Lerche, wo jede Strophe ein in sich abgeschlossenes Gedicht, eine Lerche, ist, die Ode an den Westwind oder das farbenreichste aller Gedichte „Alastor" so übersetzen kann, der ist berufen, der Dolmetsch großer Dichter zu sein. Es ist sehr zu wünschen, daß die deutsche Kritik dieser Leistung gerecht werde; aber um das zu werden, muß man nothwendiger Weise Original und Uebersetzung vergleichen und sich von den Eigenthümlichkeiten Shelley's überzeugen, dessen Originalität eine eigene Sprache erfordert. Die treffliche Strodtmann'sche Uebersetzung ist übrigens nur eine Heimzahlung an Shelley; er war einer der ersten Engländer, die die deutsche Literatur würdigten, und sein Uebersetzungsfragment des „Faust" ist trotz den unzähligen seitherigen Versuchen noch immer das Beste, was in Faustübersetzung geleistet worden. Schließen wir daraus, daß, da er so gut deutschen Geist verstanden, deutscher Geist auch ihn zu würdigen verstehen werde — und schmeicheln wir uns, daß Shelley mit seinem unergründlichen Gemüthe, mit seinem freien Geiste, mit seinem pantheistischen Tiefsinn unser Verwandter sei. —

Die Bändchen 31, 32, 33 enthalten Fortsetzungen des Lobedanz'schen Björnson, interessante, ganz eigenthümliche und charakteristische Dramen, denen wir aber doch die prosaischen Erzählungen des genialen Norwegers vorziehen.

Das Paradies. — In einem Kloster zu Jerusalem verkauft man den Pilgern grobe Lithographieen, welche das Paradies in Form von Amphitheatern darstellen. Auf den Sitzreihen im Halbkreise sind neben den Sitzen der Heiligen auf der Estrade Plätze frei. Jeder Pilger kann sich gegen gute Bezahlung einen der freien Plätze, der ihm zusagt, reserviren. Gewöhnlich wählt man den Platz neben dem heiligen Namensvetter, aber die Preise der Plätze steigen in dem Maße, als sie sich dem Throne Gottes nähern, vor dem die Halbkreise der Sitzreihen zusammenlaufen. Also auch drüben kann man sich eines guten Platzes nur für viel Geld erfreuen.

Passau. (Zur Ansicht in Buntdruck.) — Es ist eine alte Klage, daß Deutschland für die Deutschen in vielen Theilen ein unentdecktes Land ist, daß es unzählige landschaftliche und architektonische Schönheiten besitzt, von denen man in einer Nachbarschaft von zehn oder zwanzig Meilen nichts weiß. Die französische Stadt Lyon kennt jeder Schulbube und Jeder weiß, daß ihre Lage am Zusammenfluß zweier Flüsse, auf einer Halbinsel und an den vielen Ufern, die eine schöne Höhe beherrscht, sie zu einer der malerischesten Städte macht. Vielleicht wecken wir einiges Interesse für Passau, wenn wir sagen, daß es sehr große Aehnlichkeit hat mit der fremden, berühmten Stadt, wie es am Zusammenflusse sogar dreier Flüsse, der Donau, des Inn, der Ilz, auf einer Halbinsel daliegt. Der rasch fließende, klare Gebirgssohn Inn ist in der That derjenige Fluß Europa's, der der herrlichen Rhone am meisten gleicht; der 400 Fuß hohe Berg mit der Veste Oberhaus entspricht der mauergekrönten Höhe von Notre-Dame de Fourbière. Passau gruppirt und theilt sich auf eine Weise ein, daß es als eine der pittoreskesten Städte Deutschlands erscheint. Es ist Zeit, daß es berühmter werde, und hoffentlich werden die Ost- und Elisabethbahn nunmehr das Ihrige dazu beitragen. Jedenfalls verdient es diese Stadt mit ihren Umgebungen, daß der Reisende mehr als fünfzehn Minuten Aufenthalt auf sie verwende. Ist sie doch neben ihrer Schönheit auch eine historische Stadt von wegen mancher wichtigen Ereignisse und Begebnisse, wie u. A. von wegen des Passauer Vertrages, der in der deutschen Religionsgeschichte eine so wichtige Rolle spielt, als erstes deutsches Reichsgrundgesetz, das den Protestanten die Ausübung ihrer Religion und bürgerlichen Rechte gestattet. Kaiser Carolus Quintus hat sich hier schwer geärgert und der Aerger, der ihm in die Glieder gefahren, hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ihm seine Herrlichkeit verleidet wurde und daß er sich zur Abdankung entschloß. Eigentlich fehlt der Stadt nur der Poet, der sie berühmt gemacht hätte. Was würde z. B. ein Walter Scott aus dem „Passauer Kriege" (1611) machen und aus jenem Scharfrichter, der zu dieser Zeit die „Passauer Kunst" erfand? Das ist zu sagen, die Kunst schuß- und hiebfest zu machen. Nur dran, Hermann Schmidt! Passau und der Scharfrichter und die Passauer Kunst und die Böhmaken, die furchtbaren, gegen die man von da aufbrechen sollte, Alles das zusammengenommen ist wenigstens so interessant wie der Bayerische Hiesel.

Historische Schillergallerie. — Wilhelm von Oranien und Egmont. Wilhelm von Oranien, genannt der Schweigsame, einer der größten Menschen aller Zeiten, der Gründer der Republik der Vereinigten Niederlande, Sohn des deutschen Grafen Wilhelm von Nassau, wurde am 16. April 1533 auf Schloß Dillenburg geboren und von Maria, Königin von Ungarn, Schwester Carls V., in der katholischen Religion erzogen. Der genannte Kaiser, in dessen Nähe er sich durch eine Reihe von Jahren in Hofdiensten befand, erkannte früh des Knaben und Jünglings Scharfsinn und weitblickenden Geist und er verschmähte es nicht, ihn in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Schon in seinem 22. Jahre wurde Wilhelm vom Beherrscher der Welt mit dem Oberbefehl in den Niederlanden betraut. Aber Carls Sohn, Philipp II., mußte sich seinem ganzen Wesen nach von dem edlen, tiefdenkenden Wilhelm abgestoßen fühlen und gerne horchte er den Einflüsterungen, welche Wilhelm als den einzigen Urheber der Widersetzlichkeiten darstellten, die damals in den Niederlanden gegen die Maßregeln des tyrannischen Königs vorkamen. Als Philipp, um die Niederländer ihrer alten, wohlverbrieften Freiheiten desto leichter berauben und sie wie die Spanier despotisch regieren zu können, ihnen neue Bischöfe, seine Werkzeuge, und die spanische Inquisition aufdrängen wollte, verbanden sich Wilhelm, Prinz von Oranien, so genannt von der angeerbten Herrschaft Orange in Frankreich, Lamoral Graf von Egmont und Graf von Hoorn zu einer Eingabe an den König, um diesen zur Absetzung des Statthalters, Cardinal Granvella, zu bewegen und ihm vorzustellen, daß er durch die neuen Maßregeln die Niederländer zum Aufruhr zwingen würde. Darauf hin schickte der König den furchtbaren Herzog Alba mit spanischen und italienischen Truppen nach den Niederlanden, mit der Absicht, sich der drei Edlen zu bemächtigen und seine verderblichen Neuerungen mit Gewalt und um jeden Preis einzuführen. Wilhelm, der wohl wußte, worauf der König abzielte, wandte sich in Verbindung mit Egmont auf's Neue an den König mit der Bitte um religiöse Duldung in den Niederlanden. Kurz darauf versammelten sich dreihundert Edle, mit Ludwig von Nassau, dem Bruder Wilhelms, an der Spitze, um gegen die Einführung der Inquisition und der neuen Bischöfe zu petitioniren; die Spanier nannten sie „Geusen", Bettler, und der König wies ihre Bitte mit Verachtung zurück. Da die gewaltige Demonstration der „Geusen" so erfolglos blieb, versammelte Wilhelm die Grafen Egmont, Hoorn, Ludwig von Nassau und andere einflußreiche Edle auf's Neue zu Dendermonde, um mit ihnen zu berathschlagen, wie das Einrücken der Truppen und alles drohende Unglück von den Niederlanden abzuwenden sei. Da bereits alle friedlichen Mittel zur Rettung der Freiheit der Niederlande erschöpft waren, stimmte die Mehrheit der Versammelten für Widerstand mit bewaffneter Hand. Nur Egmont, Statthalter von Flandern und Artois, rieth, daß man sich noch einmal an die Gnade des Königs wenden solle. Diese Gnade, sagte der weitsehende Wilhelm, wird unser Untergang und Egmont die Brücke sein, über welche die Spanier in die Niederlande gehen und die sie darauf abbrechen. Oranien nahm hierauf unter Thränen von Egmont Abschied. Er wußte, daß er ihn nie wieder

sehen werde. Erkennend, daß die Zeit zu erfolgreichem Widerstand noch nicht gekommen, begab sich Wilhelm mit Weib und Kindern nach Dillenburg in Nassau. Nur sein ältester Sohn blieb in Löwen, wo er studirte, zurück. Indessen kam Alba mit seinem furchtbaren Heere in Brüssel an: die nächste Folge war, daß achtzehn Edle und unter ihnen Egmont und Hoorn verhaftet und hingerichtet wurden. Als Cardinal Granvella in Rom erfuhr, daß der Schweigsame (so hieß Oranien) nicht mit unter den Gefangenen war, sagte er: Wenn dieser Fisch noch nicht im Netze, so taugt die ganze Fischerei nichts! — Und als der Courier die Verhaftung der Edlen dem Papste meldete, fragte dieser rasch: Habetis taciturnum? (Habt ihr den Schweigsamen?) und auf die verneinende Antwort rief er: Nil habetis! (So habt ihr nichts!) So gut kannten schon Cardinal und Papst die Bedeutung des Oraniers. Die Erkenntniß seines Werthes von dieser Seite kostete ihn später sein Leben, denn von nun an war er von Meuchelmördern umgeben. Auch Alba suchte sich seiner zu bemächtigen, indem er ihn vor seinen Blutrath citirte: aber Wilhelm berief sich (mit Zustimmung des Kaisers Maximilian II.) auf die Brabanter Stände und auf die Ritter des goldenen Vließes als auf seine natürlichen Richter. Dafür verhaftete Alba seinen Sohn, der zu Löwen studirte, schickte ihn als Geißel nach Spanien, und bemächtigte sich der Wilhelm gehörigen Stadt Breda und seiner andern Güter. Jetzt bekannte sich Wilhelm öffentlich zur protestantischen Religon, sammelte eine kleine Armee und schickte sie unter Anführung seiner Brüder in die Niederlande. Da Adolph fiel und es Ludwig an Geld fehlte, um die Truppen zu bezahlen, mußte dieser erste Angriff trotz zweien Siegen als verfehlt betrachtet werden. Wilhelm sammelte ein neues Heer von 24,000 Mann, führte es mit großer Geschicklichkeit über den Rhein, konnte aber weder Alba zu einer Schlacht, noch das Volk, das durch die furchtbaren Maßregeln der Spanier eingeschüchtert war, zum Aufstande bewegen. So erschöpften sich alle seine Mittel zum zweiten Male, obwohl er alle seine Habe verkaufte und selbst das Fürstenthum Oranien verpfändete. Wohl wissend, daß Spanien auch in der katholischen Partei Frankreichs bekämpft wurde, ging er nach Frankreich und kämpfte daselbst im protestantischen Heere mit Auszeichnung. Da aber auch hier die Protestanten geschlagen wurden, kehrte er wieder nach Deutschland zurück — ungebeugt wie vorher und entschlossen, trotz Allem die Niederlande vom spanischen Joche zu befreien. Auf elenden Schiffen, wie er ihrer habhaft werden konnte, rüstete er Kaper aus, die so berühmt gewordenen „Seegeusen", setzte sich in Holland und Seeland fest und bemächtigte sich der Stadt Briel und bald darauf der wichtigen Stadt Vliessingen. Diese Eroberungen machten ihrer Kühnheit wegen großes Aufsehen und gaben endlich dem furchtbar bedrückten Volke den Muth, sich gegen Alba zu erheben. Eine große Anzahl von Städten erklärte sich für ihn; seine Landarmee wuchs rasch an, so daß er seinem belagerten Bruder Ludwig zu Hilfe kommen, in Brabant einbrechen und die großen Städte Mecheln und Löwen besetzen konnte. Dieß ist die erste Periode des ungeheuern Krieges, der die Niederlande befreite und in dem er sich, wie Wenige vor oder nach ihm, eben so wohl als Feldherr, wie als Staatsmann, Mensch und Patriot auszeichnete. Niemals hat es vielleicht einen Feldherrn und Staatsmann gegeben, der alle Mittel, selbst die kleinsten, so erfolgreich und mit solcher Weisheit anzuwenden wußte, wie Oranien, ohne jemals zu unsittlichen zu greifen. Es ist unmöglich, auf unserm beschränkten Raume von der ungeheuren Thätigkeit dieses Mannes, von seinem Heldenmuthe, seiner Weisheit und seinem Edelsinne auch nur Andeutungen zu geben. Nur so viel können wir sagen, daß es ihm endlich gelang, die sieben nördlichen Provinzen der Niederlande vom spanischen Joche zu befreien und sie zu einem Freistaat zu vereinigen, der durch zwei Jahrhunderte der Menschheit Ehre machte. Er erreichte sein hohes Ziel trotz einem Heere von Widerwärtigkeiten, Hindernissen und Unglücksfällen und immer von den gedungenen Mördern Philipps und der Kirche umgeben: jener konnte es nicht verwinden, daß er, der Herr einer Welt, in der die Sonne nicht unterging, von einem kleinen Volke zu Lande und zu Wasser geschlagen werden sollte; diese wollte die Gründung eines protestantischen Freistaates mit allen Mitteln verhindern und sah in Wilhelm ihren gefährlichsten Feind. Philipp II. setzte einen Preis von 250,000 Thalern auf seinen Kopf; außerdem sollten dem Mörder alle Verbrechen verziehen und er und seine Nachkommen in den Adelsstand erhoben werden. In Antwerpen schoß ein Spanier Jauregny nach Wilhelm. Die Kugel traf ihn am rechten Ohr und schlug ihm einige Zähne aus. Dann wurden zwei andere Mörder, Salzedo, ein Spanier, und Baza, ein Italiener, gefangen genommen, die eingestanden, daß sie von Alexander Farnese, dem damaligen Feldherrn Philipps, Geld erhalten, um Wilhelm zu tödten. Endlich gelang die verruchte That dem Burgunder Balthasar Gerard, den ein Franziskaner zu Tournai und ein Jesuit von Trier mit dem Versprechen ewiger Seligkeit und Alexander Farnese mit weltlichen Verlockungen dahin gebracht hatten. Er schlich sich unter dem Namen Franz Guyon und als verfolgter Protestant bei Wilhelm von Oranien ein, der ihn in seinen Dienst nahm und dessen Vertrauen er mit heuchlerischer Frömmigkeit gewann. Am 10. Juli 1584, als sich Wilhelm auf seinem Schlosse zu Delft von der Tafel erhob, trat ihm plötzlich der Mörder entgegen und erschoß ihn mit einer Pistole, die mit drei Kugeln geladen war. Der Prinz sank neben seiner Frau und Schwester zur Erde mit dem Ausruf: Mein Gott, mein Gott, erbarme Dich mein und meines armen Volkes! — Er war nicht älter als 52 Jahre und stand in voller Blüthe seines erhabenen Geistes. Wie sein „Volk" sein letztes Wort gewesen, so war es sein Leben lang sein erster Gedanke. In der neueren Geschichte findet Wilhelm von Oranien seines Gleichen vielleicht nur in Georg Washington. Auf dem Throne sind solche Menschen bis auf den heutigen Tag nicht gewachsen. — Tief unter ihm steht sein Zeitgenosse **Egmont**, dessen Geschichte wir eigentlich schon in der Oraniens gegeben. Er war eine liebenswürdige Persönlichkeit, wohlwollend, glänzend, überaus tapfer, aber kurzsichtig und ohne tieferes Verständniß und Gefühl für sein Volk wie für seine Zeit. Er war 1522 geboren und erwarb sich schon in seinem 22. Jahre im afrikanischen Feldzuge Carls V. großen Kriegsruhm. Unter Philipp II. bedeckte er sich in den Schlachten von St. Quentin und Gravelingen mit Lorbeeren. Als der Zwiespalt wegen Einführung der Inquisition und der religiösen Unduldsamkeit der Spanier ausbrach, wollte er vermitteln, wo nichts zu vermitteln war, schwor den Spaniern, die Ketzer ausrotten zu wollen und war doch in beständiger Verbindung mit Oranien und den Patrioten. Diese unentschiedene Stellung, mit der Spanien nicht gedient war, büßte er auf dem Schaffote. Alba ließ ihn am 5. Juni 1563, in seinem 46. Jahre, gegen alles Recht verurtheilen und hinrichten. Dieser grausame und ungerechte Tod umgab sein Andenken mit einer Glorie, die ihn als einen Märtyrer im Herzen seiner Landsleute fortleben läßt.



Der alte Richter.

Eine geheime Geschichte von Moritz Hartmann.



Es war ein alter Mann und ein Freund unseres Großvaters. Eigentlich hieß er Thomas, aber die wenigsten im Dorfe kannten seinen Namen und ich selbst erinnere mich seines Familiennamens nicht mehr. Man nannte ihn nur den „alten Richter", denn er war Dorfrichter (d. i. Schulze) gewesen, bevor man ihn absetzte. Nicht das Dorf entsetzte ihn seines Amtes, sondern der Magistrat der nahen Stadt, der unser Dorf gehörte, oder Gott weiß wer? Eines Tages kam eine Schrift, die besagte, daß Thomas X. nicht mehr Richter sei; Niemand glaubte, daß dieß der Magistrat gethan habe, denn Jedermann wußte, daß der Richter bei diesem in hohem Ansehen stand. Man fuhr fort, ihn den alten Richter zu nennen, zum Unterschied mit dem neuen, um den man sich wenig kümmerte, und so oft es anging, wandte man sich in den verschiedensten Angelegenheiten nach wie vor an ihn, so daß er doch eine Art von Schiedsrichteramt zu führen fortfuhr, wenn er auch nicht mehr an den Tagen des Wochenmarktes in die Stadt und auf's Amt ging. Trotzdem lebte er sehr einsam in seinem weiß und roth angestrichenen Bauernhäuschen, das durch einen Hof und durch die Stallungen, die diesen abschlossen, vom Dorfplatze getrennt war und rückwärts durch den Obstgarten geradenwegs in die Felder und in's Freie führte. An Arbeitstagen war er immer ganz in weiße Leinwand gekleidet und trotzdem er alle seine Arbeit auf seinem kleinen Gute selbst verrichtete, immer eine rein und weiß glänzende Gestalt. An Feiertagen oder wenn er in die Stadt ging, um seine Feldfrüchte zu verkaufen, trug er seinen langen, blauen Tuchrock mit den vielen silbernen Knöpfen, gelblederne Beinkleider, die in hohen Stiefeln staken, in der Hand ein hohes spanisches Rohr und nach alter Mode zwei Taschenuhren, die unter den Westenschößen mit vielen Brelocks zum Vorschein kamen. Ebenfalls nach alter Art stak ein breiter Kamm in seinem Haar, das in langen Locken über den Nacken und auf die Schultern herabfiel und das er im Gespräche mit jenem Kamme hinter die Ohren zurückzustreichen pflegte. Eine weiße Schafpelzmütze sah aus nur geringer Entfernung so aus, als gehörte sie mit zu seinem üppigen grauen Haarwuchs. O es war ein wunderschöner Greis, trotz des etwas breiten Gesichtes und der derb hervortretenden Backenknochen; nichts an ihm zeigte das Betrübende des Greisenthums, im Gegentheil wies Alles an ihm jenes Tröstliche, das mit Reinlichkeit, Kraft und Strammheit, Milde und Weisheit am Greise doppelt schön anmuthet. Er war nicht reich; er bebaute eine wenigen Felder nur mit einem Paar Ochsen, aber seine Wirthschaft war die bestgeordnete im ganzen Dorfe und die Bauern behaupteten, daß sein Grund, obwohl nicht in der besten Lage, selbst in schlechten Jahren ergiebiger sei, als andere Felder und daß seine Ochsen beim Pflügen ihre Schuldigkeit thun, ohne gestachelt oder angerufen zu werden. In der That besaß er weder Peitsche noch Stachel und ging er beim Pflügen eben so stille über's Feld hin, wie beim Säen. Nur mit dem Raben, der sich dabei auf den Ochsen stellte, hielt er, wie sich ebenfalls die Bauern erzählt, mancherlei Zwiegespräche. Ueberhaupt zeigte sich bei den Leuten des Dorfes ein eigenthümliches Streben, allerlei Sagenhaftes, Geheimnißvolles, selbst Unheimliches mit Beziehung auf

den alten Richter zu erfinden und zu glauben, ohne daß es darum gelungen wäre, ihn zu einer unheimlichen Gestalt zu machen. Es ist freilich wahr, daß er nicht ohne Noth aufgesucht wurde, aber das war vielleicht mehr seine eigene Schuld, als die der Nachbarn, denn er liebte die Einsamkeit und war oft durch viele Tage unsichtbar. Auch war er unverheirathet, ein greiser Junggeselle — etwas ganz Außerordentliches in unserem böhmischen Dorfe, wo sich die ältesten Söhne, die Erben des Bauerngutes, so früh als möglich verheirathen. Daß ein Besitzer eines Bauernhofes Junggeselle geblieben, das war wohl seit Jahrhunderten nicht vorgekommen.

Zu uns kam der alte Richter oft, um den Großvater zu besuchen, denn dieser war ein alter, arger Podagrist, verließ die Stube oft viele Wochen lang nicht und kam in der schönen Jahreszeit selten über unsern Hof hinaus. Auf der Bank vor der Thüre saßen die beiden Greise und wir Kinder gaben oft unsere Spiele auf, um ihnen zuzuhören, wie sie von alten Zeiten erzählten, von den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia, des Kaiser Joseph; wie es unter Kaiser Franz um so viel schlimmer geworden und wie dann die Kosaken gekommen und so viel Unruhe, Schmutz und allerlei Unheil und Unzucht in's Dorf brachten. Der Großvater wurde oft heftig und schimpfte gewaltig auf den noch regierenden Kaiser Franz, den Bankerottirer, auf das Finanzpatent, auf die schwarzen Bankozettel, auf die Beamten und auf die Gerichte. Der alte Richter blieb immer ruhig, lächelte und sagte, obwohl er die Worte des Großvaters bestätigte, das mache Alles nichts, es werde doch besser, die Leute würden doch klüger — und da es schon einmal bessere Zeiten gegeben habe, so müßten auch wieder bessere Zeiten kommen. — Du, polterte dann der Großvater heraus, hast am wenigsten Ursache, diese Zeiten zu loben und auf bessere zu hoffen. — Ich, gerade ich! antwortete dann der alte Richter mit tiefem Ernste.

Solche Aeußerungen des Großvaters und diese Erwiderungen des alten Richters machten mich frühzeitig nachdenklich und verwandelten mir diesen letzteren mehr und mehr in eine geheimnißvolle Gestalt; ich ahnte, daß von ihm viel zu erzählen, über ihn Manches zu erfahren wäre. Seine ausnahmsweise Stellung im Dorfe, sein eigenthümliches Leben, das Ausgezeichnete in seinem ganzen Wesen — Alles das dazu gerechnet, machte mich höchst neugierig. Der alte Mann erzählte uns oft allerlei schöne Sagen und Märchen und manchmal allerlei Ereignisse aus der böhmischen Geschichte, die er sehr gut kannte, von Huß und Zizka, von König Ottokar, von Georg von Podiebrad, von den Statthaltern, die aus den Fenstern geworfen wurden und die zum Theil auf einen Misthaufen fielen, zum Theil in einem Hollunderstrauch hängen blieben; von den verschiedensten Herren, Grafen und Baronen, die ehemals in den vielen Schlössern der Umgegend, die wir kannten, gehaust und vielerlei Uebelthaten verübt hatten; von unserem eigenen kleinen Schlößchen, darin ein Erzbischof geboren worden — aber all das genügte mir nicht mehr; ich wollte, daß der alte Richter von sich selbst erzähle und das fiel ihm nicht ein. Fragte ich den Großvater, was denn das sei mit dem alten Richter und ob er mir nicht etwas von ihm sagen wolle, dann wurde der alte, gichtische Mann sehr böse, nannte mich einen einfältigen, naseweisen Jungen und verbot mir, mich in Dinge, die mich nichts angingen, und in gefährliche Sachen zu mischen. Wenn die Großmutter dabei war, brachte sie wie immer ein Sprichwort an und sagte: Viel Wissen macht Kopfweh. Solche Antworten waren natürlich am wenigsten geeignet, meine jugendliche Neugier zum Schweigen zu bringen. Zum Glück hatte ich noch eine andere Geschichtsquelle, einen anderen „Zeugen alter Zeiten" im Hause und ich beschloß, mich an diesen zu wenden.

Bekanntlich gibt es in Böhmen viele Diebe und in jener Zeit kamen viele Einbrüche vor. Auch in unser Haus war vor nicht langer Zeit räuberisch eingebrochen und vor den Augen meines Vaters eine Kasse mit sechstausend Gulden und allerlei Preziosen entführt worden. Seit der Katastrophe hatte mein Vater einen Wächter angestellt, der unser frei und außerhalb des Dorfes stehendes Haus die ganze Nacht „umwandelte". — Wazlaw, der Wächter, war ein gesprächiges, altes Männchen. Als ehemaliger Bergknappe wußte er viele schauderhafte Geschichten von Verschüttungen, hereinbrechenden Wassern, bösen Wettern, großen Schätzen und Berggeistern und er erzählte sie gerne, wenn er vor unserem Schlafengehen in kalter Nacht bei uns saß, ehe er seinen Rundgang antrat. Der Mann, der so viel wußte, dachte ich, wird auch etwas vom alten Richter wissen, und eines Abends, da er sich am Ofen wärmte, an dem mein Bett stand, streckte ich mich ihm aus den Federn entgegen und sagte leise, daß es der Vater in der andern Stube nicht hören konnte: Alter Wazlaw, jetzt sage mir einmal etwas vom alten Richter.

Vom alten Richter? wiederholte Wazlaw, das weißt Du nicht? Das ist eine sündhafte Geschichte.

Was für eine Geschichte?

Der hat irgendwo, lispelte Wazlaw geheimnißvoll, irgendwo in seiner Stube oder in der Scheune oder im Garten — Gott weiß wo — ein Buch und einen Kelch vergraben.

Ein Buch? — was für ein Buch?

Nun, eine Bibel, eine falsche Bibel, eine alte Bibel.

Und — und einen Kelch, sagst Du?

Freilich einen Kelch, einen Meßkelch nämlich, aber einen falschen Meßkelch, nämlich einen Kelch für die falsche Messe.

Eine falsche Messe, Wazlaw, was ist das? Was thut der alte Richter mit der falschen Messe und wo denn?

Stille! — St —, sagte Wazlaw, indem er sich zu mir herabbeugte; über diese Dinge darf nicht gesprochen werden — es wird einem die Zunge aus dem Halse geschnitten, wenn man davon spricht.

Von wem denn, Wazlaw? Wer schneidet einem die Zunge aus dem Halse?

Der Dechant in der Stadt oder der Probst auf dem heiligen Berge. Davon darf man nicht sprechen — gute Nacht.

Ich träumte die ganze Nacht von Bibeln und Kel-

chen und falschen Messen, bei denen es sehr gespenstisch herging, und von dem alten Probst, der ein großes Messer in der Hand hielt, immer bereit, jedem, der nur einen Laut von sich gäbe, die Zunge aus dem Halse zu schneiden, besonders aber dem alten Richter, der im Traume auch nicht so freundlich aussah, wie in der Wirklichkeit, sondern furchtbar und riesig groß. Von der Zeit an hatte ich eine gewisse Scheu, mich nach den Schicksalen und Geheimnissen des alten Mannes zu erkundigen, ohne daß darum meine Neugier geringer geworden wäre.

Ich kam dann in die große Stadt auf's Gymnasium, und aus den Büchern erfuhr ich Manches, was ich mit dem alten Richter zu Hause in unserem Dorfe in Verbindung bringen konnte. In der Geschichte, wie sehr gefälscht man sie uns auch vortrug, wurde der Kelch viel genannt und wurden die Kämpfe erzählt, die um den Kelch von „Kelchnern" gekämpft worden, und an der großen, alten Teinkirche wurde mir die Nische gezeigt, in welcher der große Kelch gestanden hatte, noch lange, nachdem die Calixtiner oder Kelchner zu Grunde gegangen waren. Ich erfuhr von Huß und über Zizka Ausführlicheres, als man daheim bei uns wußte, wo die Bauern nur von jeder Ruine zu erzählen wußten, daß sie vom blinden Zizka herrühre. Je mehr ich aber über diesen Gegenstand erfuhr, desto höher wuchs der alte Richter in meiner Schätzung und Phantasie; er wuchs mir zu einer geschichtlichen Persönlichkeit heran, da ich ihn nun mit großen historischen Erscheinungen in Verbindung bringen mußte. Ernst und eigenthümlich genug sah er dazu aus und auch gar nicht wie ein Mann von heutzutage.

Während der Ferien, die ich in meinem Dorfe zubrachte, unterließ ich es nicht, die alte Freundschaft und Bekanntschaft mit dem alten Richter zu nähren und zu pflegen. Es war für mich ein stolzes Bewußtsein, mit einem Manne zu plaudern, der mir ein Stück Geschichte war und dessen Umgang mich mit alten Zeiten in Verbindung setzte. Als der Großvater gestorben und der alte Richter, der sich seines hohen Alters wegen mehr und mehr in seine Einsamkeit einschloß und seltener auf unsern Hof kam, verbrachte ich oft viele Stunden, besonders an Sonntagnachmittagen, bei ihm, in seiner niedlichen, dämmerigen Stube oder unter den Apfelbäumen seines Gartens. Nur selten wagte ich eine Anspielung auf sein Geheimniß, denn ein Rest der alten, mit dem Kinde verwachsenen Scheu war geblieben, und je älter der Greis geworden, so größer wurde seine Ehrwürdigkeit, die durch sich selbst unbescheidene Fragen abwies.

Eines Nachmittags — ich war damals schon so alt, daß man mich im Dorfe den Studenten nannte — lag ich wieder mit ihm unter seinen Apfelbäumen, als er nach einigem Stillschweigen plötzlich begann: Student, Dein Großvater ist nun schon vier Jahre todt; er war um ein Jahr älter als ich — Du, sein Enkel, wächst auch stark heran und das Alles sagt mir, daß ich nicht mehr viele Sommer unter diesen Apfelbäumen mit Dir lagern werde. Nun weiß ich, fügte er lächelnd hinzu, daß Du ein neugieriger Junge bist und daß Du seit lange darauf wartest, daß ich Dir über gewisse geheime Dinge spreche — und wenn Du einmal wieder heimkehrtest und es hieße: der alte Richter ist todt, könntest Du nachträglich noch recht böse werden über den alten Richter, der sich auf und davon gemacht, ohne Deine Neugierde zu befriedigen. So will ich Dir denn erzählen — Manches, was nicht in Deinen Büchern steht, weil sie nicht erlauben, daß es gedruckt werde.

Mein Herz klopfte, als sollte ich in wichtige Geheimnisse eingeweiht werden. Der alte Richter streckte die Hand aus und deutete nach dem Walde, der, ziemlich öde und traurig, den Hügelkamm von Thonschiefer, jenseits des Flüßchens hinter dem Dorfe, krönt und mit seinen Föhren auf dem Plateau fortläuft, bis wo er bei Bukowa von großen, schönen Buchenwäldern abgelöst wird. Heute sah dieser sonst so düstere Wald freundlich aus, denn die Augustsonne vergoldete seine Gipfel und ein feiner Schleier von Düften zitterte sichtbar zwischen ihm und dem blauen Himmel. — In diesem Walde, sagte der alte Richter, beginnt meine Geschichte.

Ich war noch jünger, als Du jetzt bist, als einmal, früh vor Morgengrauen, mein Vater an meinem Bette stand, mich weckte und mir befahl, mich anzukleiden und ihm zu folgen. Er hatte seine Feiertagskleider an und auch vor meinem Bette lag mein Sonntagsanzug, denn es war Ostermorgen. Die Mutter, ebenfalls geputzt, ging stille in der Stube umher, mit feierlichem Gesichte, und sah mich von Zeit zu Zeit mit fragendem und unruhigem Auge an. Im offenen Kamine brannte ein Kienspan; die Flamme verbreitete durch die Stube ein flackerndes Licht, welches das Sehen mehr erschwerte als erleichterte, denn draußen war es noch ganz dunkel. Als ich angekleidet dastand, hob zu meinem größten Erstaunen der Vater einen großen Stein aus dem Boden, von dem ich nicht gewußt hatte, daß er beweglich war, und ich blickte in eine kleine ausgemauerte Höhlung, und aus dieser Höhlung — zu meinem immer mehr wachsenden Staunen — holte er, während die Mutter mit gefalteten Händen am Rande stand, einen goldenen Kelch, den das flackernde Licht außerordentlich glänzend und durch die Nacht blitzend erscheinen ließ, und dann ein Kästchen, das er öffnete, um ein großes schwarzes, durch Klammern geschlossenes Buch herauszunehmen. Dann legte er das Kästchen wieder in die Höhlung und schloß diese mit dem Steine, der so gut hineinpaßte, daß ihn kein Mensch als eine Thür zu dem kleinen unterirdischen Behälter erkannt hätte. Meine Mutter ergriff sofort den Kelch und verbarg ihn unter dem Tuche, das sie umwarf, während der Vater das Buch mit dem Mantel bedeckte. Auf den Stein deutend und zu mir gewendet sagte dann mein Vater mit gedämpfter, aber ruhiger Stimme: Wenn du je verräthst, daß hier ein Versteck ist und was hier verborgen ist, der alte heilige Opferkelch unserer Väter und das heilige Buch, die Bibel, und wenn du je ein Wort von dem erzählst, was du heute sehen und erfahren wirst, dann bist du ein Verräther, wie Judas Ischariot, und hast deine Brüder

und unsern Heiland verrathen; denn du stammst aus dem Blute derer, die verfolgt werden ihres Gottes halber und gehörst zu denen, die leben und beten müssen in Verborgenheit.

Mich überlief ein Schauer und ich fing zu weinen an.

Weine nicht! sagte mein Vater, denn dir widerfährt heute eine große Ehre. Dabei legte er seine Hand auf meinen Kopf und lächelte voll Liebe und Milde; meine Mutter schluchzte. Der Vater erschien mir da wie ein Heiliger oder Prophet, und mit unbedecktem Kopfe folgte ich ihm und der Mutter, als sie jetzt aus dem Hause traten und die Thüre offen ließen, um die Nachbarn über unsere Abwesenheit zu täuschen.

Wir gingen durch den Garten, geraden Weges hinaus in's Feld, und über die Felder und Wiesen und über den Bach, den Berg hinauf, ohne ein Wort zu sprechen. Oben auf dem Berge, hinter einem noch blätterlosen Strauche saß ein junger Mensch, unfern von ihm, hinter einem Felsen, ein anderer; es waren das ausgestellte Wachen. In diesen Kreis eingetreten, begegneten wir mehreren Wanderern, die von den verschiedenen Seiten herankamen, sich uns anschlossen und eben so schweigend wie wir mit uns in den Wald traten, an dessen Rande wieder einige Männer als Wachen aufgestellt waren.

Ostern fiel damals sehr frühe und die Jahreszeit war selbst für diese rauhe Gegend noch sehr im Rückstande; wie auf Wiesen und Feldern lag der Schnee noch hie und da auf den Bäumen und auf den Lichtungen und es sah noch sehr traurig aus im Walde. Nach ungefähr halbstündiger Wanderung hielten wir auf einem ziemlich großen, rings geschlossenen Platze, auf dessen Schneedecke man noch die Spuren des Wildes sehen konnte, das daselbst übernachtet und das die Versammlung verscheucht hatte. Diese belief sich wenige Minuten nach unserer Ankunft wohl auf hundert und mehr Personen; bei der Flamme, die in der Mitte des Platzes entzündet wurde und die Versammlung beleuchtete, sah ich nur sehr wenige bekannte Gesichter. Viele mußten aus sehr weiter Ferne herbeigekommen sein; aus unserem Dorfe waren außer uns nicht mehr als fünf Personen, drei Männer und zwei Frauen gegenwärtig. — Es herrschte eine solche Stille, daß man den Schnee von den Bäumen durch's Geäste fallen hörte.

Mein Vater trat in die Mitte des Platzes in die Nähe des Feuers und während ihm ein anderer alter Mann mit einem brennenden Kienholz leuchtete, las er mit lauter Stimme und in unserer Sprache aus dem Evangelium Markus vom Abendmahl und von der Auferstehung. Er las so laut, als ob er in diesem Augenblicke keine Späher fürchtete. Nur einmal unterbrach er sich, als aus einem nicht fernen Dorfe die Glockenklänge von der Kirche der dortigen Kreuzherren, vom Morgenwinde hierher getragen, für einige Minuten hörbar wurden. Es war, als wollte er nicht, daß die Worte des Evangeliums sich mit den Klängen jener Kirche vermischten. Nach der Vorlesung begann die ganze Versammlung einen frommen Gesang, der mir das Herz erzittern machte. Es war ein uraltes Lied, das sich von Geschlecht zu Geschlecht heraberbte, und ein Mann sagte mir, daß es von den Schaaren Zizka's und Prokops des Großen gesungen wurde. Wie die Melodie waren auch die Worte alt und das Ganze so fremdartig, wie ich mein Lebtag nichts gehört hatte: so wild und so traurig, daß man sich hätte schlagen und selig sterben mögen. Doch sangen sie nur mit so gedämpfter Stimme, daß der Gesang der ganzen Gemeinde wohl kaum hundert Schritte weit vom Platze einem mäßigen Windgesause geglichen haben mag. Auch der Gesang wurde einige Zeit unterbrochen, als sich jene Glocke auf's Neue hören ließ. Nach dem Gesange nahmen wir Alle das heilige Abendmahl und zwar in beiderlei Gestalten, in Wein und Brod, nach dem Gesetze der Alten, die man Hussiten nannte und nach der Lehre des Johannes Huß, für die so viel Blut geflossen. Aber nicht mein Vater allein ertheilte den Kelch; viele Männer, junge und alte, gingen umher mit goldenen Kelchen und ertheilten Brod und Wein und sagten dazu: dieß **bedeutet** das Blut und den Leib Jesu Christi — und die Männer und Weiber, ehe sie aßen und tranken, wiederholten mit Nachdruck: **dieß bedeutet.** Sobald sie gegessen und getrunken, wandten sie sich um und gingen still von dannen, um sich hinter den Bäumen des Waldes zu verlieren. So wurde die Versammlung rasch klein und kleiner, bis fast nur die Männer mit den Kelchen übrig blieben und sich in der Mitte des Platzes zusammenfanden, wo sie einander gegenseitig Brod und Wein anboten. Dann gingen auch sie und der Platz war ganz leer, als ich ihn mit Vater und Mutter verließ. Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder daheim in unserer Stube und lagen Buch und Kelch wieder in ihrem sicheren Verstecke.

Ich saß in der dunkelsten Ecke und brütete. Mein Herz war tief ergriffen. Obwohl mir noch Niemand über die Sache gesprochen, obwohl der ganze Gottesdienst im Walde in der größten Einfachheit abgehalten worden, war es mir doch, als gehörte ich mit ganzer Seele und für immer und ewig jenem Glauben der Verfolgten und Verborgenen. Ich begriff nun manchen räthselhaften Vorgang im Hause meines Vaters und manche seiner Worte und Bemerkungen aus früherer Zeit und die Erinnerung an diese mit dem, was ich den Morgen erlebt hatte, fing in meinem Kopfe zu arbeiten an; ich wagte mich in Gedanken an Dinge, von denen ich Tags zuvor nicht zu träumen gewagt hätte; es war mir, als würde es lichter in meinem Kopfe und als spannten sich zugleich meine Muskeln und alle meine Kräfte zu Trotz und Kampf gegen alle die, welche die Gemeinde zur Verborgenheit zwangen. Darum war ich wie vom Donner gerührt und war es mir unbegreiflich, als mich mein Vater, da der Tag längst angebrochen war, aufforderte, ihm, wie jeden andern Sonntag, auf den heiligen Berg und in die Kirche zu folgen. Ich sah ihn an, ob er etwa scherze? Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: Mein Kind, dein Vater ist kein Heuchler! Nur so können wir uns vor Verfolgung retten, nur so haben wir in Verborgen-



CARDINAL GUISE. DON CARLOS.

heit unsern Glauben bewahrt durch Hunderte von Jahren. Wir müssen! Der Feind ist zu mächtig und unser ist nur eine kleine Zahl.

Wie zu Ostern war es zu Pfingsten, nur daß sich dießmal die Gemeinde anderswo versammelte. Du kennst die schwarzen Gruben; es sind das verschüttete Schachte, Ueberbleibsel eines alten Bergwerkes und der Aberglaube meidet sie besonders in der Nacht als den Aufenthalt des Bösen und seiner Schaar. Auch sehen sie schwarz und unheimlich genug aus. Einige derselben bilden einen großen Trichter und haben mit dem an den Rändern aufgehäuften Schutt eine große Tiefe, eine solche Tiefe, daß aus ihrem Grunde jeder noch so starke Schall nur sehr gedämpft und schwach auf die Oberfläche der Erde gelangen kann. In einer solchen Grube versammelten wir uns zu Pfingsten und so wechselte der Ort der Versammlung bei den verschiedenen Festen. Manchmal war er von diesem Dorfe so weit entfernt, daß wir mehr als die halbe Nacht zu wandern hatten, um ihn zu erreichen. An Sonntag-Nachmittagen gingen wir oft, wie lustwandelnd, in eines der benachbarten Dörfer, wo wir eine kleinere Anzahl von „Altgläubigen" bei einem Freunde versammelt fanden und wo man in der Bibel las und sie nach den alten Ueberlieferungen und neuen Auslegungen erklärte. Solche Versammlungen wurden manchmal selbst unter dem Vorwande eines Trinkgelages abgehalten.

Da kam eine Zeit, in der, als es schien, alle Heimlichkeit, weil alle Verfolgung aufhören sollte. Damals regierte der gute Kaiser Joseph und seine Gesetze bestimmten, daß Jedermann seinen Glauben sollte öffentlich bekennen und auch ausüben dürfen. In der Gemeinde wurde viel darüber berathen, ob man aus der Heimlichkeit heraustreten solle oder nicht. Viele waren dagegen, denn sie sagten, die Zeit sei noch nicht reif und die Gewalt der andern, der feindlichen Kirche noch zu groß, um es zu wagen und das Geheimniß offenkundig zu machen, und daß der Kaiser mit aller Macht und mit dem guten Willen es nicht durchsetzen werde gegen die Geistlichkeit. Andere wieder sagten: da die Jesuiten vertrieben seien, die größten Widersacher aller Andersgläubigen, und da der Kaiser Hand legte selbst an die anderen Orden und die Klöster aufhebe, und da selbst Bischöfe auf seiner Seite ständen und manche in österreichischen Landen und draußen im Reiche sich selbst gegen die Macht des Papstes in deutschen Landen erhöben, wäre es Verrath und Feigheit, sich länger zu verbergen. Es hieße bei solcher Lage der Dinge zu viele Menschenfurcht zeigen und seinen Gott verleugnen. Hätten doch die alten Taboriten ihren Glauben vor aller Welt bekannt und aufrecht erhalten,

als der Kaiser und das ganze Reich gegen sie standen und der Papst das Böhmerland mit Bann und Interdikt im Innersten zerriß. Es seien andere Zeiten; das bewiesen die Vorgänge im Reiche selbst, in Preußen unter König Friedrich und selbst in Frankreich, wo, wie wir sichere Kunde hatten, der verfolgten Kirche von König Ludwig größere Freiheiten zugestanden wurden, als seit hundert Jahren und mehr nicht der Fall gewesen. Die Meinung der Männer, die mit ihrem Glauben heraustreten wollten an's Tageslicht, wurde von Holland aus unterstützt, wo die vor mehr als hundertundfünfzig Jahren, nach der Schlacht am Weißen Berge ausgewanderten Böhmen eine Gemeinde bildeten und die uns mit Zuspruch und mit Sendung von Büchern, die dort gedruckt wurden, niemals vergessen hatten. Sie beglückwünschten uns, daß wir nunmehr unsern Gott frei bekennen durften und das war wie eine Ermahnung, es zu thun und unsern Glauben nicht zu verleugnen.

Es war uns zum Unheil, daß wir unser Geheimniß preisgaben. Das Volk um uns her staunte zwar, als wir aufhörten, die Kirchen zu besuchen und an seinen Festen und religiösen Handlungen theilzunehmen; es betrachtete, da es von Ketzern längst nichts wußte, unsere Kommunion mehr als ein zauberisches denn als ein ketzerisches Werk, aber es ließ uns gewähren. Unser eigenes friedliches Leben gab ihm ein gutes Beispiel und unser brüderliches Zusammenhalten sagte ihm, daß unsere Lehre doch manches Gute enthalten müsse. Dazu kam wie eine unbestimmte Erinnerung, daß seine eigenen Väter einst unsern Glauben gehabt hatten. Man gab uns die verschiedensten Namen: Helviten (Helvetier, von Zwingli und Calvin), Altgläubige oder Altglauber, wohl auch Hussiten und Taboriten; die Aemter bezeichneten uns zumeist als „Mährische Brüder". Manche Benennung sollte auch einen Schimpf enthalten, aber trotzdem störte man unsere Ruhe nicht. Doch sollte sich das Alles bald ändern.

Du weißt es, Student, Du weißt es aus den Büchern, daß Kaiser Joseph nicht lange regierte und daß viele seiner Gesetze vor ihm selbst begraben wurden. Er war nicht stark genug, sie am Leben zu erhalten. Er lebte noch und er mußte es mit ansehen, wie viele seiner Befehle und Anordnungen so gedeutet wurden, daß sie das Gegentheil von dem, was er damit gewollt, besagen mußten. Plötzlich wurde uns die Ausübung unserer Religion bei den schwersten Strafen verboten und da man nun die Aeltesten und Vorsteher unserer Gemeinde kannte, erging an diese der Befehl, ihre Bibeln an einem gewissen Tage den Bischöfen zu übergeben.

Jetzt will ich Dir erzählen, was sie nicht in die Bücher schreiben lassen und was doch schön ist.

Die Aeltesten und Vorsteher, zu denen auch mein Vater gehörte, sollten sich hier in unserer Bergstadt versammeln und von da aus in die Kreisstadt begeben, um dort dem Bischof selbst die Bibeln zu überliefern. An Widerstand wollten wir nicht denken; auch war unsere Zahl eine sehr geringe. Als die Aeltesten aus ihren Gemeinden abzogen, war großes Wehklagen, denn allgemein ging die Sage, daß sie eben so wenig wie ihre Bibeln je wieder heimkehren sollten; man sagte, daß man sie des Landes verweisen oder in's Gefängniß werfen oder in weite Ferne schicken und zum „Schiffeziehn" *) verurtheilen werde. Das Wehklagen und die Sorgen waren um so größer, als die Aeltesten und Vorsteher alle hochbetage Greise waren. Aber muthig, wenn auch trauernd, zogen sie von dannen; zwölf an der Zahl, waren sie den zwölf Aposteln gleich anzusehen. Als sie aus dem Rathhause der Bergstadt traten, wo sie sich versammeln mußten, zog mancher Mann vor ihnen die Mütze, der sie sonst auch vor Heiligenbildern zog, obwohl uns das am meisten übel genommen wurde, daß wir die Heiligenbilder nicht verehrten.

Ich zog mit meinem Vater, wie mancher Sohn eines Aeltesten that, um ihn nicht zu verlassen und gleich zu sehen, was mit den Greisen geschehen werde. Nach eintägiger Wanderung, auf der uns zwei Bewaffnete begleiteten, kamen wir in der Bischofsstadt an, spät in der Nacht. Am nächsten Tage, Morgens um zehn Uhr, sollten die Greise vor dem Bischof erscheinen.

Um die bestimmte Stunde machten sie sich aus der Herberge, wo wir auf Stroh übernachtet und ausgeruht hatten, auf den verhängnißvollen Weg. Zwei und zwei gingen sie dahin, schweigend und ruhevoll; wir, ihre Söhne, folgten ihnen mit den Bibeln im Arme. Die Lakaien und Kapläne, denen wir im Hofe des Palastes, auf den Treppen und in den Vorsälen begegneten, sahen uns mit spöttischen Gesichtern an, und da und dort fiel auch ein Wort des Hohnes und des Schimpfes. Was erwartete uns beim Bischof selbst?!

Der Bischof, ein noch junger Mann — wenigstens sah er den sehr alten Greisen gegenüber mit seinen vierziger Jahren noch sehr jung aus — der Bischof stand im halben Ornate in der Mitte seiner prächtigen Stube und stützte sich mit der Hand auf einen mit kleinen Steinen in allen Farben ausgelegten Tisch. Er hatte offenbar die Absicht, die Greise freundlich zu empfangen, denn im ersten Augenblicke umzog ein Lächeln seine Lippen — bei ihrem Anblick aber nahm sein Gesicht gleich einen andern Ausdruck an und sah sehr ernst und wie erschrocken drein. Die Alten blieben an der Thüre stehen und verneigten sich. Er machte mit der Hand ein Zeichen, daß sie näher kommen möchten, kam ihnen aber selbst auf halbem Wege entgegen. Sie nahmen uns Jungen die Bibeln ab. Mein Vater trat mit der seinen zuerst hervor und wollte, indem er sie dem Bischof hinhielt, etwas sagen — aber da verließ ihn seine Ruhe und Stärke und Thränen floßen über sein altes Gesicht herab. Da dieß die Andern sahen, fingen sie auch still zu weinen an. Mein Vater küßte das Buch und legte es auf den Tisch und so thaten dann die andern elf, einer nach dem andern. Kein

*) Vom „Schiffeziehn" war, wenigstens in meiner Jugendzeit, unter dem Volk als von einer sehr harten Strafe viel die Rede. Wahrscheinlich lag dem eine dunkle Vorstellung von der Galeerenstrafe zu Grunde. Man dachte sich den zum „Schiffeziehn" Verurtheilten auch immer sehr weit vom Vaterlande. A. d. Verf.

Wort wurde gesprochen; auch ihr Weinen war so still, daß es die Stille nicht unterbrach, nur wir Jungen, die wir an der Thüre standen, schluchzten etwas lauter. Der Bischof blickte unverwandt und mit andächtigem Staunen auf die alten Männer, die still weinend, aber ruhig vor ihm standen.

Mein Vater war der erste, der wieder des Wortes mächtig wurde und sagte mit zitternder Stimme: Hochwürdigster Herr, wir geben unser Bestes her, weil es uns im Namen des guten Fürsten befohlen wird; unsern Rathgeber, unsern Trost. Wir wollen nicht sündigen, indem wir uns dem guten Fürsten widersetzen; aber wir wollen auch nicht sündigen, indem wir unsern Glauben verleugnen, und so sagen wir es, weil wir das Buch übergeben: wir glauben, daß das Buch dem Laien gegeben ist wie dem Priester, daß die heiligen Symbole in allen Gestalten gegeben sind dem Laien wie dem Priester zur Erinnerung an den Fürsten der Liebe, und daß jeder mit liebendem und reinem Herzen sein eigener Priester ist — und daß die Bruderliebe die einzige und wahre Religion ist. Und indem wir das heilige Buch ausliefern müssen, wollen wir nicht sagen, daß wir uns vom Glauben trennen, bei dem zu verharren uns unser Gewissen befiehlt, was auch über uns verhängt werden möge.

Der Bischof nickte während dieser Rede meines Vaters immer zustimmend und wie billigend mit dem Kopfe, sagte aber kein Wort; doch bewegte es sich in seinem Gesichte, als ob er etwas sagen wollte, es aber vor großer Aufregung und innerem Widerstreit nicht hervorbringen könnte.

Jetzt horche auf, was geschah, damit Du es immer wissest, wie stark die Wahrheit sei, selbst wo sie nur in schwachen Greisen dargestellt ist.

Wie der Bischof immer nichts sagte und so eine geraume Zeit verflossen war, fragte einer der alten Männer: Und was sollen wir nun thun?

Mich segnen! rief er mit zitternder Stimme und dabei that er rasch einen Schritt den Greisen entgegen und neigte ihnen seinen Kopf zu, wie überwältigt von einer Last.

Wie ein großer Schreck durchfuhr es die Alten und uns Jungen stockten plötzlich die Thränen und wir sahen mit solchem Staunen auf, als ob sich vor unsern Augen ein Wunder begeben hätte. Mein Vater faßte sich zuerst, legte die Hand auf das Haupt des Bischofs und sagte lächelnd: Ein Bruder segnet den Bruder aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften! — Dann winkte uns der Bischof mit der Hand und wir gingen voll von Heiterkeit, die wir so betrübt gekommen waren. Es war uns, als wäre aller Zwiespalt aus der Welt genommen und wie eine Verheißung einer guten Zeit in der Zukunft.

Siehst Du, das ist's, was sie nicht in die Bücher setzen und was doch wahr ist: daß sich ein Bischof von den Ketzern hat segnen lassen.

Du wirst es begreifen, Student, fuhr der alte Richter nach einiger Zeit fort, daß wir über dieses merkwürdige Ereigniß schwiegen, denn, ruchbar geworden, hätte es dem guten Bischof viele Feinde gemacht. Auf dieses Ereigniß folgte eine traurige Zeit, wenn auch keine eigentliche Verfolgung — die kam erst später. — Die Geistlichen predigten gegen uns und das Volk mied uns. Wir waren wie Verpestete und den Leuten war das Wort „Ketzer" wieder geläufig geworden. Was mich betrifft, so habe ich für meine Religion ein gutes Weib verloren — Du hast sie noch gekannt — es war die gute Alte, die vor zwei Jahren dort oben, über dem Dorfe, in der Mühle gestorben. Sie war meine Verlobte und wir liebten einander herzlich; als die Bibeln abgeliefert werden mußten und wir von allen Kanzeln als Anbeter des Teufels verschrieen wurden, nahmen die Eltern ihr Wort zurück. Sie starb als Jungfrau, ich bin ein alter Junggeselle — aber was Einzelnen geschieht, ist immer eine Kleinigkeit in der großen und weiten Welt und es ist leicht zu tragen, wenn man sich nicht selbst verleugnet hat. Davon will ich weiter nicht sprechen, wenn es mir auch wohl thäte, heute unter diesen Apfelbäumen Enkelchen spielen zu sehen, denen ich unschuldige Geschichten lieber erzählen würde, als Dir diese traurige. Davon genug. Der Kaiser Joseph starb, wie man damals sagte, vergiftet, jedenfalls vergiftet durch das Mißlingen aller seiner guten Thaten. Auf dem Todtenbette mußte er seine besten Gesetze zurücknehmen und nach ihm wurde es schlimmer, als es vor ihm gewesen. Kaiser Leopold, sein Bruder, regierte nur kurze Zeit und als Franz zur Regierung kam, mußten wir erfahren, daß man mit der Ablieferung der Bibeln nicht ganz befriedigt war.

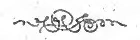
Eines Tages — mehrere Jahre nach Uebergabe der Bibeln — wurde mein Vater vor Gericht geladen und kehrte nicht wieder heim. Meine Mutter war längst gestorben, ich schloß das Haus und ging aus, um nach ihm zu suchen; er war damals ein Greis von achtzig Jahren. Ich fand ihn im Gefängniß der Kreisstadt. In dieser Stadt verdingte ich mich als Knecht und mit meinem Lohne und dem Erlöse vom Verkaufe eines Theils unserer Habe gelang es mir, den Gefängnißwärter zu bestechen und in den Hof zu kommen und den greisen Dulder durch das Gefängnißgitter, das sich hart am Boden befand — denn er saß in einer Kellerzelle — zu sehen und zu sprechen. An diesem Gitter verbrachte ich manche Nacht und in einer stürmischen kalten brachte ich mein Bett herbei und stopfte es nach und nach durch das Gitter, daß er wenigstens weich und warm liegen konnte. O die Nacht! ich werde sie nicht vergessen. Die Herren glaubten damals, daß wenn sie die Aeltesten der Gemeinde, die man nun kannte, entfernten, erschreckten oder bekehrten, die Andern von selbst in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. Ich weiß nicht, ob sie bei meinem Vater die Mühe als vergeblich erkannten oder ob sie ihn nur nicht im Gefängniß wollten sterben lassen, — nachdem er einen Herbst und einen Winter lang in dem schrecklichen Keller verbracht, ließen sie ihn frei und ich brachte einen sterbenden Mann in dieses Haus, das er als ein wunderbar rüstiger Achtziger verlassen hatte. Er überlebte den Frühling nicht und in einem Winkel des

Kirchhofs liegt er bei den Selbstmördern begraben, wo sie wahrscheinlich auch mich begraben werden.

Siehst Du, Student, das ist Alles, was ich Dir zu erzählen habe, — nun weißt Du, warum sie im Dorfe den alten Richter so ansehen — nun weißt Du Alles!

Alles? fragte ich mit jugendlicher Naseweisheit, — Du hast mir nicht gesagt, ob Du jetzt der Aelteste Deiner Gemeinde bist und ob Du nicht auch irgendwo einen Kelch und eine Bibel verborgen hast.

Der alte Richter erhob sich, sah mich freundlich lächelnd an und sagte: Du bist der Lieblingsenkel meines alten, todten Freundes, der immer treu zu mir hielt und Alles wußte. Ich will Dich als seinen Erben ansehen und ich antworte Dir: Ja!



Aus der Unions-Hauptstadt.

Wenn Jemand in diesem Augenblicke die innigste Theilnahme von Hoch und Niedrig, von Regierungen und Privaten verdient, so sind es die armen Soldaten, die, wahrhafte Opfer unserer Barbarei, unschuldig Leidende für die Sünden Einzelner wie ihres Volkes, fern von den Ihrigen auf Schlachtfeldern und in Lazarethen darniederliegen an den empfangenen Wunden, die sie am wenigsten verdienen, oder von Seuchen niedergeworfen, den würdigen Begleitern des Krieges, der Schande unserer Zeit und unserer Civilisation. Es ist die heiligste Pflicht des Einzelnen, wie des Staates, sich darüber zu unterrichten, wie diesen unschuldig Unglücklichen auf die beste Weise zu helfen, wie deren Pflege einzurichten, wie die Schuld Aller an sie am besten, wirksamsten und menschlichsten abzutragen sei, so weit sie überhaupt abzutragen ist. Darum ist das Buch: „Das Militärsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika nebst Schilderungen von Land und Leuten nach dem Kriege von Dr. v. Haurowitz", das demnächst bei Gustav Weise in Stuttgart erscheint, nicht nur für die Männer des Faches, sondern für Jedermann geschrieben, denn Jedermann können bei den traurig verwickelten Zuständen unseres Vaterlandes, das gegen sich selbst wüthet in blinder Raserei, die Leiden des Krieges nahe rücken; Jedermann kann berufen sein, irgend einem Armen, Leidenden, Verlassenen Hilfe und Pflege zu leisten — abgesehen davon, daß der Herr Verfasser neben seinem Hauptgegenstande auch über sonstige Verhältnisse und Menschen in der großen Republik auf interessante, lebhafte und belehrende Weise zu sprechen weiß. Schon durch frühere Reisen und Berichte über das Sanitätswesen der europäischen Staaten eine Autorität in seinem Fache, wurde der Herr Verfasser, russischer Generalinspektor des Sanitätswesens der k. Marine, von seiner Regierung nach Amerika geschickt, um seine Erfahrungen durch die in dem großen Kriege gemachten zu bereichern. Dringend empfohlen, wurde er von den Behörden des befreundeten Amerika, vom Präsidenten, von Ministern, Generälen, Aerzten rc. mit großer Zuvorkommenheit empfangen und konnte er, sowohl sein Fach, wie andere Verhältnisse betreffende Mittheilungen und Nachweise sammeln und Erfahrungen und Bekanntschaften machen, wie sie sonst nur selten einem Reisenden zu Gebote stehen. Ein interessantes Zeichen der Zeit und eine Signatur für die heutige russische Regierung ist es, daß der k. russische Beamte in seinem dem Großfürsten Constantin gewidmeten Buche mit begeisterter Anerkennung von den Leistungen der Republik und von den republikanischen Institutionen spricht. Ob in gleichen Verhältnissen ein deutscher Beamter so sprechen dürfte, ohne sich verdächtig zu machen und ohne sich die Ungnade seiner hohen Gönner zuzuziehen? — Aus dem Manuskripte, das uns vorliegt, entnehmen wir folgende interessante Bruchstücke aus der „Washington" überschriebenen Abtheilung des höchst empfehlenswerthen Buches.

Washington.

Während ich auf der ganzen Reise bis hieher auf keinerlei Anzeichen eines Kriegszustandes gestoßen war, mit Ausnahme daß auf einigen Stationen Soldaten aus- und einstiegen, befand ich mich plötzlich hier mitten im Kriegsgetümmel. Eine Armee von 180,000 Mann lagerte in der Umgebung von Washington. In allen Straßen, auf allen Plätzen nur Militär; Tag und Nacht sprengten Reiter durch die Stadt; Munitions- und Proviantwagen, mit vier und sechs Maulthieren bespannt, zogen in langen ununterbrochenen Reihen durch die Straßen, um Material in die verschiedenen Magazine und Depots abzuliefern oder von dort abzuholen. Größere oder kleinere Truppenabtheilungen marschirten mit Trommeln oder klingendem Spiele ein und aus. Vor allen Gasthäusern, die mit Gästen bis zum Dache überfüllt waren, saßen oder standen Gruppen von Offizieren.

Die Stadt war im Belagerungszustande; zahlreiche Patrouillen zu Pferd und zu Fuß durchstreiften die Straßen bei Tag und bei Nacht. Wer das ruhige und langweilige Washington nur im Frieden gesehen hatte, würde es jetzt nimmer wieder erkannt haben, und doch war die öffentliche Ordnung und Sicherheit nirgends gestört. Während meines vierwöchentlichen Aufenthaltes hier in der damaligen Periode habe ich fast nie Gelegenheit gehabt, Straßenaufläufe oder ähnliche Unordnungen zu bemerken. Durch die Schließung aller Brantweinschenken sowohl in Washington selbst, als im ganzen Distrikte Columbia war den Soldaten die Gelegenheit, sich zu betrinken, benommen und damit auch die Veranlassung zu Excessen beseitigt.

Washington, als Hauptsitz der Unionsregierung mit dem Whitehouse für den Präsidenten und dem Kapitol für den Kongreß, ist trotzdem nichts weniger als die Hauptstadt der Vereinigten Staaten. Der Präsident selbst, als



erster Bürger unter seines Gleichen, kann keinen Hofstaat halten, privilegirte Klassen gibt es hier nicht, folglich fehlt es gänzlich an den nothwendigen Elementen zu einer Residenzstadt. Der Potomacfluß, an dem Washington liegt, ist nicht tief genug, um große Seeschiffe zu tragen, und deßhalb eignet die Stadt sich eben so wenig zu einer großen Handelsstadt, so daß der großartige Plan, nach welchem Washington angelegt, vollkommen verfehlt ist. Die Straßen von unabsehbarer Länge und unzweckmäßiger Breite sind bis heute nur spärlich mit Häusern bebaut. Die Avenuen, wie die großen Hauptstraßen genannt werden, erstrecken sich meilenweit in eine Wildniß hinaus, wo sie zwar noch den Namen der Straße tragen, wo aber weder Häuser noch andere menschliche Ansiedlungen vorhanden sind. Die 50,000 Einwohner, welche Washington haben soll, concentriren sich größtentheils im Mittelpunkte der Stadt. Nur während des Kongresses, der im Dezember jeden Jahres beginnt, wird die Stadt auf einige Monate belebter. Im Sommer ist die Hitze eine so sengende, daß sich schon aus diesem Grunde hier Niemand aufhalten mag, der nicht durch irgend eine Nothwendigkeit dazu verdammt ist.

Die Stadt bot bei meiner Ankunft einen eigenen traurigen Anblick, indem an den meisten Gebäuden und an einigen Stellen quer über die Straßen Trauerfestons aus schwarz- und weißfarbigem Zeuge, mit Tannenzweigen verziert, hingen, die zur Begräbnißfeier des ermordeten Präsidenten Lincoln aufgehängt waren und nicht mehr herabgenommen wurden, so daß sie noch lange Zeit nachher von Wind und Wetter zerfetzt an den Häusern herabhingen, während der Mann, zu dessen Ehren dieß geschehen war, vom Volke fast nicht mehr genannt wurde. Sic transit gloria mundi!

Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich zu unserem Gesandten, wurde aber auf dem Wege von einer Prozession aufgehalten, welche aus fünftausend festlich gekleideten Knaben und Mädchen bestand, die sämmtlich mit Blumen geschmückt in langer Reihe mit Fahnen und anderen Emblemen von ihren Lehrern und Lehrerinnen, siebenhundert an der Zahl, geführt, sich von der Kirche zu der Wohnung des Präsidenten begaben, um demselben ihre Verehrung zu bezeugen. Es waren die Armenkinder der verschiedenen Sonntagsschulen, die heute ihren Stiftungstag feierten. Das Aussehen dieser Kinder, ihre gesunde Gesichtsfarbe, ihre reinliche, festliche, nicht uniformirte Kleidung, ihr hübsches Benehmen ließen den Fremden nicht vermuthen, daß es die Kinder der ärmsten Bevölkerung waren, die nur am Sonntage Schulunterricht genießen. Der Anblick war so interessant, daß ich meinen Wagen verließ und mich der Prozession zugesellte. An dem White-house angekommen, stellten sich die Kinder in einem Halbkreise vor demselben auf. Gleich darauf trat Präsident Johnson mit dem Hute in der Hand zu ihnen heraus, wurde mit wiederholten »cheers« von den Kindern empfangen, die darauf ein patriotisches Lied absangen. Die kleinen Mädchen drängten sich dicht an den Präsidenten, warfen ihm Blumen in den Hut und streuten sie um ihn her, so daß er wie eine männliche Flora mitten in Blumen stand. In der glühenden Hitze mit entblößtem Haupte hielt er an die Kinder, ihre Eltern und Angehörigen, die ihn umringten, eine Anrede, aus der ich einzelne Stellen hier mittheilen will, weil es den jetzigen Präsidenten charakterisirt und auf die amerikanischen Volksverhältnisse einiges Licht wirft. Der Hauptinhalt seiner Rede bezog sich auf die Thatsache, daß eine gute Erziehung die nothwendige Grundlage für alle Menschen sei, ob reich oder arm, hoch oder niedrig geboren; daß die Erscheinung so vieler Kinder armer Eltern als Sonntagsschüler ein Beweis wäre, wie viel dafür geschehe, auch den Unbemitteltsten Gelegenheit des Unterrichts zu geben. Armuth sei für Niemand ein Hinderniß, eine gute Erziehung zu erhalten, denn in diesem Lande sorgen die wohlhabenden Mitbürger dafür, daß sie auch den Armen unentgeltlich zu Theil werde. Im Gegentheile sei Armuth ein Sporn, von Jugend an diejenigen Eigenschaften zu erlangen, welche sowohl zur Erwerbung eines glücklichen Looses, als auch jeden Verdienstvollen zur Erringung selbst der höchsten Ehrenstellen unter seinen Mitbürgern befähigen. Er, der Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerika's, stelle sich ihnen selbst als ein lebendes Beispiel von dem Gesagten dar. Jedem von den hier anwesenden Knaben sei die Möglichkeiten geboten, wenn er sich dazu würdig zeige, einst von seinen Mitbürgern zum Präsidenten gewählt zu werden. Indem er sich zu den kleinen Mädchen wandte und einigen von ihnen das Haupt streichelte, sagte er: ihr Mädchen könnt zwar nicht Präsident, aber jedes von euch kann die Frau eines Präsidenten werden, und deßhalb müßt auch ihr euch von Kindheit an durch fleißiges Lernen und gute Aufführung dazu vorbereiten. Den anwesenden Eltern und Lehrern legte er mit eindringlichen Worten an's Herz, daß sie den Kindern durch ihr Beispiel den Weg zeigen müßten, den sie zu ihrem eigenen Wohle und zu dem ihres gemeinsamen Vaterlandes zu betreten haben, denn erziehen müsse sich zuletzt Jedermann selbst. Vorgesetzte können nur helfend mitwirken; nur das Leben erziehe den Menschen und dieses fange bei den Armen früher an, als bei den Wohlhabenden. Er schloß damit, daß die Tausende von Kindern, die hier vor ihm standen, einen Theil des amerikanischen Volkes bilden und in späteren Jahren das Recht haben werden, die wichtigsten Angelegenheiten des Staates zu ordnen und zu leiten; das müßten sie schon als Kinder stets vor Augen behalten und sich auf diese wichtige Zukunft vorbereiten. Wenn er durch seine Worte und Handlungen etwas dazu beitragen könne, so würde ihn das stolzer machen, als zehnmal zum Präsidenten gewählt zu werden u. s. w.

Enthusiastische Cheers wurden ihm gebracht, als er geendet hatte. Ich war tief ergriffen von dieser ersten Scene, die ich in Amerika erlebte. Daß der Präsident eines Volkes von 32 Millionen Menschen unter den Verhältnissen, wie sie damals stattfanden, überladen mit den Staatsgeschäften, die jede seiner Stunden in Anspruch nahmen und ihm kaum die nothwendigste Zeit zur Nachtruhe gönnten, daß dieser Mann es dennoch nicht unter seiner Würde hielt, sich mit den Armenkindern auf diese Weise zu beschäftigen, sich durch ihre Huldigungen so geehrt fühlte und ihnen öffentlich in Aller Gegenwart zu erklären suchte, welche Bestimmung, welche Zukunft ihrer harre, das war dem Europäer — überraschend......

Einige Tage später hatte ich die Ehre, dem Präsidenten vorgestellt zu werden; es bedurfte dazu bloß einer einfachen Anmeldung durch unsern Gesandten. Die Amtswohnung des jeweiligen Präsidenten ist ein in einer kleinen Parkanlage liegendes bescheidenes Haus mit einer Säulenreihe an der Vorderseite, das mehr an die Sommerwohnung eines Privatmannes erinnert, als an die Behausung des Präsidenten. Zwei Schildwachen stehen am Haupteingang, und hinter dem Hause in dem anstoßenden Park befand sich eine Militärwache, als Schutzmaßregel, seitdem die Verschwörung entdeckt, in der Lincoln ermordet und das Leben des jetzigen Präsidenten ebenfalls bedroht war.

Der gänzliche Mangel an Prunk im Inneren, die Abwesenheit von gallonirten Bedienten, von Hofuniformen und Hofgesichtern fällt dem Besucher auf, der sich die Residenz eines Herrschers ohne solche Zuthaten gar nicht denken kann; eine schmale Treppe führt hinauf in die obere Etage zu einem engen Vorzimmer, in dem einige Hausbediente in gewöhnlicher Kleidung herumstanden. Man fragte nach meinem Namen, um mich anzumelden. Ich wurde gleich empfangen. Das Arbeitskabinet des Präsidenten ist ein kleines, sehr bescheidenes Eckzimmer, mit zwei Fenstern. An einem großen altmodischen Schreibpulte am Fenster stand der Präsident Johnson in einfachster bürgerlicher Kleidung im Gespräch mit einem seiner Beamten. Er trat auf mich zu, reichte mir die Hand und erwiderte auf meine kurze Anrede sehr freundlich, daß er mit Vergnügen Alles thun werde, damit ich den Zweck meiner Hierherreise erreichen könne u. s. w.

Johnson ist ein Mann von etwas über mittlerer Größe in den fünfziger Jahren; der Ausdruck seines Gesichtes ist kein angenehmer; das breite, knochige, glattrasirte Gesicht, die dünnen, zusammengekniffenen Lippen und enggeschlitzte graue Augen mit buschigen Augenbrauen geben ihm den Ausdruck von Entschiedenheit und Verschmitztheit. In seiner äußeren Haltung ist nichts Würdevolles; seine Kleidung mehr als nachlässig. Von allen Amerikanern, die ich gesehen habe, ist er derjenige, in dem ich gewiß am wenigsten den Präsidenten der Vereinigten Staaten errathen hätte, und doch ist der Präsident Johnson seiner schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen. Es gehören große Eigenschaften und ein fester entschlossener Charakter dazu, um unter den damaligen Verhältnissen, als Johnson nach der Ermordung seines Vorgängers an dessen Platz trat, das Steuerruder der Vereinigten Staaten zu führen.

Die Schlachten waren geschlagen, der Feind niedergeworfen, die Union für den Augenblick gerettet, aber die große Arbeit für den Staatsmann fing damit erst an; die wichtigste und bei weitem schwierigste Aufgabe ist noch zu lösen; hoffen wir, daß ihm dieß gelingen werde.

In dem Kabinete des Präsidenten befanden sich mehrere Personen, die sich ungenirt mit einander unterhielten, einige sitzend, andere stehend, bis die Reihe an sie kommen würde, mit dem Präsidenten zu verhandeln. Unter diesen bemerkte ich einen Mann in einfacher, blauer Militärblouse, der behaglich seine Cigarre rauchte; er war von mittlerer Größe, etwas stämmigen Körperbaues, mit einem freundlichen, gutmüthigen Gesichte und zugestutztem Vollbart, in dem ein Anflug von Grau das Alter von über vierzig Jahren andeutete. Die ganze äußere Erscheinung machte einen freundlichen, ich möchte sagen, durch Blick, Wort und Haltung fast einen bescheidenen Eindruck, und doch war dieser Mann der Held des Tages, der Feldherr der großen Armee, der Sieger in so vielen blutigen Schlachten, derjenige, dem die Vereinigten Staaten jetzt den Frieden zu verdanken haben — es war General Grant. Mit einfachen freundlichen Worten erklärte auch er seine Bereitwilligkeit, mir auf jede Art behilflich zu sein, und fügte hinzu, er wolle gleich die geeigneten Befehle ertheilen, damit mir in der Potomacarmee, die in der Nähe stand, Alles gezeigt und erklärt würde, was ich kennen zu lernen wünschte. Später habe ich häufig Gelegenheit gehabt, mich mit General Grant zu unterhalten. Sein Urtheil über das Sanitätswesen war ein sehr günstiges und anerkennendes. Er äußerte unter anderem: Die Organisation desselben im Felde war musterhaft und ich kann nur mit Dankbarkeit anerkennen, was die Militärärzte im Kriege geleistet haben. Auf seinen Befehl wurde mir später ein Oberst von seinem Stabe zugetheilt, der während meines Aufenthaltes in Washington mir durch seine Sachkenntniß und freundliche Bereitwilligkeit, alles zu erklären, was ich zu wissen wünschte, von großem Nutzen war..........

Einige Tage nach meiner Ankunft in Washington bekam ich eine offizielle Einladung, auf der Tribüne des Präsidenten das Vorbeidefiliren des 6. Armeekorps anzuschauen. Ich erhielt meinen Platz dicht hinter dem Stuhl des Präsidenten. Die Tribüne war vor dem White-house auf der Pennsylvania-Avenue errichtet. Der Präsident erschien ohne Begleitung, in schwarzem Anzuge und Cylinderhut, die er beide, nach ihrem Aussehen zu urtheilen, gewiß schon einige Jahre vorher benützt hatte, ehe er noch vermuthen konnte, sie als Chef einer Armee von einer Million Menschen zu tragen.

Er war zu früh herausgekommen und die Arbeitsleute auf der Tribüne waren noch beschäftigt, das rothe Tuch, auf das er seine Füße stellen sollte, zu befestigen, so daß er ihnen aus dem Wege gehen mußte, um sie in ihrer Arbeit nicht zu stören. Erst nach und nach kamen die Generale, Minister, Damen und andere Geladene an. Es dauerte aber wohl noch eine halbe Stunde, ehe das Defiliren anfing. Die Truppen, 50,000 Mann stark, marschirten in voller Feldrüstung und mit ihrem ganzen Train. Man durfte keinen Vergleich anstellen mit dem glänzenden Schaugepränge, das wir in Europa bei solchen Gelegenheiten zu sehen gewohnt sind. Die Uniformen waren abgenützt, die Haltung der Leute zwar eine kräftige, marschtüchtige, aber weder sehr stramm noch elegant, wie auf unseren Paraden; doch muß ich bemerken, daß die Soldaten schon dritthalb Stunden bei einer glühenden Sonnenhitze zurückgelegt hatten, ehe sie zum Defiliren kamen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte die Blumenpracht und Fülle, mit der die Truppen geschmückt waren. Eine Menge festlich gekleideter junger Damen erwarteten sie auf den Straßen, um den Vorüberziehenden Guirlanden, Bouquets und Kränze zu überreichen. Selbst den Pferden derjenigen Generale, die sich im Kriege besonders ausgezeichnet hatten, wurden große Blumenguirlanden um

den Hals gehängt, während der Reiter sich das seine wie ein Ordensband um die Schulter legte. Einige von den kommandirenden Offizieren, die einen Arm verloren hatten, waren fast mit Blumen überdeckt; vielen von den Gemeinen, die sich besonders ausgezeichnet, wurden die Blumenbouquets in die Gewehrläufe gesteckt. — Das Ganze machte einen sehr freundlichen, ich möchte sagen, rührenden Eindruck im Kontraste zu den blutigen Scenen, von denen die Soldaten heimkehrten. Jedes Regiment wurde mit donnernden Cheers von den dichtgedrängten Zuschauern, die sich bei der Tribüne aufgestellt hatten, empfangen. Der Beifall steigerte sich bei dem Vorbeitragen solcher Fahnen, die sehr zersetzt und bei denen die Stangen durch Kugeln zersplittert waren.

Die Divisions- und Brigadegenerale, sowie die Regimentskommandeure salutirten vor dem Präsidenten mit dem Säbel, indem sie vorbeiritten. Der Divisionsgeneral schwenkte dann zur Seite, stieg vom Pferde und kam in seinem Blumenschmucke auf die Tribüne, wo er von dem General Mead dem Präsidenten vorgestellt wurde, der ihm die Hand gab, ohne ein Wort dabei zu reden. Nach dem Vorbeimarsche seiner Division entfernte sich der General wieder mit einem stillen Händedrucke und ritt zu seiner Truppe.

Die Fahnen, die alle mit großen Blumenbouquets an ihren Spitzen geschmückt waren, wurdem im Vorbeimarschiren vor dem Präsidenten gesenkt, während die gegenüber aufgestellte Musikbande einen dreimaligen Tusch blies. Jedes Regiment hatte zwei Fahnen, die eine mit dem Sternenbanner der Union, die zweite mit dem Wappen des Einzelstaates, zu welchem das Regiment gehörte. Diejenigen Kommandeurs, die sich im Kriege besonders hervorgethan hatten und deren Namen deßhalb populär geworden waren, wurden mit vermehrtem Applaus, Hut- und Tuchschwenken begrüßt; sie dankten, indem sie den Hut abnahmen und sich gegen das Volk verbeugten. Der Vorbeimarsch dauerte beinahe dritthalb Stunden; der Präsident, den ich die ganze Zeit beobachtete, schien sich herzlich zu langweilen; er erhob sich jedesmal von seinem Stuhle und nahm den Hut ab, wenn ein neuer Divisionsgeneral und die Fahnen vorbeikamen, schien aber weiter die Truppe eben so wenig zu beachten, wie sie ihn; nur wenige von den Soldaten blickten auf die Tribüne, wo ihr oberster Feldherr saß. Ich glaube, an dem ganzen Schauspiele war ihm das Angenehmste, als es endlich überstanden war. Uebrigens trug die sengende Hitze auch nicht dazu bei, einen langen Aufenthalt im Freien zu einer besonderen Annehmlichkeit zu machen. Als der Präsident von der Tribüne herabstieg und zurück in sein Haus ging, hatte sich eine dichte Schaar Neugieriger ihm in den Weg gestellt, die sich nun an ihn herandrängten, um ihm die Hand zu schütteln; eine Ehrenbezeugung, die ihm viel willkommener zu sein schien, als diejenige, welche ihm durch das Vorbeimarschiren der Truppen erwiesen worden war....................

Das Schatzamt

befindet sich in einem großen, prachtvollen Gebäude, das aber bis jetzt noch nicht vollkommen ausgebaut ist. Es liegt mit seiner längsten Seite nach der Pennsylvania-Avenue, mit der Hauptfront aber gegen den Potomacfluß zu, so daß man von der Straße aus nur die Kehrseite erblickt. An der ganzen Länge sind jonische Säulen angebracht; prachtvolle Granit-Monolithe von 32 Fuß Höhe und 5 Fuß im Durchmesser, die dazu verwendet werden sollen, sind theilweise noch nicht aufgerichtet. Wenn dieses Gebäude erst in allen seinen Theilen vollendet ist, wird es ohne Zweifel zu den schönsten gehören, welche Nordamerika aufzuweisen hat. Hier werden die Banknoten angefertigt, das Fabrikat aus Lumpen, mit dem der Staat anstatt mit Gold und Silber seine Schulden zahlt. Alles was zur Notenfabrikation gehört, wird im Hause selbst produzirt: das Papier, die verschiedenen Dampfmaschinen, Druckapparte u. s. w. Bewunderungswürdig ist die Vollkommenheit und doch große Einfachheit, mit der die verschiedenen Maschinen arbeiten. Von den Dampfmaschinen, die im Souterrain stehen, ist besonders eine bemerkenswerth, die von Wright in Hartford-Connecticut erfunden ist und Segmental-Engine genannt wird; sie nimmt sehr wenig Raum ein, weil Piston und Cylinder zirkelförmig sind, kostet verhältnißmäßig wenig und leistet dabei Außerordentliches; sie ist seit einem Jahre in Gebrauch und hat diese Probezeit gut bestanden. Man sagte mir, daß jetzt auf dem Kanonenboote Gequot versucht werde, ob eine solche Maschine sich für kleine Kriegsboote eigne. — Es befindet sich in diesem Raume die mächtigste hydraulische Presse, die es in der Welt gibt; sie wirkt mit 16 Tonnen = 32,000 Pfund Druck auf den Quadratzoll. Im obern Stockwerk, wo die Banknoten gedruckt werden, wirkt diese hydraulische Presse auf Platten mit einem Drucke von 2,300,000 Pfd. und zwar ist die mechanische Einrichtung so vollkommen, daß ein Mann durch Handhabung zweier Hebel in zwei Sekunden diese kolossale Kraft nach Belieben in Thätigkeit setzen oder hemmen kann. Eine Vervollkommnung im Drucke der Noten besteht darin, daß das Papier dazu nicht vorher angefeuchtet, sondern in ganz trockenem Zustande in die Presse kommt, was das Einschrumpfen desselben verhindert. Die auf den kleinen amerikanischen Geldnoten angebrachte Broncefarbe ist nicht zur Verzierung da, sondern um das Nachahmen durch Photographie zu erschweren, weil jede gelbe Farbe dabei schwarz wird. Trotzdem kommt im täglichen Verkehr sehr viel falsches Kleinpapiergeld vor, das so täuschend nachgeahmt ist, daß der Unerfahrene es nicht zu erkennen vermag. Obschon alle schweren Arbeiten durch Maschinen verrichtet werden, sind doch täglich 600 — 800 Menschen hier beschäftigt; davon 300 junge Mädchen, deren zartere Hände besser zu den feinen Arbeiten geeignet sind und die, wie man mir sagte, für ehrlicher als die Männer gelten. Es gewährt einen hübschen Anblick, alle diese jungen Mädchen mit Ringellocken auf den Schultern, sehr reinlich und nett gekleidet, hier arbeiten zu sehen. Die Arbeitszeit ist neun Stunden, während welcher Zeit sie das Gebäude nicht verlassen dürfen. Die Kontrole ist äußerst strenge und wird bei dem Schlusse der Arbeit täglich mit größter Genauigkeit gehandhabt, so daß bis jetzt keine Veruntreuung stattgefunden hat. Es werden jeden Tag noch gegen eine Million Dollars Noten hier verfertigt. Die Zahl des in Umlauf gesetzten Papiergeldes war vor dem Kriege 200,000,000 Dollars, ist aber jetzt auf

700,000,000 Dollars gestiegen. Die Entwerthung des Papiergeldes während des Krieges schwankte dermaßen, daß das Agio auf Gold, welches im Juni 1862 4 Proz. betrug, sich im Februar 1863 auf 72½ Proz. belief. Die Summe aller bis jetzt in Umlauf gesetzten Banknoten und der verschiedenen Werthpapiere soll 969 Millionen Dollars betragen............

Das Kapitol.

Sonderbarer Weise wurde 1790 für den Sitz der Nationalregierung der Republik ein eigener Distrikt geschaffen, Columbia genannt, der ursprünglich hundert, jetzt nur sechzig Quadratmeilen groß, im Staate Maryland am linken Ufer des Potomacflusses gelegen ist. Dieser Distrikt, in dem Washington als nationale Hauptstadt angelegt wurde, steht unter der Oberhoheit des Kongresses, ohne daß seine Einwohner Wahlrecht haben oder auf irgend eine Weise vertreten sind. In dem Plane, der zum Aufbau Washingtons entworfen wurde, war das Kapitol, als dasjenige Gebäude, in welchem die höchsten Behörden ihren Sitz haben sollten, in die Mitte der Stadt verlegt worden, aber so wie Vieles sich in diesem Lande anders gestaltet, als menschliche Voraussicht es bestimmt hat, so finden wir jetzt das Kapitol am äußersten Ende der Stadt mit seiner Hauptfronte nach Osten liegend, während die Stadt in entgegengesetzter Richtung nach Westen angebaut ist, folglich kehrt das Kapitol der Stadt und dem Whitehouse den Rücken, und der Präsident, die Senatoren und alle Besucher treten über die Hintertreppe, die vom Parke aus übrigens imposant und groß genug angelegt ist, in das Kapitol ein. Die hohe Lage, die mächtige Domkuppel, welche weithin sichtbar, an St. Peter in Rom erinnert, das prächtige Material von weißem Marmor, das zu dem Bau verwendet ist, gibt dem Ganzen einen bedeutenden, grandiosen Charakter; das Gebäude wird, wenn es erst vollendet ist, wozu übrigens noch mehrere Jahre erforderlich sein sollen, zu den schönsten Bauwerken gehören, die unser Zeitalter geschaffen hat.

Das zuerst erbaute Kapitol wurde von den Engländern im Kriege 1812—13, als sie Washington einnahmen, theilweise zerstört. Die jetzt hinzugefügten Flügel, rechts und links, sollen nach dem Urtheile architektonischer Kritiker nicht im richtigen Verhältnisse zu dem Hauptgebäude stehen und die Harmonie des Ganzen stören. Auf den Besucher, der das Glück hat, nicht architektonischer Kritiker zu sein, macht das Kapitol, wie es sich darstellt, einen herrlichen, überraschenden Eindruck. Dagegen sind die inneren Einrichtungen desselben ihrer hohen Bestimmung vielleicht weniger entsprechend. So ist z. B. der Saal, in dem die Abgeordneten des Landes sich versammeln, verhältnißmäßig klein und niedrig, hat keine Fenster, das Licht fällt durch die Decke, die aus dicken, gefärbten Glascarreaux besteht. Des Abends wird der Saal durch Gaslicht oberhalb dieser Glasdecke beleuchtet. Die Rotunde unter der Domkuppel könnte schön sein, wenn sie nicht durch die elendesten Freskogemälde an den Wänden verunstaltet wäre. Zwei sehr schlechte in Oel ausgeführte Porträts in Lebensgröße schauen sich von den entgegengesetzten Seiten der Rotunde an: Washington und Grant. Eine solche Huldigung ist des Ersteren unwürdig und für den Zweiten kommt sie noch zu früh. — Ich habe das Kapitol einigemal besucht und fand dessen Räume stets durch Besucher, größtentheils Soldaten aus dem nahen Lager, gefüllt. Die häßlichen, braunen, thönernen Spucknäpfe, die man in allen öffentlichen Gebäuden aufgestellt sieht, waren hier des tabakkauenden Publikums wegen in reichlicher Zahl aufgestellt und trotzdem wurde das eckelhafte Ausspucken auf die Dielen nicht verhindert. Da alle Staatsgebäude dem Volke gehören, so benützt auch dieses sein Eigenthumsrecht sans discretion. Als ich eines Tages in der Rotunde durch mein kleines Binocle die Fresken betrachtete, wurde ich von einer Menge Soldaten umringt, die über das Instrument, welches sie wahrscheinlich noch nie gesehen hatten, mit einander in Streit geriethen, bis endlich der Eine es mir ohne weitere Einleitung aus der Hand nahm, mit den Worten: let me look. Als ich seiner Naivetät zu Hilfe kommen und ihm zeigen wollte, wie er es durch Bewegen der Schraube für sein Auge richten müsse, versuchte er es zwar, gab es mir aber gleich zurück mit der Aeußerung: it's all nonsense.

In den unteren Räumen des Kapitols ist eine Restauration vorhanden und eine lange Reihe von weißen Marmorbadewannen zum Gebrauche für die Abgeordneten, wenn sie zum Kongreß kommen, um sich abzuwaschen oder abzukühlen — je nachdem. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat im Kapitol keinen Sitz, nur ein einziges Mal erscheint er dort persönlich, um nach seiner Erwählung öffentlich auf dem Vestibule vor dem versammelten Volke die Konstitution zu beschwören, der er ebenso unterthan ist, wie der letzte im Volke...................

George Washington ist eine der geschichtlichen Größen, die ich seit meiner Jugend am höchsten verehrt habe. Ich wollte nicht von hier reisen, ehe ich das Haus besucht hätte, in dem er den Abend seines Lebens zugebracht hatte, in dem er gestorben ist und in dessen Nähe er begraben liegt. Mount Vernon, so heißt die denkwürdige Stätte, liegt im Staate Virginien auf dem rechten Ufer des Potomacflusses, ungefähr zwanzig Meilen von Washington entfernt. Auf einem kleinen Regierungsdampfboote fuhr ich mit einer Gesellschaft Amerikaner, von denen die meisten diesen Besuch zum ersten Male machten, den Fluß hinab. Der Potomac trennt den Staat Maryland von dem Staate Virginien.

Vor dem Ausbruche des Krieges bezeugten alle Schiffe, die an Mount Vernon vorbeifuhren, dem dort oben ruhenden Vater des Vaterlandes ihre Ehrfurcht, indem sie ihre Flaggen auf- und abhißten; gegenwärtig ist auch dieser Gebrauch in Vergessenheit gerathen. Der Landsitz war bis vor wenigen Jahren noch im Besitze der Familie Washingtons, jetzt aber hat die Regierung denselben gekauft. Während des Krieges war Mount Vernon eine Zeit lang von den ganz in der Nähe campirenden Konföderirten bedroht; später wurden einige Unionstruppen dorthin verlegt, um das Haus und das Grabmal zu schützen. Ein steiler Weg führt vom Flußufer hinauf zu dem Grabmal, welches sich etwas unterhalb des Wohnhauses befindet. Es besteht aus einem in größter Einfachheit aus Ziegelsteinen erbauten offenen Gewölbe, mit einem Eisengitter verschlossen, durch welches man zwei



Armen-Speisung.

Nach dem Oelgemälde von Siegert in Düsseldorf.

steinerne Sarkophage auf dem Boden stehen sieht; in dem einen ruht Washington, in dem daneben stehenden Martha, seine Frau. Einfache Inschriften bezeichnen Jahr und Tag der Geburt und des Todes. Der Kalkbewurf an der äußeren Mauerbekleidung war an vielen Stellen abgefallen. Gras und Gesträuch wuchert um die Grabstätte. Wenn wir in Europa in der Jetztzeit durch Errichten von Denkmälern, durch jährliche Festessen und Trinken, nebst obligaten Theatervorstellungen vielleicht zu viel Gepränge mit den großen Männern treiben, die wir nicht mehr besitzen, so gehen die Amerikaner jedenfalls in's andere Extrem. Das Grabmal Washington's in diesem Zustande ist ein Schandfleck für das Pietätsgefühl des amerikanischen Volkes gegen ihren größten Mann.

Das Wohnhaus, etwas höher gelegen, mit schattigen Bäumen umringt, hat eine hübsche, freundliche Lage mit reizender Aussicht auf den breiten vorbeiströmenden Potomacfluß und die Wälder Virginiens jenseits. Es ist ein sehr einfaches hölzernes Haus mit einer Veranda längs der ganzen Vorderseite. Die Fenster der Wohnzimmer bestehen aus ganz kleinen Scheiben, wie es wahrscheinlich damals Gebrauch war. Durch eine schmale, niedere Thür gelangt man zu einem mehr als bescheidenen Vorzimmer, aus dem eine enge kleine Treppe zu den Mansardenzimmern hinaufführt. In diesem Vorzimmer hängt an der Wand unter einer Glaskapsel ein halb verrosteter eiserner Schlüssel, eine der größten Trophäen der letzten hundert Jahre. Es ist der Schlüssel zur Bastille, den Lafayette Washington zum Geschenke gemacht hatte, und dieser Schlüssel, mit dem die damaligen Franzosen der Welt die Freiheit erschlossen, hängt jetzt hier unbeachtet und unbekannt, wie es die Freiheit dem heutigen Franzosen geworden ist. Das ganze Haus steht beinahe leer und der Besucher findet nur die kahlen Wände. Eine marmorne Kamineinfassung aus Italien hat bis jetzt noch ihren Platz behauptet. Auch ein altes Spinett, zu gebrechlich, um wegtransportirt zu werden, ist in einem leeren Zimmer als Beleg der Vergänglichkeit alles Irdischen übrig geblieben. In einem der oberen niedrigen Mansardenzimmer sieht man das Gestell des Bettes, in dem Washington gestorben ist; sonst ist im ganzen Hause nichts mehr vorhanden.

Man hat die Unschicklichkeit begangen, Kleidungsstücke, Waffen, Zelte und anderes Geräthe, die Washington angehört hatten, in einem der Säle des Patentbureau's in der Stadt Washington in einem gläsernen Schranke zur Schau zu stellen, statt, was viel passender und ehrfurchtsvoller gewesen wäre, Alles im Hause so zu lassen, wie es zu Zeiten Washingtons dort gewesen war. Das Haus, an und für sich schon so einfach und bescheiden, macht durch diese Oede und diesen Mangel an allem Hausgeräthe einen peinlichen Eindruck, der noch dadurch vermehrt wird, daß ein junger Soldat, der einen Arm im Kriege verloren hat, an der Thüre steht und den Besucher, wenn auch stillschweigend, zu einer Abgabe zwingt. Es ist unbegreiflich, daß ein Volk, welches so Großes im Kriege und im Frieden geleistet hat, sich in dem Andenken und in der Verehrung seines größten Mannes, so unwürdig und taktlos benehmen kann.

An diese Bemerkung anknüpfend, muß ich noch einige Worte über das Monument in Washington hinzufügen, das in Form eines ungeheuren Obelisken auf der niederen sumpfigen Insel im Potomacflusse angefangen, aber bis jetzt nur zu einem Drittel aufgeführt ist. Nach dem Originalplan sollte es das höchste Monument werden, das bis jetzt in der Welt errichtet wurde (mit Ausnahme der egyptischen Pyramiden). Die Form ist unschön, die Verhältnisse wären, wenn das Monument diese Höhe erreichen würde, unrichtig. Der unausgeführte Bau aber, zu dessen Weiterführung keine Gelder mehr vorhanden sind, noch Hoffnung, solche zu schaffen, da das Volk kein Interesse dafür zeigt, steht jetzt in der Mitte eines Feldes, auf dem das Vieh grast, das für die Potomacarmee hier geschlachtet wird, und bezeugt den gänzlichen Mangel des nordamerikanischen Volkes an Kunstsinn und Pietät..............

Der Verschwörungsprozeß.

Während meines Aufenthaltes in Washington wurde den Verschworenen, welche bei dem Komplot zur Ermordung Lincolns und der anderen Regierungsmitglieder betheiligt waren, der Prozeß gemacht. Die dazu ernannte Militär-Commission bestand aus einem Vorsitzenden und acht Mitgliedern, von denen sechs Generale und zwei Oberste waren. Der Generaladvokat und zwei assistirende Advokaten leiteten die Verhandlungen. Die Sitzungen fanden in einem alten Gefängnißgebäude statt, das dicht am Arsenal ungefähr eine Meile von Washington am Potomacflusse gelegen ist. Durch Vermittlung meiner Bekannten erhielt ich einen Platz in der inneren Abtheilung, wo die Militärmitglieder der Commission ihren Sitz hatten, wodurch ich in den Stand gesetzt war, den Verhandlungen dieses schauderhaften Drama's ohne große Beschwerde beiwohnen zu können, was bei der furchtbaren Hitze in dem mit Zuschauern überfüllten engen Raume sonst kaum möglich gewesen wäre.

Die Regierung hatte es für nöthig gefunden, eine bedeutende Militärmacht in dem Gebäude und dessen Nähe zu entwickeln; außerdem daß sämmtliche Zugänge mit starken Wachen besetzt waren, standen Schildwachen auf allen Gängen und Treppen. Ein ganzes Regiment hatte nahe dabei Lager bezogen und einige kleine Kanonenboote waren im Flusse postirt. Wahrscheinlich hatte man alle diese Maßregeln getroffen, um jedem Gedanken an gewaltsame Befreiung der Gefangenen vorzubeugen.

Der Hauptanstifter des Komplotes war ein junger Schauspieler, John Wilkes Booth, der durch sein einnehmendes Aeußere und seine ausgezeichnete Darstellung der Shakespeare'schen Helden der Liebling des Publikums überall, wo er auftrat, gewesen war. Was ihn eigentlich bewogen hatte, diese Schandthat auszuführen, ist schwer zu ermitteln, da er gleich nach vollbrachtem Mord entfloh und der Tod ihn erreichte, ehe er ein Bekenntniß ablegen konnte. Wirkliche tiefe politische Gründe sind bei ihm kaum vorhanden gewesen. Von Kindheit an war er an ein unstätes wüstes Leben gewöhnt; seine glänzendsten Erfolge hatte er in den großen Städten des Nordens gefeiert. In Washington, Philadelphia, Boston, Newyork war er der erklärte Günstling des Publikums und hauptsächlich der Damen. Außer den Bekanntschaften, die er durch seinen Beruf sich erworben, scheint er mit keiner

bedeutenden Persönlichkeit, weder im Norden noch im Süden, in intimer Verbindung gestanden zu haben. Zu dem Gedanken, den Präsidenten zu ermorden, war äußerst wahrscheinlich kein anderes Motiv vorhanden, als eine höchst überspannte, phantastische Eitelkeit, durch eine solche That seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Alle Personen, die er in sein Vorhaben hineingezogen hatte, waren ohne Ausnahme in jeder Beziehung unbedeutend. In seinem ersten Plane war es darauf abgesehen, den Präsidenten bei einer Ausfahrt oder auf einem Spaziergange plötzlich mit einigen Gehilfen zu überfallen und gefangen zu nehmen. Man hatte zu diesem Zwecke in dem unteren Theile der Stadt in einem kleinen Gartenhäuschen, welches nahe an dem Potomacflusse lag, einige Zimmer eingerichtet, unter welche Pulverfässer gestellt waren, um im Falle einer plötzlichen Entdeckung, durch das Anzünden derselben das Haus mit dem Präsidenten in die Luft sprengen zu können. Da es sich aber herausstellte, daß man auf diese Weise des Präsidenten nicht habhaft werden konnte, wurde einfach seine Ermordung beschlossen. Booth hatte mit erstaunlicher Ruhe und Sicherheit seinen Plan entworfen. Der Präsident wollte der Vorstellung zum Benefize einer beliebten Schauspielerin im Fort-Theater beiwohnen und sich bei dieser Gelegenheit auch dem Publikum zeigen, das so sehr gewünscht hatte, ihm seine Huldigung aus Veranlassung der von der Armee neuerlichst erfochtenen großen Siege darzubringen. Booth benützte diese Gelegenheit zur Ausführung seiner That. Am 17. April, Abends 8 Uhr, verfügte sich der Präsident Lincoln mit seiner Gemahlin in Gesellschaft eines Obersten und einer jungen Dame von seiner Verwandtschaft in das Theater. Bei seinem Eintritte in die Loge wurde er von dem ganzen Publikum mit enthusiastischem, nicht enden wollendem Jubel begrüßt. Booth befand sich im Parterre und war Zeuge dieses außerordentlichen Empfanges. Nach dem dritten Akte begab er sich in den Corridor, der zur Loge des Präsidenten führte, und wollte in dieselbe hineintreten, als der Thürsteher ihm bemerkte, das sei die Privatloge des Präsidenten. Booth antwortete ihm, er wisse das, er sei Senator und der Präsident habe ihn rufen lassen. Darauf trat er rasch in die Loge, blieb aber ruhig im Hintergrunde stehen und beschaute die darin Sitzenden, als der Oberst R. auf ihn zutrat und ihm im artigsten Tone bedeutete, das sei des Präsidenten Loge, folglich der Zutritt Niemanden gestattet. Booth erwiderte nichts, sah dem Präsidenten, der sich nach ihm umgewendet hatte, scharf in's Gesicht und entfernte sich wieder aus der Loge. Wie man später entdeckte, war in die Logenthür ein kleines Loch hineingebohrt, durch welches wahrscheinlich Booth die Stellung des Präsidenten genau beobachtete. Jetzt betrat er schnell die leere Abtheilung, die sich neben der Präsidentenloge befindet und nur durch eine Draperie von derselben getrennt ist. Mit der rechten Hand zog er plötzlich eine Pistole aus der Tasche, mit der Linken einen Dolch und schoß dem Präsidenten eine Kugel durch den Kopf. Dem Obersten R., welcher sich auf ihn stürzte, brachte er mit dem Dolche eine Wunde in den Arm bei, dann sprang er über die Logenbrüstung auf die Scene, wandte sich in echt theatralischer Haltung mit dem Dolche in der Hand an das Publikum und rief Sic semper tyrannis! und rannte hierauf hinter die Coulissen und durch eine in's Freie führende Thüre auf die Straße, wo er sich auf ein von ihm selbst dort bereit gestelltes Pferd schwang und entfloh. Unbegreiflich ist es, wie eine solche That in Gegenwart von Tausenden von Menschen hat stattfinden können, ohne daß der Thäter ergriffen wurde. Booth setzte seine Flucht in Begleitung seines Gefährten Harold fort, und trotzdem, daß er sich durch einen Fall das Bein gebrochen hatte, wäre er beinahe entkommen, indem er, nach dem Süden eilend, die Küste zu erreichen suchte, um sich auf ein Schiff zu retten. Durch die Beschädigung seines Beines aufgehalten, war er genöthigt, sich an einen Arzt, Dr. Mudd, zu wenden, der ihm einen Verband anlegte und seine weitere Flucht begünstigte. So gelangte er bis Garret-house, eine kleine Farmerwohnung in Nordkarolina. Seine Verfolger aber waren ihm schon einige Tage auf der Spur und überraschten ihn hier in der Nacht in einer Scheune, in der er sich mit Harold eingeschlossen hatte. Als man das Haus mit Cavallerie umringt und die Einwohner desselben gezwungen hatte, die Anwesenheit der Flüchtlinge anzugeben, wurden dieselben, nachdem die Scheune von Soldaten eng eingeschlossen war, durch Anpochen und Rufen aufgefordert, ihre Waffen herauszureichen und sich zu ergeben, widrigenfalls man die Scheune in Brand zu stecken drohte. Harold folgte der Aufforderung, aber Booth verweigerte hartnäckig, sich gutwillig zu ergeben. Er bat, man möchte ihm bloß die Chance lassen, im ehrlichen (!) Kampfe entweder sich durchzuschlagen oder wenigstens sein Leben mit den Waffen in der Hand so lange als möglich vertheidigen zu können. Da ihm dieß verweigert wurde, er aber hartnäckig auf seiner Forderung bestand, zündeten die Soldaten die Scheune an. Als die Flammen von allen Seiten aufschlugen und die Wände einstürzten, sah man Booth, auf eine Krücke sich stützend, mit einer Pistole in der Hand, stehen, und in demselben Augenblicke streckte ihn auch ein Sergeant mit einer Kugel nieder. Mit genauer Noth gelang es, ihn aus den Flammen hinauszutragen, und bald darauf verschied er. So endete ein Mann, der in wahnsinniger Eitelkeit einen Mord begangen und sein Leben mit einer Entschlossenheit und einem Muthe hingab, die einer besseren Sache würdig gewesen wären.

Zur selben Stunde, als der Präsident Lincoln im Theater ermordet wurde, geschah ein Attentat auf das Leben des Staatssekretärs Seward in seinem eigenen Hause. Seward, der einige Wochen vorher durch einen Sturz aus seinem Wagen sich die Kinnlade gebrochen hatte, lag in seinem Bette mit einem Apparat von Eisendraht um das Kinn, als der Mörder hereintrat, sich auf ihn warf und ihm mit einem Dolche mehrere Stiche im Gesichte beibrachte. Zuvor hatte er auf der Treppe einen Bedienten, der ihn aufzuhalten suchte, einen gefährlichen Stich in den Unterleib, und dem Sohn des Staatssekretärs, der ihn zurückweisen wollte, mit dem Kolben der Pistole einen Schlag auf den Hirnschädel versetzt, wodurch derselbe bewußtlos niederstürzte und lange nachher noch in Lebensgefahr schwebte.

Dem Mörder gelang es ebenfalls, aus dem Hause zu entkommen, sich auf ein Pferd zu werfen und aus Was-

hington zu entfliehen. In der Nähe von Washington stürzte er in der Nacht mit dem Pferde und irrte dann einige Tage in der Umgegend herum, bis er durch Hunger und Entkräftung gezwungen, wieder nach Washington zurückkehrte, um sich in dem Hause der Mrs. Surrat, einer Theilnehmerin an dem Komplot, zu verbergen, wurde aber hier bei seinem Eintritte von Polizeibeamten ergriffen, in demselben Augenblicke, als diese sich der Surrat bemächtigten.

Alle Hauptheilnehmer an der Verschwörung wurden in kürzester Zeit gefangen genommen: Payne, der das Attentat auf Seward beging, Mrs. Surrat, die Mitwisserin, in deren Haus die Verschworenen ihre Zusammenkünfte hielten, Atzeroth, Dr. Mudd, Spangler und Arnold wurden eingefangen und dem Gerichte übergeben. Von allen diesen ist Lewis Payne die bedeutendste Persönlichkeit. Ueber seine Herkunft und früheren Lebensverhältnisse ist beim Verhör nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Sein eigentlicher Name soll Powell gewesen sein. Die ganze Gestalt, groß, stark und muskulös, mit einem Halse, mächtig wie der eines Stieres, der nackt aus einer blauen Flanellblouse hervortrat; mit seinen breiten, in Eisen geschmiedeten Händen und Füßen, machte er trotz seiner Jugend den Eindruck eines wilden Thieres. Er legte ein vollständiges Bekenntniß seines Vorhabens ab, daß er den Staatssekretär Seward habe ermorden wollen, weil er es übernommen hatte, ohne weitere Erklärung darüber anzugeben, und in dieser trotzigen Haltung verblieb er bis zu dem Augenblicke, wo ihm der Strick um den Hals gelegt wurde. Harold, der treue Gefährte Booths, ein junger Mensch von 23 Jahren in schwärmischer Anhänglichkeit für diesen war zu allem bereit gewesen und hatte sich zu allem hergegeben, was Booth von ihm verlangt hatte. So folgte er ihm auch auf der Flucht und hielt bei ihm aus, bis die Scheune angezündet wurde, worauf man ihn dann gefangen nahm. Atzeroth hatte es übernommen, den damaligen Vizepräsidenten Johnson zu ermorden, wahrscheinlich durch das Versprechen einer großen Geldbelohnung gewonnen. Als es zur Ausführung kam, fehlte ihm der Muth und — Johnson war gerettet. Arnold sollte, nach dem früheren Plane, den Präsidenten gefangen nehmen und ihn in das oben bezeichnete Haus im Garten am Potomacflusse einsperren, um ihn dann später heimlich als Gefangenen nach Richmond zu schaffen. Als dieser Plan aufgegeben und die Ermordung des Präsidenten bestimmt wurde, hatte er die Theilnahme an dieser That abgelehnt. Spangler war ein Theatermaschinist, der im Einverständnisse mit Booth ihm bei seiner Flucht über die Scene Hilfe leistete und die Thüre zur Straße für ihn offen hielt, durch welche er entkam. Dr. Mudd war der Arzt, der Booths Fuß verband und ihm zu weiterer Flucht verhalf. Als thätigste Theilnehmerin an der ganzen Verschwörung erwies sich die Wittwe Mary Surrat. Sie hielt in Washington ein Wirthshaus, in welchem die Verschworenen alle ihre Pläne ausbrüteten, deren Mitwisserin sie von Anfang an gewesen. Durch Anfeuern und Aufhetzen hatte sie viel dazu beigetragen, die Theilnehmer in ihrem Vorhaben zu bestärken. Bei der Durchsuchung ihres Hauses fand man mehrere versteckte Pistolen und Dolche. Sie gehörte zu den exaltirtesten Frauen aus dem Süden. Ob sie — wie behauptet wird — außerdem noch in einem anderen Verhältnisse zu Booth gestanden habe, ist nicht aufgeklärt worden. O'Loughlin war bestimmt, den General Grant zu ermorden, wenn er, wie man glaubte, an demselben Abend mit dem Präsidenten im Theater erscheinen würde. Grant war aber am selben Tage verreist.

In Folge der Weitläufigkeiten der amerikanischen Prozeßformen und der Verhöre von 422 Zeugen, dauerte der Prozeß bis zum 6. Juli, also volle zwei Monate. An diesem Tage bestätigte der Präsident das von dem Kriegsgerichte gefällte Urtheil, welches Harold, Payne, Mrs. Surrat und Atzeroth zum Galgen verurtheilte; Dr. Mudd, Arnold und O'Loughlin lebenslängliche Einsperrung, Spangler Gefängniß auf sechs Jahre, allen vier bei harter Arbeit, zuerkannte.

Am 7. Juli wurde im Hofe des Gefängnisses das Schaffot errichtet, auf welchem die vier erstgenannten Personen mit dem Tode durch den Strang ihr Verbrechen büßten.

Ob nach europäischen Rechtsbegriffen ein Todesurtheil über dieselben ausgesprochen und vollstreckt worden wäre, möchte ich bezweifeln. Daß in den Vereinigten Staaten, wo man für das weibliche Geschlecht eine in vieler Beziehung übertriebene Rücksicht hat, eine Frau, die zwar Mitwisserin eines Mordes, aber nicht Theilhaberin an demselben gewesen, öffentlich zugleich mit drei Männern aufgehängt wurde, war ein Ereigniß, das bei vielen die tiefste Entrüstung hervorbrachte.

Erschütternd war die herzzerreißende Verzweiflung der unglücklichen Tochter der Mrs. Surrat, eines jungen Mädchens von neunzehn Jahren, das bis zum letzten Tage keine Ahnung davon hatte, daß ihre Mutter mit dem Tode könne bestraft werden. Als sie plötzlich am 7. Juli früh Morgens diese schreckliche Nachricht erfuhr, eilte sie zuerst in das Gefängniß zu ihrer Mutter, um Gewißheit zu erlangen, dann rannte sie in das White-house, um den Präsidenten um Gnade anzuflehen; als derselbe sie nicht empfing, versuchte sie sich Gehör bei seiner Gemahlin oder Nichte zu verschaffen und als auch dieses mißlang, warf sie sich auf die Haupttreppe nieder, um jeden Eintretenden durch ihre Verzweiflung zu einem Versuche bei dem Präsidenten zu bewegen, ihre Vorlassung auszuwirken. Wie sie endlich sah, daß alles vergebens sei, eilte sie wieder zurück zu ihrer Mutter in das Gefängniß und blieb dort, bis diese ihren letzten Gang auf das Schaffot antrat. Ein Sohn der Mrs. Surrat, der Theilnehmer an der Verschwörung gewesen war, hatte sich frühzeitig durch die Flucht nach Canada gerettet.

Wenn der Präsident das Urtheil des Gerichtes vollstrecken ließ, so müssen sehr triftige Gründe dafür vorhanden gewesen sein; — Johnson hat nicht den Ruf eines grausamen Mannes.

* * *

Später ist noch eine andere Persönlichkeit zum Galgen verurtheilt worden, nämlich der durch seine Grausamkeiten gegen die Kriegsgefangenen der Unionsarmee in Andersonville berüchtigte Kapitän Wirtz. Wenn auch nur ein

Theil der haarsträubenden Unmenschlichkeiten wahr ist, die er sich, wie man behauptet, gegen die unglücklichen Gefangenen dort hat zu Schulden kommen lassen, so ist seine Hinrichtung mit dem Strange eine vollkommen gerechtfertigte.

Lange hatte ich mich gesträubt, den Erzählungen von der Grausamkeit, mit der die Kriegsgefangenen der Unionsarmee im Süden behandelt worden seien, Glauben beizumessen. Durch die neuesten, an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchungen ist es aber dargethan, daß in Andersonville allein 13,000 Kriegsgefangene durch Hunger, Kälte und die quälendste Behandlung umgekommen sind. Die gerichtlichen, unter Eidesablegung gemachten Aussagen von mehreren tausend Menschen, welche dieses Elend durchgemacht hatten, lassen keinen Zweifel darüber zu.

Es ist schwer, eine Benennung für den Raum zu finden, in dem die Gefangenen eingesperrt waren: ein offener Platz von 25 Acres in Form eines länglichen Vierecks ohne Bäume oder irgend eine Art Obdach, mit sandigem und lehmigen Boden war mit einer Einfassung umgeben, die aus Baumstämmen von 20 Fuß Höhe bestand, welche dicht neben einander in die Erde eingerammt waren. An verschiedenen Stellen der Außenseite dieser Pallisaden waren oben Plattformen angebracht, auf denen die Schildwachen standen, um aus dieser Höhe alles beobachten zu können, was auf dem Platze vor sich ging. Innerhalb dieser Pallisade in einer Entfernung von zwanzig Fuß parallel mit derselben war eine niedrige Einfassung von Latten um den ganzen Platz angebracht, die „Todtenlinie" genannt. Jeder Gefangene, der es wagte, auch nur eine Hand oder einen Fuß durch die Einfriedigung durchzubringen, wurde von der nächsten oben postirten Schildwache niedergeschossen. Es ist notorisch, daß viele Gefangene, um ihren Qualen ein Ende zu machen, vorsätzlich die Todtenlinie überschritten und dann auch augenblicklich durch eine Kugel von allen ihren Leiden befreit wurden. Außerhalb der Pallisade stand ein Regiment Konföderirter im Lager zur Bewachung der Gefangenen und einige 100 Yards weiter entfernt waren an den vier Winkeln des Parallelogramms Batterien errichtet, deren Geschütze, mit Kartätschen geladen, in Bereitschaft waren, augenblicklich jeden gewaltsamen Befreiungsversuch der Gefangenen zu vereiteln. Ein morastig versumpfter Bach, fünf bis sechs Fuß breit, ging durch den Gefängnißplatz; an den seichtesten Stellen desselben waren die Abtritte angebracht. Aus den etwas tiefer liegenden Theilen des Baches mußten die Gefangenen ihr Trink- und Kochwasser schöpfen. Um dieses einigermaßen trinkbar zu machen, filtrirten sie es durch ihre eigenen schmutzigen Kleidungsstücke. Ohne anderes Obdach, als es sich die Gefangenen aus ihren eigenen Habseligkeiten herstellen konnten, waren sie im Sommer den glühenden Sonnenstrahlen, im Winter der Kälte, dem Schnee, Regen, Sturm und allem Ungemach der Witterung bei Tag und Nacht ausgesetzt. Die Ration bestand aus acht Unzen schlechten Brodes aus türkischen Weizen bereitet und zwei Unzen gesalzenen ranzigen Schweinefleisches. Zweimal wöchentlich wurde ihnen noch etwas Reis dazu gegeben. Täglich um vier Uhr Nachmittags kamen die Wagen mit diesen Nahrungsmitteln, wenn man sie so nennen will, an. Die Gefangenen wurden dann in Reih und Glied aufgestellt und die Rationen ausgetheilt, oft unordentlich, so daß viele unter ihnen gar nichts oder einen nur kleinen Theil erhielten. Von Hunger gequält, verschlangen die Gefangenen gewöhnlich auf der Stelle alles ihnen Gebotene und hungerten dann wieder bis zum nächsten Nachmittag. Oft waren 20,000 bis 30,000 Gefangene hier auf diese Weise zusammengesperrt. Die Folgen eines solchen schauderhaften Zustandes lassen sich mit Worten kaum schildern. Die wenigen Kleidungsstücke, die man ihnen bei ihrer Gefangennehmung noch gelassen hatte, waren bald durch Schmutz und Nässe verfault und hingen in Lumpen an ihren abgemagerten Gliedmassen herab. Halb nackt, ohne Fußbekleidung, durch Hunger, Unreinlichkeit und Ungeziefer gequält, wurden Tausende von ihnen nur durch den Todesengel von ihren Leiden erlöst. Viele verfielen in Blödsinn; — doch ich will dieses gräßliche Bild menschlicher Leiden und menschlicher Schuld nicht weiter ausmalen.

Es wurde der Untersuchungs-Kommission aufgetragen, zu ermitteln, ob diese Behandlung der Gefangenen durch unabstellbare Mängel bedingt gewesen oder durch bösen Willen oder vorsätzlichen Plan verschuldet worden sei und leider ist von der Kommission zum Theil das letztere dargethan worden.

Das menschliche Gefühl empört sich bei diesem Gedanken und man möchte wünschen, daß die Kommission sich durch Haß und Parteigeist habe verleiten lassen, eine Schilderung der Grausamkeiten abzufassen, wie sie kaum bei den wildesten Völkern hätten stattfinden können. Die Erklärungen, welche die Konföderirten darüber selbst abgegeben haben, sind leider zu ihrer Entlastung nicht genügend. Zwar ist es notorisch bekannt, daß ihre eigenen Truppen, besonders im letzten Jahre, an allem Nöthigen Mangel gelitten haben, doch aber war dieß nicht bis zu solchem Grade der Fall, daß man die oben geschilderte Behandlung der Gefangenen dadurch hätte entschuldigen können; zugegeben, daß die konföderirte Regierung sich außer Stand sah, eine so beträchtliche Anzahl derselben zu ernähren, so wäre das natürlichste Mittel gewesen, sie auf Kriegsparole zu entlassen; auch war dieses Auskunftsmittel vorgeschlagen, aber erst nach langem Weigern und Zögern von ihnen angenommen worden und zwar nur gegen Auswechselung ihrer eigenen Gefangenen. Daß man die Gefangenen Sommer und Winter ohne Obdach ließ, kann in keiner Weise entschuldigt werden, weil große Wälder in der Nähe waren und man sie selbst zum Fällen der Bäume und Aufbauen von Baracken hätte verwenden können. Endlich hätten dieselben aus ihrer Heimat Subsistenzmittel erlangen können, wenn es ihnen von den Konföderirten wäre gestattet worden. Sie erhielten aber nur den geringsten Theil von dem, was ihnen von ihren Verwandten zugeschickt wurde.

Kapitän Wirtz war Kommandant des Gefängnisses in Andersonville. Die Beschuldigungen und Anklagen gegen ihn mehrten sich so und riefen so laut um Rache für das namenlose Elend, in welchem er so viele tausend Menschen hatte umkommen lassen, daß die Unionsregierung gleich nach dem Kriege sich genöthigt sah, ihn gefangen zu setzen und in Washington vor ein Kriegsgericht zu

stellen, welches nach langer Untersuchung das „schuldig" über ihn aussprach und ihn zum Strange verurtheilte.

Die Gefangenen auf Belle-Isle, einer kleinen Insel im Jamesflusse, nahe bei Richmond, litten dieselben Qualen, wie jene in Andersonville. Zehn bis zwölf Tausend auf einem verhältnißmäßig noch kleineren Raume eingesperrt. Im Winter 1862 war die Kälte eine Zeit lang sehr streng. Die Gefangenen, ohne Obdach, lagerten sich in der Nacht auf der gefrorenen Erde in Schichten aufeinander, um sich dadurch gegen die Kälte zu wehren. Jeden Morgen waren einige von ihnen durch Erfrieren in den ewigen Schlaf hinübergegangen. Die Behandlung der Offiziere war im Ganzen nicht viel besser, als die der Gemeinen, nur hatten sie Obdach. In Libby wurde ein altes, dreistockiges Gebäude aus Ziegelsteinen, das früher Tabaksmagazin gewesen war, zum Gefängniß für sie bestimmt. Es befanden sich in demselben oft zwölf bis vierzehn Hundert Offiziere von allen Graden, vom Brigadegeneral bis zum Secondlieutenant zusammengepferchit. Es waren sechs Räume vorhanden, jeder von hundert Fuß Länge und vierzig Fuß Breite, in denen sie vertheilt waren. In demselben Raume, wo die Offiziere sich aufhielten und schliefen, mußten sie auch selbst kochen und waschen. Lange Zeit hatten sie weder Tisch, noch Stuhl, noch Bett, bis sie sich zum Theil solche mit eigenen Händen herrichteten. Die Rationen waren dieselben, wie für die Soldaten, eben so karg zugemessen und von eben so schlechter Beschaffenheit. Die Räume hatten viele Fenster, an denen Tag und Nacht von außen Schildwachen standen, die jeden, der sich dem Fenster zu nähern wagte, ohne weiteres niederschossen.



Don Carlos in Dichtung und Wahrheit.

Von **Hugo Schramm.**

Der Name jenes spanischen Infanten hat durch unseren großen Schiller einen Klang erhalten, der niemals verhallen wird. Und wie sollte er? Durch alle äußeren und inneren Bedingungen dazu bestimmt, eine große geschichtliche Aufgabe zu lösen, und nur durch eine einzige Leidenschaft — die Liebe zu seiner Stiefmutter — davon zurückgehalten, sehen wir Don Carlos in jener, von dem Geiste einer schmerzlichen stolzen Entsagung durchwehten und in eine hinreißende Sprache ausströmenden Dichtung sich von dieser Leidenschaft reinigen und die höchsten Güter, Liebe und Freundschaft, aus freien Stücken seinem erhabenen Zwecke, einem geschichtlichen Ideale zum Opfer bringen. Denn auch die Freundschaft war ihm in ihrer schönsten Gestalt nahe getreten. Das Ideal von Fürstengröße, Völkerglück und Welterneuerung hätte ja dem Sohne eines Philipp II. ungeträumt bleiben müssen, wäre es nicht einem enthusiastischen Freundschaftsentwurfe entsprossen, den ein Schwärmer in der Seele des Königssohnes entzündet hatte, um mit ihm das Jahrhundert in die Schranken zu fordern.

Zwar erregt jener Maltheserritter, der an das Gute in der Welt und darum an das Beste im Menschen glaubt, jener Marquis Posa, der eigentliche Held des Stückes, unser Interesse bei weitem mehr als der Infant selbst, aber auch diesem können wir unsere innige und lebhafte Theilnahme nicht versagen, denn immerhin kann doch nur einem schon von Natur edlen Charakter eine gleiche Empfänglichkeit für die reinsten Gefühle und erhabensten Ideen, wie sie Don Carlos besitzt, eigen sein.

Wie ist es da doch fast ein schmerzliches Gefühl, von der unbarmherzigen Hand der Geschichte den Nimbus vernichten zu sehen, den Schillers unsterbliches Werk um das prinzliche Haupt gewoben hat! Aber sollen wir nicht immer der Wahrheit die Ehre geben, wenn sie auch noch so hart klingt? Versetzen wir uns, nicht wie Schiller gebietet, nach Madrid, sondern nach dem reizend an den Ufern der Pisuerga gelegenen Valladolid, das einst die Residenz der Könige Spaniens war, bis es durch den Emporkömmling Madrid verdrängt und für immer in den Schatten gestellt wurde. Es gab eine Zeit, wo Valladolid 50,000 Einwohner zählte, jetzt hat es kaum 24,000. Hier starb 1506 Columbus, der Mann, dem die alte Welt eine Zwillingsschwester und Spanien ein Weltreich verdankte, in dem die Sonne nicht unterging, und hier wurden Philipp II. (1527), mit dem die spanische Sonne zu sinken anfing, und auch sein Sohn, Don Carlos (am 8. Juli 1545), geboren.

Wir befinden uns an dem Morgen eines schönen warmen Junitages des Jahres 1559 auf Valladolids Campo santo, und es gilt heute nicht die graziöse castellanada tanzen zu sehen, wohl aber einem echt altspanischen Nationalfeste beizuwohnen. Es ist ja schon vor vier Wochen unter Drommeten- und Paukenschall den wackeren Castiliern verkündigt worden, daß ein allgemeines Auto-da-Fé (Fest des Glaubens) gefeiert werden solle, „ein wahrhaft königliches Fest", wie die Chronikenschreiber sagen, welchem die verwittwete Prinzessin Donna Juana von Portugal mit dem Sohne ihrer schon vier Tage nach dessen Geburt verstorbenen Schwester Maria, dem ihrer Aufsicht übergebenen Prinzen Don Carlos, in Person beiwohnen wollen, um den König zu vertreten, der eben die Niederlande mit seinem Besuch beglückt. Die „heilige" Inquisition hat wieder einmal in ihrer „unerschöpflichen Barmherzigkeit" beschlossen — denn verdammte Seelen müssen ja aus den Flammen der Hölle gerettet werden — vierzehn Personen lebendig zu verbrennen, außerdem eine große Menge von Ketzern in's Feuer werfen zu lassen, die vorher erdrosselt worden sind, weil sie

ihre Irrthümer abschworen und daher als „gute Christen" sterben dürfen, und endlich noch bei dieser Gelegenheit sehr viele arme Sünder zu begnadigen und zur Aussöhnung zuzulassen, d. h. diesen zu gestatten, nachdem man ihr Hab und Gut konfiszirt hat, mit dem Sambenito bekleidet, barfuß, eine Kerze in der Hand, während des Opfertodes der Verurtheilten Buße thun zu dürfen, wodurch sie für sich, ihre Kinder und Kindeskinder bloß ehrlich gemacht werden. Aber sie bleiben am Leben: die väterliche Regierung des heiligen Gerichts hat ihnen nichts als die Mittel genommen, je wieder zu sündigen.

Sprecht ein leises Gebet für die unglücklichen Opfer und dann laßt eure Blicke über den heiligen Platz schweifen.

Auf seiner Ostseite erblickt ihr ein fünfzig Fuß langes Gerüst, hoch wie ein Amphitheater, für die Granden und Inquisitoren errichtet. Rechts vom Balkon desselben kommt ein zweites Amphitheater mit fünfundzwanzig breiten, von kostbaren Teppichen bedeckten Abstufungen für Staats- und andere Räthe. Ueber diesen Stufen und viel höher als der königliche Balkon steht der Thronsessel des General-Großinquisitors unter einem Baldachin von schwarzem Sammt mit Silberfranzen. Links vom Balkon der Prinzen und dem großen Amphitheater erhebt sich das Schaffot für die Verurtheilten. Auf diesem Schaffot steht in der Mitte ein kleineres mit zwei Kanzeln und, diesen gegenüber, zwei große, oben offene Holzkäfige, in welche die Verdammten geschoben werden sollen, während ein Beamter auf der einen Kanzel die Urtelssprüche vorlesen wird; auf der andern Kanzel soll, sobald das Molochsopfer seinen Anfang nimmt, von einem Mönche eine lange Predigt über die unerhörten Tugenden des heiligen Gerichts und dessen Nützlichkeit zur Ausrottung des Ketzerthums in der Christenheit gehalten werden. Endlich seht ihr in der Nähe des zweiten Amphitheaters einen Altar aufgebaut, wo schon von Sonnenaufgang an Messen für die Seelen der lebendig zu Verbrennenden gelesen werden.

Bereits am frühen Morgen haben Prinz Carlos und Prinzessin Juana, sowie die andern Mitglieder der königlichen Familie und die Hofdamen den königlichen Balkon eingenommen; andere Balkons zur Rechten und Linken sind von ausländischen Gesandten und den Großen des Reichs besetzt. Das fromme Volk aber hat sich noch früher auf den amphitheatralischen Stufen rings um diesen Circus zusammengedrängt. Und wären auch wir schon bei Sonnenaufgang hier gewesen, so hätten wir eine aus Kohlenbrennern, Dominikanermönchen und Inquisitions-Vertrauten bestehende Prozession ankommen sehen können, um neben dem Altar die Glaubensstandarte und ein grünes, mit schwarzem Flor umhülltes Kreuz aufzupflanzen. Sie hat sich dann schweigend, wie sie gekommen, wieder zurückgezogen, nur einige Dominikaner sind auf dem Schaffot zurückgeblieben, um ihre Gefährten abzulösen, welche daselbst die Nacht hindurch Todtenpsalmen gesungen haben.

Jetzt naht die große Prozession, die sich um acht Uhr aus dem Inquisitionspalast nach dem quemadero (der Brandstätte) mit langsamen Schritten und in folgender Ordnung in Bewegung gesetzt hat:

Voraus schreiten hundert mit Picken und Musketen bewaffnete Kohlenbrenner. Sie haben das beneidenswerthe „historische Vorrecht", am Auto-da-Fe thätigen Antheil zu nehmen und liefern dafür unentgeltlich das nöthige Brennmaterial.

Dann kommen die Mitglieder des Dominikanerordens, denen ein weißes Kreuz vorausgetragen wird.

Drittens die Glaubensstandarte, getragen vom Herzog von Medina Cöli, in Folge eines Vorrechtes seiner Familie und kraft seines Ranges als erster Inquisitionsvertrauter. Sie ist von rothem Damast und läßt auf der einen Seite das Wappen Spaniens, auf der anderen ein Schwert mit einem Lorbeerkranz in prachtvoller Stickerei sehen; unter den Sinnbildern steht aber: Justitia et Misericordia! (Gerechtigkeit und Barmherzigkeit!)

Hierauf folgen die Granden, die sich den Titel von Inquisitions-Vertrauten verdient haben, nebst den geistlichen und weltlichen Beamten der Inquisition.

Hinter diesen endlich die Verurtheilten, ohne Unterschied des Ranges, Alters oder Geschlechts, nach der Größe ihrer Strafen geordnet. Erst kommen die zu leichten Bußen Verurtheilten, barfuß und barhäuptig, in einem Sambenito von grüner Leinwand mit gelbem Andreaskreuz auf Brust und Rücken; nächstdem die zur Auspeitschung, Galeere oder ewigem Kerker Verdammten, eben so aufgeputzt wie die früheren; dann diejenigen, welche, Alles gestehend und beichtend, was man von ihnen verlangte, die Gnade erhalten haben, vor dem Verbrennen erdrosselt zu werden. Ihr Sambenito und ihre Coroza (eine drei Fuß hohe Mütze aus Pappe) sind mit Teufelsfratzen und Flammen bemalt, deren Spitzen abwärts züngeln. Zuletzt kommen die Verstockten, die Rückfälligen, kurz diejenigen, welche lebendig verbrannt werden sollen, in derselben Tracht wie die Vorhergehenden, nur daß die Sinnbilder des ewigen höllischen Feuers auf ihren Sambenito's aufwärts lodern. Alle, ohne Unterschied ihrer Strafe, tragen brennende gelbe Wachskerzen in den Händen und jeder von ihnen ist von zwei Mönchen und zwei Vertrauten bewacht. — Hinter den lebendigen folgen aber auch die todten Opfer der Inquisition, nämlich die Abbilder derjenigen, die im Kerker an der Folter gestorben und den Tag des Auto-da-Fe's nicht erlebt haben. In hölzernen Koffern trägt man ihre Gebeine nach, um sie sammt ihren Bildern aus Pappe den Flammen zu übergeben.

Eine große Cavalcade, bestehend aus Räthen, Inquisitoren und Prälaten auf schön geschmückten Rossen beschließt den Zug, dem, von seiner Leibwache umgeben, der General-Großinquisitor nachfolgt.

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen haben, tritt Todtenstille ein und ein Geistlicher beginnt Messe zu lesen. Hierauf steigt der in ein violettes Ornat gekleidete General-Großinquisitor von seinem Thron, zieht seinen Talar und die Mitra an, nähert sich mit feierlichen Schritten dem königlichen Balkon und befiehlt dem Prinzen, den bei solcher Gelegenheit üblichen Eid zu leisten. Alle erheben sich sofort von ihren Plätzen und Don Carlos spricht, stehend, mit entblößtem Haupte und mit lauter andächtiger Stimme:

Ich gelobe und schwöre bei meinem Glauben und mei-

nem königlichen Wort, aus allen meinen Kräften die katholische Religion zu vertheidigen, die Ketzer und Abtrünnigen zu verfolgen; Schutz und Beistand zu leisten dem heiligen Gericht, auf daß die Schuldigen stets und überall, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Geburt und Rang, ergriffen werden mögen!

Und der General-Großinquisitor antwortet:

So helfe Gott Eurer Hoheit, wenn sie die Wahrheit gesagt hat!

Darauf wendet er sich gegen das Volk und wiederholt in des Infanten Namen die eben ausgesprochene Formel. Das Volk aber sagt in lautem Chor „Amen" dazu. Seht doch auf Don Carlos! Seht, wie dieser Jüngling mit größter Seelenruhe, nein, sogar mit dem Ausdruck höchster Genugthuung und Schadenfreude dem „heiligen" Ferdinand nachahmt und ein Reisigbündel ergreift, um es auf den großen Scheiterhaufen zu werfen, der zuerst angezündet werden soll. Hört, wie dazu das Volk ein nicht enden wollendes Vivat schreit!

Der Großinquisitor nimmt wieder seinen Thron ein, ein Dominikaner besteigt die Kanzel und hält seine Predigt und zugleich werden auf der anderen Kanzel die Urtelsprüche verlesen. Darauf erhebt sich der Großinquisitor abermals und ertheilt in seiner unerschöpflichen Barmherzigkeit allen Verdammten die Absolution, dem gläubigen Volke aber seinen Segen. Die „guten Christen" werden nun vom Henker erdrosselt, die andern aber dem weltlichen Arm übergeben, auf einen Esel gesetzt und nach dem Scheiterhaufen geführt.... Bald mischt sich die schauerliche Stimme der knisternden Flammen in den Chorgesang der Mönche und in das dumpfe Todtengeläut, das von den Glockenthürmen aller Klöster der Stadt und des Campo santo ertönt....

Wo ist er nun, der Don Carlos Schillers?

Es ist eben nur ein erdichteter Don Carlos, das Produkt einer edlen Poetenphantasie, zu dessen Hervorbringung das Lesen von St. Reals »Histoire de Dom Carlos« gereizt hat, eine Geschichte, die nichts weiter ist, als ein buntes Machwerk, dem alle historische Treue und Charakteristik fehlt, eine mit selbsterfundenen Zusätzen zu einem Ganzen zusammengefügte Erzählung von Anekdoten. Die wahre Kenntniß von dem geschichtlichen Don Carlos hätte Schiller auch schwerlich haben können, da es erst den Historikern der neueren und neuesten Zeit gelungen ist, das über diesem Prinzen schwebende Dunkel zu lichten. Die genauesten Forschungen haben aber ergeben, daß der Infant ein widerwärtiger, unter der jahrelangen, fast ausschließlichen Obhut seiner Tante gänzlich verwahrloster Bube gewesen ist, faul, boshaft und tückisch, gemein, von den rohesten Wuthanfällen*) beherrscht, der nur in seiner Gehässigkeit und Grausamkeit mit seinem stets bedeutsamen Vater Aehnlichkeit gehabt hat. Als der Vater endlich aus den Niederlanden zurückkam, war es zu spät, den Sohn an eine strengere Zucht zu gewöhnen. Und indem der mißtrauische, unbeugsame, stets unbedingten Gehorsam heischende Philipp II. seinem Sohne zur Befriedigung seines ungestümen, ehrgeizigen Dranges nach Thaten und Selbständigkeit jede Gelegenheit zu entziehen suchte, vermehrte er nur dessen leidenschaftliche Reizbarkeit und ließ den ohnehin Kränklichen und nur mit geringen geistigen Anlagen Begabten sich in seiner Begierde ganz verzehren. Der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden sollte seine Katastrophe beschleunigen; denn, da des Infanten dringendes Gesuch, in die Provinzen abgesandt zu werden, nicht gewährt ward, so faßte er den Plan, sich heimlich aus dem Reiche zu entfernen, um sich der Gewalt des Vaters zu entziehen. Philipp erhielt aber davon Kunde und fürchtete, Don Carlos möchte sich wohl gar mit seinen Feinden verbinden wollen. Als nun dieser vermuthete, Don Juan d'Austria, dem er seine Entwürfe mitgetheilt, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, habe dieß getäuscht und seine Pläne dem König verrathen, wußte er zu bewirken, daß derselbe eines Tages mit ihm auf sein Zimmer kam. Hier aber, mit den Worten: Jetzt, Verräther, will ich mich rächen! — zückte der Prinz den Dolch. Don Juan wehrte jedoch mit dem einen Arme den Stoß ab und stieß mit dem anderen den Angreifenden zurück, um ihm dann geschickt auch die Mordwaffe zu entwinden. Er hielt sie ihm unter die Augen und sagte: Ich würde Euch übel belohnen, nähme ich nicht Rücksicht auf Euren Vater! — Mit dem Dolche ging er aber augenblicklich zu dem König und dieser benutzte diese Gelegenheit, um Don Carlos für immer als Thronfolger zu beseitigen. Er ließ ihn gefangen nehmen, begnügte sich indessen damit, statt ihn sofort an Gift sterben zu lassen, die mehrmonatliche Haft die geflissentlich beförderte Verzweiflung und namentlich diätetische Excesse des Prinzen das Henkeramt vertreten zu lassen. Denn als derselbe eines Tages bei einer Mahlzeit nach mehreren anderen Schüsseln eine ganze mit vier Feldhühnern gefüllte Pastete verzehrt und darauf einen ganzen Tag lang Schneewasser getrunken hatte, bekam er die Brechruhr und starb am 24. Juli 1568. Wenige Monate nachher starb auch seine Stiefmutter Elisabeth, deren Verhältniß zu ihrem Gemahl jedoch nie durch eine andere Leidenschaft getrübt worden ist.

*) So geschah es einmal während seines nächtlichen Umherschweifens, daß Wasser aus einem Hause auf ihn herabgeschüttet wurde. Dafür befahl er, die Bewohner dieses Hauses sofort zu tödten und das Haus in Brand zu stecken. Dem mit diesem Befehl beauftragten Beamten gelang es nur dadurch, den Prinzen zu beschwichtigen, daß er ihm sagte, es würden soeben in dem Hause einem tödtlich Kranken die Sterbesakramente gereicht. — Als ihm ein anderes Mal ein Schuster Stiefel gebracht hatte, welche ihm nicht gefielen, befahl er, die Stiefel in kleine Stücke zu zerschneiden, zu kochen und sie von dem unglücklichen Manne auffessen zu lassen. — Auf nicht weniger als sechs Personen hat Don Carlos Mordanfälle gemacht!



Italienische Baustile.

Von Gustav Conz.

1. Am Nemi-See.

Unten am Nemi-See, wo die steil abfallenden Berge, die sein stilles blaues Becken rings umschließen, oft nur einen schmalen Uferrand übrig lassen, von dem uralte immergrüne Eichen ihre langen Aeste über's Wasser hinausstrecken, entdeckte ich bei einem Spaziergang die reizende Villa, die hier abgebildet ist. Ihr Besitzer war Filippo und war droben in Genzano zu Hause. Er hatte sie sich aus Stroh und Farrenkräutern selbst gebaut, um, wenn er mit seiner Familie im Wald oder auf einem der wenigen Felder am See beschäftigt war, einen kühlen Ort zur Siesta und einen trockenen zum Nachtlager zu haben. An strengen Stil hat er sich dabei, wie man sieht, nicht gehalten, aber so malerisch war sein Bauwerk ausgefallen, daß ich mir nicht versagen konnte, es zu zeichnen und hier zu veröffentlichen.



Franz Schubert.

Von Ludwig Loose.

(Mit Porträt)

Bei dem unerquicklichen Zwiespalt, der noch immer in unsern tonkünstlerischen Bestrebungen herrscht, wo ein ehrlicher Musikus oft den Boden unter den Füßen zu verlieren meint, wenn jedes kaum mühsam errungene Neue durch diametral widersprechende Urtheile der Gegenpartei sogleich wieder in Frage gestellt wird, bietet sich der einzig positive und darum gar tröstliche Ersatz für das von der Gegenwart Versagte in der Beschäftigung mit den Erzeugnissen einer früheren, reicheren Kunstperiode, aus deren, bis jetzt nur in ihren hervorragenden Denkmalen uns näher bekannten Verlassenschaft noch so mancher Schatz zu heben, so manche interessante Erscheinung in ihrer Tragweite zu beleuchten ist. Und während die Einen heutzutage für Mozart, Haydn und den ersten Beethoven, Andere für den zweiten Beethoven, Schumann und Liszt, die Einen für Spohr, Weber und Mendelssohn, die Andern aber für Meyerbeer, Flotow und Offenbach ihre Sympathieen verfechten, während der Tonsetzer beim Schaffen selbst fortwährend besorgt sein muß, daß ihm nicht von dieser oder jener „Richtung" ein ästhetischer Vernichtungsspruch zugeschleudert wird, ob sein Gewähltes nicht als gequält, das Populäre nicht als trivial erscheinen könnte, und während unter allen diesen Rücksichten, die wie die Falleisen eines strengen Preßgesetzes den einsamen Produzenten umlauern, gar kein recht gesundes, lebensfähiges Kunstwerk mehr zu Stande kommen will — während all diesen Jammers wenden die Jünger jeglicher Tendenz ihre Blicke gern rückwärts zu jenen Meistern, welche hoch über jedem Zweifel erhaben, von keiner Partei ausschließlich für sich beansprucht werden können; es seien dieß — nachdem es dem beiderseitigen Fanatismus leider gelang, Beethoven gleichsam zu spalten und der Gegenpartei das minder geachtete Stück davon vorzuwerfen — nur noch Bach und Schubert, beide sich so direkt entgegengesetzt, wie die Polyphonie und Homophonie selbst, die ja in Beethoven ihre höhere Vermählung feiern, beide aber in ihren speziellen Gebieten noch unübertroffen und beide das musikalische Interesse besonders deßhalb in hohem Grade fesselnd, weil ihre Werke noch viel zu wenig gekannt sind und wir bei deren Durchforschung mit jedem Schritte neue Schönheiten entdecken. Während aber der Meister der Polyphonie, J. S. Bach, bereits in einer würdigen, uns die genaueste Korrektheit und Vollständigkeit verbürgenden Ausgabe hervortritt, liegt uns von Franz Schuberts Werken, den wir Jenem in vieler Hinsicht als Meister der Homophonie gegenüberstellen können, kaum die Hälfte gestochen vor, und davon Manches in unvollständigen und unkorrekten Ausgaben. Solch ein Umstand könnte in Beziehung auf Schuberts Stellung zur Kunstgeschichte, worüber in dieser Skizze Einiges zu sagen wäre, gerade nicht ermuthigend wirken; jedoch geben bereits die allgemein bekannten Werke dieses Tondichters ein so prägnantes Bild seines künstlerischen Charakters, daß auch die unbekannten, zudem großentheils seinen ersten Schaffensperioden angehörigen, wie es scheint, das gewonnene Resultat zu größtem Theile nur bestätigen würden.

In jener Zeit, wo J. S. Bach und Mozart bereits hinübergegangen waren, wo Haydn, wie vor ihm Händel und Christian Bach, nach ihm Spohr, Weber und Mendelssohn, das Inselreich jenseits des Kanales durch und für den deutschen Tongeist eroberte, wo der Feuerhauch der neuen Zeit, über den Rhein herüberwehend, zuerst den jungen Beethoven'schen Genius zu weltbewegenden Tonoffenbarungen entflammte — in jener Zeit wurde dem Schullehrer bei der Pfarrei zu den vierzehn Nothhelfern in der Wiener Vorstadt Lichtenthal, Franz Schubert, am 31. Januar 1797, ein Sohn geboren, welcher in der Taufe die Namen Franz Peter erhielt. Der Knabe wuchs unter zahlreichen Geschwistern in jenen ärmlichen Verhältnissen auf, welche auch damals schon der Schulfrage als düstere Illustration zur Seite standen, und die edle Musika, worin der kleine Franz von seinen damaligen Lehrern bald nichts mehr zu erlernen hatte, war der alleinige Reiz dieses bescheidenen Dahinlebens. Nachdem der Knabe auch durch zahlreiche Kompositionsversuche seine Begabung dargethan hatte, brachte ihn der Vater als Diskantisten in die kaiserliche Hofkapelle und damit als Zögling in's Stadtconvikt. Von 1813 — 17 genoß Franz den Unterricht Salieri's, eines der Hochmeister jenes pompös-tragischen Opernstiles, der von Gluck in's Leben gerufen, von Cherubini und Spontini zum höchsten Glanze geführt ward und dessen letzter Vertreter vor einigen Jahren in Chelard gestorben ist. Wenn auch nicht Salieri's direkter Veranlassung, so doch dem Einflusse seiner Richtung verdanken wir zunächst den hochdramatischen Zug in vielen Schubert'schen Gesängen, dann die zahlreichen Opern Schuberts, der aber leider mit zu wenig Kritik ganz undramatische Libretto's annahm, eine Fülle köstlicher Musik daran verschwendete und schließlich auf der deutschen Bühne doch niemals heimisch wurde. Da wir deßhalb auch später keinen Anlaß mehr haben, von Schuberts Opern zu sprechen, so wollen wir dieselben gleich hier aufzählen, und zwar nach der Zeit ihrer Entstehung: Des Teufels Lustschloß (1814), der vierjährige Posten, Fernando, Claudine von Villabella, die beiden Freunde von Salamanca, der Spiegelritter, der Minnesänger, Adrast (1815), die Bürgschaft (1816), die Zwillingsbrüder, die Zauberharfe, Sakuntala (1820), Alfonso und Estrella (1822), Fierrabras und die Verschworenen (1823). Die drei letztgenannten sind die reifsten und bühnengerechtesten, auch vollständig ausgearbeitet, während viele der andern theils nur in Skizzen theils gar nicht mehr vorhanden sind. Doch sieht man, daß Schubert bei Zeiten fühlte, daß die Oper nicht sein Beruf war und sich andern Stilgattungen widmete, vor allem dem deutschen Liede.

Doch auch als Liederkomponist ist Franz Schubert nicht so vom Himmel gefallen, wie es heutzutage beim ersten Blicke scheinen möchte. Vergleicht man seine früheren Gesänge, welche theils in hausbackenen Strophenliedern in der damaligen philiströsen Weise, theils in cantatenartigen, an Haydns „verlassene Ariadne" gemahnenden Scenen bestehen, mit den späteren gereiften, so findet man in letzteren eine succesfive, immer mehr gelungene Verbindung beider Elemente: da ist noch die volksmäßige Melodie des alten Strophenliedes, welche allerdings für jede Strophe noch so weit als möglich gleich bleibt; sobald aber Worte oder Gesammtstimmung eine Modulation verlangen, so spricht sich diese bald durch eine andere Begleitung, bald durch eine fremde Tonart, bald in geänderter Singweise aus; das bleibt jedoch fast immer im gleichen Rahmen; oft wahrt die Begleitung durch ruhig stetigen Rhythmus die Einheit des Ganzen. Und wie Schubert in so Manchem an J. Haydn gemahnt, so erinnern auch diese, die starre alte Strophenform gleichsam flüssig wiedergebenden Gesänge an Haydn's Rondo's, worin sich die, sonst so zu sagen unverkocht nebeneinander stehenden Variationen über ein Thema in lebendiger Folge auflösen; damit ist ein entscheidender Schritt gethan zu jener Hauptaufgabe der musikalischen Architektonik, nach welcher durch scheinbare Unordnung die strengste Symmetrie durchschimmern soll; doch ist die Lehre vom innern Gleichgewicht verschiedener Tongruppen auch heutzutage noch nicht systematisch entwickelt. Dazu hat nun Schubert es zuerst getroffen, der volksthümlichen Melodie jene Gesammtstimmung, welche sonst ein Vorzug des ausgeführten Kunstliedes war, durch die Begleitung zu unterlegen und hat damit seinen Nachfolgern eine unerschöpfliche Quelle von charakteristischen, stets wohlklingenden Begleitungsfiguren erschlossen, welche dann auch getreulich in Klaviersolo's 2c. benützt wurden. Als hervorragende Beispiele jener Verbindung des volksthümlichen Strophenliedes mit charakteristischer Begleitung nennen wir besonders: Frühlingsglaube, die Sterne, Pax vobiscum, im Abendroth, am Meere, Fischers Liebesglück und viele in der schönen Müllerin und Winterreise, darunter auch jener Lindenbaum, dessen Hauptmelodie Silcher im Satz für vier Männerstimmen unter seinen Volksliedern herausgab, ohne Schubert dabei zu nennen, so daß jenes unsterbliche Lied auch jetzt noch häufig unserm guten Silcher zugeschrieben wird. Gewiß hat der Mann nichts Schlimmes dabei gedacht, als er seine selbstkomponirten „Volkslieder" unter andern vermischt erscheinen ließ; doch ward dadurch der „Sänger aus dem Volke" in seinem Urtheil unsicher und deßhalb möchten wir alle jene vor ähnlichen Manövern warnen, welche sich's gerne gefallen ließen, durch Bearbeitung packender Volksweisen auch des Verdienstes ihrer Erfindung theilhaftig zu werden.

Aber neben Schuberts volksthümlichen Gesängen stehen auch zahlreiche Kunstlieder in des Wortes Vollbedeutung, Schöpfungen, worin ein durch Inhalt und Form bedeutendes Gedicht, erfaßt von der unwiderstehlichen Gewalt des Genius in all seinen Tiefen, durch die großartigsten Mittel der Tonsprache vor uns in hinreißender Wahrheit und Lebendigkeit wiedergeboren wird. Da treten wohl die schulgerechten Forderungen von Einheit der Tonart 2c. zurück, wie z. B. in der Gruppe aus dem Tartarus; Melodie, Rhythmus und Begleitung folgen in ewiger Ebbe und Fluth der Situation und Leidenschaft; Recitative, Arioso's, großartige Ritornelle wechseln in diesen majestätischen Balladen mit den süßesten Cantabiles und Adagio's. Die erste derselben ist der „Erlkönig", nicht nur in chronologischer, sondern auch in ästhetischer Rücksicht, da auch die akademische Regel rhythmischer Einheit darin auf's strengste eingehalten ist. Bekanntlich trug M. Vogl*) 1821 diese Ballade im Kärthnerthor-Theater mit solchem Erfolge vor, daß sich dem, bis dahin ziemlich unbekannten Tonsetzer plötzlich die dauernde Aufmerksamkeit der musikalischen Welt Wiens zuwandte. Gleicher Wirkung fähig zeigten sich später auch „die junge Nonne", „die Sehnsucht", „Grenzen der Menschheit", „die Allmacht", „das Heimweh", „Viola", „Waldesnacht" und viele andere, zu deren Vorführung es nur hie und da intelligenterer Sänger bedürfte, als der übliche Opernschlendrian sie aufzieht. Solch einer der seltenern Gesangsmeister war es, der den Schreiber dieses zur Umarbeitung des Textes der „Waldesnacht" veranlaßte; die bis zur Unverständlichkeit abstrakten Schlegel'schen Verse, deren einziges musikalisch brauchbares Motiv unsern Schubert zu einem erschütternden Sturmgemälde begeisterte, verwirrten noch jedesmal die Phantasie, und durch die Unmöglichkeit poetischen Verständnisses wird stets auch der musikalische Genuß verleidet.

Auch an mehrstimmigen Gesängen hat uns Schubert eine reiche Auswahl hinterlassen; von jenen für Männerstimmen nennen wir vor allen den „Gesang der Geister über den Wassern", ein wahrhaft titanisch empfundenes Stück, das leider nur selten gut gehört wird; die gar hoch liegenden Tenore klingen, weil meistens zu dünn besetzt, so erbärmlich und hungrig darin, daß einem mitleidigen Hörer selbst der Hals dabei weh thut; besser wirken die „Nachthalle" und der „Nachtgesang im Walde", letzterer mit seinen vier Hörnern eine gar köstliche Schöpfung. Für Frauenstimmen erwähnen wir den ganz seraphisch klingenden 23. Psalm und das fein humoristische fünfstimmige Ständchen von Grillparzer. Für gemischte Stimmen ist zunächst das süß melodische „Gebet vor der Schlacht" zu empfehlen, dann die Chöre zu „Rosamunde", und das kleine Quartett „des Tages Weihe", mit Begleitung von Klavier, Violine und Violoncell. Der durch Schubert erzielte Fortschritt besteht in diesen mehrstimmigen Gesängen, ähnlich wie in den einstimmigen darin, daß das Gedicht nach seinen Details wie in seiner Gesammtstimmung zu vollkommenerer Geltung gelangt, als vorher üblich war, und melodischer Reiz, kühne Harmonik, sinnreiche Begleitung und wohlbedachte Stimmführung zusammenwirken, um eine Art von Vokalwerken hinzustellen, welche ebenso poetisch in ihrer Empfindung, wie einschmeichelnd für die Sinne und dankbar für die Stimmen sind, und zuerst dem Bedürfniß

---

*) Es ist übrigens nur einer Männerstimme und zwar nur einer vollkommen geschulten, welche in allen Lagen, sei's nun Falsett, Brustton oder mezza voce, gleich gut an- und ausspricht, die Bewältigung dieser Ballade möglich, welche für Vater, Kind, Geist und Erzähler vier verschiedene Farben verlangt, wie sie einer Sängerin nie völlig zur Verfügung stehen können.

nach kleineren vokalen Konzertstücken entgegenkamen, durch das seitdem die bezüglichen Meisterwerke eines Mendelssohn, Schumann, Hiller, Gade, Rubinstein, Brahms rc. hervorgerufen wurden. Ja nicht nur diese Gattung, sogar den Stil manches modernen Meisters haben wir unserm Schubert zu verdanken; welch liebevolles Denkmal hat z. B. Franz Lachner fast in jedem Opus seinem Wiener Freunde gesetzt!

Die vokale Hinterlassenschaft Schuberts ist, um es nochmals zu sagen, so reichhaltig, daß wir in ihr zu dem reichen Vorrath instrumentaler Hausmusik, die uns Haydn, Mozart und Beethoven geschenkt, den Bedarf nach ähnlicher Hausmusik für den Gesang völlig gedeckt besitzen. Aber auch jene instrumentale Erbschaft vermehrte er durch eine Anzahl von Meisterwerken, welche einerseits an die tiefsten Offenbarungen des Beethoven'schen Geistes hinreichen, während sie andrerseits durch ihre sinnliche, immer aber durch einen poetischen Hauch verklärte Anmuth die Grundlage unserer heutigen „vornehmeren" Hausmusik, d. h. der Salonmusik bilden. Zu letzterer Gattung gehören die geistreichen Impromptu's und Moments musicals, die herzlichen Ländler und Walzer; unter letztern ist der berühmte „Sehnsuchtswalzer", lange Zeit Beethoven zugeschrieben, ähnlich wie Webers sogenannter „letzter Gedanke", der Reissigers wo nicht erster, doch vielleicht bester war; aber spekulative Verleger erfüllen oft das Wort der Schrift: Wer viel hat, dem wird Alles gegeben; wer wenig hat, dem wird auch das Wenige genommen. Aehnlich handelt die Nachwelt, welche einem Homer oder Guido von Arezzo auch noch die Verdienste ihrer kleineren Zeitgenossen zudichtet, um sich nur möglichst viel unter einem Namen denken zu können; sieht sich ja doch auch manche Gruppe von fast gleich hohen Bergen in der Ferne wie ein einziger Berg an und kursirt unter dem Namen des höchsten darunter. Um so gewissenhafter ist darauf zu sehen, daß die Verdienste eines Genius wie Schubert, der Beethovens auf dem instrumentalen Gebiet vollendete That, die Befreiung der deutschen Musik vom welschen Joche, auch auf dem vokalen siegreich durchführte, während eben so gleichzeitig auf dem Schlachtfelde das germanische Element seine Freiheit vom romanischen erkämpfte — daß der mächtige Einfluß Schuberts auf die Musik, insbesondere die Harmonik des 19. Jahrhunderts nicht einstmals geläugnet werde und der Riesenschatten eines Beethoven unsern lieben Liedersänger verdunkle. Hat doch dieser Liedersänger auch mehrere Klaviersonaten geschaffen, die in unserer Zeit, wo die Sonatenschreiber auszusterben drohen, wie die Möpse von doppeltem Werthe sind, und manchen verwöhnten Feinschmecker noch mehr interessiren, als die allbekannten, in ihrer Untadelhaftigkeit und olympischen Klassizität alle individuelle Sympathie stolz verachtenden Mustergebilde Beethovens. Wen entzückten nicht die drei ersten Sätze der A-moll-Sonate Op. 42 mit ihren dämmerungsschwülen Schauern, die beiden ersten Sätze der letzten B-dur-Sonate, mit den rhapsodisch abbrechenden, schwer athmenden Klagerufen oder das erste Thema der A-moll-Sonate Op. 143, das wie ein geharnischtes Gespenst der nordischen Sage in weiten Schritten vorüberzieht! Und nun erst die vierhändigen Stücke, wie die F-moll-Fantasie, das ungarische Divertissement, die herrlichen Märsche, das große Duo und die „Lebensstürme"! Braust nicht aus jedem ein ganzes Orchester? Scheinen sie nicht nur aus Mangel an Zeit, weil immer wieder neue Gedankenschaaren nachdrangen, in diesen engen Rahmen gebannt und ihrer Erlösung in Partitur sehnsüchtig entgegenzuseufzen? Auf denn, ihr deutschen Kapellmeister! Was klagt ihr immer über Mangel an Stoff für eure Sinfoniekonzerte? Führt zunächst auf, was Schubert'sches von Liszt, Joachim u. A. schon trefflich instrumentirt ist, orchestrirt dann Weiteres und erstaunt endlich, welche nie veraltende Zugkraft in den Inspirationen unseres Wiener Meisters sitzt! Seine Streichquartette in D-moll und G-dur, das Oktett in F und vollends das große Quintett mit zwei Celli's in C-dur sind in ihrer Art ebenfalls wieder Proben einer unerschöpflichen Erfindung, welche jeden Augenblick den selbstgewählten, engen Rahmen zu sprengen droht, um in das offene Meer der Sinfonie auszumünden. Und betrachten wir nun diese Schubert'sche Sinfonie in C-dur, die siebente in der Reihe, die einzige, die uns vollständig vorliegt: Reicht sie in äußerem Umfang wie innerem Gehalt nicht völlig an jene neun des Großmeisters und ist doch wieder ganz anders? Um nur einen Unterschied hervorzuheben: jene neun wehren sich gegen jegliche Deutung und auch der scharfsinnigste Beethoven-Erklärer kommt sich ihnen gegenüber bald vor, wie Polonius mit der Wolke, die ihm bald ein Kameel bald ein Wiesel dünkt; aber die Schubert'sche Sinfonie, sprechen ihre Töne nicht von selbst, wie ein magyarisches Epos, dessen Sänger, sonst ein guter Oesterreicher, doch unwillkürlich im Finale den Aufschwung des edeln Volkes prophezeit, wo es wieder mit den Rächertritten eines steinernen Gastes triumphirend über die Weltbühne schreitet?

Wir haben in Vorstehendem nur das Hervorragendste erwähnt, was unser Meister in jedem Genre geschaffen und nicht der unzähligen kleineren Produkte gedacht, welche sich um jene Hauptleistungen in reichem Glanze gruppiren, nicht seiner G- und As-dur-Messen und der übrigen Kirchenmusik, nicht jener beiden Ouvertüren in Rossini'schem Stil, welche er in dessen Glanzepoche gleichsam zum Scherze und als Parodieen hinschrieb, die ihm aber zu seiner großen Verlegenheit einen ganz ernst gemeinten Beifall eintrugen, wie ihn einst Hauff für den vermeintlich Clauren'schen „Mann im Monde" erntete; wir gedachten noch nicht jener vielen Gelegenheitssachen, die Schubert oft mit übermüthiger Verschwendung von Ideen wie im Fluge produzirte — wir fragen aber, wie läßt sich diese seltene Fruchtbarkeit bei so kurzer Lebensdauer sattsam erklären? Allerdings zunächst aus der reichen Begabung und dem lebhaften Schaffensdrang des Meisters; dann aber auch aus seiner Lebensstellung: weder ward er durch ein einträgliches Amt veranlaßt, sein Schaffen in den Mußestunden zu concentriren, noch bahnten ihm Bestellungen von Verlegern gewisse Geleise, in welchen er seinen Hippogryph behaglich mochte traben lassen, noch besaß er die Mittel, sich die vielen Mußestunden anderweitig auszufüllen, als wieder mit unablässigem Komponiren, meist ohne andern Zweck, als sich eben etliche verfolgende Gedanken „vom Leib" geschrieben zu haben. Und bestärkt wurde er in diesem bescheidenen, selbstgenügsamen Treiben



FRANZ SCHUBERT.

Verlag von Kratz und Hoffmann in Stuttgart. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

durch einsame, mit der großen Welt auf gespanntem Fuße stehende Dichter, wie seine Freunde Mayerhofer, Schober u. A., die in einer fast trotzigen Neutralität gegen den damaligen Zeitgeist immer mehr in sich hineinarbeiteten und auch unsern Schubert gegen die schwer zu erringenden und dann wenig lohnenden Triumphe einer sogenannten Carrière immer gleichgiltiger machten. Und wie schon im Alterthum die gediegenen, aber ungelenken Dorier gegen die leichtlebigen, gewandten Jonier fast überall den Kürzern zogen, so ging es auch unserm Freunde gegenüber einem C. M. v. Weber und Andern: während es ihm genügte, von seinem kleinen Freundeskreise in den sogenannten Schubertiaden gefeiert zu werden, die Töchter der Esterhazy'schen Familie und den Grafen Schönstein täglich mit neuen gelungenen Kompositionen zu überraschen oder auf Sängerfahrten mit Freund Vogl in Oberösterreich geistlichen und weltlichen Herren die Mittagstafel mit Gesängen zu würzen, oder in Steyer und Graz bei treuen Anhängern sich wieder auf die magern Wiener- und Wintermonate zu stärken — während dessen flog Rossini von Sieg zu Sieg und die große Welt erfuhr erst wieder durch Schumanns gewaltige Stimme, daß ein Schubert gewesen sei und seine Werke noch seien. Was sonst von seinem Leben noch zu berichten wäre, ist eine Kette von Hoffnungen, Enttäuschungen, pekuniären und sonstigen Kümmernissen, und als ihm das Geschick lächeln zu wollen schien, mußte er fort von dieser Erde. 1826, 27 und 28 das waren böse Jahre für die deutsche Musik; die beiden ersten nahmen Weber und Beethoven, das letzte Schubert hinweg; gleich Beethoven war er unvermählt geblieben, einzig seiner Kunst lebend; neben ihm, der den Lebenden nur vom Hörensagen kannte, obschon er von demselben auf's glühendste verehrt wurde, ward Franz bestattet, am 21. November 1828. Von seinen noch lebenden Freunden nennen wir als die bekanntesten Dr. v. Sonnleithner, Franz Lachner, Moritz v. Schwind; von den übrigen sind ihm die meisten schon hinübergefolgt.

Was bis jetzt von Schuberts Werken erschien, ist größtentheils bei Wiener Verlegern, zunächst Diabelli und jetzt Spina gestochen. Letzterer beschenkte uns auch mit einer neuentdeckten Partie „Ländler", welche jedoch in dieser Gestalt nicht direkt von Schubert herzurühren scheinen, und einer von Randhartinger besorgten Ausgabe der „Müllerlieder", jener großartigen Ballade in zwanzig Nummern, nach der Originalhandschrift. Man sieht da, welche theils allerdings geschmackvollen, theils aber auch höchst eigenmächtigen Aenderungen sich die damaligen Sänger erlaubt haben; manche dieser falschen Lesarten sitzen jetzt schon so fest in unserm Ohre, daß wir uns nur schwer mit der ursprünglichen wieder versöhnen.



Lebensbilder aus der deutschen Vergangenheit.

2. Ein Landstreicher des XVIII. Jahrhunderts.

Christian Ludwig Kauliz

lautet der Name eines Mannes, der eben so gut in der Geschichte der Kunst eine Stelle hätte erhalten können und der jetzt, gelinde gesagt, nur unter der Rubrik der seltsamen oder räthselhaften Menschen untergebracht werden mag. Wir geben hier die Biographie eines Menschen, der von der Natur mit einem der seltensten Talente ausgestattet war, aber durch allerlei Schickungen verschlagen und durch üble — oder besser gesagt, gar keine Erziehung, dazu kam, seine Talente gerade zum Schaden der Welt anzuwenden, statt ihr durch selbe nützlich zu werden.

Kein Mensch ist von Natur aus absolut gut oder absolut schlecht. Von ihm und seinem Willen allein hängt es ab, wohin er sich wende; ob der Engel des Lichtes oder jener der Finsterniß in ihm die Oberhand gewinne.

Christian Ludwig Kauliz war ein Berlinerkind. Er wurde im Jahre 1693 geboren. Sein ehrlicher Vater Johann Joachim Kauliz versah das Amt eines königlichen „Kunstmeisters" oder Aufsehers über die Wasserwerke. Dieser unterrichtete den Jungen frühzeitig in mathematischen Wissenschaften und wollte ihn zu seinem eigenen, nahe daran grenzenden Beruf, vielleicht zu seinem einstigen Nachfolger unterweisen. Allein kaum war der Knabe zwölf Jahre alt, so starb sein Vater und hinterließ ihn mit seinen Geschwistern in der dürftigsten Lage. Kauliz kaum zu einigen Verwandten, die sich seiner wenig annahmen. Er verdiente etwas mit Bernsteinschneiden, da dieses aber zu seinem Unterhalt nicht ausreichte, so half er sich zeitweise mit kleinen Diebereien. War es nun, daß seine Verwandten sich seiner schämten oder daß sie überhaupt des Burschen los sein wollten — statt der armen Jüngling von seinen Verirrungen abzuhalten und durch Entfernung von Nahrungssorgen und von den Gelegenheit zum Laster, ihn zu einem nützlichen Weltbürger durch Benützung seines Kunstgenies zu bilden, lieferten sie den Armen, in seinem siebzehnten Jahre in's — Zuchthaus. Eine solche Anstalt, zumal im siebzehnten Jahrhundert, war eine Vorschule für Spitzbuben und Gauner. Nach einem halben Jahre fand er Mittel und Wege zur Flucht. Er bettelte; aber noch regte sich ein Funke von Ehrliebe in seiner Seele, denn das erbettelte Geld sparte er auf, und behalf sich mit der elendesten Kost, bis er sich eine anständige Kleidung anschaffen konnte. Und nun ging er als Ingenieur unter die schwedischen Truppen in den Krieg gegen Dänemark. Seine Neigung und seine mathematischen Kenntnisse bestimmten ihn dazu. Aber eine Wunde, die er empfing, lähmte ihm beinahe den Fuß; dennoch war er bei verschiedenen Gefechten, bis

er nach einem Jahre von den Dänen gefangen wurde. Seine Freilassung erfolgte erst nach dem Frieden. Durch diese Gefangenschaft auf's neue mit dem Müssiggange vertraut, durch seine Flucht aus dem Berliner Zuchthause dort vor gerechter Strafe nicht sicher, von seinen Verwandten, die ihn bereits so übel gehalten hatten, völlig aufgegeben, wie konnte er seinen vorigen Neigungen zu Bettel und Betrug mehr widerstehen? Und da sich „schöne Seelen" überall von selbst finden, so gerieth er auch alsbald zur Bekanntschaft eines sogenannten Stapplers, das ist, eines Betrügers, der durch falsche Dokumente Geschäfte macht. Dieser fand in ihm einen sehr willfährigen Schüler und Gehilfen; in kürzester Zeit hatte Kauliz alle Kunstgriffe des Nachstechens von Siegeln und der Anfertigung falscher Dokumente gelernt und sich darinnen so vollkommen ausgebildet, daß er von allen „Stapplern" für den ersten „Hochstappler" erklärt wurde. Kein Siegel und keine Schrift waren ihm zu schwer; er ahmte sie auf das Täuschendste nach. So durchzog er wohl sechsmal Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn und Oesterreich, Steiermark und Polen und betrog vorzüglich die Klöster dadurch, daß er sich von einer Abtei an die andere Empfehlungsschreiben verfertigte, sich durch andere, von bekannten Kardinälen, Bischöfen, Prälaten und Konsistorien ausgestellte, natürlich gleichfalls nachgemachte Zeugnisse legitimirte und so im Namen „einer zu erbauenden Kirche" Kollekten sammelte oder auch jene Zeugnisse durch eigene Boten an die Klöster einsandte und große Summen zusammenbrachte; denn wer konnte an der Aechtheit dieser Zeugnisse im geringsten zweifeln, da Schrift, Siegel und Empfehlungen, auch bei Vergleichung mit anderen Dokumenten, die vollkommenste Harmonie hatten. So erschwindelte er z. B. von dem Kloster Leybus bei Breslau, wo er für ein verunglücktes polnisches Jungfrauenkloster „stappelte", dreißig Gulden, und da er an eben dieses Kloster durch einen eigenen Boten für eine vom Könige in Schweden privilegirte katholische Kirche zu Stockholm, mit der Handunterschrift und dem Siegel des Königs versehene Kollektenbriefe übersendete, vierundzwanzig Gulden. Auf eben diese Briefe empfing er von dem in Trobniz befindlichen Jungfrauenkloster hundert Gulden. Mißlang ihm auch ein Anschlag, so wußte er sich gleich zu helfen. Der Prälat des Cisterzienser-Klosters zu Heinrichsau (in Schlesien), ein sparsamer und karger Herr, gab ihm einen Gulden und zeichnete diese Gabe in sein Kollektenbuch ein. Kauliz veränderte dieses einfach in zweihundert Gulden, schnitt das Siegel des Klosters Heinrichsau auf das allervollkommenste nach, drückte es zum Namen des geizigen Abtes und begab sich in ein anderes, sehr reiches Cisterzienserkloster dortiger Gegend. Voll Verwunderung sahen dort die geistlichen Herren, daß der karge Heinrichsauer Abt auf so unerhörte Weise großmüthig beigesteuert hätte und gaben, bloß um nicht gar zu sehr zurückzubleiben, wiewohl ungerne, hundert Gulden.

Das neun Meilen von Breslau entfernte Kloster Strigau war abgebrannt. Alle Zeitungen waren davon voll. Kauliz fertigte einen Botenschild mit dem Wappen des verheerten Klosters, schrieb einen rührenden Brief über das erlittene Unglück, schilderte dessen mißliche Lage mit den traurigsten Farben und siegelte ihn mit dem Strigauer Klostersiegel, hing einem seiner Spießgesellen das Botenschild an und schickte ihn mit dem Briefe an das Kloster Czechtogau in Polen. Der Anschlag glückte und die Betrogenen steuerten 400 Gulden.

Ein getaufter Jude, der ihm zufällig in die Hände trieb, diente ihm alsbald zu neuen Prellereien. Dieser fertigte ihm einen in hebräischer Sprache abgefaßten Sammelbrief auf eine in Polen verunglückte Synagoge. Kauliz schrieb ihn so täuschend ab, daß die sonst sehr mißtrauischen Juden nicht den mindesten Zweifel darein setzten. Der getaufte Jude ließ sich nun den Bart wieder wachsen, stellte sich auch an den Orten ein, wo Kaulitz bei den jüdischen Gemeinden seinen Sammelbrief vorzeigte und um Mithilfe bat, indem er zugleich bekräftigte, daß er als Augenzeuge dieses Unglück mit erlebt habe. Dadurch zweifelten die Juden nun noch weniger, sondern gaben reichlich, drückten ihre Siegel bei und empfahlen ihn von einer Gemeinde zur anderen.

Ebenso aber betrog er die Landleute, übte auf ihren Aberglauben gestützt, allerlei Zauberbann und Segensprechen, gab dem Vieh verschiedene Tränklein und ließ sich für seine „Kunst" theuer bezahlen. So kam's, daß er in kurzer Zeit durch allerlei glücklich ausgeführte Betrügereien und Gaunerstreiche nicht nur über 4000 Gulden einnahm, sondern auch mit seiner Kleidung sehr kostbar that, ein eigenes Reitpferd und einen Diener hielt, kurz, daß er die Rolle eines kleinen Seigneur spielte. Da aber das Sprichwort „wie gewonnen, so zerronnen" sich immer bewährt, so hatte er selten Vorrath und mußte auf neue Streiche sinniren. Das unglaubliche Glück machte ihn frech, kühn und verwegen, er ging unbesorgter zu Werke und so verrieth er sich endlich. Er kam nach Brünn und sammelte bei dem Jungfrauenkloster zu St. Joseph daselbst für ein in Polen abgebranntes Jungfrauenkloster Marienthal, versehen mit vortrefflich gemachten Zeugnissen und einem eigenen, anscheinend ganz unverdächtigen Empfehlungsschreiben an die Brünner Nonnen. Diese steuerten reichlich, bewirtheten den Sammler gastlich und klagten dieses Unglück ihrer Mitschwestern einem Franziskaner Pater, welcher soeben, um das Amt zu halten, in ihr Kloster gekommen war, als Kauliz sich, unter dem Vorwande der Eile, mit der erbeuteten Gabe bereits entfernt hatte. Der Pater ließ sich das Empfehlungsschreiben zeigen und hielt es für ächt, wurde aber doch durch das Datum zweifelig, da dasselbe auf eine Zeit ausgestellt war, nach welcher er selbst in dem Kloster gewesen war und solches völlig unversehrt gefunden hatte. Nun vermuthete er Betrug, zeigte den Vorgang gleich beim Landeshauptmann an, der den Kauliz verfolgen und in Gewahrsam bringen ließ. Der Betrüger ward entlarvt; man fand nicht nur dieses Marienthaler Sigill, sondern auch die Nachschnitte der erzbischöflich Salzburgischen, bischöflich Passauer und Wiener, des Kardinal von Olmütz und vieler Klöster, Städte und Aemter Siegel bei ihm.

Kauliz spielte nun eine Komödie; er gab vor, zum Katholizismus übertreten zu wollen und rettete so, auf die fromme Leichtgläubigkeit mit scheinbarer Bußfertigkeit und erlogener Zerknirschung sündigend, sein armseliges Leben. Es half; nach einem Arrest von sieben Monaten

wurde er mit seinen falschen Siegeln, Briefen und Dokumenten behängt, zu dreien Malen an den Pranger gestellt, darauf vom Scharfrichter mit dem Buchstaben R auf den Rücken gezeichnet und aus Böhmen, Mähren, Schlesien und allen übrigen kaiserlichen Landen und Provinzen — mit einziger Ausnahme von Ungarn — verwiesen. Das half aber nichts. Denn wodurch wurde er gebessert oder ihm Gelegenheit gegeben, seinen Unterhalt auf ehrliche Weise zu verschaffen?

Also war das erste, daß er seinen katholischen Glauben wieder abstreifte und weil ihm die österreichische Monarchie verboten war, nun erst recht gerade nach Wien ging, wo er neue Siegel und Zeugnisse fabrizirte und wenige Wochen nach seiner Brandmarkung und Prangerschande, heiter und unbekümmert, mitten in der Hauptstadt der ihm verbotenen Lande, auf eine in Schlesien angeblich umgebaute evangelische Kirche Beiträge sammelte. In ähnlicher Intension durchstreifte er abermals Böhmen und kam endlich über Eger am 5. April 1721 nach Gräfenberg, einem zum Nürnberger Gebiet gehörigen Landstädtchen. Dort zeigte er dem Geistlichen ein Sammelpatent für eine zu Troppau in Schlesien abgebrannte evangelische Kirche vor. Dieser schöpfte jedoch Verdacht und schickte ihn damit in das Amt. Kauliz merkte Gefahr und entfloh in ein nahe gelegenes Kloster Weisenohe. Allein eben dadurch hatte er sich noch verdächtiger gemacht und so wurde er nun förmlich gefangen genommen und nach Nürnberg in das Kriminalgefängniß gebracht. Nach einer, durch die Schlauheit des Angeklagten sehr beschwerlich gemachten Untersuchung wurde ihm endlich das Urtheil dahin gesprochen: daß er auf Lebenslänge in sicherem, aber leiblichem Gewahrsam aufbehalten werden sollte. Man brachte ihn auf einen als Gefängniß eingerichteten Thurm, wo er richtig verblieb, bis zum Jahre 1744, in welchem er starb.

Um ihm Beschäftigung zu geben und ihn einen Theil seines Unterhaltes verdienen zu lassen, mußte er Kopialbücher in die Archive verfertigen und die geheimen Abschriften liefern. In der übrigen Zeit arbeitete er für Privatpersonen und nahm keine andere Belohnung dafür an, als Geschenke in Wein. So kopirte er für das herzogliche Archiv zu Weimar eine Urkunde so meisterhaft, daß sie vom Original durchaus nicht zu unterscheiden war, da er nicht nur die Schriftzüge nachzumachen, sondern auch dem Papier die Farbe des Alterthums zu geben vollständig verstand. Handlungshäuser ließen durch ihn öfters die wichtigsten Abschriften machen. Dabei konnte er es nicht unterlassen, bisweilen einen kleinen Spuk anzustellen, der von gutem Humor und durchtriebener Spitzbüberei zeigte, welche jetzt natürlich ihre Schädlichkeit verloren hatte. Einmal übersendete er einem Handelsmann, dem er schon Vieles gefertigt hatte, eine Arbeit und legte einen von dem Kaufmann ausgestellten, auf eine hohe Summe lautenden Wechsel bei, woran er die Handschrift so vollkommen kopirte, daß der Kaufmann versicherte, er würde genöthigt gewesen sein, diesen Wechsel anzunehmen, wenn ihn ein anderer als Kauliz vorgelegt hätte, da er die nachgemachte Handschrift nicht abzuleugnen im Stande gewesen wäre. Ein andermal sendete er Aktenstücke an ein Amt zurück und siegelte mit des Amtes Sigill so vollkommen, daß der Beamte anfänglich glaubte, Kauliz habe den Pack uneröffnet zurückgeschickt und schon ungehalten werden wollte, bis er den Witz merkte und Kauliz ihm das nachgestochene Sigill aushändigte.

Seine Instrumente waren höchst einfach. Wie er zu Nürnberg in Haft kam, da wollten die Untersuchungsrichter nicht glauben, daß er die bei ihm aufgefundenen Siegel selbst gegraben habe, sondern argwöhnten, daß etwa ein wirklicher Siegelstecher mit unter der Decke stecke. Darüber fühlte sich Kauliz gekränkt und statt aller weitern Rede bat er sich die Erlaubniß aus, eine Probe seiner Geschicklichkeit ablegen zu dürfen. Man bewilligte sie ihm, und er verlangte nur ein Stück Schiefer, einen Bleistift und zwei Ahlen, wie sie die Schuhmacher gebrauchen. Nachdem er nun auf dem Schiefersteine ganz flüchtig die Zeichnung entworfen hatte, grub er das preußische Wappen mit diesen Schusterahlen so vortrefflich, daß man viele Abdrücke davon machen konnte.

Er war aber nicht nur als Siegelstecher und Kalligraph, sondern auch als Zeichner von überraschender Begabung. So fertigte er ein Bild der Aussicht, welche er vom Fenster seines Gefängnisses über die Stadt hin hatte. Mit der Feder zeichnete er ein altes Geschlechterbuch und dessen Figuren, welches lange deßhalb auf der Nürnberger Stadtbibliothek als Kuriosum gezeigt wurde. Auch konnte er alte Drucke so gut nachmachen, daß er manche defekte Werke zu kompletiren bekam. Er entwarf Landkarten und Risse und beehrte einen Weinhändler, Namens Junker, mehr als einmal das Jahr über mit sogenannten Quodlibets, die nicht nur ungemein schön, sondern auch voll satirischen Inhalts waren. Dafür erhielt er dann wieder ein stattliches Honorar in — Wein, welches sein einziges Bedürfniß war. Viele von diesen Blättern wurden in der Folge verkauft und kamen zu hohen Preisen in verschiedene Sammlungen. Leider sind wir nicht in der Lage, unseren Lesern davon eine Probe vorlegen zu können.

Bei der großen Vorliebe, die unsere Gegenwart für seltsame und räthselhafte Menschen hat, ist es wohl gerechtfertigt, diese Persönlichkeit wieder hervorgezogen zu haben. Es ist ein von Jugend auf verwahrlostes und mißleitetes Genie, welches ebensowohl den Stoff zu einem großen Künstler in sich trug und in der Folge sich nur zum Schaden der Menschheit verpuffte. Er wäre vielleicht ein Medailleur, Maler oder Plastiker ersten Ranges geworden, vielleicht ein deutscher Hogarth, und sein Name würde ehrenvoll genannt, während er jetzt nur mit Bedauern erwähnt werden kann.

Dr. H. Holland.



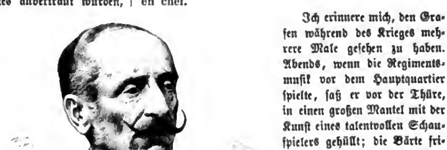
Aus der Zeit.

1. Benedek. — Erzherzog Albrecht. — Lamarmora. — Cialdini. — Das Festungsviereck. Verluste durch den Krieg.

Benedek.

Es ist gewiß nicht uninteressant, wie der Feldherr, dem die Geschicke des Kaiserstaates anvertraut wurden, von einem persönlichen Bekannten und zwar in einer französischen Zeitung charakterisirt wird.

Feldmarschall Benedek, sagt der K—y unterzeichnete Offizier, gehört zu jener Gruppe von Soldaten, auf der jetzt die Augen Europa's ruhen; er ist der einzige General, der das Vertrauen der österreichischen Nation besitzt. Wenn ich mich zur Schilderung dieser eigenthümlichen Erscheinung entschließe, so geschieht es nur, weil in der letzten Zeit mehrere Zeitungen verschiedene Zeichnungen lieferten, deren keine ähnlich ist.





Benedek.

1848 und 1849 hatte Oesterreich das Glück, der piemontesischen Armee den Marschall Radetzky entgegenstellen zu können, der seit 1788 auf den Schlachtfeldern groß geworden war. Ihm zur Seite stand sein Generalstabschef, General Heß, ein tapferer Offizier: aber als der Krieg von 1859 ausbrach, war Radetzky todt und Heß durch das Alter gebrochen. Die österreichische Regierung stellte damals an die Spitze ihrer italienischen Armee den Offizier, der am wenigsten geeignet war, den gefährlichen Posten einzunehmen — den Grafen Giulay. Niemand begriff, warum man das oberste Kommando dem Grafen anvertraute, denn der letzte österreichische Lieutenant wußte, daß er unfähig war, der französischen Armee die Spitze zu bieten. Man sagt, der Graf selbst habe sich anfangs geweigert; er erfreute sich eines großen Vermögens und fühlte nicht das geringste Bedürfniß, in Italien Lorbeeren zu pflücken. Graf Grünne, Günstling des Kaisers von Oesterreich, bestimmte seinen Schwager, das Kommando widerwillig anzunehmen. Der neue Kommandirende verließ sich übrigens auf das deutsche Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. — Giulay war als Mensch außerordentlich eitel, an Luxus, Wohlleben und Bequemlichkeit gewöhnt: ein Weltmann, ein vornehmer Ungar, aber nichts weniger als ein General en chef.

Ich erinnere mich, den Grafen während des Krieges mehrere Male gesehen zu haben. Abends, wenn die Regimentsmusik vor dem Hauptquartier spielte, saß er vor der Thüre, in einen großen Mantel mit der Kunst eines talentvollen Schauspielers gehüllt; die Bärte frisirt und gewichst; sehr gesucht in seiner ganzen Haltung und ruhig mit Kunst.

Seine Talentlosigkeit bewährte Giulay zuerst bei Montebello. Als wir gegen Palestro marschirten, begegneten wir einem Kurier, der im gestreckten Galopp nach dem Hauptquartier eilte; wir hielten ihn an und fragten, ob der Kampf, der seit mehreren Stunden dauerte, beendigt sei. — Ich weiß es nicht, antwortete der Kurier, ich habe den Auftrag, für Se. Excellenz das Mittagessen auf drei Uhr zu bestellen! — Und ventre-à-terre ritt er zum Hauptquartiere weiter....... Allein ich soll ja von Benedek sprechen.



Admiral Persano.

Benedek kommandirte ein Armeecorps; aber durch ein sonderbares Spiel des Zufalls oder vielmehr in Folge des Uebelwollens des Generals en chef wurde Benedeks Corps immer dorthin geschickt, wo es nicht einen Schuß anbringen konnte. Eines Tages besuchte ich den General Benedek in seiner Stellung, die sehr zurückgezogen war, und trotz seiner höchsten Unzufriedenheit mit Giulay, die ihn düster machte, empfing er mich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und sprach mit mir über hundert Dinge, die den Krieg betrafen.

Nach dem Verlust der Schlacht bei Palestro zogen wir uns hinter den Ticino zurück und ruhten, nachdem wir die Brücken in die Luft gesprengt, bei Bellegarde aus. Der Kaiser von Oesterreich hatte das Talent Giulay's kennen gelernt und schickte General Heß ab, um mit ihm Kriegsrath zu halten. Die Offiziere waren überglücklich;

sie glaubten, Heß werde das Oberkommando übernehmen. Aber der alte General hütete sich wohl, sich darauf einzulassen; er sah ein, daß die Sache verloren war. Uebrigens war Heß zu alt, durch die Jahre gebeugt ging er mit Mühe auf einen starken Stock gestützt. Der arme Greis war eine traurige Erscheinung.

Eine Stunde nach der Unterredung zwischen Giulay und Heß setzten wir unsern Weg fort und marschirten gegen Rosate und weiter nach Abbiate Grasso, während die drei Corps Benedek, Stadion und Schwarzenberg unsern Rückzug deckten. Einige Tage später kam es zur Schlacht bei Magenta. Giulay hätte über jene drei Corps verfügen können, aber er ging, wie immer, ohne Reserve in's Feuer und das Corps Benedek nahm nicht den geringsten Theil, trotz seinem glühenden Wunsche, in's Feuer zu gehen.

Tags darauf, als die Armee sich bei Binasco sammelte, spät Abends sah ich Benedek im Hofe des Gasthauses zu den Drei Königen. Er stand am Fenster, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augenbrauen zusammengezogen ..... Die Thränen floßen die Wangen herab. — Ich verstand und zog mich zurück.

Erzherzog Albrecht.

Neuer Rückzug bis an den Mincio ....

Zum ersten Male kam das Corps Benedeks bei Meleguano in's Feuer; er deckte den Rückzug, so weit es noch möglich war. Am andern Tag sah ich ihn, als er in Lodi einzog. Er hatte die Schinken und den Wein eines Lieferanten des Hauptquartiers gerettet, den die Italiener angegriffen und vertheilte Alles an seine Soldaten.

Und endlich sah ich Benedek bei Solferino wieder. Graf Giulay war nicht mehr an der Spitze der Armee; sie wurde von dem tapfern, einäugigen Grafen Schlick geführt: endlich sollte das Corps Benedeks daran kommen. Er schlug sich auf dem äußersten rechten Flügel, an den Ufern des Garda-Sees, und er schlug sich trefflich; die Piemontesen, die ihm gegenüberstanden, wissen davon zu erzählen.



Prinz Alexander von Hessen.

Die Schlacht wurde verloren.

Nach dem Frieden von Villafranca blieb Benedek in Italien als Obergeneral und in dieser Stellung gewann er die Zuneigung der ganzen Armee. Als Mensch wie als General von seinen Soldaten geehrt und geliebt, ist er der Einzige, von dem das Volk etwas hofft.

Ich kann nicht sagen, ob Benedek das Zeug zu einem Obergeneral in sich habe, aber ich sah ihn am Werke..... Er ist ein tapferer Feldherr; er liebt seine Soldaten und seine Soldaten lieben ihn, obwohl sie wissen, daß er sie im gegebenen Falle nicht schonen werde. Denn sein Grundsatz ist, daß man dem Kriege ausweichen müsse — aber mal drin, keine Schonung, keine halben Maßregeln!

Benedek ist einer der jüngsten Generäle der österreichischen Armee. Er machte unter Radetzky die Kriege von 1848 und 1849 mit und seine erste Waffenthat war die Ueberrumplung von Mortara, wo er den Stall Carl Alberts wegnahm. Er ist ein liebenswürdiger Kamerad und ich habe sehr darüber gelacht, als ihn die öffentliche Meinung als eine Art Menschenfresser darstellte, der geschworen habe, bei jeder Mahlzeit zwölf junge Preußen zu verzehren, mit etwas Pfeffer, Salz und Essig dazu.

Der Feldmarschall ist klein, mager, hat eine elegante Haltung, angenehme Manieren, ungarischen Typus, schwarzes, lebhaftes Auge, durchdringenden Blick, gebogene Nase, schwarzen, auf ungarische Weise hinausgespitzten Schnurrbart, und in seiner Erscheinung etwas eigenthümlich Energisches, das gefällt.

Ich kenne fast alle österreichischen Generäle, und wenn mich Kaiser Franz Joseph gefragt hätte, welchen er an die Spitze der Nordarmee stellen soll, ich würde gewiß geantwortet haben: Sire, nehmen Sie Benedek.

So weit jener Offizier, der gewiß die Meinung der ganzen österreichischen Armee ausdrückte. Von Bedeutung ist es, daß diese Armee trotz Königgrätz an dieser Meinung festhält: es müssen also verschiedene, bisher unbekannte Ursachen bei der Niederlage mitgespielt haben. Welche? das wird wohl die Zukunft lehren. Die Verhaftung des Grafen Clam-Gallas, des Führers der böhmischen Junkerpartei, gibt einen Fingerzeig, wenn man sich der Behandlung erinnert, welche Benedek von Seiten Giulay's, dieses ungarischen Hochtorys, erfahren.

Erzherzog Albrecht.

Den bewährten italienischen Feldherrn gegenüber als Befehlshaber der österreichischen Armee in Italien steht der Erzherzog Albrecht, der allerdings ein ausgezeichneter General sein muß, wenn sich die Eigenschaften seines Vaters Carl, des glorreichen Mannes von Aspern, auf ihn vererbt haben. Dieses „Wenn" muß erst die Zukunft belegen. In Wien gehört Erzherzog Albrecht nicht zu den beliebten Erzherzogen, obwohl man geneigt ist, den Kindern Carls mit günstigem Vorurtheil entgegen zu kommen, und obwohl sein Privat- und Familienleben jederzeit musterhaft war. Man weiß von ihm, daß er den absolutistischesten Grundsätzen huldigt und am wenigsten geneigt ist, den gerechten Forderungen der Bildung und den freiheitlichen Bestrebungen irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Auch kann man es nicht vergessen, daß er am 13. März 1848 auf einen unbewaffneten Volkshaufen habe schießen lassen und daß er dann später in Ungarn als Civil- und Militärgouverneur das despotische Centralisationssystem Bachs durchführen wollte. — Erzherzog Albrecht ist im Jahre 1817 geboren und verheirathete sich mit der bayerischen Prinzessin Hildegarde, die ihm zwei Töchter gebar. Als Prinz wurde er früh zum General ernannt und mit dem wichtigen Posten des kommandirenden Generals von Ober- und Niederösterreich betraut. In Italien diente er unter Radetzky und die Rapporte dieses treuen Anhängers des habsburgischen Hauses loben sein Benehmen bei Mortara und Novara. Es ist das Unglück der Prinzen, daß sie sehr ausgezeichnet sein müssen, wenn das Lob, das ihnen die Unterthanen ihres Hauses spenden, allgemein geglaubt werden soll. Nach 1849 wurde Albrecht Gouverneur von Mainz, dann von Ungarn, wo unter seiner Verwaltung sich jene Opposition ausbildete, die Oesterreich bisher zu so großer Nachgiebigkeit zwang. Auffallend ist es, daß er im Jahre 1859 zu einer diplomatischen Mission nach Berlin, nicht aber im Kriege gegen Franzosen und Italiener verwendet wurde. Doch ernannte man ihn vor zwei Jahren zum Feldmarschall, und da Benedek die Nordarmee übergeben wurde, stellte man ihn an die Spitze der südlichen und die Bescheidenheit seines Kriegsbulletins über die siegreiche Schlacht von Custozza ehrt ihn fast noch höher als der Sieg selber.

Lamarmora.

Derjenige unter allen den Feldherrn des jetzigen Krieges, dem die schwierigste Aufgabe zufällt (denn er hat es mit einem eben so tapfern, als hinter seinem Festungsviereck unangreifbaren Feind zu thun), ist der General Lamarmora. Es ist also der Mühe werth, in kurzen Zügen sein Leben zu entwerfen, das bestimmt scheint, sich endgiltig mit großem Ruhme zu bedecken oder sich halb und halb als verfehlt zu betrachten.

General La Marmora oder Lamarmora stammt aus sehr gutem Hause. Sein Vater, Marchese Celestin Ferrero de la Marmora, hatte sechzehn Kinder, deren fünfzehntes der jetzige General war. Im Jahre 1804 geboren, war er schon 1808 Waise. Eine ältere Schwester erzog ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Mit 15 Jahren trat er in die Militärakademie, die er mit 22 Jahre als Artillerielieutenant verließ. Erkennend, wie Vieles in der piemontesischen Armee noch zu thun sei und daß man im Auslande viel lernen könne, begab er sich frühzeitig auf Reisen und besuchte England, Frankreich, Preußen, selbst Egypten, dessen reformatorischer und schöpferischer Pascha, Mehemed Ali, ihn anzog. Ueberall besuchte und studirte er die Heeresorganisationen, die Kasernen, Militärschulen, Festungen, Lager rc., und reich ausgestattet mit Erfahrungen und als Freund der bedeutendsten Offiziere verschiedener Armeen kehrte er in seine Heimat zurück, um das zu werden, was er sich von Anfang an zu sein vorgenommen: der Neugestalter und Schöpfer zuerst der piemontesischen, dann der italienischen Armee.

Beim ersten Kriege mußte er in die vorderste Reihe treten. Dieß geschah auch in der That, sobald der Krieg von 1848 ausbrach — und von jener Zeit an ist er auch nur selten wieder und immer nur auf kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt worden. Die Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, boten sich ihm in Menge und er verstand es, sie zu ergreifen und zu benützen. Bei Muzambo, Bughetto, Valeggio, Peschiera führte er die Piemontesen und den Tag von Pastrengo entschied er auf eine ihm höchst rühmliche Weise. Einige Tage darauf befreite er an der Spitze der Bersaglieri den König Carl Albert, den die empörten Mailänder nach der verlorenen Schlacht von Custozza in seinem Palaste belagerten. Er war es auch, der 1849 Genua, das sich nach der blutig verlorenen Schlacht von Novara empörte, unterwarf. Diese That war es, die ihm endlich das Ministerportefeuille einbrachte, das er bereits zweimal, aber immer nur wenige Tage inne gehabt. Nun arbeitete er neben Cavour im Ministerium und bereitete, mit außerordentlicher Thätigkeit, den Arm vor, der die Gedanken jenes großen Staatsmannes in's Werk setzen sollte. Die piemontesische Armee wurde vom Wirbel bis zur Zehe umgeformt. Eine der klügsten und staatsmännischesten Thaten Cavours war seine Theilnahme am Krimkriege, der scheinbar sein Land so wenig oder gar nichts anging. Aber er führte das kleine Land Piemont in die große Politik Europa's ein und verpflichtete die Westmächte. Daß er es mit Ruhm thun konnte, war zum großen Theil das Verdienst Lamarmora's. Die Kämpfe von Fracktir und von der Tschernaja waren wie ein Diplom, das dem kleinen Piemont als künftiger Großmacht ausgestellt wurde. — Lamarmora hatte die Probe seines Systemes gemacht; er fand es gut und er fand es mangelhaft, und dieser doppelten Erfahrungen gewiß, fuhr er, in die Heimat zurückgekehrt, mit Reformen und Organisationen fort. Die Früchte seiner jetzigen Arbeiten erntete er im Jahre 1859. Aber mit dem Frieden von Villafranca war das Ende der Arbeiten nicht gekommen; im Gegentheile begannen jetzt neue und bei weitem größere, wenn auch in mancher Beziehung leichtere, da die neuzuschaffende italienische Armee nur noch nach der bisherigen piemontesischen geformt zu werden brauchte. Die Form war gegeben und Lamarmora hatte sie gegeben. Was Disziplin vermag, bewies er während seiner kurzen Verwaltung Neapels, wo er der

Reaktion, den Verschwörungen, dem Banditenthum die Spitze abbrach. 1864 von dort abberufen, um den ersten Platz in der Regierung einzunehmen, als Präsident des Ministerraths und als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nun der Krieg ausgebrochen, übernimmt Ricasoli seinen Platz im Ministerrath, während er als Minister an der Seite des Königs und zugleich als oberster Feldherr in's Feld zieht. Wie dieser Krieg immer ausfallen möge: für seinen persönlichen Ruhm hat Lamarmora nicht mehr besorgt zu sein. Er bleibt in jedem Falle der Mann, der in der neueren Geschichte des Königreichs Italien eine der ersten Rollen spielt.

Wir haben von seinen Tugenden gesprochen, wir dürfen seine Fehler nicht verschweigen: Als Soldat ist er viel zu sehr Gamaschenmensch, als Politiker wohl ein Patriot, aber ein Mensch mit geringem Sinne für die Freiheit des Volkes und für die Würde der Menschheit. Seine ganze Gefühlsweise und Lebensanschauung ist von der fixen Idee der Disziplin angefressen und muß er auch den konstitutionellen Minister spielen, so würde er doch viel lieber den Diktator spielen und das schöne Italien regieren, wie eine Kaserne.

Cialdini.

Nach Lamarmora und nach Garibaldi, der eine Stellung für sich einnimmt, der bekannteste unter den italienischen Generälen, dabei in der Armee populärer als der erstere, ist Cialdini. Sein Vater war ein Modenese, seine Mutter eine Spanierin. Wie viele der heute berühmtesten Italiener, die sich um die Unabhängigkeit und im Kampfe gegen die Priesterherrschaft verdient gemacht, ist auch er ein Zögling der Jesuiten. Doch wurde er frühzeitig aus der Jesuitenschule gejagt, weil er, wie Petrucelli sagt, zu große Neigung zeigte für zwei Dinge, die die Jesuiten hassen: für das Epigramm und für die Geometrie. Diese lehrt denken, jenes verräth zu viel Geist. Cialdini ging nach Parma, um Medizin zu studiren und wurde Kupferstecher. 1826 veröffentlichte er das Porträt Poniatowsky's; 1831 stak er mitten in der Revolution. Er schlug sich bei Rimini gegen die Oesterreicher und floh nach der Niederlage nach Paris. Auf dem Wege nach Portugal, wohin er sich begeben wollte, um an dem Kriege der Liberalen gegen Dom Miguel theilzunehmen, wurde er von der Cholera niedergeworfen. Wieder genesen, setzte er seine Reise fort und trat 1833 als Grenadier in das Regiment der Königin. Von den Empfehlungsbriefen Lafayette's machte er keinen Gebrauch, um nichts der Protektion zu verdanken. Gleich beim Eintritt in die Armee erregte er die Aufmerksamkeit durch ein Duell mit einem Deutschen, der auf die Italiener geschimpft hatte. Nach dem Kampfe von Villa Vanzella wurde er Sergeant; nach einem andern Gefecht erhielt er einen Orden und nach der dritten Schlacht war er Sergeant-Major und bald darauf Lieutenant.

1835, da in Portugal nichts mehr zu thun war, wohl aber in Spanien der Kampf der Liberalen gegen Don Carlos noch fortdauerte, trat er in spanische Dienste. Daselbst machte er den ganzen Krieg mit und stieg von Grad zu Grad. 1843 war er Adjutant von Narvaez und bald darauf Oberstlieutenant. Beim Ausbruch der Revolution von 1848 befand er sich eben in Paris, wohin er von der spanischen Regierung mit einer Mission betraut worden. Er eilte in's Vaterland zurück, und es ist unnöthig hinzuzufügen, daß er die italienischen Kriege von 1848 und 1849 mitmachte. Bei Vicenza erhielt er eine Kugel in den Unterleib und fiel den Oesterreichern in die Hände, die ihn freundlich und sehr menschlich behandelten. Feldzeugmeister Aspre zeigte ihm viel Freundschaft. Er genas, um an der argen Niederlage Italiens bei Novara theilzunehmen.

Lamarmora wählte ihn aus, um ihn in die Krim mitzunehmen und vertraute ihm die dritte Brigade. In der Krim wurde er zum General ernannt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Victor Emanuel zu seinem Adjutanten und betraute ihn mit den wichtigsten Aemtern der Armee. 1859 kommandirte er die vierte Division, bewerkstelligte den Uebergang über die Sessia und kämpfte in den beiden Schlachten von Palestro. Dort avancirte er zum General-Lieutenant; nach der Einnahme von Ancona wurde er zum General der Armee ernannt, was in Italien so viel bedeutet, wie Marschall. Man muß hier hinzufügen; daß Garibaldi diese Einnahme Ancona's viele Monate vorher vorbereitet hatte und daß er sie mit größerer Leichtigkeit in's Werk gesetzt haben würde; aber solche Thaten schanzte man lieber den Generälen der regulären Armee zu, um die Welt glauben zu machen, daß Garibaldi zu dergleichen nicht berufen sei. — Dann schlug Cialdini die Neapolitaner bei Macerone, Sessa, Garigliano, Mola di Gaëta, und belagerte mit Erfolg Gaëta und Messina: lauter Siege, zu denen Garibaldi die Grundlage gelegt und vorbereitet hatte. Cialdini eilte nur herbei, um die reifen Früchte abzuschütteln. An der Treulosigkeit von Aspremonte hat Cialdini ebenfalls sein Theil, als man auf höhern Befehl von Paris aus Garibaldi bekämpfen mußte, in einer Unternehmung, zu der man ihn aufgemuntert hatte. Gegen Garibaldi haben fast alle Generäle der regulären Armee Verbrechen auf der Seele: er denkt nicht daran, er denkt an Italien.

Im gegenwärtigen Kriege steht beinahe die Hälfte der Armee unter Cialdini's Befehl. Er ist bei den Soldaten beliebt und vereinigt in sich, entsprechend der bewegten Kriegsschule, die er durchgemacht, den Haudegen wie den überlegten Feldherrn: den Mann des Handstreiches und kühnen Angriffs, wie der kombinirten Pläne. Er weiß sich in allen Lagen zu helfen und besitzt ein großes Vertrauen in sich und seinen Glücksstern, der ihn allerdings bisher nicht im Stiche gelassen. Wie es vor dem Festungsviereck und vor der tapferen österreichischen Armee weiter gehen wird mit diesem Glücksstern, wird die nächste Zukunft lehren.

Das Festungsviereck.

Nach der Beschreibung eines französischen Militärs müßte eine Armee, die das Festungsviereck im Venetianischen angreifen wollte, zuerst den Mincio passiren, der aus dem Gardasee kommt, nach einem Laufe von acht

Meilen in den Po fällt und überall tief genug ist, um den Uebergang ernstlich zu verhindern. Am Mincio liegen vier Meilen von einander Peschiera und Mantua, ersteres an dem Austritt desselben aus dem Gardasee. Das Städtchen hat 3000 Einwohner, aber das befestigte Lager faßt 15,000 Mann. Vom See aus ist Peschiera unangreifbar; eine starke Bastion beherrscht den See und ihr Feuer würde jede Flottille zerstören. Eine schmale Landstraße verbindet Stadt und Lager, von welchem die Ebene beherrscht wird; ein detachirtes Fort und vier Bastionen, sowie tiefe Gräben, immer mit Wasser füllbar, und ein zweifacher Wall bilden die Vertheidignngslinien: Alles mit gezogenen Kanonen des schwersten Kalibers armirt. Das ist Peschiera, der schwächste Punkt des Vierecks. — Mantua liegt auf einer Insel, 500 Meter vom Ufer entfernt, hat 35,000 Einwohner und faßt eine Garnison von 40,000 Mann. Fünf Straßen, durch drei über einander liegende Batterien vertheidigt, verbinden es mit dem Ufer. Zur Belagerung Mantua's gehört ein unermeßliches Material. Die Belagerer sind beständigen Angriffen ausgesetzt; eine Niederlage richtet sie zu Grunde, ein Sieg nützt wenig, da dem Feinde der Rückzug nach Verona und Legnago übrig bleibt. Selbst bei Wegnahme eines Werkes bliebe Mantua noch vor einem Bombardement geschützt und ein Sturm ist eine Unmöglichkeit. Aber selbst wenn Peschiera und Mantua genommen würden, dann bliebe erst noch die Etschlinie zu passiren, und an diesem reißenden, tiefen Strom mit schroffen Ufern ist nirgends ein Uebergangspunkt zu finden. Im Norden liegt Verona, der Schlüssel zu Tirol und Friaul, beschützt durch eine ununterbrochene Umwallung und eine Anzahl von Forts, die ihr Feuer kreuzen. Legnago ist ein kleiner Ort von 9000 Einwohnern. Seine Festungswerke sind ausgedehnter als die Stadt. Zwei Forts, zwei Brückenköpfe, ein dreifacher Wall und die Ueberschwemmung der Umgegend bilden ein furchtbares Vertheidungssystem, das mittelst eines von Redouten und Feldschanzen geschützten Weges mit Verona verbunden ist. Von Legnago aus kann immer und nach allen Seiten Hilfe geschickt werden. Die Italiener, wenn sie von dieser Seite her das Venetianische angreifen wollten, müßten also vier Belagerungen unternehmen, die gewiß zu nichts führen würden; daher die mannigfaltigen Pläne, die sich am wenigsten mit dem Festungsviereck beschäftigen.

Verluste durch den Krieg.

Haußner gibt über die Menschenverluste in den Kriegen unserer Zeit folgende Auskunft:

Die europäischen Kriege vom Jahre 1815 — 1864 haben 2,762,000 Menschen gekostet, darunter 2,148,000 Europäer und 614,000 außerhalb Europa's; also durchschnittlich 43,800 auf's Jahr. Dabei sind die Bürger nicht mitgezählt, welche die durch die Kriege erzeugten Seuchen hinweggrafften.

Die blutigsten Kriege dieser Epoche waren folgende:

Der orientalische Krieg (1853—1856) kostete 511,000 Menschen das Leben: auf dem Schlachtfelde oder in Folge an den Wunden starben 177,000; an Seuchen und Kriegskrankheiten 331,500.

Russen	256,000
Türken	98,000
Franzosen	107,000
Engländer	45,000
Italiener	2,600

Der Krieg im Kaukasus (1829 — 60) raffte dahin 330,000 Menschen.

Der Krieg in Indien (1857 – 59) 196,000.

Der russisch-türkische Krieg (1828—29) 193,000.

Die polnische Revolution (1831) 190,000.

Die spanische Revolution (1833—40) 172,000.

Die Befreiung Griechenlands (1821—29) 148,000.

Die Feldzüge der Franzosen in Afrika (1830 — 59) 146,000.

Die ungarische Revolution (1848—49) 142,000.

Der italienische Krieg 129,374.

Diese letzte Summe vertheilt sich, wie folgt: Todte auf dem Schlachtfelde oder in Folge der Wunden 96,874; an Krankheiten 33,000. Davon:

Oesterreicher	59,664
Franzosen	30,220
Italiener	23,610
Neapolitaner	14,010
Päpstliche Soldaten	2,370 rc.

Die Totalsumme der Verluste an Menschenleben in den Kriegen von 1792 — 1815 macht 5,530,000, also 240,000 jährlich.

Der siebenjährige Krieg (1756 — 63) kostete 642,000 Menschenleben, durchschnittlich 91,700 per Jahr. Friedrich der Große schlägt die Summe noch höher an, indem er in der „Geschichte meiner Zeit" 886,000 annimmt.

Unberechenbar ist es, was der Krieg seit 1815 an Geld gekostet. Man sehe nur folgende Zahlen.

Der orientalische Krieg kostete (in Franken):

Rußland	2,328,000,000
Frankreich	1,348,000,000
England	1,320,000,000
Türkei	1,060,000,000
Oesterreich	470,000,000
Summe in 2½ Jahren	6,526,000,000

Der italienische Krieg kostete in 2½ Monaten 1,485 Millionen Franken.

Und bei all dem sind hier nicht mitgerechnet: der amerikanische Krieg, der Krieg in China, der spanische Krieg mit Marocco, die Revolutionen von 1848, der schleswig-holsteinische Krieg rc.

Zahlen sprechen! Und doch! Wann endlich wird der Welt ein Licht aufgehen über ihr barbarisches, blutiges Treiben?



Bilder aus dem bayerischen Kriegsleben.

Von Otto Sigl.

Die Stimme des rauhen unerbittlichen Schicksals im Soldatenleben ist der Generalmarsch. Endlich, endlich im Quartier angekommen, sei's im prunkenden Schloß, im gastlichen Bürgerhaus oder in der Bauernhütte — in üppigem Federbett oder auf schlichtem Stroh — nur einmal Ruhe den ermatteten Gliedern! Doch

> Hast du zum nächtlichen Schlummer
> Geschlossen die Augen kaum,
> So wird Generalmarsch dich wecken
> Auch aus dem tiefsten Traum.

Mit einem lauten Fluch, einem gepreßten Seufzer oder in stummer Resignation, wie's eben eines Jeden Temperament mit sich bringt: aufgesprungen, Kleider und Waffen genommen und hinaus in Nacht und Nebel, in Sturm und Regen — wer weiß, wie weit. Aeußerst fatal klingt das Allarmsignal, wenn es einem an wohlbesetzter Tafel gleichsam den Bissen vom Munde wegreißt. So erging's uns in einem Weimar'schen Dorfe. Nach sieben mageren Tagen lächelte uns endlich ein fetter Abendschmaus in Gestalt einer gebratenen Gans. Allein — o Jammer — eben war das Messer zum Transchiren angesetzt, da ertönt — wir hören's und hören's und wollen's nicht glauben — der verwünschte, der schreckliche Generalmarsch. Aus war's mit allem kunstgerechten Zerlegen: wie Bulgaren rissen wir mit den Händen die arme Gans in Stücke und jeder versenkte eines davon in die Feldtasche des Bedienten. Der Feind ist in der Nähe, hieß es, vielleicht ist heute noch ein Treffen zu erwarten. Die Gewehre wurden, zum ersten Male in diesem Feldzug, geladen. Fort ging's bei stockfinsterer Nacht und strömendem Regen bis Morgens ein Uhr. Sehr amüsant, so ein Nachtmarsch. Die kleinste Pfütze, ein zollhoher spitziger Stein, eine seichte Wasserrinne machen den unangenehmsten Effekt, weil man im Dunkel so recht mitten darein tappt oder darüber stolpert. Hie und da rollt auch ein schlaftrunkener unvorsichtiger Bursche in den kothgefüllten Straßengraben und braucht lange Zeit, bis er von seiner Ueberraschung sich erholen und unter der Last des schwerbepackten Tornisters sich wieder aufraffen kann. Im Dorf, das zum Nachtquartier bestimmt war, konnte, da vier Bataillone unterzubringen waren, jeder Kompagnie nur ein Haus zugewiesen werden, worin sie sich in voller Rüstung zur Ruhe niederlassen durfte. Es läßt sich wohl denken, zu welch' originellen Situationen die Einpferchung von 150 Mann in vier oder fünf Stuben Anlaß gab. Im Wohnzimmer lagen, saßen, hockten, kauerten etwa sechzig Soldaten, ein wahres Chaos von übereinandergestapelten und in einander verschlungenen Armen und Beinen. In einem Winkel saß der Bauer mit seiner jungen Frau, welche ihr Jüngstes in der Wiege schaukelte. So war Genrebild und Kriegsscene in *einem* Rahmen zu seltsamen Kontrast vereinigt. Meine Lagerstätte beschämte durch ihre Einfachheit selbst das berühmte Faß des Diogenes, denn um dem Rauch und Qualm im Hause zu entgehen, blieb mir nur übrig, mich auf einen Schubkarren zu betten. Der folgende Tag brachte einen Marsch mit der erwünschten Aussicht auf Einquartierung. Nach zwei Stunden ward uns jedoch die Kunde, daß der Feind auf den vorliegenden Höhen gesehen worden. Sogleich ward Halt gemacht und rekognoscirende Abtheilungen erstiegen die Hänge. Operngucker und Feldstecher aller Art kamen zum Vorschein. Jeder wollte zuerst einen Preußen entdecken; manch' harmlosem Landmann, sogar manchem Busch oder Baumstrunk ward die Ehre zu Theil, für einen feindlichen Plänkler gehalten zu werden. Die vor uns befindliche Brigade erzielte bessere Resultate, denn wir erhielten Befehl, uns in Schlachtordnung zu stellen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte das Aufschlagen des Verbandplatzes und die Aufstellung der Blessirtenträger mit ihren Tragbahren hinter der Front. Diese Blessirtenträger sind als Ergänzung der Sanitätstruppen ein ganz praktisches Institut. Es werden hiezu von jeder Kompagnie drei Mann ausgewählt, besonders für ihren Zweck von Aerzten unterrichtet und mit Medikamententaschen, sowie mit Bahren zum Wegschaffen von Verwundeten versehen. — Um zwei Uhr Nachmittags ertönten die ersten Kanonenschüsse; die vorgeschobene Brigade war mit dem Feind engagirt. Große Spannung und Erwartung, bald in's Gefecht zu kommen. Dabei blieb es jedoch für dießmal. Der Kampf ward gegen Abend abgebrochen und wir hatten nur einige tüchtige Regenschauer zu bestehen gehabt. Vorbereitungen zum Bivouak wurden getroffen, zum Schutz gegen den immer noch strömenden Regen aus Bäumen, Strauchwerk, Stroh, Stangen rc. Wetterschirme erbaut und in improvisirten Kochheerden Feuer angezündet. Einen bunten bewegten Anblick boten Nachts die vielen Feuer und in deren Schein im Thal und auf den Hängen das bienenartige Gewimmel der Soldaten. Meine Himmelbettstatt bildete ein Flechtwerk aus Zweigen und starken Aesten, und die zusammengelegte Bahre eines Blessirtenträgers gab ein herrliches Kopfkissen. In Folge heftigen Sturmes stürzte in der Nacht die ganze Hütte zusammen, nur eine kleine Höhlung über mir freilassend, welchem Umstand ich es verdankte, daß ich so ziemlich behäbig in meinem Nest schlummern konnte. Geweckt wurden wir ächt kriegerisch — durch den Kanonendonner des wieder aufgenommenen Gefechts. Näher und näher zog sich das Schießen, bald ward uns der Befehl zur Ablösung des ersten Treffens vorzurücken. Endlich die seit Jahren ersehnte Gelegenheit, unserm Berufe vollauf zu genügen!

Kavallerie und Artillerie jagen zurück, um hinter uns Position zu nehmen. Ledige, blessirte Pferde galoppiren — rührend anzusehen — mühsam in ihrer Eintheilung mit fort. Unser Bataillon nimmt Stellung seitwärts des Ortes Diedorf. Auf den Höhen rechts und vor uns schießen sich unsere Plänkler lustig mit dem Feind herum. Mit einem Male hören wir sonderbar singende, zischende

Töne — der Feind hat sein Feuer auf uns gerichtet. Vor unserer Front schlagen die Spitzkugeln in den nassen Ackerboden ein wie Hagelkörner und sausen an den Köpfen vorbei wie Maikäfer. Die Preußen waren im Wald so gut gedeckt, daß nur hie und da einige sichtbar wurden. Das Bataillon geht hinter das Dorf zurück — über unsere Köpfe hinweg beginnt der Geschützkampf. Glücklicherweise bleiben die feindlichen Granaten meist im durchweichten Boden stecken, ohne zu explodiren. Ein bayerisches Geschoß reißt ein ganzes Eck einer preußischen Kolonne weg, welche sich schleunigst empfiehlt. Bei jedem Treffschuß klatschen unsere Artilleristen, „Bravo" rufend, in die Hände. Unsere Tirailleurs schießen prächtig, während die feindlichen Kugeln meist daneben gehen. Wir nehmen wieder im Dorfe Position. Da wir gerade in der Verbindungslinie der unsrigen und der feindlichen Batterien stehen, kreuzen sich die Geschosse beständig über unsern Häuptern. Das Brummen und Sausen macht die Luft vibriren. Im Ort sind nur Blauröcke zu sehen; die ganze Bevölkerung ist entflohen; nur ein achtzigjähriger Greis und eine verlassene, ängstlich blöckende Schafheerde sind zurückgeblieben. Der Ausgang des Dorfes ist mit Wagen, Holz und dergleichen verbarrikadirt. Ein paar Kompagnien plänkeln in den dem Feinde zugewandten Gärten. Von Zeit zu Zeit sausen einzelne Kugeln in's Dorf herein. Wir kommen zur Ablösung der Plänkler in einen Obstgarten. Eben gehen die preußischen Tirailleurs zurück und werden von uns mit einem Kugelregen begleitet. Ein paar Granaten sausen vier bis fünf Fuß über unsere Köpfe. Meine Leute machen vor den zudringlichen Gästen so devote Knixe, daß ich herzlich lachen muß. Zu anmuthiger Abwechslung zischt hie und da eine Flintenkugel vom Berg herein. Dreißig Schritte von mir fällt ein lieber Kamerad, ein reichbegabter, strebsamer, erst vierundzwanzigjähriger Offizier. Nach wenigen Minuten hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Er war eines der letzten Opfer dieses Gefechts, welches bald darauf abgebrochen wurde. Es muß übrigens eine eigene Vorsehung über den beiden Bataillonen unseres Regiments gewaltet haben, denn wir hatten trotz des ergiebigen Kugelregens nur wenige Todte und Blessirte. Die Preußen haben gewiß das Vierfache verloren und vor den „Hellblauen" allen Respekt bekommen.



Mittheilungen aus der Chemie.

Von Dr. Theodor Koller.

1. Der Phosphor.

Licht, Recht und Wahrheit sind drei schöne Worte; aber bei wie Vielen sind sie auch nur dieß! Und selbst diejenigen, welche die schöne Phrase als „Lichtträger" bezeichnet, bestreben sich nicht selten, ihrem Berufe ungetreu, die leuchtende Fackel niederzudrücken und den flammenden Brand sorgsam zu löschen. Die Flammen, welche der Liebe zum Vaterlande, der Liebe zur Freiheit entbrennen, sind helle, leuchtende Gluten; still und verborgen, aber nicht minder kräftig und wärmend, strahlen die Flammen der Liebe, die in der Maienzeit des Lebens auf geweihten Altären brennen.

Der Phosphor, von dem wir hier reden wollen, heißt auch Lichtträger und verdankt seinen stolzen Namen der griechischen Sprache, aus der man φως, das Licht, und φερειν, tragen, herübergenommen hat, um daraus Phosphorus zu bilden. Und dieser Phosphorus hat, wie jedes Ding in der Welt, seine Geschichte und hat sich lange dem Forscherblicke zu entziehen gewußt, obwohl ihn der Mensch selber von Anfang an mit sich herumgetragen hat.

Der Erste, welcher den Phosphor, wenn auch unrein, darzustellen wußte, war ein Chemiker in Hamburg, Namens Brandt, welcher 1669 eingedampften Menschenharn glühte. Brandt hielt die Art seines Verfahrens zur Gewinnung des Phosphors geheim und es waren gerade hundert Jahre nöthig, bis Gahn und Scheele 1769 die Erfahrung machten, daß der Phosphor ein Hauptbestandtheil der Knochen sei, und ihn daraus, weniger gewinnsüchtig und die Wissenschaft nicht als „eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt" betrachtend, darstellen lehrten.

Wir wollen es hier versuchen, zuerst die Eigenschaften des Phosphors im Allgemeinen zu besprechen und dann erst zusehen, wie er aus den Knochen gewonnen wird und uns fragen, wie er denn überhaupt in unsern Körper hineingelangt, was um so erstaunlicher ist, als ja männiglich weiß, daß der Phosphor nicht nur nicht genießbar ist, sondern sogar sein Genuß jeden ferneren Genuß unmöglich macht.

Der Phosphor stellt zumeist cylindrische Stängelchen dar, welche nur selten ganz weiß erscheinen, sondern gewöhnlich etwas bräunlich gefärbt sind. Liegt er an der Luft, so ist er immer mit einem weißen, leicht flüchtigen Rauche umgeben und daß er dabei fortwährend verbrennt, wenn man auch keine Flamme sieht, das kann man leicht wahrnehmen, wenn eine bestimmte Menge desselben an der Luft liegen gelassen wird; diese Menge Phosphor nimmt beständig mehr und mehr ab und nach hinreichender Zeit ist aller Phosphor verschwunden.

Es ist klar, daß aus dem Phosphor ein anderer Körper entstanden sein muß, denn der Phosphor als solcher verflüchtigt sich nicht. Und auch hier hat der Laie ein einfaches Mittel an der Hand, sich Ueberzeugung zu verschaffen. Bringt man nämlich ein Stückchen Phosphor unter eine Glasglocke, die mit gewöhnlicher — atmosphärischer — Luft gefüllt ist, so bemerkt man nur einige Zeit hindurch die Bildung des weißen Rauches und der Phosphor hört bald auf zu leuchten. Läßt man nun neue Luft

zutreten, indem man die Glasglocke abhebt und nach wenigen Minuten wieder darüber stellt, so beginnt das Leuchten des Phosphors von Neuem.

Dieser einfache Versuch zeigt, daß die Luft einen wesentlichen Antheil an dem Leuchten des Phosphors genommen hat und in der That hat ihr der Phosphor einen ihrer Bestandtheile, den Sauerstoff, entzogen, sich damit zu der sogenannten phosphorigen Säure verbunden und dadurch sich mit jenem leichten weißen Rauche überkleidet. Der verschwundene Phosphor also hat sich in eine Säure, phosphorige oder Phosphor-Säure verwandelt.

Nimmt man eine Phosphorstange und schreibt damit in einem dunkeln Raume an die Wand, so erscheinen die Schriftzüge leuchtend, in Folge des Verbrennens der einzelnen auf der rauhen Mauer abgeriebenen Phosphortheilchen. Weil aber der Phosphor sich schon bei geringer Temperaturerhöhung entzündet, so kann man, wenn es die Umstände erfordern, ihn zu berühren, nicht genug Vorsicht anwenden. Eine Phosphorstange darf man nie mit der Hand anfassen; man bedient sich hierzu einer Scheere und schneidet dann die Stange, je nach Bedarf, entzwei und zwar so lange sie noch feucht ist, da bekanntlich der Phosphor immer in Blechbüchsen unter Wasser aufbewahrt wird. Dann erst trocknet man das abgeschnittene Stück, ohne es mit den Fingern zu berühren, rasch zwischen Fließpapier und legt das nicht Gebrauchte sogleich wieder in die Büchse. Bei kleineren Brandwunden durch Phosphor ist das Einreiben eines fetten Oeles vom besten Erfolge begleitet.

Wir wissen, daß der Phosphor ein überaus heftiges Gift ist. In geringster Menge genossen, bewirkt er durch seine im Magen und Darmkanale stattfindende Verbrennung den Tod und die Wissenschaft besitzt kein Mittel, das man als Gegengift bezeichnen kann, denn bei Phosphorvergiftungen läßt sich, wenn der Phosphor in fester Form genommen wurde und bald Hilfe zur Stelle war, außer der Verabreichung eines Brechmittels nichts thun. Bei einem hohen Grade von Vertheilung, das heißt, wenn der Phosphor mit Speisen und Getränken verschluckt wurde, wendet man besser reichliche Mengen von Wasser mit Magnesia an. Und dieser nämliche Phosphor, dessen Verheerungen im thierischen Organismus so außerordentliche sind, wird zu einem ganz unschädlichen Körper, wenn man ihn längere Zeit dem Sonnenlichte aussetzt.

Wir begegnen hier einer jener wunderbaren und geheimnißvollen Erscheinungen, welche uns, wenn wir glauben eine Höhe erklommen zu haben und nun frei auszuschauen wähnen, neue Räthsel vorlegt und neue Berge aufthürmt, die den forschenden Blick in enge Grenzen bannen.

Wenn die weißlichen Stängelchen des Phosphors dem Einflusse des Sonnenlichts ausgesetzt sind oder wenn der Phosphor auf 184° bis 200° R. erhitzt wird, so verwandelt er sich in eine rothe Modifikation, welche merkwürdigerweise vollkommen gleich wie der ursprüngliche weiße Phosphor zusammengesetzt ist und deren einzelne Theilchen — Moleküle — vollständig miteinander übereinstimmen, aber deren Eigenschaften in chemischer und physikalischer Beziehung unendlich weit auseinader gehen und als deren eine wichtige zunächst die ihrer völligen Unschädlichkeit beim Genusse erscheint. Man kennt die Ursache, welche die Umwandlung des weißen Phosphors in rothen bewirkt, eigentlich nicht; allein da sie auch im luftleeren Raume, wo mithin von einer chemischen Veränderung durch Theilnahme des Sauerstoffes keine Rede sein kann, stattfindet, muß man annehmen, daß sie in einer molekulären Umänderung des Phosphors ihren Ursprung hat.

Durch die leichte Beschaffung des Phosphors, wozu fast überall dem Volke Gelegenheit gegeben ist, kommen in unseren Tagen absichtliche, in Folge grober Fahrlässigkeit auch unabsichtliche Vergiftungen vor, und diese haben meistens den Tod zur Folge, da es sich in dem einen wie in dem anderen Falle gewöhnlich um ein bedeutendes Quantum handelt. Namentlich ist durch die Verwendung des Phosphors zur Darstellung von Zündhölzern eine leider vielfach benützte Gelegenheit geboten, sich die schrecklichste der Todesarten zu verschaffen. Um die Phosphorvergiftung zu erkennen, werden die Theile, welche die verdächtige Substanz enthalten, also der Magen und Darmkanal, zerschnitten und in einem Glaskolben mit Wasser und etwas Schwefelsäure versetzt. An den Kolben selbst befestigt man mittelst eines durchbohrten Korkes eine an beiden Enden offene Glasröhre, welche in ein weiteres Glasrohr mündet, das zuerst vertikal aufwärts, dann horizontal und dann abwärts gerichtet ist. Der abwärts gerichtete Schenkel steht in einem gewöhnlichen gläsernen und mit kaltem Wasser stets gefüllten Kühlrohre. Man erhitzt nun den Kolben mit seinem Inhalte durch untergesetztes Kohlenfeuer und beobachtet nach einiger Zeit, wenn die Flüssigkeit im Kolben zum Kochen gebracht worden ist, an der Stelle, an welcher die Wasserdämpfe in den abgekühlten Theil des Rohres treten, im Dunkeln fortdauernd das deutlichste Leuchten und zwar gewöhnlich einen leuchtenden Ring. In der Flasche aber, welche an dem Ende des Kühlrohres angebracht wurde und in welcher die Flüssigkeit aus dem erhitzten Kolben überdestillirt, findet man, wenn wirklich Phosphor zugegen war, kleine Phosphorkügelchen, welche also dann die Gegenwart des Phosphors in dem zur Destillation angewandten Magen und Darmkanal konstatiren. Diese Art und Weise, den Phosphor zu erkennen, ist so genau, daß in einer Flüssigkeit, welche nur $^1/_{100000}$ Phosphor enthält, dieser letztere sich an dem lange anhaltenden Leuchten, sowie an der Bildung der Phosphorkügelchen im Destillate mit aller Sicherheit nachweisen läßt. —

Der Phosphor bildet einen der wichtigsten Bestandtheile des Thierkörpers. Ohne Phosphor wäre es uns nicht möglich uns zu bewegen, denn unsere Knochen sind der Hauptsache nach immer phosphorsaurer Kalk. Ja man hat sogar geglaubt, der Phosphor sei noch etwas mehr als ein gewöhnlicher, einfacher Körper und hat ihm, weil er im Gehirne enthalten ist, die Schuld des menschlichen Denkens beigemessen. Aber der Chemikus in seinem Laboratorium kann mit allen seinen Reagentien, wie er die Stoffe nennt, mit denen er den Körpern die Fragen über ihre Beschaffenheit stellt, den wahren Spiritus nicht ermitteln.

Fragen wir nun, wie es möglich sei, daß dieser Phosphor, den wir doch nicht als solchen genießen können, in unsern Körper gelangen konnte, so müssen wir zurückgehen zu unseren ersten Lebenstagen, wo wir zum Aufbaue unserer Knochen aus der Muttermilch Phosphor in der Form von phosphorsauren Salzen eingesogen haben. Auch die Samen, welche wir ja in den verschiedensten Formen genießen, führen uns Phosphor in Gestalt phosphorsaurer Verbindungen zu.

Zur Darstellung des Phosphors werden die Knochen in Schachtöfen gebrannt, um die beigemengten organischen Substanzen zu zerstören. Nach der Brennung, stellen die Knochen dann die sogenannte Knochenerde oder Knochenasche dar. Diese weißgebrannten Knochen werden hierauf fein gemahlen und in einem größeren, mit Bleiplatten ausgelegten Gefässe durch warme, verdünnte Schwefelsäure zersetzt oder, wie man sagt, aufgeschlossen. Nach der Zersetzung, welche in einigen Stunden beendet ist, läßt man den durch die Schwefelsäure gebildeten schwefelsauren Kalk oder Gips absetzen, gießt dann die obenstehende klare Flüssigkeit in Bleipfannen und dampft ab. Ist nach einiger Zeit die Flüssigkeit in den Bleipfannen etwa syrupdick, so mengt man Kohlenpulver hinzu und erhitzt dann zuerst zum Rothglühen, später aber, um alles Wasser zu entfernen, bis zum Weißglühen. Diese letztere Operation geschieht in Retorten aus feuerfestem Thon, welche reihenweise in Oefen, sogenannten Galeerenöfen, mit gemeinschaftlicher Feuerung eingesetzt sind und deren Hals in eine Vorlage mündet, welche in einem kupfernen, theilweise mit Wasser gefüllten Gefäße besteht, das durch heißes Wasser von außen immer so weit erhitzt wird, daß der sich darin ansammelnde Phosphor flüssig bleibt. Dieser dann noch unreine Phosphor wird unter Wasser geschmolzen — er schmilzt schon bei 35,5° R. — hierauf in sämisch gegerbtes Leder eingeschlossen und unter warmem Wasser ausgepreßt. Die Phosphorstangen erhält man durch Auffaugung des geschmolzenen Phosphors mittelst einer Glasröhre oder durch in neuerer Zeit eingeführte eigene Vorrichtungen.

Der Verbrauch des Phosphors ist jetzt ein enormer; denn die Masse desselben, welche in den Fabriken, die sich mit der Herstellung von Reibzündhölzchen beschäftigen, täglich konsumirt wird, ist eine sehr bedeutende, wenn auch an jedem der einzelnen Hölzchen nur eine geringe Spur Phosphor haften bleibt. Die Darstellung dieser Zündhölzchen ist außerordentlich einfach. Man schmilzt Phosphor — beispielsweise fünf Theile — in einer geeigneten Menge Wasser, setzt hierauf Braunstein und salpetersaures Kali (Salpeter) — 16 Theile eines jeden — sowie etwas chlorsaures Kali hinzu und endlich einen Schleim von Gummi — 12 Theile. Nun wird das Gemenge so lange zusammengerieben, bis in der gleichartigen Masse mit unbewaffnetem Auge keine Phosphorkügelchen mehr wahrgenommen werden können, worauf man dem Teige gewöhnlich mit etwas Eisenocker und Zinnober oder auch Mennige — $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{10}$ Theil — eine Farbe ertheilt. Die vorher schon in Schwefel getauchten und getrockneten Hölzchen werden in diesen Teig so eingesenkt, daß wenig davon an ihrer Spitze haften bleibt.

Eine andere Verwendung findet der Phosphor zur Bereitung des sogenannten Rattengiftes, wo er in geschmolzenem Zustande mit Mehl zusammengerührt wird. Nur in beschränktem Maße dient der Phosphor als solcher auch für Heilzwecke.

Schon im Eingange haben wir erfahren, daß sich der Phosphor ungemein leicht mit Sauerstoff verbindet und eine dieser Verbindungen erscheint für uns außerordentlich wichtig. Es ist dieß die Phosphorsäure, deren chemische Bezeichnung PO_5 ist, was anzeigt, daß ein Aequivalent Phosphor mit fünf Aequivalenten Sauerstoff in der Phosphorsäure mit einander in Verbindung sind.

Die Phosphorsäure kann sich auch der Laie darstellen. Man nimmt eine gut abgetrocknete Glasglocke, stellt sie auf einen trockenen Teller und läßt einige Stunden lang ein paar Stücke gebrannten Kalkes auf einer Porzellanschale in der Glocke stehen, wodurch der Luft die Feuchtigkeit entzogen wird. Hierauf nimmt man die Schale aus der Glocke und setzt an ihre Stelle ein Schälchen mit einem Stücke brennenden Phosphors. Die Verbrennung währt so lange, als noch eine hinreichende Menge von Sauerstoff in der Glocke vorhanden ist. Es scheidet sich hierbei die Phosphorsäure als eine weiße, schneeartige Masse an der Wand der Glocke ab und fällt von da auf den Teller.

Wirft man wenig von der so erhaltenen Phosphorsäure in Wasser, so entsteht ein Zischen, gerade so, als ob man glühendes Eisen in kaltes Wasser eingetaucht hätte. Der Grund hiervon liegt darin, daß die Phosphorsäure, welche wasserfrei ist, bei ihrer Berührung mit Wasser außerordentlich energisch Wasser aufnimmt und sich damit verbindet. Die Folge dieser energischen, chemischen Verbindung aber ist eine sehr bedeutende Temperaturerhöhung, welche so hoch ist, daß dadurch ein Theil des Wassers in Dampf verwandelt, aber gleich darauf durch die übrigen kalten Wasserschichten, welche durch die Verbindung, weil entfernter liegend, nicht in Mitleidenschaft gezogen wurden, wieder verdichtet, zu Wasser condensirt wird, wodurch in Folge eben dieser Dampfbildung und unmittelbar darauffolgenden Condensation dieses Zischen entsteht.

Die Phosphorsäure in ihrem reinen Zustande wird medizinisch sehr häufig angewendet und bildet mit Eisen, Kalk, Magnesia u. s. w. zahlreiche, verbreitete und werthvolle Verbindungen. —

Wenn uns einst nach langer Pilgerfahrt unter'm grünen Rasen gebettet worden, dann vollzieht sich allmälig jene Reihe von Zersetzungen an unserem Körper selbst, die wir jetzt noch tagtäglich vor Augen haben. Kohlensäure, Wasser und Ammoniak, nebst vielen widerlichen Gasarten, sind die Endprodukte unserer leiblichen Maschine, und sie wandern hinaus in die Atmosphäre, um den Pflanzen wieder als Nahrung zu dienen, nachdem diese selbst zum Aufbaue unseres Körpers einst alles nöthige Material geliefert hatten.





Wanderung über die böhmischen Schlachtfelder.

Das Kriegstheater, auf welchem sich das zehntägige blutige Trauerspiel entwickelte, ist der bevölkertste, fruchtbarste, fleißigste, wohlhabendste und gebildetste Theil Böhmens. Es ist im Norden durch den Bogen des Riesengebirges, im Süden durch den Bogen der Elbe begrenzt. Viele größere und kleinere Städte, unzählige reizende Städtchen, Flecken und Dörfer, Schlösser und Ruinen alter Burgen liegen zwischen diesen zwei Bogen, wie schöne Bilder in einem großen Rahmen. Das Riesengebirge, bald großartig wild, bald lieblich und mild, ist romantisch genug, um die würdige Heimat der Rübezahlsage und vieler anderer schöner Sagen und Geschichten zu bilden. Die Schneekoppe ist sein Blocksberg und Brocken; vor der gewaltigen Mauer von Gebirgskämmen und Spitzen, einzeln und abgelöst, wie vorgeschobene Posten, stehen der Pösig, mit seiner großartigen Ruine, die weit in's Land hineinblickt, der Kolla, der Jeschken und wieder an diese schließt sich das Isergebirge, das, obwohl kleiner und gemäßigter, das große Riesengebirge in mancher Beziehung an Romantik, Schönheit, Reichthum, an Sage und Geschichte übertrifft. Es ist wie das schönere Kind jener gewaltigeren Welt. — Je weiter wir in dieser von Elbe und Riesengebirge umrahmten Region gegen Norden vordringen, desto größer wird — oder wurde vor dem Kriege — die Kultur, die Bildung, die Reinlichkeit, die Wohlhabenheit, obwohl dem Süden die größere Fruchtbarkeit gehört. Das macht: im Süden wohnen die Tschechen, im Norden die Deutschen. Hier begegnen sich auf kleinem Raume die beiden nationalen Parteien, die jetzt in Böhmen einen so erbitterten Kampf gegen einander führen und so nahe an einander gerückt, haben sich hier die Gegensätze mit am schärfsten ausgebildet. Das reiche, fleißige Reichenberg ist eine der treuesten deutschen Städte; die Gegenden von Jungbunzlau, Turnau sind von tschechischen Fanatikern bewohnt. Die Industrie, in diesem Winkel Böhmens am heimischsten, ist fast durchgehends deutsch. Zwar hat sie im tschechischen Jungbunzlau und Kosmanos sich früh niedergelassen, aber es waren Elsäßer, Italiener und Deutsche, die sie hier einbürgerten; in Turnau beinahe ausschließlich Israeliten, während sie im ganzen deutschen Gebirge sich auf das Ueppigste entfaltete, diesen ganzen Winkel zum industriellsten Theile des ganzen Kaiserstaates machte und in der Stadt Reichenberg eine Blüthe trieb, die bei den drückenden Handels-, Geld- und politischen Verhältnissen Oesterreichs als ein wahres Wunder angestaunt werden muß. Um Reichenberg, wie um ihren Mittelpunkt, drängen sich nach allen Weltgegenden unzählige Ortschaften, in denen vor dem Kriege Tausende ja Hunderttausende von Webstühlen und Spindeln rastlos arbeiteten, Hunderttausende ernährten, Tausende bereicherten und für die Bedürfnisse von Millionen in den fernsten Welttheilen sorgten.

Aus jenen fleißigen Gegenden des nördlichsten Böhmen kommt die Iser und wandelt der Elbe zu, die den ganzen Wasserreichthum des Landes dem Norden Deutschlands und der Nordsee entgegen führt, als eine der bedeutendsten Wasserstraßen Europa's. Die Iser selbst ist nur ein bescheidener Fluß, aber reich an Schönheit. Das Iserthal ist eines der lieblichsten und holdesten Flußthäler, in dem es zur Abwechslung auch nicht an wilden und düstern Partieen fehlt. Neben Städten und Städtchen spiegelt die Iser in ihren bald schäumenden, bald kristallklaren Fluten romantische Ruinen und in Herrlichkeit glänzende Edelsitze. Beginnen wir unsere Wanderung ihr entgegen, in der Nähe ihrer Mündung, bei Brandeis und Altbunzlau.

Brandeis! In seinem alten, kaiserlichen Schlosse, das sich in der Elbe spiegelt, ruhte eine Nacht lang der flüchtige Dante-Uebersetzer, der alte König Johann von Sachsen. Es haben die Gebäude ihre Schicksale und ihre Bestimmungen. Im Schlosse zu Brandeis wohnte manchmal der gute, alte Kaiser Ferdinand, den man im Jahre 1848 zur Abdankung bewogen; in diesem Schlosse hauste der greise König Carl X. von Frankreich, ebenfalls als Flüchtling und abgesetzter König, und wohnte seine Schwiegertochter, die Herzogin von Berry, mit ihrem Sohne, der sich noch heute Heinrich V. nennt, obwohl ihm in Frankreich bereits zwei Dynastieen gefolgt sind. Es ist eine Herberge für flüchtige Könige und Königskinder; ein Königsinvalidenhaus. Alle diese Flüchtlinge sind ihrer Frömmigkeit halber berühmt. Da war es ihnen denn in Brandeis gegönnt, sich am Beispiel eines tragischen Fürstenschicksals und an einem Gnaden-Wallfahrtsorte zu erbauen. Sie brauchten nur über die Brücke zu pilgern, um in Altbunzlau in der Kirche zu beten, in welcher der erste christliche Fürst Böhmens, der h. Wenzeslaus, von seinem Bruder, Boleslaw dem Grausamen, erschlagen wurde. Man zeigt noch den eisernen Ring an der Thüre, an dem sich der Märtyrer gehalten. Das Schicksal der Fürsten und ihre Martyrien kommen ihnen zumeist von den Ihrigen, von denen, die sie Brüder und Vetter nennen: aber sie nehmen es so lieber hin, als von plebejischer Hand. Carl X. trauerte hier, während sein Vetter Louis Philippe, Ferdinand, während sein Neffe auf seinem Throne saß, und Johann von Sachsen hatte hier böse, dante'sche Träume. während die Schaaren seines Bruders Wilhelm, die er im Jahre 1849 gerufen, dieß-

mal uneingeladen in Dresden einzogen. O, wer es diesen Fürsten aus den Sternen gelesen hätte, daß ihnen solch ein Schicksal, ein Flüchtlingsschicksal, bevorstehe! Doch alle Prophezeiungen nützen nichts; das haben die letzten Jahre bewiesen und das beweist das wenige Stunden von Brandeis gelegene Benatek. Dort befindet sich das Observatorium, auf welchem der berühmte Sterndeuter und Astronom Tycho Brahe Meridiane zog und nebenbei seinem Kaiser Rudolph das Horoskop stellte — welcher Kaiser trotzdem an den königlichen Bruder Mathias mehrere Kronen verlor. Freundlich und nett liegt das kleine Benatek auf seiner Höhe, deren Fuß die Iser bespült, sanft hinwandelnd durch weiche Wiesengründe. Ihr entgegen kommen wir, am Schlößchen Neuperg vorbei, nach Jungbunzlau, der Hauptstadt des Kreises, wo das Iserthal ein wahrhaftes Tempe bildet. Auf einem länglichen Hügel liegend, mit einer kastellartigen Kaserne auf dem äußersten Vorsprung, mit der alten Bruderkirche, mit dem Kloster der Väter frommer Schulen und den slavischen Städten eigenthümlichen „Lauben" oder Arkaden hat Jungbunzlau von Außen wie von Innen ein gewisses historisches Aussehen, obwohl es in der vielbewegten böhmischen Geschichte nur eine kleine Rolle spielt. Hie und da in der Stadt selbst, besonders aber hinter der Stadt hat man prächtige Fernblicke auf den Pösig, den Rolla und auf das ganze Amphitheater des Riesengebirges, mit dem „böhmischen Sattel", zwei merkwürdigen Felsennadeln, die mit alten Burgruinen gekrönt sind. Auch in der Nähe der Stadt ragt eine solche, arg zerrissen, aber massenhaft empor, die Burg Michalowitz, der Sage nach die Heimat jenes Ritters Dalibor, der im Prager Gefängniß die Geige so schön spielen gelernt, daß er einer der beliebtesten und schönsten Sagenhelden des musikliebenden Böhmerlandes geworden. An alten Ruinen und alten und neuen Schlössern fehlt es hier überhaupt nicht, denn das Land gehörte zu allen Zeiten dem Adel, und der war immer so zahlreich in Böhmen, daß weder Zizka's Ketzerschwert, noch Ferdinands II. katholisches Richtbeil mit ihm fertig werden konnten. Kosmanos, hinter Jungbunzlau, hat ein modernes Schloß, und gleich hinter Kosmanos, ebenfalls an der Iser, erheben sich die prachtvollen Ruinen von Backofen, und nicht sehr fern von diesen wieder das moderne Schloß der Grafen Waldstein zu Münchengrätz. Hier treten wir in die Sphäre, welche von einer historischen Größe Deutschlands und Böhmens beherrscht wird: vom Friedländer, vom Grafen Waldstein oder Wallenstein. Münchengrätz ist nur ein Fetzen seiner Besitzungen, die beinahe ein Reich bildeten und deren kleinster Theil heute seinen Anverwandten gehört. In den größern Theil haben sich seine falschen Freunde und Verräther getheilt, wie wir gleich sehen werden. Münchengrätz mit seinem Schlosse ist ein ganz liebliches Städtchen und das Jahr 1833 hat es historisch gemacht mit dem Kongresse, der die heilige Allianz, damals durch die Julirevolution etwas fadenscheinig geworden, wieder aufzufrischen versuchte. Da es in Deutschland rumorte, steckten dort die Souveräne die Köpfe zusammen, wie Küchlein, unter den Flügeln des Kaisers Nikolaus, der sich und die andern so mächtig wähnte. Es war betrübend anzusehen, wie der alte Kaiser Franz in seinen rothen Hosen dem gewaltigen Manne mit dem steinkalten Gesichte überall auf sanfter Stute nachkeuchte, ebenso der Kronprinz von Preußen, späterer Friedrich Wilhelm IV. romantischen Andenkens, der schon damals wegen Dickleibigkeit schwer zu Pferde saß. Wir Gymnasiasten von Jungbunzlau waren mit dem Kongresse sehr glücklich — und sollten wir es nicht sein, da der Hauptgrundsatz der h. Allianz sich in dem Satze zusammenfaßte, daß die Völker so wenig als möglich zu lernen haben! Konnte es gütigere Souveräne geben? Und gab uns unser Kaiser nicht selbst eine Indemnitätsbill für alle vernachlässigten Pensa und Aufgaben, als er das berühmte Wort sprach: Ich brauche keine Gelehrten in meinen Staaten, sondern gute Unterthanen!? Aber Gelehrte erfinden die Zündelnadelgewehre, mit denen man gute Unterthanen bei Münchengrätz und anderwärts niederschießt. Das bedachten wir nicht, und aus vollem Herzen und mit einer Andacht, wie sie nur Metternich und unsere Lehrer, die guten Piaristen, wünschen konnten, sangen wir, am Triumphthor von Jungbunzlau stehend, zur Melodie von Haydn: Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz! — Die gute Tante des Schreibers dieser Zeilen weinte vor Rührung, denn, sagte sie, wenn er wollte, könnte er mir den Kopf abschlagen, und er thut es nicht, der gute Kaiser Franz! — Und das war das allgemeine Gefühl: so gute Unterthanen waren wir Oesterreicher! — Ach, wir waren es! sagt Nestor, und: Fuimus! sagt Aeneas — und: Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen, sagt Cicero — und die österreichischen Zeitungen sagen noch ganz andere Sachen. — Münchengrätz ist die Heimat jenes Leopold Kompert, dessen Ghetto-Geschichten in den letzten Jahren so vielen und verdienten Beifall gefunden; hier und in Jungbunzlau findet der Leser die Judengasse, die er vorzugsweise beschrieben und die ihm einen großen Theil seiner Stoffe oder wenigstens die Anregungen zu seinen farbenvollen Bildern geliefert. Ein Jude war es, der hier auf die Preußen schoß und dafür wie ein Verbrecher erschossen wurde: vielleicht einer der Helden Komperts. Eine kurze Wanderung führt uns nach den Kampffeldern von Podol und Turnau. Nahe bei Turnau liegen die Ruinen der Burg Waldstein und liegen allerlei Sehenswürdigkeiten, die auch außer Landes berühmter zu sein verdienten. Die Natur wird hier wilder; die bisher sanfte Iser bekommt hinter Turnau ein düsteres Aussehen; die wunderbaren Felsformationen von Klein- und Großskal sind wie Gerippe von Gebirgsriesen, die vor Jahrtausenden durch Sündfluthen skelettirt worden. Am Fuße von Großskal liegt der schöne Badeort Wartenberg, wo schon so viele Leidende Hilfe und Linderung gefunden, und von Turnau aus gehen die böhmischen Granaten in alle Welt. In der Nähe von Turnau, in einer Mühle, ist ein wilder Ogre zu Hause, der bekannte Rieger, der sich heute Riegr nennt, und gerne täglich einige Dutzend Deutsche verspeisen möchte, wenn es nur ginge. Unterweilen sucht er das ganze Kesselland in eine Pfanne zu verwandeln, in der die zwei Millionen Deutsche geschmort werden sollen. Ach, wie unglücklich wird er sein, daß sich sein Freund Clam-Gallas, dem er alle Freiheit seines Landes geopfert, nur um von ihm und seinen Junkern bei Ausrottung der Deutschen unterstützt zu werden, daß sich der edle Graf so arg blamirt hat! — Sonderbare,

höchst sonderbare Bundesgenossen finden sich in diesem deutschfresserischen, freiheitsmörderischen, tschechischen Lager zusammen! Man sagt, daß auch die Prinzen Rohan dazu gehören, die, nicht fern von Turnau, in dem ebenfalls während der zehn Tage genannten Sichrow ihre Residenz haben. Diese Prinzen Rohan stammen direkt aus dem berühmten französischen Geschlechte mit der stolzen Devise, das, besonders in der Hugenottenzeit, auf protestantischer Seite eine so große Rolle spielte, so bedeutende Männer und Frauen hervorbrachte, um am Ende in der Halsbandgeschichte durch einen Kardinal (!), den Freund Cagliostro's befleckt zu werden. Jene Geschichte war es, wenn wir nicht irren, die sie zur Auswanderung bewog. Sie sind wahrhafte grands seigneurs, in dem an grands seigneurs überreichen Böhmen, und haben sich durch Bildung, französische Liebenswürdigkeit und Unterstützung der Künste längst auch das moralische Heimatsrecht im Lande erworben.

Weiter über die Berge und wir kommen nach Reichenberg, einer der Perlen des Kaiserstaates, dem österreichischen Manchester, der eigentlichen Hauptstadt des nördlichen Deutschböhmens, und vor Allem der zahlreichen kleineren Städte rechts und links, die alle, was Gewerbsfleiß betrifft, wahrhafte Bienenkörbe und Ameisenhaufen sind. Es herrscht hier überall eine Thätigkeit, von der man im größten Theile des tschechischen Böhmens keine Vorstellung hat. Das brave Reichenberg hätte ein besseres Loos verdient, als durch die Kriegsfurie gestört und gebrandschatzt zu werden, wenn auch das dortige Schloß des Grafen Clam-Gallas, des oben erwähnten, seine fürstlichen Besuche und Einquartierungen wohl verdiente. Diesem Grafen Clam-Gallas gehört auch das im höchsten Norden gelegene Städtchen sammt Schloß Friedland; es ist dasselbe, das dem „Friedländer" seinen Namen gegeben, und Reichenberg wie Friedland gehörten zu dem Erbe, in das sich die Treuen Ferdinands II. theilten; denn dieser Clam-Gallas ist ein Abkömmling jenes Gallas, eines fremden Abenteurers, von dem in des großen Schillers Tragödie mit so viel Besorgniß die Rede ist und der immer bei Frauenberg steht, wie der böse Geist des großen Condottiere's. Wunderbar beschämend sind oft die Witze und Combinationen der Geschichte. Das Hauptbesitzthum des größten Feldherrn des 17. Jahrhunderts befindet sich heute in der Hand eines Feldherrn, dem — nun, dem das Kommando genommen werden muß, obwohl ihn das Kriegsgericht freigesprochen. Und für dieses selbe Herzogthum Friedland setzte, was freilich Wenigen bekannt ist, sein Herzog im 17. Jahrhundert eine Constitution auf, die weit freisinniger ist, als die heutige Verfassung Böhmens, welche letztere dem heutigen Besitzer Friedlands trotzdem noch viel zu freisinnig ist und die er, in Verbindung mit den Tschechen und andern Junkern zu untergraben sucht. Nun, er wird wohl in der nächsten Landtagssitzung bedeutend an Autorität verloren haben. Eines bleibt ihm, darum man ihn immer beneiden kann: sein Palazzo in Prag, von dem die Sage geht, daß er nach Zeichnungen Michel Angelo's gebaut worden. Wenn dem auch nicht so ist, so könnte es doch wahr sein, denn in der That hat dieser Palast etwas Michel-Angeleskes. Dieser Buonarotti das war ein Graf! und gewiß hat er sich weniger eingebildet als hunderttausend andere Grafen, und wenn er sich schon die Mühe gab, auf Jemand eifersüchtig zu sein, so war es nicht ein Benedek, sondern ein Rafael.

Bei Gitschin, um sogleich einen großen Sprung nach andern Schlachtfeldern zu machen, in der verfallenen Karthause liegt der wahre Friedländer begraben. Ob er sich nicht einige Mal im Grabe herumgedreht hat, während sich seine Nachfolger da draußen so oft schlagen ließen, oder ob er einige Schadenfreude empfunden? In Gitschin selbst steht noch sein prächtiges Schloß, in dem er Hof gehalten und das heute die Trautmannsdorf inne haben. Stünde heute ein Wallenstein auf, da es um Oesterreich so schlimm steht, wie nach den ersten Siegen Gustav Adolphs, er fände der Kräfte genug, um den nordischen Feind zu schlagen: freilich müßte er in etwas veredelter Gestalt erscheinen und anstatt „Beute" müßte er „Freiheit" auf seine Fahne schreiben, so eine Art Garibaldi. Die Ungarn und die Deutschböhmen und die lustigen Wiener Kinder und steyerischen Schützen würden in Schaaren zu ihm eilen, aber die Garibaldi wachsen in Oesterreich und trotz aller Erfahrungen will man nicht, daß sie wachsen.

So kommt man über Horitz nach Königgrätz. Da sind wir und das ist der Schluß.

Gleich einem Garten Gottes war das Land zu schauen — und nun sind die Saaten zerstampft, Städte und Dörfer niedergebrannt, Tausende verwesen unbegraben, die Häuser sind überfüllt von Verwundeten bis unter's Dach, Heulen und Gewimmer erfüllt die Lüfte, Obdachlose und Flüchtlinge durchirren die Fluren und am Webstuhl des Webers wie der Zeit sind Zettel und Einschlag verwirrt und zerrissen.

Nennen wir nur noch Königinhof, nördlich von Königgrätz. Dort, hinter der Sakristei der Kirche, zwischen altem Gerümpel will vor fünfzig Jahren Hanka eine alte Handschrift mit Gedichten aus dem 9. und 10. Jahrhundert gefunden haben, also aus einer Zeit, da Deutschland eigentlich noch keine oder nur geringe Poesie hatte. Diese „Königinhofer Handschrift" wurde triumphirend wie eine Fahne in die Lüfte geschwungen, wie ein Adelsbrief, wie eine Magna Charta, denn sie bewies, daß die Tschechen ein altgebildetes Volk seien, viel älter gebildet und geistig höher stehend als die Deutschen, „die nichts besitzen, als eine Uebersetzungsliteratur". Gläubige und — Ungläubige sammelten sich um diese Fahne und es entstand die tschechische Partei und die — russische, die heute, in Verbindung mit dem Clam-Gallas Deutschthum und Bildung terrorisiren. Freilich haben geistvolle Kritiker und Gelehrte seitdem bewiesen, daß die Königinhofer Handschrift falsch ist, fabrizirt, eine Taschenspielerei — aber was liegt daran? Auch falsche Propheten haben Religionen gestiftet und es finden sich in Deutschland immer Leute, die „Nationalitäten" schützen, selbst wenn diese Nationalitäten die Deutschen mit Stumpf und Stiel auszurotten wünschen und Eger zu einer russischen Grenzfestung machen. Dränget nur Oesterreich aus Deutschland hinaus und ihr werdet sehen, wie rasch sich das Slaventhum hineindrängen wird!

**Wann sehen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?**

Auf einem Schiffe kommt oft die sonderbarste Reisegesellschaft zusammen, besonders wenn das Schiff, wie eine Argo, von vorneherein von sonderbaren Leuten bemannt und befrachtet wird. Da thut denn noch der Zufall das Seinige. Gewiß eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Reisegesellschaften war jene, die vor ungefähr vierzig Jahren von E. Barrault geführt auf der „Clorinde" vom Hafen von Marseille aus dem Morgenlande entgegensegelte. Es war die auswandernde Sekte der St. Simonisten, die nach Egypten pilgerten, um dort alte Weisheit zu lernen, in natürlichen und einfacheren Zuständen Bestätigung ihrer Lehre zu finden und „das Weib", das Weib an sich, das ideale Weib zu suchen. Viele von diesen Schwärmern blieben im alten Egypten sitzen und wurden dem Lande unter Mehemed Ali nützlich, oder kehrten nach Europa zurück, um, wie der bekannte Nationalökonom Michel Chevalier, Staatsrath, oder wie die Brüder Pereire Millionäre zu werden, oder auch berühmte Musiker, wie Felicien David, der aus den heimgebrachten Erinnerungen sein Tongemälde „die Wüste" schuf.

Dieser selbe Felicien David, späterer Compositeur der Wüste, des Columbus, der Oper Herculanum 2c. stand eines Abends auf dem Verdecke und plauderte mit dem Lieutenant der Clorinde, einem kräftigen, kühnen, wißbegierigen jungen Manne, der sich, offenbar in der Absicht sich zu unterrichten, an die gebildeten französischen Schwärmer angeschlossen und der sich ihnen als einen italienischen Patrioten enthüllt hatte, für den es im Augenblicke, bei der Lage der Dinge, in der Heimat nichts zu thun gebe — eine Art Carbonaro.

Was sehe ich dort? fragte plötzlich der französische Musiker, indem er den schärfer blickenden Augen des Seemanns einen schwarzen Punkt bezeichnete, der in einiger Entfernung hinter dem Schiffe auf- und niedertauchte und einem lebenden Körper glich. Der Lieutenant antwortete, es sei das eine Schildkröte der größten Gattung. Der Musiker fragt, wie man diese Thiere fange und der Seemann bezeichnet ihm drei verschiedene Arten des Fanges, mit der Harpune, mit dem Netze — die dritte Art, fügt er hinzu, ist sehr gefährlich.

O! sagt Felicien David, diese wandelnde Suppe ist also nicht so unschuldig?

So wenig, erwidert der Lieutenant, daß es eben so angenehm wäre, Arm oder Bein zwischen zwei englische Rasirmesser zu stecken, als in den Schnabel dieser Schildkröte.

Bah! — Wie verhält es sich denn mit dieser Jagd?

Ich will es Ihnen zeigen, sagt der Seemann ruhig, springt angekleidet, wie er war, in's Meer, theilt die Fluthen, im Wasser so zu Hause wie auf dem Festlande, schwimmt auf das Thier los und kehrt bald darauf an Bord zurück, sehr naß, etwas blutig, aber mit der Beute in der Hand.

Sie werden Ihre Schildkrötensuppe verzehren, sagt er zu Felicien.

Welche Thorheit! ruft dieser.

Der Lieutenant zuckt die Achsel: Was liegt daran, ob etwas früher, etwas später? — und geht in die Kajüte, um die Kleider zu wechseln.

Jener junge Lieutenant, der Felicien David auf diese Weise zu einer Schildkrötensuppe verhalf, war kein anderer, als Joseph Garibaldi.

Die englische Briefpost. — Das englische Oberpostamt veröffentlicht seinen jährlichen Bericht für das Jahr 1865. Nach offiziellen Dokumenten betrug in diesem Jahre die Bevölkerung Großbritanniens 29,710,677 Seelen, die in 5,306,226 Häusern wohnten. Das macht ungefähr ein Haus auf eine Familie von fünf oder sechs Personen.

Die Zahl der Häuser wuchs in diesem Jahre in England um 40,712, in Schottland um 2,229; in Irland hingegen standen 5,183 Häuser leer und hat die Bevölkerung um 30,226 Einwohner abgenommen.

Die Summe der ausgetheilten Briefe betrug in England 597,277,616, was durchschnittlich 28 Briefe auf die Person macht und gegen das vergangene Jahr eine Vermehrung von 6½ Prozent ergibt. In Schottland wurden 67,048,891 Briefe ausgegeben = 21 auf den Kopf und eine Vermehrung von 4¼ Prozent. In Irland 56,140,500 = 10 auf den Kopf und eine Vermehrung von 3 Prozent.

Die englische Post befördert alle in England erscheinenden Zeitungen unentgeltlich und zwar während der ersten vierzehn Tage nach ihrer Ausgabe. Ausgegeben wurden von ihr auf diese Weise im Jahre 1865: 43,569,955 Zeitungen; außerdem 53,582,811 bezahlte Bücherpakete. Die Totalsumme der beförderten Briefe, Zeitungen, Bücherpakete beträgt 818,990,000!

Ueber 12,000 Briefe wurden ohne Adresse in die Briefkasten geworfen, darunter 298, welche Wechsel oder Bankbillete enthielten, im Werthe von 3,700 Pfund Sterling. Die Postnachnahmen in Baar erstiegen die achtbare Höhe von 18,140,550 Pfund, ungefähr fünfhundert Millionen Franken.

Graf Bismarck. — Wer eine ausführliche und unparteiische Charakteristik dieses Mannes kennen lernen will, den die Einen einen Cavour, die Andern einen Richelieu und noch Andere anders nennen, der lese die vortrefflichen Artikel, die Max Schlesinger in der englischen Forthnightly Review über ihn veröffentlicht. Es ist das eine Reihe von Artikeln, die der künftige Geschichtsschreiber unserer traurigen Zeit als Quellen benützen wird, denn sie sind mit der Objektivität des Historikers geschrieben. Ueberhaupt müssen wir es anerkennen, mit welcher tiefen Sach- und Menschenkenntniß in dieser Zeitschrift auswärtige Angelegenheiten, und besonders die deutschen, behandelt werden — abgesehen von der Fülle andern Stoffes, die sie aus allen Fächern, die den Gebildeten interessiren, dem Leser bietet. Es ist das kein Wunder, da ein Mann, wie G. H. Lewes, der berühmte Biograph Goethe's, an der Spitze steht, ein Mann von genialer Vielseitigkeit, unter dessen Fahne sich gerne die besten Kräfte Englands versammeln. Diese vierzehntägige Review wird bald viele altberühmte Kolleginnen überflügelt und in Schatten gestellt haben.

Historische Schillergallerie. — Guise, Ludwig von Lothringen, Cardinal, Erzbischof von Reims, Pair von Frankreich, Bruder Heinrichs von Guise, wurde am 6. Juli 1555 geboren und theilte mit seinem Bruder den ungeheuren Einfluß, dessen sich die Familie Guise während der Religionswirren und der Minderjährigkeit der Könige bemächtigte. Schon im Jahre 1578, also in seinem 23. Jahre, wurde er vom Papste Gregor XIII. in Anerkennung der Dienste, welche die Familie der Kirche geleistet, mit dem Cardinalshut geschmückt. Bei der Ständeversammlung von Blois wurde er mit seinem Bruder durch Heinrichs III. Meuchelmörder umgebracht. Der feige und kleinliche König wußte sich der beiden mächtigen Männer, die allerdings nach der höchsten Gewalt strebten, nicht anders zu entledigen. Louis Guise zählte damals nicht mehr als 33 Jahre. Er war ein feiner, aber auch höchst verschmitzter und herrschsüchtiger Geist, dem, wie seinem Bruder, jedes Mittel zum Zwecke recht schien. — Ueber Don Carlos siehe den Artikel Seite 330.



Aus der Demagogenzeit.

Humoristische Erzählung von W. Passavant.



Vier Nächte und drei Tage hat es nun schon ohne Unterlaß geschneit. Geschneit von allen Windrichtungen her, in allen Takten und Tonarten. Bald war der Schnee langsam, feierlich, in der kürzesten Linie, wie auf Leitern vom Himmel herunter gestiegen, so leise, als besorgte er, die Erde unsanft zu berühren oder sich auch nur das kleinste Kristallspitzchen zu beschädigen. Bald kam er daher gerannt und gehetzt von dem Nordwest, eckig, scharf, schneidig, horizontal über die Erde, als fände er kein Lagerplätzchen mehr offen, als jagte ihn der heulende, pfeifende Winterwind vor sich her zum Spiel und Spott. Dann wieder hatten sich die zierlich kristallisirten Flocken so sauber und elegant auf die Erde niedergelassen, wie Modedämchen auf gestickte Sessel vor einem Theetisch; noch eine Viertelsdrehung nach rechts, noch eine letzte graziöse Neigung nach links und — da sitzt's. Und dann wieder kam's aus dem düstern Gewölk herunter wirbelnd, stoßweise, kreiselnd, wie von den rüstigen Mägden der Luft aus tausend Eimern geschüttelt.

Aber es geht Alles zu Ende. Die Wolken waren endlich erschöpft. Der grimmig kalte Wind that sein Letztes. Er sauste über die Flächen, über Berg und Thal, die weiße Decke hübsch gleichmäßig zu verbreiten, hier Tiefen auszufüllen, dort Erhöhungen abzutragen, Schroffes zu mildern, Starres zu glätten und auszugleichen und zu poliren, was uneben und rauh, und mühte sich so recht darum, an die winterliche Arbeit die letzte Hand zu legen, wie ein Künstler an sein Werk.

Das kleine Bergstädtchen in der sächsischen Schweiz lag denn auch an diesem Tage, dem 23. Februar 1827, bis über die Ohren im Schnee, wie weiland Pompeji in der Asche, so daß beinahe nur noch der Name und ein paar rauchende Schornsteine aus der wüsten weißen Masse hervorragten und das alte ruinenhafte Schloß auf dem Berge daneben riesenhaft gen Himmel starrte.

Stege und Wege in den Straßen waren verschüttet und tief verschneit und die Polizei that nichts dazu, sie den Leuten begehlicher zu machen, augenscheinlich in Erwägung, daß nur die Wege des Lasters breit und bequem zu wandeln, die Pfade der Tugend aber äußerst schmal seien. Nur wo ein unabweisliches Bedürfniß es gebot, hatte man sich waghalsig durch die Schneeberge hindurch gearbeitet, um auf kürzesten Distanzen zu seinen Zielen und Zwecken zu gelangen. Ein feiner Beobachter hätte aus dem Umstande, zu welchen Leuten und Häusern die betretensten dieser Steige führten, nicht mit Unrecht auf Sitte, Lebensweise und allerlei mehr oder minder intime Beziehungen der Einwohner unter einander zu schließen vermocht.

Wer sich von dem betretensten dieser Steige zur Nachfolge verleiten ließ, wäre übrigens nicht übel dabei gefahren. Er führte nämlich am Abende dieses unwirthlichen Tages direkt nach einem am Ringe des Marktes gelegenen sauberen Hause, in dem sich rechter Hand am Eingange die Apotheke „zum Engel", links das Gasthaus und Ressourcenlokal der Stadt befand. Ueber der gemeinschaftlichen Thüre war ein ehemals fleischfarbener Engel von Holz angebracht, welcher indeß in Folge des unausgesetzten Aufenthalts im Freien

allgemach die graue Farbe des Todes angenommen hatte und dem eine gründliche Anwendung stärkender Medikamente, mindestens ein neuer Anstrich sehr dienlich gewesen wäre. Da aber der Apotheker Pfeffer verlangte, die Ressource sollte, aus Gründen der Billigkeit, auch eine Hälfte des Engels neu anstreichen lassen, gleichviel ob die vordere oder hintere, die Ressource sich aber aus Rechtsgründen dessen entschieden weigerte, so blieb der Engel unangestrichen und hatte den meisten Schaden davon, insofern sein innerer Werth immer hölzerner an den Tag trat. Die Frage wegen dieses Anstrichs war mittlerweile eine brennende geworden und augenblicklich nur durch den ungewöhnlichen Frost und Schnee einigermaßen gedämpft. Indessen glühte ihr Feuer selbst unter dieser eisigen Decke unablässig fort, woraus der Chronist der Stadt nicht unbillig auf die in ihr verborgenen Zukunftsgefahren zu schließen hatte.

In dem ersten untern Stübchen der Ressource — der Festsaal war oben — pflegten sich die männlichen Mitglieder allabendlich und bisweilen auch Vormittags zu gemüthlicher Unterhaltung beim Glase zusammenzufinden. Da ward denn über Wohl und Wehe der städtischen Angelegenheiten viel und tapfer gestritten und nach altem deutschem Brauche beim Bierkruge manche Nuß geknackt, an der sich Magistratus bereits von Amtswegen die Zähne stumpf gebissen.

Und da sah's auch heute sauber und freundlich aus. Die Talgkerzen brannten so hell, als es Talgkerzen nur immer möglich ist. Die Stube hatte nach des Apothekers Thermometer sechzehn und einen halben Grad Wärme, daher das Fenster von Zeit zu Zeit auf etliche Minuten geöffnet ward, um die legitime Temperatur von fünfzehn Grad zu erzielen. Die Tische waren blank gescheuert. Die Stühle standen vor ihnen ernst und bolzgerade, wie die alte Kaisergarde vor den Tuilerien. Karten, Domino's, in einer halbdunkeln Ecke ein unverfängliches Würfelbecherchen standen des Winks gewärtig. Es fehlte an nichts, wornach ein gemüthliches Ressourcenmitgliedsherz sich sehnen mochte — nur der Besuch muß als höchst mangelhaft, obwohl durch die böse Witterung halbwegs entschuldigt bezeichnet werden. Es waren nämlich nur drei Mitglieder, aber nicht die schlechtesten Repräsentanten erschienen. —

„Des guten Beispiels wegen, Alles für ein gutes Beispiel", sagte der Bürgermeister Klapps, das Bierglas mit Kennermiene gegen die Kerzen haltend, wodurch sein wohlgerundetes Antlitz noch röthlicher strahlte als gewöhnlich.

„Aus purem Pflichtgefühle", sagte der Pfarrer Rumhahn und nippte, da er zum Mäßigkeitsvereine gehörte, ein Schlückchen Zuckerwasser. Hin und wieder im Verlaufe des Abends ging er indeß unter mancherlei Vorwänden in den dunklen Hausflur hinaus und nahm, wie die Apothekerlehrlinge ganz bestimmt wußten, mit einem vernehmlichen Schnalzen einen tüchtigen Mannsschluck aus der Arracflasche, die er zunächst seinem frommen Herzen in der Rocktasche wohl verknöpft zu tragen pflegte.

„Fürcht' nicht Wetter, nicht Wind allgesamm!" sagte der im Schlosse stationirte Hegemeister Schwente. Lieschen, noch eine Halbe, aber von dem nämlichten, mein Kind! — Also, ganz recht, ja — wir Schwente's, sag' ich Ihnen, sind eine richtige Schwimmerfamilie, kurios, meine Herren! uns fehlt nichts als 'ne Schwimmhaut an Händen und Füßen allgesamm. — Besinne mich, als ich in Dresden bei meinem Onkel in der Schule war und — was Gott gnädiglich verhütet hat! — ein Gelehrter werden sollt' — meine Eltern wohnten in Schandau, Herr Pfarrer — danke, Lieschen, hübsch klar, das Bierchen, wie deine braune Augchen so klar. — Kurios, als ich anno 1789 in Dresden in die Schule ging, schwamm ich, wenn's Ferien gab, nach Schandau die Elbe heruff zu Muttern und wieder zurück, um die Stiefeln zu schonen und das Geld für die Reise, kurios!

So — o — o! sagte der Pfarrer, die Augen groß aufreißend, während der Bürgermeister die seinigen so schmerzlich schlau zusammenkniff, als ob ihm Sand oder des Apothekers neuerfundenes Augenwasser unversehens hineingekommen wäre.

Ja, Herr Pfarrer, Kleider und nothdürftige Bücher in einem Bündelchen hübsch nett allgesamm gebunden und je nachdem auf der Brust oder dem Rücken, so schwamm ich heruff und zurück.

Aber die Kälte, die Nässe, verehrtester Herr Hegemeister!

Eingetheert, Herr Pfarrer, kurios, eingetheert mit gewöhnlichem Theer, mit Kientheer allgesamm. — Und was mir dabei Kurioses passirt. Bin da unten an der Terrasse in Dresden zwischen Weiden und Schilf säuberlich in's Wasser gestiegen, hab' mein Bündelchen hübsch und ganz nett auf'm Rücken, bin wohlgemuth, pfeif' mir eins, steig ein, stoß ab, segel ab, stromaufwärts, halt hübsch auf Schandau hin, just zu Pfingsten. War heiß, werd müd, leg also um, lieg auf'n Rücken, denk bei mir, Ochen — meine Mutter nannte mich immer Ochen, weil ich auf Leopold getauft bin — Ochen, denk ich, kannst 'mal 'ne halbe Meil' oder so was auf'm Rücken vorwärts treiben. Treib also auf Schandau zu, seh in den Himmel über mir und allmälig wird mir langweilig und immer weiliger — falt die Händ und dusel ein — so bei Pirna kann's gewesen sein — und dusel und schlaf richtig ein, bis mir mit einem Male was Hartes gegen den Kopf stößt — wach auf — reib mir die Augen — was ist's? — bin gegen die Meißener alte Brück' angerannt — kurios, an den mittelsten Pfeiler der Meißener Brück' hat mich der Strom schlafendigst zurück, durch Dresden hindurch getragen — kurios allgesamm!

Das ist wirklich kurios! sagte der Pfarrer, der unterdeß aus dem Hausflure zurückgekommen war und sich setzte.

Sehr kurios! sagte der Bürgermeister und stieg mit der Nase in seine Stange Bier.

Ja, meine Herren, kurios ist's, aber wahr. Aber sehen's, weil wir aus einer Schwimmerfamilie sind, haben wir auch Namen und Wappen darnach. Jedes Kind sieht's ein, warum Sie nicht? Schwente, sagte

mein Vater immer, unser ehrenwerther Name Schwente ist ein Mixtum aus Schwimm und Ente und in unserem Wappen führen wir darum einen Schwanen!

Wie? einen Schwan? wie hängt denn der Schwan mit der Ente zusammen? fragte der Pfarrer aufstehend, um hinauszugehen.

Nun sehen's, Herr Pfarrer, es ist kurios. Die Natur kennt keiner so genau, wie wir Jägersleut. Was zu Zeiten meines Urgroßvaters eine Ent' war, wurde zu Großmutters Lebzeit eine Gans und daraus wird mit der Zeit 'n Schwan allgesamm. Und so hat, was im Wappen von Anbeginn eine Ent' war, so lang den Hals gereckt und die Füße, bis ein richtiger Schwan draus geworden. Wir aber sind die Schwente's geblieben — allgesamm ehrliche, biedere Schwente's, aus der Schwimmerfamilie Schwente. — Lieschen, meine Tochter, noch ein Glas, aber von dem nämlichten! — Kurios! —

So, so! sagte der Bürgermeister. Es ist kurios, aber es läßt sich schon hören!

Und in der That ließ sich was hören und zwar ein kräftiges Schnalzen draußen und eine frische, aber fremde Stimme, die fröhlich dazu: Prosit! rief.

Die beiden Stammgäste und Lieschen sahen sich verwundert an. Die Thüre wurde hastig aufgerissen.

II.

So was freut mich alten Fabler;
Je wunderlicher, desto respektabler!
Goethe, Faust II. Th.

Die Thüre wurde also weit aufgerissen und über die Schwelle komplimentirte sich der Pfarrer Rumhahn mit einem fremden jungen Mann. Die Artigkeit und mehr noch die Geduld des letztern strich endlich die Segel und er trat mit lächelnder Miene in die Stube, wo ihn die verwunderten Blicke der Anwesenden empfingen. Worüber er so herzlich vergnügt war, konnte sich Niemand recht erklären. Später dachte Lieschen immer, er habe über sein eigenes hübsches Gesicht so seelenvergnügt ausgesehen. Sie hat's aber Niemanden gesagt. Und in der That, wofern Jemand über das eigene Gesicht, über lange blonde Haare, die nach Johannis Art gescheitelt auf die kräftigen Schultern fielen, über zwei treuherzig-blaue Augen und eine schlanke, hohe Figur vergnügt zu sein Grund haben mochte, so war's der Fremde. Trotz des grimmigen Unwetters draußen trug er den Hals bloß. Ein breiter linnener Hemdkragen bedeckte die Achseln und den obern Theil eines schwarzen enge zugeknöpften Sammetrocks, der wieder kaum bis an die Kniee reichte. Weite Hosen von hellblauem Tuche und kurze derbe Halbstiefel vollendeten den Anzug. Ein kleines Ränzel nahm er ab und legte es nebst einem gewichtigen Ziegenhainer und einer rothen Mütze auf einen Stuhl am Ofen. Lieschen dachte, das ist ein leibhaftiger Student, obwohl ihr ein solcher bis dahin noch nicht vor Augen gekommen war. Auch die Stammgäste dachten dasselbe. Der Bürgermeister aber dachte gleich an demagogische Umtriebe und an Jahn. Und die Sache verhielt sich wirklich so. Es war ein Student.

Der Student nahm einen der Stühle und setzte sich mit einer leichten Verbeugung gegen den Bürgermeister und Schwente an den Tisch.

Mit Verlaub, meine Herren — es ist draußen kühl und der Weg von Dresden in dem Schnee und Unwetter hat mich etwas müde gemacht. — Mein schönes Kind, wandte er sich an Lieschen, ein Glas Glühwein wird mir nicht schaden.

Der ist nicht blöde! dachte der Bürgermeister und der Hegemeister dachte: der hält gerad auf's Centrum ab. Der muß kurios Geld haben — Glühwein!

Also heut zu Fuß von Dresden durch die Berge! sagte der Pfarrer theilnehmend. Der Pfarrer war allen jungen Männern gegenüber immer sehr theilnehmend. Er hatte fünf erwachsene Töchter und obwohl dieselben wunderbar mager waren, so übte das Bewußtsein dieses Besitzes auf seine Theilnahme für alle junge Männer dennoch einen mächtig schweren Einfluß. — Also heute schon zu Fuß von Dresden durch die Berge?

Gewiß, Herr Pfarrer —

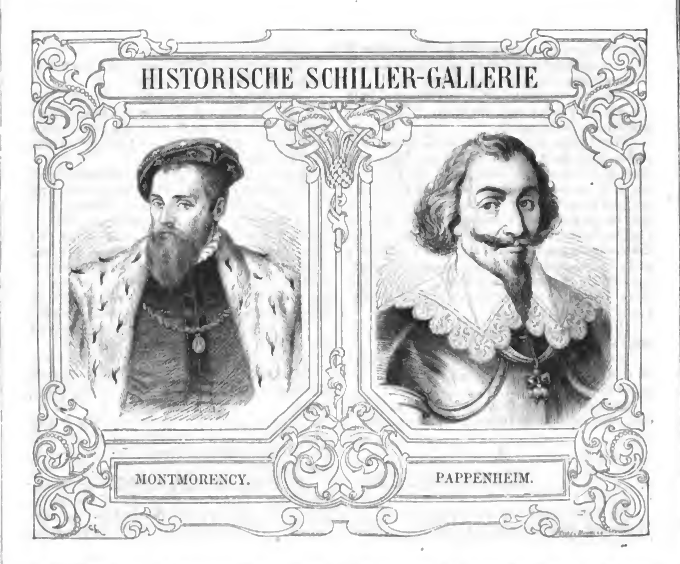
Mich schon gesprochen also? entgegnete der Pfarrer geschmeichelt und unwillkürlich Schillers Don Philipp citirend.

Das nun eben nicht. Ich hab aber, wie Sie zugeben werden, für die Handthierung der Menschen keinen schlechten Blick, obwohl ich nach dem, was im Hausflur —

Der Student hielt mit einem Blick inne, den der Hegemeister kurios, der Bürgermeister demagogisch, Lieschen, die eben den bestellten Glühwein mit einem artigen Knicks präsentirte, schelmisch fand und vor dem der Pfarrer sich schleunigst abwandte und verwirrt und hastig rief:

Wie — was erzählten Sie doch vorhin, Herr Schwente? Schießt gut, ihr neues Gewehr?

Das ganz neue? den Suhler Einläufigen meinen Sie, den ich vom Herrn Grafen zu Barthlemei bekam? — Kurios, will Ihnen davon eine gute Geschichte erzählen und dann kein Wort mehr davon — Lieschen, von dem nämlichten noch ein Hälbchen! — also, wie ich sagte, war im Herbste. Kannst das Gewehrchen 'mal probiren, Ochen, sag' ich. Geh' in den Wald hinunter, nach dem Brand, bei der Schonung. Mein Feldhahn sucht und sucht. Mit einem Male vernimmt er und zieht an. Eine Waldschnepf' ist's, denk' ich, denn der Feldhahn hebt den einen Vorderlauf in die Höh' und hält den Kopf links. Noch eine, denk' ich, denn er hebt den zweiten Lauf — potz Fischchen, da hebt er auch den dritten Lauf; also drei sind's und, kurios, da hebt er auch den vierten und steht wie 'ne Mauer. — Na ist's Zeit, Ochen, denk' ich — vier Waldschnepfen im Bruch, das wird kurios werden — — Lieschen, ist's auch wirklich von dem nämlichten? — Na, schön, schön, glaub's schon! — Also, denk' ich, nu kannst das Gewehrchen 'mal sachte von der Schulter nehmen — da geht schon die Erste 'raus. Ich seh' die Pfanne nach, ob's Pulver drauf ist — gut — da geht die Zweite in die Luft — gut, denk' ich und befühl' den Stein — scharf ist er — da steigt die dritte, nu wird's



Ernst, denk' ich, leg' an und probir' zu visiren. Da, wie eben die Vierte aufsteigt, laß ich sie ausstreichen, nehm' angenehmes Maß und geb' Feuer. — Kurios, da liegen sie alle sechs! — Na, danke schön, Herr Graf, sag' ich — Feldhahn, apporte! und da springt er zu, rechts, links und da bringt er sie alle acht — sauber an den Schnäbeln in der Schnauze — faßt's Flugwild immer am Schnabel, mein Feldhahn, und den Hasen am linken Hinterlauf! — Kurioses Gewehr, der Suhler Einläufige mit dem Golddamast!

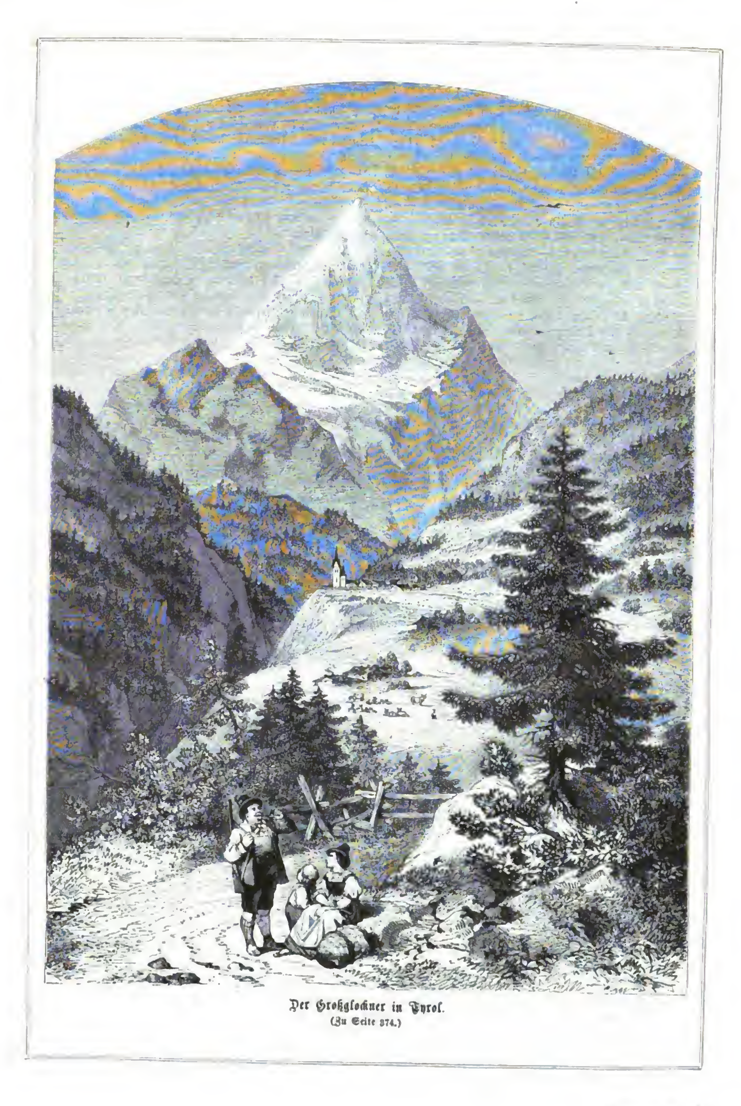
Wunderbar! sagte der Bürgermeister.

Kaum glaublich, Herr Hegemeister! sagte der Pfarrer und steht auf, wahrscheinlich weil er was im Hausflur wollte. Aber er setzt sich rasch wieder, als sein Blick zufällig auf den Studenten trifft, der sich eben zu ihm wendet.

Kaum glaublich, Hochehrwürden! O was meinen Sie? Bin auch Jäger. Hab' zwar noch nicht viel erlebt, aber doch auch schon ganz wunderbare Dinge, wie sie eben nur uns Jägern passiren. Warum? Weil außer uns Jägern eben Niemand auf die Jagd geht. Sehen Sie, mein geehrter Herr! wendet er sich zum Hegemeister: da hab' 'mal im letzten Juli junge Birkhühner geschossen. Es ist Nachmittag geworden, schöner Tag, aber im dichten Forst heiß wie im Glühofen. Leg' mich in den Schatten, hab' Gewehr und Jagdtasche an einen Stubben gelehnt, lieg' so auf dem Rücken und seh' träumend die Wolken über den blauen Himmel ziehen. Steigt da ein prächtiger Habicht aus der Luft und setzt sich auf einen Tannenwipfel. Ich rasch an mein Gewehr, um mich anzuschleichen. Ja, guten Morgen, der oben merkt Unrath und macht sich davon, ich ihm nach und er wieder fort und so treib' ich mich mit ihm ein Stündchen herum und komm endlich müd und matt mit 'ner langen Nase zurück. Wie ich mich etwa hundert Schritt von der Stelle, wo ich vordem gesessen, durch den Eichenaufschlag dränge, was seh' ich? — Sitzt auf meinem Stubben ein Fuchs — ich trau meinen Augen nicht — ich seh' genau hin — er sitzt ganz gemüthlich, hat sich meinen Meerschaum aus der Jagdtasch' genommen und pafft und raucht Nullen in die Luft, daß es eine Art hat! — Was thun? Schießen konnt' ich nicht, meinen kostbaren Meerschaum mit dem silbernen Beschlag, das Andenken an Vatern vielleicht zerschießen? Nein, um alles in der Welt nicht, um alle Füchse in der Welt nicht!

Lieschen, sagte der Hegemeister ernst, wenn's noch von dem nämlichten sein kann, möcht' mir noch eine Halbe verstatten!

Also werd' ich in die Luft feuern, wenn der Fuchs dann vor Schreck die Pfeife fallen läßt und ausreißt, geb' ich's ihm sicher mit dem zweiten Rohr in den Pelz.



Der Großglockner in Tyrol.
(Zu Seite 374.)

Gesagt, gethan. Schleich mich noch ein zwanzig Schritt näher und mach Feuer. Der Fuchs mit einem Satz auf und davon, ich halt scharf hin, aber was? — der Pfiffikus hat sich den Meerschaum über den Rücken geworfen, und wo ich auch immer hin halt, hab' ich immer den Meerschaum auf dem Korn und kann nicht schießen. Da ist er schon am Tannenbusch, noch einen Satz, fort ist er. Seh' nur noch, wie er die Pfeife im Bogen hinter sich in's Gras wirft. War mir noch, als hört' ich ihn lachen! — Was wollt' ich thun? Am Stubben lag meine Jagdtasche. Meine fünf Birkhühner hatte der Patron aufgenascht und einen Nordhäuser darauf gesetzt. Na und den Tabak gar hatte der Ungeschick verschüttet. Hol mir also meinen Meerschaum aus dem Busch, der zum Glück erst halb ausgeraucht war und ging heim — was sollt' ich thun?

Kurios, sagte der Hegemeister, aber wirklich, was sollten Sie auch thun?

Ich reinigte die Kernspitze, die der rothe Schelm mit Blut beschmutzt und merklich zerkaut hatte und die nicht zum Angenehmsten roch, zündete mir die Pfeife an und ging heim.

Und rauchten den Pollak aus? sagte Herr Schwente resignirt, tonlos.

Freilich — freilich! — nun, mein schönes Kind, willst du mir mein Zimmer anweisen? Sei so freundlich, bin doch recht müde. Wünsche Ihnen allerseits wohl zu schlafen, meine Herrn, allerseits gute Nacht.

Er nahm Ränzel und Mütze und ging. Der Pfarrer ging ebenfalls, aber in entgegengesetzter Richtung, eilig in den Hausflur. Der Bürgermeister und Herr Schwente saßen still und sahen mit steifen Blicken in die Kerzen. Selbst ein vernehmliches Schnalzen, das sich draußen hören ließ, blieb ohne merklichen Eindruck auf ihre augenscheinlich sehr ernste Gedankenrichtung.

Der Pfarrer trat wieder ein und setzte sich mit einer gewissen heitern Befriedigung an den Tisch.

Das Schweigen begann peinlich zu werden. Der Bürgermeister sah sich vermöge seiner Stellung berufen, dasselbe zu brechen.

Der junge Mann gefällt mir nicht. Sein Gesicht hat einen ganz besondern demagogischen Typus. Möcht' wissen, wie es um seine Legitimation steht!

Er scheint mir wirklich einigermaßen rücksichtslos! sagte der Pfarrer. Theologe ist er sicher nicht, dazu fehlt ihm der gewisse Nimbus.

Und welche kuriose Geschichten er uns aufbinden wollte. Begreif es nicht, ein so junger Mann mir — mir — solche unerhört kuriose Geschichten!

Nicht wahr, Herr Schwente! — kuriose Geschichten! — Doch es ist Zeit, der Nachtwächter bläst elf Uhr ab — Lieschen, meinen Stock und Hut. — Wir gehen eines Weges, Herr Hegemeister. — Wohlschlafende Nacht, Herr Pfarrer! Den jungen Mann oben wollen wir uns morgen mit polizeilichen Augen näher ansehen. Ich besorge, die Sache kann sehr ernst, ich sage sehr ernst werden — ein sehr ernster Fall! —

Die drei Herren zogen sehr ernst ihre Mäntel an und Lieschen half, auch sehr ernst.

Seinen Ziegenhainer hat er liegen lassen, ganz mit Namen bedeckt, bemerkte der Pfarrer. Lassen Sie uns einmal lesen: Follenius, Reuter, Maßmann — ei, ei, Herr Bürgermeister, welche Namen! Merken Sie was? — denken Sie nicht an den Dresdener öffentlichen Anzeiger bei diesen Namen?

Wahrhaftig denke ich! — die Sache wird ernst werden, sie muß sehr ernst werden! sagte der Bürgermeister besorgt.

Schwente steht nicht drauf? fragte der Hegemeister, neugierig auf den Stock in des Pfarrers Händen blickend. Es wäre kurios — mein biederer, ehrlicher Name steht hoffentlich nicht im Holze?

Schwente? Nein! Kein Schwente steht im Holze, erwiderte der Bürgermeister beruhigend. Den Stock wollen wir aber doch an uns nehmen, wir, die Polizei! — Lieschen, gute Nacht!

Sie gingen. Der Herr Pfarrer, der zuletzt ging, kniff Lieschen süßlächelnd in die Wangen, worauf sie ihm ärgerlich die Hand wegschlug. Aber es sah's Niemand.

Draußen trennten sie sich nach rechts und links. Lieschen war es noch, als hörte sie unweit des Fensters ein vernehmliches Schnalzen. Dann räumte sie auf, verschloß die Thüre, löschte die Kerzen und ging vor sich her singend: Du, du liegst mir im Herzen! in ihre Kammer. An den Studenten dachte sie aber ganz und gar nicht dabei.

III.

Ist dir denn so das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadel du nicht deine Lippe regen kannst!
Goethe, Faust II. Th.

Des andern Morgens neun Uhr saß der Bürgermeister Klapps in seiner Wohn- und Arbeitsstube nebst seiner Gemahlin auf dem roßhaarbezogenen Kanapee und nahm den Morgenimbiß ein, bestehend in einem bräunlichen Getränke, das auf den Namen Kaffee einen wohl nur äußerst bescheidenen Anspruch hatte, und in Butterstrippen. Es wurden von diesem warmen und gesicherten Standpunkte aus über allerlei merkwürdige Sachen der Welt und der Stadt Betrachtungen zwischen dem Ehepaare ausgetauscht, welche wir zu unserem innigen Bedauern des begrenzten Raumes dieser Erzählung wegen dem geneigten Leser vorenthalten müssen.

Wenn der Vater der Stadt, was man gemeinhin eine imposante Figur nennt, d. h. groß und dick, war und ein entsprechendes Gesicht mit übrigens gutmüthigen Zügen hatte, so stand seine Gattin in keinerlei leiblicher Beziehung hinter ihm zurück. Sie hatte im Hause und zumeist auch im Amte das directorium actorum. Sie machte mit gleichem Fleiße und ebenso vortrefflich Pfannkuchen wie Bescheide für Supplikanten und strittige Parteien. Wer von Letzteren in ihrer Küche nicht erschien, ward sachfällig. Das größte Recht hatte, wer den größten Braten einlegte. In sehr zweifelhaften Fragen mußten Parteien abwürfeln und wer die meisten Augen warf, gewann den Prozeß. Der lange

Stadtschreiber war ihr Vetter im siebenzehnten Grade und hatte freien Tisch bei ihr. Die Ehe war eine musterhafte; Streit kam niemals vor, weil der männliche Klapps stets nachgab. —

Sie hatten nur ein Kind; „einen Löwen" hätte der Bürgermeister gerne gesagt, aber er konnt's nie über seine Lippen bringen, denn es war ein Mädchen. Und ein reizendes Mädchen war Klappsens Dorchen, das sagte, wer sie je gesehen. Selbst des Pfarrers fünf magere Töchter gaben es zu und die gar kleine Frau Steuereinnehmerin mit der genirten Taille, obgleich sie sonst selten etwas zugaben.

Dorchen saß am gedachten Morgen über ihrem Nähzeug am Fenster und der Bürgermeister warf von Zeit zu Zeit einen Blick nach ihr, der so recht liebevoll väterlich war und auch gar nichts an diesem Ausdrucke einbüßte, trotzdem er am Gesichte seiner Gattin hart vorüber mußte. Dorchen drehte dann wohl von Zeit zu Zeit das jugendlich frische Engelsangesicht graziös seitwärts und nickte Vatern freundlich zu. Auch dicht am Gesichte der Mama vorüber. — Dorchen war vor sechs Wochen von Jena zurückgekehrt, wo sie sich bei Verwandten aufgehalten. Sie hatte dort an Schönheit des Körpers und Geistes gewonnen, war aber auch viel ernster und stiller geworden, gar nicht mehr so wild und durchtrieben wie zuvor. War sie allein, so weinte sie sich auch bisweilen recht herzlich satt. Ihre alte Amme, die noch im Hause war, hatte es ausgebracht. Wir werden wohl einmal erfahren, warum sie weinte.

Männchen, sagte die Frau Bürgermeisterin mit süßem Gesichte und legte sich mit einem eben so kühnen als geschickten Griff der fetten Hand drei Stücke Zucker in den Kaffee, obwohl jeder geschworen hätte, es sei nur ein Stückchen gewesen: Männchen, überleg' dir's! Ist's wirklich ein Student und ein reputirlicher Mensch, wie man vermuthen darf, da er sich Glühwein gefordert, so käm' er uns wie gerufen und wir thäten gut, ihn auf kurze Zeit zu fesseln. Es fehlt uns ein Tasso, wie ein Stück täglich Brod. Des Aktuarius seine Heiserkeit nimmt eher zu als ab und einen andern Tasso finden wir nimmer. Vielleicht ließe er sich überreden und bisse an, der Student! Ueberleg' dir's!

Die Frau Bürgermeisterin sagte immer: Ueberleg' dir's! wenn etwas ganz bestimmt geschehen mußte.

Die Sache hat ihre Bedenklichkeit, Frau! Ob er sich wird ausweisen — sind gar bedenkliche Zeiten von wegen der demagogischen Umtriebe und wir haben von oben her strenge Ordres wegen der Herren Studenten und —

Bedenklich hin, bedenklich her! sagte die Frau Bürgermeisterin und schüttelte das ambrosische Haupt, daß die langen Bänder der Morgenhaube unwillig flatterten wie Schlangen um's Haupt der Gorgone — Dorchen, geh' doch 'mal hinauf und sieh' zu, ob die Wäsche auf'm Boden schon trocken ist!

Dorchen stand still auf und ging hinaus. Der Papa rief dem schlanken Mädchen freundlich nach: Nimm ein Tuch um den Kopf, Dorchen, es ist kalt oben und zugig, Kind!

Dorchen drehte an der Thüre den Kopf und nickte dem Papa lächelnd zu.

Mann, sagte die Bürgermeisterin mit strafendem Blick und eine Strippe zerbrach in ihrer Hand, bist du vernagelt, wie die Thür am alten Spritzenhause? Ich will, daß die Komödie zu Stande kommt. Dorchen spielt die Frau von des Apothekers Sohn und das muß ziehen zwischen beiden, wie span'sche Flieg! Sie soll und muß den Doktor heirathen; das Stück muß sie zusammenbringen oder sonst nichts — also muß das Stück aufgeführt werden und der Student muß mitspielen — wir haben sonst keinen Tortasso Quato, also du mußt's dir überlegen —

Nun ja doch, ja — werd's überlegen, aber ich sag dir's, Frau, die Sache hat ihre Bedenklichkeiten. Indessen will's schon thun — ist auch Zeit, daß ich in die Sitzung gehe, sagte der Vater der Stadt, aufstehend und seine Pfeife ausklopfend. Während dessen versüßte und präparirte sich die Gattin ihre vierte Schale Kaffee auf dem nicht ungewöhnlichen Wege vermöge mehrerer Stücke Zucker, so zwar, daß sie mit Zeigefinger und Daumen ein bescheiden Stückchen faßte, mit den drei Reservefingern aber gleichzeitig noch zwei bis drei recht ansehnliche Stücke heimtückisch gegen den Ballen des Daumens preßte und dann den ganzen süßen Ballast uno actu in die Tasse versenkte. Sie trieb dann vermöge des Theelöffels das aufschäumende Gemisch mit einer gewissen süßen Wonne in der Tasse umher und lächelte mit dem ganzen fröhlichen Gesichte darüber hangend.

Dorchen war indessen wieder erschienen und meldete, daß die Wäsche noch keineswegs trocken sei. Dann half sie Vatern in den Pelz, reichte ihm Hut und Stock, erhielt einen Kuß zum Abschiede und setzte sich, als der ehrenwerthe Kommunalbeamte mit einem beredten Schweigen gegen seine Gattin das Zimmer verlassen, wieder an ihr Nähtischchen am Fenster.

Das ausdrucksvolle Schweigen dauerte noch eine Weile fort. Dann nahm die Frau des Consul dirigens, nachdem sie Dorchen dreimal nacheinander und immer bedrohlicher angesehen, die Butterstrippe aus der Linken in die Rechte und begann folgende geflügelte Rede:

Dorothea! sagte sie fest und mit Gewicht und diese Anrede war von schlimmer Bedeutung: Dorothea, du hast versprochen, dich nach der Aufführung des Tortato Quasso endgiltiglich zu erklären, ob du den Doktor Pfeffer nehmen willst und morgen ist terminus finitus, oder zu deutsch: die Frist abgelaufen — aber du schweigst. Du zeigst Hartnäckigkeit in deiner Beharrlichkeit, Dorothea!

Dorchen war ganz roth und ganz bleich geworden, und als die Mutter bei dem terminus finitus angelangt war, blitzten an ihren langen dunklen Wimpern zwei Tropfen, die wuchsen und immer größer wurden und im Verlauf langsam über ihre Wangen auf das schneeweiße Kissenbezug rollten, das sie eben besäumte.

Worauf wartest du? auf was hoffst du, Dorothea? Für Prinzen ist hier nicht der Boden, und Banquiers, so über Tausende gesetzt sind, finden bei uns nicht statt,

Dorothea! — Der Doktor ist kein schöner Mensch; er ist nun einmal leibarm, das bestreit ich nicht; nein, das rühme an ihm, wer will, aber nicht ich, denn ich hab in Dresden den belvederischen Apollo in allen Theilen genau gesehen und bin eine ästhetisch vorgebildete Person — aber er ist streng christlich gesinnt und ist ein Doktor.

Während die Mutter begierig an ihrer Strippe kaute, rollte es aus Dorchens Augen immer häufiger auf den Kissenbezug, als wär's ihr Sterbekissen.

Aber daran denkst du nicht, Dorothea, daß er Doktor und noch dazu sein Vater Apotheker ist. Gott bewahre! Das ist dir egal, wenn deine Eltern, die armen alten Eltern 'mal krank sind und gänzlich absterben sollen, wie Gras auf der Flur, ob sie in diesen elendiglichen Momenten vom Doktor und Apotheker gehaßt oder total geliebt werden, das ist dir egal — das ist, du bist gleichgiltig gegen deine Eltern. Elternliebe ist dir gänzlich unbewußt, Dorothea, ist dir nicht einpräglich. O Dorothea, das heißt nicht Balsam tröpfeln in's Mutterherz — Balsam in's Mutterherz geträpfelt ist das nicht. So dir das Gedeihen deiner Eltern —.

O erbarme dich doch, Mutter, und martere mich nicht! rief Dorchen aufspringend und verbarg knieend das Gesicht in dem Schooße der Mutter; ich bin ja noch so jung, so jung, warum soll ich denn verkauft werden an den kranken erbärmlichen Mann, den ich nicht liebe, nicht achte! — Aber wenn du es befiehlst, so will ich ja gehorchen und mich morgen erklären nach deinem Willen, da doch kein Mitleid mit mir im Himmel und keine Hilfe auf Erden ist! — Aber martere mich nicht täglich, stündlich mit so bösen Worten!

Dorchen, aber so schweig' doch, Dorchen! — sei nur nicht gleich so exclusivisch, so außerrandig und bandig — weine nicht, Kind — geh' hinauf, es wird schon alles besser geh'n, als du glaubst, Kind. Hab' auch meinen Mann nicht geliebt und nicht geacht't, niemals nicht, und leben wir nicht einträchtig und verträglich, wie Tauben? — Nun geh' hinauf in dein Stübchen! — Flecht' ich nicht auch himmlische Rosen in's irdische Leben? — Geh' hinauf, sag' ich, es kann noch wer kommen und die Leute merken was und du hast rothe Augen!

Dorchen schwankte weinend, das Tuch vor'm Gesichte, hinaus, die Treppe hinauf und sah nicht einmal, wie die alte Amme vom Schlüsselloche, an dem sie gehorcht, zurückfuhr und der Frau Bürgermeisterin drinnen eine Faust machte, so groß und schwarz wie ein Waschkessel.

Die Frau Bürgermeisterin war doch einigermaßen alterirt über den ungewöhnlich heftigen Ausbruch des innerlichsten Gefühls, dessen sie sich bei dem sonst so sanften stillen Mädchen gar nicht versehen.

Sie goß indessen ihre fünfte Tasse ein und nahm in ihrer diplomatischen Weise den Zucker, obwohl Niemand im Zimmer war, der es hätte bemerken können, aber sie that's der Uebung wegen. Während sie das fünfte Täßchen ausschlürfte, murmelte sie vor sich hin, schüttelte heftig den Kopf oder nickte den eigenen Gedanken beifällig zu. Zanken mußte sie immer. War kein Zweiter da, so zankte sie mit sich selber und bisweilen so heftig, daß es beinahe zu Thätlichkeiten kam. — Lassen wir sie denn vorläufig in dieser interessanten Unterhaltung.

IV.

Aengstlich lauschend steh'n wir da.
Wann, wie, wo nur brichst hervor?
Solcher Tücke tief auflauerndes Ungethüm.

Goethe, Faust II. Th.

In der Ressource war's zu derselben frühen Stunde lebhafter, als gewöhnlich. Die Mitglieder, welche des Unwetters wegen drei Tage hindurch den Besuch ausgesetzt, wollten augenscheinlich das Versäumte einbringen und hatten sich an dem sonnigen milden Wintertage zahlreich eingefunden. Sie saßen, standen, tranken durcheinander, harmlos und gramlos. Gemüthlichkeit war dazumal die Losung und ein schlechter Witz galt mehr, als das ganze königlich sächsische Budget und die Preßfreiheit dazu.

Der Hegemeister Schwente hatte bereits zwei ganz wunderbare Jagdgeschichten vom Stapel laufen lassen und sie mit eben so vielen Gläsern von dem Nämlichten befeuchtet. Der Pfarrer nippte an seinem Zuckerwasser und das bunte Durcheinander ermöglichte es ihm, häufiger als sonst in den Hausflur zu verschwinden und vernehmlich zu schnalzen.

Nur einer Person war nicht gemüthlich. Das war der Doktor Pfeffer, des kleinen rothhaarigen Apothekers Sohn und Dorchens designirter Bräutigam. Den ließen die Lorbeeren Schwente's nicht schlafen. Da es ihm an Praxis durchaus mangelte, suchte er sich populär zu machen und fahndete auf allerlei kurzweilige Geschichten, mit denen er es dem Hegemeister gleich zu thun gedachte. Er wußte sie aber nicht kurzweilig zu erzählen, verfehlte oder vergaß gewöhnlich die Pointe und hatte dann das exclusive Vergnügen, über seine Geschichten ganz allein zu lachen. Höchstens der Salzmagazin-Inspektor-Assistent lachte noch mit. Und auch das nicht umsonst. Der Doktor hatte ihm vor langer Zeit drei Zähne beseitigt, mit denen der Assistent unkluger Weise bei Schlichtung einer Rauferei einen Stein aufzufangen sich bemüssigt gesehen und die dadurch erheblich gelitten hatten. Das Salair war der Assistent schuldig geblieben und er hatte in seinem trefflichen Gemüthe beschlossen, dasselbe abzulachen. Er war damit nach seiner Rechnung auch bereits auf vier gute Groschen herunter und hatte nur noch drei Tage zu lachen. dann wollte er es auch aufgeben, weil er es seiner Gesundheit nicht zuträglich fand.

Der Doktor war ein spindeldürrer Jüngling, der eigentlich nur aus Knochen und Rezepten bestand, mit kahlem Haupt und einem ehrwürdigen achtzigjährigen Gesichte. Er lachte in heiserem Baß in a, während der kleine pfiffige Assistent in i lachte, was sich im Duett ausgeführt närrisch genug anhörte, zumal wenn alle übrigen Anwesenden still und gelangweilt dasaßen und bei des Doktors Geschichten so verlegen dumm darein-



HEIDELBERG.

sahen, wie beschneite Sonnenuhren im Winter. — Die folgende Geschichte, mit der wir ihn eben beschäftigt finden, hatte der Doktor nun schon viermal angefangen, konnte aber damit nie zu Ende kommen. Sie hat ihn viel Geld gekostet.

Da kommt mich neulich ein Bauer auf's Land hinauszuholen und hat ein Oechslein vor den Wagen gespannt. Ich steig' ein, obwohl ich in den Bergen lieber zu Fuß geh' wegen der schlechten Wege und beim Fahren schon Unglück gehabt habe, als ich noch ein ganz kleiner dummer Junge war und mich meine Mutter zur Kirmeß mitnahm nach Rathswalde, woher sie stammte und Verwandte hatte von ihres Vaters, meines Großvaters Seite, der auch Doktor war, aber nicht promovirt hatte wie ich, weil damals promovirte Doktores noch selten waren, besonders hier herum in den Bergen, wo die Luft so gesund ist und Keiner einen Arzt braucht, sondern vielmehr lieber ohne Arzt stirbt — ha, ha, ha!

Hi, hi, hi! lachte der Assistent und schrieb in Gedanken sechs Pfennige von dem Salair ab.

Das Thierchen — ich meine das Oechslein — ha, ha, ha!

Hi, hi, hi! lachte der Assistent und notirte vier Pfennige weniger im Debet.

Das Thierchen sah so elendiglich mager und verkrümmt aus, daß ich den Bauer fragte, ob er sich nicht versehen und eigentlich zum Viehdoktor wolle, denn in Schandau gab's damals einen Viehdoktor, aber diese Thierärzte brauchen auch nicht zu promoviren und haben überhaupt einen leichtern Stand, weil das Vieh nicht reden kann und sich beklagen, wenn es eine unrichtige Medizin bekommen hat, etwa Opium anstatt Glaubersalz — ha, ha, ha!

Hi, hi, hi! lachte der Assistent mit krampfhafter Anstrengung und schrieb acht Pfennige ab.

Ist denn wirklich eine solche Verwechslung in der Apotheke menschenmöglich? fragte der immer kränkliche Zimmermeister Kernholz, um die peinliche Pause zu unterbrechen, die nun eingetreten war, weil der Doktor ganz und gar den Zusammenhang seiner Geschichte verloren hatte. Der Doktor gerieth durch diese Frage noch mehr in Verlegenheit. Sagte er ja, so blamirte er seinen Vater, den Apotheker, öffentlich; sagte er nein, so brachte er sich um einen Entschuldigungsgrund, dessen er sich bei seinen gewöhnlich verunglückten Kuren zum Oeftern, wenn auch nur im strengsten Vertrauen, mit mehr Erfolg als Pietät gegen sein Väterliches bedient hatte.

Er ward indessen aus diesem Dilemma befreit, aber auch zum fünften Male um die Beendigung seiner Geschichte gebracht.

Denn herein trat der Bürgermeister und in seinem Gefolge der kleine Apotheker Pfeffer — Falstaff mit dem Pagen! Beide sahen verstimmt und sehr ärgerlich aus. Kaum daß sie den Anwesenden die Zeit boten.

Wirklich eine ganz bedenkliche Sache, meine Herren, die mir Herr Pfeffer eben erzählt. Haben Sie auch schon davon vernommen? Die Sache hat wirklich ihre Bedenklichkeiten!

Nein! Nein! Reden Sie doch! Was ist's denn? fragte man gespannt und ringsum ward's still.

Lieschen, von dem nämlichten noch eine Ganze! flüsterte Schwenke leise und stillvergnügt, daß des Doktors Geschichte wieder in's Wasser gefallen.

Sagt mir eben Herr Pfeffer, daß an dem Kirchenzaune die großen Buchstaben S. E. R. F. angeschrieben stehen und ebenso habe ich sie am Rathhause gelesen!

Kurios! sagte Herr Schwenke, — was bedeutet das?

Ja, das ist's eben, was bedeutet das? fragte der Bürgermeister und sah sich mit großen fragenden Blicken um, während Alle ringsum wieder fragend ihn ansahen.

Hab's auch gesehen, aber ich denk, es stand S. E. N. F. und das heißt Senf; auch an der Apotheke steht's! bemerkte der Zimmermeister leise.

Nein, es steht SERF!

Auch ich hab's gelesen unter dem Fenster der Apotheke. Es steht bestimmt Senf und ich meinte, es sei auf den Herrn Pfeffer gemünzt! sagte Jemand, der des Apothekers Rechnungen immer zu hoch fand. Einige lachten, unter ihnen auch der Assistent, aber er war zu ehrlich, um es von dem Salair des Doktors abzuziehen.

So muß erst festgestellt werden, was eigentlich geschrieben steht. Herr Apotheker, Sie schicken wohl Ihren Lehrburschen und lassen sich genau die Buchstaben merken. Hab' inzwischen noch einen Gang, meine Herren, bin gleich wieder zurück!

Der Bürgermeister stieg die Treppe hinauf nach Nr. 4, wo er den Studenten einlogirt wußte. Der Gang ward ihm bedenklich genug, aber was blieb ihm übrig, der kategorische Imperativ bezwang ihn. Der Imperativ war seine Frau.

Er klopfte an Nr. 4. Innen rief's: Herein! Der Student schrieb halbangekleidet und schob, als er des Eintretenden ansichtig ward, einen Bogen Papier über sein Scriptum.

Sie verzeihen! begann der Bürgermeister hüstelnd und sich tief verbeugend.

Bitte sehr, nehmen Sie Platz. Entschuldigen Sie einen Augenblick! — Er schob ihm einen Stuhl an den Tisch und ging abseits, sich den Sammtrock anzuziehen.

Das polizeiliche Auge des Bürgermeisters überflog den Tisch und gewahrte zwei Dinge, deren Anblick ihn dermaßen erschreckten, daß er fast rücklings vom Stuhl gefallen wäre, wie Eli, der Richter in Israel, vor dem Thore von Silo. Erstens lag da ein bekritzelter Bogen Papier, auf dem mehrere Male wie in Gedanken mit großen Buchstaben das mystische Wort: SERF geschrieben stand, und zum zweiten lag darunter ein angefangener Brief, von dem freilich nur die Ueberschrift sichtbar war, aber dieselbe lautete: Mein theures, inniggeliebtes Dorchen!

Sollte das Dorchen am Ende gar sein „Löwe" sein? —

Was steht zu Diensten, mein Herr? — Mit diesen

sanften Worten weckte ihn der Student aus seinen tiefen Meditationen.

Ja, ganz recht! — er stockte — aber es mußte heraus, der Imperativ erhob sich drohend vor seinem Geiste. — Ich komme im Auftrage des hiesigen Damen-Vergnügungs-Klubbs-Comité's mit der Bitte, meine Kommittenten, wenn Ihre Zeit es verstattet, aus einer großen Verlegenheit zu reißen. Es handelt sich um die Aufführung von Goethe's Torquato Tasso. Nun ist der designirte Tasso erkrankt, ein anderes passendes Subjekt nicht aufzubringen gewesen. Vielleicht haben Sie die Güte, das angenehme Röllchen zu übernehmen?

Ueber das schöne Gesicht des jungen Mannes flog es wie Wetterleuchten.

Gewiß, sehr gerne! mein geehrter Herr — stehe ganz zu Befehl — für Damen überall zu Befehl! Ich werde es mir zur besondern Ehre schätzen, die paar Tage, die ich historischer Forschungen wegen in dieser Gegend verweile, zu so schönen künstlerischen Bestrebungen mit verwenden zu dürfen. Befehlen Sie ganz über mich!

Herr Klapps lächelte im Geiste seinem Imperativ zu. Er war beinahe gerührt von so viel Bereitwilligkeit.

Danke ganz ergebenst für Ihre Güte — also bitte heute Abend nebenan im Saale zur Probe — das Uebrige wird sich da besprechen lassen — wird sich leicht machen! — Empfehle mich derweilen — bin der Bürgermeister Klapps —

Mein Name ist Heinrich Brandt, Student. — Empfehle mich! — Gehorsamster Diener!

Sie komplimentirten sich auseinander, zur Thüre hinaus, so daß dem etwas asthmatischen Bürgermeister beinahe der Athem abhanden kam.

Unten fand er die Gesellschaft um mehrere Grade lebendiger, als er sie verlassen, und was daselbst unterdeß geschehen, ließ ihm vorläufig keine Zeit, über den aufgefangenen Brief nachzudenken. Zwar war der Lehrling des Apothekers, diese Taube aus Noah's Arche, nach einem Viertelstündchen mit dem freimüthig männlichen Geständnisse retourniret, daß er der großen lateinischen Buchstaben nicht vermögend sei, daher seine Mission als eine verfehlte erachtet und dem Sohne des Laboratoriums wegen dieses auffälligen Mangels an literarischer Bildung eine Kopfnuß und die Entlassung aus seiner bisherigen Funktion zuerkannt wurde. Die zweite Taube, welche in der Gestalt des orthographisch erprobten Provisors ausgeschickt war, brachte das ersehnte Oelblatt mit. Diese athemlose, von allen Wohlgerüchen Arabiens und einheimischen Medizinalen duftende Taube referirte zur innigen Genugthuung ihres Prinzipals, das verhängnißvolle Wort heiße wirklich Serf und keineswegs Senf.

Auf diese frohe Botschaft brach aus dem Munde Aller ein langverhaltenes, die fieberhafte Spannung lösendes: Ah!

Die Tagesfrage aber, was das Serf denn nun bedeute, blieb vorläufig ungelöst. —

Da indessen der Zeiger weit über zwölf Uhr hinüber wies und manches Männerherz bang an die Rippen pochte, ob auch die Ehehälfte daheim die verspätete Mittagsstunde mit der Untersuchung über das Wort Serf werde entschuldigen wollen, so beschloß man durch Akklamation und allgemeines Aufstehen, sich Nachmittags über allerseits mit Nachdruck auf die Lösung dieses Problems zu legen und Abends in neue Berathung über diese Frage einzutreten.

Da überdieß vorstehendes Kapitel sich fast über Gebühr verlängert hat, so entschuldige, wohlwollender Leser, den überraschend jähen Schluß. Doch sei versichert, daß mancher der aus dem Engel Heimkehrenden durch den Empfang am häuslichen Herde sich nicht minder überrascht gefunden hat.

V.

Wie sieht er aus? — Nicht übel, mir gefällt er schon.
Er ist ein muntrer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verständ'ger Mann!

Goethe, Faust II. Th.

Ich kann nicht anders, so wahr Gott lebt, ich kann den Mann nicht glücklich preisen, der an diesem und an allen übrigen Tagen im Jahre das Liebhabertheater in Hohenstein leitete. Was hatte der noch vor der Generalprobe zu laufen, zu reden und zu besorgen! Bei dem Tischler, dem Maler, dem Lichterzieher, bei Bürgermeisters, beim Doktor und bei Pfarrers! —

Aber man muß es dem zweiten Prediger, Rektor und Organist Dr. Schein lassen, er besaß das Zeug zu diesem Geschäft, er redete sich durch. Er hatte in einem langen Leibe eine starke Seele und einen allezeit beredten Mund. Mit einer Beredtsamkeit, gegen welche die des Cicero ein unschuldig Stammeln geschienen, setzte er Pläne durch, so kühn, wie des Catilina seine. Wenn er nächtens im fliegenden Schlafrock zwischen seinen Büchern herumhausirte, deklamirte und Reden hielt oder aus seinen Kompendien Artikel auswendig lernte, auf welche er Tags darauf das Gespräch in irgend welcher Gesellschaft schlau hinzulenken wußte, um dann das schwere Geschütz seiner Gelehrsamkeit zu lösen, dann hatte es der Nachtwächter vor seinem Hause schlimm. In seinen Mußestunden schrieb Dr. Schein an einem Versuche über Schiller als Medicus. Leider ist dieses Werk nur eben ein Versuch geblieben und der Nachwelt verloren gegangen.

In dem literarischen Klubb entwickelte sich des Gelehrten Thätigkeit zur schönsten Blüthe. Da herrschte sein Genius unbeschränkt, da kam Niemand zu Wort, Niemand hatte da Recht neben ihm, da entfaltete sich und duftete die Blüthe seines Geistes eben so wunderbar, als beständig.

Zwar gehörten nur die fünf magern Töchter des Pfarrers, die Frau Bürgermeisterin und der Dr. Pfeffer als aktive Mitglieder zu diesem Klubb — passive oder leidende gab es viele — und auch die Theilnahme der fünf magern schien mit Rücksicht auf die Unbeweibtheit des Dr. Schein nicht ganz interesselos, aber in diesem kleinen Kreise wußte er einen so wirksamen Einfluß zu üben, daß die Theilnehmer über die Stadt und Umgegend eine geistige Tyrannis in des Wortes schönster Bedeutung übten.

Mit Weisheit und Energie hatte der Dr. Schein den Klubb zu leiten und sich unterthan zu machen gewußt, so daß, als er einige Wochen zuvor in einer brillanten Rede vorschlug, den Torquato Tasso über die Bretter des Liebhabertheaters gehen zu lassen, keine Stimme Einspruch erhob, zumal die Frau Bürgermeisterin nach Zuhilfenahme des in gewöhnlicher Weise versüßten Thees zeitiger als gemeinhin entschlummert war. Alle schüchternen Einwendungen hatte der Doktor siegreich darniedergekämpft. Nur, weil sich die designirten Theilnehmer nicht getrauten, das ganze Drama auswendig zu lernen, war von ihm nachgegeben, für diesen Winter die Aufführung auf den ersten Akt zu beschränken, aber das Wenige vorzüglich zu geben und damit fortzufahren, so zwar, daß man hoffen durfte, in etwa fünf Jahren das Ganze zu bewältigen.

Die Rolle der Prinzeß Leonore war des Pfarrers drittem Töchterlein mit anerkennenswerther Rücksicht darauf übertragen, daß sie selber Lorchen hieß und sich demnach voraussichtlich in die Partie am natürlichsten schicken und die Stichwörter nicht verpassen würde. Die Leonore Sanvitale wünschte die Frau Bürgermeisterin für ihr Dorchen, und obwohl dazu die vier andern Magern weidlich die Nasen rümpften, mochten sie sich dem Wunsche der Bürgermeisterin um so weniger verschließen, als es, was schwer in's Gewicht fiel, bei ihr an den Probeabenden immer was Delikates zum Abendessen gab. — Die Rolle des Antonio ward mit allseitiger Zustimmung dem Provisor zuerkannt. Sein fremdländischer Dialekt — er war aus Pillkallen gebürtig, welche Stadt nach neuesten Forschungen genau eben so weit vom Mittelpunkt der Erde entfernt ist, als Schöppenstadt und Domnau — seine Gewandtheit, ja sogar seine erotisch duftende Atmosphäre gaben ihm für den Antonio unersetzliche Vortheile. Er übernahm die Rolle, bescheiden, aber fest.

Den Herzog hatte sich der Dr. Pfeffer nicht entwinden lassen. Er war in diesem Bestreben von der Frau Bürgermeisterin mit Erfolg unterstützt, weil nach ihrer, weiß Gott wie entstandenen, Auffassung des Stückes der Herzog der Gemahl der Leonore Sanvitale sei und sie dieses intime Coulissenverhältniß für ihren Heirathsplan nutzbar zu machen hoffte. Ein Kattunkleid, das sie der Frau Pfarrerin für eine der Magern zubilligte, hatte diese Familie ihren Absichten entschieden willfährig gemacht. Der Aktuarius war kurz vor der Generalprobe am Coulissenfieber erkrankt, nachdem er alle Süßigkeiten der ordinären Leseproben genossen. Die Geschichte straft ihn dieserhalb mit dem Schweigen der Verachtung. Nicht einmal sein Vor- und Zuname werde genannt. Er werde in die Lethe getaucht bis über den Kopf. Er verschwinde.

(Schluß folgt.)



Belladonna.

Nach dem Englischen von Georg Asmus.

Was betrachten Sie so aufmerksam, mein Freund? Ihre Augen schweifen unaufhörlich im Zimmer umher. Sie sehen Alles und scheinen munter und traurig zu sein zu gleicher Zeit; was haben Sie? Aha! jetzt betrachten Sie meine Frau. Ja wohl, ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß sie hübsch ist. Wie schön das Licht der Lampe auf dem dunkeln, reichen Haar spielt! Ist es nicht eine Freude, diese kleinen weißen Finger über die zierliche Stickerei gleiten zu sehen, an welcher sie arbeitet? Der Dampf der Theemaschine steigt in spielenden Ringen empor; das Feuer im Kamin brennt lustig und wirft rothe, wechselnde Lichter auf die silbernen Löffel des Theezeugs.

Sie, mein Freund, sitzen mit ausgestreckten Beinen an der einen Seite des Feuers und halten die Cigarre, welche Ihnen meine Frau in Anbetracht unserer Freundschaft erlaubt hat, zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ich sitze auf der anderen Seite, die letzte Lieferung von „Bleakhouse" in der Hand und wende mich eben von dem traurigen Tode der Lady Dedlock zu dem heiteren Bilde vor mir. Mein Blick gleitet über die zartgerundete, graziöse Gestalt, die in der Nähe des Tisches so ruhig arbeitet und mir dann und wann einen liebevollen Blick zuwirft, und ich danke Gott aus dem Grunde meines Herzens, daß sie nicht — wie hier im Roman — durch kalte, düstere Gegenden schweifen muß, verfolgt von Schuld, während ihr Gatte sprachlos und elend zu Hause liegt.

Freund, Sie preisen mich glücklich, daß sie die Meine wurde? Nun, wenn es Ihr Mund nicht aussprach, so sagten es Ihre Augen und ich kann nur erklären, daß ich mit Ihnen einverstanden bin. Wohl stieg kein schreckliches Gespenst geheimer Sünden und untilgbarer Schuld trennend zwischen uns auf; aber dennoch — manche traurige Stunde war uns beschieden, ehe es uns vergönnt war, in den friedlichen Hafen einzulaufen, wo unser gegenwärtiges Glück bereitet lag.

Ihre fragenden Augen und halbgeöffneten Lippen sagen mir, daß Sie begierig sind, die Geschichte unserer Liebe zu erfahren, und wenn meine Frau nichts dagegen einzuwenden hat, so soll Ihre Neugierde befriedigt werden.

Darf ich, Belladonna?

Die dunkeln Augen heben sich von der zarten Stickerei und senden mir einen zustimmenden Blick; doch in ihren braunen Tiefen sehe ich traurige Erinnerungen aufsteigen, höher und höher, als ich die Ge-

schichte der Vergangenheit erzähle, bis sie sich endlich mit Thränen füllen.

Einen Kuß, theure Belladonna, ehe ich anfange.

* * *

Daß Belladonna ein einziges Kind sei, habe ich Ihnen schon früher erzählt. Ebenso wissen Sie, daß sie spanischer Abkunft ist, wenn auch in Frankreich erzogen. In Frankreich lernte ich sie kennen. Sie war sehr jung, fast noch ein Kind. Ich, obgleich einige Jahre älter als sie, war auch eigentlich noch ein Junge. Liebe jedoch hat mit dem Alter nichts zu schaffen.

In der Nähe von Dijon eines Tages herumschlendernd, hörte ich Fußtritte hinter mir. Ich wendete mich um und bemerkte eine junge Dame auf einem Esel, der nicht voran wollte. Die Kleine schien in heftiger Aufregung zu sein. Sie hatte nur eine feine Reitpeitsche zur Verfügung und mit dieser bearbeitete sie das störrische Thier mit größtem Eifer. Der Esel nahm seine Strafe mit unwandelbarem Gleichmuth hin; er hatte seine langen Ohren zurückgeschlagen, stand ruhig da und schlug von Zeit zu Zeit leicht und wie spielend aus; er schien durch die ganze Angelegenheit innerlich ergötzt. Er ging sogar so weit, die Kräuter an der Seite des Weges zu benaschen, welche Frechheit die Reiterin selbst durch den außerordentlichsten Gebrauch ihres Peitschchens nicht zu verhindern im Stande war. Die junge Dame war ganz blaß und ihre Augen funkelten vor Aufregung. Sie blickten zuweilen nach mir hin und schienen den Wunsch auszusprechen, ihre Peitsche mit meinem schweren Stock vertauschen zu dürfen.

Einer solchen Aufforderung konnte ich nicht lange widerstehen; auch liebe ich, nebenbei gesagt, ein Frauenzimmer, welches im Stande ist, gelegentlich in einen gesunden, richtigen Zorn zu gerathen. Ohne ein Wort zu verlieren, trat ich hinzu, erhob meinen Stock und ließ ihn mit voller Kraft auf das Hintertheil des Esels niederfallen. Er war augenscheinlich sehr betroffen; er mißtraute seinen eigenen Nerven. Wo konnte ein solcher Schlag hergekommen sein? Die Kraft der Gerte seiner Herrin kannte er zu genau — und das war etwas ganz anderes! Für einen Augenblick schien er in Nachdenken verloren; als ich aber meinen Stock in der Absicht erhob, die Dosis zu wiederholen, schüttelte er plötzlich die Ohren, gab durch ein kurzes Schnauben zu erkennen, daß er den Umschwung der Sachlage begriffen und setzte sich ohne weiteren Zeitverlust in einen lebhaften Galopp; die Reiterin aber wandte sich im Sattel und dankte mir im Davonfliegen mit einer anmuthigen Handbewegung.

Das war mein erstes Zusammentreffen mit Belladonna.

Das nächste Mal sah ich sie an der Kirchenthüre. Sie ging zur Beichte, das arme Ding, und blickte sehr traurig und bekümmert drein. Ich stand auf der Treppe — einem Lieblingsplatz für junge Nichtsthuer, die hübsche Mädchen ohne besondere Mühe zu sehen wünschten — als sie in Begleitung ihrer Tante, einer wunderlichen alten Frau mit Stockschnupfen, daherkam.

Als sie die Stufen hinaufschritt, begegneten ihre Augen den meinen und — nein! sie erröthete nicht, sie wurde wo möglich noch blasser als zuvor und machte mir solch eine hübsche kleine Verbeugung, daß ich bis Spitzbergen gelaufen wäre, eine zweite zu erlangen. Die Tante sah's, und wie ich am Flüstern und Nicken, welches zwischen ihnen entstand, deutlich merken konnte, bekam die arme Belladonna eine Strafpredigt.

Sie können sich darauf verlassen, daß ich von dieser Zeit an oft an der Kirchentreppe zu finden war. Ja, und die hübsche kleine Verbeugung verstand sich bald von selbst; und wenn Belladonna ohne ihre Tante kam, was zuweilen geschah, dann war dieser Gruß viel artiger und wärmer und manchmal fielen sogar ein paar freundliche Worte; wir wußten wohl beide nicht recht, wie das geschah, aber wir redeten einander an und plauderten ein bischen. Eines Tages machte ich ihr ein Kompliment.

Wenn aber die Tante mitkam — Himmel! wie förmlich ging's dann zu. Die Verbeugung war kaum bemerkbar und ich stand steif neben dem steinernen St. Denis, der den Kopf unter'm Arme hält.

So konnten die Dinge natürlich nicht lange bleiben. Belladonna und ich, wir liebten einander und wußten es; bald waren uns die Begrüßungen an der Kirchentreppe nicht mehr genug und wir trafen uns, wie zufällig, insgeheim, wie denn das überhaupt bei Liebenden keine Schwierigkeiten hat.

Nun, mein Lieber, müssen Sie wissen, daß ich zu jener Zeit außerordentlich arm war. Als mein Vater starb, hinterließ er eine große Familie und mein Erbe war nur klein; trotzdem hätte sich bei kluger Berechnung etwas damit anfangen lassen; doch unter uns jungen Amerikanern herrschte damals eine ganz besondere Reisewuth, und kaum wußte ich mein Geld beim Banquier, so sagte ich New-York und den Geschäften ade und begab mich auf die europäische Tour. Ich gab all mein Geld aus und, zu stolz, welches von meinen Freunden zu fordern, geschah es mir, daß ich zur Zeit, von welcher ich spreche, buchstäblich in Dijon festsaß. Ich hatte absolut nichts mehr. Mein Anzug befand sich im allerschlimmsten jener verschiedenen Grade von Schäbigkeit, er war ungleich. Wohl hatte ich sehr hübsche Beinkleider, aber der Rock — gerechter Gott, dieser Rock! Er war das, was die deutschen Studenten eine Polonaise nennen, reich mit Schnüren besetzt. Doch jetzt war das einst so feine Tuch verschabt und der Kragen sah aus, als ob alle Schnecken des Paradieses darüber gekrochen wären, und die bequasteten Schnüre hingen nur noch hie und da fest. Schulden hatte ich auch und zwar bei meiner Hauswirthin; diese war arm, aber sie hatte ein gutes Herz; sie kannte meine Verhältnisse und belästigte mich selten. Ja, Freund, manch liebes Mal ging ich aus und that, als ob ich zu Tische wollte, während ich nicht Geld genug für eine Brodkruste in der Tasche hatte, und stocherte dann eifrig die Zähne, wenn ich nach Hause kam und die Treppe hinaufging, um meine Wirthin glauben zu machen, ich hätte üppig gespeist. Zuletzt kam sie übrigens der Wahrheit auf die Spur und nun pflegte mich



Moritz von Sachsen in der Schlacht bei Sievershausen.

(Zu Seite 389.)

die gute Seele einzuladen, bei ihr zu essen. Doch das that ich nicht; ich war zu stolz dazu. Ich hätte die Straße kehren können, glauben Sie mir, aber an den dürftigen Mitteln dieser armen, alten Frau konnte ich mich nicht vergreifen.

Nun gut; ich spreche von diesen Dingen nur, um zu zeigen, wie so gar arm ich zu jener Zeit gewesen bin. Meine Armuth war mir nicht so nahe gegangen, so lange sie nur mich und mein eigenes Behagen traf; als ich aber jetzt mit Belladonna so oft zusammenkam und mit ihr in der reizenden Umgegend von Dijon spazierte, — kein Mensch hat einen Begriff von dem Jammer, den ich litt. Die Blumenverkäuferinnen pflegten uns anzurufen; ich wußte, daß Belladonna Blumen über alles liebte, aber ich hatte keinen Pfennig. Ermüdet vom Spaziergang blickte sie wohl mit verlangenden Augen nach den zum Kaufe gebotenen Erfrischungen — ich konnte ihr nicht eine Orange geben. Ach, die paar Kleinigkeiten, die ich eins um's andere noch verkaufte, vermochten mir kaum zuweilen ein ärmliches Mahl zu schaffen. Einst sah ich mich gezwungen, ein plötzliches Unwohlsein vorzuschützen, als sie mich bat, ihr ein Panorama von New-York zu zeigen, welches in einem Gebäude aufgestellt war, an dem wir gerade vorüber gingen. Wenn ich je in Versuchung gekommen bin ein Dieb zu werden, so war es damals, und mehrere Nächte hindurch dachte ich lebhaft daran, mich auf Straßenraub zu legen.

Zuletzt raffte ich meinen Muth zusammen und gestand ihr Alles. Mit Furcht und Zittern gab ich ihr ein getreues Bild meiner traurigen Umstände; daß ich oft ohne Nahrung sei, daß meine Kleider im Pfandhaus liegen; daß ich einen Wechsel erwarte — jene Geldsendung, welche Leute, die auf dem Trockenen sitzen, immer erwarten — daß, wenn dieser Wechsel nicht bald käme — — ich wüßte selber noch nicht, was dann werden sollte. All' diese Dinge erzählte ich ihr ernst, wahrhaftig, fast mit Thränen.

Wie reizend hörte sie mich an; wie reizend sie zu mir sprach! Liebevoll hielt ihre kleine Hand meine Rechte, umschlang ihr Arm meine breite Schulter; es war, als ob sie, das kleine Mädchen, mich einzig mit der Stärke ihrer Liebe gegen all meine Leiden beschützen wollte. Sie munterte mich auf, bat mich, frischen Muthes zu sein und erbot sich, alles Elend der Erde mit mir zu theilen.

Vor lauter Freude, sie so treu zu finden, fing ich an zu weinen, aber ihren Vorschlag konnte ich nicht annehmen; ich liebte sie zu sehr, als daß ich sie zur Theilnehmerin meines Elendes hätte machen können.

War's nicht so, Belladonna?

Unterdessen wurde ich mager und bleich — denn ich war am Verhungern. Mein alter Studentenrock wurde immer fadenscheiniger und das einzige Paar Stiefeln, welches ich besaß, befand sich im letzten Stadium der Auflösung. Keine Last kann das Herz eines armen, aber an Anstand gewöhnten Menschen schwerer drücken, als das Bewußtsein, daß er schlechte Stiefel anhat. Ein schlechter Hut geht noch mit tausend verschiedenen Entschuldigungen hin. Jemand hat sich vielleicht gestern Abend in der Oper auf deinen neuen Hut gesetzt und du bist gezwungen, deinen zweitbesten zu nehmen; oder der Wind hat ihn dir vom Kopf geblasen, als du gerade über die Brücke gingst und er ist höhnisch davongesegelt; oder er wurde „aus Mißverständniß" auf einem fashionabeln Ball verwechselt und das elende Ding, welches du da aufhast, blieb dir übrig. All diese Theorien mögen einen schäbigen Hut beschützend umschweben, aber für zerrissene Stiefel gibt es keine Entschuldigung. Stiefel sind vor allen solchen Zufälligkeiten sicher. Niemand wird annehmen, du hättest sie verloren; niemals hat der Wind Jemanden die Stiefeln von den Füßen und in den Fluß geweht; ja selbst wenn Einer sich auf ein paar Stiefel setzte, so würde sie das nicht im geringsten beschädigen. Ein Riß im Oberleder oder eine offene Sohle sind ganz unzweideutige, unwiderlegliche Beweise von Armuth. Hast du ein Loch im Stiefel, Jedermann auf der Straße schaut danach. Es hilft blitzwenig, wenn man den Strumpf an der entsprechenden Stelle mit Dinte schwarz macht. Ich habe das probirt. Für einige Zeit bleibt der geschwärzte Theil auf seiner Stelle und der Stiefel macht sich ganz gut; aber man kann kaum eine Viertelstunde weit gehen, so verschiebt sich der Strumpf nach irgend einer Richtung und der fatale weiße Flecken kommt zum Vorschein. Und dann, wenn die Sohlen sehr dünn geworden sind, mit welch' geheimem Schauder geht man über rauhes Pflaster! Man kommt gar nicht aus der Ueberzeugung heraus, daß man im nächsten Augenblick an einen vorspringenden Stein stoßen wird, wobei der Riß größer werden muß; oder daß sich die Sohle möglicherweise ganz und gar vom Stiefel trennt. Glauben Sie mir, Freundchen, schlechte Stiefel sind der wahre Gipfel des Elends.

Meine waren miserabel.

Vom linken war der Absatz verloren gegangen und beim anderen guckte die große Zehe ganz bequem durch ein Loch, welches sich absolut nicht vertuschen ließ. Ich probirte alles mögliche; ich nähte ein Stück schwarzes Wachstuch darunter, bemalte den Strumpf — nichts wollte helfen. Das Loch wurde alle Tage größer und die Zeit konnte nicht ferne sein, wo mein Fuß sich ganz entpuppen und, von allen kalbledernen Fesseln befreit, an's Tageslicht treten mußte.

Lieber Noble, sagte Belladonna zu mir, als wir eines Tages zwischen Gartenhecken wandelten, deine Stiefel sind entsetzlich schlecht; laß dir doch ein paar neue machen! — und dabei sah sie mich mit solch reizender Unbefangenheit an, daß ich ihr unmöglich zürnen konnte.

Du hast vergessen, Belladonna, daß man jedenfalls Geld haben muß, wenn man Stiefel kaufen will — und gerade jetzt in dem Augenblick, ich muß gestehen....

Lieber Noble, verzeih' mir — und sie drückte meine Hand — ich habe wirklich nicht daran gedacht, sonst würde ich nicht .... Doch da ist mein Schuhmacher, rief sie plötzlich, als ob ihr eine überaus glückliche Idee gekommen wäre; warum gehst du nicht zu dem?

Wenn du Pliguris meinst, Belladonna, so muß

ich dich auf den Umstand aufmerksam machen, daß der sich nur mit Damenschuhen befaßt und ich glaube kaum, daß ich mich ihm in diesem Aufzug als ein junges Dämchen präsentiren könnte.

Daran habe ich wirklich nicht gedacht, sagte sie traurig. Wenn mir doch Papa zuweilen etwas Geld geben wollte! Aber er scheint gar nicht daran zu denken, daß ich welches haben möchte und ich genire mich auch, ihn darum zu bitten.

Still, mein Kind! und wenn du noch so viel hättest, glaubst du denn, daß ich Geld von dir annehmen würde? Nein, so weit ist es mit Noble Sydale noch nicht gekommen.

Weißt du — der Wechsel, den ich jeden Tag erwar — —

Ich hielt plötzlich inne; die arme Belladonna konnte trotz allen Mitgefühls ein verstecktes Lächeln nicht ganz verbergen und der Schelm blickte ihr aus den Augen, als ich von dem ewigen Wechsel sprach, der immer gerade ankommen sollte.

Gut, lache du nur, Belladonna; ich tadle dich nicht; indessen habe ich wirklich keinen Zweifel — —

Gut denn, ich erkläre feierlich, daß ich nie wieder von diesem Wechsel reden will. Aber da ist mein Onkel Jakob Starr mit seinen vielen Millionen — soll ich dir's gestehen, daß mich eine Ahnung immerfort verfolgt, daß er mir was Hübsches hinterlassen wird, wenn er stirbt? Ich schrieb ihm vor etwa sechs Monaten, bekam aber niemals eine Antwort. Er ist sehr alt und, wer weiß, mag vielleicht jetzt schon gestorben sein.

Wie herrlich wäre es, Belladonna, wenn ich plötzlich reich würde!

Ach, das wäre kostbar! Wir gingen gleich zum Papa — nein! wir gingen zuerst zu einem Schuhmacher und kauften ein paar wunderschöne Stiefel von Glanzleder und mit rothen Schäften!

Belladonna — das wäre pompös!

Ja wohl, und dann gingen wir zum ersten Schneider in der Stadt und kauften für dich einen reizenden Anzug von — von —

Blau mit Silber, Schatz, müßte sich sehr gut machen zu den rothen Schäften.

Ach nein, Noble, du lachst mich aus. Dann mietheten wir einen Wagen mit vier Grauschimmeln und einem Postillon, ein offener Wagen müßte es sein, und führen in vollem Staat stolz durch die Hauptstraßen, bis wir vor Papa's Haus kämen. Und wenn dann der Wagen mit großem Geräusch vorführe, würde Papa an's Fenster eilen, zu sehen, wer das wäre, und dann — o mein Gott! wie würde er überrascht sein, seine kleine Belladonna zu sehen an der Seite eines schlanken, eleganten —

Belladonna!

Vornehm aussehenden, fremden Herrn —

Belladonna, ich werde roth!

Mit einem allerliebsten kleinen Schnurrbart —

Und Stiefeln mit rothen Schäften.

Papa würde natürlich zuerst sehr böse sein; er würde schrecklich aufgebracht sein und nach der Thüre laufen und dann —

Und dann —

Und dann würdest du aus dem Wagen steigen und ihm mit wenigen, hastigen, aber wohlgesetzten Worten deine Stellung und deine Verhältnisse erklären und ihm sagen, daß du mich liebest bis — bis zur Bewußtlosigkeit —

Ja, ja, Bewußtlosigkeit! ein sehr gutes Wort, es ist so neu!

Keine Unterbrechung, mein Herr! — und fragtest ihn schließlich, ob er sein Kleinod den Händen eines Mannes anvertrauen wollte, dem es werthvoller sein würde, als — als — als die Diamanten der Hesperiden.

Ein trefflicher Vergleich! und Papa — was würde der erwidern?

O! er würde lächeln; er würde dich bei der Hand nehmen, sich zu mir wenden und sagen — großer Gott, ist der Hund toll?

Ah! das würde er sagen, Belladonna?

Sieh! — sieh, Noble! er läuft hierher! Schütze mich, rette mich!

Rasch wendete ich mich gegen Belladonna. Sie war bleich wie der Tod. Angstvoll umklammerte sie mit einer Hand meinen Arm, während die andere bebend die enge Gasse hinabwies.

Ein Blick zeigte mir die Gefahr.

Von einem halben Dutzend zerlumpter Buben verfolgt, kam ein großer, boshaft aussehender Hund gerade auf uns los. Er hatte den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, seine Augen funkelten furchtbar und eine lange, rothe Zunge hing aus seinem Rachen. Er kam blitzschnell näher, und zuweilen ein tiefes, grimmiges Geheul ausstoßend, erschien er ein vollendetes Bild der Wasserscheu. Es war schrecklich.

Rettung schien unmöglich, denn so sehr hatte uns der Bau unseres Luftschlosses beschäftigt, daß wir die Bestie erst sahen, als sie schon ganz nahe herangekommen war. Zum Ueberlegen blieb keine Zeit. Schnell drückte ich Belladonna gegen eine Gartenthüre, stellte mich vor sie und erwartete athemlos den Ausgang.

Der Fußpfad, auf welchem wir uns befanden, war sehr enge, so enge, daß wir ihn beinahe ganz versperrten; und nun kam er heran, keuchend, knurrend und zwischen ihm und uns kaum ein Fuß breit Raum! — da war er. Seine rothen Augen auf mich gerichtet, stieß er ein wildes, tiefes Geheul aus. Ich begriff, daß hier nun ein Angriff helfen konnte, der ihn vielleicht zur Umkehr bringen und so Hoffnung geben möchte, wenigstens Belladonna zu retten; als ich ihn im Bereich meines Fußes sah, holte ich aus und trat nach ihm mit voller Kraft.

Ich fühlte, daß mein Fuß irgend was heftig getroffen hatte.

Ein Schrei von Belladonna, ein schreckliches Geheul des Hundes — und ich taumelte vorwärts und stürzte nieder. Im Augenblick war ich wieder auf den Beinen, doch zitterte ich vor Schrecken. Belladonna lehnte, bleich vor Entsetzen, an der Thür.

Der Hund! Belladonna — bist du gebissen?

Nein, nein! wir sind in Sicherheit! — und dabei

deutete sie nach dem rasch davoneilenden Thier. Aber du mußt gebissen sein!

O nein; nur dein Fuß ist ein wenig —

Mit diesen Worten blickte ich nieder. Gerechter Himmel! mein Stiefel! Anstatt den Hund hatte der Tritt die Kante eines der großen, flachen Steine getroffen, mit welchen der Pfad rauh gepflastert war, und mein rechter Stiefel war buchstäblich zu Fetzen zerrissen. Hatte er vorher verschiedene Lecke gehabt, so war er jetzt zum vollständigen Wrack geworden. Die Sohle hatte sich vom Oberleder getrennt, sie hing nur noch am Absatz fest und das Oberleder selbst war quer über den Fuß aufgeplatzt. Der genialste Fußbekleidungsprofessor konnte diesen Stiefel selbst mit Aufwand der außerordentlichsten Künste nicht mehr retten.

Was ist jetzt zu thun? sagte ich klagend und betrachtete die zerfetzten Ueberbleibsel. In diesem Aufzuge kann ich mich nicht auf der Straße sehen lassen und meine Wohnung liegt wenigstens eine halbe Stunde Weges von hier. Ich habe große Lust, mein Bein zu zerbrechen, dann muß man mich doch auf einer Bahre heimschleppen. Was soll ich nun anfangen, Belladonna?

Ich schäme mich, es zu sagen, daß Belladonna lachte, anstatt mich zu bemitleiden.

Du brauchst mich gar nicht so anzusehen — du weißt recht gut, daß Du's thatest, meine Liebe.

In ein schallendes Gelächter aber brach sie aus, als ich im herzbrechendsten Tone wiederholte:

Was soll ich jetzt anfangen, Belladonna?

Noble Sydale, sagte sie, sobald sie sich einigermaßen zu fassen vermochte, ich will dir sagen, was du zu thun hast; du mußt ganz genau thun, was ich dir sage:

Du weißt, daß wir mit wenig Schritten die Seitenthür unseres Hausgartens erreichen können. Meine Tante ist bei ihrer Schwester auf dem Lande; sie kehrt erst morgen zurück und Papa kommt nie vor sieben Uhr aus der Stadt. Bis dahin ist's dämmrig und wenn du bis halb sieben Uhr in unserm Hause bleibst, kannst du heim gehen, ohne daß dich Jemand bemerkt. Ich setze voraus, Herr Noble Sydale, daß man sich entschließen kann, fünf Stunden in meiner Gesellschaft zuzubringen, ohne allzugroße Langweile zu empfinden?

Tausend, theure Belladonna! — aber wenn dein Vater nach Hause kommen sollte?

O, da ist nichts zu befürchten; seine Geschäfte erlauben ihm nie, vor sieben Uhr zu kommen und oft wird's noch später.

Ach, Belladonna! sagte ich, als wir das Haus zusammen betraten, ich gestehe, daß es mir höchst erwünscht wäre, wenn ich jetzt ein Paar von jenen glanzledernen Stiefeln mit rothen Schäften hätte, die du vor wenig Minuten so reizend beschriebst.

Nun, ich hätte nichts dagegen, wenn du sie erst heute Abend um halb sieben Uhr bekämst. Bis dahin bin ich mit dir zufrieden, so wie du bist; weil — weil —

Weil ich dir so nicht davon laufen kann, selbstsüchtiges Mädchen.

Hier hatte Jemand die unverzeihliche Anmaßung, Jemanden auf der Treppe zu küssen. Wer aber dieser Jemand war, der das that, und wer die Jemand gewesen ist, die es geschehen ließ — mein Freund, das sollen Sie niemals erfahren und selbst wenn Sie mich folterten bis zum jüngsten Tag.

Jene fünf Stunden entschlüpften mit unbegreiflicher Geschwindigkeit und dennoch kann ich mich schlechterdings nicht entsinnen, was bei dieser bedeutungsvollen Gelegenheit eigentlich gesprochen wurde. Recht wohl ist es mir im Gedächtniß, daß ich auf einem Sopha saß und Belladonna's Hand unendlich lange in der meinen hielt; über was wir uns aber unterhielten, darüber bin ich, wie gesagt, bis zu dieser Stunde vollkommen im Dunkeln. Nur eines Falles entsinne ich mich, obwohl da eigentlich von einer Unterhaltung kaum die Rede sein kann. Ich verlangte von Belladonna, sie möge mich ihr Stiefelchen anprobiren lassen; doch schien sie meinen Wunsch nur als einen Vorwand, ihren Fuß zu sehen, aufgefaßt zu haben und ohrfeigte mich dafür; kann man das aber eine Bemerkung nennen?

So hatten wir, ich weiß nicht wie lange, gesessen — kam es ja doch keinem von uns in den Sinn, nach der Zeit zu fragen — als wir plötzlich durch den Schall männlicher Tritte auf der Treppe aus unserem Traum geschreckt wurden.

Belladonna sprang mit dem unterdrückten Schrei empor: Um Gotteswillen, mein Vater!

Es ist sehr wohl begreiflich, daß nicht Jedermann das Herz hat, in der Nachtjacke einer Gefahr muthig in's Auge zu sehen. Selbst der Schlafrock übt auf den Mannesmuth einen störenden Einfluß. Was aber läßt sich von einem Menschen erwarten, der nur einen Stiefel anhat?

Barfuß mag Einer Wunder verrichten; es ist denkbar, daß man sich in Strümpfen ehrenvoll hervorthun könnte; aber es liegt etwas entsetzlich Erniedrigendes in dem Gedanken, seinem Feinde gegenüber zu treten — mit einem Stiefel an den Beinen.

Ein Mann, der nur einen Stiefel an hat, hinkt körperlich und geistig.

Ich bekenne, daß mir beim Schall dieser väterlichen Schritte das Herz in die — ich stand im Begriffe zu sagen: in die Stiefel sank; doch würde das Gleichniß nicht passen, da ich nur einen an hatte; das Herz sank mir also in den Stiefel. Die arme Belladonna wurde so weiß, wie die Jasminblüthen, die zum Fenster hereinschauten, und blickte sich erwartungsvoll um. Sie schien zu gewärtigen, daß sich die Wände irgendwo öffnen müßten, wie das gewöhnlich in Zaubermärchen geschieht, um Herrn Noble Sydale gastlich in einer Grotte von Bergkristall zu beherbergen — bis auf bessere Zeiten. Doch Belladonna's beschwörender Blick wurde von der Feenwelt nicht so freundlich beachtet, und da sich auch kein gefälliger Theaterschrank im Zimmer befand, blieb mir nur übrig, in die Fenstervertiefung zu eilen und die schweren Vorhänge dicht zusammenzuziehen, was eine starke Dämmerung im Zimmer verursachte.

Im nächsten Augenblicke ging die Thüre auf und

ein großer, ältlicher, sehr bestimmt aussehender Herr trat mit dem Ausruf in's Gemach: Warum hast du das Zimmer so dunkel gemacht, Belladonna? man kann ja kaum sehen, Kind.

Als ich jetzt hörte, wie sich seine Schritte meinem Versteck näherten, fühlte ich mich überzeugt, daß ich zehn Jahre meines Lebens für einen Stiefel hingegeben hätte.

O Papa, Papa! rief die arme Belladonna eifrig, bitte, zieh nicht die Vorhänge zurück; meine Augen sind so schwach und ich versichere dir, daß ich das Licht nicht vertragen kann.

Seit wann ist denn das gekommen, liebes Kind? deine Augen waren ja immer so klar! Komm hierher zum Fenster und laß mich nachsehen; wenn's irgend was ist, müssen wir gleich zum Doktor Sartelles schicken.

Ich wollte nicht sagen, daß sie gerade zu schwach sind, weißt du, Papa — aber — aber —. Und die arme Belladonna stammelte und stockte und fing wieder an und brach zuletzt in eine Flut von Thränen aus.

Oho! was ist das, Kind? du weinst! was ist vorgefallen? Laß sehen. Und während des Sprechens ging er auf das Fenster zu.

Ich dachte, daß ich ihm jetzt ebensowohl die weitere Mühe ersparen könnte und zog entschlossen an der rothen Schnur neben mir. Der Vorhang ging auf — und Belladonna's Vater sah!

Aber nie in meinem Leben habe ich einen Menschen weniger freudig überrascht gesehen mit dem was er sah, als diesen alten Herrn.

Erbleichend stand er starr und seine Lippen schlossen sich plötzlich, als ob sie in diesem Augenblick zusammengewachsen wären, um sich nie wieder zu öffnen. Indessen sie besannen sich eines Besseren und eine erschreckend strenge, kalte, entschlossene Stimme preßte sich zwischen ihnen durch.

Mein Herr, was haben Sie hier zu thun? Geht's um meine silbernen Löffel — oder um meine Tochter?

Ich gab keine Antwort, sondern ging zu Belladonna, die schluchzend, als ob ihr das Herz brechen wollte, auf dem Sopha lag, erfaßte ihre Hand und sagte: Belladonna, soll ich sprechen?

O Noble, jammerte sie, sag', was du willst — Alles! Ich weiß, daß ich sterben werde.

Lassen Sie die Hand meiner Tochter los — augenblicklich, Hallunke! donnerte der alte Mann. Wenn nicht, so schlage ich Ihnen den Schädel ein.

Verehrtester Herr! Wenn Sie mich nur erklären lassen wollten —

Das will ich nicht. Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Belladonna, willst du mein Herz brechen, daß du dich so weit vergissest, einen Strolch wie diesen hier einzulassen, als deinen Liebhaber offenbar?

Ich versichere Sie, mein Herr, daß meine Stellung in jeder Beziehung —

Schamlos ist, mein Herr! Sie kommen in mein Haus wie ein Dieb, während meiner Abwesenheit, fangen Liebeshändel mit meiner Tochter an, erzählen ihr, wie ich voraussehe, allerlei infame Lügen über Ihre Respektabilität und dergleichen und haben dann die Frechheit, zu glauben, mir mit Ihren Erklärungen einen blauen Dunst vormachen zu können. Sie, ein abgerissener, hergelaufener Vagabund! Wo ist Ihr Stiefel, Herr?

Ich war auf die Beantwortung aller Fragen vorbereitet — nur auf diese nicht.

Da stand ich nun, ein anständiger junger Mann, mit guten Erwartungen und den redlichsten Absichten, vollkommen niedergeschmettert durch das elende Bewußtsein, nur einen Stiefel anzuhaben. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mich in meinem ganzen Leben nie so geschämt, wie damals, und anstatt auf die beleidigende Frage, welche von einem verächtlichen Blick nach meinen Füßen begleitet war, ein Wort zu erwidern, stand ich da, wurde abwechselnd roth und blaß und sah nach der armen Belladonna hin. Diese hatte ihren Kopf in die Sophakissen vergraben und glaubte wohl, sich auf diese Weise am besten vor weiteren Angriffen schützen zu können.

Verlassen Sie augenblicklich mein Haus, Sie Lump! brüllte der alte Herr, der mit jedem Augenblick mehr in Wuth gerieth. Verlassen Sie mein Haus, ehe ich mich an die Behörde wende, welche Sie dahin bringen wird, wo Sie ohne Zweifel schon oft genug gewesen sind. Hinaus!

Ich ging. Ich hinkte nach der Thüre mit meinem einen Stiefel, vollständig niedergebeugt und zerschmettert. Der alte Herr stand an der Thüre, offenbar entschlossen, mich mit den Augen bis zum äußersten Rand der Schwelle zu begleiten. Ich sagte kein Wort. Selbst von Belladonna nahm ich mit keiner Silbe Abschied und schlich feige die Treppe hinab.

Erst als ich die Hausthüre in der Hand hielt, wuchs mein Muth ein wenig; so nahe daran, das Haus des alten Herrn hinter mir zu haben, fühlte ich meine Unabhängigkeit wiederkehren; ich wandte mich um und sprach ein paar Worte zu ihm; er stand auf der zweiten Stufe von unten und sah aus, als ob er mir gar zu gern noch einen Fußtritt mit auf den Weg gegeben hätte.

Mein Herr, sagte ich, Sie haben mir Unrecht gethan; darüber kann ich hinweggehen. Seien Sie nun wenigstens gerecht gegen Ihre Tochter; versuchen Sie nicht, sie zu strafen; hätten Sie mir eine Erklärung erlaubt, so würden Sie erfahren haben, daß dazu kein Grund vorhanden ist. Ich, mein Herr, bin Noble Sydale.

Wie ist Ihr Name? fragte der alte Herr mit einem plötzlichen Umschlag im Tone.

Noble Sydale. Sie nennen mich einen hergelaufenen Menschen. Ich bin Amerikaner und — Gentleman.

Warten Sie, warten Sie einen Augenblick, mein Herr; ich habe eine Frage an Sie zu richten.

Damit griff er in seine weite Rocktasche und brachte ein Bündel Briefe daraus zum Vorschein.

Sie sagen, daß Sie ein Amerikaner sind? Von welchem Theil der Vereinigten Staaten?

Von New-York.

Wohnt dort ein Onkel von Ihnen?

Ja, Jakob Starr. Hat er mir geschrieben? Und das Herz hüpfte mir auf die Zunge, als ich bemerkte, daß er unter den Briefen zu suchen begann.

Ja, sagte er, hier ist's. Herr Noble Sydale, Ihr Onkel hat Ihnen nicht geschrieben, aber da ist ein Brief von seinem Anwalt. Ich bedaure sehr, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihr Herr Onkel gestorben ist. Indessen wird es den schmerzlichen Eindruck, welchen diese Neuigkeit auf Sie machen muß, einigermaßen mildern, wenn ich Ihnen mittheile, daß er Ihnen ein Vermächtniß im Betrage von achtzigtausend Dollars hinterlassen hat. Eine ansehnliche Summe steht bei mir zu Ihrer Verfügung. Sie können auf uns ziehen, Herr Sydale, wann immer es Ihnen gefällig ist.

Herr! sagte ich, ohne mich einen Augenblick zu bedenken; wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir fünfzig Franken vorzustrecken?

Gewiß; mit dem größten Vergnügen! — er zog seine Börse, gab mir das Geld und fuhr fort: Wegen der Behandlung, die ich Ihnen vorhin widerfahren ließ, will ich mich nicht entschuldigen, Herr Sydale, denn Sie waren im Unrecht und haben sie verdient; doch wenn Sie heute Abend mit mir speisen wollen, werde ich versuchen, den unangenehmen Eindruck, den ich auf Sie gemacht haben muß, wo möglich wieder zu verwischen! — und lachend fügte er hinzu: Auch hoffe ich, daß sich Belladonna bis dahin von ihrem Schrecken so weit erholt haben wird, um bei Tische erscheinen zu können.

Stammelnd nahm ich die Einladung an und eilte aus dem Haus. Fünf Minuten später hatte ich ein paar sehr elegante glanzlederne Stiefel gekauft und angezogen.

Und war es nicht merkwürdig, unterbrach Belladonna die Erzählung, jene Stiefel hatten wirklich rothe Schäfte.

Der Schluß der Geschichte, Noble, läßt sich leicht errathen, sagte mein Freund und warf dabei seine Cigarre in's Feuer.

Ja, mein Lieber — er ist hier! Küsse mich, Belladonna!



Die Pariser Katakomben.

Die Pariser Katakomben haben weder für Geschichte und Religion, noch für die Kunst die Bedeutung der römischen; was sie merkwürdig und sehenswerth macht, ist ihre Großartigkeit, ist das gewaltige Grauen, das sie durchweht, das, so zu sagen, aus allen Poren ihrer dunklen und feuchten Wände dringt, wie Todesschweiß. In den römischen Katakomben hat man bei allem Schauer doch das erhebende Bewußtsein, hier auf menschlichem Boden zu wandeln; auf einem Schauplatze, den einst denkende, fühlende, sehnsüchtige Wesen belebten, Novizen des Märtyrerthums, verfolgte Dulder, Helden, Heilige; Menschen, die zweimal lebten, denn sie hatten eine Idee, für die sie lebten: hier, in den Pariser Katakomben, hat man im Gegentheil zweimaligen Tod, hier werden die schon einmal auf den Kirchhöfen Begrabenen noch einmal begraben, ohne Grabstein, Zeichen, Epitaph; hier sind nichts als Knochen; das menschliche Wesen, das aus diesen Knochen gebildet war, hat hier ganz aufgehört — denn die Katakomben sind die Rumpelkammer, in die die Todten geworfen werden, nachdem man ihnen eine Zeit lang die Ruhe in den Gräbern gegönnt. In den römischen Katakomben hat sich, und zwar als einer würdigen Stätte, auch die Kunst angesiedelt; die Schönheit, die Tröstung, die Erhebung in Gestalt erhaben blickender Märtyrer und wundervoller Verzierungen, von denen Meister wie Rafael lernten: in den Pariser Katakomben wird die Kunst durch die Ordnung einer exemplarischen „Administration" ersetzt. Das Walten menschlichen Geistes thut sich hier, hundert Fuß unter der Erde, mitten unter Trümmern von hunderten von Generationen nur als Beamtenthum kund. — Und doch — hätte die alte Welt Griechenlands etwas den Pariser Katakomben Aehnliches besessen, es wäre berühmt geworden, wie das Labyrinth von Creta, und hundert Mythen hätten es umschlungen, wie Epheu.

Weit hinter dem Luxembourg, wo sich einer der Eingänge in die Katakomben befindet, versammelten wir uns an einem der Tage, die die Behörde zum Besuche bestimmt, ausgerüstet mit den Einlaßkarten, wenigstens 250 bis 300 Personen beider Geschlechter und vieler Nationen. Der Anordnung gemäß hatten wir uns Alle mit den verschiedensten Leuchtwerkzeugen bewaffnet, mit Stearin- und Wachskerzen, mit Laternen und kleinen Fackeln. Ein Polytechniker kam mit einem Tiegel, wie ihn die Bergknappen tragen, und befestigte ihn an einem Gürtel unterhalb des Rückens. Ein Herr, der sich mit Beleuchtungsmitteln auszurüsten vergessen hatte, kaufte dem Fiaker, der ihn hierhergebracht, seine Wagenlaterne mit schwerem Gelde ab. Während Jeder seine Leuchte entzündete, wurde viel gescherzt und mancher Witz gemacht. Die unverheiratheten Damen wurden aufgefordert, ihr Licht ja recht sehr in Acht zu nehmen, daß es nicht verlösche, denn es hänge ein Aberglaube daran und man setze von einer jungen Dame, die mit erloschenem Lichte aus den Katakomben komme, allerlei Dinge voraus. Das Licht muß brennen, wie bei einer Vestalin. Ein junger Deutscher meiner Gesellschaft sang, während er sein Laternchen ansteckte: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht! — was sich vor einem Besuche bei Millionen Todten eigenthümlich ausnahm und doch so sehr am Platze war. — Als aber der Führer kam und aufforderte, sich

bereit zu machen und uns immer in einer Linie zu halten, immer dem Vordermann zu folgen und es nie zu versuchen, ihm zuvorzukommen, war es mit einem Male aus mit allen Scherzen und es lagerte sich ein Ernst über die Gesellschaft, als hätten wir uns versammelt, um den Todten da unten die letzte Ehre zu erweisen. Ein Franzose versucht noch einige Witze, findet aber ein so geringes Echo in unsern Gemüthern, daß auch er endlich verstummt und die ganze Gesellschaft schweigsam den Marschbefehl des Beamten erwartet.

Der Beamte sieht auf die Uhr und wartet noch eine Zeit lang. Dann ruft er: Vorwärts! Allons! — Er tritt in eine offene Thüre und schlüpft dann durch eine niedrige Pforte, die mehr einem Loche gleicht: wir ihm nach und wir befinden uns plötzlich vor einer Art von dunklem Abgrund oder Brunnen. Es geht eine Treppe hinab; diese macht eine plötzliche Biegung, das Licht des Tages ist gänzlich verschwunden, wir befinden uns in vollkommener, dicker, greifbarer Nacht. Die ganze Atmosphäre ist verändert: feucht, mobrig, verfault. Kühl athmet es von rechts und links und von unten auf. Die Wendeltreppe, auf der wir uns jetzt befinden, will nicht enden; die Schritte sind unhörbar, denn die Treppen sind von Moos bedeckt und mit unflüssiger Feuchtigkeit. Man geht und geht und dreht sich und sieht nichts als den Schatten des Vordermanns — es ist wie ein Traum. Kein Mensch spricht ein Wort. Wenn die jungen Damen ausgleiten, schreien sie nicht, wie sie es oben gewiß thun würden, denn sie haben nicht den Muth dazu. Finsterniß lagert sich auf Finsterniß, wie Treppe auf Treppe — aber wir steigen immer zu, auf immer schlüpfrigeren Steigen, einer Atmosphäre entgegen, die mit jedem Schritte unheimlicher wird. Ich glaube, es würde hier schon Mancher gerne umkehren, wenn er nur könnte. Die lange Kette der Wanderer zieht ihn hinab, zugleich mit der menschlichen Lust am Grausen. Man geht, als ginge man dem Leeren entgegen, und im Leeren, sagt Dr. Assing, liegt das Grauenhafte. Horror vacui! Dem letzten Mann in unserer Kette muß sonderbar zu Muthe sein.

Da schallen die Schritte etwas lauter; ein verschwommenes, zischelndes, murmelndes Echo wird hörbar, das wischend an den Wänden hinstreicht. Wir sind unten und wandern bereits in einem langen, langen Gange, über Höhen und Tiefen, bald rechts, bald links einbiegend. Wir gehen in Schlangenwindungen, unter einer ziemlich hohen Wölbung; die Wände an unsern Seiten sind gemauert, aber überall dringt die Feuchtigkeit durch. Wir sehen nur, was uns die spärliche Beleuchtung sehen läßt, aber was wir sehen ist trostlos, gruftartig, öde, faul. Von oben tropft es herab, fällt manchmal in eine kleine Pfütze und klascht oder klingt manchmal auf eines der Lichter, das dann zischt und sich als langes schschsch, wie ein zerquetschtes Echo weiter dehnt. Da stehen wir plötzlich vor einem großen, eisernen Thore, unter einem hohen Gewölbe, und über dem Thore stehen die Worte: Memoriae Majorum. — Sonderbares, namenloses, wesenloses Angedenken! Hier beginnt das „Beinhaus der Jahrhunderte“.

Wir treten in das Thor, wir merken gleich an Atmosphäre und Ton, daß sich etwas um uns verändert hat; die Wände sind offenbar andere. Wir nähern unsere Leuchte, um besser zu sehen: Knochen, nichts als Knochen und wieder Knochen. Wir gehen rascher auf diesem ebenen Boden und unwillkürlich fangen wir beinahe zu laufen an, aber wir kommen nicht aus den Knochen heraus. Schon sind wir weit, weit von dem eisernen Thore und nichts als Knochen, nur Knochen und immer noch Knochen. Da stehen sie aufgehäuft und aufgemauert zu Wällen, Schädel über Schädel; da sind gewaltige Kreuze an den Wänden aus Schädeln, dann Kränze aus Schädeln, dann Guirlanden aus Schädeln — dann wieder Mauern und Mauern aus Schädeln. Und zwischen den Schädeln überall als Verbindungsglieder Schenkelknochen, kreuzweise übereinander gelegt. Und so geht es fort, massenhaft, furchtbar, unendlich. Diese Millionen hohle Augen, wie sie uns ansehen! — wie grinsen die Zähne dieser Kiefern, wie öde sind selbst Platostirnen unter diesen Schädeln. Grauenvolle Einförmigkeit! Fürchterliche Gleichmacherei des Todes! Hier ist vielleicht nur Ein Unterschied zu entdecken, der der Farbe, denn während die einen weiß glänzen wie polirtes Elfenbein, sind andere dunkel, gelb, röthlich, braun, roth, manche selbst schwarz wie Ebenholz: aber alle gleich unheimlich, wie sie bei den vorüberziehenden Lichtern und Schatten der Wanderer abwechselnd im Dunkel verschwinden und wieder auftauchen.

An den Wänden, zwischen diesen grauenvollen Mauern und Verzierungen, sind einzelne Steinplatten angebracht, Grabsteine der allgemeinsten Art, die nur besagen, wann und woher diese Knochenhaufen in die Katakomben gebracht worden; doch hat die ordnungsliebende Administration dafür gesorgt, daß hie und da auch Verse frommer Poeten, französische, lateinische, griechische, oder Stellen aus dem Evangelium figuriren, die natürlich auch nur das Allgemeinste besagen. Es ist eine namenlose, höchst unpersönliche Unsterblichkeit, von der vielleicht manches zu lernen wäre.

Wie viele Millionen Schurken, Mörder, Giftmischer, Verräther, Angeber liegen hier gemischt mit Sokratesen und Catonen, deren Namen man nie gewußt und nie wissen wird. Ruhmlos liegen hier die Stürmer der Bastille zu einer Mauer aufgehäuft oder zu einer Guirlande verbunden mit den Schädeln der Vertheidiger von Thron und Altar. Dieses gewaltige Kreuz besteht vielleicht aus lauter Schädeln von Encyklopädisten und Voltärianern. Da stößt man mit dem Fuß an einen Schädel; man hebt ihn auf; die Stirne trägt ein kleines Loch. War's eine Kugel? Gehörte dieser Schädel einem Julikämpfer? — einem Junikämpfer? — einem Augustkämpfer? — einem Opfer des September? — einem Geschlachteten des Dezember? — einem Helden des Februar?

Der schmale Gang erweitert sich; wir stehen auf einem runden Platze, den Knochen umgeben und in dessen Mitte ein Altar steht. Sonderbar, ich glaube, daß das frommste Gemüth da nicht beten könnte. Man ist so durchschauert und vernichtet, daß eine Sammlung, wie sie die Andacht braucht, nicht möglich scheint. Auf dem großen Platze haben sich in den Vertiefungen des Bodens kleine Pfützen gesammelt und ein Brunnen ist auch da, aber aus dem selbst ein Verschmachtender nur mit Widerwillen trinken würde. Vorbei! vorbei!

Vom Altare weiter führt ein gleicher Gang, wie der, der uns hierher geführt. Offenbar hat die Gesellschaft genug, denn Alles läuft, um mit diesem Vergnügen schnell zu Ende zu kommen. Man blickt weder rechts noch links, nur immer vorwärts. Da stockt der Zug. Der Weg ist von einem Knochenhaufen abgesperrt, der entweder von einer eingestürzten Wand herrührt, oder von neu hinzugekommenem Vorrath, der noch nicht geordnet und aufgeschichtet worden. Der Führer springt wohl entschlossen über die Knochen hin, aber die Wanderer sind nicht gewöhnt, solches Pflaster zu treten und zögern und zaudern. Allein was ist zu thun? Man muß doch weiter und hinaus aus dieser Welt des Todes! Da kracht es unheimlich unter unsern Füßen! Wer weiß es, welche Schädel wir eintreten; die Weiber schreien bei jedem Krachen. Es sind höchstens zehn Schritte oder Sprünge zu machen, aber es ist der schrecklichste Theil unserer Wanderung. Wir kommen uns alle wie Verbrecher, wie Leichenentweiher vor, und wie von unsichtbaren Mächten gejagt, laufen wir weiter.

Gott sei Dank, endlich befinden wir uns wieder in einem knochenleeren Gange und die Pfeile an den Wänden deuten nach dem Ausgange, nach der Treppe. Die Luft wird leichter, der Boden trockener, die Lichter leben auf und geben hellern Schein. Da ist die Treppe; wir eilen hinauf, als sollten wir eine Auferstehung feiern. Die Treppe dreht sich, wir werden schwindelig, so schnell folgen wir den Windungen, aber schwindelnd eilen wir weiter, hinauf, hinauf. Luft, Licht, Leben! Wir stehen wohl zwei Stunden fern vom Eingange hinter dem Luxembourg, weit draußen vor Paris, aber es ist uns, als wären wir eine Ewigkeit da unten gewesen, als läge ein schwarzer Strich zwischen unserer früheren Existenz und der jetzigen — als hätten wir eine ganze Lebensepisode durchgemacht. Das Licht ist hundertmal so hell, als sonst; die Erde ein leuchtender Stern, der ganze Himmel ist Sonne. Wir dehnen und strecken und schütteln uns und thun tiefe Athemzüge — dann laufen wir, um so schnell als möglich unsere Freunde und die lustigen Boulevards wieder zu sehen.



Die Pariser Katakomben.

Alexis.





Italienische Baustile. (Zu Seite 374.)

Italienische Baustile.

Von Gustav Conz.

2. Bei Terracina.

Jedem, der in den Sommer- und Herbstmonaten durch Terracina kam, ist wohl seitwärts von der Straße, die durch den untern Theil der Stadt führt, eine Anzahl armseliger Hütten aufgefallen, die fast aussehen, als ob sich hier ein mit europäischer Kultur wenig verwandter Nomadenstamm vorübergehend niedergelassen hätte. Es sind Leute aus dem angrenzenden neapolitanischen Gebirge, aus der Terra di Lavoro, von wo ihrer Viele im Frühjahr oder vor Beginn des Sommers in's Römische kommen, um bei der Feldarbeit zu helfen. In Terracina sind ihre Arbeitskräfte besonders willkommen und fast unentbehrlich. In den pontinischen Sümpfen, an deren Rande die Stadt liegt, sind zwischen den Weiden der Pferde und Büffel ausgedehnte Getreide- und Maisfelder; der große Kanal, der, von dort kommend, bei Terracina in's Meer mündet, erleichtert den Transport, und unter einer besseren Regierung würde die sehr herabgekommene Stadt ohne Zweifel in kürzester Zeit ihre frühere Blüthe wieder erlangen. Aber die Bevölkerung ist spärlich und träge und ohne jene Hilfsvölker würde auf manchem Felde die Ernte des Sommers verfaulen. Sie haben sich an dem felsigen Abhang des Berges über dem Meere ein kleines Dorf gebaut, dessen Hütten im Herbst theils abgebrochen werden, theils auch den Winter über stehen bleiben. Eine runde oder viereckige Mauer, vier bis fünf Fuß hoch, die auf's Einfachste aus den zahlreich umherliegenden Steinen ohne Mörtel aufgebaut ist, darüber auf oben zusammengebundenen Stangen ein Dach von Stroh und Moos bildet die Sommerwohnung der ganzen Familie, zu der außer den Menschen auch die Hühner und eines der dort häufigen schwarzen Schweine zu rechnen sind. Da und dort sieht man eine Hütte, vor der ein Vordach von dürren Blättern oder gar eine grünende Pergola einen etwas wohlhabenderen, für Comfort empfänglicheren Besitzer anzeigt. Die Meisten übrigens stehen jämmerlich auf der Bildungsstufe von Wilden und haben selbst von ihrer Religion nur sehr rohe Begriffe. Ihre Tracht ist eine der schönsten unter den malerischen Trachten Italiens.



Eine Besteigung des Großglockners.

Von H. Seiffert.

(Mit Abbildung auf Seite 357.)

Der Spätsommer des Jahres 1863 brachte so herrliche Tage, eine so klare, durchsichtige Atmosphäre, daß wir sofort beschlossen, unsern schon längst gehegten Vorsatz der Besteigung der höchsten Bergspitze unseres deutschen Vaterlandes, des Großglockners, endlich auszuführen. Dem Entschlusse folgte rasch die That und am andern Morgen bedienten wir uns des in Klagenfurt abgehenden Dampfbootes, um über den reizend gelegenen Wörthersee in das Drauthal und aus diesem in das Möllthal zu gelangen.

Nach kurzer Fahrt in dem Kanale, der den See mit der Stadt verbindet, dampften wir an dem alten, auf der Halbinsel gelegenen Schlosse Maria Loretto vorbei in den klar sich vor uns ausbreitenden Spiegel des Sees hinein, dessen krystallhelle, bald blaugrün, bald tiefdunkel schillernde Gewässer zu beiden Seiten von schön bewaldeten Höhen eingeschlossen werden. Hinter den sanft geschwungenen Höhen der Scarbina erhebt sich auf der Südseite die scharf ausgeschnittene Alpenkette mit ihren zackigen Gipfeln, die bei Villach mit dem schroff abfallenden Mittagskogel abschließt. Nach zweistündiger Fahrt um die liebliche, mit ihrer Kapelle malerisch geschmückte Insel Mariawörth landeten wir in Felden, um von da aus unsere Wanderung nach Villach zu Fuß fortzusetzen.

Durch Maisfelder und Wiesen, zwischen waldigen Höhen führt der Weg von Felden in das Thal, welches die Drau mit ihren vom Gletscherwasser blaugrün gefärbten Wellen durchrauscht. Ergötzlich waren die campagneartig aufgeschlagenen Wohnungen der beim Bau der Eisenbahn daselbst beschäftigten Italiener zu sehen, Höhlen in den Berg hineingegraben, im günstigsten Falle mit zwei Brettern bedeckt, damit wenigstens der Topf mit der kochenden Polenta vor Regen geschützt sei. Es werden diese genügsamen Leute den österreichischen Arbeitern weit vorgezogen; sie sind nüchtern und fleißig und sparen von ihrem Arbeitslohn eine hübsche Summe zusammen, die sie beim Eintritt des Winters in ihre Heimat mitnehmen, während jene die Abende und den Sonntag in den Wirthshäusern zubringen.

Nach dreistündiger Wanderung gelangten wir nach Villach, dem früheren römischen Santicum, auch Villacum. An der von Salzburg nach Italien führenden Hauptstraße, ziemlich am Fuße des über ihm hereinragenden circa 9000 Fuß hohen Mittagskogel, umgeben von mannigfaltigen Spuren der alten Römerzeiten, vor sich die rauschende Drau, im Westen von der 8000 Fuß hohen Villacher-Alm, im Norden von hohen, langgestreckten Gebirgszügen eingeschlossen, liegt dieß Städtchen so freund-

lich und zugleich so imposant, als ein Städtchen nur liegen kann.

Wir setzten unsere Reise auf der Straße nach Tirol fort, um an demselben Tage noch Paternion zu erreichen, wo wir Nachtquartier nehmen wollten. Die Schönheiten des Drauthales werden erst nach Vollendung der durch dasselbe führenden Eisenbahn ihre volle Anerkennung finden.

Zwischen Wiesen, kleinen Waldungen und Kukurutzfeldern wanderten wir munter und ohne Erschöpfung weiter, denn die Spätsommersonne sandte ihre Strahlen zwar warm, aber nicht heiß durch die klare Luft auf uns herab, und als sich ihre sinkende Scheibe zu vergrößern und in rothem Scheine sich dem Horizonte zu nähern begann, zogen wir in unser Nachtquartier ein.

Eine erquickende Nachtruhe hatte unsere Glieder zur weiteren Wanderung gestärkt und erfrischt. Kaum hatten wir jedoch einige tausend Schritte zurückgelegt, als ein hinter uns rollender Wagen durch seine eigenthümliche Form unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war ein neuerbauter Omnibus, der heute zum ersten Male seine Fahrt von Villach nach Spittal unternahm, wohin wir wandern mußten. Da oben auf dem Wagen noch mehrere Plätze unbesetzt waren, so lud uns der Kondukteur ein, dieselben einzunehmen und wir benützten auch gern die uns gebotene Gelegenheit, einige Meilen bequemer und rascher zurücklegen und dennoch auf den freien Sitzen der Imperiale uns der unbeschränktesten Aussicht erfreuen zu können. Die angenehme Fahrt wurde noch erheitert durch ein Mißverständniß, das durch die sonderbare Form unseres Wagens veranlaßt wurde. Man erwartete nämlich an diesem Tage in Spittal einen Bischof zur Weihe einer restaurirten Kirche, und da in den Dörfern, die er von Paternion bis Spittal passiren mußte, die Zeit seiner Ankunft bekannt war, so hatten sich die Landleute zu beiden Seiten des Weges aufgestellt, Böller geladen und Glockengeläute angeordnet, um den hochwürdigen Herrn festlich zu begrüßen und seinen Segen zu empfangen. Getäuscht durch die auffallende Form unseres Wagens, vermuthete man ihn in diesem und empfing uns mit donnernden Böllerschüssen und schallendem Glockengeläute, für welchen festlichen Empfang unser Kutscher sich dadurch dankbar bezeugte, daß er den zu beiden Seiten des Weges knieenden Landleuten reichlich an des Bischofs Stelle den erwarteten Segen ertheilte. Diese erkannten freilich zu spät ihren Irrthum und setzten die Empfangsfeierlichkeit aus und Böller und Glocken in Ruhe, waren aber darüber so consternirt, daß der Bischof, der einige Minuten später nun wirklich eintraf, Alles in größter Verwirrung, die Böller abgeschossen und die Glocken in tiefem Schweigen fand. So ging es in allen Dörfern; als wir jedoch schon in der Ferne bemerkten, daß vor Spittal eine große Ehrenpforte erbaut worden war und die Ortsbehörden, die Geistlichkeit, die Schützengilde, umgeben von den übrigen Ortseinwohnern, zum Empfang des Bischofs sich aufgestellt hatten, so veranlaßten wir unsern muthwilligen Kutscher, der die größte Lust hatte, auch hier eine ähnliche Verwirrung herbeizuführen, anzuhalten und den hochwürdigen Herrn vorfahren zu lassen.

Wir verließen gleich nach unserer Ankunft den durch die Festlichkeit aufgeregten Ort und wanderten nach Möllbrück, wo die von dem Gletscher des Großglockner herabstürzende Möll sich mit der Drau vereinigt, das Drauthal sich links hinzieht und rechts ein wundervolles schmales Alpenthal beginnt, von dessen Felsenwänden zahlreiche Alpenbäche sich herabstürzen, deren Gewässer, in Staub aufgelöst, die Sonnenstrahlen in prismatischem Glanze zurückwerfen und unten am Felsen sich zu einem neuen Bache vereinen, um in die schäumende, munter dahin brausende Möll zu rinnen. Je tiefer man eindringt in dieses Thales herrliche Windungen, um so reicher entwickeln sich seine Schönheiten, und trotz der Länge des Weges von Möllbrück bis Winklarn empfindet man weder Ermüdung noch Uebersättigung.

Der zuvorkommende Wirth daselbst rieth uns, unsern Vorsatz in zwei verschiedenen Touren auszuführen, am ersten Tage über Heiligenblut zum Pasterzengletscher und von da bis zur Leiterhütte zu steigen und am zweiten die Besteigung des Großglockners selbst zu unternehmen. Wir fanden seinen Rath beachtenswerth und fuhren früh am andern Morgen hinauf nach Heiligenblut, einem der höchsten Alpendörfer, denn es liegt 4506 Fuß über dem adriatischen Meere.

Den sonderbaren Namen verdankt dieser Ort einer Reliquie, die ihn auch zu einem berühmten und viel besuchten Wallfahrtsort gemacht hat; man verwahrt nämlich hier in einer aus Gold und Silber gefertigten Monstranz ein kleines Fläschchen, in welchem das wirkliche Blut Christi enthalten ist und in dessen Besitz der Ort auf folgende Weise kam.

Als in Konstantinopel noch christliche römische Kaiser herrschten, zweifelte einst ein Jude an der Wahrheit des Christenglaubens, und um ihn von seinem Unglauben zurückzubringen, führte man ihn zu einem Kruzifixe, stieß mit einem spitzigen Schwerte in dasselbe und siehe da, es floß wirkliches Blut heraus. Dieses ächte Blut Christi wurde natürlich sehr heilig aufbewahrt und gerieth später in den Besitz des österreichischen Feldherrn Brixius, der um dasselbe bat, als er beim Abschied von dem damaligen römischen Kaiser aufgefordert wurde, sich eine Gnade zu erbitten. Kaum wurde aber der Verlust des Blutfläschchens in Konstantinopel bekannt, als man Brixius verfolgte, um dasselbe zurückzufordern. Dieser verbarg jedoch, als er die Verfolger herannahen sah, das Fläschchen in seiner Wade, in welche er einen Einschnitt machte, und rettete so dasselbe. Auf seiner Heimkehr hatte er das Unglück, in der Gegend, wo jetzt Heiligenblut steht, von einer Lawine verschüttet zu werden; aber aus seinem Schneegrabe wuchsen sofort drei Weizenähren, und das Bein, in welchem das Fläschchen verborgen war, drängte sich aus dem Schnee hervor. Der Todte wurde nun ausgegraben, das Fläschchen gefunden und erst in einer Kapelle, später in der Kirche zu Heiligenblut aufbewahrt. Der damalige Papst versetzte den todten Brixius unter die Heiligen und sein hölzernes Bild wurde in der unterirdischen Kapelle der Kirche zu Heiligenblut aufgestellt. Jeder der Wallfahrer schneidet sich einen Spahn davon ab und die Anfertigung eines neuen Bildes ist deßhalb schon oft nöthig geworden. Damit aber durchaus kein Zweifel an der Wahrheit der Legende entstehe, kann man

in einer andern, unweit Heiligenblut gelegenen Kapelle die ganze Geschichte abgemalt sehen.

Beim Anton Pichler, unserm gemüthlichen Wirth, fanden wir einen Professor, ausgerüstet mit allen physikalischen Apparaten, der auf verschiedenen Alpenspitzen Messungen anzustellen beabsichtigte und mit dem Großglockner beginnen wollte, aber allein dessen Besteigung zu unternehmen, hatte er nicht gewagt und deßhalb schon seit zwei Tagen auf Gesellschaft gewartet, um sich ihr anzuschließen. Er war über unsere Ankunft sehr erfreut und bat um treue Reisekameradschaft, die wir ihm auch gern zusagten.

Wir rüsteten uns nun zur Bergfahrt, legten die Eisenschuhe an und nahmen die Stangen zur Hand; die Führer wurden angenommen, Seile, Lebensmittel und stärkende Getränke von unserm vorsorglichen Wirthe auf Saumthiere gepackt und nichts versäumt, was Vorsicht und Erfahrung riethen. In der herrlichsten Laune traten wir den Weg nach dem Pasterzengletscher an, der uns bald an schauerlichen Abgründen, bald an Felsenwänden vorbei führte, die, bedeckt mit zahllosen rothen Alpenröschen, einen reizenden Anblick gewährten. Das Gebirg, über welches wir stiegen, war zusammengesetzt aus Thonschiefer, Chloritschiefer, Glimmerschiefer, Urkalk und Quarz und trat uns zuweilen in so steilen Wänden entgegen, daß es ohne die eingehauenen Stufen unmöglich gewesen wäre, darüber hinwegzukommen. Noch hatten wir die Schneegrenze nicht erreicht, noch schallten aus der Ferne die Glocken der auf den Almen weidenden Rinder zu uns herauf, und auf sammtartig grünen Terrassen prangten prächtige Schneeweißchen, diese silberweißen Immortellen, tiefblaue Vergißmeinnicht und rothe Bergnelken zwischen blauem Enzian. Unser Professor hatte bald alle Taschen voll davon und konnte noch immer nicht aufhören zu sammeln, denn je höher wir stiegen, desto schöner breitete sich die Alpenflora auf den Felswänden aus. Jetzt bogen wir um eine Bergspitze, die uns bis dahin die Aussicht benommen hatte, und ein Ah! erscholl von unsern Lippen, denn vor uns breitete sich der Pasterzengletscher, der größte der vier den Großglockner einschließenden Gletscher zwischen uns und jenem aus. Wie ein in stürmischem Laufe plötzlich erstarrter Eisstrom, über 20,000 Fuß lang und über 7000 Fuß breit, lag er zwischen uns und einer Gruppe von Bergriesen, die ihre beeisten Gipfel zum blauen Himmelsgewölbe emporstreckten und gleich halberwachsenen Kindern die beiden Spitzen des Großglockners wie ihr gemeinsames Elternpaar umgaben.

Dort, wo das Ende des zusammengeschobenen Gletschers zu haushohen Massen emporstieg, quoll in grünblauen Wellen die schäumende Möll aus ihrem Schooße hervor, munter in die Welt hinein springend. Mit blendenden Strahlen beleuchtete die Nachmittagssonne die blauen und weißen Zacken der erstarrten Eiswellen, deren Spalten und Risse im schönsten blauen Kristall erglänzten. Weiter oben, nach der Höhe zu, war die Oberfläche des Gletschers weniger zackig und mehr wellenförmig und wir beschlossen, an jener Stelle den Gletscher selbst zu besteigen, zuvor aber unsere durch die Anstrengung des längeren Steigens stark in Anspruch genommenen Kräfte durch etwas Speise und einige Gläser Erlauer zu stärken.

Während unseres Mahles hielt unser Professor uns eine gelehrte Abhandlung über das Entstehen, das Fortrücken, die Gufferlinien oder Moränen der Gletscher. Der oberhalb der Schneegrenze fallende Schnee, docirte er, während er nach jeden fünfzig Worten die trocken gewordene Zunge mit Erlauer anfeuchtete, der trockene Firneschnee genannt, ist dem gleich, der bei uns in der Ebene an recht kalten Wintertagen in nadelförmigen Kristallen herabfällt; er häuft sich, vom Winde zusammengeweht, in den Schluchten des Hochgebirges an; die obersten Körnchen schmelzen bei den warmen Strahlen der Mittagsonne, ihr Wasser dringt zwischen die unten liegenden Körnchen und verbindet sie zur festen Masse; neue Schneemassen häufen sich auf dieser und vereisen mit den darunter liegenden und so dehnt sich der entstandene Gletscher immer mehr und mehr aus und strebt, wo er auf geneigten Flächen entsteht, dem Thale zu. Die von der Gewalt des fortrückenden Eises von den Felswänden abgesprengten Felsenstücke, Erdwände und Bäume werden von ihm fortgezogen und bilden die sogenannten Gufferlinien oder Moränen des Gletschers. Daß dieser im Sommer sich nach der Höhe zurückzuziehen scheint, ist die Folge der Sommerwärme, die ihn bis zu einer gewissen Höhe wegschmelzen läßt. Man hat sie bis zu 24,000 Fuß Länge, 10,000 Fuß Breite und über 1000 Fuß Dicke. Der vor uns liegende glich einem plötzlich erstarrten, zwischen den Firnen und Hörnern der Alpen eingeschlossenen Meere, das in breiten Fluten über die Hochrücken herabwallt, sich durch schmale Thalschluchten drängen will, und da zwischen grünen Wiesen wie durch Zauber gebannt stumm und starr in die untere Thalbucht hinabhängt.

Die leergewordenen Flaschen erinnerten den Professor und uns an unsern Vorsatz, den Gletscher selbst zu betreten; wir banden deßhalb die Saumthiere an eine zwischen Felsen eingeklemmte Stange und erkletterten den scharf von dem grünen Rande abgeschnittenen Eiskoloß, denn merkwürdigerweise duldet kein Gletscher im Sommer Schnee an seinem Rande. Wir hatten ohne Hinderniß einige hundert Schritte schon zurückgelegt, als wir an die ersten Spalten kamen. Sie erglänzten je tiefer um so schöner im schönsten Saphirblau, in ihrem Grunde murmelten und rauschten die Gletscherwasser, emsig durch die vielfachen Risse der Tiefe zu drängend, um bald als munterer Gletscherbach dem Thale zuhüpfen zu können. Wir übersprangen einige der Spalten, um noch weiter vordringen zu können, aber unser Professor, welcher zurückgeblieben war, um die Struktur des Gletschereises zu untersuchen, weigerte sich standhaft, uns nachzuspringen, erklärte unser Beginnen für ein Wagstück und behauptete ganz ernsthaft, der Gletscher schwanke unter ihm. Wir versicherten ihm nun zwar, daß dieß letztere eine subjektive Täuschung sei und wahrscheinlich eine Folge der feurigen Wirkung unseres Erlauers, da aber unsere Führer außerdem versicherten, daß wir in der Mitte des Gletschers nur noch breitere und gefährlichere Spalten und sonst nichts Sehenswerthes finden würden, so entschlossen wir uns zur Rückkehr, die um so gerathener war, als die Sonne sich stark zu senken begann und wir die Leiterhütte noch vor der Nacht erreichen mußten. Sehnsüchtige Blicke nach dem doppelköpfigen, nur durch das Eismeer von uns getrennten Riesenberge zurückwerfend, machten



Farbendruck v. E. Hochdanz in Stuttgart

Verlag v. Kraus u. Hoffmann in Stuttgart

IM KORNFELD

wir uns auf den Weg, und nach einer mehrstündigen, aber sehr interessanten Wanderung gelangten wir, als die prachtvoll untergehende Sonne die uns umgebenden Bergspitzen vergoldete, an die Leiterhütte, die uns ein schützendes Obdach gegen die Kälte gewähren sollte und in welcher wir die Nachtstunden bis zu unserm frühen Aufbruch am andern Morgen zubringen wollten.

Wir suchten uns so bequem als möglich einzurichten, wir zündeten unsere Kerzen an und setzten unsern blechernen Kochapparat zusammen, um uns kochendes Wasser zu Thee und Punsch zu bereiten; unsere mitgenommenen geistigen Flüssigkeiten hatten glücklich den Transport überstanden, die leeren Flaschen hatten wir mit Gletscherwasser gefüllt und bald brodelte dieses in dem umfangreichen Theekessel über der Spiritusflamme. Die Anstrengung des stundenlangen Steigens hatte unsern Appetit in hohem Grade erregt und wir erkannten es dankbar an, daß unser gutmüthiger Pichler in Heiligenblut uns so reichlich mit Brod und Braten versorgt hatte, denn ohne dessen richtige Abschätzung unserer Bedürfnisse hätten wir am andern Morgen schon wegen Proviantmangels die Rückreise wieder antreten müssen; aber der alte Bergbewohner hatte sehr wohl gewußt, wie sehr die Luft zwischen den Bergen beim Thalbewohner alle Lebensfunktionen beschleunigt und anregt, und wir sahen mit großer Befriedigung, daß trotz unserer lebhaften Angriffe auf das Vorhandene der Rest auch noch für den andern Tag ausreichen würde. Wir wickelten uns in unsere Plaids und Decken und würzten unser Mahl mit heitern Gesprächen und Erzählungen, in denen besonders unser dicker Professor unerschöpflich war.

Die Folgen der ungewohnten Anstrengung des vergangenen Tages machten sich jedoch bald bemerkbar; einer nach dem andern von uns wurde stiller und schweigsamer; wir wickelten uns fester in unsere Decken, streckten uns auf das Mooslager und bald bemerkte ich an den langen Athemzügen meiner Gefährten, daß sie in tiefem Schlafe lagen. Nur bei mir stellte sich, trotz der fühlbaren körperlichen Erschöpfung, kein fester Schlaf ein; war ich übermüdet oder war es Folge des starken Punsches, ich schlief wohl ein, aber nicht fest und erwachte nach mehreren Minuten wieder. Das Eigenthümliche der Situation, das ungewohnte Lager, der würzige Geruch des Mooses, alles erregte mich so stark, daß ich aufstand und zu meiner Verwunderung einen hellen Lichtschein durch die etwas geöffnete Thür schimmern sah. Ich trat hinaus und fand dort unsern Professor, der beim Scheine zweier Kerzen mit seinen ausgepackten Instrumenten experimentirte.

Geht es Ihnen auch wie mir? rief er mir entgegen, ich kann nicht eher schlafen, bis ich weiß, wie hoch ich mich über dem Niveau des adriatischen Meeres befinde und eben mache ich die Prüfung, ob meine Messung, die mir 6408 Fuß angibt, richtig war. Ja sie ist es, fuhr er fort, 6408 Fuß! So hoch schlief ich noch nie, und unter unserm jetzigen Breitengrade haben wir gewiß wenig Schlafkameraden in dieser Region. Aber wenden Sie doch einmal den Blick nach oben, sahen Sie jemals einen so prachtvollen Sternenhimmel? — Ich schaute auf und mußte gestehen, nie einen so schönen Anblick gehabt zu haben. Nicht größer, eher kleiner als im Thale, aber in dem intensivsten Glanze prangten die Sterne über uns. Die Milchstraße schien in Millionen der feinsten, hellglänzenden Punkte aufgelöst zu sein, in Südosten stieg das schönste Sternbild des Himmels, der Orion, am tiefdunklen Horizonte empor, unter ihm das Prachtgestirn, der Sirius, in blaurothem Glanze, über dem Orion an der Spitze der Hyaden der gelbe Aldebaran, über diesem die Plejaden, aber nicht als einfaches Siebengestirn, sondern die Alcyone, dem muthmaßlichen Centralkörper unserer Sonne, um den sie sich in der Entfernung von mehr als 700 Billionen Meilen in 22 Millionen Jahren bewegt, in zahllosen kleinen glänzenden Sternchen umgebend, im Zenith Cassiopeja und die prangende Vega, tief im Westen der sinkende Arktur — es war ein prächtiger Anblick und wir standen beide stumm und ergriffen von der Schönheit und Unermeßlichkeit des Weltgebäudes.

Die schneidende Nachtluft trieb uns jedoch bald wieder in die Hütte zurück, wir legten uns nieder und lagen bald in tiefem Schlafe. Am andern Morgen nach drei Uhr kostete es unsere Führer ziemliche Mühe, uns zu ermuntern; sie drängten zum baldigen Aufbruch, wenn wir noch am Vormittage die höchste Spitze des Glocknerstockes erreichen wollten. Wir bereiteten uns demnach schnell einen wärmenden Kaffee und traten die Wanderung nach der Adlersruhe an. Nach kaum halbstündigem Steigen gelangten wir an die Schneegrenze, aus welcher wir nur ein einziges Mal wieder herabstiegen, um sie bald darauf wieder zu überschreiten und sie nur erst bei unserer Rückkehr wieder zu verlassen.

Die Unentbehrlichkeit der Eisenschuhe und der Alpenstöcke lernt man erst in dieser Region kennen, wo der Weg nur über breiste Felsen, Gletscherarme und Schneeflächen führt. Der Professor ruhte nicht eher, als bis wir ihn an ein Seil befestigt hatten, welches zwei von den Führern in den Händen hielten, und diese Vorsicht bewährte sich bei der Schwierigkeit, die ihm beim Ueberspringen der Ritzen und Spalten seine ziemlich bedeutende Korpulenz verursachte, als eine vortreffliche Beihilfe. Seine Korpulenz verhinderte uns jedoch leider, noch zeitig genug auf der Adlersruhe anzukommen, um daselbst den Aufgang der Sonne genießen zu können: sie stand seit länger als einer Stunde schon am Himmel, als wir jene Höhe erreichten. Hier bekamen wir bereits einen Vorgeschmack des Genusses, der uns noch bevorstand, denn wenn auch die Aussicht nach Westen und Südwesten durch den vor uns liegenden Bergriesen beschränkt war, so war sie doch nach Osten und Südosten hin eine unbegrenzte und der Spiegel des adriatischen Meeres war deutlich zu erkennen.

Wir mußten hier der Bitte unseres dicken Reisegefährten nachgeben und so lange verweilen, bis er eine Höhenmessung angestellt hatte, welche die Erhebung der Adlersruhe über die Meeresfläche auf 10,940 Fuß angab. Wir hatten diesen Aufenthalt benützt, um uns durch ein kräftiges Frühstück zur Fortsetzung der Reise zu stärken, und begannen mit frischen Kräften zu dem Gipfel des Großglockner emporzusteigen. Es war freilich der beschwerlichste und mühevollste Theil unserer Bergfahrt, denn in die steilen Schnee- und Eiswände mußten die Führer erst Stufen hauen, um sie erklimmen zu können, aber es war auch der lohnendste Theil unserer Reise, denn als wir nach zweistündiger Anstrengung den Gipfel erreicht und

uns in Decken gehüllt hatten, fanden wir uns durch die prachtvolle Fernsicht für unsere Mühseligkeiten so reichlich entschädigt, daß es uns anfangs an Worten gebrach, um unsere Empfindungen aussprechen zu können. Montblanc, Monte Rosa, Mont Cervin, der letztere unter dem Namen Matterhorn und wegen der unglücklichen Katastrophe des Lord Douglas und seiner Genossen bekannt, Finsteraarhorn, Jungfrau, Mönch, Schreckhorn, Ortlerspitze, Breithorn, Wetterhorn und die übrigen eisbedeckten Gipfel der Schweizeralpen erhoben sich im Westen und Südwesten über die Tausende von Bergspitzen, welche tief unter uns lagen; im Südosten erglänzte wie eine Fata Morgana der helle Spiegel des adriatischen Meeres, nach Osten zu verlor sich das Auge über die Spitzen der oberösterreichischen Alpen hinweg in die Ebenen des ungarischen Tieflandes, und ohne die hindernde Alpenkette im Süden müßte der Blick das mittelländische Meer erreichen können. Nach Norden zu, wo keine Ebenen und bedeutende Höhenzüge zu unterscheiden sind, wird der Blick nicht so gefesselt, als nach den andern drei Himmelsgegenden, wohin er immer wieder zurückkehrt.

Das Glück hatte uns ausnehmend begünstigt, denn die Atmosphäre war ohne den geringsten Nebel und von so seltener, durchsichtiger Klarheit, daß sie selbst den Führern auffiel.

In unmittelbarer Nähe sahen wir unter uns die zum Glocknerstuhl gehörenden 27 Höhen, 20 zwischen 10 und 11,000 Fuß und 6 zwischen 11 und 12,000 Fuß hoch und die 4 denselben einschließenden Gletscher, den Pasterzen-, Leiter-, Ködnitz- und Teichnitzgletscher.

Der Gedanke an unseren erhabenen Standpunkt, das Bewältigende des unbegrenzten Anblicks ist von so unbeschreiblicher Wirkung, daß der Eindruck ein unauslöschlicher bleibt; ich werde ihn nie vergessen.

Während wir im Zauber des Anblicks versunken waren, hatte unser Professor sich von seiner Anstrengung erholt, denn die unbarmherzigen Führer hatten ihm an seinem Seile keinen Augenblick der Ruhe gegönnt und ihn während der letzten tausend Schritte vollständig über die Eisfelsen und Stufen hinaufgezogen. Er begann nun seine Höhenmessungen. Wir ließen ihn gewähren und holten Album und Bleistift hervor, um wo möglich außer der Erinnerung noch etwas Sichtbares mit heimwärts zu bringen, allein wir geriethen in ein solches Labyrinth von Bergspitzen, daß einer nach dem andern es bei dem bloßen Versuche bewenden ließ. Der Professor war indessen auch mit seiner Messung zu Ende gekommen und verkündigte ihr Resultat mit dem triumphirenden Rufe: 12,015 Fuß Höhe über der Adria und 7 Grad Kälte nach Réaumur. Diese letztere wurde allerdings nach und nach bemerkbar und dieß um so mehr, als sich mit der höher steigenden Sonne ein schneidender Ostwind erhoben hatte, der dem längern Verweilen auf der Bergspitze eine Grenze setzen zu wollen schien. Wir brachten demnach dankbar dem Altvater der deutschen Berge für die uns gezeigte heitere Miene noch eine Libation in feurigem Ungar, sogen unsere Blicke vor dem Scheiden noch einmal an dem herrlichen Panorama recht voll, warfen dem hesperischen Meeresspiegel den letzten Gruß zu und wandten uns nach zweistündigem Aufenthalt zur Rückreise. Den Gesetzen der Schwere nach ging diese natürlich beim Herabsteigen leichter und schneller von statten, ja bei unserm Professor, als dem schwersten von uns, einmal zu schnell, denn er rutschte, als er ein besonders schönes Exemplar einer rothen Bergnelke von einer Felsenterrasse herabholen wollte, in eine nicht geahnte Schneegrube, aus welcher er sich nicht selbst wieder herausarbeiten und nur mittelst der Seile, von denen er sich, vielleicht im Vorgefühl der ihm bevorstehenden Katastrophe, auch beim Herabsteigen nicht trennen wollte, wieder heraufgezogen werden konnte. Dieses Ereigniß diente jedoch nur dazu, um seine und unsere Laune wo möglich noch rosenfarbener zu gestalten, und ohne das geringste Mißgeschick gelangten wir, als die Sonne hinter die Eisgipfel sank, die wir an demselben Tagen überschritten hatten, in Heiligenblut an, um von da am andern Morgen eine der schönsten Erinnerungen nach der Heimat zurückzubringen.



Die Grille.

Von H. Augustin.

Wer hätte nicht in seiner Jugend die Fabel gehört und gelernt:

> Eine faule Grille sang
> Einen ganzen Sommer lang u. s. w.

Jeder von uns erinnert sich gewiß der einen oder der andern Gelegenheit, bei welcher ihm die Moral dieser Geschichte mit besonderer Anzüglichkeit zu Gemüth geführt wurde und er, statt der Bewunderung für den Fleiß der Ameise, in seinem Herzen einen recht gründlichen Widerwillen gegen das tugendstolze Geschöpf aufkeimen fühlte, welches der leichtherzigen Gesangskünstlerin mit harten, spöttischen Worten die Thür vor der Nase zuschlägt. Wir unserntheils gestehen unverhohlen, daß wir stets geneigt waren, für die leichtsinnige Grille Partei zu nehmen und sind überzeugt, daß es einem nicht kleinen Theil unserer Leser ebenso gegangen ist — ganz abgesehen von den Dichtern, welche der philisterhaften Ameise ein für allemal Feindschaft geschworen haben.

Thatsache wenigstens ist, daß sich die Grille fast allenthalben, wo sie lebt, einer großen Beliebtheit erfreut, ja daß sie in manchen Landstrichen zu den unentbehrlichen Hausthieren zählt und daß man es für ein betrübendes Ereigniß hält, wenn ihr zwitscherndes Stimmchen, das sich jeden Abend so traulich und heimlich unter dem Sopha oder im Winkel am Ofen hören ließ, plötzlich verstummt.

Dessenungeachtet ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Grille und ihre Naturgeschichte dem einen oder dem andern Stadtbewohner unter unsern Lesern so ziemlich unbekannt geblieben, und so halten wir unsern kleinen Artikel nicht für überflüssig.

Die Grille oder das Heimchen gehört in die Klasse der Orthopteren, zu welchen auch Heuschrecken und Grashüpfer gezählt werden. Sie besitzen, wie diese, Fühler und zwei paar Flügel, wovon das obere Paar von lederartiger Beschaffenheit und kürzer ist, als die unteren durchsichtigen, fächerartig gefalteten Flügel.

Gewöhnlich unterscheidet man drei verschiedene Arten von Grillen. Die Hausgrille, die Feld- oder Stoppelgrille und die Maulwurfsgrille, wovon die beiden ersten Arten sich so ziemlich gleichen, mit einziger Ausnahme der Farbe, welche bei der Hausgrille mehr in's Gelbliche, bei dem Stoppelheimchen mehr in's Braune fällt. Der runde, kugelartige Kopf des Insektes ist im Verhältniß zu seinem kaum zollangen Körper ziemlich umfänglich und mit nicht weniger als fünf Augen versehen, wovon zwei groß, drei hingegen sehr klein sind und hoch oben am Kopfe stehen. Die hinteren Füße dieser beiden Grillenarten sind bedeutend länger als die vorderen und zum Springen eingerichtet.

Die **Hausgrille**, oder wie sie öfter genannt wird, das **Heimchen**, findet sich, unähnlich den Mäusen und Ratten, die ihr Domizil am liebsten in alten Gebäuden nehmen, oft schon in neuen Häusern ein, denn es liebt den frischen, noch weichen Mörtel, der es ihm leichter macht, sich ein Schlupfloch zu graben oder wohl gar eine bequeme Kommunikation zwischen den verschiedenen Räumen des Hauses herzustellen. Am meisten fühlt sich aber das Heimchen von der Wärme angezogen und deßhalb ist ihm ein Plätzchen in der Nähe des Kamins, des Küchenherdes oder Backofens das liebste, obgleich es auch von dort an heißen Sommertagen auswandert, um sich in der Mittagshitze zu sonnen.

Bei dieser Vorliebe für die Wärme ist es denn auch kein Wunder, daß das Heimchen ein ziemlich durstiger Gesell ist und diese Eigenschaft führt vielfach zu seinem Verderben. Man findet es nicht selten in Bierfässern, Milchnäpfen, Wassereimern u. s. w., in denen es seinen Durst vielleicht etwas allzugierig löschen wollte, ertrunken. Zuweilen zerstört es sogar, um seinen Durst zu befriedigen, feuchte Kleidungsstücke. Wollene Strümpfe 2c., die man in seinem Bereich zum Trocknen aufhängt, wenn es dem Heimchen an Wasser fehlt, fallen ihm ohne alle Frage zum Opfer. Ihren Hunger stillt die Hausgrille mit Brodkrumen, Mehl, allerlei Küchenabfällen, die ihr in den Weg kommen und die sie ohne Auswahl gierig verschlingt — aber sie ist auch eine arge Näscherin. Süßigkeiten aller Art, Zucker, Honig, Syrup und dergleichen verzehrt sie mit Leidenschaft, und um sich Zugang zu diesen Leckerbissen zu verschaffen, ist ihr nicht leicht eine Mühe zu groß.

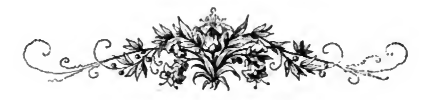
Im Uebrigen rechtfertigt die Grille den Ruf, in dem sie steht. Sie ist ein ziemlich träges Geschöpf, das sich keinerlei überflüssige Bewegung macht und seine Flügel sehr selten, eigentlich nur dann braucht, wenn es auszieht. Die Grille wählt, wenn sie eine Ortsveränderung beabsichtigt, dazu gewöhnlich einen warmen Sommerabend und benützt dann ein offenes Fenster, um sich hinauszuschwingen und in wellenförmigen Curven, mit schnarrendem Geräusch davonzufliegen — Niemand weiß, wie weit und wohin. So erklärt sich das oft plötzliche Verschwinden des Heimchens aus dem Hause, in dem es so lange lustig gesungen hat und sein eben so plötzliches Erscheinen unter einem andern Dache. Sein Gehen und Kommen ist völlig unberechenbar.

Vermehren sich die Grillen sehr stark, so werden sie durch ihre Gefräßigkeit zuweilen zu einer wahren Hausplage. Man vertilgt sie dann am sichersten durch Schießpulver, das man in ihre Löcher streut und anzündet, oder indem man sie ertränkt, wie die lästigen Wespen.

Zu den Lichtfreunden ist das Heimchen nicht zu zählen. Bringt man eine brennende Lampe in das Zimmer, in dem es eben seinen abendlichen Spaziergang macht oder sein einförmiges Lied erschallen läßt, so zirpt es erschrocken einige Mal ungewöhnlich scharf und zieht sich dann rückwärts in sein Schlupfloch zurück. Seinen Gesang bringt das Heimchen wahrscheinlich hervor, indem es die harten Kanten seiner Flügel übereinander und zugleich an den Schenkeln reibt. Wenigstens hat man beobachtet, daß gefangene Grillen, wenn man ihnen die Flügel verschnitt, keinen Ton mehr von sich geben. Auch ist die Gabe des Gesanges nur den Männchen verliehen; das Weibchen ist stumm.

In manchen Gegenden knüpft sich allerlei Aberglaube an die Hausgrille. Viele Landbewohner glauben, daß sie, wie die Schwalbe, Glück in das Haus bringe, in welchem sie einkehrt und würden um Alles nicht dulden, daß man sie störte, finge oder gar tödtete. Nach andern besitzt die Grille sogar prophetische Gaben. Sie vermag kommende Dinge vorauszusehen, wie z. B. den Tod eines Familiengliedes oder die Rückkehr eines fernen Geliebten, und wer ihre Sprache verstünde, wäre weise wie König Salomo. Auch als Wetterprophetin ist die Grille bekannt. Ein sehr lebhaftes Zirpen am Abend bedeutet Regen für den nächsten Tag. In Spanien sind die Grillen so hoch und werth geschätzt, daß man sie wie Singvögel in Käfigen hält und sorgsam füttert und pflegt.

(Schluß folgt.)



Aus der Zeit.

2. Tegethoff. — Moltke. — Ricasoli.

Wilhelm von Tegethoff.

Zu den Erstaunlichkeiten des letzten Krieges gehört es, daß er unzählige Propheten zu Schanden gemacht und eben so viele Vorhersagungen Lügen gestraft. Bezeichnend für diesen Krieg ist vorzugsweise das Unerwartete, Ueberraschende. Wo man Niederlagen erwartete, da stellte sich Sieg, wo Siege, da eine Schlappe ein. Zu den ausgemachten Sachen und feststehenden Wahrheiten gehörte es, daß die italienische Flotte der österreichischen weit überlegen sei; dafür sprachen die ungeheuren Anstrengungen, die das neue Königreich Italien seit vielen Jahren auf dem Gebiete seiner Marine gemacht, und die Zahlen, die ja immer die besten Beweise liefern. Italien war reicher an großen Linienschiffen, an Panzerfregatten, an Kanonenbooten und Monitoren. Man gab freilich zu, daß Oesterreich an den Istrianern und Dalmatinern treffliche Seeleute besitze; aber erfreuen sich die Ligurier nicht schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden eines weit größern Ruhmes als Seeleute? Trotzdem wurde die italienische Flotte bei Lissa durch eine Minderzahl österreichischer Schiffe überwunden und gingen gewaltige italienische Fahrzeuge beim ersten Stoße in den Grund des Meeres. Das französische militärische Sprichwort von den Festungen gilt wohl auch von den Schiffen: „Der Platz ist so viel werth, als der Mann, der ihn hält." Tegethoff taugt offenbar mehr als Persano. — Das siegreiche Gefecht bei Helgoland gegen die Dänen (1864) hört nach der Schlacht bei Lissa auf, ein Zufall, ein glückliches Abenteuer zu sein; es wird bedeutend, es wird ein Sieg über ein altes Seevolk. Auch in diesem Gefechte kommandirte Tegethoff. Er stammt aus einer militärischen Familie: sein Vater war Oberst; Oberst ist auch sein Bruder in einem österreichischen Infanterieregimente und ein anderer Bruder bekleidet einen wichtigen Posten in der österreichischen Marine. So lange ein Prinz, der jetzige Kaiser von Mexiko, als Chef der österreichischen Flotte genannt wurde, kamen, wie das zu geschehen pflegt, selten andere Namen zur Geltung, obwohl sich schon früher mancher Marineoffizier ausgezeichnet hatte. So wurde auch die Expedition wenig bekannt, die Tegethoff im Jahre 1857 ausführte und die keinen geringern Zweck hatte, als die östliche Küste des rothen Meeres und die Ufer einiger Inseln dieser gefährlichen See aufzunehmen. Die Reise war mit den größten Gefahren verbunden, da ihr Ziel sowohl den Engländern, als den Arabern und Türken verborgen bleiben sollte und sie nur mit Hilfe der Widersacher derselben und auf einem elenden Segelboote ausgeführt werden konnte. Zur Erreichung des Zweckes gehörte eben so viel Muth, List und Ausdauer, als wissenschaftliche Ausrüstung. Tegethoff erfüllte seine Mission auf's Glänzendste, und seit jener Zeit betrachtete ihn die österreichische Flotte als eine ihrer Hoffnungen und Hauptstützen. Eine andere Expedition, die Küsten des mittelländischen Meeres entlang, war von gleich gutem Erfolge gekrönt, und als trefflichen Seeoffizier bewährte sich Tegethoff auch auf der Reise, die sein Chef Max nach Brasilien unternahm. Man sieht, daß er in seiner „Kunst" kein Neuling ist und daß er bereits eine Schule hinter sich hat. — Der Triumph der österreichischen Flotte, während die Landarmee so entscheidend geschlagen worden, muß den österreichischen Patrioten zum größten Troste gereichen. Oesterreich besitzt ein herrliches Meer, auf dem Schätze und Macht zu holen sind. Vielleicht gewinnt es hinter den hölzernen Mauern und auf den beweglichen Fluten wieder, was es vor den steinernen Mauern von Königgrätz, Josephstadt und auf dem festen Lande verloren; ja mehr als das, denn noch nie hat es ein auf der See tüchtiges Reich gegeben, das nicht auch zu Hause einen freien Athem des Meeres verspürt hätte.



Kronprinz von Preußen.



Graf Bismarck.

Bei Gelegenheit der Seeschlacht von Lissa erzählt ein Franzose folgende Geschichte:

Vor ungefähr zwei oder drei Jahren fanden sich, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, in den Gewässern der Levante drei Geschwader zusammen: ein französisches, österreichisches, italienisches. Der treffliche Admiral T. kommandirte die französischen Schiffe; Tegethoff und Persano die österreichischen und italienischen.

Außerhalb des Dienstes trafen sich die kommandirenden Offiziere meist auf dem französischen Admiralschiff, wo ihnen Admiral T. immer mit liebenswürdigster Gastlichkeit entgegen kam, welche Gastlichkeit aber Herr Persano nicht immer zu würdigen und zu berücksichtigen verstand, denn zu wiederholten Malen erlaubte er sich — höchst geschmackloser Weise — über die österreichische Marine seine Späße zu machen.

Eines Tages nahm das Gespräch sogar eine so heftige Wendung, daß sich Admiral T. gezwungen sah, dazwischen zu treten und zu vermitteln. Es gelang ihm, eine Versöhnung herbeizuführen. Man kam überein, daß diese glückliche Beilegung des Streites an Bord des französischen Admiralschiffes durch eine Mahlzeit gefeiert werden solle. Aber die Italiener sind ein sonderbares Volk und beim Nachtisch fing Herr Persano auf's Neue in alter Weise zu spaßen an. Herr Tegethoff, ein etwas rauher Offizier, obwohl ein Weltmann, schnitt das Gespräch sofort ab, indem er ausrief: Diese Frage wird wohl eines schönen Tages gelöst werden.

Im adriatischen Meere! rief Herr Persano sehr lebhaft.

Ich werde Ihnen die Gelegenheit liefern, sie in letzter Instanz selbst zu lösen, erwiderte Tegethoff.

Und ich werde ihr nicht ausweichen! sagte Persano.

Seit jenem Tage empfing der französische Admiral die Herren Tegethoff und Persano nicht mehr zusammen, sondern jeden einzeln, um solche leidenschaftliche Konflikte zu vermeiden. Jenes Stelldichein aber, das sich die beiden Rivale auf seinem Verdecke gegeben, hat nun vor den Augen der Welt bei Lissa stattgefunden.

Generallieutenant von Moltke.

Es ist wohl der Zukunft vorbehalten, den Männern, die in dem Kriege der zehn Tage die Hauptrolle gespielt, endgiltiges Lob und endgiltigen Tadel zu ertheilen, zu entscheiden, wem die Schuld der Niederlagen, wem das Verdienst der Siege zugeschrieben werden soll. Indessen hat sich die öffentliche Meinung doch schon dahin geeinigt, um einerseits Feldmarschall Benedek von der Schuld der Königgrätzer Niederlage, wenigstens zum großen Theile, freizusprechen und diese mehr den Umständen und den eingewurzelten österreichischen Verhältnissen zuzuschreiben, und andererseits als den eigentlichen und wahren Urheber der preußischen Siege, der ganz erstaunlichen preußischen Präzision, den Chef des Generalstabs Generallieutenant Freiherrn von Moltke zu betrachten. Wenn ihm die öffentliche Meinung nicht zu viel Ehre anthut und wenn er in der That der Urheber des ganzen Feldzugsplanes ist, der sich auf geniale Weise von allen Traditionen entfernte und neue Grundlagen aufstellte, dann ist ihm ein ehrenvoller Platz in der Kriegsgeschichte gesichert und die Zeitgenossen haben alle Ursache, sich den Mann näher anzusehen und sich nach seiner frühern Geschichte zu erkundigen. Er stammt aus jenem Hause, das schon früher in der deutschen Geschichte vielfach genannt wurde und das in neuerer Zeit in Dänemark einen bedeutenden Platz einnimmt. In Schleswig geboren, trat er als noch junger Mann in den Zwanziger Jahren in preußische Dienste. Da er sich durch militärische Wissenschaftlichkeit bemerklich machte, zog man ihn bald aus seinem Infanterieregimente, um ihm im Generalstab einen würdigeren und angemesseneren Platz einzuräumen; und um der Theorie noch die Praxis hinzuzufügen, sandte man ihn im Jahre 1839 in die Türkei, wo er den Krieg zwischen dem Sultan und Mehemed Ali Pascha beobachten sollte. Der entscheidenden Schlacht bei Nisib wohnte er als Zeuge bei. In die Heimat zurückgekehrt, erlaubte man sich mit ihm mancherlei Ausnahmen von der Regel, ließ ihn rasch zum Ge-



Generallieutenant von Moltke.



Ricasoli.

neral avanciren, ernannte ihn zum Corpschef und endlich zum wichtigsten Posten in einer Armee, zum Chef des Generalstabs. In dieser Eigenschaft war es, zum Glücke Preußens, seine Aufgabe, den Kriegsplan zu entwerfen, der, neben dem Verdienst der Neuheit, noch das größere Verdienst hatte, daß er Böhmen und Mähren zugleich bedrohte, die Kräfte des Gegners theilte, ohne die eigenen zu theilen, und zugleich für alle Fälle einen Rückzug sicherte, der, wenn die Preußen geschlagen wurden, ihnen sofort eine treffliche Vertheidigungslinie in den böhmisch-schlesischen Gebirgen reservirte. Der Plan stieß auf starken Widerspruch, eben weil er sich von allen Traditionen und von der Art Friedrichs des Großen entfernte; Moltke aber wußte ihn durchzusetzen. Was ihn ferner als genialen Strategen charakterisirt, ist der Umstand, daß er in das alte Kommandowesen Preußens einen wohlthätigen Riß that, indem er bei aller Einheit des Feldzugsplanes den einzelnen Corpschefs die größte Freiheit der Aktion und sie im Einzelnen den Umständen gemäß handeln ließ. Nur darauf sah er, daß die Corps einander immer nahe genug blieben, um sich gegenseitig Hilfe leisten zu können, und diese Voraussicht und Freiheit waren es, die die Schlacht bei Königgrätz entschieden, und nur so wurde es möglich, in das feindliche Land so weit einzudringen, ohne auf die drei Festungen Josephstadt, Königgrätz und Theresienstadt Rücksicht nehmen zu müssen. Der selbständige Gedanke und die Bildung waren es, die den zehntägigen Krieg entschieden; Humanität und Freiheit sollten folgerecht den Frieden schließen.

Bettino Ricasoli.

Wenn in Florenz von Ricasoli die Rede ist, erzählt man gerne die historische Anekdote von seinem Vorfahren, jenem Ricasoli, der, im 14. oder 15. Jahrhundert ein hoher Würdenträger der florentinischen Republik, eines Tages die Thüre der gesetzgebenden Versammlung verriegelte und den Volksvertretern erklärte, daß er sie nicht eher aus dem Saale lasse, als bis sie einen von ihm gemachten Vorschlag zum Gesetze erhoben. Man war über diese Gewaltthätigkeit empört, aber am Ende that man was der gewaltthätige, aber dabei patriotische Mann verlangt hatte. Bettino Ricasoli, der heutige Minister, fügt man dieser Geschichte hinzu, ist ein ganz würdiger Abkömmling jenes Prioren. Und es ist wahr, daß wenige Menschen so auf ihrem Willen zu bestehen wissen, wie Ricasoli, und daß er seine Gedanken durchzuführen versteht, selbst auf die gewaltsamste Weise. Man erzählt noch eine andere Geschichte, eine dunkle Geschichte, die ebenfalls beweist, daß altitalienisches Blut in seinen Adern rollt, eine Geschichte, die in einem Dante'schen Höllengedichte eben so gut figuriren könnte, wie die Geschichte der Pia dei Tolomei, mit der sie viel Aehnlichkeit hatte. Ricasoli heirathete ein geliebtes Weib. Aber trotzdem er damals noch jung war, so hatte er doch nicht die geringste Anlage zu einem Seladon und am wenigsten fiel es ihm ein, seine Zeit mit Liebeszärtlichkeiten zu verlieren. Es war die Epoche der großen patriotischen Agitation, die um so mehr die Gemüther in Anspruch nahm, als sie geheim war und viel Aehnlichkeit mit Verschwörungen hatte. Ricasoli stak tief in dieser Agitation und gehörte als thätigstes Mitglied jener Gesellschaft an, die sich den Anschein gab, als beschäftigte sie sich nur mit der Hebung der Landwirthschaft in Toskana, was sie nebenbei auch wirklich gethan. Bei solcher Beschäftigung blieb ihm wenig Muße für seine Frau und wenig Sinn für häusliches Glück. Die Baronin langweilte sich und eines Tages war sie ihrem Gatten eine verdächtige Gattin. Er besann sich nicht lange; er nahm sie und brachte sie, wie jener sienesische Tolomei, auf eines seiner Schlösser, das mitten in den Fiebersümpfen der Maremmen liegt. Er verließ sie nicht; er wich dem Tode nicht aus, dem er die Verurtheilte entgegengeführt; er blieb mit ihr in dem alten, ausgestorbenen, von Fiebern belagerten Schlosse, durch Jahre und Jahre, bis — nun bis er sie begraben konnte. Dann kehrte er, selber einem Gespenste ähnlich, ruhig nach Florenz zurück. — Diese Geschichte wird allerdings seltener erzählt, aber bei jeder Gelegenheit werden seine Verdienste um Landwirthschaft und Ackerbau hervorgehoben, und eine Thatsache ist es, daß sein Wein, il vino Ricasoli, zu den gesuchtesten Toskana's gehört. — Dem großherzoglichen Hofe gegenüber benahm er sich stets mit großer Zurückhaltung und als italienischer Patriot; 1859 und 1860 führte er die Annexion mit großer Kraft durch und wurde er der beliebteste Mann Toskana's und einer der Männer, auf die man sich, neben Cavour, zu blicken gewöhnte. So steht er auch an der Spitze der sogenannten toskanischen Partei, einer Mittelpartei, der es weniger um demokratische Freiheit, als um Durchführung des nationalen Programms zu thun ist, und die nebenbei dafür sorgt, daß der piemontesische Geist auf der Halbinsel nicht die Oberhand erlange. Diese Partei hat auch mehr Sympathieen für England als für Frankreich, dem sie sich bei verschiedenen Gelegenheiten energisch widersetzt hat — im Gegensatz zur Partei Ratazzi's, des Piemontesen, der vor Louis Napoleon zu kriechen gewöhnt ist. Bei der jetzigen Conjunktur ist es ein Glück für Italien, daß Ricasoli an der Spitze seiner Regierung steht; ihm ist es gewiß zu danken, daß die Armee ihre Operationen fortsetzte und in Venetien einrückte, obwohl es an Frankreich abgetreten worden. Ratazzi hätte diesen Muth nicht gehabt, hätte sich mit Louis Napoleon in Unterhandlungen eingelassen und gewiß Venetien mit einem andern Stück Italiens, vielleicht mit Sardinien oder einem Stück Liguriens feige erkauft. Durch Ricasoli hat sich das neue Königreich, trotz Custozza, bis zu einem gewissen Grade von Louis Napoleon emanzipirt: ein Schritt, der weiter führen kann und der ein großes Verdienst um's Vaterland darstellt.



Prophetenkinder und Prophetenthum.

Soeben tritt eine höchst bedeutsame, in jedem Sinne empfehlenswerthe und im besten Sinne moderne literarische Erscheinung auf den Markt unter dem Titel: „J. Engelhorns Illustrirte Volksbücher“. Ihr Zweck ist es, zu höchst billigen Preisen eine Bibliothek zu liefern, die belehrend, bildend, unterhaltend, rathend in jedem Hause, bei Reich und Arm, heimisch werden könne. Demgemäß sind die Stoffe ausgewählt; dem entspricht die gebildete, doch populäre Form und Darstellung, die nie oberflächlich oder platt wird, und entspricht die saubere, elegante und doch einfache Ausstattung. Wir, die wir im Geheimniß sind, wissen, daß die anonymen Verfasser dieser Volksbücher mit zu den bekanntesten und besten Schriftstellern Deutschlands gehören. Wir behalten uns vor, auf diese Volksbibliothek, die zu vielerlei Betrachtungen Veranlassung gibt, ausführlicher zurückzukommen; für heute zählen wir bloß die Titel der ersten Serie der schönen Büchlein auf, um dem Leser von dem Geiste nnd der Mannigfaltigkeit dieser Sammlung einen Begriff zu geben: Wilhelm Tell und die Anfänge der schweizerischen Eidgenossenschaft; Prinz Eugen der edle Ritter; Beiträge zur Gesundheitslehre; die Sinne des Menschen; die Lebensversicherung; Napoleons Feldzug in Rußland; die Sternenwelt; die Prophetenkinder und die Kinder Gottes, ein Stück französischer Geschichte aus den Zeiten Ludwigs XIV. Aus dem letztgenannten Volksbuch, das sich mit einer der merkwürdigsten, aber in Deutschland noch viel zu wenig bekannten Episode der französischen Geschichte beschäftigt, theilen wir in Folgendem ein kleines Bruchstück mit. Zu näherem Verständniß der wunderbaren Erscheinung seien nur einige Worte vorausgeschickt.

Nachdem Ludwig XIV. die absoluteste Monarchie hergestellt und siegreiche Raubzüge gegen seine Nachbarn ausgeführt, erkannte er, der gealterte Despot, keine Schranken seines Willens mehr an. Er betrachtete es wie eine Mißachtung seiner Person, wie eine Beleidigung seiner göttlichen Würde, daß es in seinem Reiche noch Millionen gab, die sich erfrechten, in Glaubenssachen eine von der seinen verschiedene Meinung zu hegen. Verfolgte er doch die strengkatholische Sekte der Jansenisten, weil sie nicht ganz mit seiner königlichen Religion übereinstimmte, wie sollte er nicht auf den Gedanken gerathen, die Protestanten auszurotten? Sein ganzes Reich sollte, ächt despotisch, auch auf religiösem Gebiete nur Eine Uniform tragen. Aber ein Hinderniß für seine Pläne bildete das berühmte Edikt von Nantes, durch welches sein Großvater Heinrich IV. den Protestanten, damals noch Hugenotten genannt, eine gewisse beschränkte Religionsfreiheit verbürgt hatte. Das Edikt mußte vernichtet und ein Zustand hergestellt werden, der glauben machen sollte, daß es keine Protestanten mehr in Frankreich gebe, und daß das Edikt überflüssig sei. Von seinem Beichtvater, dem berühmten Père Lachaise, und von seiner Geliebten, der von ihrem Glauben abgefallenen Maintenon, in seiner Absicht bestärkt, von Louvois, seinem infamen Minister, mit den Mitteln zur Ausführung derselben ausgerüstet, begann Ludwig jene Bekehrungen, die in der Geschichte unter dem Namen der „Dragonaden“ bekannt, eigentlich aber nichts anderes sind, als Religionsverfolgungen der grausamsten Art, Religionsverfolgungen, die in der ganzen Leidensgeschichte der Menschheit kaum ihres Gleichen finden. Tausende und aber Tausende von Protestanten gingen unter dem Schrecken vor den Dragonern und unter den Folterqualen durch die Henker Ludwigs zu Grunde; Hunderttausende retteten sich durch die Flucht in's Ausland, vergingen in Noth und Elend in unwegsamen Gebirgen und Wüsteneien, oder in schlechten Schiffen auf offener See. Die Seelenhirten, die den Bedrängten hätten beistehen können, jagte man in die Verbannung, oder warf man sie in Kerker. Die verlassenen Heerden, denen man Alles nahm und denen man selbst die Flucht in's Elend nicht gestattete, wurden, von ihren Henkern umringt, nachdem sie unendliche Qualen geduldet, zur sogenannten Abschwörung ihres Glaubens gezwungen. Ludwig XIV. proklamirte triumphirend die Ausrottung der Ketzerei, die Bekehrung der Ketzer und in Folge dessen die Aufhebung des Edikts von Nantes, und die blutigsten Gesetze gegen diejenigen, die sich eines Rückfalles in die Ketzerei schuldig machten. Diese Gesetze kamen zur grausamsten Ausübung, als das Volk des südlichen Frankreich — denn dort vorzugsweise spielt das große Trauerspiel — sich vom ersten Schrecken erholte, die Brandstätten seiner ehemaligen Tempel besuchte, oder sich im Geheimen versammelte um die Bibel zu lesen und Psalmen zu singen, oder um einen Prediger zu hören, der mit Gefahr seines Lebens zu seiner Gemeinde zurückgekehrt war. Kerker und Galeeren füllten sich mit den edelsten Märtyrern jeden Alters, Standes und Geschlechtes; unter General Broglies und dem Gouverneur Baville arbeiteten die Henker, daß ihnen die Arme vor Müdigkeit sanken. Ganze Versammlungen wurden zusammengehauen; in allen Städten und Städtchen des Südens brannten die Scheiterhaufen und ragten Schaffotte; Heerstraßen und Nebenwege waren mit Galgen bepflanzt, wie sonst mit Baumreihen. Der Adel, der in früheren Zeiten treu zu den Protestanten gehalten, fiel jetzt, im Angesichte des ungeheuren Elends und in der Sorge um Besitz und Privilegien, in Masse ab; ihm folgten zahlreiche Bewohner der Städte; das Volk stand allein, trug allein die ungeheure Last der blutigsten Verfolgungen. Am tapfersten zeigte es sich in den Bergen des Dauphiné und in den Cevennen Languedoc's, die durch die Märtyrer und die heldenmüthigen Kämpfe, die sie gesehen, unsterblichen Ruhm erwarben. Durch mehr als fünfzehn Jahre trug das Volk seine ungeheuren Leiden; zuerst durch die Prädikanten getröstet, gebildete Laien, die aus den Städten zu den armen Leuten kamen, dann, als die Last unerträglich wurde, durch verzückte Kinder, Weiber und Männer selbst in Verzückung gerathen und Thaten ausführend, welche die Welt in Erstaunen setzen und die sieggewohnten Heere Ludwigs zu Schanden machen sollten. „Ein armes Volk von Hirten, Weinbauern und Wollekremplern wurde zu Helden, arme unwissende Leute und unschuldige Kinder zu Propheten, wie in Bibelzeiten. In dieser Einsamkeit

(der Gebirge) zeitigte unter Noth und Schmerzen das Ungeheuere."

Lassen wir das Auftreten der Propheten den Verfasser selbst schildern.

Die Propheten.

Den verbannten, hingerichteten oder in Kerkern schmachtenden Predigern folgten die Prädikanten, Jünglinge und Männer aus den unterrichteten oder gelehrten Ständen, die sich des trost- und führerlosen Volkes annahmen; den Prädikanten, da auch sie auf den Hochgerichten endeten und die Städte, aus denen sie hervorgegangen, unterjocht waren, folgten, aus dem Volke selbst kommend — die Propheten, einfache ungelehrte Leute, arme Weber, Hirten, Weinbauer, schwache Weiber, ja unschuldige Kinder, die in Zungen sprachen, nachdem sie kurz vorher kaum gelallt hatten: Begeisterte, Verzückte, über die der Geist kam, sie wußten selbst nicht wie? und woher? —; nicht mehr bloß Prediger, sondern Propheten und Helden zugleich; nicht mehr Mahner zum Dulden, Leiden, Tragen, sondern Aufrufer zur That, die waffenlose, ungeübte Häuflein fortreißen zu Schlachten und Siegen über gewaltige, kampfgewohnte Truppenmassen.

Es tritt eine Erscheinung auf den Schauplatz, die, in der ganzen neueren Geschichte einzig in ihrer Art, man gewiß für unmöglich gehalten haben würde, wenn sie nicht wirklich und wahrhaftig, von Freund und Feind beglaubigt, vor den Augen einer ganzen gebildeten Welt, die sie in Erstaunen setzte, existirt hätte.

Und doch ist jene Erscheinung nur eine natürliche, welche in nichts den auf dieser Erde, in unsrer vergänglichen Welt herrschenden Naturgesetzen widerspricht.

Wie der einzelne Mensch, in eine überwältigende Gefahr gestürzt oder von zahlreichen Feinden umringt, in der Verzweiflung seine Kräfte verdoppelt, verzehnfacht empfindet und Thaten vollführt, die er später selbst nicht begreifen kann, so machen sich bei einem unmenschlich gedrückten Volke Kräfte geltend, die dann in der Geschichte wie Wunder glänzen und in ruhigen Zeiten von nüchternen Gemüthern gerne für fabelhaft erklärt werden. Beim einzelnen und gerade beim einfachsten Menschen, dessen Heiligstes man angreift, bringt die Uebermacht des Schicksals, des Unglücks, des unerträglichen Elends eine Stärke zum Vorschein, von der er selbst vorher keine Ahnung gehabt und die ihn gewissermaßen über alle Hindernisse des Raumes und der Zeit hinwegträgt. Nichts Anderes ließ die Märtyrer aller Zeiten Thaten vollführen, die sie der erstaunten Mit- und Nachwelt als Heilige und als mit übernatürlichen Gaben ausgestattet erscheinen ließen.

Was die armen, unwissenden Landleute in den Bergen des südlichen Frankreichs in Verzückungen versetzte und sie zu Propheten machte, war das seit beinahe einem Menschenalter ununterbrochene, erlittene Elend, der Mangel an Führern und Lehrern, die fortwährende Beraubung, das Leben unter dem Schwert, der beständige Anblick der Hochgerichte, der Gebeine ihrer Besten, die überall, auf allen Höhen und längs der Landstraße an Rad und Galgen bleichten, der niedergerissenen Tempel, verbrannten Wohnhäuser, zerstörten Saaten, und die nie endende Furcht vor Galgen und Galeeren. Dazu kam das Leben in der Einsamkeit, im Verstecke der Höhlen, oder auf der Flucht von Fels zu Fels, höchstens in der Gemeinschaft mit gleich Unglücklichen, die zitternd und den Tod erwartend in irgend einer Schlucht, einer Felsenmühle, einer Höhle, ihre Psalmen sangen oder ihre Bibel lasen — mit desto größerer Inbrunst, als eben dieser Gottesdienst ein todeswürdiges Verbrechen war und in der That oft augenblicklichen Tod herbeiführte. Die Bibel, ihr einziger Trost und Schatz, erfüllte sammt den Psalmen ihre Herzen, und die sie nicht lesen konnten, lernten sie auswendig. Sie dachten, sahen und fühlten nur noch biblisch; die Luft, die sie athmeten, war ihnen wie die Luft des heiligen Landes; sie lebten ja selbst wie die verfolgten Propheten, wie Elias in der Wüste, wie der eingekerkerte Jeremias, wie der unstäte Täufer unter dem Schwerte der Herodias — und mancher ihrer Hirten, dessen Wort aus der Verbannung zu ihnen drang, erschien ihnen wie Johannes auf Patmos. — Der beredte, fromme, feurige Jurien, der im fernen Holland saß, vertiefte sich in die Geheimnisse der Offenbarung Johannis und verkündete, daß die Zeit gekommen sei: die Prophezeihung drang in die heimathlichen Berge und fiel, wie Feuer, in die durch das Elend vorbereiteten Gemüther.

Durch gleiche Ursachen hervorgebracht, trat das Prophetenthum in den Bergen des Dauphiné und von Languedoc auf. Im Dauphiné scheint es aus der Hütte des Glasmacheredelmannes Du Serre hervorgegangen.

Die sogenannten Glasmacher-Edelleute bildeten im damaligen Frankreich eine eigene Klasse, einen eigenen Stand. Im 14. Jahrhundert wurden sie und ihre Kunst geadelt; sie trugen das Schwert wie die Adeligen, hatten deren Privilegien, hausten auf dem Lande, meist im Gebirge, in der Einsamkeit ihrer Glashütten, behielten aber neben dem ihrer Beschäftigung nothwendigen höheren Wissen doch zumeist die einfachen Sitten und Gewohnheiten ihrer Umgebung, und hatten deßhalb wie durch ihre Titel und Privilegien ein gewisses Ansehen im Volke, mit dem sie durch Arbeit, Sitten, Gewohnheiten und Gemeindeleben auf's Innigste zusammenhingen. Viele von ihnen, ja die meisten, waren Protestanten und ihr höheres Wissen befähigte sie als Lehrer, Bibelvorleser, Ausleger und als Prädikanten die vertriebenen Prediger zu ersetzen. Ein solcher Prädikant war auch der greise Du Serre, der auf dem öden, entlegenen Berge Peyrat hauste. Er, wie viele andere seines Standes, sammelte eine große Menge verlassener Kinder um sich, die durch die vielen Kämpfe, welche im Dauphiné mit den königlichen Truppen schon vorgefallen, Waisen geworden waren, beschäftigte sie in seiner Glashütte und weihte sie, wenn der Winter ihn und seine Schützlinge verschneite, in die Lehren der Religion ihrer todten Väter ein. Sein Geschäft führte ihn oft nach Genf, wo er mit den Flüchtlingen zusammentraf und woher er Bibeln, protestantische Bücher und unter Anderem auch die von Jurien aus der Offenbarung des Johannes gezogenen Prophezeihungen mitbrachte. Mit dem Inhalt dieser Bücher und mit seinem festen Glauben erfüllte er, abgeschlossen von aller Welt, während der langen Winter in den Dämmerungen seiner Werkstätten Geist und Herz der Kinder.

Und als diese Kinder, mit solchen Gedanken und Vor-

stellungen erfüllt, sich im Frühling als Kuh- und Ziegenhirten über die Berge zerstreuten, immer über dasselbe brütend, gefolgt von den Gestalten der Apokalypse, überzeugt, daß die Zeit sich erfülle, und überall demselben Elende begegnend, da hatten sie Erscheinungen und Gesichte, verkündeten diese den Landleuten in Weinbergen und Feldern, und der Geist des Prophetenthums ergriff auch Andere und verbreitete sich mit wunderbarer Schnelligkeit von dem Dauphiné über die Provence, und bis in die entferntesten Gegenden von Languedoc.

Ueberall und überall standen Propheten auf; bevölkert von Propheten waren die Gebirge und merkwürdigerweise äußerte sich die Erscheinung vorzüglich in Kindern, oft in kleinen Kindern, die kaum der Brust entwachsen waren, in Knaben, unbärtigen, heranwachsenden Jünglingen, in unentwickelten Jungfrauen. Und wie sollte das Volk diesen Unschuldigen, Einfältigen nicht glauben, da es von ihren Lippen strömte wie frische Quellen, da es wie ein Schwert und eine Flamme aus ihrem Munde ging. Kinder, die kaum sprechen konnten, redeten in der Verzückung wie die Propheten des alten Testamentes; Unwissende und Einfältige erzählten von fernen Dingen, von Geheimnissen der Erde und des Himmels, beschrieben Erscheinungen und Gesichte, daß das entzückte Volk die Himmel offen sah und wunderbare Harfen und Gesänge zu hören glaubte. Schwächliche Kinder sprachen mit der Kraft von Männern; gewaltige Töne, wie Donnerschall, kamen aus der kleinen Brust, die sich von schwerem Athem erfüllt hob, als wollte sie zerspringen, während Todtenbläffe oder glühende Röthe das Antlitz bedeckte, Flammen aus den Augen sprühten, die Haare sich aufrichteten, und ein krampfhaftes Zittern den ganzen Körper schüttelte.

Schon im Frühling des Jahres 1688 war in der Gegend von Castres ein kleines Mädchen aufgetreten, eine Kuhhirtin; sie erzählte von der Erscheinung eines kleinen Knaben in weißem Kleide, und befahl mit begeisterter Beredtsamkeit, daß man die Kirchen und die Messe verlasse, wie es die Erscheinung, der Bote Jesu, befohlen. Aus allen Dörfern strömte das Volk herbei und bald standen alle Kirchen leer, die Abgefallenen kehrten zum Glauben ihrer Väter zurück. Die Priester erschraken, riefen die weltliche Macht herbei, welche die Versammlungen zerstreute und die kleine Prophetin in das Gefängniß warf, dann den Nonnen in Saumières übergab. Damit hörten jedoch die wunderbaren Erscheinungen in der Gegend von Castres nicht auf. Der Prophet Corbière versammelte große Mengen, und als die Soldaten herbeikamen, stellte er sich ihnen allein mit so furchtbarer Geberde entgegen, daß sie von Entsetzen erfüllt, vor ihm, dem Waffenlosen, die Flucht ergriffen. Aber ihr Kapitän zerschmetterte ihm mit einer Pistolenkugel den Kopf.

Drei Schäfer, Kinder von acht, fünfzehn, zwanzig Jahren: Bompart, Mazet, Pasqualin standen im Dauphiné an der Spitze zahlreicher Gemeinden. Sie predigten, tauften, vermählten, brachten die Abgefallenen zurück und genossen unbeschränkten Ansehens und Gehorsams. Sie verschwanden in den Kerkern. Sofort wurden sie durch eine große Anzahl anderer Propheten ersetzt. Die schöne Isabeau, Tochter eines armen Wollekremplers, hatte als kleines Kind die Gräuel des Verfolgers St. Ruth und das Gemetzel von Bourdeaux angesehen, wo ganze Schaaren von Protestanten hingeschlachtet worden. Sie floh in's Gebirge zu einem Landmann, dessen Heerde sie hütete. Bei dem einfachsten Wesen von der Welt wußte sie in der Verzückung die ganze Bibel auswendig, die sie in der reinsten Sprache hersagte. Tausende riß das schwache, kränkliche Geschöpf mit ihrer Beredtsamkeit fort. Auch sie verschwand endlich, wie sie es vorher gesagt hatte, im Gefängniß. — Ein größeres Schicksal hatte Gabriel Astier, ein Schüler Du Serres. Seine ersten Anhänger waren die Mitglieder seiner Familie, bald aber folgten ihm unzählige Dörfer. Er war der beredteste aller Propheten die bisher aufgestanden, und ihm folgte auch die größte Schaar. Desto eifriger wurde er von den Behörden des Dauphiné verfolgt. Man jagte ihn wie ein wildes Thier, bis er auf's andere Ufer der Rhone entwich, wo er bei einer gläubigen Wittwe auf kurze Zeit eine Zufluchtsstätte fand. Lange ließ es ihn aber nicht ruhen; er zog wieder aus und regte das ganze Vivarais auf. Wo er erschien, strömten ihm Tausende zu und kehrten die Abgefallenen zu ihrem Glauben zurück. Große Truppenmassen verfolgten seine Versammlungen. Während des Winters hielt er sich in den wildesten Gebirgen der Cevennen auf, wohin die Truppen nicht dringen konnten, und bekehrte und begeisterte das Land. Ueberall traten neue Propheten auf, Kinder und Greise, die ihn in seinem Bekehrungswerke unterstützten. Als der Schnee schmolz, war das ganze Gebirge evangelisirt. Nunmehr aber konnten auch die Truppen vordringen, geführt von katholischen Priestern, die ihre Heerden zusammenschmelzen sahen. Auf den höchsten Spitzen der Gebirge hielt Gabriel seine Versammlungen und so fanden auch hier die blutigen Kämpfe statt. Die Landleute vertheidigten sich mit Stöcken und Steinen, während Weiber und Kinder Psalmen sangen. Gabriel stand immer am Eingange der Schluchten, vorn in der ersten Reihe. Hunderte fielen rings um ihn; er aber ging unversehrt aus zwanzig Gefechten hervor. Der Anblick der Gefallenen, der Weiber und Kinder, die von den Soldaten gespießt wurden, hoben ihn in immer höhere Verzückungen. Er verließ den Schauplatz nicht und wanderte, immer predigend, von Berg zu Berg. Doch welche Wanderung! Auf den Bergspitzen, wo sie gefangen worden, ließen Baville, der Statthalter von Languedoc, und Broglie, der Commandant, die Gefangenen zu Hunderten aufhängen, und so auch, zum abschreckenden Beispiel, auf beiden Seiten der Wege und Straßen, die durch das Gebirge und nach den Städten führten. Hierdurch wurde Gabriel eben so wenig erschreckt, wie die Andern; dieser Anblick erweckte an hundert verschiedenen Punkten Propheten, die sich an die Spitze des verzweifelten Volkes stellten. So wurde der Greis Paul Beraudt gleichzeitig mit seiner Tochter Sara vom Geiste ergriffen; an der Spitze einer kleinen Schaar warfen sie sich Broglie entgegen, um den Heldentod zu sterben. Und wie sollte der alte Marilaut nicht vom Geiste ergriffen werden, als man ihm nach einer nächtlichen Versammlung alle seine Kinder und Enkel, darunter ein Ungeborenes, als Leichen in's Haus brachte? In Gabriels Herzen wuchs der Muth und der Eifer für seine heilige Sache so sehr heran, daß er sich nach Montpellier, in die Residenz des furchtbaren Statthalters Baville

wagte, wahrscheinlich um sich von der Stärke der Truppen zu überzeugen, die dort zusammengezogen wurden. Ein Soldat erkannte ihn; er wurde festgenommen und zu Baix lebendig gerädert. Er starb so muthig als er gelebt hatte, voll Hoffnung und den Sieg der Seinen prophezeiend, indem er mitten unter den furchtbarsten Qualen den Himmel offen und die Märtyrer Homel und Brunier, von denen wir schon erzählt, rechts und links am Throne Gottes sitzen sah. Er war erst 23 Jahre alt.

Gleichzeitig mit Gabriel erfüllte ein anderer Sohn des Gebirges die Cevennen mit seinen Thaten und die Regierung mit Sorge und Schrecken. Er war es, der dem Prophetenthum erst den kriegerischen Charakter gab und, mehr als die andern Propheten, den großen Krieg vorbereitete. Franz Vivens war ein armer Wollekrempler aus dem wildesten Theile des Gebirges, aus dem „Rauhen Thale", einer fürchterlichen Schlucht, deren Tiefe einer der wildesten Wildbäche, der Herault, durchwühlt. Nach der Rücknahme des Edikts von Nantes predigte er seinen Landsleuten und mußte flüchtig werden. Da er aber in Holland vom Bruch aller Verträge und von den blutigen Verfolgungen hörte, litt es ihn nicht länger im sichern Asyl, und Deutschland und Frankreich zu Fuße durchwandernd, trat er plötzlich wieder in seine Heimat, die er in der Verbannung nur noch inniger lieben gelernt. Er fand sie bebend unter den Wundern des Prophetenthums. Obwohl schwächlichen Leibes und hinkend, ist er doch voll Unerschrockenheit, Beweglichkeit und Kampflust. Er thut Alles, um einen geordneten Aufstand vorzubereiten, wirbt vierhundert Verschworene, denen er auch Büchsen, Pulver und Blei zu verschaffen weiß, und zieht sich in eine Höhle zurück, um den günstigen Moment abzuwarten. In dieser Höhle hat er den großen Claude Brusson und den begeisterten Gabriel oft geborgen und bewirthet. Als Baville und Broglie nach dem Vivarais rückten, um die daselbst durch Gabriel hervorgerufene Aufregung im Blute zu ersticken, bricht Vivens aus seiner Höhle hervor, um in den Cevennen, in ihrem Rücken, den Aufstand zu verbreiten. Aber Broglie kehrt rasch um und steht plötzlich vor Vivens und seiner kleinen Schaar. Es kommt zum Kampfe, Vivens erliegt der Uebermacht, verliert mehrere Todte und Gefangene, welche letztere sofort gehängt werden, und wird außerdem von zahlreichen Truppen, die Baville heranführt, von allen Seiten umzingelt. Aber wie durch ein Wunder entschlüpfte Vivens sowohl, wie ein großer Theil der Seinigen. Er ist so beweglich, daß er bald da, bald dort zum Vorschein kommt, die Truppen verwirrt, und selbst wenn sie ihn schlagen, mit Schrecken erfüllt. Baville setzt einen großen Preis auf seinen Kopf und läßt mehrere Personen auf den bloßen Verdacht hin, ihn beherbergt zu haben, aufknüpfen. Da beschließt Vivens, einem solchen Feinde gegenüber alle Rücksichten bei Seite zu setzen. Zwei Priester, die sich durch besondere Verfolgungssucht auszeichneten, wurden erschlagen; der eine durch Vivens' eigene Hand; einem Vikar, der das heilige Sakrament trägt, stößt er am hellen Mittag den Dolch in's Herz. So wurde auch ein Beamter gerichtet, der einen Prädikanten auf die Galeere schickte; Offiziere der Bürgermiliz, die sich zu Verfolgungen hergegeben, fand man in ihren Betten und auf der Landstraße todt. Manchen dieser Leichname waren Zettel angeheftet, in denen Vivens mit seiner Namensunterschrift die Ursachen der That und die todeswürdigen Verbrechen der Gerichteten erklärte.

Vivens war nicht nur ein heldenmüthiger Abenteurer, er war auch ein Politiker, der die Bewegung in den Cevennen mit den großen Weltbewegungen in Verbindung bringen, und die Kriege, in die Ludwig XIV. verwickelt war, als Anhalt und Hilfe benützen wollte. In dem nicht fernen Savoyen stand an der Spitze eines Regiments von Ausgewanderten der Oberst Schomberg, Sohn des großen Generals, der ebenfalls seiner Religion wegen Frankreich, Macht und Ehrenstellen aufgegeben hatte. Mit diesem trat Vivens in Unterhandlungen und legte ihm einen Plan vor, wie man Ludwig XIV. mit Hilfe der Cevennen große Verlegenheiten bereiten und zugleich die Protestanten von dem furchtbaren Joche befreien könnte. Zehntausend Mann sollten den unterdrückten Bergbewohnern zu Hilfe kommen, theils von Savoyen aus in Frankreich einbrechen, theils bei Aigues-Mortes landen. Aber dieser Plan wurde verrathen, indem der Bote aufgefangen wurde. Vivens ließ sich nicht abschrecken und bereitete andere Unternehmungen vor, und er war der Mann dazu, sie auszuführen, wenn er nicht um diese Zeit in die Hände des Feindes überantwortet worden wäre. Einer seiner treuen Begleiter und Jünger wurde gefangen genommen; auf die Folter gespannt, gestand er, daß Vivens mit protestantischen Soldaten der Besatzung von Anduze Verbindungen angeknüpft. Man verhaftete einige der namhaft gemachten Soldaten und diese gestanden sofort, daß sie an diesem selben Abende in einer gewissen Höhle nicht fern von Anduze mit dem Propheten eine Unterredung haben sollten. Der Commandant begab sich mit einer starken Truppenabtheilung vor die Höhle, wo er gegen die Morgendämmerung ankam. Wie leise sich auch die Häscher näherten, Vivens hatte sie doch kommen hören. Er wußte, daß sein Ende nahe sei und machte sich mit zwei Gefährten, die bei ihm waren, zum Kampfe bereit, entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen. Vorerst aber verbrannte er die Papiere, die er bei sich hatte und die, in die Hände des Feindes gefallen, Andere hätten in's Verderben stürzen können. Die Höhle, sein Aufenthalt, hatte einen engen Eingang, war von Gestrüpp bedeckt und außerdem von unten nach oben halb durch ein vorragendes Felsstück geschlossen. Dieses benützte er als Brustwehr. Ein Mann nach dem andern fiel vor der Höhle. Auch der Lieutenant fiel — und eben legte Vivens auf den Kommandanten an, als ein Offizier der Miliz, Namens Jordan, ein Abgefallener, der von rückwärts auf die Felsen gestiegen war, dem Propheten den Kopf, den dieser hervorstreckte, von hinten zerschmetterte. Seine beiden Gefährten wurden gefangen genommen und mit seiner Leiche im Triumph nach Alais gebracht. Am Jubel Baville's und der Königlichen konnte man erkennen, welchen Schrecken ihnen Vivens, der arme, hinkende Weber, eingeflößt hatte. Mit ihm, glaubte Baville, habe die Rebellion ihr Ende erreicht. Aber noch an seiner Leiche mußte er sich rächen; er verurtheilte sie zum Scheiterhaufen, und während die armen sterblichen Reste des heldenmüthigen Mannes von den Flammen verzehrt wurden, knüpfte man seine beiden Gefährten, rechts und links, an

den Galgen. Dieses Schicksal hatte schon unzählige seiner Treuen und Jünger getroffen zu Saint-Hippolyte, zu Montpellier, zu Nimes. Wo im südlichen Frankreich standen damals nicht Galgen und Rad? — wo brannten die Scheiterhaufen nicht? Den Henkern sanken die Arme vor Ermüdung, aber Ludwig XIV., sein Beichtvater und seine Statthalter ermüdeten nicht.

Das Prophetenthum.

Mit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts schienen auch diese blutigen und wunderbaren Ereignisse ihr Ende erreicht zu haben. Baville stand als Sieger da und in jedem Flecken, jedem Dorfe herrschte der römische Priester, und Mönche zogen wieder umher, um überall zu lauern, zu spähen und jeden aufglimmenden Funken zu ersticken. Als warnende Zeichen standen in der Nähe jeder Priesterwohnung Galgen und Rad, und lagen, über das ganze Land zerstreut, die bleichenden Knochen der Gerichteten. Wie unten die Mönche, zogen durch die Luft die Aasgeier und Raben. Es war das aber die Stille vor dem Sturme. Gleich einem Feuer verbreitete sich plötzlich die Verzückung, oder wie man es nannte, das Prophetenthum, das bei seinem ersten Auftreten vorzugsweise in Dauphiné und Vivarais heimisch gewesen, durch die Cevennen, um hier jene Wunder zu thun, die dieses Gebirge für ewige Zeiten merkwürdig machen und mit dem Zauber des Geheimnißvollen umgeben. Die Begeisterung sprang in dieser gequälten und geängstigten Bevölkerung wie eine Flamme von Haupt zu Haupt, von Lippe zu Lippe, verbreitete sich durch bloße Berührung, durch ein Wort, einen Blick, und ergriff selbst Ungläubige, die gekommen waren, ein leeres Schauspiel zu sehen. So rasch griff dieser Geist des Prophetenthums um sich, daß man schon im ersten Jahre in den Cevennen über achttausend Propheten zählte, und wo ein Prophet aufstand, sammelten sich Schaaren von Gläubigen um ihn, und die Versammlungen, die nun wieder begannen, wurden unzählbar. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, Psalmen singend, durch die Nacht wandernd und, zu einem Wunder pilgernd, sah es Wunder auf dem Wege und glaubte von feurigen Meteoren durch die Dunkelheit der Nacht zu den Orten der Versammlung geleitet zu werden. Den Irrenden und Suchenden kamen oft Boten entgegen, die der Prophet, der sie kommen gesehen, ausgeschickt hatte, um ihnen den Weg zu zeigen. Ehe die Gläubigen sich aufmachten, beteten sie und fragten die Gottheit, ob ihr Weg sicher sein werde; sofort überkam der Geist eines der Kinder des Hauses, das das Schicksal der Wanderung vorhersagte. Die Kinder sprachen nicht in ihrem eigenen Namen, sondern im Namen des Geistes und ihre Reden begannen meist: Ich sage dir, mein Kind! oder: mein Kind, ich sage dir in Wahrheit, oder: mein Kind, sage und verkünde ihnen. Die Kinder redeten immer in reiner französischer Sprache, deren sie sonst nicht mächtig waren, und Erwachsene, die vom Geiste ergriffen wurden, änderten, wenn sie bis dahin ein sündiges Leben geführt hatten, ihren Wandel.

Man unterschied bald vier Grade der Verzückung, denen man verschiedene Namen gab: die Berufung, den göttlichen Hauch, die Prophezeiung und die Gabe.

Eines Abends, im Jahre 1701, kam ein junger Mensch, Namens Stephan Gout, von seiner Arbeit zurück und findet in der Nähe von St. Jean einen Greis auf dem Wege liegen, den der Frost schüttelt. — „Mein Vater, seid ihr krank?“ fragte Stephan. — „Knie nieder,“ ruft der Greis, „nicht um meine Krankheit handelt es sich, sondern um dein Seelenheil.“ Der Jüngling kniet nieder, der Greis küßt seine Lippen, und er erhebt sich begeistert und geht predigend und prophezeiend von Dorf zu Dorf. Er wurde ein mächtiger Prophet.

Ein anderes Mal, in einer Versammlung, ruft ein Kind: Seht die Taube, die sich auf Cabrit niederläßt! — Cabrit stürzt, wie vom Blitze getroffen nieder, geräth in Verzückung und prophezeit; er theilt den Geist seinem Sohne mit; dieser wieder predigt in den Grotten von Conquerac und entzündet eine ganze Versammlung, unter ihnen Abraham Mazel, der als Prophet und Führer der „Kinder Gottes“ so berühmt geworden.

Daniel Raul verließ eines Tages den Pflug und ging begeistert hin, um zu predigen. Dieser Daniel und jener Stephan begannen die neue Bewegung in den Cevennen; sie predigten offen auf den Trümmern der verbrannten Tempel und luden selbst die römischen Priester vor, um sie zum Evangelium zu bekehren. Die katholischen Kirchen standen wieder leer und die Priester, die sich geschmeichelt hatten, eine Heerde unterjocht zu haben, fanden sich von denen verlassen, welche aus sicherer Kirche den todtbringenden Versammlungen entgegenflohen. Es blieb ihnen nichts übrig, als wieder den blutigen Baville und seine Soldaten zu Hilfe zu rufen.

Baville sah in diesem so gewaltig wieder erwachten Prophetengeiste nur den Geist des Aufruhrs, und er beschloß, ihn um so rascher, sei es auch mit den furchtbarsten Mitteln, zu unterdrücken, als ein Aufruhr in diesem Augenblicke, da Ludwig XIV. in den spanischen Successionskrieg verwickelt und die Soldaten nach Spanien abgezogen waren, doppelt gefährlich werden konnte.

Er machte die Eltern für die Prophetengabe der Kinder verantwortlich. Der Vater, dessen Kind der Geist ergriffen, wurde auf die Galeere geschickt, sein Haus niedergerissen, sein übriges Eigenthum konfiszirt, und sollten sein Weib und seine Kinder obdachlos, brodlos darüber zu Grunde gehen. So wurde die Gabe, die man bisher als einen himmlischen Segen, Gott dankend, empfangen hatte, zu einem Fluche, zum verderbenbringenden Geschenke, vor dem man zitterte.

Da kamen denn Dinge vor, wie sie nur in solcher Zeit des Bangens und der ewigen Angst vorkommen können: um sich und ihre Familie zu retten, wurden Väter die Ankläger ihrer Kinder, über die die Verzückung gekommen. So übergab ein Bauer Namens Dumas sein eilfjähriges Töchterchen, ein Prophetenkind, selbst den Häschern und dem Gefängniß. Die kleine Prophetin entkam ihren Quälern, aber nicht wagend, in's väterliche Haus, das sie überantwortet hatte, zurückzukehren, irrte sie in den Sümpfen umher, immer predigend und prophezeiend und den Geist des Prophetenthums weiter tragend, bis an die Ufer des Meeres. Dort wurde sie von Landleuten gast-

lich aufgenommen und als eine von Gott Begeisterte verehrt. Ihr Geist ging auf Andere über und entzündete Propheten in einer Gegend, wohin das Prophetenthum noch nicht gedrungen war. Andere Landleute züchtigten und mißhandelten ihre Kinder, über die der Geist gekommen, und da dieß nichts fruchtete, übergaben sie jene am Ende selbst dem Statthalter oder Pfarrer, von denen dann die Kinder auf's Grausamste mißhandelt wurden. Ein Bauer Namens Halmède lieferte so seinen Knaben dem Pfarrer aus, der vergeblich durch Teufelaustreiben und Züchtigungen das Kind bekehren wollte. Da geschah es, daß der Vater selbst, der das Kind verrathen hatte, vom Geiste ergriffen wurde. Eben dieser Halmède wurde dann ein gewaltiger Prophet, entzündete das Volk weit und breit und litt endlich das Martyrium auf den Galeeren. Aehnliches geschah einem andern Vater in der Gegend von Alais; auch er, der den Pfarrer herbeigeholt hatte, um ihm sein Prophetenkind zu überliefern, fiel in demselben Augenblicke in Verzückung und dadurch den Verfolgern in die Hände.

Das Unerklärlichste an dieser wunderbaren Erscheinung ist es, daß auch katholische Kinder vom Geiste ergriffen wurden, selbst Kinder hoher Beamten und grausamer Verfolger der Protestanten. Die Priester wollten das benützen, um diese Kinder als vom wahren Geiste Gottes ergriffen, die andern als vom Satan besessen darzustellen; aber dieß mißlang ihnen, denn die katholischen Kinder predigten im selben Geiste gegen die Messe und prophezeiten zu Gunsten der Protestanten. So kam über viele Verfolger das furchtbare Strafgericht, daß ihnen ihre Kinder genommen und in die Gefängnisse geworfen wurden. Baville ließ die Prophetenkinder überall in Schaaren zusammentreiben und in die Gefängnisse abführen. Jubelnd und Psalmen singend zogen sie in die düsteren Pforten ein. Das einzige Gefängniß von Uzes sah einmal dreihundert solcher kindlicher Gefangenen. Baville sandte auch die Gelehrten der berühmten Arzneischule von Montpellier in die Gebirge, um die Ursache der Krankheit zu erforschen oder festzustellen, daß hinter all dem Betrug stecke. Aber die Gelehrten erklärten, daß die Kinder nicht krank seien, und daß man bei der Art ihres Auftretens auch an Betrug nicht denken könne. Baville ließ deshalb von Verfolgung nicht ab; er glaubte die Erscheinung, die ihn erschreckte, durch Schrecken ersticken zu können. Die Knaben, die kaum dem Kindesalter entwachsen waren, ließ er unter die Soldaten stecken. Aus dem einzigen Flecken Pompidou marschirten zweihundert solcher Rekruten aus, sämmtlich von Stephan Gout zu Propheten begeistert.

Noch andere merkwürdige Erscheinungen kamen zu den schon beschriebenen. Mit einem Male war eine Frau da, die blutige Thränen weinte. Baville ließ sie hängen. Sofort wiederholte sich dieselbe Erscheinung an den verschiedensten Punkten des Landes.

Wollten wir fortfahren mit Erzählungen solcher Ereignisse, und die Strafen, die Baville, Schlag auf Schlag, auf Hunderte und Tausende wie ein tödtliches Hagelwetter herabfallen ließ, und nur die hervorragendsten Propheten nennen, die um diese Zeit sich und das Volk zu bewaffnen und zum endlichen Kampfe aufzurufen anfingen, wir würden kein Ende finden. Doch müssen wir noch einmal Stephan Gout als denjenigen bezeichnen, der, zum Kampfe entschlossen, Baville's Kerkern entsprang, und in Hütten und Grotten Waffen, Pulver und Kugeln aufhäufte. Daniel, der ihm an Muth und Entschlossenheit nicht nachstand, hatte indessen schon den Märtyrertod erlitten. Mit Heiterkeit legte er sich auf das Rad; 103 Streiche versetzte ihm der Henker, ohne diesen gewaltigen Leib tödten zu können. Zerschmettert lag er auf dem Rade, aber seine Stimme lebte und er sang noch Stunden lang Loblieder auf seinen Gott. Mit ihm wurden drei seiner Gefährten gefangen und zu Galgen, Galeere und Kriegsdienst verurtheilt. Daniel war todt, aber Stephan lebte und mit ihm Abraham Mazel, Salomon Couderc und Peter Seguier, drei gewaltige Kämpen, berufen dem Feinde noch großen Abbruch zu thun. Der Ausbruch des Krieges konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen.



Menschenverluste durch den Krieg.

Unserer Statistik über die Menschenverluste in den Kriegen dieses Jahrhunderts (S. 344) fügen wir die Aufstellungen eines Offiziers bei, die vorzugsweise den Zweck haben, die Franzosen in ihrem Schrecken vor dem Zündnadelgewehr zu beruhigen und zu beweisen, daß der Krieg mit der Vervollkommnung der Vernichtungsinstrumente an Grausamkeit nicht zu-, sondern im Gegentheil abnehme. Der Offizier behauptet unter Andern:

Bei Borodino (während des russischen Feldzuges) haben die Truppen beider Theile von ihrer Gesammtzahl den vierten Theil verloren.

Bei Magenta und Solferino höchstens den achten Theil.

In der Schlacht bei Senef, welche der Prinz Condé dem Prinzen von Oranien lieferte (17. Jahrhundert), verloren beide Armeen den dritten Theil ihrer Gesammtzahl; Condé wurden drei Pferde unter dem Leibe erschossen und das bei den jämmerlichen Musketen, veralteten Hellebarden und komischen Pistolen jener Zeit.

In der Schlacht bei Königgrätz verloren Preußen und Oesterreicher, wenn man das Höchste annimmt, von sämmtlichen engagirten Truppen den siebenten Theil, und dabei schlug man sich doch auf beiden Seiten mit großer Hitze und Erbitterung und hatten noch die Oesterreicher die Verluste zu erleiden, welche die Verwirrung eines überstürzten Rückzuges verursacht.





Moritz, Kurfürst von Sachsen (siehe S. 365), war einer der Fürsten Deutschlands, die entscheidend in die Geschicke des allgemeinen Vaterlandes eingriffen. Da er sich zu einer Höhe der Macht und Würde emporschwang, für die er nicht geboren war, und zum theilweisen Triumph der protestantischen Partei über Carl V. das Meiste beitrug, außerdem viele nützliche Institutionen gründete, so könnte man ihn einen großen Fürsten nennen, wenn er nicht, um seine Ziele zu erreichen, auch höchst unmoralische Mittel, Verstellung, List, selbst Verrath und Treulosigkeit gegen seine nächsten Anverwandten, gegen die besten Männer der Zeit, wie gegen seinen Kaiser, Freund und Wohlthäter angewandt hätte. Die protestantische Geschichtsschreibung feiert ihn zu bedingungslos oder doch mit zu großer Nachsicht; die katholische verwirft ihn ganz; die unparteiische mußte zugeben, daß er neben großen Geistesgaben gewaltige Charakterflecken besaß. Als der Sohn des kleinen Herzogs Heinrich zu Sachsen 1521 geboren, schloß er sich, obwohl Protestant und Schwiegersohn des berühmten Philipp, Landgrafen von Hessen und Anverwandter des Kurfürsten Johann Friedrich, beide Hauptstützen des Protestantismus, an Kaiser Carl V., dessen Hauptfeind, an und machte an seiner und Alba's Seite den Schmalkaldischen Krieg mit, der keinen andern Zweck hatte, als die Folgen der Reformation zu vernichten und Carl zum absoluten Herrscher Deutschlands zu machen. Carl belohnte ihn dafür mit der Kurwürde und Moritz nahm Würde und Land der älteren Linie seines Hauses ohne Gewissensskrupel an. Der Kaiser freute sich, einen so mächtigen Bundesgenossen in Norddeutschland geschaffen zu haben. Aber Moritz war kaum im Besitze der Macht, als er, unter dem Vorwande, die über Magdeburg verhängte Acht auszuführen, Kriegsvölker zusammenzog und plötzlich über seinen bisherigen Freund, Herrn und Beschützer, Carl V., herfiel. Der Kaiser, zu Innsbruck gichtkrank, war in Gefahr, als Gefangener in seine Hände zu fallen und sah sich gezwungen, mit Moritz den berühmten, den Protestanten nützlichen Vertrag von Passau (31. Juli 1552) abzuschließen. Jetzt stellte sich dieser als beinahe gleiche Macht an die Seite des Kaisers und suchte jenen Ueberfall wieder gut zu machen, indem er an dem Kriege gegen die Türken theilnahm. Nach Sachsen zurückgekehrt, gab er seinem Volke manche nützliche Einrichtungen, unter denen die Schöpfungen der Fürstenschulen hervorragen, die noch heute blühen und aus denen viele der bedeutendsten Männer Deutschlands hervorgegangen. Aber bezeichnend für ihn und seine Politik ist es, daß er wohl viel für die Erziehung der höhern Stände that, die des Volkes aber vollkommen vernachlässigte.

Als Kurfürst von Sachsen und trotz der Freundschaft, die er Carl V. durch die Theilnahme am Türkenkriege beweisen wollte, schloß er bald ein Bündniß mit dem Feinde des letzteren, Heinrich II. von Frankreich, das allerdings von den Zeitgenossen und der ganzen protestantischen Partei gebilligt wurde, da man Carl V. in Folge seiner Politik nicht mehr als Deutschen betrachten konnte. In Folge dessen gerieth er in eine Fehde mit Markgraf Albrecht von Brandenburg, dem Hohenzoller, der, weil ihn Heinrich II. nicht gut genug bezahlte, sich an den Kaiser anschloß und in Deutschland wie ein Mordbrenner hauste. Moritz zog gegen ihn aus und legte ihm das Handwerk, indem er ihn in der Schlacht bei Sievershausen auf's Haupt schlug. Aber in derselben Schlacht erhielt er eine Wunde, die seinem bewegten, thatenreichen, im Ganzen nützlichen und verhältnißmäßig noch jungen Leben ein Ende machte. Der treffliche Wirth in seiner deutschen Geschichte sagt in Bezug auf die im Schmalkaldischen Kriege unterlegenen protestantischen Fürsten und auf Moritz von Sachsen: „Die Redlichkeit unterlag und das Unrecht behauptete bleibend den Sieg; aber nur in eines Moritz Hand zusammengefaßt, vermochte die sächsische Macht ein Schirm der Evangelischen zu sein." — Doch wie wunderbar drehen und wenden sich oft die Schicksale und Zustände. Die Nachkommen dieses Schirms der Evangelischen sind heute katholisch und seit der Schlacht bei Königgrätz scheint die durch Moritz herabgedrückte ältere Linie mächtiger und ihres Besitzes sicherer zu sein, als die von ihm emporgebrachte jüngere Linie, die übrigens nur auf ein paar Augen beruht, während jene eine ganze Zahl großer und kleiner Throne inne hat.

Literatur.

Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Akten von J. G. Fischer. (Cotta.) — Es weht ein edler Geist durch dieses Stück, das, trotz seinem tragischen Schluß, doch mehr „Historie" ist, als Tragödie. Wir haben nichts gegen diese Gattung, die dem Volke seine Geschichte vorzuführen bestimmt ist, aber bei der Beschaffenheit unserer Bühne und unseres Publikums sind wir, was die Aufführung betrifft, für solche Stücke immer besorgt. In J. G. Fischers „Florian Geyer" thut sich eine großartige, eine bewunderungswürdige Naivität kund, die an die besten Zeiten erinnert, in unserer aber nicht praktisch ist, wie sehr poetisch sie auch sein mag: denn solcher Naivität gegenüber muß ein täuschungsfähiges und täuschungsfrohes Publikum sitzen, was das unsere nicht ist. Und so glauben wir, daß dieses Trauerspiel ungeachtet höchst dramatischer Scenen, packender Worte, edler Sprache und edlen Sinnes das Schicksal mancher edlen Dichtung theilen und nur ein Lesedrama bleiben wird.

„Der Mormonenprophet und sein Harem" ist der Titel eines neuen Buches, das merkwürdigerweise eine Frau zur Verfasserin hat, was uns an Ida Fricks Roman „Mohamed und seine Frauen" erinnert. Frau Waithe hat große Mühe, ihre Erfahrungen bei den Mormonen in anständige weibliche Worte zu fassen, aber sie zieht sich mit Geschick aus dieser Verlegenheit, ohne, wie es Lady Montague geschehen, die sich ebenfalls für Harem's interessirte, ihre Weiblichkeit zu compromittiren. Aus ihren Berichten geht hervor, daß der Mormone sein Harem nicht immer nach seinem Geschmacke bevölkern kann und daß die Mormon'sche Vielweiberei nicht immer eine Quelle häuslichen Glückes sei. Der Mormone muß oft Weiber nehmen, deren entfernteste Bekanntschaft er vorziehen würde, gegen die er sich mit Hand und Fuß sträubt. Das kommt so: Es gibt im Mormonenstaate immer verwittwete Schwestern, die ihren Familien zur Last fallen. Da sieht man sich nach einem Mormonenbruder um, dem

es gut zu gehen scheint. Ein Würdenträger der Kirche begibt sich zu ihm, knüpft ein Gespräch an, leitet es auf seine guten Vermögensumstände und schließt mit der Bemerkung, daß es ihm, dem Mormonenbruder, bei so bewandten Umständen nicht schwer fallen könne, eine Frau mehr zu ernähren. Solche Zumuthungen bedeuten gerade so viel wie Befehle, und der Gläubige hat selten den Muth, dem Würdenträger zu widersprechen. Indessen finden sich von Zeit zu Zeit doch widersetzliche Naturen, die einen Widerspruch wagen. Mit solchen muß man kämpfen und weiß mit ihnen fertig zu werden. In diesem Falle verfährt man gewöhnlich, wie folgt:

Der Vermittler begibt sich in Gesellschaft von zwei, drei und mehreren Mormonenschwestern zu dem rebellischen Mormonenbruder.

Es hat den Anschein, mein Bruder, sagt der Vermittler, daß es dir nicht schlecht gehe.

Nicht zu schlecht, in der That.

Das trifft sich prächtig! Du könntest also noch zwei Schwestern, die dir hier der Prophet überschickt, über dich nehmen.

Der Bruder erschrickt und sträubt sich. Gleich zwei auf einmal! Er ist außer sich, er bittet, er fleht, er unterhandelt, er erklärt sich endlich, eine zu nehmen. Das ist Alles, was man wollte, und der Mormone hat eine Frau mehr. —

Von Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts ist der 8. Theil erschienen. Rudolph Gottschall bespricht dieses ausgedehnte und wichtige Werk in den Blättern für literarische Unterhaltung auf eingehende, höchst geistreiche, tief einschneidende Weise. Die unverbesserlichen Beschränktheiten dieses bedeutenden Schriftstellers, der Mangel an Verständniß der Poesie bei diesem Literarhistoriker und Shakespeare-Erklärer sind nie besser hervorgehoben worden. Das merkwürdige Amalgam von Hofrath, Demokraten, Philister, Kunstrichter und großem Stubengelehrten ist scharfsinnig und stark charakterisirt. Wer Byron, Shelley, Moore, Börne, Heine ꝛc. so beurtheilt, wie es Gervinus thut, gegen den wendet sich in der That der Zorn eines Poeten und unparteiischen Kritikers mit vollem Rechte — und mit vollem Rechte nennt man ihn einen modernen Gottsched.

Zahlen. — Die englische Kriminalstatistik. Der für das Jahr 1865 dem Parlament übergebene Bericht enthält für den Kriminalstatistiker sehr interessante Zahlen.

Die Gesammtzahl der Morde beläuft sich auf 135, um einen mehr als im vergangenen Jahr. Acht wurden in London begangen, 13 zu Liverpool, 38 in verschiedenen Städten der vereinigten Königreiche und 76 auf dem Lande.

Man zählt außerdem 2,615 Diebstähle mit Einbruch und Mordversuch (24 mehr als im Jahre 1864), 470 Brandlegungen und 787 Selbstmorde.

Die Zahl der einfachen Diebstähle beläuft sich auf 44,908, der Jagdfrevel auf 10,392.

Die Gesammtzahl der Verurtheilten jeder Art ergibt 312,822, darunter 50,668 weiblichen Geschlechtes. An Todesurtheilen wurden 20 ausgesprochen (12 weniger als 1864). Vergleicht man diese kleine Zahl mit den im Jahre 1825 ausgesprochenen 1036 Todesurtheilen, so kann man den großen Fortschritt würdigen und einsehen, um wie viel die Achtung vor dem Menschenleben im Geiste der englischen Richter und des englischen Gesetzes gestiegen. Von diesen 20 wurden nur 8 hingerichtet, 9 kamen in's Bagno, 1 tödtete sich selbst, 1 wurde für unschuldig erkannt und 1 hat sich durch die Flucht gerettet. Die Gefängnißkosten betragen in England per Jahr durchschnittlich 20 Millionen Franken. —

Das Pariser Handelsgericht ist nicht für Nichts da. Es gibt wohl wenige Tribunale auf Erden, die so viel zu thun hätten, wie dieses. In dem Gerichtsjahr von 1864 — 65 kamen nicht weniger als 66,870 Angelegenheiten vor seinen Richterstuhl. Es sprach 55,894 Urtheile und führte 4661 Ausgleiche herbei. 5,763 Angelegenheiten wurden zurückgezogen. Nehmen wir nur die runde Summe von 60,000 an, so kommen noch 1,200 Prozesse auf die Woche und 200 auf den Tag. —

Ehescheidungen oder vielmehr Trennungen von Tisch und Bett wurden im letzten Jahre von den französischen Gerichten 2440 verlangt und dieses Verlangen ging in 2160 Fällen von den Frauen, in nur 280 Fällen von den Männern aus, und man behauptet, daß in 90 von 100 Fällen die Frauen im Rechte seien und die Treulosigkeit, die Ursache der Trennung, auf Seiten des Mannes sich finde. Das Departement der Seine (Paris und nächste Umgegend), welches nur den zwanzigsten Theil der französischen Bevölkerung enthält, liefert für sich allein den fünften Theil der gesammten Trennungsfälle. Nur zwei Departements, Lozère und Hoch-Savoyen, bieten keinen solchen Fall. Eine französische Zeitung fügt dieser letzteren Angabe den schlechten Witz hinzu in der Frage, ob in diesen musterhaften Departements die Ehemänner nicht den Tod der Scheidung vorziehen?

Zwei Briefe Napoleons I. — Dem achten Bande der Correspondenz Napoleons, der soeben erschienen, entnehmen wir zwei Briefe als Beispiele, wie man an einen theuern Schwiegervater schreibt, den man zu wiederholten Malen geschlagen und arg gedemüthigt, und an eine Braut, die man sich auf diese Weise gewonnen. Der erste Brief ist aus Compiegne, 29. März 1810, datirt, nachdem Marie Louise, die Braut, daselbst angekommen war, und lautet:

An Franz II., Kaiser von Oesterreich, in Wien.

Mein Herr Bruder und Schwiegervater; die Tochter Eurer Majestät ist seit zwei Tagen hier. Sie verwirklicht alle meine Hoffnungen und seit zwei Tagen gebe ich und empfange von ihr fortwährende Beweise der zarten Gefühle, die uns verknüpfen. Wir sagen einander vollkommen zu. Ich werde ihr Glück geben und ich werde das meine Eurer Majestät schulden. Erlaube mir Eure Majestät, Ihr für das schöne Geschenk, das Sie mir gemacht, zu danken und möge Ihr väterliches Herz sich an den Versicherungen des Glückes Ihres geliebten Kindes erfreuen.

Wir gehen morgen nach St. Cloud und den 2. April feiern wir die Ceremonie unserer Vermählung in den Tuilerien. Möge Eure Majestät nie an den Gefühlen der Achtung und hohen Werthschätzung, aber vor Allem nicht an der großen Zärtlichkeit zweifeln, die ich Derselben gewidmet.

Napoleon.

Der Brief an die Braut Marie Louise selber ist vom 8. März, also älter als der vorhergehende:

Meine Frau Schwester (Madame ma soeur). Der Erfolg meiner an S. M. den Kaiser, Ihren Vater, gerichteten Bitte, mich mit Ihnen durch die Ehe zu verbinden, ist ein kostbarer Beweis der Achtung und Werthschätzung, die er mir entgegenbringt. Ich fühle sehr lebhaft den Werth der Zustimmung, die Sie selbst zu einer Verbindung geben, welche mich mit der aufrichtigsten Freude erfüllt und mein ganzes Leben verschönern soll. Mit lebhaftester Ungeduld erwarte ich den Augenblick, der deren Vollziehung beschleunigen soll. Ich richte bei dieser Verbindung vor Allem meine Gedanken auf die Mühe, die ich mir geben werde, Sie glücklich zu machen.

Meine Wünsche in dieser Beziehung sind um so aufrichtiger, als mein eigenes Glück wesentlich an das Ihre geknüpft sein wird.

Ich habe den Fürsten von Neuchatel, meinen außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten, beauftragt, Ihnen mein Porträt zu übergeben. Ich bitte Sie, es als ein Pfand der Gefühle entgegenzunehmen, die in mein Herz gegraben und unveränderlich sind.

Napoleon.

Die Pygmäen keine Erfindung Homers. — Der französische Missionär, Pater Leon des Avanchers, der seit vielen Jahren im Innern Afrika's lebt, liefert der Pariser Geographischen Gesellschaft einen Bericht, in welchem er für die Existenz eines Zwergvolkes eintritt, welches im Innern Afrika's leben, Thinsiatle heißen soll und dessen Männer nicht größer seien, als unsere Kinder von zehn oder zwölf Jahren. — „Auf die Versicherungen zahlreicher Berichte hin (sagt der Missionär) glaube ich an die Existenz der Pygmäen in Afrika; in Zanzibar nennt man sie Wa-Berikins, d. i. das zwei Fuß hohe Volk. Ich denke, daß dieses Zwergvolk unter dem Aequator wohnt. Hier sagt man, daß sie südlich vom See Baru wohnen; die Simalis verlegen sie südlich vom See El Boo. Im Königreich Ghera finden sich viele von diesen Zwergen, mißgestaltete Wesen, kurz- und dickleibig, dickköpfig und höchstens vier Fuß hoch." — Vergleicht man nun diesen Bericht mit dem des berühmten Reisenden Duchaillou, welcher behauptet, in der Gegend von Gabu einige einer zwerghaften Bevölkerung angehörige Individuen gesehen zu haben, so ist man zu glauben versucht, daß Homer wieder einmal Recht hat, da er die Pygmäen gerade in die Mitte des alten Libyen verlegt. Es ist aber auch möglich, daß Duchaillou der Lügner ist, für den ihn Viele ausgeben (was wir aber nicht glauben) und daß der Missionär zu gläubig gewesen.

Eine zeitgemäße kleine Geschichte erzählen wir Herrn Gaborian nach, da sie mit ihrer Philosophie sich heute in Deutschland so vielfach anwenden läßt:

Eines Tages begleitete ich die Frau eines Freundes auf den Vogelmarkt, wo wir auf seinem Gestelle einen armen „Galeerensklaven" bemerkten. Die Vogelhändler geben diesen wohlverdienten Namen einem Vogel, den sie zum erbarmungswürdigsten Märtyrerthum erziehen. Der Unglückliche wird in einen eigens ad hoc gebauten Käfig gesetzt. Sein Wasser und sein Futter befinden sich außerhalb seines Bereiches in kleinen, an leichter Kette hängenden Eimern. Wenn er essen oder trinken will, muß er, mit Schnabel und Füßen arbeitend, den Eimer, den er braucht, heraufziehen. Dieses Schauspiel empörte meine Begleiterin. Den Vogel muß ich haben, rief sie, ich will ihn befreien! — Sie kaufte ihn in der That und zahlte für Vogel sammt Käfig sechzig Franken. — Heimgekehrt, quartirte sie ihn sofort in einem großen, weiten Käfig ein. Ihm mußte das beinahe so viel bedeuten wie Freiheit. — Aber ach! der unselige Galeerensklave hatte es verlernt, so zu essen und zu trinken, wie jeder andere — Vogel. Ueberrascht und stutzig flog er im Käfig hin und her und es fiel ihm nicht ein, Hirse und Hanfsamen, die man ihm bequem hingestellt hatte, zu berühren. Um ihn nun vom Hungertode zu retten, mußte man ihm seine „Galeere" zurückgeben. Kaum befand er sich wieder auf seinem Gestelle, auf seinem Marterwerkzeuge, als er, ganz lustig und beruhigt, seinen Wassereimer herbeizog, einen Trunk that und — sang.

Uns gemahnt die gute Geschichte Gaborians an das schöne polnische Gedicht „die Vögel", das Ernst von Feuchtersleben so übersetzte:

Zum Vater sprach der Sohn: Was bist Du nur so traurig?
Der Käfig ist von Gold, im Wald ist's öd' und schaurig.
Der Vater sprach zum Sohn: Du bist in Gold geboren,
Du sahst die Freiheit nie — ich habe sie verloren.

Die Perlenfischerei im persischen Meerbusen, ihrem bedeutendsten Erntefelde, fiel vergangenes Jahr besonders reichlich aus. Einem Berichte über dieselbe entnehmen wir folgende interessante Einzelnheiten: Die Fischerei beginnt im April und dauert bis Ende August oder September. Was den Gewinn betrifft, so bildet jedes Boot eine auf Vertheilung begründete Gesellschaft und die Ausbeute zerfällt in zehn Theile; der Eigenthümer und Kapitän erhalten zwei, die Taucher drei, die Männer, die die Seile halten, zwei Theile; die drei übrigen Theile werden für Vorräthe und anderweitige Ausgaben verwendet.

Manche dieser Schiffer können ihre Arbeit für sich selbst ausbeuten, aber die meisten sind von Agenten, Perlenhändlern, indischen und anderen, abhängig, die in den Städten des Küstenlandes wohnen. Diese Agenten und Kaufleute machen den Tauchern während der todten Jahreszeit Geldvorschüsse, und sobald der Frühling kommt, werden die Boote mit Datteln, Reis und andern Vorräthen für eine gewisse Zeit versorgt und gehen nach den Perlenbänken ab, die sie nur verlassen, wenn die Vorräthe ausgehen oder das Wetter sie dazu zwingt. Manchmal liegen Hunderte von Barken in der Nähe der Perlenbänke vor Anker. Im Allgemeinen kann man bis zu einer Tiefe von vier bis sieben Braß (eine kalkuttische Braß = 44 Centimeter) tauchen. Bis zu einer Tiefe von 15 Braß zu tauchen, gilt für gefährlich. — Die Mannschaft besteht aus Tauchern und aus solchen, die die Seile halten; die ersten tauchen, die andern bleiben aufrecht im Boot, um die Taucher heraufzuziehen. Jeder Taucher hat seinen ihm zu diesem Zweck angewiesenen Mann. Der Taucher entkleidet sich, schließt seine Nasenlöcher vermittelst eines Nasenklemmers von Horn, hat einen Strick um den Leib und einen Stein oder ein anderes Gewicht am Fuße. Er gleitet vom Schiffe hinab, gerade und mit den Füßen voraus, bis er den Grund des Meeres erreicht und rafft die Austern zusammen, so lange er unter Wasser bleiben kann. Dann zieht er am Stricke, läßt den Stein los und wird von seinem Manne in's Schiff zurückgezogen. An den Stein ist ein zweites Seil gebunden, mittelst dessen auch dieser heraufgeholt wird. Die Austern sammelt der Taucher in eine Tasche, die an seinem Hals oder an dem Gürtel befestigt ist. — Die jährliche Ausbeute der Perlenfischerei hat einen ungefähren Werth von sechs Millionen Franken und wirft den Häuptlingen oder Behörden der Küste eine Steuer von beinahe 500,000 Franken ab.

Die Panzerschiffe sind keine Erfindung unserer Zeit. In seiner Geschichte der Johanniter gibt Bosio die Beschreibung einer Kriegsgaleere, die zur Flotte Kaiser Carls V. vor Tunis gehörte und die ganz mit Bleiplatten (vielleicht praktischer als Stahl und Eisen, weil elastischer und nachgiebiger) gepanzert war. Dieses Kriegsschiff, das Santa Anna hieß, war in Nizza im Jahre 1530 gebaut, hatte sechs Verdecke, eine zahlreiche und starke Artillerie und eine Bemannung von dreihundert. An Bord desselben befanden sich eine Kapelle, ein großer Empfangssaal, eine Pulverkammer und eine Bäckerei, in der täglich gebacken wurde. Aber das merkwürdigste daran blieb immer sein Panzer, der aus Bleiplatten bestand, die vermittelst messingener Bolzen an dem Körper des Schiffes befestigt waren. Der Geschichtsschreiber versichert, daß das Schiff seine Festigkeit diesem Panzer verdankte, denn es wurde nie beschädigt, obwohl es oft im Kampfe und zahlreichen und starken Geschoßen ausgesetzt gewesen. Eine Abbildung dieses Panzerschiffes sieht man noch heute auf den alten Fresken des Johanniterpalastes zu Rom.

Im Garten zu Schönbrunnen
Da liegt der König von Rom.

Louis Napoleon denkt nach und nach alle sterblichen Reste seiner Familie um das gewaltige Denkmal seines Onkels im Dom der Invaliden zu versammeln; jedenfalls ein besserer Gedanke, als jener gewesen, die Asche Napoleons I. nach St. Denis zu übertragen und dort in Gesellschaft der bourbonischen Könige beizusetzen. Das hätte doch gar zu sehr wie ein Anachronismus, wie ein politischer Fehler und wie Zudringlichkeit eines Parvenü's ausgesehen. — Seit längerer Zeit unterhandelt Louis Napoleon mit Oesterreich wegen Uebertragung der Reste des Königs von Rom; Oesterreich hat keine Ursache, auf diesen Besitz großen Werth zu legen und befindet sich außerdem in einer Lage, in der es sich gerne gefällig zeigt. Louis Napoleon hat einem Habsburger eine mexikanische

Kaiserkrone geschenkt; die wird doch so viel werth sein, daß man sie mit der Leiche eines armen Jünglings, der nie zu einiger Bedeutung gelangte, bezahlen kann? — Joseph Carl Franz Napoleon, den sein Vater König von Rom, sein Großvater Herzog von Reichstadt, sein Vetter Napoleon II. nennt, wurde am 20. März 1811 zu Paris geboren. Welch ein Lärm! welche Feste! welche goldene Wiegen! welche Titel! und vor Allem welche Pläne! — Aber schon am 2. Mai 1814 mußte das Kind als Verbannter, als vaterlose Waise, an der Seite einer Mutter, die den Vater verlassen, in's Exil wandern. In den Staaten seines Großvaters angekommen, wurde ihm vor Allem sein Titel, sein Name genommen und Alles von ihm entfernt, was an die Größe des Vaters erinnern konnte. Am 22. Juli 1818 erhielt er durch kaiserliches Patent den Titel „Herzog von Reichstadt". Die Geschichte des Vaters lernt er aus verbotenen Büchern kennen; er liest sie, wie andere Knaben verbotene Romane. Seine Mutter heirathet einen Geliebten und kümmert sich wenig um den Sohn. Dafür aber ist der gutmüthige und liebenswürdige Knabe und Jüngling bei allen Wienern sehr beliebt. — Von seinem Vater scheint er äußerlich wie innerlich wenig gehabt zu haben; er sah aus wie ein junger Mensch, der zu rasch aufgeschossen und für dessen Gesundheit man mit Recht besorgt sein darf. In der That stirbt er in seinem einundzwanzigsten Jahre, am 22. Juli 1832, um fünf Uhr Morgens, zu Schönbrunn. Seine Todeskrankheit hatte doch die Mutter, Marie Louise, herbeigerufen; sie saß an seinem Bette, als er die Worte ausrief: Mutter, Mutter, ich sterbe! — Die Wiener, die ihn mehr liebten, als seinen Großvater, beweinten ihn; sein Porträt fand sich nach seinem Tode überall, in Hütten und Palästen, doch öfter in Hütten, und Saphirs schlechtes Lied auf seinen Tod wurde sehr populär und mit viel Rührung gesungen:

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom.

Die Grabschrift, die man ihm gegeben, lautet (lateinisch): Zum ewigen Gedächtniß an Joseph Carl Franz, Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleons, Kaisers der Franzosen, und der Marie Louise, Erzherzogin von Oesterreich, geboren zu Paris, 20. März 1811, gestorben in dem k. k. Lustschlosse zu Schönbrunn, den 22. Juli 1832. Er wurde an seiner Wiege als König von Rom begrüßt: er war mit allen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet 2c. 2c.

Er selbst hatte für sich eine Grabschrift verfaßt, die man aber nicht brauchbar fand und nicht verwendete. Diese lautet:

Hier liegt der Sohn des großen Napoleon!
Er wurde als König von Rom geboren,
Und starb als österreichischer Oberst.....

Historische Schillergallerie. — Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim stammte aus einem der ältesten reichsgräflichen Geschlechter Deutschlands, das in Schwaben begütert war, durch viele Jahrhunderte hohe Reichswürden bekleidete und noch heute in einer protestantischen und einer katholischen Linie weiter blüht. Er wurde im Jahre 1594 geboren. Was ihn besonders bezeichnet, ist sein beinahe an Wuth grenzender Feuereifer für die Sache, die er ergriff, oder für die Unternehmung, auf die er sich einließ, und ein Muth, der keine Schranken, keine Hindernisse kannte. Deßhalb hieß er der Ajax der kaiserlichen Heere im dreißigjährigen Kriege. Wahrhafter Fanatismus für seinen Kaiser wie für seinen Glauben machte ihn zum Soldaten. Er begann seine Heldenlaufbahn mit der Schlacht am Weißen Berge, wo er trotz einer gefährlichen Wunde an der Spitze einer kleinen Schaar ein ganzes Regiment warf, um dann selbst unter die Todten zu sinken. Bei der Plünderung der Leichen zogen ihn die Seinigen hervor, eben als er begraben werden sollte. Mit geringer Macht bezwang er auch in Oberösterreich große Rebellenschaaren, machte dann den Krieg in Norddeutschland mit und hatte sein blutiges Theil an der Zerstörung Magdeburgs. Er zeigte sich bei diesem berühmten Trauerspiel noch grausamer als Tilly. Mit letzterem schlug er die Schlacht bei Leipzig, die zwar, nach Tilly's Ausspruch, durch seine Hitze verloren ging, aber seine an's Ungeheure streifende Tapferkeit in's rechte Licht setzte. Trotz dieser Niederlage galten von damals an Pappenheim und seine Pappenheimer für unwiderstehlich, obwohl man ihn nie für einen großen Feldherrn hielt. Nach vielen kleineren und größeren Thaten eilte er nur mit seiner Reiterei nach Lützen, um Wallenstein in der entscheidenden Schlacht beizustehen und sich Gustav Adolph, den er haßte, persönlich entgegenzustellen. Um ihn mit eigener Hand zu tödten, stürzte er sich in's wildeste Schlachtgewühl, aber zwei Kugeln durchbohrten seine Brust. Trotzdem mußten die Seinen Gewalt brauchen, um ihn aus dem Kampfgewühl zu tragen. Noch einmal leuchtete sein Auge vor Freude auf, als er den Tod Gustav Adolphs erfuhr. — Man hinterbringe dem Herzoge von Friedland, rief er aus, daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.

Connetable Anne von Montmorency, eine der hervorragendsten Erscheinungen dieses berühmtesten und stolzesten Hauses Frankreichs und Europa's, das in unserer Zeit ausstirbt, und eine der bedeutendsten Persönlichkeiten zur Zeit der Religionskriege auf katholischer Seite. Schon unter Franz I. zeichnete er sich in den Kriegen gegen Carl V. aus und nahm auch Theil an der unglücklichen Schlacht von Pavia, die er widerrathen hatte, und in der er sammt seinem König in Gefangenschaft gerieth. Zu großes Vertrauen in Carls V. Wort brachte ihn später um die Gnade seines Königs und entfernte ihn vom Hofe. Doch behielt er die höchste militärische Würde eines Connetable und verlor durch die Ungnade nichts von seinem beinahe unbegrenzten Ansehen. Unter Heinrich II. gelangte er wieder zu großem Einfluß, was ihm aber den Haß der herrschsüchtigen Königin Catharina von Medici zuzog, die ihn auch entfernte, als sie unter dem Namen ihres jungen Sohnes Franz II. zur Regierung kam. Aber das Aufkommen der Hugenotten zwang den Hof unter Carl IX. den alterprobten Feldherrn, der das Vertrauen des ganzen Landes besaß, wieder zurückzurufen. Er verband sich mit dem allmächtigen Herzog von Guise und nun hielt sich die katholische Partei für stark genug, um die Hugenotten vernichten zu können und der erste Bürgerkrieg brach aus (1562). In der Schlacht bei Dreux fiel er den Hugenotten in die Hände, während deren Anführer, Condé, von den Katholiken gefangen wurde. — Wieder befreit, nahm er auch am zweiten Bürgerkriege Theil und erfocht bei St. Denis einen wichtigen Sieg (1567), der ihn aber das Leben kostete — im 74. Jahre seines Alters. Die katholische Partei beklagte seinen Tod; der Hof aber freute sich, von einem Manne befreit zu sein, mit dem er wider Willen Macht und Ansehen theilen mußte.



Girolamo Savonarola.

(Illustrirt von F. Martersteig.)

Die Sehnsucht, die zum Himmel lauschte,
Nach dem Erlöser, je und je,
Die aus Prophetenherzen rauschte
In das verlass'ne Erdenweh.

Lenau.

I.

Vierzehnhundertfünfundsiebzig, am 23. April war es, dem Tage des Märtyrers Georg, der in Ferrara festlich begangen wurde, als ein junger Ferrarese mitten in dieser Festlichkeit, deren Zeitpunkt er absichtlich gewählt hatte, um desto unbemerkter entfliehen zu können, heimlich Vaterhaus und Vaterstadt verließ, eilig auf der Straße nach Bologna hinwanderte und hier angekommen an der Pforte des Dominikanerklosters klopfte und um Einlaß und Aufnahme bat, was ihm auch sofort gewährt wurde. Dieser junge Mann war Girolamo (Hieronymus) Savonarola, der nachmals durch seine religiös-sittlich, wie politisch-reformatorische und prophetische Wirksamkeit in Florenz und durch sein tragisches Ende daselbst so berühmt geworden ist.

Savonarola, geboren am 21. September 1452, stammte aus einem edlen Hause in Ferrara, wo es noch jetzt Savonarola's gibt. Von seinen Eltern, deren dritter Sohn er war, wurde er nicht zum Kloster bestimmt, vielmehr sollte er Arzt werden. Er zeigte schon früh gute Anlagen und machte erfreuliche Fortschritte in seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Eben so früh aber machte sich an ihm ein ernster Sinn, der allem Schein, aller Aeußerlichkeit und Eitelkeit abgeneigt war, geltend. Er hatte wenig Umgang mit den Genossen seines Alters; meist war er für sich, zurückgezogen, seinen Meditationen hingegeben. Wie Vieles trat aber auch dem Jüngling in der damaligen Welt entgegen, das seinen streng-sittlichen Geist mit immer tieferem Abscheu vor den öffentlichen und kirchlichen Zuständen jener Zeit erfüllen mußte! Es sind uns noch einige Canzonen aus seiner Jugendzeit erhalten, die uns diese Eindrücke und Gefühle kennen lehren. Doch

„Vorsichtig sei, Canzone,
Daß du dem Purpur nicht zu nahe kommst,
Paläste flieh und Säle,
Und nur an Wenige wende deine Räthe;
Denn aller Welt wirst du sonst feindlich gelten."

Charakteristisch ist in einer andern Canzone, welche die verweltlichte Kirche zum Inhalt hat, der Ausruf: „Wenn man die großen Flügel könnt' ihr schneiden!" Doch auch hier sagt er sich: „Klag' immerhin, doch schweig', dieß scheint das Beste."

In die Welt einzutreten und sich in einen Kampf mit ihr einzulassen, dazu fühlte sich der junge Mann für jetzt noch zu schwach. So bleibt ihm denn nur übrig, wenigstens sich und seine Seele von der Verderbniß der damaligen Welt unbefleckt zu erhalten und das glaubte er am sichersten hinter den Klostermauern erreichen zu können.

Am dritten Tag nach seiner Aufnahme in's Kloster schrieb Savonarola einen Brief an seinen Vater, in welchem er diesen mit der Ursache seines Schrittes bekannt macht, „auf daß Ihr erkennet, daß ich nicht so jugendlich unbesonnen, wie Einige sagen, diesen Schritt gethan habe." Und nun nennt er das große Elend der Welt, die überhand nehmende Ungerechtigkeit der Menschen, ihr unzüchtiges, räuberisches, tyrannisches Unwesen, was mit anzusehen das größte Leiden gewesen sei, das er in dieser Welt habe empfinden können, um dessentwillen er auch alle Tage Gott gebeten habe, er möge ihn aus diesem Kothe herausnehmen. Daß er aber heimlich in's Kloster gegangen, auch das habe seine verzeihlichen Gründe. „Wisset, daß mein Schmerz und das Leid, das ich drinnen im Herzen empfand, Euch verlassen zu müssen, so groß war, daß, wenn ich es Euch geöffnet hätte, ich in Wahrheit glaube, es wäre mir, ehe ich von Euch abgereist wäre, zersprungen und mein Gedanke und Plan wäre aufgegeben worden."

Ueber den folgenden Lebensabschnitt von seinem Eintritt in's Dominikanerkloster bis zu seiner bleibenden Ansiedlung in Florenz 1490, von wo an erst sein großes öffentliches Auftreten und seine historische Bedeutung anhebt, haben wir nur spärliche Nachrichten. Nach seinem Probejahr, das er in aller Strenge aushielt, ward er Mönch und ein Mönch von Herz und Seele. Seine Obern bestimmten ihn zum Unterricht in der Philosophie; später wurden ihm, als er nicht mehr zu jung hiefür schien, Predigt und Beichtstuhl übertragen. In seinen äußeren Verhältnissen finden wir vielen Wechsel; er wird bald dahin, bald dorthin versetzt als Lektor oder Prediger. Im Jahre 1482 ist er in Ferrara, seiner Vaterstadt; von da kam er nach Florenz in das dortige Dominikanerkloster S. Marco, wo er fast vier Jahre verblieb. Doch ging dieser erste Aufenthalt in Florenz still und ohne alles Aufsehen vorüber; später treffen wir ihn in der Lombardei, besonders in Brescia. Anfang des Jahres 1490 erhielt er von seinen Obern den Befehl, die kommenden Fasten in Genua zu predigen. Mitte Januar reiste er ab zu Fuß. Von Pavia aus hatte er Gelegenheit, an seine Mutter zu schreiben, welche den Wunsch nicht unterdrücken konnte, es möchte Girolamo zu ihrer und der Familie Hilfe seinen bleibenden Wohnsitz in Ferrara nehmen. Auf dieß Verlangen, erklärte er aber, könne er nicht gut eingehen. Er müsse arbeiten, wo er hingestellt werde. „Daher, meine herzliebe Mutter, muß es Euch nicht betrüben, wenn ich mich von Euch entferne und wenn ich in verschiedene Städte, bald dahin, bald dorthin wandere, denn dieß Alles thue ich für das Heil vieler Seelen in Predigen, Ermahnen, Beichthören, Lehren und Rathen....... Wisset, daß mein Herz entschiedener ist, denn je, Seel und Leib hinzugeben und alle Wissenschaft, welche mir Gott gegeben hat, und alle Gnadengabe aus Liebe zu Gott um des Heiles meines Nächsten willen."

Von Genua wurde er wieder nach Florenz versetzt; wir wissen nicht, aus welchen Gründen. Nach einigen alten Biographen wäre es auf den Wunsch Lorenzo's von Medici selbst geschehen, dem unser Savonarola von dem ältern Grafen Pico della Mirandola, der ihn hatte kennen lernen, warm empfohlen worden sei. Savonarola stand jetzt in der Blüthe seiner Manneskraft; es ist ihm nicht mehr genug an seinem eigenen Heil, er ist jetzt voll Eifer, auch für das Heil Anderer zu wirken; er muß auch bereits die Macht dazu haben; denn er kann, wo er aufgetreten ist, von Wirkungen sprechen. Seine Anschauungen von der Welt und der Kirche seiner Zeit und insbesondere von Italien haben sich zwar allerdings nicht geändert; sie konnten es auch nicht; aber die Hoffnung und Ahnung einer bessern Zeit, einer Verjüngung, hat eben so kräftig in dem Manne durchgeschlagen, und sie erscheint seiner Phantasie als göttliche Eingebung, die er als Prophet zu verkündigen habe.

Hätte Savonarola in Ferrara, wie seine Mutter wünschte, oder in sonst einer der mittleren Städte Oberitaliens seinen Sitz bleibend aufgeschlagen, oder wäre er wie bisher bald in dieser, bald in jener Stadt als eine Art Wanderprediger aufgetreten, — er wäre doch wohl nie der Savonarola geworden, den die Geschichte kennt; wenigstens hätte er sicherlich nie die Wirkungen hervorrufen und die Macht werden können, die er geworden ist; indessen auch seine persönlichen Geschicke hätten dann nicht so geendet, wie sie geendet haben. Dazu mußte er einen Schauplatz finden, der seinem Genius entsprach, nach innerer Anlage und äußerer Bedeutung. Und dieß war Florenz, im Centrum Italiens, mit einer Bevölkerung voll Empfänglichkeit für Ideen, für die Macht des Wortes, für Freiheitsbestrebungen, für politische und sittlich-religiöse Reform. Aber auch in eine entscheidende kritische Zeit mußte sein Aufenthalt daselbst fallen, ein merkwürdiger Zusammenfluß von Umständen mußte dazu kommen, damit er die Rolle spielen konnte, die er gespielt hat. Wäre z. B. Lorenzo von Medici länger am Leben geblieben, wer weiß, wie Alles anders gekommen wäre! Es mußte Lorenzo im besten Mannesalter sterben, Carl VIII. über die Alpen kommen, Pietro sich flüchten, das Volk in Aufregung gerathen — in solche Verhältnisse und Zeiten mußte Savonarola's Aufenthalt in Florenz fallen.

Das Dominikanerkloster in Florenz, das Savonarola zum zweiten Male in seine Mauern aufnahm, war S. Marco, dessen erlauchteste Zier er ward. Es sollte unter ihm für Florenz werden, was seiner Zeit die Bethlehemskapelle für Prag durch Huß geworden war.

Kaum hatte er in S. Marco sein Amt als Lesemeister begonnen, als seine Vorlesungen, die zunächst für die Novizen bestimmt waren, eine zahlreiche Zuhörerschaft, darunter viele gelehrte und geistvolle Männer aus der Stadt, herbeizogen. Den 1. August, an einem Sonntag, begann er dann in der Kirche zu S. Marco öffentlich die Apokalypse zu erklären. Daß hier von einer historisch-grammatischen Interpretation im wissenschaftlichen Sinne unserer Zeit keine Rede war, brauchen wir kaum zu sagen; das Buch diente ihm nur, wie so vielen Andern schon, als Unterlage für seine Ideen über die Reformation seiner Zeit und die ihr vorangehenden Krisen. Der Inhalt seiner Vorträge war: „Es werde eine Erneuerung der Kirche stattfinden; Gott werde vor solcher Erneuerung große Heimsuchung über ganz Italien kommen lassen; es werde dieß beides endlich bald stattfinden."

Eine Neubelebung hatte zwar Italien im Laufe des 15. Jahrhunderts bereits erfahren: wir meinen die Renaissance der alten klassischen Literatur. Und wahrlich wir dürfen diese Erscheinung nicht gering anschlagen; in ihrer grammatisch-philologischen, klassischen und kritischen Richtung, die sie erweckte, war sie eine nothwendige Ergänzung zu dem wieder erwachenden reineren religiös-sittlichen Geist in der Kirche, der ohne sie der wissenschaftlichen Waffen entbehrt hätte. Nach seiner ganzen Individualität und Bildung war Savonarola nicht der Mann, um den Werth dieser Renaissance unbefangen zu würdigen; er sah nur ihre Schattenseiten, nur einen Zug weiter in dem modernen Heidenthum.

Wie in ganz Italien, so herrschte dieses moderne Heidenthum besonders auch in Florenz. Wie ganz anders klang nun das Wort Savonarola's, der Fasten 1491 bereits in der Domkirche predigen mußte. Alle Biographen sind einstimmig, daß sein Auftreten eine ungeheure Sensation erregte. Eine solche Sprache hatte man in Florenz noch nicht gehört. Offenbar war Savonarola des Wortes jetzt mächtiger geworden als früher, obwohl auch jetzt noch nicht der mächtige Redner, der er später geworden ist. Aber mehr als die Form fesselte der Inhalt, der ascetisch-ernste, rigoros-sittliche, prophetisch dräuende und verkündende, der so ganz im Widerspruch mit dem bisher herrschenden Geiste der heiter sinnlichen Lebenslust war.

Die Wirkungen dieses Auftretens waren aber zwiefacher Art. Viele fühlten sich beengt durch dieses Drängen auf Buße und Reform und in ihrer bisherigen süßen Gewohnheit des Daseins gestört; Andern erschien seine prophetische Sprache als leere Anmaßung, seine Visionen galten ihnen als Produkte einer erhitzten Phantasie; wieder Andere befürchteten von solchen Reden unangenehme politische Folgen: es könnte wenigstens Lorenzo mißfallen. Er gedachte daher anfangs einzuhalten, aber er konnte nicht mehr, so sehr hatten seine Ideen von einer Reformation der Kirche und Italiens und einer großen Heimsuchung, die ihr vorangehe, Gewalt über ihn erlangt, und eben so wenig konnte er von der prophetischen Form, in der er dieß schaute und verkündigte, ablassen.

Ueber diesen allgemeinen Angelegenheiten verlor er indessen seine nächste Umgebung nicht aus den Augen: wir meinen sein Kloster S. Marco, zu dessen Prior er schon im Jahre 1491 gewählt worden war. Einmal an die Spitze gestellt, suchte er sein Ideal einer geschlossenen religiösen Gemeinschaft, so viel an ihm, zu verwirklichen und zunächst den Kreis, über den er jetzt Gewalt hatte, auf den Geist und Stand der ursprünglichen Stiftung wieder zurückzuführen, doch mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit. S. Marco sollte der Brennpunkt werden, von dem aus in immer weiteren Kreisen die neue sittlich-soziale Reform ausginge; es sollte für Florenz werden, was in seinen Gedanken Florenz für Italien. Unter der Leitung seines neuen Priors wurde es in der That auch ein Musterbild ascetischer Frömmigkeit, es bevölkerte sich in nie gesehener Anzahl. Die Söhne der edelsten florentinischen Familien, der Rucelai, Salviati, Albizzi, Strozzi, Medici, Rinuccini drängten sich herzu, um aus Savonarola's Händen das Gewand des heil. Dominikus zu nehmen. Eins noch that in dieser Beziehung noth. S. Marco war im Verband der lombardischen Dominikaner-Kongregation und stand unter deren Generalvikar. So lang dieses Verhältniß bestand, schien unserm Savonarola das Werk seiner Reform noch nicht gesichert; denn der lombardische Vikar durfte nur den Prior oder die bedeutendern Mitglieder von S. Marco versetzen, um den eigenthümlichen Geist desselben zu brechen, oder er konnte diesen vermischen und alteriren durch fremdartige Elemente, die er aus andern Klöstern dahin versetzte. Er wußte den ganzen Konvent für die Trennung zu begeistern; der Gedanke schmeichelte selbst der florentinischen Bürgerschaft und die Signorie (die Regierung) unterstützte die Bemühungen Savonarola's kräftigst beim Papste — und Savonarola kam an sein Ziel.

In die politischen Angelegenheiten von Florenz hatte er sich bis jetzt in keiner Weise direkt gemischt; es genügte ihm vor der Hand, eine schönere Zukunft Italiens und der Kirche verkündet und seine nächste Umgebung, sein Kloster, reformirt zu haben. Aber schon damals war er für sich in seinen politischen Ansichten entschieden: er war ein Freund der Volksfreiheit.

In Florenz herrschte damals der berühmte Lorenzo von Medici. Bekanntlich hat die mediceische Familie, indem sie die Parteikämpfe der florentinischen Republik ausbeutete, in derselben zuletzt eine fürstliche Stellung eingenommen. Es war Giovanni von Medici, Banquier wie so viele Florentiner, der am Anfang des Jahrhunderts den Grund dazu gelegt hat durch seinen Reichthum, seine ausgebreiteten Geldgeschäfte, seinen fast grenzenlosen Kredit, sowie durch die Volksgunst. Sein Werk setzte Cosimo fort, der 1464 starb. Nicht daß er dem Regiment eine monarchische Staatsform gegeben hätte; aber thatsächlich hat er eine Verwandlung in Florenz herbeigeführt, welche die alte Form nur dem Scheine nach noch bestehen ließ. Das vermochte er durch seine Freigebigkeit, welche Viele an die Interessen seines Hauses knüpfte, denn er war der erste Banquier im damaligen Italien, auch List

und Gewalt hat er nicht verschmäht. Indessen auch an geistigen Mitteln ließ er es nicht fehlen, um Kreise um sich zu ziehen. Durch Begünstigung der Kunst und der neu erwachten Studien des Alterthums schuf er einen Boden, auf welchem die Kraft der Florentiner sich bethätigen und Ersatz für den Verlust der bürgerlichen Freiheit finden sollte. Ein Netz ward so über Florenz geworfen, die verschiedensten Kreise waren in setzte Lorenzo, der Erlauchte, nach der kurzen, aber trüben Zeit Pietro's das Regiment fort, er selbst hatte Sinn für die Wissenschaften, deren Pflege er auf's Höchste begünstigte. Dazu ein heiter-sinnliches, feines, üppiges Leben in Festen, Spielen, Nachahmungen des Alterthums, in Luxus u. dgl.!

Wenn Lorenzo hoffte, es werde, wie so mancher Andere, so auch der nicht ohne sein Zuthun in die



Savonarola.

das mediceische Interesse gezogen: die Aermern, die Geschäftsmänner, die Künstler, die Gelehrten, ungerechnet die spezielle Partei. Der Geist in Florenz schien ermüdet von den politischen Kämpfen, in denen so oft alle schöne Privatexistenz untergegangen war, an die Stelle politischen Lebens war der Reiz des Privatlebens oder des rein sinnlichen Genusses oder des Geldbesitzes oder der Kunst und Wissenschaft und der Auszeichnung in denselben getreten. In dem Stile des Großvaters Arnostadt berufene Savonarola zur Verherrlichung des mediceischen Namens und Regiments das Seinige beitragen, so sollte er sich bald enttäuscht sehen. Es war mit Savonarola ein Geist in Florenz eingezogen, der dem mediceischen geradezu entgegengesetzt war. In letzterem sah der strenge Mönch und entschiedene Demokrat nichts Geringeres, als eine Corruption des alten republikanischen und sittlichen Geistes und Wesens des florentinischen Staates. Seine ganze Haltung dem

Mediceer gegenüber verrieth dieß von vorneherein. Wenn nun Lorenzo, zumal im Hinblick auf die untergehenden Sterne seines Hauses, den gefährlichen Prediger zu gewinnen oder auf andere Bahnen zu bringen oder durch Andere zu neutralisiren suchte, so können wir ihm dieß nicht verargen, aber nie hat er Gewalt angewandt.

Im April 1492 kam Lorenzo, der schon länger gekränkelt, auf's Sterbebett zu liegen. Da erschien bei dem Todtkranken auf seiner Villa Careggi bei Florenz der Prior von S. Marco; ob gerufen oder ungerufen, darüber sind die gleichzeitigen Berichte uneinig. Er ertheilte dem Sterbenden die Tröstungen der Religion und gab ihm zuletzt auf Verlangen den Segen. Den 8. April starb der Mediceer im Alter von noch nicht 44 Jahren. Und so trat von den beiden großen Männern, welche man die Schicksalsmänner von Florenz im letzten Drittheil des 15. Jahrhunderts nennen könnte, der eine vom Schauplatz, wie um dem andern Platz zu machen *).

Savonarola aber, immer mehr erkennend, daß er am Vorabend eines entscheidenden Wendepunktes in der Geschichte Italiens stehe, fuhr in seinen Ankündigungen fort, die immer bestimmter lauteten. „Das Schwert des Herrn über das Land bald und schnell!" rief er einmal aus; ein ander Mal bezeichnete er dieß Schwert sogar näher: es werde Einer über die Alpen kommen nach Italien, gleich dem Cyrus, von dem Jesajas geweissagt.



Angesehene Bürger, von Lorenzo von Medici an Savonarola gesandt, sollen diesen zu einer gemäßigten Predigtweise veranlassen.

Im Herbst des Jahres 1494 zog Karl VIII., König von Frankreich, mit Heeresmacht über die Alpen

*) Nach einer Sage soll Savonarola dem Sterbenden die Absolution versagt haben, weil dieser seine „Tyrannei" nicht bereuen wollte. A. d. Red.

nach Italien, um die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf die Krone Neapels geltend zu machen und das Königreich zu erobern. Italienische Fürsten selbst waren es, die ihn hiezu ermuntert hatten, voran Ludovico Sforza, der Mohr, Herzog von Mailand, der sich so gegen den König Ferdinand von Neapel schützen wollte. Anfangs Oktober stand Karl, vom Waffenglück wie von der öffentlichen Meinung begünstigt, bereits an der Grenze des florentinischen Gebiets und nahm die ersten Ortschaften mit stürmender Hand.

Der Mediceer Pietro, Lorenzo's Sohn, war in dieser kritischen Lage seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Nur von selbstsüchtigen Interessen geleitet, verband er sich anfangs gegen Frankreich mit dem Königshaus von Neapel, das ihm zu einem wirklichen und erblichen Fürstenthum und Fürstentitel zu verhelfen versprach, — eine Politik, die der Tradition seines Hauses, den Handelsinteressen von Florenz, sowie der Volksstimmung zuwiderlief. Als aber die Gefahr von Seiten der Franzosen so nahe rückte und die Erbitterung in Florenz wuchs, hielt es Pietro für gerathen, mit Karl seinen Frieden zu machen. Wiederum nur sein persönliches Interesse im Auge habend, schloß er denselben unter den härtesten Bedingungen für die Florentiner. Auf die Nachricht von dem eigenmächtigen Abschluß dieser Konvention brach ein Aufstand in Florenz aus: Pietro ward verjagt und das mediceische Regiment, wie Savonarola vorausgesagt, wurde gestürzt. Sofort beschloß man, eine andere Gesandtschaft an Karl abzusenden, um mildere Bedingungen zu erzielen. Die Wahl fiel auf vier angesehene Bürger, als fünfter wurde ihnen der Prior von S. Marco beigegeben, den die öffentliche Meinung als den Fähigsten bezeichnete, das Wort zu führen. Er hatte die Mission an Karl nicht gesucht, er glaubte aber auch kein Recht zu haben, in solchen gefährlichen Zeiten sie abzuweisen. In Pisa hatte die Gesandtschaft eine feierliche Audienz und hier hielt Savonarola seine Ansprache. Er hatte seit Jahren von Einem geweissagt, der über die Alpen kommen werde als Werkzeug Gottes zur Reinigung und Erneuerung Italiens und der Kirche Gottes. Wer anders konnte nun dieser sein, als der Herrscher von Frankreich, vor dem er jetzt stand. In diesem Sinne hielt er seine Anrede an den König, der, wie seltsam ihm auch das Meiste geklungen haben mag, doch so viel daraus entnehmen konnte, daß er an Savonarola, von dem er als Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes begrüßt wurde, eine Stütze der französischen Partei in Italien habe. Von einem unmittelbaren Erfolg der Gesandtschaft ist uns nichts bekannt; doch kam man, nach dem Einzuge Karls in Florenz, über einen Vertrag mit mildern Bedingungen überein, die aber immer noch hart genug waren. Den 28. November 1494 brach der König von Florenz auf. Er setzte seinen Zug siegreich und fast unblutig, wie Savonarola vorhergesagt, fort und nahm Neapel den 21. Februar 1495. Schon am 21. Mai trat er wieder seinen Rückzug nach Frankreich an. Aber so günstig die anfängliche Aufnahme der Franzosen in Italien gewesen, eben so schnell erfolgte der Rückschlag und zwar nicht ohne Schuld der Franzosen selbst. Derselbe Ludovico Moro, der Karl herbeigerufen, war die Seele der jetzt zwischen Mailand, Venedig, dem Papst, dem König von Aragonien und dem römischen König Maximilian geschlossenen Liga gegen Frankreich. Nur Savonarola, der den König auf seinem Rückzug im Interesse von Florenz noch mehrmals gesprochen, und mit ihm der florentinische Staat hielten fest an dem Bunde mit Karl, so wenig auch dieser den Erwartungen beider entsprach und den Vertragsbestimmungen gerecht ward. Umsonst lud die Liga Florenz zum Beitritt ein; Savonarola war es, der sich dagegen stemmte.

Wichtiger als diese äußere Politik Savonarola's war die Rolle, die er jetzt in den innern Verhältnissen von Florenz spielte. Nachdem das mediceische Regiment gestürzt war, handelte es sich um einen Neubau des Staates. Aus dem anfänglichen Chaos traten bald zwei Hauptparteien hervor: die eine, die aristokratische, die ihren Sitz in den Magistraten hatte, die andere, die Volkspartei, die Popolani. An die Spitze der letztern stellte sich der Prior von S. Marco.

Seine Staats- und Verfassungsideen hat er in einer eigenen Schrift niedergelegt. Unter den drei Staatsformen, die er anführt, der monarchischen, aristokratischen und demokratischen ist ihm an und für sich betrachtet die monarchische die beste. Er folgt hierin der traditionellen Theorie des Aristoteles und dem Scholastiker Thomas von Aquin, aus dem er oft wörtliche Auszüge gibt, sowie dem großen Dichter Dante. Wo es sich indessen, meint er mit Recht, um die Einführung einer Verfassung bei einem Volke handle, da habe man auch dessen Art und Natur und Geschichte mit in Anschlag zu bringen. Nun passe ein monarchisches Regiment nicht für Völker, welche i n t e l l i g e n t, l e b h a f t und k ü h n seien, die sich nicht leicht von Einem regieren lassen, außer er tyrannisire sie. In ganz eminentem Grade besitze aber das florentinische Volk diese Eigenschaften, daher es ein monarchisches Regiment, auch wenn es ein gutes und vollkommenes wäre, nicht gut ertrüge; zudem sprächen dessen Geschichte und Gewohnheiten für eine bürgerliche (demokratische) Verfassung.

In diesem Geiste sprach und wirkte er von der Kanzel und seine Reden und Räthe fixirten die Meinung des Volkes und fanden Sympathie auch in den Rathsälen. Sie schlugen endlich durch. Es wurde die Einrichtung eines großen Rathes beschlossen, gebildet aus den Vollbürgern, die das Alter von dreißig Jahren erreicht haben, und dieser große Rath war der Souverän.

Die Hauptsache hatte Savonarola erreicht. Eins lag ihm noch am Herzen — die Amnestie. Alle sollten als Kinder des Einen Vaterlandes gelten, unangesehen ihre Vergangenheit, und sollten Theil haben an der allgemeinen Freiheit, welche die neue Verfassung gewährte, wenn sie sich nur einordneten in den neuen Stand der Dinge, der Allen gleiche Rechte gebe. Die Amnestie gelang ihm auch. Der Notar Viroli sagt: Ohne die Predigten dieses Vaters hätte man in der Stadt Ströme von Blut fließen sehen; aber seine Worte

und seine Autorität verhinderten die Ausführung der Rachegedanken.

Ohne Frage, Savonarola war der Baumeister der neuen Verfassung. Er hielt sich dazu für berufen in dieser kritischen Zeit. In die eigentlichen Regierungsgeschäfte, in die Wahlen u. dgl. mischte er sich aber durchaus nicht. Seine weitere Theilnahme am Staatsleben beschränkte er auf die Rolle eines Rathgebers und Wächters der Verfassung.

Mit dieser politischen Reform ging die sozial-sittliche Hand in Hand. Savonarola wollte nicht bloß ein freies, sondern auch ein ehrbares, ein sittliches und frommes Florenz. Wie er an die Stelle der alten Staatsverfassung eine neue gesetzt hatte, so wollte er auch in sittlicher Beziehung das alte Florenz auswurzeln und ein neues an die Stelle desselben setzen. In manchen Beziehungen stand er hierin in seinem Recht, wenn er z. B. gegen Spiel und Prunksucht eiferte, die zu den Hauptschäden des damaligen Florenz gehörten und nicht selten auch ökonomisch das Familienglück untergruben. Aber im Allgemeinen ist er hier viel zu beschränkt einseitig; fast Alles verräth hier den ascetisch-strengen, mittelalterlichen Mönch. Auch die Mittel, die er anwandte, um zu seinem Ziele zu gelangen, sind von verschiedenem Werthe. Selbstverständlich ist es die Macht des Wortes auf der Kanzel, die in erster Linie steht. Was sollen wir aber sagen, wenn er sich auch direkt an die Obrigkeit wendet und strenge Sittengesetze verlangt? Es ist immer etwas Mißliches, für Reformen auf dem sittlichen Gebiet die Staatsgewalt anzurufen. Uebrigens versuchte er auch noch einen andern Weg: es genügte ihm doch nicht, eine Unsitte oder was er dafür hielt, einfach zu verneinen; er wollte auch etwas Besseres an ihre Stelle setzen. Um der Spiellust der Florentiner eine bessere Richtung zu geben, ruft er ihnen zu: Wenn ihr euch zerstreuen wollt, übt euch im Bogenschießen oder spielt, wie ihr sagt, Knöchel; macht wenigstens keinen Einsatz von Geld, sondern etwas Geringfügiges. In dieser Beziehung ließ er sich besonders eine Reform des Karnevals angelegen sein, die aber ganz einen mönchisch-ascetischen Charakter erhielt durch Prozessionen, Absingung geistlicher Lieder, „heilige“ Tänze und andere fromme Extravaganzen.

Am bezeichnendsten für diesen Charakter seiner sozialen Reform ist das Auto-da-Fe, das er am Schluß des Karnevals 1496 veranstaltete. Er hatte durch die Jugend alle die Gegenstände, die ihm unehrbar schienen — Anathema genannt — aus den Häusern abfordern und einsammeln lassen. Nun sollten sie verbrannt werden, damit sie nie wieder in den Besitz ihrer frühern Eigenthümer gelangen könnten. Die alte Karnevalssitte, Freudenfeuer am letzten Tag auf verschiedenen Plätzen anzuzünden und um sie zu tanzen und Karnevalslieder zu singen, bot ihm die gewünschte Handhabe. Es ward ein großes pyramidenförmiges Gerüste errichtet, und auf Stufen, die dabei angebracht waren, Alles, was die Jugend gesammelt hatte, in Klassen geordnet und aufgeschichtet; dazwischen Reisbüschel und anderes Brennmaterial. Da waren Karnevalsgegenstände, falsche Bärte, Masken, Verkleidungen; Toilettengegenstände der Frauen, Schminken, falsche Haare, wohlriechende Wasser und Oele, Schleier; Spielkarten, Würfel, kostbare Damen- und Schachbrette; Harfen und Lauten und ähnliche musikalische Instrumente; Bücher von schlechtem Inhalt, Hexen-, Zauber- und Traumbücher in Menge, die Morgante, Boccaccio's Novellen, Ovids Kunst zu lieben, Sammlungen von Liebesliedern und anstößigen Produkten der Malerei und Skulptur. Ein venetianischer Kaufmann soll beim Anblick aller dieser Schätze der Signorie 20,000 Thaler geboten haben, wenn man sie ihm überließe. Unter dem Freudengeschrei der Kinder, die in feierlicher Prozession daher gezogen kamen, und dem Schall der Trompeten wurde die Pyramide durch angezündete Fackeln in Brand gesteckt und ging mit allen ihren Herrlichkeiten in Feuer auf. Offenbar stand hier Savonarola ganz auf dem andern Extrem der vorhergegangenen mediceischen Richtung, und allein von diesem Gesichtspunkt aus ist eine solche kurzsichtige Handlungsweise zu begreifen; das Wunderbarste aber und bezeichnend für die moralische Macht, die Savonarola auf die Seinen ausübte, sowie für den Fanatismus seiner Partei ist, daß selbst mit die angesehensten florentinischen Künstler, wie Baccio della Porta (Fra Bartolomeo), Lorenzo da Credi und Andere von freien Stücken alle ihre Zeichnungen und Gemälde, die sie nach dem Nackten gemacht hatten, zur Vernichtung herbeibrachten.

Das sind so einige Züge der sozialen Reform von Florenz, die Savonarola im Jahre 1495 begann. Er meinte, es sollte eine rechte Gottesstadt, ein sittlich-religiöses Musterbild für Italien werden; seine Gegner aber, besonders die jungen, vornehmen, libertinistischen Herren, Compagnacci genannt, spotteten, er wolle aus Florenz ein Kloster und sie alle zu Mönchen machen.

Dabei versäumte aber Savonarola nicht, auch in ökonomischer Beziehung auf das Wohl des Volkes bedacht zu sein. Um die öffentliche Mildthätigkeit, die er so oft für die armen Klassen in Anspruch nahm, in deren Dienst er gerade auch die Jugend so gern verwandte, zu organisiren, kam er auf den Gedanken, ein Leihhaus zu gründen, wo man, ohne andere Interessen, als was die Kosten der Verwaltung erheischten, den Dürftigen Geld lieh; auch mußten bald zwei Filialen errichtet werden, so ganz entsprach die Anstalt den Bedürfnissen des Volks.

(Schluß folgt.)





Aus der Demagogenzeit.

Humoristische Erzählung von W. Passavant.

(Schluß von S. 363.)

Die Rolle des Aktuars war, wie wir es bereits erlebt, unserem Studenten übertragen und dieser hatte Nachmittags Rolle und Kostüm des Tasso überantwortet erhalten. Er stieg mit strahlendem Gesicht und mit ganz verwunderlichem Eifer in Beides hinein und nach geringer Mühe war es ihm eine Stunde vor Begiun der Generalprobe gelungen, sich in Beiden zurecht zu finden. Auffällig war dabei doch eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit an ihm. Er ging in dem dunkeln Tassokleide, das ganz vortrefflich zu seiner schlanken nervigen Figur und den langen blonden Haaren stand, rasch, aufgeregt im Zimmer auf und ab, bald nach der Uhr sehend, bald still auf jeden Schritt lauschend, der sich seiner Stubenthür näherte, als erwarte er Jemand. Endlich pochte es leise. Er öffnete. Eine alte Dienstmagd stand vor ihm. Als sie aber in dem halbdunkeln Zimmer die schwarze Gestalt mit Federbarett und Degen vor sich sah, schrie sie laut auf: Herrn Jäsus! wirft ihm ein Briefchen vor die Füße und rennt die Treppe hinab in den dunkeln Flur, wo sie sehr heftig gegen etwas Lebendiges anrannte, das da eben einen schnalzenden Ton hören ließ. Schaden war ihr nicht geschehen, nur ihre Kleider rochen eine Zeit lang sehr scharf nach Arrak.

Heinrich schien es indessen gar nicht um die nähere Bekanntschaft des Flüchtlings zu thun. Er ging schnell an die Kerze und riß das Briefchen auf, das nur die wenigen, aber gewichtigen Worte enthielt: Heinrich, ich liebe dich, ich liebe dich! — Morgen zehn Uhr Vormittags im Schloß zwei Treppen hoch. Frage nur nach Schwenke's Röschen! —

Obwohl das mit unsicherer Feder geschriebene Briefchen keine Unterschrift trug, so schien der glückselige Adressat über die Verfasserin keineswegs zweifelhaft zu sein. Er drückte das Blättchen da, wo die schreibende Hand gelegen haben mußte, wiederholt an seine Lippen und las es immer von Neuem und hätte noch, wer weiß wie lange, daran herumstudirt und interpretirt, wenn ihn nicht das Schlagen der Stubenuhr daran erinnert hätte, daß er nebenan erwartet werde.

Er ging daher innerlich glückselig, aber mit nachdenklichen Tassoschritten nach dem Theatersaale. Nur durch eine schnelle Viertelsdrehung gelang es ihm, dem Kiele der Frau Bürgermeisterin auszuweichen, die in der Thüre aufgetakelt und im ganzen flatternden Segelzeuge an ihm vorüberbrauste, wie ein Dreidecker an einem Flußfahrzeuge. Sie beachtete nicht einmal seine höfliche Verbeugung, sondern rauschte schleunigst treppab, um unten einen ganz mörderlichen Spektakel zu beginnen, weil von den Acteurs noch Niemand erschienen sei und sie oben allein sitzen müßte, wie ein Narr.

Tasso ging an ihr vorüber in den dunkeln Saal. Der Vorhang war aufgezogen, die Bühne halb erleuchtet. Mitten auf derselben stand die Prinzessin Leonore im weißen Atlaskleide, den bewußten Kranz in der Hand, um Virgils Haupt damit zu schmücken. Sie memorirte ihre Rolle und gewahrte in ihrem Eifer nicht, wie Tasso stockend, auf's Innerlichste erregt, näher kam, auf das Podium stieg und, die Kniee vor ihr beugend, mit ausgebreiteten Armen rief:

Dorchen, mein Engelsdorchen! ich habe dich, ich darf dich endlich sehen!

Dorchen sah auf und warf sich ihm erschreckt und dann vor Wonne aufschreiend an die Brust.

O Heinrich, mein Heinrich! o, jetzt ist Alles gut — ich habe ja dich und allen Muth und alle Hoffnung wieder. — Aber sprich, sage mir schnell, wie Alles so gekommen ist — Heinrich, o mein Heinrich! jubelte sie, Alles um sich vergessend.

Er hatte sich erhoben und sie legte ihr Haupt trunken an seine Brust, von seinem Arm umschlungen.

Dorchen, erwiderte er mit einem zärtlichen Blicke in ihr freudig erglühendes Gesicht, was kann ich dir jetzt sagen, du weißt ja, was ich dir morgens schrieb — wie mein Pflegevater gestorben und mich zum Erben seines Gutes eingesetzt hat, wie ich die Pandekten bei Seite geworfen und auf meiner Reise hieher erfuhr, daß du mit dem Doktor Pfeffer verlobt seist und wie ich von dir selber Gewißheit haben wollte, ob du mein Herz, meine Seele —

Bravo, Bravissimo! schrie da mit fetter Stimme aus der Tiefe des Saales, in die dicken Hände klatschend, so laut, wie eine Gallerie von Unteroffizieren, die Frau Bürgermeisterin dazwischen, die unbemerkt in den Saal getreten war und nichts anderes voraussetzte, als daß Tasso und Leonore ihre Rolle en deux durchprobirten. — Nochmal, Dorchen, tapfer an ihn heran! schrie sie, als das überraschte Paar erschreckt auseinandergefahren — mach dich an ihn, Dorchen, ohne Schamgefühl, auf der Bühne gilt nicht spröde thun, was sein muß, muß sein — meinetwegen ein Schmatz, wenn er gedruckt steht — also ohne alles Schamgefühl recht dreist auf ihn los!

Der Student, dem trotz seiner Seligkeit die Scene spaßhaft genug vorkam, war eben in der Laune, dem bühnengerechten Rathe der Mama gebührend Rechnung zu tragen, als durch die geöffnete Thüre der Dr. Schein,


Bosch gem.

Verlag von Kraus und Hoffmann in Stuttgart

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Der Büffeljäger.

die fünf Magern und ein halbes Dutzend von den passiven Mitgliedern plappernd, lachend, schreiend in den Saal drängten und in dem sich nun erhebenden Wirrwarr und Durcheinander die eben gespielte Scene von der Frau Bürgermeisterin vorläufig wenigstens vergessen ward.

Die Generalprobe verlief wie alle derartigen Proben. Es wurde drauf los gespielt, gestritten, gebessert an Worten und Geberden, an Betonung und Stellung. — Goethe's Genius sah's und lächelte hofräthlich. — Schließlich ward dennoch Alles der innern Eingebung bei der Aufführung anheimgestellt. —

Heinrich und Dorchen hatten kaum noch Zeit, das Rendezvous im Schlosse auf Morgen endgiltig zu verabreden, um Alles, was noch ungeklärt schwer auf ihren Herzen lag, zu erörtern. Dann ging man halb ermuthigt, halb fürchtend auseinander. —

Dorchen, sagte die Frau Bürgermeisterin, als beide allein den Heimweg gingen, der Studiosus Dingsda ist keine üble Personage, hübsch artig und vor Allem bescheiden gegen ältere Leute, bescheiden und zuvorkömmlich, wie's in der Schrift steht, gegen alte Personen, gegen ehrwürdige Greisinnen! — Aber, Dorchen, ich besinne mich gar nicht, die Scene, wo ihr euch beide umarmen müßt und die ich euch zuerst probiren sah, später im Verlauf des Stücks wieder gesehen zu haben, Dorchen! Das sah gar nett aus, Ihr Beide saht da zusammen gar nett und so natürlich aus! — Dorchen, leuchte mit der Laterne ein wenig seitwärts — mich dünkt, ich gehe fehlt!

Dorchen schien es auch ganz bestimmt, daß Mama sehr fehl ginge. Aber sie sagte nichts, denn sie mußte plötzlich gar heftig husten und schrob und stellte dann eifrig an der Laterne; die Laterne wollte auch gar nicht hell brennen, obwohl es eine ganz neue Laterne war; man müsse die Laterne durchaus morgen zum Glaser schicken, sagte sie, aber der Glaser sei auch nie zu Hause zu treffen und sein Lehrjunge verstünde nichts; es sei wirklich sehr böse, wenn die Meister nicht zu Hause seien und die Lehrjungen nichts verstünden.

Und als sie dabei glücklich im Hause angelangt waren und Dorchen dann so schnell als thunlich in ihr Schlafstübchen eilte, sich entkleidet hatte und das Köpfchen in die Kissen drückte, da rollten auch Thränen auf das Kissen. Aber das waren Freudenthränen, selige Thränen, und sie schlief recht sanft und schön dabei ein. — Gute Nacht, Dorchen, schlafe wohl, träume süß!

VI.

Laß diese hangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht.
Doch kennst du Rettung, dankbar sei sie anerkannt.

Goethe, Faust II. Th.

Am frühen Vormittage des folgenden Tages war Herr Schwente der erste und einzige Gast in der Engel-Ressource. Er mußte Nachmittags in den Forst zur Abnahme des eingeschlagenen Holzes. Der Schalk! man sagte ihm heimlich nach, er flüchte sich vor derartigen Aufführungen immer gern in seinen grünen Wald. Manche wollten ihm das nicht besonders verdenken. — Da saß er nun in seinem grünen Jagdrock, der alte graubärtige Herr mit dem verwitterten Gesichte, rauchte aus seiner kurzen Jagdpfeife und erzählte sich selber Geschichten, da Niemand zugegen war. Lieschen wurde von ihm gar nicht als Jemand betrachtet, etwa so wie von den edlen Römerinnen einstmals die Sklaven auch gar nicht als Jemand betrachtet wurden.

Hatt' 'mal vor Jahrer zehn 'nen Hühnerhund, so erzählt er sich selber, ein kurioser Hund war das, der Apollo! Wenn ich Abends nach Hause kam, fand ich den Racker regelmäßig auf'm Sorgstuhl liegen — auf dem ledernen Sorgstuhl am Ofen. Da setzt' es denn regelmäßig Hiebe, bis er's ließ. Nächster Abende, wenn ich die Thür aufmacht', lag er immer in seinem richtigen Winkel auf der Decke. Freu' mich, daß mein guter Rath von Leder, mit dem Knoten am Ende, so gut gefruchtet. — Aber was? — merk' doch, der Racker hat doch auf'm Stuhl gelegen, denn das Stuhlpolster ist immer ganz warm, hundemäßig warm. Also setzt's wieder Hiebe — natürlich, ohne Hiebe wird Keiner groß. — Nun ist's gut — komm nach Haus, das Polster ist kalt. Haben kurios geholfen, die Hiebe, denk' ich. Aber solchem schlauen Hundestück ist niemals zu trauen, denk' ich. Wie ich's nächste Mal früher als sonst nach Haus avansir', seh' ich 'mal der Sicherheit wegen durch's Fenster — kurios! Steht der Apollo vor dem Stuhl und pustet die Stell' kalt —

So weit war er gekommen, da hielt er inne, denn die Thüre that sich langsam auf und der Bürgermeister trat herein. Er sagte nichts und grüßte nicht. Mit finsterem Angesicht ließ er sich Hut und Stock von Lieschen abnehmen, stand dann in der Mitte der Stube still, sah ernst zu Boden und schritt nun langsam auf Schwente zu, der sich besorgt erhob, weil er fürchtete, der Bürgermeister wolle ihm das Ende seiner Geschichte aus dem lebendigen Leibe reißen.

Dieser aber legte beide Hände fest auf Schwente's Schultern, wie Wallenstein mit Maren in der Abschiedsscene thut, und sah ihm lange forschend in die Augen. Dann sprach er langsam, feierlich:

Schwente, Sie sind ein Biedermann. Sie haben's mir in's Stammbuch geschrieben, daß Sie ein Biedermann sind, dahero glaub' ich's Ihnen. — Schwente, ich bin verloren, so gut wie eingekerkert, enthauptet. Lassen Sie mich meine Qualen in Ihr Herz schütten, in Ihr Freundesherz, denn nur Freunde stehen in meinem Stammbuche, seitdem ich den Kammerflötisten ausgeschnitten und verbrannt habe, weil er in preußische Dienste trat. — Setzen wir uns, Schwente, denn ich bin schwach und sehr matt, meine Seele ist sehr matt — Lieschen, eine Halbe für jeden von uns auf mein Conto!

Aber von dem nämlichten, Lieschen! sagte Schwente mit theilnehmender Betonung.

Schwente, ich weiß jetzt, was SERF heißt. Heute morgen kam endlich die Post durch den Schnee; Sie wissen, die erste wieder seit acht Tagen. Viele Schreiben. Ein dickes amtliches Cirkulär. Mir ahnt Böses!

sagte meine Frau. Mir auch! sagte ich. In dem Cirkulär stand geschrieben, daß sich wieder zwei Hauptdemagogen im Lande aufhielten und Umtriebe machten, Signalements unvollständig, aber beiliegend. Dann wird Ausführliches mitgetheilt über Pläne und Mittel. Wo sie sich aufhalten, schreiben sie SERF an öffentliche Gebäude. An unseren öffentlichen Gebäuden steht SERF. Also sind Demagogen hier. Das ist mir sehr klar, sagte meine Frau. Auch mir! sagte ich.

Er that einen tiefen Zug aus seiner Halben.

SERF heißt: Sands Ende Rufet Freiheit! flüsterte er dann schauerlich.

Schwente sprach es ihm eben so schauerlich nach.

Den Demagogen aber haben wir hier oben. Er ist's — er hat keine Legitimation — derselbige ist's!

So greift ihn — nehmt ihn gefangen! Bürgermeister, kein Mitleid mit einem Menschen, der so kuriose Geschichten erzählt!

Der Bürgermeister rang die Hände.

Geht nicht, Schwente, vor heute Nacht geht's nicht. Meine Frau sagt nein und da geht's nicht. Er soll heut zu Abend erst den Tasso spielen. Gut. Wenn's aber auskommt, daß ich ihn habe spielen lassen, daß er mit meiner Frau und mit meiner Tochter gespielt hat, Schwente, ich überleb's nicht, ich unschuldvolles Lamm, ich elendiglicher Kommunalbeamter — bin ich nicht sein Mitschuldiger an den demagogischen Umtrieben? — aber meine Frau sagt: Nein! — und dann geht's nicht!

Beide saßen stumm und rathlos.

Lieschen, sagte Schwente, noch zwei auf mein Conto, aber von dem nämlichten! — Bürgermeister, flüsterte er dann, als Lieschen hinausgegangen, kommt heut Nachmittag mit mir in den Wald und laßt die Dinge sich erst gehörig entwickeln. Wir kommen erst nach vier Tagen zurück und dann —

Geht nicht! seufzte Herr Klapps; kann nicht, meine Frau erlaubt's nicht und dann geht's nicht.

Schwente hob bedauernd die Schultern. Er sah's ein. Dann geht's wirklich nicht! sagte er.

So saßen sie abermals stumm, rathlos. — Da poltert's draußen und Schnee wird abgeklopft. Dr. Pfeffer und zwei Gäste kommen, lachend, scherzend. Menschen, Tiger, wie könnt ihr noch lachen und scherzen, wenn es nicht geht!

Sie treten ein.

Ha, ha, ha, Bürgermeister! ruft der Dr. Pfeffer. Was geben Sie, wenn ich sage, was Serf heißt? Hab's eben erfahren. Kommen da die Jungen aus der Schule und schneeballiren nach dem Serf an der Kirche und prügeln sich und schreien — nun was setzt Ihr? dann sag' ich's.

Der Bürgermeister sieht ihn entsetzt an. Auch das noch — auch sein Amtsgeheimniß verrathen — den Straßenjungen verrathen!

Nun, sie schreien: Sands Ende rufet Freiheit! Ha, ha, ha! Sehen Sie, wir Doktoren wissen Alles, so'n Stück Allwissenheit ist in uns Doktoren! — Hören Sie, sehen Sie, da rennen die Rangen!

Ein Haufe Jungen rennt wirklich auf dem Markte vorüber. Sie balgen sich, stoßen sich, werfen sich und schreien: Sands Ende rufet Freiheit!

Der Bürgermeister steht still und bleich auf, langt stumm nach Stock und Hut, und einen erbärmiglichen Blick auf Schwente werfend, geht er unbemerkt hinaus, während die Andern an's Fenster getreten sind und über die Jungen lachen und ihnen nachsehen.

Der Bürgermeister hat sich den Hut tief in's Gesicht getrieben, sieht nicht auf Mann und Weib, sieht auch nicht, wie im Hausflur drei Schritte von ihm sein eigen Fleisch und Blut, sein „Löwe", vorüber huscht und die Treppe hinauf hastet.

Oben steht Dorchen vor Nr. 4 athemlos. Sie zaudert. Stimmen lassen sich unten hören. Sie klopft und öffnet die Thüre, tritt bebend furchtsam ein.

Heinrich geht im Zimmer, seine Rolle memorirend, auf und ab. Wie er sie erblickt, tritt er erstaunt zurück.

Dorchen! ruft er ihr dann mit offenen Armen entgegen.

Heinrich! lispelt sie verschämt erglühend vor ihm, die Augen zu Boden geschlagen, die Hände gefaltet, abwehrend erhoben, zürne mir nicht, Heinrich. Höre mich! Es gilt dein Wohl, dein Leben! Vater hat heute Befehl von Dresden wegen der Demagogen und will dich verhaften. Die Mutter hat einige Stunden Aufschub durchgesetzt, weil sie will, daß die Aufführung nicht gestört werden soll. — O mein Gott, Heinrich, ich konnt's nicht tragen, daß man dich verrathe, daß du leiden sollst um meinetwillen. — O es ist schrecklich! —

Die Thränen rollten ihr über die Wangen.

O mein Engel, mein Herzensdorchen, spricht er, voll tiefster Bewegung ihre Hände ergreifend; — sorge nicht, ich bin mir keiner Schuld bewußt, aber — allerdings — ich habe jede Stunde auf meine Papiere gewartet, man wollte sie mir aus der Kanzlei meines Onkels nachschicken — der Schein kann wider mich sein — eine Verwechselung, obwohl ich's kaum denken kann —

Also doch — o es ist schrecklich — du verbirgst mir was, Heinrich, du darfst nicht bleiben — sie dürfen dich nicht gefangen setzen, o die Schande, die Schmach —

Was soll ich thun?

Heinrich, ich habe daran gedacht. Der Hegemeister fährt Nachmittags in den Forst — seine Tochter ist meine Freundin — sie wohnen allein oben im Schlosse — du mußt in seine Wohnung, in's Schloß dich schleichen, in seinem Zimmer dich verbergen, bis deine Papiere da sind. — O ich darf nicht länger bleiben, Heinrich, geh' gleich — nein, gegen Abend, wenn's dunkelt — ich werde jetzt hingehen, Alles vorbereiten — Niemand wird dich da suchen. — Leb' wohl, sei vorsichtig!

Dorchen! wie von Herzen dank' ich dir — ich will's thun um deinetwillen — aber, besorge nichts —

O ich fürchte Alles, Heinrich! Was wird heute aus dem Theater, was soll ich morgen der Mutter sagen, wie mich erklären — wie wird sie böse sein! —

Ich darf und kann nicht lügen, o wie bin ich unglücklich! —

Sie warf sich schluchzend an seine Brust. Er drückte sie an sich und küßte ihre heiße Stirn, ihren glühenden Mund.

Sie riß sich los. — Leb' wohl — sei vorsichtig!

Damit war sie zur Thüre hinaus. Heinrich überlegte. Es schien ihm das Räthlichste, sich für einige Tage, während welcher seine Legitimationspapiere bestimmt kommen mußten, im Schlosse zu verbergen. Dem Amtseifer des Bürgermeisters war alles zuzutrauen. Der ließ ihn wo möglich in Ketten legen und nach Dresden transportiren. Und noch dazu entging er so am leichtesten der nothgedrungenen Versündigung an Goethe's Meisterwerk, an welcher er sich nur eben, um mit Dorchen zusammenzukommen, betheiligt.

Als es dämmerte, schlich er sich in das Schloß, bezog, von Dorchens Freundin empfangen, Schwente's Wohnzimmer und richtete sich da so bequem als möglich ein.

VII.

Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf,
Gebietrisch mir den Weg vertretend zeigt es sich.
In hagrer Größe, hohlen, blutig trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Goethe, Faust II. Th.

Es war Abends gegen sechs Uhr und ein Zwielicht über der winterlichen Erde, das von Frühlingstagen ahnungsvoll träumte.

Der Bürgermeister saß vor seinem Schreibtische allein. Er hatte Frau und Tochter zur Vorstellung mit dem Versprechen entlassen, in einer kurzen Frist nachzukommen. Es war ihm schwerlich Ernst damit; denn auf seinem Schreibtische standen ausnahmsweise zwei Talgkerzen, wie er sie nur anzuzünden pflegte, wenn Großes in ihm vorging und er gleichsam in den dunkeln Schacht seiner Geistesarbeit Helle und Licht bringen wollte, mehr Licht. Dorchen kannte das und war bei dem Anblick der zweiten Kerze nur noch trauriger geworden und verzweifelter als schon zuvor, und selbst die Bürgermeisterin hatte ihren Mann beim Abschiede merklich ernster und besorgter angesehen und mit einem gewissen beruhigenden Nachdruck auch noch eine zweite Lichtscheere auf den zweiten messingenen Leuchter gelegt, was sonst selten passirte, um damit gewissermaßen ihre Theilnahme an der amtlichen Sorge und Mühe ihres Gatten an den Tag zu legen.

Der Bürgermeister saß und starrte eine halbe Stunde vor sich hin, eine Faust geballt und fest auf das voluminöse Demagogen-Cirkulär vor sich gelegt. Es war ein unverkennbarer Ausdruck von Entschlossenheit in dieser Faust. Wer aber mag zu deuten wagen, mit welchen großen Entschlüssen seine Seele umging?

Da klopft's. Unwillig über die Störung ruft Herr Klapps: Herein!

Die Thüre öffnet sich. Herr Schwente im Reiseanzuge und Pelz tritt hastig in's Zimmer und wirft einen ängstlichen Blick hinter sich. Aber was ist dem Manne? Bleich, erschöpft sinkt er auf den nächsten Stuhl.

Was ist geschehen, Freund? ruft ihm der Bürgermeister besorgt zu. Wie sehen Sie aus, Mann? Doch kein Unglück? Legen Sie ab — meine Frau ist nicht daheim — legen Sie dreist ab!

Schwente schüttelt stumm das Haupt, legt stumm ab und sinkt wieder stumm in den Sessel. Endlich wird er seiner Rede Meister.

Es geht zu Ende — kurios geht's zu Ende mit mir. Es ist aus mit Pulver und Blei allgesamm, Bürgermeister!

So sprecht doch, redet! Soll ich Thee machen lassen? Camillen oder Flieder? Wollt Ihr 'ne Ader geschlagen haben? Wünscht Ihr 'ne spanische Fliege hinter's Ohr?

Nicht Thee, nicht Doktor, Freund! Keine Ader, auch nicht hinter's Ohr! Schickt zum Geistlichen! Zum Geistlichen und zum Todtengräber, die werden's besorgen, Freund!

Der Bürgermeister sieht ihn erstarrt an.

Laßt's Euch erzählen, Freund! Hört mich und dann sprecht. Fahr' Nachmittags in's Revier. Aber es ging kurios mit dem Schlitten. Vom Schnee sind alle Wege haushoch allgesamm verweht. Fahr dennoch in's Holz hinunter — zerbrech die Deichsel, werf um, verlier die Glocke, zerreiß den Strang — kurz, ich denk, es soll einmal nicht sein, Ochen, denk ich, kehr um. Kehr also um und laß den Schlitten gleich am Thor beim Schmied. Kanust zu Fuß gehen. Komm durch mein Schloßthor auf den Hof. Kurios, alles finster, wie im Grab, kein Stern am Himmel, kein Mond, und 's alte Gemäuer ganz tief und still im Schnee. Ich weiß, meine Rose ist in der Ressource und die Magd auch nicht daheim. Aber oben in meiner Stube ist Licht, helles Licht. Kurios, denk ich, was ist nu los? — Am Ende ist's doch die Magd und hat da mit dem Schatz ihren Konflikt; ist schon vorgekommen. Wirst sie 'mal belauschen, aber dann auch gehörig. — Geh leise, schleich mich an, wie auf der Balz, durch den dunkeln Kreuzgang, tapp mich weiter, an der vermauerten Kapelle vorbei, wo die alten Särge stehen, die Treppen hinauf. An der Thür stehe ich still und horche — nichts zu hören. Drück leise den Drücker auf — was seh' ich?

Er drückte die Hände vor's Gesicht, als wollte er den Eindruck todt drücken.

Was saht Ihr, Freund? Gebt's von Euch, erleichtert Euch!

Ich seh — Bürgermeister! spricht Schwente leise, ihm ganz nahe rückend, sich an ihn drängend und seine beiden Hände ergreifend; — ich seh — mich selber seh ich — wie ich immer sitz in meinem Schlafpelz von Fuchs — die Pelzmütz über die Stirn — die Füße in den Filzen auf's Kamin gestemmt, die Pfeife im Munde — so sitz ich da, leibhaftig, lebendig, ich der alte Leopold Schwente, wie ich sonst sitz am Kamin, wenn mich das Podagra quält, mit dem Rücken nach der Thür — und mein Glas Punsch steht daneben auf dem Tischchen, gegen das Podagra!

Nicht möglich, Schwente, nicht möglich!



Möglich, aber sehr kurios — ich schrei auf, Leopold Schwente, schrei ich, bist du's oder ist's der leibhaftige Satan? — Bürgermeister, Ihr wißt, hab keine Furcht — in der Nacht im dicksten Wald keine Furcht — hab vor Maubeuge im dicksten Kanonenfeuer gestanden, daß mein Gesicht aussah, wie 'ne Mohrenfratze — hab am Montmartre auf dem Schlachtfeld die Nacht hindurch zwischen Sterbenden und Todten die Wacht gehabt und mir selber Geschichten erzählt, um das Fluchen und Wimmern der Sterbenden nicht zu hören, aber — das war Kinderspiel — kurioses! Wie ich ihn anruf, da fährt der vom Stuhl jach auf mich los und da packt's mich von oben bis in die kleinen Zeh' — ich dreh um und lauf — und der da hinter mir her, den Pelzrock in beiden Händen, wie 'ne Fledermaus und schreit und heult — aber ich, wie gehetzt, durch die Korridors, die Treppen hinunter — über'n Hof — der immer hinter mir — am Schloßthor hat er mich am Rock — da wend ich scharf rechts um die Eck — los läßt's mich!

Er endigt mit einem Seufzer und fährt dann nach einer Pause tonlos fort:

Bürgermeister und nun bin ich hier — es ist aus mit mir — nach drei Tagen muß ich nun dran — nach drei Tagen bin ich ein verstorbener Mensch — nach drei Tagen sterben, das ist kurios, sehr kurios —

Er faltet die Hände über'm Leibe und der Bürgermeister sitzt mit hochgezogenen Brauen und geschlossenen Augen da, als müßte nun irgend etwas Großes losgehen, oder die Welt auf eine Weile ganz stille stehen.

Da klopft's langsam, feierlich, einmal, zweimal, dreimal an die Thüre. Beide sehen sich erschrocken an. Schwente klammert sich mit beiden Händen fest an den Stuhl. Der Bürgermeister steht auf und ruft: In Gottes Namen, herein, wer du auch bist!

Die Thüre geht lautlos auf. Der Pfarrer Rumhahn tritt leisen Schrittes, bedachtsam, wie immer, über die Schwelle.

Einen schönsten guten Abend, meine verehrte Herren! Da find' ich ja treue Freunde beisammen. Wie wohl thut der Anblick treuer Freunde in Noth und Tod, wenn das eigene Gemüth tief bekümmert und von schwerer Sorge beladen ist! So beginnt der Pfarrer salbungsvoll, beiden mit süßem Lächeln die Hände bietend.

Ja freilich, Hochwürden, freilich ist's schön, wenn Freunde in der Noth zusammenstehen! erwidert der Bürgermeister seufzend und einen Stuhl bietend. Aber Ihnen kann's ja nicht fehlen, nicht im Leben, nicht im Sterben. Gottes Wort tröstet, beruhigt und hilft über jedwede Anfechtung der Welt!

Gewiß, gewißlich — es ist ein gutes Ding um das liebe Gotteswort — aber es gibt Fälle im Leben, Herr Bürgermeister, Fälle, sonderbare Fälle, wo —



Seifenblasen. (Nach C. Böker's Oelgemälde.)

— nun, Ihnen kann ich ja vertrauen, wo es mich drückt. Ist eine fatale Geschichte, das —

Eine ganz kuriose Geschichte! sagte Schwenke leise, an seinen Zweiten denkend.

Haben da den Studenten hier — Sie erinnern sich?

Freilich, nur zu sehr erinnere ich mich, nur zu sehr! seufzt der Bürgermeister, die Faust auf dem Cirkulär.

Nun, ich bin dem jungen Manne zuerst begegnet, als er anlangte im Engel, im Hausflure — ich sagte ja gleich, ein sehr lieber, netter, junger Mann — mir war nicht gut an dem Abende, gar übel im Magen; gehe hinaus und nehme ein klein Schlückchen, träufle ein Tröpfchen Arrak auf Zucker gegen das Ueble im Magen, wie er gerade hereinkommt und sieht es ganz deutlich und rufet mir noch ein Prosit zu, der nette, liebe, junge Mann! — Nun erhalte ich mit der gestrigen Post ein verspätetes Anschreiben von einem lieben Bekannten, der mir mittheilt, daß die schöne auskömmliche Pfarrstelle, um die ich mich so dringlich beworben, eine Patronatsstelle des Gutes ist, das diesem lieben jungen Manne neuerdings erbschaftlich zugefallen und von ihm also die Besetzung dieser Stelle abhängt. Es ist nun wirklich fataliter, sehr fataliter dieses Begegniß mit dem lieben jungen Manne, und ich besorge sehr, der liebe junge Mann wird am Ende gar meine Bewerbung um die Stelle nicht berücksichtigen. O die Welt liegt im Argen; Astaroth und Mammen regieren; Neid und Verleumdung sitzen zu oberst am Tisch; Redlichkeit, Pflichttreue müssen betteln gehen; Redlichkeit muß betteln. — Es ist wirklich sehr fataliter!

Sehr! seufzte der Bürgermeister.

Kurios! sagte Herr Schwenke.

Und nun, denken Sie sich, noch dazu ist der liebe junge Mann ohne etwelche Hinterlassung von etwas Schriftlichem verschwunden. Komme direkt aus der Ressource hieher. Noch eine kleine Stunde bis zur Aufführung des Torquato Tasso von meinem lieben von Goethe währts, Alles ist da, Alles ist bereit, das Publikum beginnt sich zu versammeln, alle Billete sind verkauft, noch dazu bei erhöhten Preisen, nur der liebe junge Mann, der den Tasso spielen soll, ist gänzlich verschwunden.

Nicht möglich, schreit der Bürgermeister, sich mit beiden Händen entsetzt an den Kopf fahrend.

Excessit, evasit, erupit! wie Cicero sagt.

O ich malcontentes Subjekt, das mußte noch kommen, um mein Unglück voll zu machen! Himmel, was wird aus uns, aus Weib und Kind! —

Und nun beginnt das beängstigte Triumvirat sich seine Sorgen gegenseitig mitzutheilen und zu berathen. Sie beschließen zunächst, selbdrei in die Ressource zu gehen und dort die Angelegenheit so gut als thunlich zu ordnen, dann aber unter Zuziehung der Bürgerwache in dem Schlosse zur möglichsten Beruhigung Schwenke's Ermittlungen über das Erscheinen Leopold Schwenke's des Zweiten anzustellen. Das Uebrige, als vorläufig minder dringend, wird weiterer Beschließung vorbehalten. — Gesagt, gethan!

VIII.

> Gutes und Böses kommt
> Unerwartet dem Menschen;
> Auch verkündet glauben wir's kaum.
>
> Goethe, Faust II. Th.

Aber dem Demagogen ward nicht Ruh, nicht Rast. Kaum hatte nach der Hatz auf den rechtmäßigen Eigenthümer seiner Stube und Kleidung, den er in seiner winterlichen Vermummung nicht erkannt und irrthümlich für einen Dieb gehalten, sein Puls angefangen etwas beruhigter zu gehen, da klopft's schon wieder an der Thür. Es wird geöffnet. Ein Diener aus der Ressource bringt ein dickes amtliches Schreiben mit den erwarteten Legitimationspapieren, Erbschaftsrezeß, Paß u. s. w. Das Schreiben war mit dem Demagogencirkulär gleichzeitig eingegangen. Der Postbote hatte Adressaten vergeblich gesucht und endlich war das Schreiben in Röschens Hände und aus diesen an Dorchen gelangt, die dasselbe in der Voraussetzung, daß sein Inhalt von Wichtigkeit sei, schleunigst an den gespenstischen Flüchtling im Schlosse befördert hatte.

Das Schreiben erbrechen, den Inhalt überfliegen und Schwenke's Fuchspelz, Pelzmütze und Pfeife in alle Winkel werfen, war e i n Thun. Kaum daß Heinrich sich Zeit nahm, die Stube zu schließen. Spornstreichs rennt er nach dem Engel, wirft sich in seinen Tasso hinein und — mag's nun gehen, wie es will — auf die Bühne.

Da war eben die Aufregung der Mitspieler hinter und des Publikums vor den Coulissen auf's Aeußerste gestiegen. Die Unruhe des Letzteren hatte die Grenze erreicht, an der sich Nachsicht und Unwille scharf scheiden, wo Geduld anfängt, für Schwachheit zu gelten und das ganze Christenthum alle ist. Denn in Baarem sind die Billete bezahlt und dennoch sitzt hoher Adel und gewöhnliche Menschheit bereits zwei Stunden da, ohne etwas anderes zu gewahren, als den unruhig schwankenden, beweglichen Vorhang von grünem Bombassin, mit der darauf prangenden höhnisch lächelnden Larve des Momus und der tieftraurigen der Tragödie zwischen einer brennenden Fackel, einem Dolche und einer zischenden Schlange! Man wagt bereits, mit Stöcken und Regenschirmen leise zu klopfen, und wenn sich nicht das unverbürgte Gerücht verbreitet hätte, daß unten in der Apotheke ein Landgensd'arm säße und sich eine Mixtur für seine kranke Frau bereiten ließe, wer weiß, zu welchen waghalsigen Entschlüssen sich das in seinen theuersten Hoffnungen getäuschte germanische Publikum hätte hinreißen lassen. Und dennoch, dennoch hörte man einen schüchternen Ruf, der wie „Anfangen" klang, sich mehrmals wiederholen.

Auf der aus weisen ökonomischen Rücksichten noch immer in Rembrandt'schem Halbdunkel gehaltenen Bühne sieht es noch böser und trostloser aus. Die Prinzessin, den halbgewundenen Kranz in der Hand, sitzt zwischen den Gipsbüsten Blüchers und Wellingtons, welche die Büsten Dante's und Virgils zu ersetzen vom Dr. Schein bestimmt waren; große Geister, wie die der beiden Genannten, so hatte er gesagt, fin-

den sich ja mit Leichtigkeit in jede Rolle. Die Prinzessin sitzt also zwischen Blücher und Wellington und weint. Leonore Sanvitale kann ihrer Unruhe nicht Herrin werden und geht aufgeregt hin und her. Antonio, eingehüllt in seine von Camillen und Moschus duftende Atmosphäre, steht, von aller aristokratischen Würde gänzlich verlassen, mit gesenkten Augen an eine Couliſſe gelehnt, fest entschlossen, eher zu sterben, als zu weichen; der Herzog sitzt in tiefem Sinnen im Sessel und kaut höchst unfürstlich an seinen Nägeln. — Auf dem unglücklichen Regisseur Dr. Schein lastet die ganze Verantwortlichkeit. Er hat den letzten Versuch gemacht und ist zum dritten Male zum Aktuarius gerannt, um ihn todt oder lebendig auf die Bühne zu liefern, damit er den flüchtigen Tasso ersetze.

Im grauen Hintergrunde aber sitzen die drei Mütter, düster, geheimnißvoll, dicht aneinandergeschlossen, die Frau Pfarrer, die Bürgermeisterin, die Apotheker Pfeffer, zum Aeußersten entschlossen, ein finsteres, mystisches Bild. Die Mütter — Mütter — es klingt so wunderlich!

Da steigt inmitten dieser tragischen Situation seitwärts her Tasso unbefangen auf das Podium und mit einem Male kommt Leben in das starre Bild. Das ganze Personal, mit Ausnahme der Prinzessin, stürmt scheltend, fragend, drohend auf ihn ein.

Es ist unverantwortlich, junger Mann —

Wie können Sie, Herr Studiosus —

Anfangen, anfangen! rief es aus dem Zuschauerraume.

Aber, meine verehrten Damen, verzeihen Sie —

Gar nichts zu verzeihen ist hier —

Ich bin ja aber hier. Lassen Sie anfangen —

Gott, ja, aber der Dr. Schein, der Souffleur, ist nicht da —

So werde ich soufflirен, bis er kommt und bis ich aufzutreten habe! beschwichtigt Tasso.

Nun denn, in Gottes und Goethe's Namen, so fangen wir an! entscheidet Frau Bürgermeisterin, wie immer groß und unwiderstehlich in allen kritischen Momenten. — Aber, wenn ausgespielt ist, dann wollen wir ihn vornehmen, aber gehörig. Dr. Pfeffer, an Ihren Posten! Dorchen, wisch dir noch einmal die Augen mit Speichel und man gehörig gelächelt, das bitte ich mir aus! — Kommen Sie, meine Damen! Folgen Sie mir in's Publikum!

Die Mütter entfernen sich schweigend, düster. — Der Herzog ergreift, gewärtig des Winks, die Glocke und die Schnur zum Aufziehen des Vorhanges. Die Zuschauer sind von den Müttern beruhigt. Still wird's. Brennend bohren sich die Augen des Publikums in den Vorhang.

Noch einen Augenblick! Die Sanvitale hat in der Aufregung ihren Kranz verlegt. Sie sucht darnach. Einen Augenblick noch!

Tasso sieht seitwärts von seinem Souffleurposten die Prinzessin regungslos stehen, die lieben schönen Augen noch von Thränen voll. So soll sie spielen? Da hält es ihn nicht!

Dorchen! Verzeih nur du mir — sei ruhig — es ist ja alles gut — ich habe die Papiere!

O Dank, Dank, dem Himmel Dank! lispelt sie, und Alles um sich vergessend, sinkt sie in seine Arme.

Da durchfährt ein Blitz der Eifersucht, des Neides den Dr. Pfeffer — es ist seine bestimmte Braut, die Braut, die ihm heute nach der Aufführung des Stückes verlobt werden soll und doch vor ihm in den Armen eines Fremden liegt! Ueber sein mit Braunroth und Kremserweiß herzoglich angemaltes Gesicht blitzt da ein Gedanke voll tiefster Bosheit und fährt elektrisch hinab bis in die Hand, in die Fingerspitzen, welche den Strick zum Aufziehen des Vorhangs halten.

Er zieht mit aller Gewalt; rasch geht der Vorhang in die Höhe.

Vor dem lauten staunenden Ah! des Publikums stehen Tasso und Leonore in hellster Beleuchtung, sich in den Armen liegend, Auge in Auge, Mund an Mund, daß Herr von Goethe seine Lust daran gesehen hätte!

Herre Jäsus! Dorothea, was is nu? schreit da in der lautlosen Sekunde die fette Stimme der Frau Bürgermeisterin, welche wenigstens so viel wußte, daß mit dieser Scene das Stück ganz bestimmt nicht beginne.

Und während die Liebenden erschrocken auseinander fahren und der Vorhang zögernd herunterrollt, erhebt sich ein unauslöschliches Gelächter im Auditorium, ein verwirrtes babylonisches Stimmengewirr, dazwischen einzelne Rufe: Herre Jäsus, Dorothea, was is nu!

Aber aus dem Geschrei und Gedräng und Gelächter arbeiten sich von der vordersten Bank die Mütter heraus nach der Bühne, dieses Mal von den Vätern begleitet, da der Bürgermeister, Pfarrer und Schwente noch eben rechtzeitig im Saale angelangt sind, um die köstliche Umarmungsscene mit berechtigtem Erstaunen, die beiden ersten mit freudiger Genugthuung über die Anwesenheit des Flüchtlings, zu betrachten.

Sie fanden auf der Bühne eine neue Gruppe. Dorchen lag ohnmächtig in Tasso's Armen. Mutter Bürgermeisterin hatte sie ihm entwinden wollen; aber die Frau, der sonst überall unbedingt gewillfahrt wurde, war von einem festen ernsten Blicke Tasso's dermaßen betroffen, daß sie um das Paar herum flatterte, wie eine Henne um ihr bedrohtes Küchlein, als ob sie unbewußt den mächtigen Anspruch des fremden Mannes an ihr Kind anerkenne. Auch der imposante Bürgermeister stand sprachlos und überließ es den Bemühungen Röschens, seine Tochter in's Leben zurückzurufen.

Dorchen erwachte. Sie sah mit einem innigen Blick in Tasso's Augen und streckte gleichzeitig die Hand nach der Mutter aus.

Wie ist mir so selig wohl, Mutter!

O schweige, sprich nicht, Dorchen! beruhigte Heinrich. — Frau Bürgermeisterin, kommen Sie mit in mein Zimmer nebenan; Herr Bürgermeister, darf ich um Ihre Begleitung bitten? Herr Pfarrer, gewiß haben Sie die Güte, das Publikum indeß zu beruhigen? Vielleicht läßt sich dasselbe an einem improvisirten Balle genügen — aus der Vorstellung wird wenigstens heute nichts. — Wir kommen später darauf zurück — wir

haben jetzt Wichtigeres! Bitte, Herr Bürgermeister, Frau Bürgermeisterin, gehen wir in mein Zimmer!

Und sie gingen. —

Es war kurios, sagte später immer Herr Schwente, wie sie sich Alle den Anordnungen Tasso's ohne Weigerung unterzogen. Daß der Pfarrer die Gelegenheit mit Energie am Schopfe faßte, sich der Gunst des Patronatsherrn in spe zu versichern, wird schwerlich Jemand bezweifeln, und es gelang dieß seiner Beredtsamkeit und seinem Ansehen um so leichter, als dem größten Theile des Auditoriums ein Ball und Tanz um ein Erhebliches willkommener waren, als der Torquato Tasso und das ganze befreite Jerusalem dazu. Der Dr. Pfeffer hatte sich mit seinem bösen Gewissen schleunigst aus dem Staube gemacht unter dem Vorwande, zu einem Schwerkranken gerufen zu sein, was ihm übrigens niemals Jemand geglaubt hat. Der Dr. Schein war durch seine Bemühungen Tags über und noch zuletzt am Siechbette des Aktuarius so erschöpft, von dem Fehlschlagen der Aufführung so niedergedonnert, daß er theilnahmlos in einem Winkel saß, an sich und der ganzen Menschheit verzweifelnd, wie der alte Fritz nach der Schlacht bei Collin, und Alles über sich ergehen ließ. Wir können aber schon hier nicht unerwähnt lassen, daß der erste Akt des Tasso im nächsten Winter, wenn auch etwas anders besetzt, dennoch zur Aufführung kam. — Die Magern walzten eine nach der andern mit dem Provisor. Der Pfarrer hatte immer gesagt, daß der Provisor ein sehr lieber, netter junger Mann sei.

Solchergestalt war die Balllust im vollen Gange, trotzdem daß über die erste Scene im Tasso viel gelacht, gespottet, gemuthmaßt und in die Ohren gezischelt ward, wie denn das nicht anders menschenmöglich war. Nach Beendigung des zweiten Walzers zog ein auffälliges Wallen und Bewegen des grünen Vorhangs die Aufmerksamkeit an. Gleichzeitig sprach Herr Schwente sehr eifrig mit den fünf Musikanten und diese nickten geheimnißvoll, stimmten von Neuem und setzten die Instrumente schmunzelnd in Bereitschaft.

Es wurde allmälig stiller. Es war so bänglich, als hörte man ein großes Ereigniß sich nähern. Die Glocke läutete und der Vorhang wurde von Herrn Schwente mit Präzision und kurioser Akkuratesse in die Höhe gezogen. Zwischen dem Herrn und der Frau Bürgermeisterin standen Tasso und Leonore, Hand in Hand, sie verschämt und erröthend zu Boden blickend, er die Versammlung ruhig und ernst übersehend.

Der Bürgermeister räusperte sich leicht und sagte mit einer Stimme, die eine nicht gewöhnliche Rührung und Herzensbewegung unschwer durchhören ließ:

Dem geehrten Publikum erlaube ich mir statt besonderer Meldung die Verlobung meiner eheleiblichen, einzigen Tochter Dorothea mit dem Studiosus und Gutsbesitzer Heinrich Brandt auf Adlich Grünthal ergebenst anzuzeigen!

Die Frau Bürgermeisterin hatte bei jedem Worte ihres Gatten zustimmend genickt. Ein Bischen länger hätte er's doch machen sollen, hat sie später immer gesagt.

Der Pfarrer, der seitwärts stand, trat darauf vor und rief: Das verlobte Paar lebe hoch! und wieder und abermals hoch! — Die Musikanten strichen und bliesen mit aller Gewalt darauf los, während das Auditorium jubelnd, die Tücher und Hüte schwenkend, mit einfiel.

IX.

Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück.
Die Gegenwart allein — ist unser Glück!
Goethe, Faust II. Th.

Am Vormittag darauf traten der Pfarrer, der Bürgermeister und Herr Schwente im lebhaften Gespräche in das Ressourcenzimmer im Engel und legten ab. —

Der Bürgermeister sah so freundlich und vergnügt aus, wie noch nie:

Wie sehr man sich doch in Signalements der hohen Obrigkeit irren kann! — Lieschen, eine Ganze! — und über drei Wochen ist die Hochzeit, meine Herren!

Ja, ja, ein sehr, ich sage mit Betonung ein sehr wackerer junger Mann, Ihr Herr Schwiegersohn — nun, ich habe ihm ja Ihr Dorchen auch getauft, eingesegnet, sie ist ja wie mein eigen Kind — ich hoffe, ich werd' ihr auch den ehelichen Segen geben — er hat mir die Patronatsstelle auch zugesichert — ha, ha — allerdings aber — nur — wofern ich — aus dem Mäßigkeits-Vereine ausscheide — ha, ha — sonderbar — nun, Lieschen, einen Cognak! sagte der Pfarrer, zuletzt mit fester Stimme.

Gott sei gelobt, daß sich die kuriose Geschichte wegen meines Doppelgängers so nett allgesamm aufgeklärt hat — möchte mir wohl eine Ganze verstatten, Lieschen, wenn's von dem Nämlichten sein kann, Lieschen! — Aber wer mag eigentlich das Cerf an die Kirche geschrieben haben?

Ja, sagte der Bürgermeister mit geheimnißvoller Amtsmiene, das weiß Niemand!

Kein Mensch weiß das! sagte der Pfarrer.

Kurios, sagte Herr Schwente. Nun, mag's geschrieben haben, wer will! — Ist's auch wirklich von dem Nämlichten, Lieschen?



Die Grille.

Von F. Augustin.

(Schluß von S. 379.)

Die Feldgrille oder das Stoppelheimchen ist ein so scheues, schüchternes Thierchen, daß es meist nur durch List gelingt, seine Bekanntschaft zu machen. Es zieht sich bei jeder Annäherung vorsichtig in seine Höhle zurück und verläßt dieselbe erst wieder, wenn die Gefahr vorüber ist. In Frankreich amüsiren sich die Kinder oft mit der Jagd auf Feldgrillen. Sie verwenden dazu eine große Ameise, die sie an ein langes Haar binden und in die Höhle der Grille schicken. Nach einer Weile zieht man die Ameise vermittelst des Haares vorsichtig zurück und in der Regel pflegt ihr die über das unbefugte Eindringen erbitterte Grille auf dem Fuße zu folgen, um sich zu überzeugen, daß der ungebetene Gast auch wirklich die Höhle verläßt, wobei sie dann gewöhnlich gefangen wird.

Plinius gibt übrigens ein bequemeres Mittel an, sich des Thierchens zu bemächtigen. Man sticht einfach mit einem langen, dünnen Stäbchen in die Höhle, worauf das Insekt sofort in hellem Zorne hervorkommt, um sich nach der Ursache der Störung umzusehen. Er benimmt sich dumm, wie eine Grille! pflegten die alten Römer zu sagen, wenn sich Jemand durch Scheinangriffe aus einer sichern Position in eine Falle locken ließ.

Merkwürdig ist, daß die Feldgrille, obgleich mit brauchbaren Flügeln versehen, in Nothfällen nur selten davon Gebrauch zu machen scheint. Hat man sie aus ihrer Höhle getrieben, so hüpft sie ziemlich unbeholfen an der Erde hin und läßt sich fangen, ohne daß sie einen Versuch macht, sich zu retten.

Uebrigens hütet sie sich, am Tage ihr Haus auf längere Zeit zu verlassen. Sie begnügt sich, ihren Hunger mit Graswurzeln und Pflanzen zu stillen, die in der Nähe zu erreichen sind, und selbst wenn sie musizirt, sitzt sie am Eingange ihrer Höhle, so daß nur das schwarze Köpfchen sichtbar ist. Nähert sich ein anderes lebendes Wesen, so schließt sie ihr Lied mit einem scharfen Zirp und verschwindet.

Wie schon erwähnt, bringt nur das Männchen jene zwitschernden Töne hervor, die wir an warmen Sommertagen und Abenden, ja bei günstiger Witterung oft bis tief in den Herbst hinein auf trockenen Feldern und an sonnigen Rasenrainen vernehmen. In der Stille des Abends hört man das eigenthümliche Schwirren in weiter Ferne und wunderbar weckt es zuweilen die Erinnerung an vergangene Zeiten in unserer Brust. Wie oft haben wir dem eintönigen Liede gelauscht „in der Jugendzeit, in der Jugendzeit“ und wie lebendig steigen bei seinem Klange jene Tage mit all ihrer ungestillten Sehnsucht wieder vor uns auf!

Gewöhnlich öffnen die Heimchen gegen Ende März ihre Höhlen für den kommenden Sommer. Sie sind dann noch nicht vollkommen entwickelt und besitzen kaum die Anfänge von Flügeln, welche sich erst nach der letzten Häutung, die im April stattfindet, gehörig ausbilden. Zur Zeit dieser Häutung sieht man die Grillen gewöhnlich in Menge am Eingange ihres Baues liegen, um sich zu sonnen. Nach der vollständigen Entwicklung zeigt das Männchen einen dünnen, goldenen Strich über den schwarzen, glänzenden Halsschild. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas hellere Färbung und eine schwertförmige Legeröhre am Hinterkörper von dem Männchen.

Die Grillen leben nicht paarweise in ihren Zellen, sondern einzeln, denn leider können wir nicht verhehlen, daß dieß kunstliebende und sonst so poetische Insekt ein sehr unverträgliches und boshaftes kleines Thier ist. Die Männchen stoßen einander oft mit den Köpfen, wie erbitterte Stiere, oder schlagen sich mit den Hinterfüßen, während Männchen und Weibchen sich nicht selten gegenseitig Beine und Fühler abbeißen oder einander wohl gar mit Haut und Haaren auffressen. Während des Eierlegens verschließt das Weibchen seine Höhle, und hat sie im Herbst dieß Geschäft beendigt, so ist auch ihr Lebensziel erreicht. Die Feldgrille lebt nur ein Jahr.

Setzt man das Stoppelheimchen in einer mit Luftlöchern versehenen Schachtel oder in einem Papierkästchen an's Fenster in die Sonne und versorgt es gehörig mit frischen Pflanzen und Wasser, so zirpt es hier eben so lustig, wie draußen im Felde, ja sein Gesang wird oft so stark, daß er im Zimmer verweilende Personen belästigt. Bei nachlässiger Pflege stirbt das Thierchen in der Gefangenschaft sehr bald.

Die Maulwurfsgrille, auch Werre, Gerstenwurm oder Erdkrebs genannt, ist ein außerordentlich häßliches, wunderlich aussehendes Thier, mit kleinem Kopf und erdbraunem, haarigem Körper. Das merkwürdigste an ihr sind die mit starken Krallen versehenen Vorderfüße, mit denen sie im Stande ist, Gänge gleich kleinen Maulwurfsgängen in die Erde zu graben, die dann in einer geräumigen Höhle endigen. Im Gegensatz zu den beiden vorher genannten Grillenarten, welche trockene, warme Plätze lieben, hält sich die Werre gern an feuchten dumpfigen Orten auf. Sie ist übrigens einer der unwillkommensten Gäste in Wiesen, Feldern und Gärten, denn während sie das Terrain nach allen Seiten hin unterminirt, beißt sie die Wurzeln der Pflanzen ab, vernichtet auf diese Weise ganze Beete junger Gemüse und Blumen und verwüstet, wenn sie in Menge auftritt, den Graswuchs weiter Strecken.

Im Monat Juni legt die Maulwurfsgrille in die Höhle, zu welcher ihre vielfach gewundenen Gänge führen, 100—300 Stück Eier von schmutzig gelber, zuweilen auch grünlicher Farbe. Sie gräbt dieselben sorgsam in einen Haufen lockerer Erde, welcher einem Ameisenhügel gleicht, wobei sie indessen dafür sorgt, daß sie nicht zu tief zu liegen kommen, damit sie der belebenden Sonnenwärme zugänglich bleiben, unter deren Einfluß denn auch die Larven bald anfangen sich zu entwickeln.

Wie die Brut anderer Insekten, so ist auch die der Maulwurfsgrille vielfachen Gefahren ausgesetzt. Vögel

und Maulwürfe stellen ihr eifrig nach, namentlich ist aber der schwarze Mistkäfer, der wie die Werre in der Erde wühlt, einer ihrer gefährlichsten Feinde. Um ihre Nachkommenschaft vor ihm sicher zu stellen, verwahrt die ängstliche Mutter ihr Nest, wie eine Festung, mit Wällen, Gräben und bedeckten Wegen und stellt sich dann selbst als Schildwache in diesen Befestigungswerken auf. Wagt sich dennoch ein kühner Käfer in den Bau, so springt sie auf ihn zu, packt ihn und beißt ihn ohne Barmherzigkeit todt.

Außerhalb ihres Baues ist die Maulwurfsgrille ein plumpes, schwerfälliges Geschöpf. Ihre Flügel benützt sie während der Tageszeit nur selten; erst wenn die Nacht herankommt, scheint sie aufzuleben und unternimmt dann größere Exkursionen. Die Deckflügel des Thieres sind kurz, die untern länger als der Leib und in der Ruhe ganz schmal und spitzig zusammengeschlagen. Ausgebreitet entfalten sie sich fächerartig und sind dann so breit wie die Flügel der Heuschrecke.

An schönen warmen Sommerabenden und in stillen, milden Nächten konzertiren die Männchen. Sie zirpen jedoch nicht in Absätzen, wie ihre Vettern, die Haus- und Feldheimchen, sondern lassen einen fortgehenden, sanften, schwirrenden Ton hören, welcher ungefähr wie das Spinnen eines Ziegenmelkers klingt.

Bei der sorgfältigen Sektion der Grille haben die Anatomen einen dreifachen Magen gefunden. Die erste Abtheilung desselben ist klein, die zweite größer und die etwas tiefer liegende dritte ist die kleinste. Man hält es deßhalb für möglich, daß die Grille ein wiederkäuendes Thier ist, wie viele Vierfüßler. Wenigstens sieht man sie oft ihre Kauwerkzeuge bewegen, ohne daß sie frißt.

Eine todte Stadt.

Von Friedrich Lampert.

Es war ein Sonntag Morgen, an dem ich von Ostende zum ersten Mal nach Brügge hinüber fuhr. Vielleicht war's darum so still in der Stadt. Keinem Menschen fast begegnete ich. Todtenstill war es auf den breiten, langen Straßen, den weiten, großen Plätzen, wohl auch in den hohen, alten Häusern. Allein, wenn man länger verweilt, findet man wohl, daß es auch alltäglich, auch wenn Handel und Wandel sich etwas regt, daß es fast immer so ist. Es gibt nicht nur Ein Pompeji, es gibt auch andere todte Städte, wenn's auch nicht gerade die Asche eines Vulkan war, die sie dazu gemacht hat. Auch Brügge ist eine verschollene Stadt, eine jener gefallenen Größen, von deren Pracht nur noch vergilbte Pergamentbände reden, die nicht des Sängers, sondern der Geschichte Fluch getroffen. Der Kaufmann, wie der Lustreisende ziehen eilig daran vorüber, denn der Handel liegt brach und die Göttin der Lustbarkeit flieht von grasbewachsenen Marktplätzen.

Die Zeiten sind vorbei, da das stolze reiche Brügge nicht nur in Flandern, sondern in der Handelswelt des ganzen Europa zu Land und zu Wasser den Ton angab, da Faktoreien und privilegirte Kaufmannsgesellschaften aus vierzehn Königreichen sich hier niedergelassen hatten, zwanzig fremde Minister hier residirten; da die Häuser- und Palastreihen zu klein waren für die Zahl der Insassen und Fremdlinge, die alljährlich aus damals kaum noch dem Namen nach bekannten Gegenden hieher pilgerten. Das war im 13 und 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Vom Stapelplatz des Hansabundes und des englischen Wollhandels hatte sich Brügge damals zum Mittelpunkt des Welthandels emporgeschwungen; Lombarden und Venetianer brachten hieher die Erzeugnisse Italiens und Indiens und führten dafür Waaren aus Deutschland und vom baltischen Meere zurück. Reichbeladene Schiffe aus Venedig, Genua und Konstantinopel konnte man zu gleicher Zeit hier ausladen sehen, die Waarenhäuser seufzten unter der Last englischer Wollballen, flandrischer Leinwand und persischer Seide, und es war keine schmeichlerische Rede, die Johanne von Navarra, als sie mit ihrem Gemahl, dem König von Portugal, im Jahr 1301 hier war, den reichen Bürgern zu Gefallen that, indem sie sprach: Hab' ich doch bisher geglaubt, allein Königin zu sein, jedoch hier seh' ich Hunderte wie mich.

Das ist nun alles längst vorbei; wohl zählt die Stadt immer noch an 50,000 Einwohner, aber ein Drittel davon ist in Armuth versunken; wohl segeln immer noch Jahr aus Jahr ein der Schiffe viele auf den sechs Kanälen vom Binnenland oder von der See in Brügge aus und ein; aber das ist nur ein schwacher Schimmer von all dem frühern Glanz, kaum mehr ein Rest zu nennen von der einstmaligen Größe.

Keine Stadt in ganz Belgien, vielleicht in Europa nicht, trägt so unverändert das Gewand der alten Zeit, an dem die Neuzeit auch gar nichts zugeschnitten, ab- oder zugethan hat. Die hochgegiebelten Häuser mit den sonderbaren Schnörkeleien und den frommen Sprüchen über den Thüren; die breiten, weiten Marktplätze; die prächtigen gothischen Kirchen mit den himmelanstrebenden Thürmen; die Mauern, Wälle und Gräben — Alles ist noch da; selbst die Frauen, die nun doch da und dort aus den Häusern heraustreten und graziösen, flüchtigen Schritts die Straße hinabeilen oder dort unter dem hohen Kirchenportal verschwinden, scheinen noch die alten zu sein, denn es sind dieselben schönen Gestalten, die Brügge in seiner großen Zeit in dem Punkt berühmt gemacht haben (»burga formosis puellis«), und der schwarze Ueberwurf, die spanische Falda, kleidet sie noch gerade so und eben so malerisch wie dazumal. Aber sie huschen auch nur so geisterhaft vorüber, es trifft uns fast kein Blick der dunklen Augen, und gar erst die grünglässernen Fenster der Häuser starren uns leer und kalt wie die Augen eines Todten an. Die herrlichen Münster scheinen nur noch da zu stehen, um die Todtenmesse für die entschwundene Pracht der Mutterstadt zu vernehmen. Und sangen

ihre dumpfen melancholischen Glocken zu läuten an, so werden wir unwillkürlich an das traurige Lied von der alten versunkenen Meerstadt gemahnt:

> Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
> Klingen Abendglocken dumpf und matt,
> Uns zu geben wunderbare Kunde
> Von der dort versunknen Wunderstadt.

Diese hier ruht nicht im Meeresgrund, sondern steht leibhaftig und wirklich noch vor uns da, aber so still und todt wie jene; selbst die Zeit lastet drückend und schwer auf den verlassenen Mauern, als ob sie traurig die Flügel sinken lasse über eine Zerstörung, die sie selbst vollbracht.

Aber wie jede Melancholie, so hat auch diese ihren eigenthümlichen Reiz. Weil das Leben fehlt, können wir uns dieses selbst schaffen. Vier Jahrhunderte sinken dann schnell hinab. Die alten Zeiten wachen auf. Wenn's Nacht wird und noch stiller auf den einsamen Straßen, und der Mond, „die gespenstische Leuchte", am Himmel hängt, dann fangen die öden und leeren Häuser eine ganz eigene Sprache zu reden an und aus ihr lernen wir bald, daß die mit ihren langen hohen Fensterreihen und den steinernen Bildern heidnischer Götzen, auf die ein großer Meister sie gestützt, und dem kunstvollen Schnitzwerk der Thüren, die ein Menschenleben anzufertigen nicht genügt hat, wahrlich einst zu was Anderem, als zum übelduftenden Asyl jenes Käsehändlers oder zur ärmlichen Behausung dieser schnatternden Spitzenklöppelei bestimmt waren; dann singt das melodienreiche Glockenspiel die schönen vergessenen Lieder und der Geist der Vergangenheit, die alte Seele kehrt in die Steine zurück und sie erzählen wunderbare Geschichten von entschwundenem Glanz, von vergessener Herrlichkeit. Dann beleben sich auch die Straßen und Gassen, die ernsten, weißbekrausten Männer im Sammtwamms und goldener Kette, und die sittsamen Frauen mit dem Sammthäubchen und dem Schlüsselbund an der Seite gehen zu Rathhaus und Kirche; Fanfaren schallen, Fahnen wallen, der Fürstenzug des Herzogs von Burgund zieht auf den Markt; das fremde Schiffsvolk drängt sich durch die Straßen.

Ein eigenthümlicher Zauber liegt in allen diesen flandrischen Städten und ein Zusammenwirken von zwei mächtigen Faktoren, von Kunst und Geschichte, ist's zumal, was ihn hervorbringt. Flanderns Geschichte hat sogar in Brügge ihren Mittelpunkt; es war die Residenz seiner Grafen, und als die reichen und mächtigen Herzoge von Burgund die Herrscher waren, da hielten sie in Brügge zu Anfang des 15. Jahrhunderts ihren reichen und glänzenden Hof. Hier wurde von Philipp dem Guten 1429 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Isabella von Portugal der Orden des goldenen Bließes gestiftet, mit dessen Insignien der Herzog dem Fleiß seiner flandrischen, zum Wohlstand des Landes einen Hauptheil beitragenden Weber Lob und Anerkennung spenden wollte; hier im Prinzenhof, dem alten Palast der Flandern, hielt auch Karl der Kühne (1498) Hochzeit mit Margaretha von York, und in Brügge war's, wo seine holdselige Tochter, Maria von Burgund, ihren kurzen Liebeslenz mit Max von Oesterreich, dem „letzten Ritter", verlebte und ihm ihren einzigen Sohn, Philipp den Schönen, gebar, welcher der Vater Karls V. wurde.

Für die Kunstgeschichte hat der Name Brügge's einen hellen Klang; war's doch im 15. Jahrhundert die Wiege und der langjährige Sitz der bedeutendsten Meister, der flämischen Malerschule und gehörten ihre ersten und letzten und zugleich ihre bedeutendsten Namen, die Gebrüder Hubert und Johann van Eyk und Hans Memling, Brügge so recht an. Eine kulturgeschichtliche Nothwendigkeit fast erscheint es, daß gerade Flandern und in ihm wieder Brügge die Wiege des in der Malerei der Allegorie und Symbolik der frühern Periode entgegentretenden Realismus im Norden sein mußte, wie es in Italien die Blume der italienischen Städte, Florenz, war. Wo herrschte in jener Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit eine solche Fülle des Lebens, des Handels und Wandels zu finden, als gerade in Gent und Brügge? Das bunte Gemisch der Käufer und Verkäufer, welche sich aus allen Theilen Europa's hier zusammenfanden, die verschiedenartigen Trachten, eigenthümlichen Physiognomien und fremdartigen Sitten übten jedenfalls einen mächtigen Reiz auf die Einbildungskraft und leisteten der realistischen Richtung großen Vorschub. Was Wunder, daß hier, durch den Genius der Brüder van Eyk zumal, eine ganz neue Kunst aufblühte, daß ihrem Meisterpinsel zuerst jene unheimliche Starrheit wich, welche vordem die Gestalten gefangen hielt; daß an die Stelle des steifen byzantinischen Goldgrundes anmuthige Landschaften traten, in denen sich Alles in frischem, kräftigem Leben regte, daß jene Meister den Menschen dem Menschen wiedergaben und dabei Alles mit einem Farbenglanz übergoßen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte und wie er bis heute noch unerreicht blieb? Mögen da jene Städte todt erscheinen — in ihren Kirchen und Museen, in St. Bavo in Gent, wo das Meisterwerk der Brüder von Eyk, die Anbetung des unbefleckten Lammes, und im Johannisspital von Brügge, das Memling so reich geschmückt hat, blüht ein unvergängliches Leben.

Und der vollendeten Kunst drinnen im geheimnißvollen Helldunkel der ehrwürdigen Dome entspricht auch das Aeußere dieser Prachtbauten. Auch in dieser Hinsicht hat man in den flandrischen Städten und namentlich in Brügge in Einer Straße, auf Einem Platz, was man sich sonst aus vielen andern kaum zusammenlesen kann. Nächst den Kirchen sind es die Mittelpunkte des staatlichen Lebens, die Rathhäuser zumal, die von den auch politisch früh gereiften und auf ihre Rechte so stolzen Flamingen mit besonderer Kunst und großem Reichthum der Architektur geschmückt wurden. Das Brügger Rathhaus, 1376 erbaut, ist ein vollendet schöner Bau. An wenigen Profangebäuden tritt der gothische Stil reiner und konsequenter hervor. Mit seinen sechs Thürmchen, die je drei und drei die Vorder- und Rückseite flankiren, den sechs vergoldeten Engeln über den Dachfenstern, dem kunstvollen Portal sieht es sich gar stattlich und doch überaus zierlich an, und als die Blenden der Vorderseiten die von den Sansculotten (1792) als „Tyrannenbilder" herabgerissenen Standbilder der Grafen von Flandern noch zierten, mußte es noch prunkender drein gesehen haben. Auf dem Balkon oder an einem Fenster des Rathhauses mußten die Grafen von Flandern jedesmal nach ihrer Thronbesteigung vor dem Volke erscheinen und den Eid leisten, „alle bestehenden

Gesetze, Vorrechte, Freiheiten und Gewohnheiten der Grafschaft und Stadt aufrecht zu erhalten". Jetzt ist in der großen, beinahe die ganze Länge des Gebäudes einnehmenden und wegen ihres gothischen, tief herabhängenden Holzgewölbes besonders sehenswerthen Halle des Rathhauses die allgemeine Bibliothek aufgestellt, in der mehrere Merkwürdigkeiten gezeigt werden, namentlich eine Lotterieliste, 1496 zu Brügge gezogen, so daß also die Lotterien älter zu sein scheinen, als man gewöhnlich annimmt.

War das Rathhaus einst der munizipale Mittelpunkt der Stadt Brügge, so hatten auch die freien Landbewohner, die „Buitenpoorter", die sogenannte „Freiheitbrügge", ein besonderes Rathhaus an der Nordseite des ersteren, das jetzt, in den meisten Theilen neuern Baues, zum Justizpalast geworden ist. In ihm ist allein der prächtige Kamin der Rathskammer sehenswerth, der kräftig und markig in Holz geschnitzt eine ganze Seite des Zimmers einnimmt. Im Jahre 1529 zum Andenken an die Schlacht von Pavia errichtet, zeigt er die lebensgroßen Standbilder: in der Mitte Karl V., links Maria von Burgund und Max von Oesterreich, rechts Karl den Kühnen und Margaretha von York, und in kleinen Medaillons Philipp den Schönen und Johanna von Castilien, welche Bilder wiederum von den Wappenschildern Burgunds und Spaniens, von Genien und Laubwerk umgeben sind.

Hart neben dem Rathhaus fällt uns noch die chapelle du saint sang, eine kleine zweistöckige Kirche mit ihrem höchst zierlichen Treppenhause in's Auge. Sie führt ihren Namen von einigen Tropfen Bluts des Heilands, das Graf Dietrich von Elsaß aus dem heiligen Land mitgebracht. Eine andere Kirche, die Jerusalemkirche, weist noch unmittelbarer auf das heilige Land, indem sie von Messire Peter Adornes, seiner Zeit Bürgermeister von Brügge, genau nach dem Muster der heil. Grabeskirche von Jerusalem, die der Gründer deßhalb zweimal besucht, gebaut worden ist. Doch halten wir uns hier nicht länger auf, um endlich in die Kathedrale und in die Liebfrauenkirche zu gelangen. Ist's in der ersten die blendende Pracht von Licht und Farbe, die da in der Bilderfülle von Wänden und Altären strahlt, so fesselt uns in der andern ein wundersames Todtenmal. In einer besondern Kapelle ruhen da in prachtvollen Sarkophagen die letzten Sprößlinge des stolzen, mächtigen Hauses Burgund und die letzten eingeborenen Fürsten der südlichen Niederlande, Karl der Kühne und seine Tochter Maria. Reich vergoldet liegen die ehernen Gestalten lebensgroß in ganzer Figur auf Marmorplatten, umgeben von den Wappenschildern all der Herzogthümer, Graf- und Herrschaften, welche einst den Lebenden gehörten und die die reichste Fürstentochter ihrer Zeit ihrem Maximilian und damit dem Hause Oesterreich zugebracht und die später ein Theil des Reiches waren, in welchem unter ihrem Enkel Karl V. die Sonne nicht unterging. Es weht ein poetischer Hauch um diese Todtenstätte, der Liebestraum des letzten Ritters wird vor uns wach, all das Glück, das er an der Seite der holden Gattin fand, und all das Leid, das ihr Tod ihm brachte, als sie in der Fülle der Jugend und des Glückes auf jener unglückseligen Jagd den Todessturz

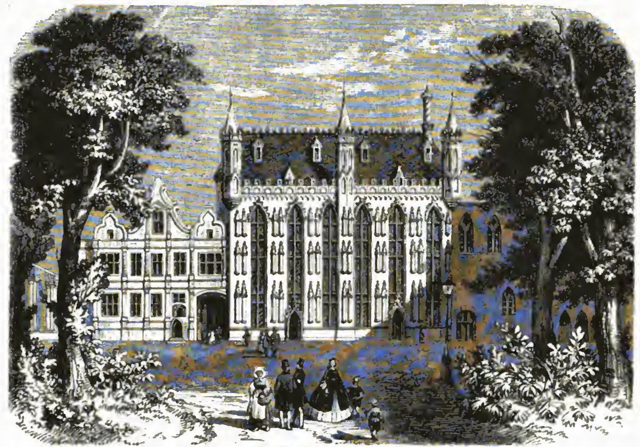


Börse in Brügge.

that. Noch ist Maria unvergessen in den Niederlanden, und nach fast vier Jahrhunderten stehen die Flamingen gerne an dem auch in der ehernen Form lieblichen Todtenbild in onze-orow von Brügge.

In demselben Jahre, da Karl der Kühne starb, 1477, klopfte eines Tages ein schwerverwundeter, entstellter, in ärmliche Lumpen gehüllter Kriegsmann, aus der Schlacht von Nancy kommend, an die Pforte des Johannisspitals von Brügge. Die frommen Schwestern, die es bewohnten und sich damals ausschließlich der Pflege der Kranken widmeten, nahmen ihn auf, pflegten ihn und stellten ihn vollkommen wieder her, nicht ahnend, daß sie einem das Leben gerettet, dessen Dankbarkeit gleich groß war wie seine Kunst, und der nun beider ganze Kraft daran setzte, das schlichte Haus, das ihn geborgen, mit jenen köstlichen Schätzen zu schmücken, um derentwillen man heut das Johannisspital von Brügge aufsucht. Jener verwundete und hier genesene Krieger war Johann Memling, nächst den Brüdern van Eyk der Stolz der flämischen Malerschule, wahrscheinlich deutscher Abkunft, von alten Urkunden der „deutsche Hans" genannt, ein fruchtbarer Künstler, wie nur irgend einer. Was er auch Großes und Herrliches geschaffen, selbst das gewaltige Danziger Weltgericht nicht ausgenommen, — das Größte und Herrlichste mit hat er dem armen Johannisspital von Brügge gegeben.

Es ist noch ganz dasselbe, dieses Spital, wie es damals war, als Memling in ihm krank lag, heute noch mit der großen gewölbten, von gothischen Pfeilern getragenen Halle, die durch Wände in Stuben, Schlafgemächer und Küche abgetheilt ist; mit seinem Gärtchen, in dem vor den Heiligenbildern die frommen Schwestern knieen, ein Hospital des Mittelalters. Man sieht's ihm nicht an, welchen Reichthum es birgt. In einem unscheinbaren Raum sind Memlings Meisterwerke bei einander: zwei kleinere Bilder, die h. Jungfrau in rothem Gewande, dem Christkind einen Apfel darreichend, und eine köstliche Anbetung der Könige und dann das größte aller seiner Bilder, die Vermählung der h. Katharina. Das Christkind auf Maria's Schooß steckt da der vor ihm knieenden Katharina einen Ring an, neben ihr spielt ein Engel die Orgel, ein anderer hält vor sich ein Buch, in dem Maria blättert, die h. Barbara liest; Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist stehen im Hintergrund, lauter Gestalten von höchster Schönheit und würdigster Haltung, die sich alle, wenn gleich die Anordnung des Bildes noch ganz im byzantinischen Stil befangen ist, schon völlig von der alten Steifheit und Starrheit losgemacht haben und den ganzen Reichthum und die Freiheit des eigenthümlichen Talents Memlings bekunden. Er faßt strenger auf, ordnet symmetrischer, als die Brüder van Eyk, hat weniger zierliche Formen, schärfere und ernstere Gesichtszüge, genauere Durchführung der Einzelnheiten und bestrebt sich mehr, einen historischen Vorgang durch Hinzufügung des Vor- und Nachhergeschehenden so vollständig wie möglich zu schildern, indem im Hintergrunde dem Hauptgegenstande die bezüglichen Scenen in kleinerem Maßstabe beigegeben sind. Und einen wesent-



Rathhaus in Brügge.

lichen Fortschritt zeigen solche Darstellungen, in denen er starkes Licht im hellsten Glanze anwendet, wodurch eigenthümliche Farbenerscheinungen hervorgerufen werden.

Alle diese Vorzüge und Eigenthümlichkeiten Memlings finden sich im höchsten Grade ausgeprägt und vereint in dem Kleinod des Johannis-Hospitales, dem kostbaren Reliquienkasten der h. Ursula. Unter einer Glasglocke, auf einem beweglichen Fußgestell sehen wir ein circa vier Fuß langes Giebelhaus mit einer dachförmigen Bedeckung im Spitzbogenstil, jede der Langseiten in drei bogenförmige Abtheilungen getrennt. Auf diesen sechs Feldern, von denen jedes etwa sieben Zoll breit, und die durch keine Pfeiler geschieden sind, ist nun miniaturartig in höchst fein und sinnig ausgeführten Oelbildern die Geschichte des Märtyrerthums der h. Ursula nnd ihrer 11,000 Jungfrauen gemalt, von solcher Vollendung und Schönheit, daß das zu dem köstlichsten gehört, was je die Kunst aller Länder und Zeiten hervorgebracht hat. Wir sehen, wie die englische Königstochter mit den Ihren in Köln und dann in Basel landet. Unverkennbar ähnlich treten da als landschaftlicher Hintergrund dort der Dom und der Baienthurm, hier die Alpen hervor. Wie sie in Rom vom Papst empfangen werden, und dann die Heimkehr wieder, bis sie, abermals in Köln, durch die heidnischen Soldaten des Kaisers Maximin den Märtyrertod erleiden. Die schmale Vorderseite des Schreins zeigt das Bild der h. Jungfrau mit dem Christuskind, der zwei Nonnen aus dem Spital zur Seite knieen, die Rückseite noch einmal die h. Ursula mit dem Pfeil, wie sie noch mit dem ausgebreiteten Mantel ihre Gefährtinnen schützt. Und gleich reizend, wie diese größeren, sind auch die sechs runden kleinen Bildchen auf dem Dach des Kästchens, auf welche der Künstler noch einmal die Jungfrauenschaar und die Krönung der Himmelskönigin und zwischen hinein allerliebste musizirende Engel gemalt hat. Man sagt, es sei dem Hospital ein Kasten von Silber von gleicher Schwere für diesen Reliquienschrein geboten worden; aber auch Gold von gleichem Gewicht würde nicht den Werth dieses Kleinods aufwiegen.

Was die altflandrische Schule auf ihrem Weg zu erzielen vermochte, hat sie in diesen Bildern Memlings als ihren Höhepunkt erreicht; aber sie bezeichnen zugleich auch die Schranke, an welcher jene endlich scheitern mußte. So begabt, so reich an Phantasie auch ihre Künstler waren, so beschränken sie sich doch auf zu engem Raum, auf zu kleine Tafeln, als daß sie sich zu jenem vollen Verständniß der menschlichen Gestalt in ihrer freien Lebenskraft aufzuschwingen vermochten, wie es nur Einer von ihnen, Hubert van Eyk, und dieser allerdings in großen Zügen gethan hatte. Bei ihrer miniaturhaften Ausführung, wie wir soeben bei dem Reliquienkasten der h. Ursula sahen, blieb trotz aller Wärme und Feinheit der Emfindung, bei aller Schärfe der Beobachtung und Tiefe der Charakteristik doch die Kunst formell befangen und vermochte aus eigener Kraft nicht zu jener hohen Freiheit und Vollendung durchzudringen, welche später die italienische Malerei zu klassischer Meisterschaft führte.

Sollen wir noch alle die geschichtlich bedeutenden oder baulich besonders schönen Häuser aufsuchen, an denen Brügge so reich ist: den »Lion de Flandre«, das stattliche Haus, in dem einst Karl II. von England in der Verbannung lebte, den die aufmerksamen Brügger, weil er sonst kein Königthum mehr zu verwalten hatte, zum Schützenkönig machten. Oder die Cranenburg, jetzt eine Schenke, aber anno 1438 ein starkes Haus, in welchem die Bürger von Brügge sechs Wochen lang den römisch-deutschen König Maximilian, den Wittwer ihrer gefeierten Maria von Burgund, gefangen hielten, weil er sich weigerte, die Vormundschaft seines Sohnes Philipp, des Erben dieser Lande, dem König von Frankreich zu übertragen? Oder sollen wir noch einmal zur Akademie gehen, die wir freilich nicht wegen der Zahl, aber wegen des Werths ihrer Bilder nicht ungesehen lassen dürfen? Oder wollen wir vom Hallenthurm, wie in Brügge der Glockenthurm oder Belfried heißt, der auf dem großen Markt vollkommen senkrecht seine 350 Fuß in die Höhe steigt, einen weiten Blick hinausthun über Land und Meer — oder, ja das sei das Letzte, eintreten in den stillen Frieden des Beginenhofes?

Er ist zwar nicht so groß der Beginenhof von Brügge, wie der von Gent, aber immer interessant als einer der wenigen Reste des dem Mittelalter eigenthümlichen Genossenschaftswesens, die sich, und noch dazu unverändert, in die Gegenwart herüber gerettet haben. Die Beginenklöster waren nie eigentliche Ordensklöster; ihre Regeln und Gelübde binden nicht auf Lebenszeit, obwohl selten ein Rücktritt zur Welt vorkommt. Ein Asyl vor dem Treiben der Welt soll der Beginenhof mit seinen in ordentliche Gassen zusammengestellten kleinen, von je einer oder zwei Schwestern bewohnten Häuschen allerdings sein, wenn auch ihre Bewohnerinnen durch fleißige Arbeit, meist Spitzenklöppeln, mit dem Leben draußen fort und fort in Berührung stehen. Schmuck und einfach schauen sich diese Häuschen an; über den Thüren stehen die Namen der Schutzheiligen geschrieben; hinter dem blanken Fenster schaut hier und da ein Blumenstock hervor. In der Mitte aller steht die Kirche. Da wollen wir zur Zeit der Vesper eintreten. Nur ein paar Kerzen brennen am Altar; sie werfen ein schwaches Licht auf die Frauen, die im Schiff und Chor knieen, alle in langen schwarzen Gewändern, eben jener spanischen Falda, während vom Kopf ein schleierähnliches weißes Leintuch auf den Körper niederwallt. Nur wenige, die erst kürzlich den Schleier genommen haben, tragen einen Kranz um den Scheitel.

»Pax vobiscum!« tönt es vom Altar her. Nun geht ein lautes Rauschen durch die Reihen der Beterinnen; sie erheben sich, schlagen rasch und gewandt den Schleier zusammen, legen ihn sich wie ein viereckig Stück Tuch auf den Kopf und verlassen langsam, wie im geordneten Zug, die Kirche, leis an uns vorüberschwebend, mit leichtem Neigen des Hauptes unsern Gruß erwidernd, um eine nach der andern in ihrem Häuschen zu verschwinden.

Draußen ist der Mond aufgegangen, er steht gerade über dem Hallenthurm und das Glockenspiel auf diesem beginnt seine Lieder, von denen wir schon gesagt haben, daß sie dazu gehören, die alten Zeiten heraufzuzaubern und diesen Häusern und Märkten und Straßen, dieser ganzen großen todten Stadt das Leben wiederzugeben, das sie einst so voll und reich gelebt hat und dessen wir jetzt nur wie eines längst geträumten Traumes gedenken.

Die Würgerbanden Indiens.

Von Robert v. Schlagintweit.

So eigenthümlich sind die Anschauungen jener Millionen Menschen, welche das große ausgedehnte Indien bewohnen und welche wir mit dem Namen der Hindus bezeichnen, so mannigfaltig ihre religiösen Vorstellungen und ihre hiemit in innigem Zusammenhange stehenden Sitten und Gebräuche, so sehr verschieden ihre sozialen Einrichtungen von jenen, wie wir sie bei uns finden, daß es längerer Zeit bedurfte, ehe uns dieselben auch nur im Allgemeinen bekannt wurden. Die von wissenschaftlichen und wißbegierigen Männern hierüber angestellten Forschungen waren so lange von geringem Nutzen, bis es endlich gelungen war, jenes Mißtrauen zu beseitigen, welches die Hindus in Betreff des Bekanntwerdens mancher ihrer Sitten und Gebräuche hegten, da sie hierin Gefahr für die ihnen so werth gewordene Religion von Seite der mächtigen Europäer fürchteten. Dann erst zeigten sich die rastlosen Bemühungen von Männern, welche Jahre ihres Lebens in Indien zugebracht hatten, nutzbringend; dann erst lernten wir die Ursachen kennen, aus welchen diese oder jene Sitte entsprang; dann erst bekamen wir befriedigende Aufschlüsse über die Religionssysteme und die hieraus entspringenden Anschauungen der Hindus. Aber wie sehr sich jene täuschten, welche glaubten, mit allen wichtigen Sitten und Gebräuchen der Hindus vertraut zu sein, zeigte sich, als man im Anfange dieses Jahrhunderts Kenntniß von einer Einrichtung bekam, deren Vorhandensein bei einem sonst auf einer nicht geringen Stufe der Bildung stehenden Volke ganz unmöglich schien.

Obwohl schon seit einer Reihe von Jahren wiederholt behauptet worden war, daß es unter den Hindus Indiens eine Sekte gebe, welche Menschen mit einem Tuche erwürgten und erdrosselten, obwohl hierüber die unheimlichsten Gerüchte verbreitet waren, so hielt man sie doch nur für Märchen, denen nicht mehr Glauben beizumessen sei, als der bekannten Seeschlange, die zwar, zum Erstaunen der Menschheit regelmäßig alljährlich an einem anderen Orte sich sehen läßt, aber bis jetzt noch niemals getödtet oder gefangen genommen wurde.

Erst im Jahre 1809 erhielt die englische Regierung sichere Indicien von dem Vorhandensein einer solchen Sekte; doch vergingen noch mehr als zehn Jahre, bis es endlich gelang, besonders in Folge der Anstrengungen des leider zu früh verstorbenen Generals Sleeman, die lange bezweifelte Existenz dieser schrecklichen Sekte mit einer schaudererregenden Evidenz nachzuweisen und über dieselbe eine Reihe der merkwürdigsten Aufschlüsse zu erhalten, die später noch vielfach erweitert und ergänzt werden konnten. Es dürften nähere Mittheilungen über diese eigenthümliche Sekte um so mehr von Interesse sein, da über dieselbe noch immer bei uns in Deutschland die irrigsten Ansichten und Anschauungen verbreitet sind.

Die Anhänger dieser Sekte nennen sich Thags, nicht, wie man gewöhnlich irrthümlich glaubt, Thugs (das a in dem Worte Thag ist auszusprechen wie das u in dem englischen Worte »but«); sie zeigen, welchen Grad der Verirrung der Geist des Menschen erreichen kann, wenn ihn eine religiöse Idee bis zur Schwärmerei erfüllt.

Die Thags betrachten sich nämlich als Priester der Göttin Kali, die auch Durga oder Bhovani genannt und in der Mythologie der Hindus als die Gemahlin Siva's, des indischen Zerstörers betrachtet wird. Diese grausame Göttin Kali — so lautet die Sage — beabsichtigte einst, alle Menschen, mit Ausnahme ihrer Schüler und Anhänger, zu tödten; aber zu ihrem nicht geringen Erstaunen fand sie, daß aus jedem Tropfen Blutes, das sie bei der Tödtung eines Menschen vergoß, sofort wieder ein anderer Mensch erwuchs. Sie beschloß nun, ein anderes Verfahren anzuwenden, welches darin bestand, daß sie von nun an die Menschen erwürgte und erdrosselte und kein Blut mehr vergoß. Dieses Verfahren lehrte sie nun auch ihre Anhänger, die Thags, die, um der Göttin wohlzugefallen, ihr möglichst viele Menschen zum Opfer bringen, indem sie dieselben erdrosseln oder erwürgen. Sie bedienen sich hierzu nie eines Strickes, sondern stets eines Tuches — im Indischen rumal oder auch palu genannt — nicht sowohl aus Religionsvorschriften, sondern deßhalb, weil ein Strick zu schwer zu verbergen ist, während das verhängnißvolle Tuch auf die einfachste, von Niemanden zu beargwöhnende Weise als Binde um den Leib geschlungen werden kann.

Die Gründung der Thags fällt in eine Zeit, welche auch nur annähernd zu bestimmen unmöglich ist. Ursprünglich war das Motiv ein religiöses, entsprungen aus Verlangen, der Göttin Kali durch Erwürgung von Menschen Opfer darzubringen und sie eben dadurch zu verehren. Erst später ist zu diesem schrecklichen Kultus auch noch die so lohnende Beraubung der Menschen hinzugekommen.

Ihrer Beschäftigung nach zerfallen die Thags in zwei Klassen, in Flußthags und in Landthags. Die erstgenannten morden und rauben nur zu Wasser, und zwar fast ausschließlich auf dem Ganges und der Jamna. Sie verüben ihre Verbrechen meistentheils unter dem Schutze der Nacht. Sie überfallen die Fahrzeuge, die zahlreich diese Flüsse befahren; die erwürgten Opfer werfen sie, nachdem sie dieselben geplündert haben, in das Wasser, wo sie bald eine Beute der Krokodile werden. Das Schiff selbst wird seiner Ladung, die meistentheils aus Getreide und Früchten besteht, beraubt und gewöhnlich, da es sonst zu leicht zur Entdeckung führen könnte, in den Grund gebohrt. Die Flußthags bewohnen hauptsächlich die an den Ufern der Flüsse gelegenen Ortschaften.

Den Schauplatz der anderen Klasse der Thags, die weit zahlreicher sind, bildet das Land. Die Landthags leben nicht in bestimmten Gegenden und Provinzen Indiens, sondern sie sind über das ganze Land zerstreut; nur Hochasiens Thäler scheinen sie niemals betreten zu haben.

Die Meinung und allgemein geglaubte Ansicht, daß besonders Europäer den Angriffen der Thags ausgesetzt seien, ist eine irrige; man kann im Gegentheile mit aller

Bestimmtheit behaupten, daß sie sich nie an Europäern vergreifen; der Göttin Kali werden nur farbige Menschen geopfert, gleichviel, welcher Religion sie angehören. Nur einmal scheinen die Thags zwei europäische Soldaten umgebracht zu haben, welche, reichlich mit Geld versehen, in stark berauschtem Zustande nach ihrer Kaserne wankten; aber noch heute ist es ungewiß, ob Thags die That verübten, oder gewöhnliche Räuber, welche zufällig die unglücklichen Europäer nach Art der Thags tödteten.

Die Thags ziehen selten einzeln auf ihre schmählichen Expeditionen aus, sondern in wohlorganisirten Banden aus sieben, zehn, ja selbst zwanzig und noch mehr Leuten bestehend. Jedem Mitgliede der Bande ist seine bestimmte Arbeit angewiesen. Da geht einer der Leute voraus, um ein Opfer auszukundschaften, er führt den Namen Tillai; wieder ein anderer sucht den zum Morde geeignetsten Platz aus, er wird Bhilla genannt. Jener Mann, dem das entsetzliche Geschäft obliegt, mit dem Rumal oder Palu die Erdrosselung vorzunehmen, heißt Buttoat; stets sind ihm zwei Helfershelfer beigegeben, welche Samsuo genannt werden; ihre Aufgabe besteht darin, den zu Erdrosselnden an der Hüfte festzuhalten, wenn er zu Fuße ist, oder an den Beinen, wenn er zu Pferde sitzt; denn auch in dieser Stellung ist Niemand vor den Angriffen der Thags sicher. Diejenigen Personen endlich, welche das Grab zu machen haben, heißen Lugai. In den frühesten Zeiten soll den Thags die schwere, zeitraubende Arbeit des Grabmachens erlassen gewesen sein, da die Göttin Kali selbst — so lautet die Sage — sofort nach vollführtem Morde das Opfer entführt haben soll. Aber als einst ein Thag, kühner als seine Kameraden, sich in der Nähe eines Erdrosselten verbarg, um zu sehen, auf welche Art und Weise ihn denn eigentlich die Göttin entführe, habe dieselbe, im höchsten Grade über diese unerhörte Frechheit entrüstet, von nun an den Thags das Begraben der Ermordeten zur Strafe auferlegt.

Die Thags verüben stets ihre Morde mit so viel Sicherheit und Geschick, daß es bis jetzt niemals gelungen ist, sie auf frischer That zu überraschen. Ihre Verbrechen begehen sie stets weit entfernt von ihrem eigentlichen Wohnorte. Als wohlhabende Kaufleute gekleidet — je nach den Umständen theils als Hindus, theils als Mussalmans — durchziehen sie das Land, schließen sich an Reisende gleicher Kaste oder gleicher Religion unter den verschiedenartigsten Vorwänden an, begleiten dieselben, benehmen sich gegen sie in höchst zuvorkommender und freundlicher Weise und warten nur den günstigen Moment ab, um sie ermorden zu können. Dieß geschieht, wenn die Umstände es zulassen, gewöhnlich in folgender Weise: Während die Thags mit dem zu Ermordenden friedlich im Kreise gelagert am Boden sitzen und gemeinschaftlich die Pfeife rauchen, wird von den Lugais bereits das Grab gemacht, oft nur wenige Schritten entfernt. Kaum sind diese mit ihrer Arbeit fertig, so geben sie ein Zeichen; im nächsten Momente wird dem Unglücklichen das rasch zusammengerollte verhängnißvolle Tuch — das Rumal — von rückwärts um den Hals geworfen; kurze Zeit darauf liegt er entseelt am Boden. Nun wird er rasch seiner Kleider und alles dessen, was er besitzt, beraubt und in das Grab geworfen. Fallen den Thags mehrere Menschen gleichzeitig zum Opfer, so werden die Füße des einen Leichnams auf den Kopf des andern gelegt, und wenn es nur irgendwie möglich ist, kommen alle zusammen in eine Grube. Das Erwürgen, das Berauben, das Einfüllen der Gräber, dieß alles geht, in Folge der Uebung, mit überraschender Schnelligkeit vor sich.

Nicht am Orte des Verbrechens selbst, sondern erst später wird die Beute getheilt. Bei dem Verkaufe der einzelnen Gegenstände wird die größte Vorsicht angewandt; sie werden nach weit entlegenen, großen Städten gebracht.

Von der Kühnheit, mit welcher die Thags zu Werke gehen, mögen folgende Thatsachen einen Beweis liefern. So haben sie einmal vier indische Diener europäischer Offiziere, kaum vierhundert Schritte entfernt von einem großen von europäischen Soldaten bewohnten Lager, also scheinbar unter den ungünstigsten Umständen auf folgende Weise ermordet. Zur Ausübung ihres Verbrechens wählten sie die Zeit des Sonnenunterganges; unmittelbar darauf tritt in Indien sofort die Nacht ein. Sie machten nun einige Pferde los, trieben diese nach der dem Orte des vorzunehmenden Mordes entgegengesetzten Seite, liefen ihnen mit Geschrei und Lärm nach, um sie einzufangen und lenkten hiedurch die Aufmerksamkeit der zahlreich versammelten Soldaten auf sie, während unterdessen ihre Kameraden den Zeitpunkt benützten, um die vier Diener zu erwürgen. Die Unglücklichen wurden erst am nächsten Tage vermißt; man glaubte anfangs, daß sie ihre Herren böswillig verlassen hätten; auf die Thags selbst, welche, als wohlhabende Kaufleute gekleidet, am nächsten Morgen ruhig ihre Reise fortsetzten, fiel nicht der geringste Verdacht.

Den Thags sind sogar wiederholt Leute zum Opfer gefallen, welche sich äußerst vorsichtig benahmen, welche alle nur immer erdenklichen Maßregeln trafen, um ihr Leben sicher zu stellen. Wer aber ist scharfsinnig genug, um den Fallen zu entgehen, welche mit unglaublicher Schlauheit von den Thags gestellt werden, wie die nun folgende Erzählung zeigt.

Am Anfange des Jahres 1820 reiste ein reicher muhamedanischer Kaufmann von Lahor im Panjab nach Dehli in Hindostan. Er war begleitet von drei wohlbewaffneten Dienern, auf deren Treue er rechnen konnte. Er selbst ritt, angethan mit reichem Schmucke, ein prachtvolles Pferd, an seiner Seite blinkte ein vortrefflicher Säbel mit kostbarem Griffe, in seinem Gürtel staken zwei scharfgeladene Pistolen, um seine Schulter hing ein ausgezeichnetes englisches Jagdgewehr. Auf diese Weise bewaffnet konnte der Kaufmann im Vereine mit seinen Dienern siegreich die Angriffe von sechs Personen abwehren.

Schon nach wenigen Tagen begegnet ihm eine Zahl wohlgekleideter Hindus, die ihn ehrerbietig grüßen und ihn um die Erlaubniß bitten, heute wenigstens gemeinschaftlich mit ihm die Reise fortsetzen zu dürfen; er weist sie aber, eine Thagsbande befürchtend, stolz ab. Wenige Tage später stößt er auf einige arme Muhamedaner, welche sich tief vor ihm verbeugen und ihm ihre Freude ausdrücken, einen Glaubensgenossen gefunden zu haben. Sie wissen viel von den Gefahren des Weges zu erzählen und bitten zuletzt um die Erlaubniß, sich dem wohlbewaffneten, reichen Kaufherrn anschließen und ihm ihre Dienste an-



GRIECHIN AUS ELEUSIS.

Druck und Verlag von Kraus & Hoffmann in Stuttgart.



bieten zu dürfen. Beides verweigert der Muhamedaner auf das entschiedenste; er gibt seinem Pferde die Sporen und eilt rasch mit seinen Dienern fort.

Während der nächsten Wochen geht die Reise glücklich von statten; dem Kaufmann stößt nichts Verdächtiges auf; nur wenige Tagreisen noch ist er von Dehli, dem Ziele seiner Reise entfernt. Als er an einem wunderschönen Morgen auf einem schmalen Pfade, der durch einen Wald führt, um die Ecke biegt, gewahrt er ein erschütterndes Schauspiel. Um ein eben gemachtes Grab, im Schatten eines riesigen Baumes, stehen sechs ärmlich gekleidete Sipahis, Muhamedaner, welche die Hände ringen, welche bitterlich weinen, und auf des Kaufmanns theilnahmsvolles Befragen erzählen, daß sie soeben im Begriffe seien, einen ihrer Kameraden zu begraben, welcher die vorhergehende Nacht in Folge eines Schlangenbisses gestorben sei. Sie hätten den Leichnam bereits in das Grab gesenkt, wovon sich der Kaufmann durch Augenschein überzeugen könne. Ihr Jammer sei besonders deßhalb so groß, da sie als schlichte, ungebildete Sipahis außer Standes seien, die vorgeschriebenen Todtengebete aus dem Koran zu lesen. Hier, meinte der muhamedanische Kaufmann, gibt es ein Werk zu verrichten, welches, wenn nicht auf Erden, so doch im Himmel belohnt wird; er erbietet sich zum Ablesen der Gebete, überhaupt zur Verrichtung des Todtendienstes; er steigt vom Pferde — seine Diener natürlich ebenfalls — er legt seine Waffen und seinen Schmuck ab und läßt sich Wasser bringen, um die für die traurige vorzunehmende Handlung vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen, er kniet dann nieder, öffnet den Koran und wird in demselben Momente zugleich mit seinen Dienern von den vermeintlichen Sipahis erdrosselt. Nachdem der den Todten spielende Thag dem Grabe entstiegen war, werden die Erdrosselten in dasselbe geworfen. Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß alle Leute, denen der Kaufmann begegnet war, Thags waren, von denen stets der eine oder andere ihm entweder vorausging oder in geringer Entfernung folgte; als ihnen ihre Opfer zu entfliehen drohten, wandten sie zuletzt die schmähliche List an, der jene auch wirklich erlagen.

Wo Aussicht auf reiche Beute vorhanden war, da schreckten die Thags vor keinem Hindernisse zurück. So haben im Jahre 1814 am frühen Morgen in der Nähe der großen Stadt Jabalpur in Central-Indien vierzig Thags acht Männer ermordet, welche wohlbewaffnet einen Transport von 4500 Rupis zu begleiten hatten. Die Thags nahmen das Geld, das Gepäck und die Pferde; alle, auch die sorgfältigsten Nachforschungen nach den gestohlenen Gütern blieben gänzlich erfolglos, bis endlich dreißig Jahre später einer der Theilnehmer am Morde die ganze Schauderthat in allen Einzelnheiten offen und unumwunden bekannte.

Nie hat man gehört, daß je ein Thag einen seiner Genossen verrathen habe; als fanatischer Sektirer würde er Martern erdulden, ohne Verrath zu verüben. Väter gewöhnten ihre Söhne schon in zarter Jugend an das schreckliche Gewerbe. Wenn nun einer der Knaben Furcht zeigte, wenn er entsetzt war über das, was sich plötzlich, ihm unerwartet, vor seinen Augen zutrug, wenn er schaudernd zurückbebte, dann mußte auch er, der Unschuldige, sterben, dann wurde auch er erwürgt, da er sich als einen der Göttin Kali unwürdigen Priester und Diener gezeigt hatte.

Aehnlich wie die Freimaurer haben auch die Thags eine Reihe von Zeichen erfunden, um sich gegenseitig schnell zu erkennen und zu verstehen. Sie wissen auf eine eigenthümliche Weise den aus Steinen im Freien errichteten Kochherd zu bereiten, so daß dieß Niemand außer ein Eingeweihter erkennt. Auch eine Anzahl von eigenen Worten, eine wahre Thagsprache, setzt sie in den Stand, sich gegenseitig sofort zu erkennen, um dann im Falle der Nothwendigkeit gemeinschaftlich handeln zu können. Die Axt, obwohl sie dieselbe niemals gebrauchen, ist sonderbarer Weise das Symbol, dem sie ihre Verehrung bezeigen; die Axt, indisch Kho dali, heißt in ihrer Sprache Kassi oder auch Mahi.

Wie ist es möglich, wird Mancher denken, daß man so viele Zeit brauchte, um sich von dem Bestehen der Thags Gewißheit zu verschaffen? Das Erstaunen hierüber, sowie auch über die Unzahl der von den Thags alljährlich verübten und dennoch nie entdeckten Morde mindert sich aber, wenn wir die eigenthümlichen Verhältnisse Indiens näher in's Auge fassen. Noch heute führen eine Menge von Straßen, nicht breiter als schmale Fußpfade, zwischen dichten Jangals und Wäldern hindurch, die von Menschen fast niemals begangen werden. Wie leicht kann hier Jemand ermordet werden, besonders dann, wenn er fremd in dieser Gegend ist und wenn seiner Rückkehr in seine Heimat erst nach Monaten entgegen gesehen wird. Das Ausbleiben von Nachrichten beunruhigt wenigstens in den ersten Wochen seine Angehörigen nicht; erst dann fangen sie an, ängstlich zu werden, erst dann zu vermuthen, daß ihm irgend ein Unglück widerfahren sein könnte, wenn er gar zu lange nichts von sich hören läßt und längst der Zeitpunkt verflossen ist, an welchem er zu Hause erwartet wurde. Dann wird den Behörden eine Anzeige erstattet, dann erst werden Nachforschungen angestellt, die aber alle gänzlich erfolglos bleiben, da in der Regel jeder, auch der geringste Anhaltspunkt fehlt, sowohl über den Ort, wo, als auch über die Zeit, wann das Verbrechen verübt wurde.

Bei der Verbesserung der Kommunikationsmittel Indiens, besonders bei Zunahme von Wegen, Straßen und Eisenbahnen hätten die Thags allerdings stets größere Schwierigkeiten zur Ausübung ihrer schändlichen Thaten zu überwinden gehabt, allein gänzlich ausgerottet, so wie sie es gegenwärtig sind, wären sie auch heute nicht ohne die rastlosen Bemühungen des englischen Obersten Sleeman und ohne die Bereitwilligkeit, mit welcher die englische Regierung auf alle seine Pläne und Vorschläge einging. Zunächst wurde eine Reihe von tüchtigen, energischen Offizieren und Beamten ausgewählt, die über das ganze Land vertheilt wurden. Ihre Aufgabe war es, beständig umherzureisen, Nachforschungen über jedes räthselhafte Verschwinden von Menschen anzustellen und hierüber sofort die genauesten Untersuchungen einzuleiten. Eine großartige Massenverhaftung, eine gleichzeitige strenge Durchsuchung von ganzen Dörfern und von allen im Lande mit Waaren umherziehenden Kaufleuten und Karawanen lieferte endlich eine Anzahl bestimmter, untrüglicher Indizien und Beweismittel, die für das weitere Untersuchungsverfahren

von der größten Wichtigkeit wurden. Als die Thags sahen, daß sie ihrem wohlverdienten Schicksale, dem Tod durch den Strang, nicht mehr entgehen konnten, bekannten sie alles und rühmten sich der Zahl ihrer Opfer; sie erklärten übrigens, nach ihren religiösen Anschauungen nichts Unrechtes gethan zu haben.

Manche der Enthüllungen und Geständnisse, welche nun von den zum Tode verurtheilten Thags gemacht wurden, grenzen an das Unglaubliche. Man mußte besonders das Raffinement bewundern, die Ausdauer und die Beharrlichkeit, mit welcher sie einen einmal gefaßten Plan verfolgten, so daß es ihnen fast immer gelang, sich des auserwählten Opfers zu bemächtigen. Nicht minder war man erstaunt, zu hören, daß es eine Anzahl von Plätzen gab, welche ihrer günstigen Lage wegen mit besonderer Vorliebe Jahre hindurch zur Ausübung von Verbrechen benützt wurden. Als einst Oberst Sleeman sein Lager in der Nähe eines kleinen Dorfes in Central-Indien unter dem Schatten eines riesigen Feigenbaumes aufgeschlagen hatte und ihm einige überwiesene und geständige Thags zum Verhöre vorgeführt wurden, sah der eine im Zelte umher und frug den Obersten höhnisch, warum er denn sein Zelt gerade da aufgeschlagen hätte, wo doch so viele Menschen erdrosselt und begraben worden wären. Der Mann hatte die volle Wahrheit gesagt; mehr als zehn Leichen wurden in der unmittelbarsten Nähe des Zeltes beim Nachgraben gefunden.

Einer der Thags rühmte sich, daß das schändliche Gewerbe des Erdrosselns und Beraubens nachweislich schon seit zwanzig Generationen, also seit mindestens 600 Jahren, in seiner Familie getrieben worden sei. Die Thags, wenn überwiesen, waren in ihren Mittheilungen aufrichtig, haben jedoch auf das entschiedenste und nachdrücklichste jeden Zusammenhang und jede Beziehung mit jenen elenden Menschen in Abrede gestellt, welche leider auch heute noch, allerdings in verhältnißmäßig geringer Anzahl, Indien durchziehen und sich das grausame Vergnügen machen, Kinder, und wenn es irgendwie möglich ist, auch Erwachsene zu vergiften. Diese Leute, über die es bis jetzt noch nicht gelungen ist, etwas Näheres und Bestimmteres zu erfahren und von denen noch keiner bei Ausübung seines Verbrechens überrascht wurde, werden von den Eingeborenen Daturias genannt, da sich herausgestellt hat, daß sie als Gift gewöhnlich die Samen der Stechpalme, der *Datura fastuosa*, benützen.

Die Enthüllungen und Geständnisse, welche die Thags ablegten, wurden in die hauptsächlichsten indischen Sprachen übersetzt und im ganzen Lande möglichst verbreitet, so daß dem Unwesen die Spitze abgebrochen wurde. Denn die Eingeborenen benahmen sich jetzt weit vorsichtiger als früher; sie schloßen sich nicht mehr arglos jedem Reisenden an. Aber dessenungeachtet kamen noch immer Ermordungen durch die Thags vor; erst im Jahre 1863 ist das Corps der Beamten aufgelöst worden, welches zur Unterdrückung der Thags Jahrzehnte hindurch bestanden hatte und für Indiens Wohlfahrt von unberechenbarem Nutzen gewesen war. Wollen wir hoffen, daß es niemals mehr nöthig sein wird, dieses Corps wieder in das Leben zu rufen, und zollen wir den Tribut der aufrichtigsten Anerkennung jenen Männern, die ihm bisher angehört hatten und die besten Jahre ihres Lebens der Erreichung seiner edeln Zwecke hingegeben haben. Diese wackeren Männer konnten bei ihren Bestrebungen keinen Ruhm und keine Berühmtheit erlangen, wie sich solche ein Feldherr, zuweilen nur einen glücklichen Zufall benützend, häufig genug auf dem Schlachtfelde erwirbt. Von den wenigsten ihrer Mitmenschen gekannt, in die schlechtesten, ungesundesten Regionen Indiens verbannt, haben sie oft mit Lebensgefahr, stets mit Entbehrung mancher ihnen sonst zugänglichen Genüsse, auf ihrem Schlachtfelde, hierin einem Feldherrn vergleichbar, ihre Siege errungen, von denen wir im Interesse der Menschheit hoffen wollen, daß sie dauernde Früchte bringen.



Vor Langensalza.

Von einem preußischen Landwehrmanne.

Mit einer kleinen Abtheilung von siebenundzwanzig Mann sollte ich in aller Eile zu dem preußischen Corps stoßen, welches den König von Hannover und seine Armee verfolgte. Wir hatten mehrere Meilen weit zu marschiren, bis wir an die Eisenbahn kamen, die uns mit andern weiter befördern sollte. Dieser Weg führte uns hart an der hannöverischen Gränze vorbei und spät Abends gelangten wir matt und müde in einem Dorfe an, das in einer Ausbiegung derselben, hart an der preußischen liegt. Mit Umgehung des Dorfes hätten wir mehrere Stunden verloren; so beschlossen wir, uns in demselben für diese Nacht einzuquartieren. Gefahr war nicht dabei, denn wir hätten uns, obwohl isolirt, gegen die Einwohner, wenn sie sich feindlich hätten zeigen wollen, gut bewaffnet wie wir waren, wohl vertheidigen können. Ich vertheilte meine Leute gruppenweise in die ziemlich ärmlichen Häuser und mich selbst legte ich in die Mitte des Dorfes und der Meinigen, in ein kleines, reinliches Häuschen, das nur von der Besitzerin, einer alten Frau, bewohnt war. Ihr Mann war abwesend, in Braunschweig, wo er in einem größeren Geschäfte irgend ein kleines Amt, wohl als Packer oder Hausknecht, bekleidet. Als ich bei ihr eintrat, schüttelte sie den Kopf auf eigenthümliche Weise und lächelte sehr traurig dazu; doch faßte sie sich bald, ging geschäftig an's Werk und zeigte mir das Bett ihres Mannes, das sie mir herrichten wollte und in dem ich, wie sie versicherte, gut schla-

sen würde. Ich brauchte, sagte sie, nichts mitzubringen, als ein gutes Gewissen und den guten Vorsatz, mich in diesem schrecklichen Kriege, in diesem Bruderkriege, menschlich und barmherzig zu benehmen. Wie sie das sagte, seufzte sie aus tiefem Herzen. Gleich darauf ging sie in die Küche, um mir ein möglichst gutes Nachtessen zu bereiten, und während es in der Küche prasselte, brachte sie frisches Zeug herbei, um das mir bestimmte Bett zu überziehen. Ich bat sie, sich die Mühe zu ersparen, da ich bei dieser Hitze am liebsten auf dem nackten Strohsacke schlafen würde; sie ließ aber nicht ab und war so thätig und gab sich so viele Mühe, daß ich mir sagte, sie wolle mir offenbar ihren guten Willen aufs Deutlichste beweisen. Bald standen Eierkuchen, Schinken, Rauchfleisch in solcher Fülle auf dem schön und reinlich gedeckten Tische, daß sich die Hälfte meiner Mannschaft bei mir hätte gütlich thun können. Auch eine Flasche Bier fehlte nicht. Während ich aß und trank, saß sie auf einem Schemel am Ofen und sah mich ohne Unterbrechung und mit so prüfenden und grübelnden Augen an, als ob sie alle meine Geheimnisse, mein Wesen und meinen Charakter aus meinem Gesichte herauslesen wollte. Es wurde mir beinahe unheimlich. Ich wollte ein Gespräch anknüpfen, aber sie antwortete mir sichtlich zerstreut, oft ohne mich verstanden zu haben. So gab ich es wieder auf und aß weiter. Nur einmal unterbrach sie ihre Betrachtungen, indem ihr Blick an meinem Gewehre hängen blieb. Sie erhob sich, ergriff es und fragte: Ist das eines von den schrecklichen Zündnadelgewehren?

Nein, antwortete ich der Wahrheit gemäß, es ist ein Gewehr nach alter Art.

Nun, Gott sei Dank! lispelte sie vor sich hin und stellte es wieder in die Ecke, nachdem sie, auf beinahe kindische Weise lange, lange, und mit einem gewissen Grauen in die Dunkelheit des Laufes geblickt hatte.

Als ich mich gehörig gesättigt und meine Cigarre angesteckt, sagte ich: Meine gute Mutter! Ich breche morgen in aller Frühe wieder auf, wenn Ihr noch schlafen werdet. So wollen wir heute unsere Rechnung in Ordnung bringen. Was bin ich schuldig?

Schuldig? fragte sie verblüfft — gar nichts. Ich werde mir doch von einem armen Soldaten nichts bezahlen lassen?

Ich bin kein armer Soldat, ich bin ein wohlhabender Mann, ein Gutsbesitzer, und ich will mich von armen Leuten, die am Kriege unschuldig sind, nicht ernähren lassen.

Das ist sehr brav von Ihnen, rief sie plötzlich erheitert — Sie haben Mitleid mit den armen Leuten. Ach, wenn alle Soldaten Mitleid hätten! Aber bezahlen lasse ich mich doch nicht von Ihnen, Sie sollen mein Gast sein.

Ihr habt wohl schon durch Einquartierungen gelitten? — Ihr habt schon rohes Volk bei Euch gehabt, das Euch plagte?

Nein, das nicht. Ihr seid die ersten Soldaten im Dorfe.

Was meint Ihr mit Eurem Mitleid?

Ich meine, wenn alle Soldaten so viel Mitleid mit einander hätten und nicht auf einander schießen wollten, dann wärs gut, dann hätten alle Kriege ein Ende.

Gute Frau, sagte ich plötzlich verstehend, Ihr habt wohl einen Sohn in der hannöverischen Armee?

Ja wohl, habe ich — bestätigte sie rasch und dabei fing sie bitterlich zu weinen an.

Wo steht er?

Wer weiß es! Wir haben ja keine Nachrichten von unsern Kindern. Der Himmel weiß, wo sie umherziehen, verfolgt, umstellt, in der Fremde — o Gott! o du mein Gott! Und Ihr, Ihr ziehet ihnen jetzt auch nach, um sie immer mehr zu umstellen, einzufangen, niederzumachen! — Laut weinend lief sie nach diesem Wort zur Stube hinaus. Es war ein schöner, stiller Abend und ich hörte ihr Schluchzen durchs offene Fenster. Ich gestehe es, es war mir so, als müßte ich mit ihr weinen. Ich dachte an meinen kleinen Paul, auch Poll genannt, wenn der groß sein wird und vielleicht auch als Soldat, irgendwo in der Fremde, irgendwo in einer schrecklichen Mäusefalle stehen wird, wie jetzt die Hannoveraner — wie mir dann zu Muthe sein wird und meinem guten Weibe und wie wir dann zu Hause sitzen werden, voll Angst und namenloser Sorge! Von jetzt in eilf, in zwölf Jahren kann das geschehen, so nahe, so schrecklich nahe. Und ich dachte, wie ich dann, von der Noth belehrt, die ganze, höchste Philosophie dieser Frau so recht verstehen werde, daß alle Soldaten mit einander so viel Mitleid haben sollten, daß die Kriege unmöglich würden. Tief bewegt ging ich, meine Cigarre rauchend, in der Stube auf und ab.

Nach einiger Zeit kam die Alte wieder, und zwar äußerlich vollkommen beruhigt. Ich freute mich darüber und setzte mich hin, um mit ihr, die mein Herz gewonnen hatte, zu plaudern und ihr Gelegenheit zu geben, ihr Herz auszuschütten. Bevor ich aber zu sprechen anfing, nahm sie das Wort.

Herr Unteroffizier, sagte sie, nicht wahr, Sie thun mir die Güte und bezahlen mir weder Bett noch Nachtessen?

Wie Ihr wollt, gute Frau; ich begnüge mich damit, Euch für Eure gute Aufnahme herzlich zu danken.

Das ist gut, sagte sie lächelnd, — jetzt habe ich Euch gefangen. Ihr seid mein Gast, da könnt Ihr ja nicht auf meinen Sohn schießen.

Gerührt und erstaunt sah ich die arme Frau an. O die fromme, rührende List des Mutterherzens! Ich war keines Wortes fähig und hätte ich gesprochen, ich glaube meine Stimme würde bedeutend gezittert haben. Ihr aber war mit Schweigen nicht gedient. — Nicht wahr? wiederholte sie dringend, Ihr könnt jetzt auf meinen Sohn nicht schießen?

Was sollte ich antworten? Ich war verlegen und schwieg wieder. Sie ließ nicht ab und die Hand auf meine Schulter legend und mir bittend ins Auge blickend, wiederholte sie immer wieder und immer dringender: Nicht wahr, Ihr schießet nicht auf meinen Sohn? Ihr versprecht es mir? Euer Wort!

Aber gute Frau, gute Mutter, sagte ich endlich — Ihr stellt Euch das anders vor. Das ist nicht so. Auf

Euern Sohn werde ich nicht schießen, wohl aber, wenn es dazu kommt, auf die hannöverische Armee.

Aber in der hannöverischen Armee ist ja mein Sohn, rief sie in Todesangst — Ihr schießet vielleicht gerade auf meinen Sohn. Ihr brauchet ja gar nicht zu schießen.

Aber das müssen wir, darum werden wir ja hingeschickt — das ist unsere Pflicht. Die Andern werden auch auf uns schießen. Und was wäre da viel damit geholfen, wenn ich allein nicht schießen wollte, wo zehntausend Andere schießen?

Es wäre doch Eine Kugel weniger! Ein Tod weniger! rief sie, indem sie die Hände wie zu einem brünstigen Gebete an einander drückte — vielleicht gerade die Kugel, die meinen Sohn treffen würde.

Ich zuckte traurig die Achsel. Was war gegen diese mütterliche Logik einzuwenden? gegen diese mütterliche Hoffnung, die sich an weniger als an einen Strohhalm klammerte. Sie fuhr fort und zwar mit einer Geberde, als ob sie das Leben ihres Kindes von mir, von mir allein zu erbitten hätte: Seht, lieber Mann, er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt und, weiß Gott, nicht gemacht, um so früh zu sterben. Er ist so stark und schön, es ist eine Freude ihn nur zu sehen. Er ist mein einziges Kind; einen andern Jungen habe ich erst vor zwei Jahren verloren — es wäre doch gar zu traurig, wenn er jetzt auch sterben müßte, und in der Fremde, zerschossen, auf dem Felde, ohne daß ihm Jemand den Kopf hält. Und es ist ein so guter Junge! — Fragen Sie im Dorfe! Alle Leute haben ihn gern, als er fortmußte, hat das halbe Dorf geweint — fragen Sie nur.

Sie konnte nicht weiter. Sie weinte nicht, wie vorhin, die Stimme war ihr ausgegangen; nur ihre Brust hob sich. Mit halb offenen Lippen saß sie da und sah mich flehentlich an. Und da sah sie nach einiger Zeit, wie mir zwei Thränen herabrollten. Ein glückliches Lächeln beleuchtete plötzlich ihr ganzes, noch eben erst so unendlich trauriges Gesicht. Sie athmete tief auf und rief: Ihr seid ein guter Mann! Ihr werdet nicht schießen! Ihr versprechet es!

Ich zuckte die Achsel und lächelte. — Ich will es erleichtern, fuhr sie rasch fort — ich weiß ja, was Ihr müßt. Versprechet mir nur, daß Ihr nicht auf die Cavallerie schießet, denn er ist bei der Cavallerie. Versprechet mir dieses!

War es anders möglich? Ich legte meine Hand in die ihre und sagte: Mein Wort darauf!

Sie sprang auf, als wäre nun ihr Kind jeder Gefahr entronnen. Doch Eine Kugel weniger! Doch Eine Kugel weniger! rief sie triumphirend, während sie, immer die Hände in einander schlagend, raschen Schrittes in der Stube auf und ab lief — bis sie sich zuletzt in einen dunkeln Winkel hinter den Ofen setzte und still vor sich hinweinte. Es war kein schmerzliches, kein krampfhaftes Weinen, wie jenes erstern; es erleichterte ihr offenbar das Herz; es war bis zu einem gewissen Grade ein glückliches Weinen.

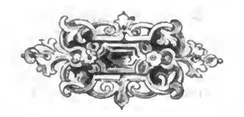
Trotz dem guten Bette konnte ich lange nicht einschlafen; die erlebte Scene hatte mich aufgeregt. Aber endlich wirkte die Müdigkeit und ich sank in tiefen Schlaf und träumte nicht einmal, wie ich doch zu thun fürchtete, von der Alten. Als ich bei Anbruch des Tages die Augen aufschlug, stand bereits ein guter Kaffee wartend auf dem Tische. Meine gute Wirthin half mir auch beim Ankleiden und ruhig reichte sie mir selbst das Gewehr, das sie gestern mit solchem Grauen betrachtet hatte. Ueberhaupt lag eine große heitere Ruhe über sie ausgegossen. Sie hatte doch etwas für ihr Kind gethan; sie hatte doch die Kugeln eines Laufes von ihm abgewendet und es mochte ihr so zu Muthe gewesen sein, als hätte die Todeskugel ihres Sohnes gerade aus meinem Gewehre kommen müssen. Wahrscheinlich hätte sie dieses Gefühl beim Anblicke jedes anderen Gewehres der preußischen Armee auch empfunden.

Als ich über die Schwelle des Hauses trat und ihr die Hand zum Abschied reichte, schlug sie kräftig ein und sagte nun: Also ein Wort —

„Ein Mann!" fügte ich hinzu, und Lächeln und Segenswünsche begleiteten mich, so lange sie meiner ansichtig bleiben konnte.

Wenige Tage darauf standen wir in der Schlacht bei Langensalza und — ich hielt mein Wort. Hannöverische Cavallerie kam oft auf Schußweite, ja sie griff einmal unsere Compagnie an — die Kugel blieb ruhig in meinem Laufe. So oft ich einen hannöverischen Reiter sah, dachte ich an die gute Mutter und an die Mütter überhaupt.

Nach der Kapitulation der Hannoveraner, sobald der Verkehr zwischen unserer Armee und dem nördlichen Deutschland wieder hergestellt war, schrieb ich an einen Universitätsfreund, der in der Nähe jenes hannöverischen Dorfes als Arzt lebt, um mich durch ihn nach dem Schicksale des Sohnes meiner Gastfreundin zu erkundigen. Er lebt und verweilt, zeitweilig, entlassen, bei seiner Mutter, in derselben Stube, in der meine Kugel von ihm abgewendet worden. Der Doktor schreibt mir, die Mutter, die er selbst besucht, habe ihm versichert, sie danke das Glück, ihren Sohn frisch und gesund vor sich zu sehen, einem preußischen Landwehrmanne, der nicht auf ihn geschossen. Der Sohn lächelte zu dieser Behauptung; aber die Mutter bleibt unerschütterlich bei ihrem Glauben.





Italienische Baustile.

Von Gustav Conz.

3. In den pontinischen Sümpfen.

Wer die pontinischen Sümpfe nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich gewöhnlich, durch den Namen verleitet, eine falsche Vorstellung von denselben. Allerdings stößt man da und dort auf Strecken von Sumpfland, und auch die Kanäle, welche zu verschiedenen Zeiten, um einen Abfluß herzustellen, angelegt wurden, gleichen im Sommer theilweise schlammigen Pfützen. Aber daneben liegen wieder ausgedehnte Mais- und Getreidefelder, die deutlich beweisen, daß es nur einer ausgedehnteren Kultivirung bedürfte, um der ganzen Landschaft den lange verlorenen blühenden Zustand zurückzugeben und sie der unheimlichen Herrschaft des Fiebers zu entreißen. In dem wenig bevölkerten römischen Staate wäre es freilich schwer und sehr kostspielig, die dazu nothwendigen Arbeitskräfte zu finden, und die Besitzer jener weiten Strecken finden es vortheilhafter, sie als treffliche Weiden ihren zahlreichen Pferde- und Büffelheerden zu überlassen, zu deren Beaufsichtigung wenige Leute genügen, gerade wie in der römischen Campagna, deren unmittelbare Fortsetzung die pontinischen Sümpfe bilden und in welcher die Luft, zumal in den Sommer- und Herbstmonaten, kaum eine gesündere ist. Das bebaute Land zeigt sich daher hauptsächlich da, wo Arbeiter aus bewohnteren Gegenden leichter herbeizuziehen sind und die gewonnene Ernte bequem zu transportiren ist, längs der großen Straße, am Fuße des Volskergebirges und besonders dort, wo die Kanäle in's Meer münden, bei Terracina und auf dem Küstenstrich von da nach Cap Circeo. Manche der einfachen Hütten, wie sie hier

unter gewaltigen epheuumrankten Ulmen oder schlanken Palmen inmitten üppiger Felder malerisch stehen, überrascht durch ihren idyllischen Anblick den Fremden, der nur öde Steppen oder unzugängliches Sumpfland zu sehen erwartet hatte. Aber die armen Bewohner sind unter den stets wiederkehrenden Anfällen des Fiebers, wenn es auch bei ihnen nicht in seiner heftigen und gefährlichen Gestalt aufzutreten pflegt, bleich und schwach geworden und nirgends ertönt das fröhliche Geschrei, das lärmende Treiben, das sonst jeden bewohnten Fleck in Italien belebt. Erst wenn unter dem Schutze einer freieren und thatkräftigen Regierung eine gewerbfleißige Bevölkerung sich allmälig über die fast unbewohnte Ebene ausbreitet, wird der finstere Gast verschwinden und die Stelle jener zerstreuten rohen Hütten von stattlichen Häusern eingenommen werden.



Mittheilungen aus der Chemie.

Von Dr. Theodor Koller.

2. Der Diamant und seine Verwandten.

Wer schaut nicht in stiller Dämmerstunde gerne in das prasselnde Feuer seines wärmestrahlenden Ofens? Ist doch, wie Auerbach so treffend sagt, die Welt der Sagen und Märchen für die Seele, „was für das Auge das Hineinstarren in ein loderndes Feuer: wie das züngelt und sich verschlingt und in bunten Farben spielt, hier verlischt und dort wieder ausbricht und plötzlich wieder Alles in einer Flammenwoge sich erhebt. Und wendest Du Dich ab von der Flamme, so ist die Nacht noch dunkler."

Und wenn endlich statt der hellen, schlängelnden, sich verzehrenden Flammen eine purpurrothe Glutmasse zurückgeblieben ist und auch diese allmälig verlischt, wer denkt da, daß dieser schwarze Körper Kohlenstoff ist und denselben Bestandtheil enthält, wie der funkelnde, strahlende, lichtumwebene Diamant? Ja, wer denkt daran, wenn er mit dem Stift in der Hand seine flüchtigen Gedanken in feste Formen bannt, daß auch dieser dasselbe ist wie der Diamant, verschieden nur in der Form?

So lohnt es sich wohl der Mühe, diese drei Körper genauer anzusehen und in die geheimnißvollen Tiefen ewiger und unveränderlicher Kräfte einzublicken. —

Diamant, Graphit und Kohle sind alle Kohlenstoff, nur in ihren Formen verschieden.

Der Diamant stellt den reinsten und kristallisirten Kohlenstoff dar. Er findet sich im Alluvium, welches von der Zerstörung älterer Gebirgsmassen abstammt, deren Trümmer durch Wasser fortgeführt und in den Niederungen über große Strecken hin abgesetzt wurden. Ostindien, Borneo und Brasilien gelten als die Hauptfundorte des Diamants, und wenn auch mit unsäglicher Mühe große Massen von Sand sorgfältigst durchsucht werden müssen, um ihn aufzufinden, so unterzieht sich doch die Gewinnsucht gerne dieser durch die endliche Beute lohnenden Forschung.

Der rohe Diamant besitzt keineswegs schon jene Vorzüge, welche ihn so sehr in den Augen der Menschenkinder erhoben, denn er ist nur sehr wenig durchsichtig und von rauher Oberfläche. Erst die Hand des Menschen, die ihn aus seinem Dunkel hervorgesucht, drückt ihm jene edlen Merkmale auf, die ihn so kostbar machen und seine natürlichen, verschiedenen Farben um so strahlender erscheinen lassen.

Der Diamant ist unter allen bekannten Körpern der härteste, so daß er sie sämmtlich zu ritzen vermag. Das Gewerbe hat auch diese Eigenschaft zu benützen verstanden, indem ja bekanntlich mit Diamantsplittern das Glas geschnitten wird. Und da der Diamant nur mit seinem eigenen Pulver geschliffen werden kann, so zerkleinert man den Ausschuß der Diamanten und benutzt das Pulver dann zum Schleifen der edlen.

Es ist hier wohl der Ort, jener zahllosen Bemühungen zu gedenken, welchen Gelehrte und Ungelehrte mit Scharfsinn und auf gut Glück hin sich unterzogen haben, um den Diamant künstlich darzustellen. Und in der That, auf den ersten Blick schien dieß überraschend leicht ausführbar. Man mußte nur darauf Bedacht haben, den Kohlenstoff kristallisirt zu erhalten, dann mußte er ja Diamant sein. Kristallisirt, also in regelmäßigen, durch gewisse Gesetze bedingten Formen auftretend, konnte man den Kohlenstoff dann erhalten, wenn man entweder ein Lösungsmittel oder einen Schmelzpunkt für ihn gefunden hatte. Denn wenn man eine gewisse Menge eines Körpers in einer bestimmten Menge einer Flüssigkeit löst, so muß offenbar, wenn ihm ein Theil des Lösungsmittels entzogen wird, wie beispielsweise mittelst Anwendung von Wärme durch Verdampfen, ein Theil des Gelöstgewesenen sich ungelöst, also in fester Form, abscheiden, weil ihm eben jener Theil Flüssigkeit, in dem er gelöst enthalten war, genommen wurde.

Und wirklich gelang es, ein Lösungsmittel für den Kohlenstoff zu ergründen, und somit schien die künstliche Darstellung des Diamants gesichert. Der Kohlenstoff löst sich nämlich in Gußeisen, wenn es bei sehr hoher Temperatur geschmolzen wird, auf und zwar löst dieses Gußeisen mehr Kohlenstoff auf, als es später bei niederer Temperatur gelöst behalten kann und so scheidet sich nun während des Erkaltens eine gewisse Menge Kohlenstoff ab, welche allerdings kristallinische Beschaffenheit hat, — allein keine entfernte Aehnlichkeit mit dem Diamant besitzt und als schwarze, glänzende Blättchen erscheinend, Graphit heißt.

Noch weniger, als auf die eben beschriebene Weise, ge-

langt man dazu, Diamanten künstlich darzustellen, wenn man hohe Hitzgrade anwendet, denn daß die Bildung des Diamants bei keiner sehr hohen Temperatur stattgefunden haben kann, beweist der einfache Versuch, bei welchem er, zwischen den beiden Kohlenspitzen einer starken elektrischen Säule gebracht, sich außerordentlich stark erhitzt und hierbei einen so intensiven Glanz verbreitet, daß das Auge demselben nicht zu widerstehen vermag. Und endlich, wenn der Diamant wieder erkaltet, besitzt er ein ganz anderes Aussehen, erscheint dann grau und metallisch glänzend und ist zerreiblich geworden, ganz ähnlich dem aus fetten Steinkohlen gewonnenen Coaks.

Glücklicherweise ist der Diamant zu unserer Existenz nicht nöthig, und hätten wir auch endlich den Stein der Weisen gefunden und vermöchten künstlich Diamanten darzustellen, welchen Werth hätten sie in kürzester Frist?

Wenn der Kohlenstoff in der Form des Diamants so hohen Werth besitzt, so ist er für den Techniker und Industriellen nicht minder kostbar, nicht nur in der Form des Graphits, sondern insbesondere auch in jener der Kohle.

Die Kohle ist ganz besonders durch ihr Absorptionsvermögen, durch die Fähigkeit der Aufnahme von in Wasser gelösten Farbstoffen, sowie von Gasen, ausgezeichnet und es ist ein überaus einfacher Versuch, der jeden von der Richtigkeit dieser Erscheinung zu überzeugen vermag. Schüttelt man nämlich nur einige Minuten lang rothen Wein mit porösem Thierkohle- oder Beinschwarzpulver, so verliert er seine Farbe so vollständig, daß er, wenn er sammt dem Kohlenpulver durch ungeleimtes Papier durchgelassen wird, völlig farblos erscheint. Und bringt man frisch ausgeglühte Holzkohlen, welche man in gut bedeckten Gefäßen hat erkalten lassen, auf Siebe ausgebreitet in ein Zimmer, dessen Atmosphäre mit Tabaksdämpfen, Ausdünstungen u. s. w. angefüllt ist, so ist dieselbe binnen kurzer Zeit gereinigt und für unsere Athmung wieder brauchbar geworden.

Diese Absorptionsfähigkeit der Kohle, welche namentlich in Krankenzimmern von Bedeutung ist, hat noch einen erhöhten Werth dadurch, daß die einmal gebrauchte Kohle wieder in gleicher Weise verwendet werden kann, wenn sie bei gutem Luftzuge wieder ausgeglüht und in schon beschriebener Weise abgekühlt worden ist.

Aber außer diesen überaus wichtigen Eigenschaften hat die Kohle auch die Fähigkeit, eine gewisse Verbindung von Kupfer mit Sauerstoff, das Kupferoxyd, in metallisches Kupfer zurück zu verwandeln, und ihr Verbrauch zu diesem Zwecke in den Hochöfen bei Gewinnung der reinen Erze ist daher ein ungeheurer.

So mag der Kohlenstoff in der Form der Kohle wohl dem Praktiker gleich, ja vielleicht höher gelten, als in der des Diamanten, denn des letzteren Werth ist ja nur ein eingebildeter, kein reeller.

Wenn man Holzkohle an der Luft erhitzt, so verbrennt sie und es entwickelt sich, als Resultat dieser Verbrennung, ein Gas, welches man Kohlensäure genannt hat. Der Kohlenstoff der Kohle hat hiebei Sauerstoff aus der umgebenden Luft aufgenommen und sich damit zu eben dieser Säure verbunden.

Die Kohlensäure findet sich frei in der uns umgebenden Atmosphäre, wenn auch nur in geringer Menge, im Freien ungefähr 4 — 6/10000. Im Marmor und in der Kreide ist sie in Verbindung mit Kalk, als kohlensaurer Kalk, und auch die Muschelschalen, Eierschalen u. dgl. bestehen im Wesentlichen aus kohlensaurem Kalk. Auch entwickelt sich die Kohlensäure an gewissen Orten aus Spalten in der Erde und bildet, da sie schwerer ist, als die atmosphärische Luft, über der Oberfläche des Bodens eine unsichtbare, mehr oder weniger dicke Schicht. In der bekannten Hundsgrotte bei Neapel können Menschen ganz ohne Gefahr umhergehen; Thiere aber, wie Hunde, deren Kopf dem Boden genähert ist und mithin sich in eben dieser Kohlensäuregasschichte befindet, müssen darin ersticken, weil bekanntlich die Kohlensäure nicht athembar ist. Strömt nun Wasser nahe solchen Kohlensäureherden, so nehmen die Quellen beträchtliche Mengen dieses Gases auf und ihr Wasser braust, wenn es an die Oberfläche der Erde gelangt.

Wenn uns am guten Tage in überschäumendem Glase goldfunkelnder Wein kredenzt wird und es aus dem Grunde des Bechers heraufwirbelt in lichten, schwingenden und zitternden Perlen und das flüssige Gold belebend durch unsere Adern fließt, dann haben wir auch die Kohlensäure mit dem Champagnerweine in uns aufgenommen und fühlen, vereint mit der erheiternden Wirkung des Weines, ihre belebende und erfrischende Kraft.

Aber auch künstlich und wohlfeil kann sich Jedermann solch perlendes Getränk als Sauerwasser darstellen, wenn er sich dazu eines Gaskruges bedient. Diese Apparate zur Erzeugung moussirender Getränke bestehen im Wesentlichen aus einem von Steinzeug verfertigten Kruge, der durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Theile getrennt ist; der obere, größere Raum enthält die Flüssigkeit — Wasser oder Wein — welche mit dem Kohlensäuregas imprägnirt werden soll; der untere, kleinere Raum dagegen dient zur Entwicklung eben dieses Kohlensäuregases, indem man von außen in denselben ein Gemenge von Weinsteinsäure und doppelt kohlensaurem Natron bringt. Die Scheidewand, welche das Innere des Kruges in die beiden ungleichen Theile trennt, ist mit äußerst feinen Löchern — Haarröhrchen — versehen, durch welche das unter ihr sich entwickelnde Kohlensäuregas in den oberen Theil und damit in die mit dem Gase zu imprägnirende Flüssigkeit gelangt. Am oberen Theile des Kruges befindet sich ein Knopf, welcher nach innen zu mit einem Ventile korrespondirt; drückt man daran, so fließt durch eine seitliche Ausflußröhre die von Kohlensäuregas durchdrungene Flüssigkeit mit großer Kraft aus und spendet so den erquickenden Trank.

Dieselbe Kohlensäure, welche wir als Gas und in Flüssigkeiten gelöst betrachtet haben, konnte auch durch den ungeheuren Druck von 36 Atmosphären und durch Abkühlung in eine feste Masse verwandelt werden, wo sie dann als eine lockere, schneeartige Masse erscheint, welche bei ihrer Verdunstung den größten erreichbaren Kältegrad von — 78° C. oder — 62° R., also 62° unter dem 0° oder Eispunkte, erzeugt und mit Leichtigkeit das flüssige metallische Quecksilber gefrieren macht.

Noch dürfte vielleicht eine andere Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff von Interesse sein, eine Ver-

bindung, welche schon so viele Menschen den Reihen der Lebenden entrückt hat. Es ist dieß das sogenannte Kohlenoxydgas, auch Kohlengas, wenn gleich ungenau, genannt, das ein stetes Produkt der unvollkommenen Verbrennung in unseren Oefen ist.

Wenn die Kohlen in unseren Oefen durch mangelnden Luftzutritt — denn der Sauerstoff der Luft allein ist der Verbrennungsunterhalter — nur theilweise und unvollständig verbrennen, so bilden sich immer reichliche Mengen von Kohlenoxydgas, wie man dieß leicht an dem schwankenden lichtblauen Flämmchen erkennen kann. Eine unvollkommene Verbrennung muß immer dann eintreten, wenn die Ofenklappen zu früh, ganz oder nahezu ganz geschlossen werden, wodurch also der Eintritt neuer atmosphärischer Luft, welche durch die Verbrennung noch nicht ihres Sauerstoffs beraubt ist, verhindert wird. In diesem Falle füllt sich bald der abgeschlossene Raum des Zimmers mit Kohlenoxydgas und die Menschen, welche darin sich aufhalten, werden unfehlbar vergiftet und diese Vergiftung ist in ihren Folgen abhängig von dem Grade und der Intensität ihrer Einwirkung. Ein Gleiches gilt wohl selbstverständlich von dem Aufstellen der Becken mit glühenden Kohlen in Zimmern, zumal in Schlafgemächern; in diesem Falle entnimmt die Kohle den zu ihrer Verbrennung nöthigen Sauerstoff der Luft des Zimmers, der aber bald unzureichend wird und so die verglimmende Kohle nur mehr zu Kohlenoxydgas, nicht zu Kohlensäure verbrennen kann, welches erstere dann das Gemach erfüllt und den Tod des Athmenden bewirkt.

Es lassen sich im Allgemeinen gewisse Kennzeichen einer stattgehabten Vergiftung durch Kohlenoxydgas feststellen, welche zunächst in lähmungsartigen Erscheinungen, Kopfschmerz und besonders äußerst mühsamer Respiration bestehen. In solchen Fällen bringe man den Kranken, aller Kleider entledigt, an die freie Luft, lege ihn auf den Rücken, mit dem Kopfe und der Brust etwas höher, um die Respiration zu erleichtern. In das Gesicht und auf die Brust gieße man stark lauwarmes, selbst kaltes Wasser und reibe den Körper und besonders die Brust mit Essig und Wasser, Kamphergeist oder kölnischem Wasser. Nach einer oder zwei Minuten werden die befeuchteten Theile mit heißen Tüchern abgerieben und man beginnt nach ein paar Minuten wieder zu reiben. Auch Luft durch die Lunge einzublasen, ist indizirt. Haben alle diese fortgesetzten Mittel keinen Erfolg, so mache man einen Aderlaß an dem Fuße, wozu aber ein Arzt zuzuziehen ist, dem dann auch die fernere Behandlung übertragen wird.

Es ist ein wunderbares Walten in der Natur. Nahe dem Schädlichsten ruht das Glückbringende und still schlummern beide Kräfte in einem Körper. Aber berühre sie mit dem Zauberstabe des Wissens und sie entbinden sich beide und bleiben dir unterthan.

Wie verschieden auch immer die Erscheinungen sich gestalten mögen, wie verschieden auch das Wesen der Körper: es gibt nur Ein Gesetz, dem sie sich ewig unterordnen — das Gesetz der Herrschaft des Geistes.



Eine Freistadt in der Hand des Feindes.

François Wille, der bekannte Hamburger Schriftsteller, hat seinem Landsmanne Mettlerkamp, dem Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr (mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses Mettlerkamps) ein schönes Monument gesetzt in einem Büchlein (Hamburg, Otto Meißner), wie wir dergleichen nicht genug bekommen können. Denn unmöglich können wir oft und nachdrücklich genug daran erinnert werden, wie viel Kraft, guter Wille, Muth und Aufopferungsfähigkeit in unserem Bürger sich finden und sich bethätigen, sobald der Druck von Oben nicht stark genug ist, diese Eigenschaften niederzuhalten, oder so stark, um sie zum Durchbruch zu zwingen. Auch ist es heute mehr als je an der Zeit, an die trefflichen Söhne einzelner deutscher Landestheile zu erinnern, da wir von einer Uniformität bedroht sind, welche gerne jeden Einzelruhm verschlingen und schwerlich „jene Mannigfaltigkeit in der Freiheit" wird aufkommen lassen, die uns Optimisten tröstend verheißen. Mettlerkamp, ein schlichter Bürger Hamburgs, ein Bleidecker und Aufsteller von Blitzableitern, stellt sich würdig an die Seite des vielberühmten Stettiner Bürgers Nettelbeck, ja er übertrifft diesen in so fern, als sein patriotischer Kampf gegen die Franzosen wie gegen den heimischen Hamburger Zopf, eben so wie sein stilles Martyrium viel länger währte und größerer Ausdauer und Kraft der Seele bedurfte; dann steht er unserer Zeit näher, weil er die Idee der Volksbewaffnung, die heute mehr und mehr an Bedeutung gewinnt, nicht nur theoretisch ausgesprochen, sondern auch praktisch durchgeführt und mit tapfern Thaten erläutert hat. Doch wollen wir dem verdienstvollen Büchlein nicht vorgreifen und nichts aus der eigentlichen Biographie mittheilen; der Leser lernt sie am besten an der ersten Quelle und in ihrer ganzen Ausdehnung kennen. Wir heben bloß ein Bruchstück hervor, die Geschichte Hamburgs während der ersten französischen Zeit und als Theil des Kaiserreiches, um zu zeigen, wie freie Städte in den verschiedensten Zeiten von Eroberern zu leiden hatten. Freilich litt Hamburg unter Davoust in dem Jahre 1813—14 noch Schmerzlicheres; aber die von uns gewählte Episode ist die weniger bekannte.

Hamburg war in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf dem Höhepunkte seiner Handelsgröße und seines Reichthumes angelangt. Wie sehr in der neuesten Gegenwart auch der Welthandel der Stadt in fortwährender Zunahme gestiegen, hat damals, als Berlin, New-York und Liverpool noch nicht ihre jetzige Entwicklung ahnen ließen, Hamburg doch mehr in der Welt bedeutet und spielte in der Phantasie des Volkes, der Hand-

werksburschen und Seeleute aller Länder eine noch viel größere Rolle als jetzt. Als Amsterdam die französischen Freiheitsbäume und die batavische Republik mit der Verarmung seiner Bürger unter französischen Erpressungen und dem gänzlichen Ruin seiner alten Handelsgröße bezahlt hatte, kannte Hamburg in allen Erdtheilen nur noch London als Handelsnebenbuhlerin und vermittelte in unbestrittener Alleinherrschaft den gesammten überseeischen deutschen Handel wie den ganzen englischen Waarenverkehr mit Deutschland und seinen Hinterländern. Viele fremde, besonders französische und niederländische Großhändler waren nach Hamburg gezogen, manche französische Große hatten vor ihrer Auswanderung oder Guillotinirung ihre Schätze nach Hamburg geschickt, die zahlreichen französischen Emigrés führten neben ihrer Sprache und ihren feinern Sitten auch ihre Sittenverderbniß ein. Der ungeheuren Zunahme des Reichthums entsprach der in alle Lebensverhältnisse eindringende Luxus der schon vorher auf die anerkannte Vortrefflichkeit und Vollständigkeit ihrer materiellen Genüsse stolzen Stadt. Die von je und jetzt noch berühmten Mittagessen leisteten Unerhörtes. „Ein schottisches Frühstück, ein Pariser Abendessen, aber ein Hamburger Mittagessen," war Sprichwort, „und," setzt ein englischer Reisender hinzu, „geh' nach London der Freiheit, nach Petersburg der Disciplin, nach Paris der Oper wegen, aber nur in Hamburg kannst du bei deinem Weinhändler zwei- und dreißig Sorten Wein bestellen und sie alle gut bekommen." Prunk und üppiges Wohlleben, Verschwendung und Leichtsinn drangen auch in die mittlern Volksschichten; noch lange erzählten Großmütter den Enkeln mit Schaudern von der Leichtfertigkeit und dem Putz ihrer Dienstmädchen und dem Uebermuth der Arbeitsleute, die oft mehr als einen Thaler für einen Weg verlangt. Die Krisis von 1799 und ihre Bankbrüche, die in Hamburg sich auf fünfzehn Millionen Thaler beliefen, die gelegentlichen Erpressungen durch Dänemark und Frankreich hatten wenigstens äußerlich keine tiefere Nachwirkung und wurden nicht als Vorboten ernsterer Prüfungen erkannt. Es war noch ein Glück, daß ein Kern des arbeitenden Mittelstandes unberührt blieb, und daß die alte Verfassung, bei ihrer schlechten Verwaltung und ihrer naiven Vertheilung der Aemter nach Gunst und Vetterschaft, ein schlaffes und mildes Regiment führte, das im Volke den Trotz des bürgerlichen Unabhängigkeitssinnes bestehen ließ und, weil der Welthandel ihrer nicht entbehren kann, die freie Lebensbewegung nicht einschränkte. Ein Glück war ferner, daß einige Männer und Familien, wie die Reimarus, Schröder (der große Schauspieler und Theaterdirector), Sieveking, Perthes, Runge, Speckter u. A. in Hamburg, und mit Hamburg in stetem Verkehr, in Holstein: Claudius, Voß, die Stollberge, Niebuhr, das höhere Leben des Geistes vertraten und die heilige Flamme nicht ganz erlöschen ließen.

Von einem bewußten Vaterlandssinn, von einem Schmerze über den Fall der Unabhängigkeit Deutschlands war aber in Hamburg fast noch weniger die Rede als anderswo. Wie 1241 das eben reichsfrei gewordene Hamburg mit Lübeck den ersten Hansabund geschlossen, aus welchem, nach der Zertrümmerung des mächtigen Herzogthumes des urgewaltigen Sachsenstammes, in diesem alten Sachsenlande unter der Führerschaft Lübecks, der Stadt Heinrich des Löwen, die deutsche Seeherrschaft der großen Hansa erwuchs: so hatte, als mit des Reiches Herrlichkeit auch die Kraft des deutschen Bürgerthumes durch das Emporkommen der Fürsten- und Adelsmacht zu Grunde ging, Hamburg mit Lübeck und Bremen im Anfangjahr des dreißigjährigen Kriegs den letzten Hansabund, der im westphälischen Frieden als „gemeiner deutscher Wohlfahrt angemessen" für immer bestätigt ward. Aber Hanseatische Orlogschiffe schlugen niemals mehr deutsche Seeschlachten. Durch diplomatisches Verhandeln und Nachgeben, im Nothfall durch Geldzahlen, rettete Hamburg seine ungeschützte aber durch geschickte Verträge mit den fremden Mächten, durch Thätigkeit und Klugheit seiner Kaufleute immer mehr wachsende Handelsgröße und Seeschifffahrt. Und so hoffte man auch ferner durchzukommen, unbekümmert um die Demüthigung und den Verfall des großen Vaterlandes, um die Schmach der Abtretung deutscher Lande an Fremdherrschaft, durch Nachgiebigkeit und kluge Benutzung der Eifersucht der Mächte die Unabhängigkeit der Stadt zu retten. Kaiser Paul und England hatten die schändliche Auslieferung Napper Tandy's und der anderen nach Hamburg geflohenen Irländischen Rebellen erzwungen und man hatte den Zorn des ersten Konsuls darüber durch eine Deputation und eine große Geldzahlung, mit welcher seine Gattin ihre Putzmacherinnen bezahlte, besänftigen müssen; während man unterhandelte, um eine Preußische Besetzung zu verhüten, machte der Landgraf von Hessen mit 12,000 Mann Dänischer Truppen einen Besuch, der eine Viertel Million Pr. Thaler kostete. Zwei Jahre darauf erzwang Frankreich zum Unterhalt seiner in Hannover stehenden Truppen zwei Anleihen der Hannoverschen Stände bei Hamburg von fast anderthalb Millionen Pr. Thaler, wobei die Nebenabgaben an die Franzosen noch eine halbe Million Thaler mehr betrugen. Im nächsten Jahre setzten einige hundert Mann französische Soldaten ohne alle Anzeige plötzlich von Harburg nach dem Hamburger Berg über und entführten den Englischen Geschäftsträger beim Niedersächsischen Kreise mit seinen Papieren von seinem Landhause nach Paris. Als am 6. August 1806 Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, ordnete ein conclusum senatus an, unter alle Ausfertigungen statt „kaiserliche freie Reichsstadt" zu setzen „freie Hansestadt Hamburg." Man freute sich der Klugheit, sowohl den Beitritt zum Rheinbunde mit Aufnahme eines kaiserlich französischen Syndicus in den Senat, abgelehnt als auch die Preußischen Aufforderungen, dem Nordischen Bund beizutreten, „mehr als kalt" abgewiesen zu haben. Der Senat erließ nach der Schlacht bei Jena ein „revidirtes Mandat in Betreff nöthiger Vorsicht und Bescheidenheit in Reden und Schreiben über die Weltereignisse und die Kriegsangelegenheiten" und zeigte am 13. November der Bürgerschaft an, daß die in der Verbindung der Stadt mit dem Reiche begründete Beschränkung der Souverainität aufgehört habe. „Nur wenige deutsche Männer" — schreibt der Hamburger Buchhändler Perthes, der den Adel seines Gemüthes in seinem Schmerze über den Fall des Vaterlandes und seinem Wirken für dessen Wiedergeburt bewährt hat — „weinten bei dem Untergange des Reiches, die

Meisten und unter ihnen sehr Verständige waren froh, der Ausgaben für Wien und Regensburg überhoben zu sein, und glaubten, Hamburg bleibe Hamburg immerdar."

Furchtbar sollte bald diese Weisheit kurzsichtiger Selbstsucht an Schuldigen und Unschuldigen gerächt werden.

. . . .

Wohl mochte, bei dem unerhört jähen Sturze Preußens, die Klugheit gepriesen werden, welche, den wohlgemeinten Rathschlägen Sr. Excellenz des französischen Gesandten am Niedersächsischen Kreise Gehör leihend, sich nicht mit Preußen eingelassen hatte. Hatte der große Kaiser doch ausdrücklich in dem Schreiben an den (nicht an den Hamburger, sondern an den französischen) Senat, das die Kriegserklärung gegen Preußen brachte, das Verlangen Preußens, Sachsen und die Hansestädte zu unterjochen, als den Grund des Krieges angegeben. War es nicht auch ein ganz besonderes Glück, Herrn v. Bourienne, einen Jugendfreund des Allmächtigen, als Gesandten in den Mauern zu haben? Hatte die Vorsehung, indem sie die Stadt vor dem entsetzlichen Schicksale der Schwesterrepublik Lübeck bewahrte, nicht wieder ihre Hand über Hamburg ausgestreckt? Wie mußten sich nicht Handel und Schifffahrt in nie mehr gestörtem Fortgange heben, wenn keine politische Verbindung mit irgend einem Reiche oder Volke die ewige Neutralität mehr unterbrechen konnte? Mochte der Krieg seine Schrecken auch über die halbe Erde tragen, Hamburg's Geschäfte konnten nicht zu Grunde gerichtet werden*).

Aber es sollte die Freude an der neuen, nicht mehr durch die Verbindung mit dem Reiche beschränkten Souveränität eine gar kurze sein! Hatte ein Edler Rath am 13. November, da er doch ohnehin wegen Bewilligung verschiedener Grabengelder, Prolongation der einfachen Viehaccise u. s. w. die Erbgesessene Bürgerschaft zusammenrufen mußte, ihr die bereits am 6. August erfolgte Niederlegung der Deutschen Kaiserkrone, ohne besondere Umstände zu machen, ganz gelegentlich wegen Aufhörens der Appellation an die Reichsgerichte — aus dem Kirchengebete war Kaiser und Reich sofort, ohne Behelligung der Bürgerschaft, hinausgeschafft — angezeigt, so machte nur wenige Tage darauf ein, an „Messieurs les membres du Senat de Hambourg" adressirter Brief noch viel weniger Umstände mit der neuen Souveränität, in welchem Briefe der hochachtungsvoll unterzeichnete Ed. Mortier einfach sagte: „Meine Herren, ich komme im Namen meines Herrn, des Kaisers und Königs, ihre Stadt in Besitz zu nehmen." — Ed. Mortier? Das mußte doch gewiß der französische Marschall Herzog von Treviso sein! Und dann war es auch derselbe General Mortier, dem man außer der Anleihe an die Hannoverschen Stände von vier Millionen 1803 noch 1,200,000 Franken für den Unterhalt seiner, im Hannoverschen stehenden Truppen ausbezahlt. Und nun, so — undankbar, so — rücksichtslos: „ich komme, Hamburg in Besitz zu nehmen!" aus dem nur zwei Meilen noch entfernten Hauptquartier in Bergedorf datirt obgleich Bergedorf nicht nur Hamburg, sondern auch noch einem anderen souveränen Staate, der Hansestadt Lübeck, gehörte! Hätte er denn nicht erst fragen können, wieviel man zahlen solle? Waren nicht noch 1805 jene 448,000 Fr. von Hamburg für die in Hannover stehenden Truppen bezahlt und dabei dem Jugendfreunde und Minister Napoleons ein besonderes Douceur von 24,000 Fr. gemacht? Noch am 22. September des Jahres 1806 hatte man diesem Herrn Bourienne auf die vertrauliche Insinuation: „es könne bei den Zeitläuften der Stadt Hamburg ein Mann, der früher dem französischen Kaiser so nahe gestanden und eigentlich nach Hamburg geschickt sei, um seinen Finanzen aufzuhelfen, von besonderem Nutzen sein, wenn solcher Mann, bei Muth und Gewandtheit, auch den Willen habe, nützlich zu sein," 150,000 Fr. zugestellt! Umsonst also hatte man demselben Herrn, erst zwei Tage vor Mortiers Einzuge, noch fernere 300,000 Franken „à titre de gratification" für seine Bemühungen gezahlt, weil er den Herrn Oberst Ameil (er soll eigentlich Almehl geheißen haben, allein die große Nation kann ihn behalten), der mit einem Streifcorps Chasseurs à cheval auf Hamburger Gebiet, in Hamm, erschienen war, um dort Kriegsbeute aus Lübeck zu verhandeln, von der Stadt abgehalten und bewegt hatte, sich mit einem Trinkgeld von 68,000 Fr. baar zu begnügen. Umsonst also hatte Senat und Bürgerschaft die Errichtung eines Corps von 40 Mann leichter Kavallerie beschlossen „zur Sicherheit des Stadtgebiets gegen die bei der Nähe des Kriegsschauplatzes zu besorgenden Exzesse und Beraubungen."

Wie rasch auf den Brief Mortiers auch die Väter der Stadt in ihre Perrücken und in den kalten Novembernebel fuhren, um ein Publicandum „zur Erhaltung der Ruhe bei Annäherung der französischen Truppen" an die Straßenecken schlagen zu lassen und bei der Erbgesessenen Bürgerschaft der fünf Kirchspiele, zur Vermeidung größeren Unglücks, auf Absehn von thatsächlichem Widerstande anzutragen, die Franzosen waren schon Mittags da, ehe man die ersten nothwendigen Einquartierungsmaßregeln hatte ordnen können; der französische Generalquartiermeister de Winther und ein Haufen französischer Offiziere drangen in die Versammlung der Hamburger Quartiermacher und Bürgerkapitäne und waren so hungrig und so durstig, daß mit Hilfe einer Anweisung auf den Rathsweinkeller und Herbeischaffung kalter Küche aus dem, den steinernen Kaiserbildern des alten 1842 in die Luft gesprengten Rathhauses gegenüberliegenden Gasthofe „zum Kaiserhof" eine Tafel auf dem Katharinensaale servirt werden mußte. Unterdessen setzten die in der Vorstadt St. Georg stehenden Truppen den Einwohnern gleichfalls um Erfrischungen und Quartier zu. Es waren zwei Regimenter Italiener Fußvolk und ein Regiment Holländische Reiterei.

*) Es soll der alten Handelsmetropole kein besonderer Vorwurf daraus gemacht werden, daß es damals mit ihreem Deutschen Gemeinsinn nicht viel besser ausgesehen als allenthalben, allein es kann nicht von ihrem besonderen Leiden geredet werden, ohne auch bei ihe den Mangel an deutschem Nationalgefühl als die Wuezel allee vom Auslande zugefügten Vergewaltigung zu bezeichnen. Und je kläelicher in einer Welthandelstadt der Wunsch ist, unbekümmert um den Streit der Völker den aller Welt zu gut kommenden Güteraustausch in kosmopolitischer Neutealität zu besoegen, desto nöthiger ist es, ihe geschichtlich die Unsicheeheit alles im Unglück der Nation erlangten Sonderglücks zu belegen. — Noch im Jahre 1818 hatte in dee konstituieenden Versammlung Hamburgs ein vielbewunderter Redner die Stirn, folgenden Satz dem Veefassungsausschuß vorzulegen: „Hambueg bildet einen demokratischen Freistaat, dee zu Deutschland in einem völkerrechtlichen Veehältnisse steht."

Die Hamburger sahen, erzählt ein Augenzeuge, dem Einzuge derselben wie einem anderen militärischen Schauspiele zu. Ein paar Tausend ausgehungerte französische Soldaten konnte man schon noch ernähren! Börse und Hafen blieben, wie konnte Hamburg zu Grunde gehen!

Allein schon zwei Tage darauf erschien das berüchtigte Dekret von Berlin und am 24. November überreichte der französische Gesandte dem Senate die kaiserliche Note, welche jedem englischen oder von einem englischen Hafen kommenden Schiffe das Einlaufen in den Hamburger Hafen untersagt, alle englischen Waaren in der Stadt oder deren Gebiet, sie mochten zugehören, wem sie wollten, konfiszirte, alle anwesenden Engländer kriegsgefangen erklärte und jeden Verkehr mit England bei Todesstrafe untersagte.

Mit diesem furchtbaren Schlage war die Axt an Hamburgs Handelsgröße gelegt, die dreihundertundzwanzig Seeschiffe verfaulten im Hafen, sein alter Handel schwand unter dem Drucke der Continentalsperre und ein in jeder Hinsicht verderblicher Schmuggelhandel trat an die Stelle. Napoleons Jugendfreund, der seinen Finanzen in Hamburg aufhelfen sollte, erreichte so vollkommen seinen Zweck, daß bei seiner Abreise kurz vor Hamburgs gänzlicher Einverleibung in das französische Kaiserreich Hrn. v. Bourienne unterwegs ein Wechsel präsentirt ward, durch den Seine Majestät der Kaiser und König für nöthig hielt, dem Schulkameraden einen Theil der entweder mit Ursprungscertifikationen, Passagierscheinen oder „à titre de gratification" und „à titre de prêt" gesammelten Millionen wieder abzunehmen.

. . . .

Truppendurchzüge — den Holländern und Italienern folgten Spanier (die sich allgemeine Theilnahme erwarben), Franzosen, Rheinbundtruppen in raschem Wechsel — und Erpressungen bilden nun die Geschichte der vier Jahre lang noch immer souveränen Hansestadt, deren Senat nur immer neue Anträge an die Bürgerschaft wegen neuer Abgaben und Anleihen zu bringen und Maßregeln zur Einquartierung und Verpflegung der Truppen zu treffen hat. Das systematische Aussaugen und die Erpressungen sowohl der französischen Regierung als ihrer Generale und Beamten zeigen wirklich die kalte Absicht, die Unterworfenen vollständig auszuplündern. Nach längeren Unterhandlungen war ausgemacht worden, daß die durch das Dekret von Berlin zur Konfiskation verurtheilten englischen Waaren mit sechzehn Millionen losgekauft werden, und der Gemeinsinn der Hamburger Bürgerschaft faßte den hochsinnigen Beschluß: daß, weil dieß Eigenthum, wie jedes andere Eigenthum unter dem Schutz des Staates gestanden, der Staat diese Summe durch eine allgemeine Steuer aufbringen müsse und diese 16 Millionen nicht, wie der französische Gesandte und der Senat vorgeschlagen, von denen zu erlegen seien, in deren Händen sich zufällig diese Waaren befänden. Für jeden Bürger, der dreißig Mark oder darüber Kopfgeld bezahlte, war die Zahlung des zehnfachen Betrages zu einer Zwangsanleihe schon am 27. November beschlossen. Zu dem Loskauf der englischen Waaren mit 16 Millionen mußten die Mittel durch Anleihen und Steuern vom 27. September 1807 an in sechs Monaten aufgebracht werden; so wie die ersten vier Millionen nicht sofort bezahlt würden, erfolgten augenblickliche Zwangsmaßregeln gegen die Besitzer der englischen Waaren. Dennoch wurden durch Dekrete von Trianon und Fontainebleau 1810 alle diese bezahlten Waaren mit einer schweren Steuer belegt; Haussuchungen und Belohnung der Angeber nicht declarirter Waaren waren im Gefolge des Dekrets. Und als endlich wirklich schien, daß von der Kaufmannschaft kein Geld mehr herauszupressen sei, befahl ein neues Dekret aus Fontainebleau die Verbrennung sämmtlicher englischen Waaren in allen von Frankreich beherrschten Ländern. Die Kaufleute selbst wurden eingeladen, der feierlichen Verbrennung ihres zweimal bezahlten Eigenthums beizuwohnen, und sahen, daß meist werthlose Gegenstände und mit Stroh gefüllte Ballen verbrannt wurden; die konfiszirten Waaren waren als Beute in den Händen der französischen Beamten geblieben. Am lebendigsten gibt den Eindruck, den dieses ganze Verfahren machen mußte, eine Schilderung wieder, die ein Hamburger Kaufmann einem bei der ersten Befreiung nach Hamburg gekommenen Engländer machte, dessen interessantes Tagebuch in London erschienen, theilweise 1834 ins Deutsche übersetzt ist: „Wenn die Schurken — sprach der Geplünderte mit ingrimmigem Humor —, als sie zuerst kamen, uns offen und gerade gesagt hätten, wir sind gekommen, euch den letzten Thaler zu nehmen, so hätte man das verstehen können. Und hätten sie gesagt, wir wollen jede Elle Manufacturwaaren in euren Speichern verbrennen, um euch zu Bettlern zu machen, so wären wir auf Ein Mal von aller Pein der Ungewißheit befreit gewesen. Aber nein! Als sie zuerst nach Hamburg kamen, waren sie ganz Höflichkeit und Freundlichkeit, jeder verdammte Douanier und Gensdarme bedauerte außerordentlich, unsere Waarenlager besichtigen und ein Inventar unserer Güter aufnehmen zu müssen; aber für jedes Lächeln, für jede Verbeugung mußte auf der Stelle bezahlt werden. Bald wurde der Besuch wiederholt, einige Sachen von geringerem Werthe weggenommen, aber nur, wie sie sagten, um äußerlich ihre Pflicht zu erfüllen; allein dabei gaben sie zu verstehen, daß, wenn sie einige Tuchballen, einige Kaffeesäcke übersähen, das aus persönlicher Rücksicht auf uns geschähe, welche Rücksicht natürlich wieder mit klingender Münze anerkannt werden mußte. Und so ging es weiter, jeden Tag ein neuer Besuch, neue Höflichkeiten und neue baare Erkenntlichkeit, bis man endlich ärgerlich wurde und die Tasche zuknöpfte. Da hörten die Besuche etwas auf, meine Freunde freuten sich der Wirkung ihrer Entschlossenheit. Mir wollte aber diese Stille gar nicht gefallen, bald zeigte sich, daß ich nur zu sehr Recht gehabt. Wie ein Donnerschlag kam ein kaiserliches Dekret, das die Konfiszirung aller englischen Waaren befahl, mochten sie schon bezahlt sein oder nicht. Ich fügte mich in meinen Ruin und weil ich dem höflichen Herrn, der mich schon so oft ausgebeutelt hatte, nicht wieder ins Angesicht zu sehen wünschte, schickte ich ihm die Schlüssel meiner Waarenlager. Aber der höfliche Mensch schickte mir meine Schlüssel gleich wieder: er verlasse sich ganz auf meine Ehre. Und richtig, wir waren dumm genug noch einmal anzubeißen. Man kam zusammen, feilschte und verhandelte und wir bezahlten zuletzt siebenmal hundert tausend Pfund Sterling, freilich mehr als die Waaren gekostet hatten,

aber wir mußten doch einen Vorrath haben, um den einzigen Handel, der uns geblieben war, den Binnenhandel fortsetzen zu können. Wir waren bis auf's Hemd ausgezogen, allein wir hatten doch unsere Waaren gerettet. Ja, man ließ uns das Vergnügen, sie auf dem Speicher zu wissen! denn sie wurden sofort versiegelt, weil ein neues Dekret uns verbot, irgend Etwas nach Deutschland zu verkaufen. Sie lagen auf den Speichern, um von den Ratzen gefressen oder von unsern höflichen Freunden bei Gelegenheit doch noch konfiszirt zu werden." — Beiläufig mag bei Gelegenheit der Handelsverluste hier noch erwähnt werden, daß allein die Versicherungsgesellschaften gegen Seegefahr in den ersten Jahren nach dem Dekret von Berlin über 20 Millionen Franken verloren hatten.

Die Summe, welche nur in den drei Jahren vom November 1806 bis zum letzten Oktober 1809, die französische Besatzung der Stadt Hamburg kostete, erreicht nach einer 1809 dem Gesandten Bourienne und 1811 dem Grafen Chaban vom spätern Bürgermeister Bartels, einem Mitgliede des Munizipalrathes, eingehändigten Aufzählung, mit Einschluß der für Rückkauf der englischen Waaren gezahlten 16 Millionen, den Belauf von 44,381,311 Franken! Bourienne selbst hatte mit seiner Unterschrift die Richtigkeit der Rechnung anerkannt, auf der noch 2½ Millionen fehlten, welche Mortier in Hannover für seine Truppen, Bourienne (seine Trinkgelder aus Staatsgeldern betrugen bis 1806 allein 558,000 Fr.) und Ameil erhalten, im Ganzen also über zwölf Millionen Thaler von einer einzigen Stadt freundschaftlich erpreßt! Dabei befanden sich ungefähr zwei Millionen Franken Tafelgelder an Generale, der Generalgouverneur nahm täglich 48 Friedrich'dor, Commandant und andere Generale meist 10, nur der General Dupas verlangte keine Tafelgelder, sondern wollte seine Tafel von seinen Umgebungen besorgt haben, was aber täglich über 1000 Franken kostete. Dieser gute Dupas hatte einmal an einem Sonntage das zwischen Hamburg und Altona liegende, an Festtagen immer von einer ungeheuern Volksmenge durchströmte Thor, eine Stunde früher als gewöhnlich schließen lassen. Zuletzt mußte es doch wieder geöffnet werden und das Volk begrüßte die herbeigeholten Thorschlüssel mit einem lustigen Hurrahgeschrei. Dupas ließ auf der Stelle unter die Menge Feuer geben und ein Kriegsgericht über die Anführer niedersetzen; diese Geschichte erzählen Bourienne's Memoiren. Ein anderer französischer General ließ eine Verbrecherin, die am anderen Tage öffentlich ausgestellt und gebrandmarkt wurde, die Nacht vorher zu sich holen und dann wieder in's Gefängniß bringen. 124,000 Franken waren für die Theaterlogen der Oberoffiziere gezahlt. — Viele Beamten verlangten ihre Wohnungen im letzten Pariser Modegeschmack möblirt und verkauften hernach, wenn sie wegzogen, diese Luxusgegenstände als ob sie ihr Eigenthum wären.

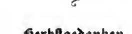
Als nun Napoleon auch den Frieden zur Vergrößerung seines Reiches benutzte und außer dem Schweizer Kanton Wallis und dem Königreich Holland, noch die Hansestädte sammt einigen norddeutschen Gebieten mit Frankreich vereinte, lag die einzige wesentliche Veränderung für Hamburg darin, daß nun die Gewalt unvermittelt geradezu einschritt, nachdem durch Drohungen Nichts mehr zu erpressen war.

„Ihr werdet ruinirt sein, sagt Ihr?" — hatte Napoleon einer Hamburger Deputation zugerufen — „desto besser! dann könnt ihr nicht mehr Englands Geschäfte besorgen." — Sie waren ruinirt! Des täglichen Brodes halber hatten Tausende sonst rechtliche Familienväter, da ihnen die bisherigen Erwerbsquellen gänzlich abgeschnitten waren, sich gezwungen gesehen, am Schmuggelhandel Theil zu nehmen, der in großartigem Umfange organisirt war. Der 1812 eingesetzte, mit seiner Bestimmung entsprechenden Persönlichkeiten besetzte Prevôtalgerichtshof konnte jeden Schmuggler, ohne alle Appellation zu Pranger, Brandmark, bis zehn Jahre Galeere und im Fall versuchter Widersetzlichkeit, zum Tode verurtheilen. — Zwei arme Tagelöhner, die mit 5 Thlr. geschmuggelten Tabak ergriffen, sich den Händen der Douanen zu entwinden versucht hatten, wurden enthauptet.

Alle Hoffnung auf Erlösung Deutschlands schien geschwunden, der Sieg des Bösen in der Welt so entschieden, daß der Marschall Bernadotte selbst, an großer Tafel in Lübeck einem das Dasein Gottes vertheidigenden Lübecker zurief: „Wie können Sie für das Dasein Gottes streiten? Gäbe es einen Gott, könnte ich dann hier in Lübeck sein?"

Aber der Wendepunkt war bereits eingetreten! Den äußern Ereignissen die ihn bezeichneten, war, wie immer, das große innere Ereigniß in den Gemüthern vorhergegangen und die sittlichen Mächte begannen, wie Flammen aus dem Boden zucken unter dem unterirdisches Feuer glüht, wieder ihr ewiges Leben kundzugeben.

Auch in Hamburg lebte gerade, als die große Menge keine Aussicht auf Besserung mehr sah, wunderbar in einigen edlen Herzen Glaube und Hoffnung auf. Die Kühnsten derselben traten zusammen, unter ihnen war Mettlerkamp.



Herbstgedanken.

Jubelnd trug man einst den Segen
In die Scheune, schön bekränzt:
Heuer hat vom Thränenregen
Manche Garbe nachgeglänzt.

Und auf manchen Feldern mähte
Jener Schnitter, der heißt Tod.
O daß dort der Himmel säte,
Was uns löset aus der Noth!





Kleine Briefe aus Paris.

Von J. L.

II.

(Erfindungen und Erfinder — Robespierre — die Franzosen haben Alles erfunden — die Geschichte einer Scheintodten — das Lachgas und sein Märtyrer.)

Seit einiger Zeit haben die Franzosen eine wahre Wuth, sich alle irgendwie bedeutenden Erfindungen anzueignen. Nach den Behauptungen ihrer Zeitungen, selbst wissenschaftlicher Organe, sollte man meinen, daß es in der Welt keine anderen Erfinder und Entdecker gegeben, als Franzosen; besonders nehmen sie gerne die Erfindungen der letzten Jahrzehnte in Anspruch: Schraube, Panzerschiffe, Telegraphen, gezogene Kanonen, alles Mögliche. Seit Königgrätz läßt sie das Zündnadelgewehr nicht schlafen und schon besitzen sie eine ganze Liste von Männern, die das Zündnadelgewehr erfunden, vor zehn, vor fünfzehn, vor dreißig, vor fünfzig Jahren. Das Interessante an der Sache aber ist, daß, nachdem sie bewiesen, daß sie es erfunden und während in allen Werkstätten und in höchster Eile an Zündnadelgewehren gearbeitet wird, sie auch zu verstehen geben wollen, daß die Franzosen ein viel zu menschliches Volk sind, um von einer solchen Mordwaffe Gebrauch zu machen. Bei dieser Gelegenheit wird eine Stelle aus dem allerdings älteren Buche „Robespierre" von Ernest Hamel citirt, die freilich in vielfacher Beziehung Aufmerksamkeit verdient und die auch historisch begründet ist. Die Stelle lautet:

„Zu Anfang der Sitzung, am 15. April 1792, stellte ein Mitglied der Jakobinergesellschaft seinen Kollegen einen Engländer und einen Franzosen vor, als Erfinder einer vervollkommneten Kanone, vermittelst welcher man in der Minute fünfundzwanzig Schüsse abfeuern konnte, und Desfieux stellte den Antrag, daß man auf Kosten der Gesellschaft Experimente machen solle.

„Robespierre bekämpfte lebhaft diesen Antrag, als den Grundsätzen der Menschlichkeit widersprechend. Jede Erfindung, die zum Zweck hat, die Vernichtung der Menschen zu fördern, war in seinen Augen eine beklagenswerthe Sache. Ein grundsätzlicher Feind des Krieges, konnte er nicht anders darüber denken. Schon gegen das Ende der konstituirenden Versammlung hatte ihm ein Erfinder eine Büchse vorgelegt, welche neun Schüsse nach einander abfeuern konnte und, unter seinen Augen, im Garten seines Hauses der Straße Saintonge, machte er Experimente, die auf's Befriedigendste ausfielen. Von diesem Erfinder zu Rathe gezogen, hatte Robespierre auch ihn inständigst gebeten, seine mörderische Erfindung liegen zu lassen; und in der That wurde darüber das absoluteste Stillschweigen beobachtet."

Diese Geschichte hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als man glauben sollte.

Auch die Erfindung der Gänseleberpastete kommt auf's Tapet und da wollen wir weiter nicht streiten mit den Franzosen und nur die Resultate ihrer gewissenhaften Forschungen mittheilen. Man glaubt, sagt ein Pastetengelehrter', schon im Plinius die ersten Spuren der Stopfleber gefunden zu haben, aber die Pastete wurde erst 1780 erfunden von einem Normannen Namens Close, Küchenchef des Marschalls Contades. Als Contades 1788 Straßburg verließ, fand Close, daß der neue Gouverneur, Marschall Stainville, ein schlechter Kenner sei und es widerstrebte ihm, einem Menschen von schlechtem Geschmacke eine solche „Götterspeise" vorzusetzen. Er begab sich nach Paris und fabrizirte dort, der hereinbrechenden demokratischen Zeit entsprechend — es war zu Anfang der Revolution — seine Pasteten für's Publikum; sein Geheimniß aber behielt er für sich und umhüllte es mit hundert Schleiern. Erst mitten in der Revolution, 1792, wurde die Pastete recht demokratisirt und zugleich vervollkommnet und zwar durch Doyen, ehemaligen Küchenchef eines ehemaligen Parlamentspräsidenten. Er hatte die große Idee, der Gansleber die Trüffel zuzugesellen und machte so Close eine furchtbare Konkurrenz. — Gewiß, fügt der französische Gelehrte dieser historischen Auseinandersetzung hinzu, gewiß, Close hat sich um die Menschheit verdient gemacht, aber Doyen war die Krönung des Gebäudes vorbehalten.

Mit viel weniger Stolz behaupten sie auch, die erste Zeitung gehabt zu haben, und zwar soll dieß schon im Jahre 1494 der Fall gewesen sein. Während der Expedition Carls VIII. gegen Neapel rief man in den Straßen von Paris: Die Zeitung für einen Sou! — Nachrichten aus Italien von der großen Armee! — Daß sie auch die Preßfreiheit erfunden, davon sagen die Franzosen von heute nichts, da man dadurch erinnert würde, daß sie auch die Erfinder der schändlichsten Unterdrückungsmaßregeln, der Verwarnungen, der Transportirungen, der Sicherheitsgesetze sind.

Selbst Projekte im embryonischesten Zustande erwecken ihre Eifersucht und der Fremde muß überboten werden, wäre es nur in der Phantasie. Seit einigen Wochen ist wieder häufiger von dem Tunnel die Rede, durch den ein Engländer England mit dem Festlande verbinden will — und siehe da, schon steht der Franzose da, der diesem Projekte ein anderes entgegenstellt. Beutet heißt der kühne Franzmann und es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine Brücke, die über's Meer von Frankreich nach England laufen soll. Diese Brücke soll auf Pfeilern ruhen, welche ihrerseits auf dem Meeresgrund feststehen sollen, und in ihrer ganzen Länge so hoch sein, daß die größten Schiffe mit aufrechten Masten und bei jedem Wetter drunter durchsegeln können. Vier Reihen von Gaskandelabern werden diese Riesenbrücke während der Nacht beleuchten. Die ganze Geschichte soll die Bagatelle von 400 Millionen Franken kosten. — Wir lachen, aber wie Vieles, worüber wir vor zwanzig Jahren gelacht, hat sich seitdem verwirklicht. Haben wir heute nicht binnen wenigen Stunden die neuesten Nachrichten von jenseits des atlantischen Ozeans? Gibt es was Lächerlicheres — von vor zehn Jahren? Freilich können wir uns keine Vorstellung machen, wie die Brückenpfeiler an den Grund des Meeres angeklebt werden sollen; aber das ist die Sache des Herrn Beutet, und wenn er zuletzt lacht, ist er der große Mann und wir die dummen Philister. Oder das Verfahren des Herrn Beutet wird uns dann in allen Zeitungen klar auseinandergesetzt werden; wir werden es vortrefflich verstehen und uns einbilden, daß wir es gerade so gemacht haben

würden, wie Herr Beutel. Es lag nur nicht in unserer täglichen Beschäftigung; wir haben Anderes zu thun.

In das Kapitel vom französischen Bewußtsein gehören auch die verschiedenen historischen Forschungen, welche die Zeitungen seit einiger Zeit anstellen und die nichts anderes beweisen sollen, als daß uns Deutschen viele der besten und größten Kräfte, die etwas aus uns machen und uns zu Erfolgen verhelfen, aus Frankreich gekommen. Große Listen werden aufgesetzt mit Namen der Familien, die sich nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, welches die französischen Protestanten ihrer Glaubensfreiheit beraubte, nach Deutschland flüchteten, und von anderen, welche zur Zeit der französischen Revolution emigrirten. Alle Industrie, alle Wissenschaft und Bildung, alle Kriegskunst und Tapferkeit sind uns natürlich von diesen Einwanderern als Gastgeschenk gebracht worden. Gewiß, wir dürfen ihnen für Leute wie Chamisso oder Du Bois Raymond dankbar sein; aber andere nach Art der Ancillon hätten sie auch behalten können. Daß es nichts weniger als zum Lobe gereicht, falsche Elemente ausgestoßen zu haben, wird nicht gesagt. Wollten wir Deutschen aufzählen, wie viele Gelehrte, Schulmeister, Musiker, Künstler jeder Art, Erfinder, Feldherrn und vor Allem Ackerbauer wir allen Ländern gegeben, wir würden nicht fertig. Wie viele der bedeutendsten Schlachten der letzten vier Jahrhunderte von Deutschen, selbst gegen Deutsche, geschlagen und gewonnen worden — davon wollen wir am liebsten schweigen. Wir könnten sonst ebenfalls, indem wir patriotisch prahlen, den entgegengesetzten Zweck erreichen und beweisen, daß wir Deutsche geborene Landsknechte sind und uns wenig darum kümmern, ob wir Landsleute todtschlagen oder nicht.

Und wie viele Bücher haben Deutsche für Fremde geschrieben! Vor Kurzem ist eines in französischer Sprache von einem Herrn Kaufmann erschienen „über den Scheintod,“ dem wir, um mit etwas Anderem zu schließen, folgende wahre Geschichte entnehmen:

Im 18. Jahrhunderte wurde Fräulein von B. gegen ihren Willen mit einem ältlichen königlichen Rathe, dem Herrn von C. verheirathet, und an demselben Tage verließ der Chevalier von D., ein junger Offizier von den schwarzen Musketieren, den sie liebte, verzweifelt sein Vaterland. Nach acht Jahren kehrt er aus den Kolonieen zurück, kommt in die Stadt, die Heimat seiner ehemaligen Liebe, begegnet einem glänzenden Leichenzug und erfährt, daß man die Person, die er so sehr geliebt, zu Grabe trägt.

Die schlecht vernarbte Wunde öffnet sich; er will, wenn auch todt, seine ehemalige Geliebte wieder sehen. Er besticht den Todtengräber und begibt sich in der Nacht mit diesem auf den Friedhof. Sie graben die Erde auf, der Sarg kommt zum Vorschein; er öffnet ihn, reißt das Leichentuch ab und bedeckt das kalte, bleiche Gesicht mit Küssen. Der Todtengräber, mit einem Gemisch von Achtung und Entsetzen, hat sich für einen Augenblick entfernt. Plötzlich fühlt der Chevalier von D., wie es in den Adern der Leiche, die er in den Armen hält, zu pochen beginnt; außer sich, wahnsinnig vor Freude und Schmerz, flieht er vom Kirchhof und trägt seine unheimliche Beute mit sich fort.

Eine Stunde später erwacht Frau v. C. völlig in den Armen ihres Geliebten und nach zwei Tagen reisen beide nach den Kolonieen ab. Der Todtengräber hatte klugerweise, ehe der Tag anbrach, das Grab wieder ausgefüllt und die Entführung der Leiche nicht angezeigt, in der Furcht, sich und den Entführer in's Verderben zu stürzen.

Wieder nach sechs Jahren wurde Frau v. C., die man in den Kolonieen nur als Frau v. D. kannte, vom Heimweh ergriffen. Der Chevalier machte ihr vergebliche Vorstellungen; er mußte sie in ihre Vaterstadt zurückbringen, wo sie den sonderbaren Einfall hatte, an ihrem eigenen Grabe beten zu wollen. Dort begegnete sie ihrem Gatten, der den Kopf nicht verlor, sie verhaften ließ und vor dem Gerichte ihre Rückkehr in's eheliche Haus verlangte.

Frau v. C. blieb dabei, daß sie Frau v. D. sei und bewies ihre Behauptung mit einer Anzahl von Dokumenten, die in den Kolonieen fabrizirt worden waren, und die Richter wollten ihren Gatten mit seiner Klage und Forderung eben abweisen, als Frau v. C. beim Anblick ihrer kleinen Tochter, die sie seit sechs Jahren nicht gesehen, in Thränen ausbrach und das Kind mit Küssen bedeckte.

Das Parlament sprach Herrn C. sein Recht zu, aber er wurde seines Sieges nicht froh. Frau v. C. vergiftete sich an demselben Tage und der Chevalier erschoß sich auf dem dießmal unwiderruflichen Grabe der unglücklichen jungen Frau. —

Diese Geschichte einer Scheintodten erinnert mich wieder an eine neue aber vielmehr an eine alte nur wieder neu aufgefundene Erfindung, welche jetzt die ganze medizinische Welt in Bewegung setzt und mit der in allen Hospitälern von Paris experimentirt wird. Es handelt sich um nichts weniger, als um ein neues schmerzbetäubendes Mittel, das bestimmt scheint, den Schwefeläther und das Chloroform zu verdrängen. Schon im Jahre 1799 bemerkte der große englische Chemiker Sir Humphry Davy, daß die Einathmung des reinen Azot-protoxyd ein außerordentlich angenehmes Gefühl hervorbringe. Als er es das erste Mal einathmete, fühlte er sich überaus heiter und glücklich. Die herrlichsten und lachendsten Bilder gingen an seinem Geiste wie an seinem Auge mit Blitzesschnelligkeit vorüber. Durch einige Minuten riß ihn eine wahrhaft ausgelassene Heiterkeit fort. Als der Zustand sich etwas beruhigte, rief er aus: Die Welt ist nur aus Ideen zusammengesetzt, aus Empfindungen von Freud und Leid! — Man nannte dieses Azot-protoxyd das „erheiternde Gas“. Davy empfahl es den Aerzten als schmerzbetäubendes Mittel bei chirurgischen Operationen; aber Niemand kümmerte sich um diese Empfehlung; die Aerzte dachten an den Ausspruch des griechischen Weisen, daß nichts auf Erden den Schmerz von der Erde entfernen könne. Einer erinnerte sich später des von Davy angegebenen Mittels und wurde, da jede große Erfindung einen Märtyrer haben muß, richtig ihr Opfer.

Einige Jahre vor Erfindung der Aetherisirung fiel es Horace Wells, einem amerikanischen Arzte, ein, mit dem erheiternden oder Lach-Gas Versuche zu machen. Er ließ sich, nachdem er es eingeathmet, einen Zahn ziehen und empfand nicht nur keinen Schmerz, sondern noch ein sehr angenehmes Gefühl. Die Versuche wurden an vielen anderen Personen wiederholt, immer mit gleich günstigem Erfolge. Da wollte Wells die Welt mit der herrlichen Erfindung bekannt machen und kündigte Versuche vor einem großen Publikum an. Sei es, daß er an jenem Tage körperlich nicht disponirt oder daß das Gas schlecht bereitet war — genug, die Versuche mißlangen und der Menschenfreund wurde als Charlatan behandelt, verhöhnt, ausgepfiffen. Tief betrübt zog er sich in die Einsamkeit zurück und gab die ärztliche Praxis auf. Zwei Jahre später kam die Aetherisirung auf. Das weckte ihn wieder, er ging nach Europa, um sein Lachgas bekannt zu machen. Vergebens. Vielleicht war ihm sein Ruf als Charlatan vorausgeeilt. Man wollte ihn nicht hören; man ließ ihn mit seinem Lachgas überall durchfallen. In Elend und Verzweiflung versunken, öffnete er sich die Adern, nicht ohne von seiner Erfindung Gebrauch zu machen. Er starb schmerzlos: das war der einzige Lohn für seine Erfindung.

Erst in neuester Zeit fingen amerikanische Aerzte wieder Versuche mit dem Lachgas an, um sich zu überzeugen, welch' schweres Unrecht ihrem unglücklichen Landsmanne widerfahren; ihnen folgte der Zahnarzt Preterre in Paris und diesem, auf die Aufforderung des Herrn Gustave le Bon sämmtliche ausgezeichnete Aerzte von Paris — alle, um dieselbe Ueberzeugung zu gewinnen, wie die Amerikaner. Alle Patienten, die mit Lachgas betäubt werden, empfinden das oben beschriebene angenehme Gefühl, aller bemächtigt sich eine große Heiterkeit. Die sonst schmerzlichsten Operationen verursachen ihnen nicht den geringsten Schmerz. Manche verlieren auf einige Zeit die Besinnung,

andere hören und sehen alles, was um sie herum vorgeht. Nur Eines scheint etwas bedenklich, daß Viele, selbst solche, die ganz und gar ihre Besinnung bewahren, trotzdem keiner Bewegung fähig sind — als wären sie scheintodt.

Möge die neue Erfindung sich bewähren. Die Menschheit könnte lachen, wenn das Lachgas eine Wahrheit wäre.

Ein standhafter Dichter.

(Nach Theodor Murets „Geschichte im Theater".)

Ducis, der bekannte französische Dichter, der erste Bearbeiter und Dolmetsch Shakespeare's in Frankreich, kam nach den italienischen Kriegen in mehrfache Berührung mit dem General Bonaparte. Er war ganz einverstanden mit den Ansichten und Ideen des jungen Feldherrn, der damals noch den Patrioten und Republikaner spielte, aber er mißbilligte dessen gewaltthätiges Verfahren, um diese Ideen zu verwirklichen. In der ersten Zeit des Consulates, da Bonaparte alle Größen und Berühmtheiten um sich zu versammeln strebte und auch Ducis nicht vergaß, fand der Dichter nichts Besonderes darin, wenn er manchmal nach Malmaison zu Tische ging. In diesem Landhause herrschte noch eine Art familienhafter Einfachheit. Eines Tages setzte der Wirth seinen Gästen auseinander, wie er eine starke Regierung herzustellen und Alles und Jedes zu organisiren gedenke.

Und donn, General? fragte Ducis leise.

Dann? antwortete Bonaparte etwas verblüfft, dann, mein lieber Mann, wenn Sie mit mir zufrieden sind, ernennen Sie mich zum Friedensrichter in irgend einem Dorfe.

Der liebe Mann Ducis ließ sich durch diese Komödie naiver Selbstverleugnung nicht täuschen. Als er das nächste Mal wieder kam, hatte der erste Consul während des Essens alle möglichen Aufmerksamkeiten für ihn und nach dem Kaffee lud er ihn zu einem einsamen Spaziergange durch den Park ein. Er plauderte mit ihm auf's freundschaftlichste, deutete seine Absicht an, die im Verhältniß zum Alter und Verdienst des Dichters so beengenden Vermögensumstände zu verbessern und ihm eine Stellung zu schaffen, in der er einen eigenen Wagen haben sollte, anstatt des schlechten Fiakers, der ihn nach Malmaison gebracht hatte.

Während Bonaparte so sprach, erhob Ducis seine Augen zu einem Zuge wilder Enten, die über ihnen wegflogen, zeigte sie seinem Wirthe und sagte: Sehen Sie diese Vögel, General? Unter ihnen ist nicht ein einziger, der nicht von Weitem das Pulver und den Geruch der Flinte des Jägers witterte. Nun sehen Sie — ich bin einer der wilden Vögel.

Diese plötzliche Bemerkung schnitt das Gespräch kurz ab.

Trotzdem gab der erste Consul die Idee nicht auf, dieses edle Talent und diese hohe Tugend an seine Regierung zu knüpfen, und er hielt um so mehr darauf, als er solchem Widerstande nur bei wenigen Menschen begegnete. Eine hervorragende Stellung wurde bestimmt, ein Sitz im Senate. Eine hohe Persönlichkeit wurde beauftragt, Ducis die Eröffnung zu machen und die schriftliche Versicherung gegeben, daß die Ernennung nur die Zusicherung seiner Annahme erwarte.

Durch die Revolution um sein bescheidenes Vermögen gebracht, besaß er kaum das Nöthigste, kaum das Nothwendige eines Mannes, der so sehr wenig bedurfte. Das Théâtre français kaufte ihm um diese Zeit, im April 1813, das Recht, seine Stücke zu spielen, mit einer Pension von 1500 Franken ab, und diese Rente bildete beinahe sein ganzes Einkommen in einem Alter, wo, trotz seiner starken Konstitution, sich allerlei Unannehmlichkeiten der Jahre geltend zu machen begannen. Demungeachtet führten ihn jene glänzenden Anerbietungen auch nicht einen Augenblick in Versuchung. Umsonst quälten und belagerten ihn viele Leute, die sich aufrichtig für ihn interessirten, mit Zureden; er blieb unerschütterlich.

Es ist besser, man trägt Lumpen, als Ketten, sagte er zu einem Freunde, der seinen Widerstand bewunderte, aber nicht nachgeahmt hätte.

Als die Ehrenlegion gestiftet wurde, wies Ducis auch diesen Orden zurück, der damals noch eine große Auszeichnung war. Er lebte zu Versaille in strengster Zurückgezogenheit mit seiner zweiten Frau, die er ebenfalls überleben sollte. Nach dem Verluste zweier liebenswürdiger Töchter, die ihm in der Blüthe der Jahre entrissen worden, war er auch kinderlos. So lebte er denn allein in seiner eigenen Welt, mit seinen Lieblingsbüchern, seiner Bibel, seinem Homer, seinem Shakespeare, seinem Corneille.

Die Proklamation des Kaiserreichs machte für ihn das Maß voll und die Seele des siebzigjährigen Greises brach aus wie ein Vulkan. Ein Gedicht voll Shakespearischer Kraft überschüttete den Usurpator mit Flüchen, wie mit Lava. Durch die Bemühungen einer Freundin blieb die furchtbare Satire und Diatribe, die ihm hätte lebensgefährlich werden können, verborgen und erhielt sich, im Kissen eines Großvaterstuhles versteckt, bis an's Ende der napoleonischen Zeit.

Der tiefe Widerwille, den das Kaiserreich Ducis einflößte, konnte durch die großen Siege des Eroberers nicht gemildert werden. Was waren diese Siege anders als der Krieg, der Krieg, den Ducis verabscheute als eine Geißel der Menschheit, als ein ungeheures Verbrechen, wenn er nicht durch die legitimsten Gründe gerechtfertigt, durch die absoluteste Nothwendigkeit geboten ist. Selbst wenn er das Recht für sich hat, ist der Sieg doch mit den grausamsten Bildern der Trauer, des Blutes, des Unglücks verbunden; um wie viel mehr mußte der Sieg, der nichts ist, als der Triumph der Gewalt und des Ehrgeizes, einer so reinen und gefühlvollen Seele als etwas ganz anderes erscheinen, denn als ein Gegenstand der Verherrlichung und der Freude.

In den Augen Ducis' war Napoleon die Verkörperung des Krieges: daher jener Widerwille gegen ihn, der seinen Grund in seiner glühenden Menschenliebe hatte.

Natürlich gab es Leute genug, die sich die Zurückweisung so großer, von Andern so eifrig erstrebter Güter, wie Reichthum, Titel, Ehren nicht anders, als mit einer gewissen Schwäche seines Geistes erklären konnten. Das Gerücht, das sich demgemäß verbreitete, drang bis zu ihm und wir besitzen noch den Brief, den er bei dieser Gelegenheit schrieb.

Paris, den 7. November 1806.

Sie haben ganz Recht; es ist mir sehr gleichgiltig, daß mich die Menschen von heute für einen Blödsinnigen ausgeben. Sie erleichtern mir auf diese Weise meine Rolle, wenn ich darnach wäre, eine Rolle zu spielen. Ich werde mir nicht die geringste Mühe geben, diesen schönen Ruf weder zu vernichten, noch aufrecht zu erhalten. Ich finde es zu bequem, um etwas daran zu ändern.

Was wollen Sie, mein Freund? Es gibt keine Frucht ohne ihren Wurm, keine Blume ohne ihre Raupe, keine Freude ohne ihr Leid; unser Glück ist nichts, als ein mehr oder weniger getröstetes Unglück.

Mein angeborner Stolz ist ziemlich befriedigt durch einige sehr feste „Nein", die ich in meinem Leben ausgesprochen. Aber ich bin darauf gefaßt, daß man sich beklagt, daß man jammert, daß man mich verdächtigt. Man will mich anders, als ich bin. Man halte sich an den Töpfer, der meinen Thon so geformt.

Seien Sie gewiß, mein Freund, daß ich der Zukunft wegen keine Sorge habe. Ich schulde Niemand etwas. Ich habe Holz für den halben Winter, ein Fäßchen Wein in meinem Keller und in meiner Schublade genug, um zwei Monate weit zu reichen.

Für mein kleines Mittagessen, meine einzige Mahlzeit, ist also, wie Sie sehen, auf einige Zeit gesorgt und ich werde, so lange es geht, zu Hause und zur selben Stunde speisen.

Mein Einkommen, wie ärmlich es sei, reicht beinahe

für die Ausgabe eines Mannes, welcher die Bedürfnisse, die die Welt vorschreibt, nicht kennt. Beruhigen Sie sich also meinethalben und sagen Sie sich, daß ich nur wenig brauche und zwar für sehr wenige Zeit.

Aber die Zufälle? die Krankheiten? Darauf antworte ich, daß der, der die Vögelein nährt, auch mich zu finden wissen wird.

Wer kauft Schlösser? — Tänzerinnen, Primadonnen, Gassenhauer-Sängerinnen und solche, die allerlei Volke zum Tanze aufspielen. Die schönsten Seeufer Italiens, die herrliche Umgegend von Florenz, das Paradies von Nizza sind voll der herrlichsten Villen, die Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen gehören; die verrufene Theresa, welche seit zwei Jahren die Pariser und ihren Hof mit gemeinen Gassenhauern entzückt, bewohnt jetzt eine prächtige Villa als ihr Eigenthum und verpraßt darin Hunderttausende, und eben melden die Zeitungen, daß das prächtige, großartige Schloß Villequier, eine der schönsten Residenzen der Seineufer und der Normandie in den Besitz des Herrn Musard übergegangen, des Kapellmeisters der liederlichen Pariser Welt, und daß er es mit mehr als fürstlicher Pracht ausschmücke. Ein ähnliches Vorkommniß war es, das einem französischen Vater den Ausruf entlockte: Und nun sage mir noch Einer, daß man seine Kinder zur Tugend erziehen soll!

Elfenbein. — Nach dem »Evènement« ist der Verbrauch an Elfenbein gegenwärtig so stark, daß wahrscheinlich die Elephanten bald eben so selten sein werden, wie die Wallfische und Biber. Allein die Messerschmiede von Sheffield in England verbrauchen jährlich die Zähne von mehr als zwanzigtausend Elephanten und in allen andern Ländern steigert sich der Bedarf. Das beste Elfenbein liefert Afrika; es ist nicht so weiß wie das asiatische, aber es bleibt länger klar und durchsichtig und bekommt nicht so leicht Risse. Merkwürdigerweise treibt jetzt Rußland starken Handel mit Elfenbein und das hängt mit der unglaublichen Menge von Mammuths zusammen, die man in den Gebirgen von Sibirien findet. Dieses fossile Elfenbein hat bei aller Härte und Dauerhaftigkeit eine Biegsamkeit, die es zu chirurgischen Instrumenten verwendbar macht. Bis jetzt hat man sich vergebens bemüht, diesen kostbaren Stoff durch einen andern künstlichen, durch ein Surrogat zu ersetzen. Die Billardkugelfabrikanten zu New-York haben auf Findung eines solchen Surrogats den Preis von 25,000 Franken gesetzt. Dieser Preis wurde zwar einmal ertheilt, aber die Erfahrung zeigte, daß die neue Komposition nicht lange ihre Elastizität bewahrte und daß die Kugeln mit der Zeit ihre Gestalt änderten. Jetzt hat man einen neuen Preis ausgesetzt.

Unsere Nahrungsmittel sind uns so vertraut, als ob wir uns ihrer seit Adams Zeiten bedienten, und doch sind die meisten der alltäglichen den verschiedensten Ländern Europa's gleich neu. In einer landwirthschaftlichen Zeitung des Auslandes finden wir folgende Notizen über die Einführung verschiedener Nahrungsmittel in England.

Die Gemüse kamen aus den Niederlanden nach England gegen 1509; bis dahin gab es in diesem Lande keinen Gemüsegarten. Die Kartoffeln kamen 1586 dahin; aber gebaut wurden sie in Irland erst 1610 und in England nicht vor 1650.

Die Spargeln kamen erst im Jahre 1602 dahin und im folgenden Jahre die Artischoken und der Blumenkohl.

Die Chokolade dankt England den Spaniern, die sie, freilich schon im Jahre 1552, aus Mexiko dahin brachten.

Der Zucker wurde in England erst um's Jahr 1659 raffinirt. Den Thee, der ihnen heute so unentbehrlich ist, bekamen die Engländer erst 1666 und er kostete damals 60 Schilling das Pfund. Der Kaffee kam etwas früher, 1662, brauchte aber längere Zeit, um sich einzubürgern.

Die Johannisbeere wanderte 1533 aus Zante ein. — Und bei fast all den genannten Nahrungsmitteln sind die Engländer unsere Vorläufer.

Historische Schillergallerie. — Julius Mazarin, von dunkler Herkunft, soll zu Piscina in den Abruzzen geboren sein, 1602, studirte in Spanien und diente in der päpstlichen Armee. Einen Waffenstillstand unterhandelnd, kam er zum ersten Male mit den Franzosen zusammen, die er zu beherrschen bestimmt war. In dem sogenannten Mantuanischen Kriege kam er, ebenfalls als Unterhändler zum zweiten Male mit Richelieu und Ludwig XIII. in Berührung und leistete den beiden, denen er wohl gefiel, ersprießliche Dienste. Richelieu wurde sein Freund, zog ihn nach Frankreich, ließ ihn zum Kardinal erheben und setzte ihn in den Staatsrath. Sterbend empfahl er ihn dem Könige noch so dringend, daß ihn dieser in seinem Testamente zum Mitglied des Regentschaftsrathes ernannte. Da er auch die Gunst, nach Einigen die Liebe der verwittweten Königin Anna von Oesterreich besaß (was der „eisernen Maske" die Existenz gegeben haben soll), so stand er auf der Höhe der Macht und war der eigentliche Herr Frankreichs. Damit war weder den Großen, noch dem Parlamente gedient und das Volk haßte den Fremden: Unruhen entstanden, aus denen sich der unter dem Namen der „Fronde" bekannte Bürgerkrieg entwickelte. Von nun an traten oft Ebbe und Fluth in das Glück Mazarins: zu wiederholten Malen mußte er der Feindschaft der Großen (besonders Condé's) weichen und in die Verbannung ziehen, zu wiederholten Malen griff man zu den Waffen, wurden Ausgleiche herbeigeführt und wieder gebrochen. Als aber Ludwig XIV. großjährig wurde, der eine schöne Nichte Mazarins liebte, befestigte sich Mazarin endgiltig in der Macht, die er bis an sein Lebensende (1661, 9. März) festzuhalten verstand. Er war es, der das Elsaß an Frankreich brachte und mit Spanien den berühmten und günstigen pyrenäischen Frieden schloß. In der auswärtigen Politik war er der würdige Nachfolger Richelieu's; in der inneren hat er sich durch keine dauernde Institution ausgezeichnet. Er war ehrgeizig, intriguant, verschmitzt, unehrlich, herrsch- und habsüchtig. Aber er war nicht gewaltthätig, nicht rachsüchtig, wie Richelieu. Oft, wo er seine Feinde hätte vernichten können, zog er es vor, sie zu versöhnen und zu gewinnen, wobei ihm seine persönliche Liebenswürdigkeit zu statten kam. Obwohl so geldgierig, daß er sich Einkünfte von 1,800,000 Livres verschaffte und 22 Millionen auf unrechtmäßige Weise auf die Seite brachte, zeigte er doch bei verschiedenen Gelegenheiten eine eben so kluge als großherzige Selbstverleugnung, wie z. B. als der junge König seine Nichte, die er leidenschaftlich liebte, heirathen wollte. Niemand hätte diese Verbindung, die Mazarin gewissermaßen zum Schwiegervater des Königs gemacht hätte, hindern können: Mazarin machte sie selbst unmöglich.

Philipp der Gute von Burgund, der 1419 zur Regierung kam, haßte den Dauphin von Frankreich, den Schützling der Jungfrau von Orleans, als den Mörder seines Vaters und verband sich mit den Engländern gegen Frankreich. Er erweiterte sein Reich durch Verträge und Kriege, und Eigennutz, nicht die Beredtsamkeit der Jungfrau von Orleans war es, der ihn wieder Frankreich und seinem König zuführte, freilich nachdem dieser für jenen Mord Abbitte gethan hatte. Bei seiner Vermählung mit Isabella von Portugal stiftete er zu Brügge den Orden des goldenen Vließes (siehe S. 411). Von seinen drei Söhnen wurde der dritte, Karl der Kühne, der berühmteste.



Die Leibeigene.

Erzählung von Iwan Turgeneff.

(Aus dem Tagebuch eines Jägers.)

Im Spätherbst vor ungefähr fünf Jahren verbrachte ich zufällig einen ganzen Tag in einem Posthause auf der Straße zwischen Moskau und Tula. Es fehlte an Pferden. Ich kam von einer Jagdpartie und hatte unvorsichtigerweise meinen Wagen heimgeschickt. Der Postmeister, ein verdrießlicher alter Mann, mit Haaren die ihm das Gesicht bis an die Nase bedeckten, mit kleinen verschlafenen Augen, beantwortete alle meine Klagen und Bitten mit einem zerhackten Grunzen und stieß die Thüren mit Zorn zu, als ob er seine Lage verwünschte. Trat er auf die Erhöhung vor dem Hause, so geschah es nur, um die armen Vorspannbauern zu zanken, die sich da mit den großen, halbrunden Pferdejochen am Arme im Kothe herumschleppten, oder die gähnend und von Zeit zu Zeit den Kopf kratzend auf der Bank saßen, ohne sich weiter um die Zornausbrüche ihres Obern viel zu bekümmern. Schon zwei- oder dreimal hatte ich mich hingesetzt, um etwas Thee zu trinken, mehreremal versucht, einzuschlafen, und bereits hatte ich sämmtliche Inschriften gelesen, welche Mauern und Fensterscheiben der Stube bedeckten. Die Langeweile erdrückte mich. Während ich schweigend, aber wahrhaft verzweifelt mein Fuhrwerk betrachtete, dessen Deichsel noch immer hoch in die Luft starrte, ließ sich ein Glöckchen hören und eine kleine, von drei sehr müden Pferden gezogene Telega (ländlicher Wagen) hielt vor der Terrasse. Der Neuangekommene sprang herab und: Holla! schnell Pferde! rufend, trat er in die Stube. Die Antwort des Postmeisters, daß es keine Pferde gebe, versenkte ihn, wie das so geht, in eine Art von Stumpfsinnigkeit und ich hatte Zeit, ihn mit der lechzenden Neugierde eines zu Tode Gelangweilten von Kopf zu Fuß zu betrachten. Er schien ein Mann in den Dreißigen. Die Blattern hatten in seinem trockenen und gelben Gesichte unauslöschliche Spuren zurückgelassen, zugleich mit einem Kupferglanz, der einen unangenehmen Eindruck machte; seine langen, bläulich schwarzen Haare fielen in Locken auf seinen Kragen, während sie vorn mit Sorgfalt gekräuselt waren; seine kleinen, verschwollenen Augen hatten keinen Ausdruck; über seiner Oberlippe erhoben sich einzelne wenige Haare. Sein Anzug erinnerte an die liederlichen Gutsherren, welche sich auf den Pferdemärkten herumtreiben; er trug einen ziemlich schmutzigen Rock, eine blauseidene, abgeblaßte Cravatte, eine Weste mit Metallknöpfen und eine grüne Hose, die so breit war, daß man nur die Spitzen seiner schmutzigen Stiefel sehen konnte. Ich mußte auch sofort gewisse Ausdünstungen von Tabak und Branntwein empfinden, die von dem Ankömmling ausgingen, und — um die Beschreibung zu vollenden — seine dicken und rothen Finger, fast ganz von den langen Aermeln seines Rockes bedeckt, waren voll von jenen silbernen Ringen, die man in Tula fabrizirt. Der Art Leute sind in Rußland nicht selten und es ist immer ziemlich unangenehm, mit ihnen in Berührung zu kommen: aber trotz dem Vorurtheil, mit dem ich ihm entgegen kam, mußte ich mir doch mit einer gewissen Genugthuung zugestehen, daß seine ermatteten Gesichtszüge Sorglosigkeit und Herzensgüte ausdrückten.

Da steht Einer, der seit mehr als einer Stunde wartet, sagte ihm der Postmeister, auf mich deutend.

Mehr als eine Stunde! Der Elende machte sich offenbar lustig über mich.

Der Herr hat vielleicht nicht so große Eile wie ich, antwortete der Reisende.

Das kann ich nicht wissen! brummte der Postmeister heftig.

Ist es denn wirklich ganz unmöglich, Pferde zu bekommen?

Unmöglich! Es ist nicht eins im Stalle.

In dem Falle lassen Sie mir einen Thee bereiten. Ich werde warten. Was ist da zu thun?

Der Reisende setzte sich auf die Bank, warf die Mütze auf den Tisch und fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

Sie haben schon Thee getrunken? fragte er mich.

Ja!

Wäre es Ihnen unangenehm, noch einmal anzufangen und mir Gesellschaft zu leisten?

Ich nahm an. Ein riesiger Samovar erschien zum vierten Male auf dem Tische und ich holte aus meinem Gepäck eine Flasche Rum. Ich hatte mich nicht geirrt: der Reisende gehörte zur Klasse der kleinen Gutsbesitzer. Sein Name war Peter Petrowitsch Karatajef.

Wir fingen an zu plaudern und kaum war eine halbe Stunde verflossen, als er mir schon mit der größten Offenherzigkeit sein ganzes Leben erzählt hatte. — Jetzt, sagte er, indem er sein viertes Glas Thee leerte, gehe ich nach Moskau. Auf dem Lande habe ich nichts mehr zu thun.

Wie das?

Ja wohl! Nichts! Mein Vermögen ist zerrüttet, meine Bauern habe ich zu Grunde gerichtet — ich muß

es selbst gestehen. — Ja wohl! Wir hatten schlechte Jahre und — wer weiß, was Alles! — Uebrigens, fügte er traurig hinzu und wandte dabei seine Augen ab — übrigens bin ich ein elender Wirth.

Wirklich?

Ja wohl! Ordentliche Gutsbesitzer verfahren ganz anders. Erlauben Sie, sagte er, den Kopf auf die Schulter neigend und an der Pfeifenspitze ziehend, — Sie meinen gewiß, wie Sie mich so da sehen, ich sei — wie soll ich sagen? — aber nein — ich will aufrichtig sein, ich habe eine sehr schlechte Erziehung genossen; ja, ja, es fehlte an Mitteln. Verzeihen Sie meine Offenheit; im Uebrigen...

Er vollendete seinen Satz nicht und machte eine Bewegung mit der Hand. Ich sagte ihm rasch, daß er sich irre, daß ich mich freute, ihm begegnet zu sein u. s. w., und zuletzt glaubte ich hinzufügen zu müssen, daß meiner Meinung nach ein guter Oekonom kein großer Gelehrter zu sein brauche.

Das gebe ich zu, antwortete er, wir sind darin ganz derselben Meinung — aber man muß doch auch zum Gutsbesitzer einige Anlagen haben. Es gibt Menschen, die Alles in der Welt anfangen und sich immer durchzuschlagen wissen; ich aber... Gestatten Sie mir eine Frage: Bewohnen Sie Petersburg oder Moskau?

Ich bin Petersburger.

Er stieß einen gewaltigen Rauchstrahl aus der Nase: Ich will in Petersburg Dienst nehmen.

Welcher Art von Amt bestimmen Sie sich?

Ich weiß nicht, das wird von den Umständen abhängen. Ich gestehe Ihnen, daß es mich beängstigt, in ein Amt zu treten: man kommt so leicht in Ungelegenheiten! Ich habe immer auf dem Lande gelebt; ich bin gewöhnt... Sie wissen... aber was ist zu thun? — Die Nothwendigkeit... Ach, wenn das nicht wäre!

Sie werden dafür in einer großen Stadt leben.

In einer großen Stadt? — Freilich, aber ich weiß wirklich nicht, was mir das des Guten bringen soll. Indessen aber, man kann nicht wissen. Doch zweifle ich, daß man dort angenehmer leben kann, als auf dem Lande.

Es ist Ihnen also unmöglich, auf dem Lande weiter zu leben?

Er seufzte. — Unmöglich! Mein Gut gehört, so zu sagen, nicht mehr mir.

In der That?

Ja! So ist's. Ich habe da einen Nachbar, einen Biedermann... eine Schuldverschreibung... Sie verstehen...

Der arme Peter Petrowitsch fuhr sich mit der Hand über's Gesicht, stand nachdenklich und machte mit dem Kopf eine Bewegung, die Hoffnungslosigkeit ausdrückte.

Was ist zu thun? — Uebrigens, fügte er nach einer Pause hinzu, übrigens, ich gestehe es, habe ich nicht das Recht, Jemand anzuklagen; ich allein bin schuld. Ich lebte gerne gut... Ja, hol mich der T... ich lebe gerne gut!

Sie haben also auf dem Lande ein lustiges Leben geführt?

Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, erwiderte er langsam und indem er mich starr ansah, — ich muß Ihnen sagen, daß ich zwölf Koppel Jagdhunde besaß und zwar Jagdhunde, wie es wenige gibt. (Er sprach diese letzten Worte in der Fistel.) Sie stellten Ihnen einen Hasen wie nichts, und was Wölfe und Füchse betrifft, so... ich sage Ihnen, wahrhafte Schlangen, Vipern. Ich hatte auch prächtige Windhunde! Das ist Alles aus — ich will die Wahrheit sagen. Ich jagte auch mit der Flinte und hatte eine Hündin, die schrieb sich „Comtesse" und stellte auf großartige Weise; sie hatte eine Nase, wie's keine zweite gibt. Kamen wir an einen Sumpf und sagte ich: Such! und sie rührte sich nicht, dann war ich sicher, daß ein Anderer mit zehn Hunden nichts auftriebe. Aber wenn sie sich stellte, wäre sie auch eher gestorben, als gewichen. Und wie brav führte sie sich in der Wohnung auf! Gaben Sie ihr ein Stück Brod mit der linken Hand und sagten dazu: der Franzos' hat's angebissen! so berührte sie es um keinen Preis; reichten Sie es aber mit der Rechten und sagten: das Fräulein hat davon gegessen! — augenblicklich fraß sie's auf. Ich hatte ein Junges von ihr, ebenfalls ein bewunderungswürdiges Thier, und ich wollte es mitnehmen nach Moskau, aber einer meiner Freunde hat es gewünscht, sammt meinem Gewehr. Er sagte: Siehst du, Bruder, dort in Moskau ist's aus mit dergleichen. Dort, Brüderchen, wirst du Anderes zu thun haben. Zuletzt gab ich ihm das Hündchen und die Flinte; alles das ist auf dem Lande geblieben.

Aber Sie könnten ja auch von Moskau aus auf die Jagd gehen?

Nein! Wozu? Ich wußte nicht zu wirthschaften, man muß zu leiden wissen. Sprechen wir nicht weiter davon. Aber, entschuldigen Sie, ist es in Moskau theuer zu leben?

Nicht zu sehr.

Nicht zu theuer? Aber sagen Sie mir gefälligst, gibt es in Moskau Zigeunerinnen?

Freilich gibt es.

Desto besser. Ich liebe die Zigeunerinnen — ja, hol mich der Teufel, ich liebe sie.

Eine wilde Freude glänzte aus den Augen Peter Petrowitsch's. Aber plötzlich schob er sich auf seiner Bank hin und her, verfiel in Nachdenklichkeit, ließ den Kopf sinken und streckte mir sein leeres Glas entgegen: Geben Sie mir von Ihrem Rum.

Aber es ist kein Thee mehr da.

Schadet nichts, nur her damit... ohne Thee... Bah!

Er kreuzte seine Arme über den Tisch und legte seine Stirne auf. Ich betrachtete ihn schweigend und erwartete einen Ausbruch melancholischer Klagen oder gar eines Thränenstromes, wie das bei angetrunkenen Menschen vorkommt. Allein er erhob den Kopf und ich war betroffen über die tiefe Traurigkeit, die sein ganzes Gesicht ausdrückte.

Was ist Ihnen?

Es ist nichts — eine Erinnerung aus guter Zeit — eine Anekdote, die ich Ihnen wohl mittheilen möchte, aber ich fürchte, Sie zu langweilen.

Was fällt Ihnen ein!

Ja, fuhr er seufzend fort, es gibt Verhältnisse, wie z. B. was mir begegnet ist ... Ich könnte Ihnen erzählen, wenn Sie wollten, aber wahrhaftig ...

Erzählen Sie, lieber Peter Petrowitsch.

Meinetwegen! So sei es! Hören Sie das Abenteuer, das mir — wie soll ich mich ausdrücken? — das mir geschehen ist. Ich lebte auf dem Lande, als mir mit einem Male — ein junges Mädchen in's Auge stach. O ein wundervolles Mädchen, schön, klug, gut. Sie hieß Matrena. Es war so ein gewöhnliches Mädchen, das heißt ... Sie verstehen mich . . . eine Leibeigene. Aber sie war nicht mein Eigenthum und da stak das Unglück. Ich hatte mich, wie gesagt, in sie verliebt. Es ist wirklich eine komische Anekdote; ich gefiel ihr auch. Aber bald fing Matrena an, in mich zu dringen, daß ich sie kaufen solle, woran ich übrigens schon gedacht hatte. Es ist nämlich zu sagen, daß sie einer reichen alten Frau gehörte, die ungefähr fünfzehn Werst von meinem Gute wohnte. Da lasse ich denn, wie man zu sagen pflegt, eines schönen Tages drei gute Pferde an meine Droschke spannen. Mein mittleres war vortrefflich im Paßgang; es war ein Asiate, wie es wenige gibt, auch nannte man ihn Lampurdos. Ich zog mich so schön an, als ich konnte, und fuhr zur Herrschaft Matrena's. Sie bewohnte ein schönes Haus mit Seitenflügeln, Garten ... An einer Ecke begegnete mir Matrena; sie wollte mit mir sprechen, begnügte sich aber damit, mir die Hand zu küssen und ging. Ich trete in das Vorzimmer und frage: Ist sie zu Hause? Ein großer Kerl von Bedienten fragt seinerseits: Wie wünschen Sie gemeldet zu werden? Ich antworte: Sage deiner Gnädigen, daß der Gutsbesitzer Karatajef mit ihr über etwas, das sie interessirt, zu sprechen wünsche. Der Bediente geht, ich bleibe und ich frage mich: Was wird bei all dem herauskommen? Die Person da drin wird trotz allem ihrem Reichthum höchst wahrscheinlich ein Höllengeld von mir verlangen — möglicherweise an fünfhundert Rubel. — Der Bediente kam endlich zurück und lud mich ein, ihm zu folgen. Ich trete in einen Salon; eine kleine, ganz gelbe Alte, die mit den Augen blinzelte, saß in einem Lehnstuhl.

Was wünschen Sie von mir?

Ich hielt es für schicklich, sie zu versichern, daß ich, wie man zu sagen pflegt, glücklich bin, ihre Bekanntschaft zu machen. — Sie irren, sagte sie, ich bin nicht die Gutsherrin, nur ihre Verwandte. Was wollen Sie? — Ich antwortete, daß ich mit der Dame selbst zu sprechen wünschte. — Maria Ilnitschna kann heute Niemand empfangen, sie ist unwohl. Was wollen Sie von ihr? — Man muß sich fügen, dachte ich; ich will ihr meine Angelegenheit auseinandersetzen. Die Alte horchte auf. — Matrena, wer ist diese Matrena? — Matrena, die Tochter Kuliks. — Die Tochter Kuliks? Woher kennen Sie die? — Ich habe zufällig ihre Bekanntschaft gemacht. — Und sie kennt Ihre Absichten? — Ja! — Die Alte schwieg eine Weile, dann rief sie: Ah, ich will sie lehren, die Spitzbübin! — Diese Worte, ich muß sagen, überraschten mich. — Warum sprechen Sie so? Ich bin bereit, für sie jede Summe zu bezahlen, die Sie selbst bestimmen wollen. — Die alte Hexe schrie wüthend und mit zischendem Tone: Wunderschön! Wir brauchen Ihr Geld! Nicht wahr? Ich will ihr eine Lektion geben lassen, eine gute Lektion.... sie wird daran denken! — Die Alte fing zu husten an, sie erstickte vor Zorn. — Es gefällt ihr wohl nicht bei uns, der Teufelsdirne? Gott soll mich bewahren! — Sie sehen ein, daß mir das zu viel wurde und nun brach ich los: Was sollen diese Drohungen gegen das arme Geschöpf? Was hat sie verbrochen? — Die Alte bekreuzte sich: Herr, mein Gott! habe ich etwa nicht alle Gewalt über meine Leute? — Aber sie gehört ja nicht Ihnen. — Was das betrifft, mein lieber Herr, so ist das die Sache Maria Ilnitschna's und geht Sie weiter nichts an. Ihre theure Matrena wird sofort erfahren, wem sie angehört; ich werde sie daran erinnern lassen. — Ich war, ich gestehe es Ihnen, auf dem Punkte, mich über die verdammte Alte herzuwerfen; aber die Erinnerung an Matrena hielt mich zurück und ich ließ die Arme sinken. Ich war ganz verwirrt und Sie werden mir zugeben, daß ich alle Ursache dazu hatte. Ich fuhr fort, der Alten zuzureden. Verlangen Sie, sagte ich, was Sie wollen! — Aber was wollen Sie mit ihr anfangen? — Sie gefällt mir, Mütterchen (russische Ausdrucksweise); berücksichtigen Sie meine Lage und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Hand küsse. — Die Hexe ließ es geschehen und ich küßte ihr die Hand. — Nun, murmelte sie zwischen den Zähnen, ich werde Maria Ilnitschna in Kenntniß setzen und wir wollen sehen, was sie beschließt. Kommen Sie in einigen Tagen wieder.

Sehr unruhig kam ich in meinem Hause an; ich fing an zu begreifen, daß ich die Sache schlecht angefaßt hatte; ich hätte meine Neigung nicht eingestehen sollen; aber nun war es zu spät. Nach einigen Tagen begab ich mich wieder zur Herrin Matrena's. Man führte mich in ein Kabinet, das voll von Blumen und gut eingerichtet war. Die Dame saß in einem ganz sonderbaren Lehnstuhl und hatte den Kopf auf ein Kissen gelegt. An ihrer Seite stand jene alte Verwandte, die mich das erste Mal empfangen hatte und ein Fräulein, ein Rothkopf, mit schiefem Munde und in grünem Kleide, allem Anscheine nach ein Gesellschaftsfräulein. Die Alte sagte raunzend: Nehmen Sie gefälligst Platz.

Ich setzte mich und sie fing an mich auszufragen über mein Alter, meine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft, und zwar Alles mit höchst wichtiger Miene. Ich antwortete ihr sehr ausführlich. Sie nahm ein Taschentuch und fächelte sich Luft zu. Katharina Kasperovna, sagte sie endlich, hat mich von Ihren Absichten in Kenntniß gesetzt; ja, sie hat mir Alles mitgetheilt, aber ich habe es mir zur Regel gemacht, meine Leute nicht in auswärtige Dienste treten zu lassen. Ich halte es nicht für schicklich; auch leidet die Ordnung im Hause darunter. Darum würden Sie gut thun, sich nicht weiter zu bemühen; es wäre vergebens. — Es macht mir weiter keine Mühe; aber Matrena Fedorowna ist Ihnen vielleicht nothwendig? — Nein!



Ein sonderbares Petrefakt.
(Zu Seite 459.)

sagte sie, ich brauche sie ganz und gar nicht. — Also warum wollen Sie mir sie nicht überlassen? — Weil es mir nicht behagt, darum nicht. Ich habe bereits verfügt, daß man sie in ein Steppendorf transportire.

Diese Mittheilung traf mich wie ein Donnerschlag. Die Alte sagte dem grünen Fräulein einige französische Worte und dieses verließ das Zimmer. Ich bin, sagte sie dann zu mir, eine Frau von Grundsätzen und außerdem habe ich eine schwache Gesundheit und jede Beunruhigung ist mir schädlich. Sie sind jung; ich, die ich alt bin, habe das Recht, Ihnen einen Rath zu geben. Sie würden viel besser thun, wenn Sie daran dächten, sich ein geordnetes Leben einzurichten, sich zu verheirathen und nach einer guten Partie umzusehen. Die reichen Erbinnen sind allerdings selten, aber an armen, jedoch tugendhaften Mädchen, die Ihnen passen würden, ist kein Mangel. — Während sie mir so von Heirathen sprach, sah ich, der ich sie kaum begriff, die Alte ganz verdutzt an; der Gedanke an das Steppendorf ging mir nicht aus dem Kopf. — Heirathen? Gehen Sie zum Teufel mit ...

Der Erzähler unterbrach sich hier plötzlich und sah mir in's Gesicht.

Sie sind nicht verheirathet?

Nein!

Das sah ich Ihnen doch an. — Ich hielt nicht länger an mich. — Allons, Mütterchen, was singen Sie mir da vor? Wer spricht von Heirath? Ich kam, um zu erfahren, ob Sie mir, ja oder nein, das Mädchen Matrena verkaufen wollen. — Die Alte fing zu schreien an: Ach, er macht mich krank; ach, er soll hinaus, ach! — Die Verwandte eilte herbei, indem sie mich anfuhr. Die Alte wimmerte immer fort: Was habe ich verbrochen, um das zu verdienen? Bin ich nicht mehr Herrin im eigenen Hause? Ach! ach!

Ich erwischte meinen Hut und floh wie ein Verrückter aus dem Zimmer.

Vielleicht tadeln Sie mich, fuhr der Erzähler fort, daß ich mich mit so starker Neigung an ein Mädchen niedriger Herkunft hingegeben. Ich will mich nicht entschuldigen, selbst wenn es nöthig wäre ... Was wollen Sie; ich liebte dieses Mädchen so sehr, daß ich Tag und Nacht nur an sie denken konnte. Ich litt fürchterlich. Ich klagte mich an, diese arme Unschuld in's Verderben gestürzt zu haben. Wenn ich mir sie in Bauerntracht vorstellte, wie sie auf Befehl der Herrin die Gänse hütete, wie sie den Rohheiten eines Starosten mit derben Fäusten und getheerten Stiefeln ausgesetzt wäre, brach mir am ganzen Körper kalter Schweiß aus. Endlich hielt ich es nicht länger aus, erkundigte mich nach dem Dorfe, in das man sie verbannt hatte, stieg zu Pferd und ritt der Gegend zu. Ich kam erst



Vice-Admiral von Tegetthoff.
(Zu Seite 380.)



General von Steinmetz.
(Zu Seite 463.)

am Abend des folgenden Tages an. Es scheint, daß man meinen Besuch nicht erwartete, denn kein dahin bezüglicher Befehl war im Dorfe gegeben worden. Ich gehe geraden Weges zum Starost, ich trete in den Hof und sehe mich um: Matrena saß auf der Treppe, den Kopf in die Hand gestützt. Sie wollte einen Schrei ausstoßen, aber ich machte ihr rasch ein Zeichen mit der Hand und deutete auf die Thür, die vom hintersten Hofe in die Felder führte. Ich trat in die Isba (Bauernhaus) und ließ mich mit dem Starosten in ein Gespräch ein. Ich erzählte ihm allerlei Unsinn und benützte einen günstigen Moment, um Matrena zu folgen. Das arme Kind sprang mir an den Hals und blieb da lange Zeit hängen. Wie bleich und mager war mein Schatz geworden! Ich sagte ihr allerlei, wie z. B.: Es hat nichts zu bedeuten, Matrena; es ist nichts, weine nicht — und doch fühlte ich, wie mir selbst dabei die Thränen in die Augen kamen. Aber ich schämte mich und sagte: Matrena, mit Thränen ist hier nichts gethan; man muß handeln, wie man zu sagen pflegt, mit Entschlossenheit; du mußt mit mir entfliehen; das ist die rechte Art zu handeln. — Matrena war darüber entsetzt. Wie? ist's möglich? Das ist mein Verderben! Sie fressen mich auf mit Haut und Haaren! — Närrin, die du bist, wie sollen sie dich denn finden? — Sie werden mich ausspähen; gewiß sie werden mich wieder finden. Danke, Peter Petrowitsch; ich werde Zeit meines Lebens deiner Güte gedenken, aber jetzt lasse mich; es ist mir ohne Zweifel so bestimmt. — Ei, Matrena! Matrena! und ich habe dich für ein muthiges Mädchen gehalten! — In der That fehlte es ihr nicht an Charakter — ja sie hatte viel Charakter; es war ein Herz wie Gold!

Warum solltest du hier bleiben? Komm mit mir; du wirst nicht schlechter aufgehoben sein. Gestehe es nur, du hast die Faustschläge des Starosten gekostet? Ist's nicht so? He? — Matrena erröthete und ihre Lippen zitterten. — Ich würde meine ganze Familie unglücklich machen; sie würden ihnen keine Ruhe lassen. — Was kann deinen Verwandten geschehen? Würde man sie etwa verschicken? (Verbannen.) — Man wird sie verschicken; meinen Bruder wird man gewiß verschicken. — Und deinen Vater? — Ihn, nein, ihn wird man nicht verschicken; er ist der einzige gute Schneider im Hause. — Also! und dein Bruder wird nicht daran sterben. — Mit einem Wort, ich hatte große Mühe, sie zu überreden; sie sprach mir auch von den Unannehmlichkeiten, denen ich mich aussetzte. Das geht dich nichts an, sagte ich. Zuletzt brachte ich sie doch fort, zwar nicht an jenem Tage, aber ein anderes Mal, während der Nacht. Ich kam in einer Telega und führte sie mit mir fort.

Sie haben sie entführt?

Ich habe sie entführt... Da war sie nun also bei mir untergebracht. Mein Haus war nicht groß und ich hatte wenige Diener, aber ich kann sagen, daß mir alle sehr anhänglich waren; für nichts in der Welt hätten sie mich verrathen. Ich war glücklich. Matrenuschka gedieh wieder und meine Neigung für sie wurde immer ernsthafter. Ach, sie hat es wohl verdient. Ein erstaunliches Mädchen! Sie konnte singen, tanzen, Guitarre spielen... Ich versteckte sie vor meinen Nachbarn, des Geklatsches wegen. Aber ich habe einen Freund, Panteleï Gornostajef. — Sie haben nicht die Ehre, ihn zu kennen? Er war vernarrt in sie; er küßte ihr die Hände wie einem Fräulein, auf Ehre! Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß Gornostajef ein ganz anderer Kerl ist als ich; er ist sehr gebildet; er hat den ganzen Puschkin gelesen. Wenn er mit mir und Matrena plauderte, hörten wir ihm ganz verwun-

dert zu. Es fiel ihm sogar ein, sie im Schreiben zu unterrichten. Sie sehen, er war ein Sonderling. Aber welche Kleider schenkte ich auch Matrena! Die Frau des Gouverneurs hatte keine schöneren. Ich habe ihr einen Rosasammtmantel, mit Pelz gefüttert, machen lassen: ach, wie gut ihr der stand! Eine Schneiderin aus Moskau, eine „Madame" hatte ihn gebaut und genäht, nach neuestem Muster, ganz eng anliegend um die Taille. Wie sonderbar war diese Matrena! Oft verbrachte sie ganze Stunden in Nachdenken versunken, mit niedergeschlagenen Augen und ohne sich zu rühren; ich setzte mich dann ihr gegenüber und wurde nicht müde, sie anzusehen. Sie lächelte dann und mein Herz sprang darüber vor Freude, als ob man es gekitzelt hätte. Andere Male lachte sie, tanzte, scherzte und umarmte mich mit einer Gewalt, daß mir schwindelte. Ich grübelte fortwährend, womit ich ihr eine Freude machen könnte, einzig und allein, um mich an ihrer Ueberraschung zu weiden; sie konnte so glücklich sein, das arme Ding. Sie erröthete vor Glück, wenn sie sich mit meinen Geschenken aufputzte, und dann küßte sie mich. Ich weiß nicht, wie es ihrem Vater, dem alten Kulik, gelang, sie auszustöbern; er kam zu uns und weinte... Matrena gab ihm fünf Rubel und er verneigte sich vor ihr bis zur Erde. So vergingen beinahe fünf Monate und ich hätte gern so fort gelebt bis an's Ende meiner Tage, aber da kam ein Unstern dazu.

Peter Petrowitsch unterbrach sich.

Was ist geschehen? fragte ich mit Theilnahme.

Er bewegte langsam die Hand.

Alles ging bald zum Teufel. Ich selbst war schuld an ihrem Unglück. Ich muß Ihnen sagen, daß Matrena sehr gerne im Schlitten fuhr und selbst kutschirte; sie that ihren Pelz um, zog feine, gestickte Handschuhe an, setzte sich hin und feuerte die Pferde mit ihrer Stimme an. Wir fuhren immer nur des Abends aus, um nicht erkannt zu werden. Eines Tages fror es zwar, aber der Himmel war klar und es wehte kein Windchen. Das Wetter war so schön! Wir fuhren aus. Matrena hielt die Zügel. Wohin, zum Teufel, führt sie uns? sage ich zu mir selbst. Doch nicht etwa gar nach Kukujewka, in das Dorf ihrer Herrschaft? — Meiner Treu, ja! — Du bist verrückt, sage ich, wohin fährst du? — Sie wandte sich zu mir und lachte. Lasse mir den Spaß, sagte sie. Ah bah! denke ich, wagen wir etwas! In der That muß es angenehm sein, so vor dem Hause seiner Herrschaft vorbeizufahren. Ja das muß angenehm sein — nicht wahr? Ich lasse sie also gewähren; meine Pferde flogen nur so hin. Schon sah man die Dorfkirche. Aber ein grünes Coupé, mit einem Lakaien hinten, der sich streckte und auf die Fußspitzen stellte, kam auf uns zu. Die Herrschaft! Es ist die Herrschaft, die da kommt. Ich bekomme Furcht; Matrena peitscht die Pferde mit den Zügeln und wir flogen auf das Coupé los. Der Kutscher sieht uns herankommen, und um dem verrückten Gespann auszuweichen, will er abwenden; das versteht sich. Aber er wendet zu kurz und das Coupé stürzt in einen Haufen Schnee. Das Wagenfenster ist zersplittert und die Dame jammert: Ai, Ai, Ai! — Haltet sie auf, haltet sie! schreit das Gesellschaftsfräulein mit klappernder Stimme. — Man mußte es sehen, wie wir rannten! Indessen wurde ich doch nachdenklich. — Ein schlechter Handel, sagte ich mir, ich hatte Unrecht, sie nach Kukujewka fahren zu lassen. — Aber was meinen Sie? Die Alte hatte Matrena erkannt; sie hatte auch mich erkannt und führte Klage gegen mich. — Der adelige Gutsbesitzer Karatajef, klagte sie, hält ein junges Mädchen bei sich, welches mir entflohen ist! — und, wie natürlich, versprach sie den Beamten, sich erkenntlich zu bezeugen, wenn sie ihr zu ihrem Recht verhülfen. Bald darauf sehe ich den Polizeimeister bei mir eintreten. Ich kannte ihn; er hieß Stephan Kuzowkin; ein braver Mann, obwohl er eigentlich nicht viel taugte. Also er kam, trat bei mir ein und sagte: Wie, Peter Petrowitsch, wirklich? — ich verstehe Sie nicht. Sie haben sich da einen schlechten Handel eingebrockt; das Gesetz drückt sich klar aus. — Gut, sage ich, darüber sprechen wir ein ander Mal; aber für jetzt trinken Sie wohl etwas, um sich von der Reise zu erholen. — Er ging darauf ein und sagte dann: Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Peter Petrowitsch, das geben Sie selber zu. — Ja freilich, antwortete ich, die Gerechtigkeit verlangt das; das ist wahr... die Gerechtigkeit... aber ich hörte sagen, daß Sie ein kleines schwarzes Pferd besitzen; wollen Sie es nicht gegen meinen Lampurdos vertauschen? Was die Matrena betrifft, so ist sie nicht in meiner Gewalt. — Sagen Sie das einem Andern, Peter Petrowitsch, erwiderte er, das Mädchen ist bei Ihnen, das weiß man; wir leben nicht in der Schweiz... Der Handel, von dem Sie sprechen, kann sich machen; ich könnte selbst, wenn Sie es wünschen, Ihren Lampurdos nehmen, ohne Ihnen mein kleines Pferd dafür zu geben. — Zuletzt gelang es mir doch mit allen möglichen Mitteln, ihn mir für dieß Mal vom Halse zu schaffen; aber die Alte ruhte nicht. Sie äußerte, daß sie, wenn nöthig, bereit sei, zehntausend Rubel zu opfern. Sie hatte es sich nämlich in den Kopf gesetzt, mich mit ihrem grünen Fräulein zu verheirathen. Das habe ich erst später erfahren und darum war sie auch so wüthend. So holden Damen fallen allerlei Schrullen ein; das kommt wahrscheinlich daher, daß sie sich so sehr langweilen. Was aber die Hauptsache ist — ich stak in dem Handel und wußte nicht, wie mit heiler Haut davon zu kommen. Das Geld ging nur so fort und Matrena hatte ich versteckt; aber das Alles half nichts, sie brachten mich auf's Aeußerste, sie fingen mich wie einen Hasen. Ich stak bis über den Kopf in Schulden und war krank. — Eines Nachts, wie ich so ausgestreckt auf meinem Bette dalag, sage ich zu mir selbst, wie folgt: Mein Gott, warum werde ich so unterdrückt, so verfolgt? Man mag thun, was man will, ich lasse von dem Mädchen nimmer. Das ist stärker als ich — ich liebe sie — Punktum! — Wer steht da plötzlich vor mir? — Matrena. Seit einiger Zeit hatte ich sie in einem meiner Meierhöfe, ungefähr zwei Werst vom Hause versteckt gehalten. Ich erschrack. — Hat man dich dort vielleicht auch ausgespäht? — Nein,

Peter Petrowitsch, sagte sie, man läßt mich ruhig in Bubnova; Niemand belästigt mich; aber wird das noch lange dauern? Peter Petrowitsch, mein Herz zerbricht; ich habe Mitleid mit dir. Nie werde ich deine Güte vergessen und ich komme, um Abschied von dir zu nehmen. — Was ist dir? Bist du toll? Abschied? Von mir? Was soll das heißen? — Ja, ich will mich ihnen ausliefern. — Du bist verrückt! Ich lasse dich in die Scheune einsperren. Willst du mich umbringen? Ja, du tödtest mich! — Das arme Mädchen sagte nichts; da stand sie mit niedergeschlagenen Augen. Also sprich! Erkläre dich! — Ich will dir nicht weiter Unannehmlichkeiten bereiten, Peter Petrowitsch. — Da soll man noch Vernunft reden. Du bist dumm! Ja, ich sage es gerade heraus, du bist verrückt, ja, du bist...

Und Peter Petrowitsch fing zu schluchzen an.

Was meinen Sie? fuhr er wieder fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug und die Augenbrauen zusammenzuziehen versuchte, während noch dicke Thränen über seine glühenden Wangen herabliefen. — Sie überlieferte sich! Sie ging fort, um sich auszuliefern...

Die Pferde sind angespannt! rief feierlich der Postmeister, der eben eintrat.

Wir erhoben uns.

Was ist aus Matrena geworden? fragte ich den jungen Mann.

Er antwortete mir nur mit einer Handbewegung.

* * *

Ein Jahr nach meiner Begegnung mit Karatajef führten mich meine Angelegenheiten nach Moskau. Ich trat eines Tages vor Tische in eines der Kaffeehäuser hinter dem Eßwaarenmarkte, welches, wie alle Moskauer Kaffeehäuser, eine sonderbare Lokalität ausmachte. Das Billardzimmer war von Rauch erfüllt und man unterschied nur verschwommene, verwischte Gestalten, Schnurrbärte, fantastische Toupets, ungarische Röcke und hie und da altrussische Kaftane, wie sie seit Kurzem wieder Mode geworden. Mehrere sehr magere Greise im bescheidensten Anzuge lasen die russischen Zeitungen. Die Kellner eilten mit den Tassen hin und her und ihre Schritte wurden auf dem weichen Teppiche unhörbar. Da sah man auch Kaufleute, die ihre zwanzigste Tasse Thee verschluckten und sich dabei so anstrengten, daß es schmerzlich zu sehen war. Ein Mann in zerrütteter Kleidung, der im Gehen etwas schwankte, trat plötzlich aus dem Billardzimmer. Er schob die Hände in die Taschen, beugte den Kopf und ließ mechanisch die Augen umherschweifen.

O! o! o! Peter Petrowitsch, wie befinden Sie sich?

Ich erwartete, daß er mir um den Hals fallen werde; aber er begnügte sich damit, mich schwankenden Schrittes in das nächste Kabinet zu ziehen.

Dahin, sagte er, indem er mich in einen Lehnstuhl setzte; — da werden Sie gut sitzen. Kellner, Bier! Nein, ich wollte sagen, Champagner! Meiner Treu, ich gestehe Ihnen, daß ich nicht glaubte, Sie je wieder zu sehen. Welche Ueberraschung! Seit wann sind Sie hier? Und bleiben Sie lange? Gott selbst sendet Sie, wie man zu sagen pflegt; das war...

Ja, erinnern Sie sich?

Mein Gott! ob ich mich erinnere, fiel er mir rasch in's Wort, das ist eine alte Geschichte, eine alte Geschichte...

Was machen Sie hier, mein lieber Peter Petrowitsch?

Ich lebe, wie Sie sehen. Man lebt gut hier; es fehlt nicht an Gesellschaft. Ich bin ruhiger.

Er seufzte und sah zur Decke hinauf.

Sie haben ein Amt?

Nein, noch nicht, aber ich glaube, daß ich bald verwendet werde. Aber was liegt am Amt. Die Hauptsache sind immer die Menschen. O welche Bekanntschaften habe ich hier gemacht!

Ein junger Kellner brachte eine Champagnerflasche auf einem schwarzen Kaffeebrette.

Sehen Sie, das ist auch ein braver Mann... Gelt, Vacia, du bist ein braver Mann? — Auf deine Gesundheit!

Der junge Mensch stand einige Zeit regungslos, schüttelte den Kopf auf bescheidene Weise, lächelte und entfernte sich.

Ja, sagte Peter Petrowitsch wieder, es gibt brave Leute in Moskau, gefühlvolle Menschen, voll Gemüth... Wollen Sie deren Bekanntschaft machen? Es sind gute Kameraden, die Sie mit offenen Armen aufnehmen werden. Ich werde ihnen sagen... aber Bobrof ist todt und das ist sehr schade.

Sie haben Moskau nicht wieder verlassen? Sie waren seitdem nicht wieder in Ihrem Dorfe?

In meinem Dorfe? Mein Dorf ist verkauft.

Verkauft?

Versteigert... Das hätten Sie eigentlich kaufen sollen.

Was werden Sie nun anfangen, um zu leben?

Ach, das sei Gott befohlen. Ich werde nicht Hungers sterben. Wenn ich kein Geld haben werde, nun dann sind die Freunde da. Das Geld ist übrigens, das Geld, gemeiner Staub! Das Gold... niedriger Staub.

Er runzelte die Augenbrauen, wühlte in den Taschen, zog zwei Silberstücke hervor, eines von fünfzehn, das andere von zehn Kopeken, legte sie auf die flache Hand und streckte sie vor sich hin.

Was ist das? Ist das nicht gemeiner Staub? (Die Münzen rollten auf den Boden hinab.) Sagen Sie mir vielmehr, ob Sie Polejaïef*) gelesen?

Ja.

Haben Sie Matschalof**) als Hamlet gesehen?

Nein. Niemals.

Sie haben ihn nicht gesehen? Nie gesehen? — (Er erblaßte und rollte die Augen voll Unruhe, wandte sich ab und ein krampfhaftes Zittern bewegte seine Lippen.) O Matschalof! Matschalof! Schlafen, vielleicht auch träumen? sagte er mit dumpfer Stimme.

---

*) Ein bizarrer russischer Dichter, der ein sehr bewegtes Leben hatte.

**) Berühmter russischer Schauspieler.

Wer war jener Bobrof?

Sergius Bobrof? Ein ausgezeichneter Mensch! Er nahm sich meiner an, mein, des ungebildeten Menschen, des Steppenbewohners. Und Panteleï Gornostajef ebenfalls. Er ist todt! Sie sind alle todt, alle! — Sterben — schlafen; nichts weiter, und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, die unseres Fleisches Erbtheil sind ... Es ist ein Ziel auf's Innigste zu wünschen ... Schlafen ... Schlafen, murmelte er mehrere Male zwischen den Zähnen.

Haben Sie die Güte und sagen Sie mir —

Aber er ließ mich nicht aussprechen und fuhr mit Feuer fort:

> Wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
> Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
> Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
> Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
> Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
> Wenn er sich selber Ruhe schaffen könnte
> Mit einer Nadel bloß? ...
> O Nymphe schließ in dein Gebet mich armen Sünder ein!

Er ließ den Kopf auf den Tisch fallen und stieß Ausrufungen aus, untermischt mit Seufzern.

Und noch Einen Monat! rief er dann wieder mit einer neuen Stellung:

> Ein kurzer Mond; bevor die Schuh' verbraucht,
> Womit sie meines Vaters Leiche folgte ...
> O Himmel! würd' ein Thier, das nicht Vernunft hat,
> Doch länger trauern ...

Er ergriff das Champagnerglas und führte es an die Lippen; aber er trank nicht und fing wieder zu deklamiren an:

> Was ist ihm Hekuba? Was ist er ihr,
> Daß er um sie soll weinen?
> Und ich? Bin ich 'ne Memme?
> Wer nennt mich Schelm? Schlägt mich in's Gesicht?
> Zwickt an der Nase mich? Es ist nicht anders,
> Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,
> Die bitter macht Beleidigung ...

Karatajef ließ das Glas und faßte den Kopf mit beiden Händen. Ich verstand ihn. Wahrscheinlich machte er sich, wie Hamlet, Vorwürfe, das arme Mädchen, das sich für ihn geopfert, feige ihrem Schicksal überlassen zu haben.

Ah bah! sagte er endlich, wer sich an Vergangenes erinnert, greift sich selbst in's Auge ... Ist's nicht so? (Er lachte.) Auf Ihr Wohl!

Gedenken Sie in Moskau zu bleiben? fragte ich.

Ich werde in Moskau sterben.

Karatajef! rief Jemand im anstoßenden Zimmer; Karatajef, wo bist du? Komm, holder Sterblicher!

Man ruft mich! sagte er und erhob sich mühsam.

Besuchen Sie mich, wenn es Ihre Zeit erlaubt; ich wohne ...

Aber schon am nächsten Tage zwangen mich unvorhergesehene Umstände zur Abreise und nie wieder habe ich etwas von Peter Petrowitsch Karatajef vernommen.



In Langensalza.

Von Albert Wolff.

Verehrter Herr! Im 11. Hefte der Freya bringen Sie eine von einem preußischen Landwehrmanne erzählte, „Vor Langensalza" betitelte kleine, rührende Geschichte mit gutem Ausgange. So eben fällt mir eine andere kleine Geschichte in die Hand, die man „In Langensalza" nennen könnte, und die ein Seiten- oder Gegenstück zu der Ihrigen bildet. Sie wird im «Evénement» von Albert Wolff erzählt, der im Deutschen wie im Französischen gleich geistreich, und immer lustig, immer witzig ist. Aber das Abenteuer macht auch ihn traurig. Hören Sie was und wie er den Franzosen erzählt. Sie bekommen hier, sagt er zu seinem Leser, den treuen Bericht eines schrecklichen Drama's zu lesen und die Einzelnheiten sind, ich gebe es zu, so unwahrscheinlich, daß ich anstehe, sie mitzutheilen. Während der interessanten Reise, die ich jetzt mache, habe ich manches Außerordentliche gesehen und gehört; aber was ich Ihnen hier erzählen will, übertrifft bei weitem Alles, was die Phantasie eines Schriftstellers erfinden kann. Es ist der Krieg in seiner ganzen Abscheulichkeit, aber auch in seiner wahrsten Wahrheit.

Meine Absicht, mich so viel als möglich Berlin zu nähern, um dem zuerst auf den 2. September festgesetzten, dann auf eine unbestimmte Frist hinausgeschobenen Einzug der böhmischen Armee beizuwohnen, hatte mich durch Thüringen, in die kleine Stadt Langensalza, hart an der hannöverischen Gränze, geführt. Sie erinnern sich, daß dort der blutige Zusammenstoß stattgefunden zwischen den Soldaten des Königs Wilhelm und der hannöverischen Armee, welche ihre Verbindung mit dem Bundeskorps zu bewerkstelligen suchte. Ich kam in Langensalza nach einem schrecklichen Reisetage an und ich hatte von der Hitze so sehr gelitten, daß ich mich glücklich fühlte, als ich vor der Thüre des Gasthauses zur goldenen Glocke die frische Abendluft einathmete. Der Wirth brachte mir eine Flasche sauren Wein und setzte sich auf meine Einladung zu mir auf die breite Bank von Eichenholz.

Können Sie mir sagen, fragte ich den Gastwirth, wo ich einige interessante Einzelnheiten über den Kampf bei Langensalza erfahren könnte?

Mit Vergnügen, antwortete er; sehen Sie dort drüben auf der Bank einen Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, der seine Pfeife raucht?

Ja!

Nun, ich will Sie mit meinem Nachbar bekannt machen; er wird Ihnen seine Geschichte erzählen.

Wir gingen hinüber, setzten uns an die Seite des



Crell gez. — Verlag von Krais & Hoffmann in Stuttgart — A. Fesca gest.

Druck v. A. Schuler

ANSICHT DES AETNA

Rauchers und sprachen eine Zeit lang von sehr gleichgiltigen Dingen; dann sagte der Wirth zu seinem Nachbar:

Lieber Freund, hast du das Abendblatt gelesen? .. Der Friede ist wirklich geschlossen.

Der Mann wurde düster und murmelte:

Was geht das mich an? Mit allen ihren Verträgen, mit allen ihren Millionen verwischen sie nicht die Spuren des vergossenen Blutes.

Er hielt inne ... In seinem Blicke lag eine Traurigkeit, die mir das Herz abdrückte.

Er schwieg ungefähr zehn Minuten und ich wagte es nicht, ihn in seiner Nachdenklichkeit zu stören. Der Wirth stieß mich mit dem Ellenbogen, um mir zu sagen: Er wird schon darauf kommen! Lassen Sie ihn nicht los! Er muß Ihnen seine Geschichte erzählen.

Diese Geschichte ist folgende:

* * *

Dieser Bürgersmann von Langensalza war vor dem Kriege ein glücklicher Mensch, denn mit einer Erbschaft hatte er sich von den Geschäften zurückgezogen und lebte von seinen Renten in einem hübschen kleinen Hause, das ich von meinem Platze aus sehen konnte. Seine Familie bestand aus einem geliebten Weibe, einem fünfzehnjährigen Töchterchen und einem Jungen, der eben großjährig geworden und in der Armee diente.

Ein Brief des jungen Karl hatte die Eltern benachrichtigt, daß sein Regiment nicht nach Böhmen gehe, sondern in Garnison bleibe, um später zu einem andern Armeekorps zu stoßen. Mehr konnte er über seine Zukunft nicht sagen, aber er versprach, seine Eltern auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen mitzutheilen, was künftig mit ihm werde.

Vierzehn Tage vergingen und der Bürger von Langensalza bekam von seinem Sohne keine weiteren Nachrichten; da, eines schönen Tages, verbreitete sich das Gerücht, daß die Preußen die hannöverische Armee einzuschließen suchen und daß man sich jeden Augenblick auf einen Zusammenstoß gefaßt mache.

In der That hörte man ein wüthendes Feuern. Man schlug sich vor den Thoren Langensalza's ... der Kampf war lang ... blutig, und als der Abend kam, brachte man eine beträchtliche Zahl Verwundeter in die Stadt.

* * *

Das kleine Hospital war bald überfüllt und man mußte die übrigen Unglücklichen in der Stadt unterbringen. Jener Bürger nahm einen armen Soldaten ins Haus, dem eine Kugel die Schulter zerschmettert hatte. Die erste Pflege war ihm schon auf dem Schlachtfelde zu Theil geworden, ohne daß der Verwundete aus seiner Ohnmacht erwacht wäre. Der Bürger legte ihn in das beste Bett des Hauses und wachte bei ihm mit seiner Frau und seiner Tochter.

Endlich, gegen Mitternacht, erwachte der Verwundete wieder zum Leben.

Er erblickt kaum seinen Hauswirth, als er einen leisen Schrei der Ueberraschung ausstößt.

Man umringt ihn mit Eifer. Was ist dir, mein Freund? fragt der Bürgersmann.

O, murmelt der Verwundete, indem er den Gastfreund anstarrt, welche Aehnlichkeit!

Was willst du damit sagen? — rufen alle drei Personen, die gegenwärtig sind.

Der Verwundete erhebt seinen Kopf mit Mühe, betrachtet den Hauswirth und lispelt: Wie sehr gleichen Sie einem unserer Kameraden.

Einem Eurer Kameraden? ... Ich habe ja einen Sohn in der Armee ... Kennst du ihn?

Wohl!

Du weißt was von ihm?

Ja; ich war an seiner Seite.

Mein Gott! Wo?

Dort, draußen .. Karl war der Erste — der fiel.

* * *

Auf dieses Wort bricht die Frau zusammen und fällt wie todt hin; das Mädchen wirft sich über die ohnmächtige Mutter und stößt ein Geschrei der Verzweiflung aus; die Nachbarn stürzen herbei .. unter ihnen der Gastwirth.

Der unglückliche Vater ist von der Nachricht wie vom Donner gerührt ... Mein Kind ist todt, schluchzt er, Sie haben meinen Sohn getödtet! Ich muß meinen Sohn haben! hört Ihr, meinen Sohn!

Nun, nun — sagt der Gastwirth — beruhige dich nur, alle Hoffnung ist nicht verloren ... Morgen wollen wir sehen ...

Morgen! schreit der Vater, morgen! Morgen werfen Sie mein Kind in das große Grab mit den Andern und ich will meinen Sohn haben! Ich will selbst mein Kind begraben, ich selbst!

Da erhebt sich die Mutter, die indessen zu sich gekommen. Sie ist leichenblaß, sie zittert, aber keine Thräne tritt in ihr Auge.

Komm! sagt sie zu ihrem Mann.

Wohin?

Wir wollen unser Kind suchen.

Die Nachbarn gaben sich vergebens alle Mühe, die unglücklichen Eltern zurückzuhalten. Um Ein Uhr Morgens geht der Vater, mit einer Laterne in der Hand, aus der Stadt ... hinter ihm sein Weib und seine junge Tochter: der Gastwirth und einige Nachbarn begleiten die arme Familie.

* * *

Man kommt endlich auf dem Kampfplatz an und beim Scheine der einzigen Laterne eilen Vater, Mutter und Schwester bebend über das Feld und leuchten jedem Leichnam ins Antlitz; das Mädchen erhebt in seinen Armen jede Leiche, um das Gesicht zu betrachten.

Man wühlt in den Haufen von Todten, die rechts und links liegen ... Nichts! Nichts!

So vergehen zwei Stunden ... Auf dem Wege des unheimlichen Zuges erheben sich hie und da auf dem Schlachtfelde Verlassene, strecken flehend ihre Arme aus und bitten um Hilfe ... Man hört sie nicht, man hält sich nicht auf ... man sucht Karl. Man wandert

immer weiter .. man durchstöbert das Gehölze ... man sucht in den Gräben ... immer Nichts! — Gegen drei Uhr hält man einen Augenblick in einer Lichtung, um aufzuathmen. Der erste Schein des Tages steigt auf ...

Weiter suchen, immer suchen! ruft der Vater.

Das junge Mädchen geht voran. Sie dringt in das Gebüsch .. sie schiebt das Gezweig auseinander... plötzlich stößt sie einen herzzerreißenden Schrei aus ... die Anderen eilen herbei...

Die Leiche Karls liegt in einem Meer von Blut ..

. . . .

* * *

Als der arme Mann von Langensalza — denn er selbst erzählte mir das Trauerspiel — mit seiner schmerzlich aufregenden Erzählung so weit gekommen war, legte er das Haupt in seine zitternde Hände und fing zu weinen an.

Ich wagte es nicht, ihn weiter auszufragen und Sie werden mir glauben, daß ich nicht mehr hören wollte.

Mein Gastwirth, ein guter Mann, nahm den Nachbar am Arme und führte ihn in sein Häuschen, wo höchstwahrscheinlich auch die Mutter weinte.

Als er zu mir zurückkam, sagte er, nach dem Häuschen deutend: Nie werde ich vergessen, was ich dort erlebte, als wir den Jungen heimbrachten ... Es war ein prächtiger Junge und es that weh, ihn so zu sehen... Ich bin nicht sehr gefühlvoll, aber, wahrhaftig, ich weinte, als hätte ich selbst einen Sohn verloren ... Den Morgen darauf haben wir das Kind im Stadtkirchhof bestattet ... Dort verbringen jetzt Mutter und Tochter ihre Tage ...

* * *

So, lieber Leser, ist der Krieg, den die Poeten besingen.



Girolamo Savonarola.

(Schluß von Seite 399.)

II.

Savonarola stand jetzt auf der Höhe seiner Wirksamkeit und seines Rufes. Nicht bloß in den italienischen Städten, in London, Lyon, Brüssel, Konstantinopel unterhielt man sich von dem Mönch, der ein religiöser, sittlicher und politischer Reformator zugleich war. Aber welch' eine Welt feindlicher Mächte hatte er auch gegen sich herauf beschworen! Er fühlte das Drängen derselben immer näher kommen. Mein Gott, ruft er einmal in einer Predigt aus, du bist mir zu stark geworden! Ich hatte dich einst gebeten, du möchtest mir die Gnade gewähren, daß ich nie berufen würde zur Leitung Anderer; du hast ganz das Gegentheil gethan und hast mich nach und nach, ohne daß ich mich dessen versah, in diese Stellung gebracht; auf's höchste liebte ich den Frieden, und du hast mich herausgezogen mit deiner Lockspeise, gefangen, wie man die Vögel fängt in der Schlinge. Ich bin auf ein großes Meer gekommen und verlange sehr nach dem Hafen, und blicke ringsum und sehe nicht, wohin mich wenden. Ich möchte stille sein und nicht sprechen, aber ich kann nicht, denn das Wort Gottes ist in meinem Herzen wie ein Feuer; wenn ich es nicht von mir gebe, so verbrennt es mir drinnen Mark und Gebeine. Nun, mein Gott, wenn du willst, daß ich auf so tiefem Meer schiffe, dein Wille geschehe!

Von einer Opposition, die bald nach seinem Auftreten in Florenz sich geregt, haben wir schon gehört; sie war durch die Eigenthümlichkeit seiner Predigt hervorgerufen. Wie Vieles war seitdem dazu gekommen: die Reform von S. Marco, die Ablösung vom lombardischen Verbande, seine immer kühnere Prophetensprache, sein Eifer gegen die Verderbtheit der Kirche, seine Verfassungsthätigkeit, seine ascetische Strenge in den gesellschaftlichen Reformen, seine Politik nach außen; alle Leidenschaften wurden so gegen ihn rege, kirchlicher, politischer, sozialer, ethischer Art. Feinde erhoben sich gegen ihn in und außerhalb Florenz: in Florenz die lebensfrohe, muthwillige, vornehme Jugend, die den Asceten nicht ertragen konnte; dann die politischen Feinde, die Aristokraten, die den Demokraten haßten; endlich die Mönchswelt, die auf den Dominikaner, der Florenz beherrschte, eifersüchtig war, ganz besonders die Franziskaner, welche ihm zuletzt die Grube gegraben haben. Einer der gefährlicheren Gegner außerhalb Florenz war der Herzog von Mailand, der Mohr, dem der strenge Sittenprediger, der Demokrat, der Vertreter der französischen Allianz, ein Dorn im Auge war. Ohne Zweifel aber der gefährlichste aller Gegner war der Papst in Rom, der berüchtigte Roderich Borgia, Alexander VI. genannt, seit 1492 auf dem päpstlichen Stuhl.

Von Rom aus sollte auch der Schlag erfolgen. Hier war das Spiel leichter als in Florenz, wo noch die große Mehrzahl für Savonarola war; von hier aus konnte man aber auch den schwersten Schlag führen, denn indem man den Ketzer traf, schlug man auch den Demokraten, den Politiker, den kirchlichen und sittlichen Reformer nieder. Die Aristokraten und Mönche in Florenz sparten daher nichts, um das Feuer in Rom zu schüren. Doch versuchte man es in Rom nicht gleich mit Strenge, um den kühnen Mönch zum Schweigen zu bringen. Das erste Breve des Papstes an Savonarola war schonend, ja anerkennend, er sollte sich nur in Rom stellen. Er hütete sich aber wohl, in diese Falle zu gehen.

Da schritt man in Rom strenger vor. Dem Prior ward alles Predigen für einstweilen bei Strafe des Bannes untersagt. Motivirt wurde dieses Verbot durch die „falsche" Prophetensprache Savonarola's.

Unstreitig war die Prophetie Savonarola's wie seine stärkste, so auch seine schwächste Seite. Es gibt, so zu sagen, prophetisch angelegte Naturen, ahnungsvolle Gemüther, die von großen entscheidenden Wendepunkten der Geschichte Vorgefühle haben. Zu diesen gehörte Savonarola. Er ist der mitfühlendste Zeitgenosse, der das Verderben der Kirche und seines Vaterlandes am tiefsten empfindet; er ist aber ebenso voll Glauben an die Herrlichkeit seines Volkes, des Christenthums, der menschlichen Natur: dieser Schmerz wie dieser Glaube und diese Hoffnung diktirten ihm seine großen Weissagungen. Daß er nun aber auch ein übernatürlich Licht für sich in Anspruch nahm, daß er seine Weissagungen geradezu für göttliche Eingebung erklärte, immer tiefer in dieß Prophezeien hinein gerieth, bald für Alles, was Gegenstand seiner Hoffnung oder Klage war, eine göttliche Verheißung oder Drohung in Bereitschaft hatte, das war ein schwerer Selbstbetrug, den er eben so schwer hat büßen müssen.

Wenn nun aber der Papst dieses Prophetenthum immer und immer wieder in Vordergrund stellt, um damit seine Schritte gegen den Mönch zu rechtfertigen, so ist das doch nur eine Maske. Denn in Wahrheit blieb die reformatorisch-kirchliche und soziale, sowie die politisch-demokratische Richtung Savonarola's der eigentliche Stein des Anstoßes.

Dieser Mund sollte nun zum Schweigen gebracht werden. Doch auch dieß genügte dem Papst noch nicht. Er befahl zugleich dem Convent von S. Marco Rückkehr in den lombardischen Verband, und als man mit einleuchtenden Gründen widerstrebte, wurde Anschluß an die übrigen tuskischen Dominikanerklöster verlangt. Man sieht, es sollte der ganze Herd savonarolischer Ideen und Bestrebungen zerstört werden.

Aber weder Savonarola noch der Convent gehorchten. Dieser berief sich auf des Papstes frühere ausdrückliche Genehmigung der Selbständigkeit von S. Marco; jener bestritt, daß er ein falscher Lehrer sei. Es thue der christlichen Religion durchaus keinen Abbruch, Zukünftiges zu predigen, wofern es nur nicht gegen den Glauben, gegen die h. Schrift, die guten Sitten und die natürliche Vernunft sei. Dem päpstlichen Verbot des Predigens setzte er den göttlichen Befehl entgegen: er sei, um hier zu predigen, nicht gesandt von einem Menschen, noch von einem Herrn der Welt, „sondern von dem, welcher der Herr aller Herren". So drängte ihn die Macht der Dinge, um seinem Gewissen, seinen Pflichten und seiner Mission treu zu bleiben, immer unmittelbarer auf die göttliche Autorität zurückzugehen, die ihm in den Gewalten auf Erden nicht mehr erkennbar war.

Was dem Papste in Rom durch Breve's bis jetzt nicht hatte gelingen wollen, versuchten nun die Compagnacci in Florenz durch einen Handstreich, um dem Prior alles Predigen zu verleiden. Am Himmelfahrtsfest 1497 machten sie einen ungeheuren Skandal im Dome, wo Savonarola predigte, beim Schlusse des Gottesdienstes. Nach diesem ärgerlichen Vorfall hielt er auf die Weisung der Signorie hin mit Predigen inne, war dagegen, um den Abgang des lebendigen Wortes zu ersetzen, um so eifriger in der Abfassung von Sendschreiben an seine Freunde für die Vertheidigung seiner Person und Sache.

Vielleicht daß die Gegner veranlaßt worden waren, so keck aufzutreten, weil sie wußten, daß der Papst nachrückte; vielleicht auch, daß dieser selbst auf die Nachricht von den Vorgängen in Florenz sich beeilen zu müssen glaubte, einen letzten Schlag zu thun; gewiß ist, daß bereits am 12. Mai 1497 Alexander eine Bulle erließ, worin er über Savonarola als einen Ungehorsamen und Ketzer den Bann aussprach. Die Franziskaner in Florenz, die erbittertsten Feinde des Dominikanerpriors, waren mit der Publikation dieses Bannfluchs beauftragt. „Wenn wir nur nicht von Gott exkommunizirt werden, so macht uns das Uebrige wenig", getröstete sich der Exkommunizirte, der indessen nichts versäumte, in Sendschreiben an den Papst wie an das größere Publikum sich zu rechtfertigen.

Bald darnach brach eine Pest aus, die von Juni bis August dauerte. Nichts ist würdiger, als das Verhalten Savonarola's in dieser Prüfungszeit. „Ich bleibe hier", schreibt er an seinen Bruder Albert, unterm 14. August, „um die Betrübten zu trösten, die Brüder, wie die Weltlichen; wiewohl ich von den Brüdern und Bürgerlichen gebeten worden bin, fortzugehen, und man mir auch mehrere Orte angewiesen; doch habe ich die Schäflein nicht verlassen wollen. Und wisset, daß es eine unbegreifliche Sache ist um die Seelenfreudigkeit derer, welche, wie im Leben, so im Sterben gottvertrauend sind."

Wir übergehen die Ausgleichungsversuche, welche in der zweiten Hälfte dieses Jahres die verschiedenen Signorien der Republik beim Papst und bei den günstig gesinnten Kardinälen theils durch ihren Gesandten, theils direkt machten, um für Savonarola, der sich inzwischen still verhielt, die Befreiung vom Banne und die Erlaubniß zum Wiederpredigen zu erwirken. So ganz schien noch der florentinische Staat Savonarola's Sache zur seinigen zu machen; gleichwohl zogen sich die Unterhandlungen das ganze Jahr ohne irgend eine Entscheidung zu Gunsten des Gebannten hin.

Inzwischen gewann aber die Opposition immer mehr an Terrain: eine jüngste Verschwörung zu Gunsten des mediceischen Regiments, die blutig unterdrückt wurde, hatte dieß deutlich gezeigt. Auch in sozialer Beziehung schien die Reform gefährdet; Spiel und leichtfertiges Leben, klagte Savonarola, nehmen überhand wie nie zuvor seit der neuen Ordnung der Dinge. Sollte er länger schweigen? Er, dessen Stimme gewohnt war, Florenz in Athem zu erhalten und das verglimmende Feuer stets wieder anzufachen? Dazu kam, daß die Hoffnung einer friedlichen Lösung mit Rom ihn nicht mehr zurückhalten konnte; der florentinische Gesandte daselbst hatte gemeldet, daß der Papst unter keinen Umständen Willens sei, Savonarola wieder zur Kanzel zuzulassen. Für immer zu schweigen,

das war nie in dessen Gedanken gelegen. Die Entscheidung selbst endlich gab die neue Signorie, die mit dem 1. Januar 1498 an's Ruder kam; sie war ganz savonarolisch gestimmt und ließ ihm schon den zweiten Tag nach ihrem Amtsantritt die Aufforderung zugehen, über die Fasten im Dome wieder zu predigen. So trat er denn trotz aller Opposition des Klerus und der Mönche der Stadt unter ungeheurem Zulaufe der Bevölkerung am 11. Februar im Dome wieder auf und hielt seine Predigten über das Buch Exodus, die gewaltigsten, die er je gehalten, in denen er vornämlich dem absolutistischen Rom den Fehdehandschuh hinwarf.



Lorenzo von Medici.

In Rom, wohin von jeder gehaltenen Predigt des Priors die Gegner sofort eine Nachschrift sandten, stieg, wie begreiflich, die Erbitterung über die Maßen; Alexander drohte Florenz mit Interdikt, wenn man diesem „Sohne des Verderbens“ und seinem Treiben nicht Einhalt thue. In dieser Verlegenheit beschloß die neue Signorie, welche für die Monate März und April gewählt und in ihrer Mehrheit antisavonarolisch gesinnt war, dem kühnen Prediger, der bereits seine Predigten vom Dome in die Kirche seines Klosters verlegt hatte, alles Predigen überhaupt zu untersagen. Savonarola gehorchte. Am 18. März 1498 hielt er seine letzte Predigt, die mit wunderbar schönen Worten schließt, welche die Zuversicht auf den Sieg seiner Sache bei allem persönlichen Untergang aussprechen. „Lasset den Herrn nur machen, ich weiß, daß das Werk Gottes doch vorwärts gehen wird. Mit mir mag er machen, wie's ihm gefällt; er ist der Meister aller Propheten und Heiligen gewesen. Der Meister ist es, der den Hammer führt und, wenn er ihn gebraucht hat zu dem, was er will, hebt er ihn nicht auf, sondern

wirft ihn weg. So that er es Jeremiä, den er am Ende seiner Predigt steinigen ließ; so wird er auch diesem Hammer thun, wenn er ihn nach seiner Weise gebraucht hat. Doch wohlan, wir wollen zufrieden sein. Je schwerer der Stand, desto herrlicher die Krone."

Noch ein letztes Mittel zur Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern versuchte er; ein Mittel, das schon zu Anfang jenes Jahrhunderts versucht worden war, aber fehlgeschlagen hatte. Es war der Gedanke eines Reform-Concils. In aller Heimlichkeit schrieb er Briefe an den deutschen Kaiser Maximilian, die Könige von Frankreich, Spanien, England und Ungarn, als die ersten Souveräne der Christenheit, in denen er sie auffordert, Anstalten zu treffen zu Einberufung eines solchen Concils. Einen dieser Briefe, in dem er sich über den ungläubigen Papst ausließ, soll der Herzog von Mailand aufgefangen und nach Rom geschickt haben. Ob die andern an ihre Adressen gelangt sind, wissen wir nicht. Jedenfalls ging der Versuch über die Kräfte Eines Mannes.

Eine baldige tragische Katastrophe war vorauszusehen.

Bekanntlich waren die Franziskaner, schon aus Eifersucht, die heftigsten Gegner Savonarola's und recht eigentlich die Päpstlichen in Florenz. Einer derselben, Francesco da Puglia, der Fasten 1498 in S. Croce predigte, ging so weit, sich zu einer Feuerprobe gegen Savonarola und dessen Sache bereit zu erklären, wenn auch auf der Gegenseite sich Jemand fände. Der heißblütige Dominikaner, Domenico da Pescia, der um dieselbe Zeit in S. Nicolo predigte, einer der treuesten Freunde Savonarola's, dessen Martyrium er auch hat theilen müssen, glaubte den Handschuh aufnehmen zu sollen. Die Sätze, deren Wahr-



Savonarola verläßt den sterbenden Lorenzo von Medici.

heit er sich anheischig machte sowohl mit Gründen, als auch mit der Feuerprobe zu bekräftigen, von denen aber die Gegner erklärten, sie seien theils zweifelhaft, theils geradezu falsch und Betrügereien, waren folgende: „Die Kirche Gottes bedarf der Erneuerung; sie wird zuerst gezüchtiget und dann erneuert werden. Die Bekehrung der Ungläubigen wird erfolgen. Dieß Alles muß in unsern Tagen geschehen. Die jüngst wider Savonarola ausgesprochene Exkommunikation ist nichtig und ungiltig; wer sie nicht hält, sündiget nicht."

Bald war die Feuerprobe das einzige Stadtgespräch. Alles betheiligte sich dabei aus den verschiedensten Gründen. Die Signorie nahm die Sache an die Hand und beschied die Parteien vor sich; vielleicht sah sie in dem Experiment eine Art Ausweg. Am 30. März gaben Domenico und der Franziskaner Rondinelli, der an Francesco's Stelle getreten war, förmlich ihre Unterschriften; jener mit dem Beisatz: „in der Hoffnung, unverletzt durch die Kraft des Herrn aus dem Feuer zu kommen, zur Ehre seines h. Namens, zur Bestätigung dieser Wahrheiten und zum Heil der Seelen"; dieser mit der Erklärung: „wiewohl ich glaube, daß ich verbrennen werde, aber um des Heils der Seelen willen bin ich's zufrieden."

Der Eifer auf Seite der Savonarolischen war so groß, daß man sich gleichsam zum Gottesurtheil drängte. Einen rechten Gegensatz hiezu bilden die Franziskaner. Da ist kein Zudrängen zu der gefährlichen Probe, keine Zuversicht, daß das Feuer Jemand verschonen würde, sie so wenig als die Dominikaner; sie wissen, daß sie sterben müßten und sagen es geradezu; gleichwohl sind sie es, die die Feuerprobe verlangten und auf ihr beharren; sei es, daß sie von vornherein überzeugt sind, Savonarola seinerseits werde es nicht zum Aeußersten kommen lassen, sei es, daß sie im allerschlimmsten Falle, wenn es nämlich zur Feuerprobe käme und sie ihren Kämpfer verlören, sich getrösteten, daß dann auch der Gegner mit verbrenne. In beiden Fällen hatten sie gewonnen und der Gegner verloren: ließ dieser es nicht zum Aeußersten kommen, so war er bloßgestellt und seine Autorität beim Volke dahin; kam es aber wirklich zur Feuerprobe, d. h. zum Feuertod, so traf ja alle Schande davon nicht sie, die es nie anders geglaubt und vorhergesagt hatten, sondern Savonarola und seine Partei, die zum Zeugniß der Wahrheit ihrer Lehre unversehrt aus der Feuerprobe zu kommen die zuversichtlichste Hoffnung ausgesprochen hätten.

Niemand hat dieß besser durchschaut, als Savonarola selbst. Oefters hatte er zwar früher die Zuversicht ausgesprochen, Gott werde ihm auf eine wunderhafte Weise, wenn es noth thue, in entscheidender Stunde beistehen; für diese Mönchszänkereien oder dieß Parteispiel hält er aber ein Gottesurtheil wie sich selbst zu hoch. Er ist der Einzige in seiner Partei, der ganz kühl ist in dieser Sache und kein Zutrauen zu ihr hat; aber den Muth hat er auch nicht, die Feuerprobe abzuweisen, er fühlt wohl, daß er sich dann allzutief herunterstellte bei Freund wie bei Feind. So muß er denn das grausame Spiel geschehen lassen.

Am 7. April sollte die Feuerprobe unter Leitung einer obrigkeitlichen Kommission auf dem Platz der Signorie vor sich gehen. Hier erhob sich ein viele Ellen langer Scheiterhaufen. Zwischen durch war ein Fußpfad gelassen, den, sobald das Feuer recht brannte, die zu passiren hatten, welche die Feuerprobe machen wollten. Eine ungeheure Volksmenge war von allen Seiten herbeigeströmt. Es war Mittag, da kamen die Dominikaner paarweise in Prozession, zuletzt Domenico in priesterlichem Anzuge mit einem Kruzifix und Savonarola mit dem Sakramente. Kurz vor ihnen waren die Franziskaner eingetroffen, einfach, ohne irgend ein Aufsehen zu machen. Als nun die Probe beginnen sollte, erhoben die letzteren verschiedene Einreden; zuerst: Domenico dürfe nicht mit dem geistlichen Gewande, dann, als dieß zugestanden wurde, nicht mit dem Kreuze, und als man auch hierin ihnen willfahrte, nicht mit dem Sakrament in's Feuer gehen. Auch in diesem Punkte hätte Savonarola nachgeben sollen, um den Gegnern jeden Vorwand zu nehmen. Unbegreiflicher Weise that er es nicht. Ueber diesem Hin- und Herverhandeln durch das Mittel der Kommissarien war die Zeit hingegangen und war es Abend geworden. Das Volk, das seit dem frühen Morgen dagestanden und großentheils nüchtern war, zeigte sich von Stunde zu Stunde ungeduldiger. Da kam noch ein starker Regen, was die Signorie bewog, die beiden Parteien zu verabschieden. Die Franziskaner hatten erreicht, was sie wollten; Savonarola machte sich darüber, sowie über die Stimmung der Masse, keine Illusionen. Kaum konnte er ungefährdet und nur unter starker Eskorte in sein Kloster zurückkehren. Schon verfolgte ihn die Menge mit ihren Verwünschungen und Drohungen; er allein hatte die Kosten des verfehlten Schauspiels zu tragen; je mehr man gerade von ihm erwartet hatte, um so größer war die Enttäuschung; selbst vielen seiner bisherigen Anhänger ward er verdächtig.

Die Compagnacci beeilten sich, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war. Mehr denn je waren sie jetzt entschlossen, mit Savonarola ein Ende zu machen oder wenigstens die Initiative hiefür zu ergreifen, um der Signorie damit die Gelegenheit oder die Nothwendigkeit für das Weitere an die Hand zu geben.

Den folgenden Tag — es war Palmsonntag den 8. April — zogen sie Abends unter dem Ruf: zu den Waffen! nach S. Marco und schickten sich an, das Kloster zu stürmen. Befreundete Bürger, die zum Schutze des Klosters herbeigeeilt waren und die Entschlossensten unter den Mönchen, besonders die jüngern, vertrieben Gewalt mit Gewalt. Vertheidigt euch! rief Domenico. Savonarola selbst aber wollte nichts davon wissen. Er hatte sich, sobald er von dem Angriff gehört, in seinen priesterlichen Ornat geworfen, als wollte er in seinem höchsten Amtsschmucke den Todesstreich erwarten, dann zog er sich mit einer Anzahl älterer Mönche in den Chor zurück, wo sie beteten. Bis tief in die Nacht dauerte der Kampf, da kam endlich eine Art Vergleich zu Stande. Schon früher hatte Savonarola das Kloster verlassen wollen, aber seine Freunde hatten ihn zurückgehalten: er würde nicht lebendig davon kommen.

Nun aber, als Kommissarien der Signorie kamen, welche dem Convent die Ordre brachten, Savonarola und zwei seiner getreuesten Anhänger, Domenico da Pescia und S. Maruffi, auszuliefern, unter Versprechen sicherer Bedeckung, dem ganzen Convent aber vollkommene Begnadigung zusicherten, bei fortgesetztem Widerstande dagegen mit Zerstörung des Klosters drohten — glaubte er nicht länger mehr zögern zu dürfen und sich zum Opfer bringen zu sollen. Er nahm in der Bibliothek Abschied von den Brüdern und küßte sie der Reihe nach. Es war tief in der Mitternacht, als er, die Hände auf den Rücken gebunden, abgeführt wurde mit Fackeln, Laternen, Schwertern, Schilden, eine gewaltige Masse Volkes hinter ihm her, an dreitausend, mit Geschrei und Hohnworten. — Ich weiß nicht, sagt Benedetto, der uns diese Schreckensnacht beschrieben, eine treue Seele und ein kühner, entschlossener Mönch, der sich anheischig gemacht, den Meister heimlich zu retten, was dieser aber zurückgewiesen; — ich weiß nicht, ob solch ein Geschrei in der Hölle ist, als diese Nacht war, da sie ihn vor die Signorie führten. — Die Eskorte mußte ein Waffendach über den Gefangenen bilden, um ihn vor der Wuth des rasenden Pöbels zu schützen.

In dieser selben Nacht wurde das politische Haupt der populären Partei, Fr. Valori, der mehrmals Gonfaloniere gewesen, sammt seiner Gattin und seinem noch in der Wiege liegenden Enkelkind ermordet. Die Mörder wurden nie bestraft.

Gleich nach der Gefangennehmung Savonarola's wurde durch Staffeten dem Herzog von Mailand und dem Papste hievon Mittheilung gemacht. Letzterer erließ als Antwort nicht weniger als vier Breve's: zwei Belobungsschreiben an den Franziskanerconvent und an Francesco, ein drittes an die Signorie, worin er die erbetene Erlaubniß zu vorläufiger Untersuchung der gefangenen Priester gab, weiterhin aber die Auslieferung derselben nach Rom zu schließlicher Aburtheilung verlangte; ein viertes bevollmächtigte das Domkapitel, jeden, der sich bei dem jüngsten Handel betheiligt, zu absolviren. Eine Indulgenzbulle für die 22 ersten Tage des April besiegelte das Ganze.

Um die Kriminaluntersuchung zu leiten und den Gefangenen den Prozeß zu machen, wurde von der Signorie eine außerordentliche Kommission ernannt, in der lauter Feinde Savonarola's saßen. Schon am 9. April begannen diese Untersuchungsrichter ihr Geschäft, und zwar, damit der Gefangene die Wahrheit sage, d. h. sich als einen falschen Propheten und Verführer bekenne, gleich mit der Folter, die im Verlaufe noch mehrmals angewandt wurde. Für Savonarola, der von seinem Körperbau, eine delikate Natur war, schien diese Tortur unerträglich; er brach wohl, wenn die Schmerzen auf's Höchste stiegen, in die Worte aus: Herr, so nimm hin meine Seele! So oft er von den Schmerzen überwältigt wurde, gab er den Fragen und dem Andrängen der Kommissarien nach; sobald er sich aber wieder erholt hatte, betheuerte er seine Unschuld, und wenn er vorhin anders ausgesagt, so müßten sie das als falsch annehmen, da die Heftigkeit der Folter es ihm ausgepreßt. Am 17. April wurde die Untersuchung vorläufig geschlossen; man hatte sich mit ihr beeilt, um den gespannten Erwartungen des Publikums etwas bieten zu können und den Beweis zu liefern, daß Savonarola schuldig sei. Wie wenig brachte sie aber trotz aller Tortur auf den Angeklagten! Ueberschauen wir das Protokoll, das veröffentlicht wurde, so finden wir da keine unlöbliche That, deren Savonarola überführt worden wäre; nur die Motive seines Handelns sind unlöblich: Rache, Heuchelei, Ruhmsucht, Ehrgeiz, aber nicht einmal ein gemeiner, sondern ein großartiger; darauf beschränkt sich Alles, worin Savonarola den Fragen und Torturen der Inquisitionslehrer nachgegeben. Von einem bürgerlichen Vergehen oder einer kirchlichen Ketzerei ist hier überall keine Rede: nur daß er nicht als das erscheint, was er dem Volke bisher war: ein Heiliger und Prophet! Aber es scheint, daß den Richtern in Florenz genügte, nur den Heiligenschein ihm genommen zu haben; denn war es nur einmal so weit gekommen, daß das Volk glauben durfte, es sei von ihm getäuscht worden, so hatte man Alles gewonnen und durfte sich getrost jede weitere Ungerechtigkeit erlauben. Nur einer blinden Menge konnte dieses Protokoll etwas bedeuten, während es demjenigen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, manches bietet, was geeignet ist, die Achtung für Savonarola eher zu erhöhen.

Am 19. April wurde das Protokoll in Gegenwart von sechs Zeugen, unter denen sich auch einige Mönche von S. Marco befanden, verlesen und dann unterschrieben. Savonarola mußte zuerst unterschreiben; darauf unterzeichneten die Zeugen die Ablesung und Anhörung des Protokolls und die Erklärung und Unterschrift Savonarola's. Als einer der Mönche von S. Marco an diesen die Frage richtete, ob das Alles wahr sei, was er unterschrieben, gab der Gefolterte keine Antwort, sondern zu verstehen, er wünsche nicht weiter gefragt zu werden. Er mochte erkennen, es sei vergebens, gegen sein Schicksal zu kämpfen. Wie groß auch die Versuchungen sein mochten, von nun an hat er auf alle Rechtfertigungen und Unschuldsbezeugungen vor der Welt verzichtet, Alles rein und ganz nur dem Herzenskündiger anheimstellend; — ohne Zweifel ein großer Akt von Demüthigung und Selbstentsagung an einem Manne, der früher gewohnt war, sich in allen seinen Angelegenheiten mit dem Volke auseinanderzusetzen und an die offenbaren Zeugnisse Gottes für seine Sache zu appelliren, und der nun es stille über sich ergehen läßt, ein Betrüger in den Augen der Welt sein zu müssen. Dem Papst wurde von dem Protokoll Mittheilung gemacht, seinem Verlangen aber, die Gefangenen ihm auszuliefern, nicht willfahrt. Alexander VI. gab nach und sandte nun einen Kommissär, der ein abermaliges Verhör mit den Inquisiten anstellte.

Das Urtheil ward sofort gesprochen. Savonarola sollte gehenkt und dann verbrannt werden. Dasselbe Urtheil traf auch die beiden andern Mitgefangenen, von deren Untersuchung uns nichts Näheres bekannt ist. Anfangs ging die Meinung in Florenz, sie würden wieder nach S. Marco entlassen, der päpstliche

Kommissär aber meinte: ein Mönchlein mehr, ein Mönchlein weniger, was kommt darauf an; sie sollen auch sterben!

Den 23. Mai sollte die Hinrichtung stattfinden. Den Abend zuvor bat Savonarola um die Gnade einer Unterredung mit seinen beiden Todesgefährten. Sie ward gewährt und dauerte etwa eine Stunde. Savonarola gab Proben der reinsten Ergebung; dem Domenico, der den Feuertod gewünscht, verwies er das: Weißt du nicht, daß es nicht erlaubt ist, eine Todesart zu wählen, sondern daß es unsere Sache ist, mit Freudigkeit den Tod anzunehmen, welchen Gott für uns bereitet hat? — Aehnlich verwies er es dem Maruffi, der vor der Hinrichtung dem Volke ihre Unschuld betheuern wollte; er solle schweigen, wie Christus.

Am frühen Morgen des 23. Mai wurden die Dreie zum Richtplatz geführt. Während sie die große Treppe des Palastes hinabstiegen, richtete Savonarola besonders an Maruffi, der niedergeschlagen schien, Worte der Ermahnung und des Trostes. Darauf wurden sie ihrer Gewänder gänzlich bis auf ihr wollenes Hemd entkleidet. Auf dem Platz vor dem Palast der Signorie waren drei Tribunale angebracht. Auf dem ersten stand ein Bischof mit seinen Gehilfen. Dorthin wurden nun die Delinquenten zuerst geführt, wo nach dem Gebrauch der Kirche ihnen der priesterliche Ornat wieder angelegt wurde, um sie desselben Stück für Stück zu entkleiden unter den herkömmlichen Verwünschungsformeln. Nach diesem wurden sie vor das zweite Tribunal geführt, wo der päpstliche Kommissär ihnen das kirchliche Urtheil verlas, wornach alle drei als Ketzer — es ist nirgends näher angegeben, worin die Ketzerei bestanden — Schismatiker und Verächter des h. Stuhles verdammt und dem weltlichen Arm überliefert wurden. Am dritten Tribunal wurde ihnen von der weltlichen Obrigkeit das Todesurtheil verlesen, worauf sie dem Henker übergeben wurden. Das Schaffot war in der Mitte des Platzes und mehr als mannshoch. Inmitten desselben erhob sich der Galgen, zwanzig Ellen hoch, mit einem Querbalken; unten war alles voll Brennmaterialien. Maruffi stieg zuerst die Leiter hinauf, schweigend, eine Thräne im Auge. Dann folgte Domenico, der auf der andern Seite des Querbalkens aufgehängt wurde; zuletzt Savonarola, der Beider Hinrichtung hatte mit ansehen müssen. Ihm war die Mitte des Galgens bestimmt. Er betete still vor sich hin. Oben angekommen, öffnete er die Augen und ließ einen letzten Blick hingehen über die große Menge dieses undankbaren Volkes. Unter den Hingerichteten wurde dann das Feuer angezündet, das ihre Leichname verbrannte. Die Asche ward gesammelt, auf Karren fortgeführt und in den Arno geworfen, um von ihm fortgespült zu werden, wie früher die Asche des Huß und Hieronymus in den Rhein, die des Wycliffe in den Severn, die des Arnold von Brescia in die Tiber.

Savonarola war 45 Jahre, 8 Monate alt, als er starb, — ein Opfer seiner kirchlichen, sittlich-ascetischen und politischen Reform, aber auch seines Prophetenthums.

Unter dem 4. Juni sandte Ludwig XII., König von Frankreich, der Nachfolger Karls VIII., eine Intercession für Savonarola nach Florenz, die freilich zu spät kam.

Die Reaktion in Florenz dauerte noch einige Zeit nach dem Tode des Reformators. Es schien in diesen Zeiten, schreibt der Geschichtsschreiber Nardi, als ob es kein größeres und schändlicheres Verbrechen gäbe, als dem Bruder geglaubt oder eine politische und kirchliche Reform gewünscht zu haben. In neuerer Zeit ist aber sein Andenken wieder zu hohen Ehren gekommen, nicht bloß in Italien, auch in Deutschland, Frankreich, England; er ist fast ein Liebling der modernen Biographie geworden.

F. Böhringer.



Ein Aufenthalt in Süd-Rußland.

Von M. Rußland.

Der Sommer von 1860 war ein sehr heißer und ich folgte deßhalb mit Vergnügen der Einladung des Herrn von X., einige Wochen auf seinem fünfzig Werst von Moskau entfernten Landgute zuzubringen. Seine Frau war schon seit mehreren Monaten dort, und da Herr von X., dessen Berufsgeschäfte ihm nicht erlaubten, die Stadt auf lange Zeit zu verlassen, für ein paar Tage dorthin reiste, so bot er mir an, mit ihm zu fahren. Mir war es sehr angenehm, den kleinen Ausflug im Wagen zu machen, statt mit der Eisenbahn, die ich bis auf eine Stunde vom Gute hätte benutzen können, und so fuhren wir an einem schönen Julimorgen um fünf Uhr früh von Moskau ab.

Unser Fuhrwerk war eine sogenannte Telege, das heißt ein Wagen ohne Springfedern, wie man solche gewöhnlich zu Landfahrten benutzt; doch hatte mein Begleiter die unvermeidlichen Stöße dieser Art von Transportmittel möglichst durch eine Menge Kissen zu lindern gesucht, die allerdings ihre Bestimmung nach Kräften erfüllten, uns aber daneben die Hitze des Tages noch mehr fühlen ließen. Der Wagen wurde von drei kräftigen Pferden gezogen, von denen das mittlere eine Glocke trug, die an der Duga, einem hufeisenförmigen Holze, das sich über dem Halse des Thieres wölbt, befestigt war. Die Pferde sind sich dieser Auszeichnung ebensowohl bewußt, wie die Kühe der Alpenheerden, und dem unsern schien es gar nicht recht zu sein, daß Iwan, der Kutscher, die Glocke fest band, um sie erst kurz vor dem Ziele unserer Reise wieder zu lösen.

Unser Weg führte durch einen großen Theil der Stadt: durch den Kreml, dessen vergoldete Kuppeln und Kreuze

in der Morgensonne schimmerten; die Moskwa entlang, deren dunkle Fluthen langsam und träge dahin zogen, durch den Gostinoi dwor oder Kaufhof, in dem bereits einiges Leben sich zu zeigen anfing. Im Ganzen waren die Straßen ziemlich leer. Nur hier und da stand ein Kaufmann in seinem talarähnlichen Gewande vor seiner Bude, der nächsten Kirche zugewendet, gegen die hin er seine Verbeugungen und Bekreuzungen machte. Bäckerjungen eilten mit ihren Körben vor, Karren mit Vorräthen beladen fuhren zum Markte; aber wie eilig sie auch sein mochten, Niemand verfehlte, vor den zahlreichen Heiligenbildern anzuhalten und unter tiefen Verneigungen das Gospodi pomilui (Kyrie Eleison) zu murmeln.

Endlich hatten wir das Häusermeer hinter uns und kamen nun auf die Petersburger Chaussee, die, obwohl seit der Anlegung der Eisenbahn vernachlässigt, mir doch nach dem stoßenden Pflaster vortrefflich erschien. Herr von X. erzählte mir, daß diese Chaussee ehemals von früh bis spät mit Fuhrwerken aller Art — und kein Land hat davon wohl eine größere Mannigfaltigkeit aufzuweisen als Rußland — und von todten Pferden bedeckt gewesen sei, welch' letztere der rasenden Schnelligkeit des Fahrens erlegen waren. Hatte doch der Czar zu der Reise von Petersburg nach Moskau nicht mehr als achtundvierzig Stunden gebraucht, also nur vier Stunden mehr als das doppelte der Zeit, in welcher die Eisenbahn den Weg zurücklegt!

Jetzt aber war die Chaussee fast ganz vereinsamt; nur wenige Wagen fuhren nach Petrowski und Rosamowski zu, zwei von jenen Sommeraufenthalten der Moskowiten, die nach allen Richtungen hin die Stadt umgeben. Wie freundlich blickten die zierlichen Häuser mit ihren blumenreichen Balkons aus dem Grün der Wälder hervor! wie wohl that es nach dem entsetzlichen Staube der Stadt, die reine Luft und den würzigen Geruch der Bäume zu athmen! wie freute sich das Auge, nicht mehr durch Häuser und Mauern beschränkt zu sein, sondern frei über Feld und Wald hinschweifen zu können. Freilich dehnte das Feld sich einförmig in alle Fernen aus, nur nach Nordwesten von kahlen Hügeln begrenzt; und der Wald, aus Tannen, Kiefern und Birken bestehend, nur hie und da mit einer verkrüppelten, heimwehkranken Eiche untermischt, bot keinen Ersatz für unsere herrlichen Buchenwälder. Aber ich hatte ja keine große Naturschönheiten erwartet und war deßhalb mit dem zufrieden, was ich fand.

Herr von X., ein geborener Deutscher, und trotz seinen siebzig Jahren noch sehr rüstig und heiter, verkürzte mir den Weg durch interessante Mittheilungen aus seinem Leben. Er hatte 1812 als Regimentsarzt den Zug nach Rußland mitgemacht, war in russische Gefangenschaft gerathen und bei den Lazarethen verwendet worden. Hier hatte er das Glück gehabt, eine hochgestellte Person zu heilen, und, durch dieselbe unterstützt, hatte er eine glänzende Carriere gemacht und war zu Reichthum und Ansehen gelangt.

Um acht Uhr erreichten wir ein kleines Dorf, Tschorne-Sloi, das zum Haltpunkte bestimmt war. Der Name heißt verdeutscht: „Schwarze Schicht“, und bezieht sich auf die Torfgruben, welche sich in der Nähe befinden; doch läßt er sich auch in „Schwarzer Schmutz“ übersetzen, eine Benennung, die keiner weitern Erklärung bedurfte, wenn man die Hütten und deren Bewohner ansah. Vor einer dieser Hütten, die größer, wenn auch nicht sauberer als die übrigen war, hielten wir, und Herr von X. belehrte mich, daß dieß das Gasthaus sei, in dem wir frühstücken wollten.

Ich gestehe, daß ich weit lieber draußen geblieben wäre, wo ein grüner Rasenplatz und ein paar Bäume einen ganz angenehmen Aufenthalt boten. Aber die Neugierde, das Innere dieses eleganten Hotels kennen zu lernen, trug den Sieg davon, und so kletterte ich nicht ohne einige Schwierigkeiten die Leiter hinauf, die direkt von außen in die zweite Etage führte.

Durch einen dunkeln Gang, von dessen Ende her das Grunzen eines Schweines mich begrüßte, gelangten wir in ein geräumiges, viereckiges Zimmer, die Gaststube. Sie sah im Ganzen besser aus, als ich erwartet hatte. Die eine Wand war zur Hälfte von einem enormen Ofen eingenommen; an den übrigen standen hölzerne Bänke, die am Tage zum Sitzen, in der Nacht zum Schlafen dienen. Ein großer Tisch füllte die Mitte des Zimmers und dazwischen hindurch trieben sich verschiedene zwei- und vierbeinige Geschöpfe herum, wie Hunde, Hühner und eine Anzahl halbnackter, schmutziger Kinder, die sich schon unten um uns versammelt und uns bis hierher verfolgt hatten.

Mein Reisegefährte packte nun seine Vorräthe aus, die in gesalzener Zunge, gepreßtem Kaviar und Käse bestanden, und bat die Wirthin, eine hübsche Frau, die uns unter beständigen Verbeugungen ihre Dienste anbot, um einige Teller. Diese erfolgten auch bald, da ich aber unglücklicher Weise durch die halb offene Thür gesehen, wie die Wirthin dieselben mit einem Tuche abgewischt, das zu ganz andern Zwecken gedient zu haben schien, so suchte ich ohne diesen Luxus fertig zu werden. Das „Fertigwerden“ mit den Speisen war auch gar nicht schwer, denn die Kinder, Hunde und Hühner umstanden uns erwartungsvoll, indem sie jedem Bissen nachsahen, den wir selbst aßen, und sich um jeden stritten, den wir ihnen zukommen ließen. Als aber zuletzt Herr von X. die fettigen Papiere hinwarf, wurde der Streit darum so lebhaft, daß die Wirthin scheltend dazwischen fuhr und wir uns aus dem Tumult fortmachten.

Iwan wartete schon auf uns und ließ seine erfrischten Pferde tüchtig ausholen. Bald aber mußten wir die Chaussee verlassen und einen schlechten Seitenweg einschlagen, der für die Thiere wie für uns selbst sehr beschwerlich war. Herr von X. mahnte den Kutscher nochmals, langsamer zu fahren; aber Iwan, durch einen dreißigjährigen Dienst bei seinem nachsichtigen Herrn verwöhnt, war nun einmal entschlossen, das Gut vor der Mittagshitze zu erreichen, und erwiderte sein: daas, daas (ja, ja, Herr), ohne sich sonst irre machen zu lassen. Mein Begleiter und ich stießen uns bald an den Seitenwänden des Wagens, bald an einander, bis plötzlich eine heftige Erschütterung uns beiden einen Schrei entlockte: der Wagen war gegen einen großen Stein angeprallt, das rechte Handpferd war gestürzt und blutete stark, während die beiden andern zitternd daneben standen.

Herr von X. stieg aus, die Wunde zu untersuchen.

Siehst Du, Iwan, die Belinka hat sich eine Ader aufgefallen, sagte er zum Kutscher.

Erlauben Sie, Gospodin, das ist nicht möglich, erwiderte Iwan mit großer Ruhe; ich habe dem Pferd noch kürzlich zur Ader lassen sehen, aber die Ader saß am Kinnbacken und nicht am Knie.

Vergebens suchte ihm sein Herr begreiflich zu machen, daß Thiere wie Menschen mehr als eine Ader hätten; Iwan blieb dabei, die Ader befinde sich am Kinnbacken und könne deßhalb nicht am Knie sitzen. Indeß verband er die Wunde mit seinem Halstuche, so daß wir bald, wenn auch nur langsam, unsere Reise fortsetzen konnten.

Jetzt bog der Wagen in einen Waldweg ein und Herr von X. sagte: Hier sind wir auf meinem Grund und Boden.

Das Gut bestand aus zwei Dörfern mit 120 Seelen — die Frauen werden bekanntlich nicht mitgerechnet — und etwa viertausend Morgen Land. Mir erschien das als ein sehr bedeutendes Besitzthum, doch konnte ich mich bald überzeugen, daß der vierte Theil davon in Deutschland mehr Ertrag abwerfen würde, als hier bei der sehr mangelhaften Bebauung und unter den lässigen Händen der Bauern. Der größte Theil des Bodens bestand aus Wäldern und Wiesen, und Frau von X. klagte mir oft über die Schwierigkeit, die sie hatte, das Gras des letztern gemäht und das Getreide der wenigen Felder eingeerndtet zu bekommen.

Es war zwölf Uhr, als wir das Wohnhaus erreichten. Auf einem Hügel gelegen, mit Wiesen vor der Front und einem hübschen Birkenwäldchen im Rücken, sah es recht freundlich aus, und erst als wir näher kamen, bemerkte ich, daß es sehr baufällig war. Frau von X., eine gut konservirte, stattliche Dame, empfing mich sehr herzlich und führte mich durch eine Reihe von ziemlich mangelhaft möblirten Zimmern zu demjenigen, welches für mich bestimmt war. Es war ein freundliches Gemach an der Rückseite des Hauses und mit einem kleinen Balkon versehen, der direkt in das Wäldchen führte. Um die Hälfte des Zimmers lief ein niedriger, weißer Divan; eine Kommode und ein Tisch vervollständigten das Ameublement.

Ich hoffe, das Zimmer wird Ihnen gefallen, sagte Frau von X. Das Wäldchen macht es recht schattig und kühl, so daß Sie Nachts weniger von den Mücken zu leiden haben werden.

Nachts? Ich sollte also hier schlafen? Etwas verwundert sah ich mich nach irgend einer Anstalt dazu um. Meine Wirthin bemerkte es.

Sie sind vielleicht gewohnt, in einem Bette zu schlafen? fragte sie.

Ich war im Begriff zu erwidern, daß dieß bei uns in Europa allerdings Sitte sei, als es mir, wohl zum hundertsten Male seit meinem Aufenthalt in Rußland, einfiel, daß ich noch in Europa und nicht in Asien sei. Ich antwortete deßhalb nur, daß ich allerdings gewohnt sei, in einem Bette zu schlafen, mich aber auch sehr gut ohne ein solches behelfen könne.

Oh, wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen sechs Betten zur Verfügung stellen, entgegnete meine Wirthin. Sie stehen alle oben auf dem Söller, aber es ist so umständlich, sie für die wenigen Monate aufschlagen zu lassen, und ohnehin schläft man im Sommer viel kühler und besser auf einem Divan. Sehen Sie, Sie legen nur eins der Kissen auf die Seite, die Ihnen am besten behagt, diese Spreite darüber — da ist das Bett fertig! Nun aber ruhen Sie sich ein wenig aus, in einer halben Stunde erwarte ich Sie zum Frühstück hier nebenan im Eßzimmer.

Ich sah mir nun mein Zimmer etwas näher an. Es bot eine eigenthümliche Mischung von Eleganz und Mangel dar — eine Mischung, die mir oft in russischen Häusern, wie in der russischen Bildung aufgefallen. In der That, was kann eleganter sein, als die Ausdrucksweise der Russen, nicht nur wenn sie ihre eigene wohlklingende Sprache, sondern auch die jedes andern Landes reden; und was mangelhafter, als ihre Kenntniß jener Länder? Mit welcher Eleganz spielen die Russinnen Klavier, malen sie Blumen, Landschaften, Köpfe; verfertigen sie Stickereien von Seide und Gold! Aber wie Wenige spielen und verstehen etwas Anderes, als die oberflächlichste Salonmusik, wie Wenigen sind die Namen Rafael, Titian, Rubens, bekannt, und wie Wenige können sich auch nur den kleinsten Toilettenartikel selbst verfertigen!

Eben diese Mischung nun fand ich in meinem Zimmer wieder. Die hübsche, hellblaue Tapete war an mehreren Stellen zerrissen und mit Zeitungspapier ausgebessert, die gestickten weißen Gardinen mit blauen Lambrequins hatten länger gehangen, als ihrer Frische zuträglich war, und der Toilettentisch mit einem eleganten Waschbecken und einer ditto Wasserkanne von gediegenem Silber hatte weder Seifennäpfchen, noch Wasserflasche oder Glas aufzuweisen. Auch konnte ich, so lange ich auf dem Gute blieb, nicht in permanenten Besitz dieses letztern Artikels gelangen, da das Stubenmädchen, so oft ich mir denselben verschafft hatte, ihn wieder entführte.

Unser Gabelfrühstück bestand aus verschiedenen kalten Fleischspeisen, Eiern und einer Art von Spinat, der aber ohne Salz und Fett gekocht war. Ich hielt mich an die zuerst genannten Schüsseln, meine Wirthin aber bereitete sich aus dem Spinat ein eigenthümliches Gericht, indem sie Pfeffer und Salz, Zwiebeln, Kaviar, Zucker und ein Glas des beliebten Getränkes, „Quas" genannt, dazu that. Sie versicherte mir, diese Speise bekäme sehr gut, und ich war gern bereit es zu glauben, ohne es an mir selbst zu versuchen.

Um vier Uhr wurde zu Mittag gespeist und zwar sehr gut und reichlich. Besonders vortrefflich fand ich eine Art Schwämme (birle grebui), die in der ganzen Umgegend wuchsen und die der Koch sehr gut zu bereiten verstand. Sie wurden nicht gekocht, wie das bei uns meist geschieht, sondern mit Pfeffer und Salz bestreut und in der Pfanne in frischer Butter gebacken. Auch in der Bereitung der pirogki — kleiner Pasteten von Blätterteig mit Fleisch oder Fisch, bei ärmeren Leuten mit Sauerkraut gefüllt — war er Meister. Nur die Sauberkeit des Geschirrs ließ manches zu wünschen übrig; als ich aber eines Tages nicht umhin konnte, einen mit Staub bedeckten Teller abzuwischen, ehe ich mir die Suppe darauf geben ließ, meinte meine Wirthin lachend: durch solche Eigenheiten mache man nur sich und seinen Dienstboten das Leben schwer.

Den ihrigen sicherlich wurde es leicht genug gemacht!

Wir beide — denn Herr von X. reiste schon nach zwei Tagen wieder ab — hatten zu unserer Bedienung: den Koch, den ernsthaften Diener, Wassili, der das ganze Haus und uns durch seine Pünktlichkeit beherrschte und dem wir deßhalb den Beinamen »le gouverneur« gegeben, Paulowna, das Kammermädchen, Pelagea, die Küchenmagd und einen dreizehnjährigen Sohn Wassili's, Petge (Peterchen) genannt. Man sollte denken, daß fünf Dienstboten für zwei Personen hinreichend gewesen wären, doch fand ich die Bedienung hier, wie in andern russischen Häusern, mangelhafter als in Deutschland bei einer Magd.

Die Ursache davon liegt wohl hauptsächlich in der Leibeigenschaft der Dienstboten. Die Herrschaft sucht sich aus ihren Hörigen diejenigen heraus, die ihr am geeignetsten zum Dienste scheinen. Diese bekommen dann allerdings bessere Nahrung und Kleidung als die Uebrigen, von Lohn ist aber nicht die Rede; und da sie wissen, daß die Herrschaft sie erhalten muß, ob sie ihr gut oder schlecht dienen, so ist der Eifer nicht sehr groß. Im Gegentheil ist es ihnen oft ganz recht, wenn sie entlassen werden, denn alsdann verdingen sie sich gegen ziemlich hohen Lohn in fremden Häusern und haben ihrem Herrn nur eine Art Abgabe, den Obrock, zu entrichten. — Jetzt, nach Aufhebung der Leibeigenschaft, hat Herr von X. von den zwölf Dienstboten, die er in Moskau für sich und seine Frau hielt, nur die Hälfte gegen festgesetzten Lohn behalten, wobei beide Theile gewonnen haben.

Das Kammermädchen, sowie der kleine Petge waren mir zu meiner Bedienung zur Verfügung gestellt, doch machte ich nur sehr bescheidene Ansprüche an sie. Paulowna's Dienstleistungen beschränkten sich darauf, die Decke meines Bettes, die ich beim Aufstehen zurückgeworfen, wieder überzulegen — auch ziemlich alles, was man bei einem so einfachen Lager thun konnte — und sich jeden Morgen auf ihre Anfrage, ob sie mir beim Ankleiden behilflich sein könne, eine verneinende Antwort zu holen.

Petge, der dunkle Page, wie wir ihn wegen seiner braunen Hautfarbe nannten, hatte die Verpflichtung, das Wasser zu dem kalten Bade, das ich bei der großen Hitze — 26 bis 28 Grad — täglich nahm, zu besorgen; aber obgleich er die Stunde genau wußte, konnte ich es doch selten erlangen, daß er das Gewünschte von selbst brachte. Da Schellenzüge in diesem, wie in den meisten russischen Häusern, unbekannt waren, so mußte ich alsdann den Namen meines dienstbaren Geistes durch das ganze Haus erschallen lassen, worauf derselbe von Jedem, der ihn vernahm, wiederholt wurde, bis der Chorus zu den Ohren des Vermißten gelangte. Das hielt jedoch oft schwer, da Petge, von Natur nicht sehr thätig, jetzt bei der heißen Witterung und einer wenig anziehenden Arbeit — seine Herrin hatte ihm einen Unterrock zu sticken gegeben — den größten Theil des Tages schlafend zubrachte. Er hatte sich dazu ein besonderes Plätzchen unter einer Hecke ausgewählt, von wo ich ihn öfters holen ließ, wenn ich seiner bedurfte. Daß dieses staubige Lager und der Sonnenbrand seinem Teint nicht sehr günstig waren, läßt sich denken, und ich erwartete ihn mit der Zeit in einen vollständigen Mohren verwandelt zu sehen. Zu meiner großen Verwunderung aber erschien er eines Tages mit ganz veränderter, ordentlich klarer Gesichtsfarbe.

Was hat Petge nur mit sich angefangen? frug ich das Kammermädchen, das gerade zugegen war.

Nun, erwiderte sie unbefangen, er wird sich gewaschen haben, das thut er immer von Zeit zu Zeit.

Nicht weniger, als über die Unreinlichkeit der Dienstboten, erstaunte ich über ihre Unwissenheit. Einer derselben, der mich mit seiner Herrin stets nur französisch hatte sprechen hören, äußerte einst gegen diese: das fremde Fräulein müsse wohl eine Heidin sein, da sie nicht russisch spreche; beten könne sie nicht, denn der liebe Gott verstehe ja nur russisch.

Ein anderes Dienstmädchen traf ich einmal vor dem Bilde des Czaren stehen. Das ist Dein Kaiser, sagte ich zu ihr.

Ja, matuschke (Mütterchen), und Ihrer auch, erwiderte sie.

Nicht doch, ich habe einen andern Herrn, antwortete ich und suchte ihr begreiflich zu machen, daß ich keine Russin und folglich auch keine Unterthanin des Czaren sei. Es war vergebliche Mühe; sie beharrte darauf, daß der Czar über alle andern Fürsten und Herren, und folglich auch über deren Unterthanen herrsche.

Ueberhaupt stellen die Russen ihren Kaiser außerordentlich hoch und halten ihn für nur wenig geringer als Gott. Eine Bäuerin, welche die Eisenbahn zum ersten Mal gesehen hatte, meinte: Ja, das ist ein wunderbares Ding, das muß entweder der liebe Gott oder der Czar gemacht haben.

Da das Gut von andern Besitzungen sehr weit entfernt lag, so hatten wir wenig Verkehr, und unsere Lebensweise war daher eine sehr regelmäßige, fast einförmige. Bei der liebenswürdigen Art und Weise meiner Wirthin aber, die mich stets mit herzlicher Freundlichkeit empfing, wenn ich mich zu ihr gesellte, und mir volle Freiheit für meine Beschäftigungen ließ, verging mir die Zeit auf die angenehmste Weise. Nur ermahnte sie mich, bei meinen Spaziergängen nicht zu tief in den Wald hineinzugehen, da sich dort oft Wölfe aufhielten. Das hatte übrigens keine Gefahr, denn der Wald war, sobald man in's Innere eindringen wollte, so dicht verwachsen, daß man ohne Hilfe der Axt nicht weit kam — eine Dame mit Krinoline zumal nicht! Ich beschränkte mich deßhalb meist auf die Wiesen am Rande des Waldes, die mir mit ihrer Mannigfaltigkeit von Blumen ein weites und reiches Feld für meine Wanderungen boten.

Den Abend brachten wir meist am Klavier zu, das meine Wirthin sehr liebte, oder sie ließ auch wohl den ernsthaften Diener hereinkommen und einen Tanz auf einer großen Drehorgel spielen, wozu sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens tanzte; — denn Frau von X. hatte den Tanz, wie die meisten Russinnen, leidenschaftlich geliebt und liebte ihn noch.

Die festgesetzte Zeit meines Besuches ging rasch vorüber. Ich hatte mich an die Eigenthümlichkeiten meines Aufenthaltes gewöhnt, mein Stübchen war mir heimisch, meine Wirthin theuer geworden. So schied ich mit herzlichem Dank und aufrichtigem Bedauern, das sich nicht verminderte, als ich mich nach kurzer Eisenbahnfahrt wieder in dem heißen, staubigen Moskau befand.

J. J. Abert.

Ein Land, zu dessen ältesten Sagenhelden neben fabelhaften Königen, Rittern, Zauberern etc. auch ein Musikus gehört, ein solches Land, dessen kann man sicher sein, ist von Uranfang an und von Natur aus ein musikalisches Land — und ein solches ist Böhmen. Welches andere hat eine Sage, wie die von Dalibor, dem armen Ritter, der alle Pein und Qual des Gefängnisses mit der Geige verscheucht und dabei die ganze Nachbarschaft mit den wenigen Tönen entzückt, die durch die dicken Thurmmauern in's Freie zu dringen vermögen? Es ist eine viele hundert Jahre alte Paganini-Sage. In andern Ländern vertreiben sich gefangene Helden ihre Zeit mit Abrichtung von Spinnen; in Böhmen, indem sie sich zu Virtuosen ausbilden. Und da das ganze Böhmen durch lange Jahrhunderte so zu sagen ein einziger, großer, runder Gefängnißthurm gewesen, wie die Daliborka, so sind auch alle Böhmen Musikanten geworden; das beweisen die Schaaren, welche die ganze Welt durchziehen von Pol zu Pol, die unzähligen Kapellmeister und anderweitigen Musiker, die in allen Orchestern Europa's, Amerika's, Indiens etc. sitzen, und die vielen ausgezeichneten Künstler, die die ganze Welt oder wenigstens irgend ein Welttheil kennt, wie z. B. Dreischock, die Clauß-Szarvady, Jenny Lutzer, Laub, Schulhoff, Neukirchner, Wehli etc. und der Vater von ihnen Allen: Moscheles, und jener bereits zur Mythe gewordene Slawik (heißt so viel wie Nachtigall), der alle Geiger der Welt übertroffen haben soll und darum früh abberufen wurde, um bei den himmlischen Chören die erste Violine zu spielen. Und noch auf ganz andere Titel und Berechtigungen berufen sich die Böhmen! Mozart zählen sie beinahe zu den Ihrigen und mit einem gewissen Rechte. Für Prag ist Titus geschrieben worden; für Prag die Oper der Opern, Don Juan, und in Prag, was noch mehr sagen will, ist die in Wien durchgefallene Figaro's Hochzeit wieder rehabilitirt worden. Und Mozart sagte: „Die Prager verstengen mich!“ Ist das nicht ein musikalischer Adelsbrief und Doktordiplom? Indessen zeugt das Alles, dem Wesen der slavischen Majorität entsprechend, freilich mehr für bloße Empfänglichkeit und Reproduktionsfähigkeit, als für wahrhafte, große Schöpferkraft. Von den musikalischen Titanen und Heroen Deutschlands, wie Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Schubert ist keiner aus Böhmen hervorgegangen, doch fehlte es auch nicht an schönen Talenten, wie Tomaschek, Veit, Kittl u. A., die es, ohne die chinesische Mauer, die früher Oesterreich von Deutschland und der Welt abgeschlossen, gewiß zu weiterer Wirksamkeit und zu größerem Namen gebracht haben würden.

Und eben erscheint Abert auf dem Schauplatze, der, glücklicher als seine Landsleute, bestimmt scheint, erobernd über die deutschen Bühnen und vielleicht darüber hinaus zu schreiten. Es ist wieder einer der schönen und lyrischen Witze des Schicksals, daß der große, unglückliche Musikus Astorga, dessen Spuren sich in dem musikalischen Lande Böhmen verlieren, wahrscheinlich im Chore irgend eines Klosters, an der Hand eines böhmischen Musici und von Musik verklärt, wieder in's heitere Sonnenlicht auftaucht, und zwar eines Musici, der, ebenso wie Astorga, seine Jugend in einem Kloster verbrachte.

Die Oper Astorga — die Geschichte ihres Helden haben wir bereits in der Freya (1865, S. 30) erzählt — hat letzten Frühling in Stuttgart großes und gerechtes Glück gemacht und, wie wir vernehmen, wird sie in diesem Augenblick an vielen deutschen Bühnen einstudirt und erscheint im Klavierauszug in Leipzig bei Breitkopf und Härtel. Der Name Abert wird bald in ganz Deutschland rühmlichst bekannt sein, Tausende werden sich an seinem Werk erfreut haben, und so glauben wir nach dem Sinne des Publikums zu handeln, wenn wir ihm das Porträt des jungen Meisters liefern. Wem wir schöne Stunden künstlerischen Genusses danken, von dem haben wir gerne eine körperliche Vorstellung, dem sehen wir gerne und dankbar in's Gesicht.

J. J. Abert, der Sohn armer Leute, stammt aus einem kleinen Dorfe bei Leitmeritz in Böhmen. Dem geistlichen Stande bestimmt, verbrachte er mehrere Jahre seiner Jugend im bischöflichen Seminar der genannten Stadt; aber Talent und Beruf zur Musik zeigten sich frühzeitig in so ausgesprochener Weise, indem er gleich jungen Mönchen und Novizen des Mittelalters schon damals für den Kirchendienst komponirte, daß Eltern und Lehrer bald erkannten, er würde im Prager Konservatorium besser an seinem Platze sein, als im Seminar. In dieser trefflichen und altberühmten Musikschule bildete er sich nicht bloß zu einem vielseitigen Instrumentalisten, sondern eignete sich auch alle Mittel und Formen der Kunst an, die dem angeborenen Talente erst den rechten Halt geben, es mit großen Beispielen erziehen und wie nach der einen Seite Maß und Beschränkung, so nach der andern die weiten Grenzen, den unerschöpflichen Reichthum des musikalischen Gebietes kennen lehren. In den verschiedensten Fächern war Abert einer der besten Schüler des Konservatoriums und zeichnete sich als exekutirender Künstler wie als jugendlicher Kompositeur aus. Der alte Meister Lindpaintner fand ihn, bei einem Besuche in Prag, mit Kennerblick bald aus der Menge heraus und bewog ihn, ihm nach Stuttgart zu folgen, wo er ihn im Orchester anstellte. Auch dieser untergeordnete Platz ward ihm, der überall lernen wollte, zur Schule; er weihte ihn in die Geheimnisse der Orchestration ein und gab ihm Gelegenheit, die verschiedensten Meister, die da über die Bühne an ihm vorüber zogen, zu belauschen und zugleich einen Schatz von musikalischer Bühnenkenntniß zu sammeln. Wie gut er die erworbenen Mittel zu verwerthen versteht in selbstständigen Schöpfungen, hat er, noch jung, bereits in einer Reihe bedeutender und verschiedenartiger Werke gezeigt. Wir kennen von ihm ein Trio voll Anmuth, voll eigener Gedanken und von einem klassischen Anhauch, und jene große Symphonie „Columbus“, die ihm einen Namen gemacht und welche Musiker der alten Schule wie Zukunftsmusiker als zu ihnen gehörig reklamirten. In den drei großen Opern, die er bis jetzt geschrieben, zeigt sich,

J. J. Abert.

von einer zur andern, ein großer Fortschritt. „Anna von Landskron“ wird vom „König Enzio“ überragt und dieser wieder um mehr als eine Kopfshöhe vom „Astorga“. In dieser ist das Orchester eben so vortrefflich behandelt, wie die Stimmen; beide sind reich ausgestattet, beide zeugen von frischer, schöpferischer Kraft. Soli und Ensemble's jeder Art drängen sich in Fülle und manche von ihnen sind in ihrer Art abgerundete, vollendete Kunstwerke. Wenn Abert auch manchmal zu viel gibt oder mit zu großem Eifer, nach Art verschwenderischer Jugend, so wird er doch niemals maßlos oder unkünstlerisch. Es sind Ranken, die leicht beschnitten werden können. Wenn man auch da und dort an manches Andere erinnert wird und an Eklektizismus denken muß, so kommt doch im Ganzen eine eigene Persönlichkeit zum Vorschein, von der man gewiß ist, daß sie bald Meister ihrer selbst wird. Ist es doch das Schwerste beim modernen Künstler und zugleich das Verdienstlichste, zu sich selbst vorzudringen. Und was noch besonders hervorzuheben: die Oper Astorga ist, was moderne deutsche Opern so selten sind, praktisch, bühnengerecht, wirkungsvoll, dramatisch; und sie ist es, weil der Kompositeur weiß, was er will; weil er nicht zu sehr spintisirt; weil er nicht aus der Oper etwas anderes machen will, als sie sein soll, und vor Allem, weil er kann, was so Wenige können und was sie darum zu verschmähen sich den Anschein geben: Melodieen schaffen. Wir Publikum, die wir im Theater etwas hören und etwas in Geist, Gemüth und Ohr heimtragen wollen, was uns noch morgen Freude macht, wir sind so dumm, auf die Melodie einen großen Werth zu legen und die Folge dieser Dummheit ist, daß wir Mozart, Weber, Rossini lieben.



Unsere Feiertage.

II. Das Osterfest.

Von Friedrich Friedrich.

Das Weihnachtsfest feiern wir als ein doppeltes, als das Fest der Geburt Christi und als das des heidnischen Gottes Wuodan. Wie aber beide Feste, die ursprünglich streng geschieden waren, ja als Gegensätze einander gegenüberstanden, zu einem Ganzen vereint sind, wie das Christenthum den alten heidnischen Gebräuchen und Sitten eine neue Deutung und Anschauung gegeben, wie die Kirche Jahrhunderte hindurch sich bemüht hat, die Ueberreste des Heidenthums, die Sitten und Gebräuche des Wuodanfestes mehr und mehr zu verdrängen, und wie die Erinnerung sich immer seltener in jene alten Zeiten, in denen der Kultus des Wuodan blühte, zurückversetzt und die alten heidnischen Sitten unserer Vorfahren in ihrer ursprünglichen Gestaltung vor dem Geiste vorüberziehen läßt, wie endlich Vieles bei der Weihnachtsfeier so sehr in die christliche Idee sich hineingelebt hat, daß wir ihren wahren Ursprung kaum noch zu erkennen vermögen — so ist es auch mit dem Osterfeste.

Auch in ihm feiern wir zwei Feste, zwei Auferstehungsfeste, die ursprünglich nichts weiter mit einander gemein hatten, als daß sie um dieselbe Zeit fielen, die Auferstehung Christi und die Auferstehung und Wiederkehr des Frühlings-Pascha und Ostern, das Fest der christlichen Kirche und das Fest der altdeutschen Göttin Ostara. Beide sind in dem Osterfeste eng und innig vereint; das Christenthum hat indeß über das heidnische Fest den Sieg davon getragen, hat dessen Sitten sich untergeordnet und nur dann und wann leuchtet die Erinnerung an jene alte Feier der Göttin Ostara, wie unsere Vorfahren sie begingen, noch aus alten Sagen hervor, die sich hier und dort im Munde des Volkes erhalten haben. Aber nicht alle verstehen den Sinn jener Sagen, und man hat selbst versucht, ihnen christliche Ideen und christlichen Ursprung zu Grunde zu legen, um die letzten Denkmäler deutscher Vergangenheit zu vertilgen.

Wenn der Morgen des ersten Auferstehungstages grauet, sieht der Volksglaube die Sonne doppelt aufgehen. Zwei Sonnen stehen dann goldig am östlichen Himmelssaume und schauen, Freude verkündend, auf die Erde hin — das Sinnbild des auferstandenen Christus und die Verkündigung des neu erwachten Lenzes. Und die beiden Sonnen hüpfen dreimal und tanzen vor Freude, ehe sie sich ganz über den Saum des blauen Himmels erheben. Der fromme, christliche Sinn hat dieß Hüpfen der Sonne als Freude über die Auferstehung Christi gedeutet, diese Sage hat indeß einen rein heidnischen Ursprung und kündet die Freude der Sonne über den wiederkehrenden Lenz an.

Das Osterfest mit seinen mannigfachen Sitten und Gebräuchen und namentlich was seinen Namen anbetrifft, ist ein rein altdeutsches Fest, denn nur der Deutsche nennt dasselbe mit dem Namen des gleichzeitigen Festes der Göttin Ostra, während alle übrigen Völker es Pascha nennen, nach der Bezeichnung des altjüdischen Festes Pascha, Passah.

Auf der ersten allgemeinen Kirchensynode zu Nicäa 326 wurde, um zu verhüten, daß das Osterfest nicht mit dem Passah der Juden, welches stets am 15. Nisan, der von dem Neujahrstage abhängig ist, gefeiert wurde, zusammenfalle, bestimmt, daß das Oster- oder Auferstehungsfest immer in der ganzen Christenheit an dem Sonntage, welcher unmittelbar auf den Frühlings-Vollmond folgt, wenn aber dieser Vollmond auf einen Sonntag fiele, am nächstfolgenden Sonntage, also acht Tage später, gefeiert werden solle. So ist es noch und das Osterfest kann deßhalb nie vor dem 22. März und nie nach dem 25. April fallen.

Schon die ältesten Christen feierten das Auferstehungsfest mit besonderer Solennität. Die ganze vorhergehende Nacht wurde unter Gebet und Administrirung des heiligen Abendmahles zugebracht, das ignis paschalis oder cereus paschalis wurde zur feierlichen Illumination angezündet, in den Kirchen wurden die Katechumenen getauft, feierliche Prozessionen wurden gehalten und Gefangenen schenkte man die Freiheit.

Eine ganz eigenthümliche Sitte war das im fünfzehnten Jahrhundert allgemein übliche Ostergelächter. Nach der langen und ernsten, dem Osterfeste vorhergehenden und mit ihm vollendeten Fastenzeit, nach den schweren und kummervollen Leidenstagen, durch welche die Gemüther der Christen tief ergriffen und traurig gestimmt waren, hielten es die Geistlichen für ihre Pflicht, das Volk wiederum froh und heiter zu stimmen und die absonderlichsten Erzählungen und Anekdoten, die derbsten Späße sprachen sie von den Kanzeln herab zu den Gemeinden. Je mehr diese lachten, je mehr die Räume des Gotteshauses, wo wenige Tage vorher alle tief gebeugt und in Trauer auf den Knieen gelegen hatten, von Gelächter erschallten, um so besser glaubten die Geistlichen ihre Pflicht erfüllt zu haben. Da ist Manches auf den Kanzeln geredet worden, was man jetzt für unmöglich hält und die Feder wiederzugeben sich sträubt, damals war es indeß Sitte und man fand nichts Anstößiges darin. Die Reformation hat auch diesem Unwesen, welches aus einem heidnischen Festgebrauche hervorgegangen war, ein Ende gemacht.

Ueber den Namen „Ostern" gibt es verschiedene Deutungen. Einige wollen ihn von dem altdeutschen Worte „oster" (ostwärts, östlich) ableiten, weil man unter oster, östlich das Land des Aufganges, des Sonnenaufganges, der Auferstehung zu bezeichnen gewohnt war. Diese Deutung entbehrt jedoch jeder weiteren Begründung, ebenso wie jene, welche Ostern aus dem Worte Auferstehen, als deutsch „Urstand" ableiten will. Ohne allen Zweifel stammt die Benennung Ostern von der altdeutschen Göttin „Ostara" oder „Eastre" her.

Die altdeutsche Göttin Ostara war wahrscheinlich dieselbe wie die Göttin Freya, von welcher unser Wort „Frau" abstammt. Dem Namen nach war die Ostara oder Eastre die Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, eine freude- und heilbringende Göttin, die Göttin des Lenzes, spezieller auch des grünenden und blühenden Mai. Darauf deutet der Umstand hin, daß in der baskischen Sprache ostaro der Mai, die Zeit des Blühens und Belaubens und ostoa Laub, Blatt bedeutet.

Daß die alten Deutschen an den Abschnitten der vier Jahreszeiten große Feste zu feiern pflegten, ist bekannt. So feierten sie zu Weihnachten das Wuodansfest und im Frühjahr das Maifest oder das Fest des Frühlingsanfanges, denn der vergötterte Mai oder Sommer war eine ihrer höchsten Gottheiten. Mit diesem Maifeste hat sich die heidnische Osterfeier vielfach berührt, ja beide Feste sind wahrscheinlich ursprünglich nur ein Fest gewesen. Wie bei den großen heidnischen Festen Freudenfeuer, die zugleich Opferfeuer waren, angezündet wurden, so geschah es auch bei dem Osterfeste; man hatte Osterspiele und Ostermärchen, aus denen das bereits erwähnte Ostergelächter der christlichen Kirche entstanden war. Ja, der Umstand, daß das Volk der Göttin Ostara Maiblumen zu opfern pflegte, scheint es über jeden Zweifel zu stellen, daß das Osterfest und das Maifest ursprünglich vereint waren.

Den Monat April benannten die alten Angelsachsen, da der Göttermythus der Ostara besonders dem Norden Deutschlands angehört, nach der Göttin Ostara, den „Ostermonat" „Esturmonat", wie noch jetzt gebräuchlich. Den März nannten sie den „Rhedmonat" odere „Redmonat" nach der Göttin Hrede oder Rheda, wie der englische Mönch Beda, der Ehrwürdige († 735), erzählt und mehrere alte Chronisten mittheilen. Karl der Große nannte gleichfalls den April den Ostermonat, die Engländer haben den Namen Ostern durch die Angelsachsen erhalten.

Wann die Benennung des Auferstehungsfestes nach der heidnischen Osterfeier gebräuchlich geworden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, wahrscheinlich jedoch geschah es sogleich nach dem Eindringen des Christenthums in Deutschland, da die Kirche das Streben hatte, sich den heidnischen Volksgebräuchen anzuschließen, um sich desto leichter Eingang zu verschaffen. Der erste Uebersetzer der Bibel in die gothische Sprache, der Bischof Ulfilas, dem doch die Benennung der Ostara bekannt sein mußte, gebraucht das Wort Paska; freilich gehörte er mehr dem südlichen Deutschland an, wo der Name Ostern sich wohl erst später Eingang verschafft hat.

Die Osterzeit nannten die alten Deutschen auch „Hochzeit", denn in der Frühlingstag- und Nachtgleiche sollte der Sage nach am Himmel „hohe Zeit" sein. Versäumte der Sonnengott diesen Zeitpunkt, den er dem Gott des Winters gleichsam abkämpfen mußte, so herrschte der Winter das ganze Jahr hindurch. Da die Osterzeit die Zeit des knospenden und blühenden Lenzes war, die Zeit, wo Alles zu neuem Leben und neuer Freude erwachte, so drückte die alte Sprache mit dem Worte Ostern zugleich und überhaupt „Wonne" aus und besonders bei Liebesverhältnissen, wie es z. B. im Tristan (v. 926) vorkommt. Die Liebenden nannten sich gegenseitig „Osterwonne", um ihre höchste gegenseitige Liebe und Freude auszudrücken.

Der alte Volksglaube, daß die Sonne am Ostermorgen vor Freude tanze und dreimal hüpfe, ist bereits erwähnt, er ist heidnischen Ursprungs.

Ziemlich verbreitet, namentlich in Sachsen, Hessen, Braunschweig und Hannover, überhaupt in Mittel- und Norddeutschland, wo die Behörden es nicht untersagt haben und kein Holzmangel zur Einstellung beitrug, ist die Sitte der Osterfeuer. An dem Abende des Ostertages machen die jungen Burschen auf einem hoch und frei gelegenen Orte, am liebsten auf dem freien Gipfel eines Berges, aus Stroh und Washolz, welches sie zu diesem Zwecke gesammelt haben, ein großes Feuer. Die sämmtlichen jungen Leute des Ortes, Männer und Frauen ziehen, dann vereint mit Gesang zu dem Orte des Osterfeuers, schließen einen Kreis um dasselbe und unter Gesang wird der aufgethürmte Stroh- und Holzhaufen angezündet. Meist steckt auf einem in der Mitte des Haufens errichteten Pfahle eine Theertonne, welche später brennend den Berg hinabgerollt wird. Die jungen Burschen umtanzen mit selbst bereiteten Fackeln auf langen Stangen das Feuer.

In bergigen Gegenden sieht man auf allen Höhen ringsum am Osterabend zahlreiche Feuer glimmen. Weithin erglänzt jedesmal die Spitze des Brockens an diesem Abende.

Die Osterfeuer stammen aus der heidnischen Zeit unserer Vorfahren. Sie waren die Freuden- und Opferfeuer ihres Osterfestes. Das Feuer war für sie eine heilige und symbolische Kraft. Bis in's achtzehnte Jahrhundert waren diese Osterfeuer ganz allgemein in Deutschland. Namentlich brannte früher auf dem Osterberge bei Gandersheim, welcher der Göttin Ostara geheiligt war, ein großes und gewaltiges Feuer am Osterabende.

Auch dieser Sitte hat man einen christlichen Ursprung zu geben versucht, indem man die Osterfeuer von einer in der orientalischen Kirche herrschenden Sitte ableiten wollte. In der morgenländischen Kirche wird nämlich die Nacht vor dem Osterfeste durch Kerzen erleuchtet, durch den ignis oder cereus paschalis. Man nennt jene Nacht in ihr die „helle" oder die „hellste", und von Constantin dem Großen wird erzählt, daß er die Osternacht heller als den Tag gemacht habe. In der Kirche zu Jerusalem wurde nach altem Glauben das Osterfeuer durch ein Wunder, durch das Feuer des Herrn angezündet. Diese Sitte der morgenländischen Kirche hat mit den deutschen Osterfeuern nichts zu schaffen.

Allgemeiner und noch jetzt verbreiteter als das Osterfeuer ist die Sitte der Ostereier. Auch diese Sitte haben Manche von allem heidnischen Anklange zu befreien versucht und ihre Entstehung kirchlichen Gebräuchen zugeschrieben. Gleichwie am Christfeste, pflegte man sich früher beim Osterfeste gegenseitig zu beschenken, namentlich wurden den Geistlichen als eine Art

Zehnten zu Ostern als Entschädigung für die nun beendete lange Fastenzeit und als Stärkungsmittel Eier überbracht. Diese Sitte wurzelt aber in dem alten heidnischen Kultus, nach welchem am Osterfeste der Göttin Ostara Eier geopfert wurden. Ein Theil der Opfergaben wurde bei dem Feste verzehrt, es galt als glückverheißend an dem Opfermahle Theil genommen zu haben, und so hat sich die Sitte, am Osterabende Eier zu essen, bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten.

Daß an manchen Orten die Eier mit grünem Salate schon am „Grünen Donnerstage" gegessen werden, wie auch an diesem Tage hier und dort Osterfeuer brennen, beweist nichts gegen den heidnischen Ursprung dieser Sitte, denn früher währte das Osterfest länger als jetzt und der „Grüne Donnerstag" war nur ein Theil desselben.

Bei dem alten deutschen Osterfeste wurden gleichfalls Ostereier und Osterkuchen zum Feste eingesammelt, um sie dann gemeinsam zu verzehren.

Im Thüringischen herrscht noch die eigenthümliche Sitte, daß man den Kindern sagt, der Hase lege die Eier, und im Württembergischen werden die Ostereier zugleich mit Zuckerhasen in Büschen versteckt, damit die Kinder sie suchen. Das Verstecken und Suchen der Eier durch Kinder und Erwachsene ist auch an anderen Orten gebräuchlich und durch die Osterspiele bei dem altdeutschen Osterfeste entstanden. Eigenthümlich ist aber die Verbindung mit den Zuckerhasen und der Redeweise, daß der Hase die Eier gelegt habe. Der Märzhase stand im Dienste der Venus, er war der Aphrodite geheiligt und die Stadt Aphrodisias ward an der Stelle gebaut, wo ein Hase in einen Myrthenbusch geschlüpft war. Die Verbindung des Hasen mit dem Feste der Göttin Ostara scheint auf eine nähere oder entferntere Verwandtschaft derselben mit der Venus oder Aphrodite hinzuweisen.

In mehreren Gegenden, namentlich Thüringens, herrscht noch ein eigenes Spiel mit den Ostereiern, das sogenannte „Eierschlagen". Es nimmt Jeder ein möglichst hartgesottenes Ei in die Hand und sucht mit dem spitzen Theile desselben das Ei seines Gegners zu zerstoßen. Wer ein Ei zerstößt, erhält das zerstoßene.

Im Darmstädtischen halten die Burschen „Eierlaufen", gleichfalls ein Osterspiel. Etwa ein Schock Eier werden eine Elle von einander entfernt auf einen Weg gelegt, an dessen einem Ende ein mit Heu gefüllter Korb steht. In ziemlicher Entfernung davon wird auf einer Stange ein Tuch oder dergleichen als Preis aufgestellt. Zwei Wettläufer laufen nun Hand in Hand zweimal an den Eiern hin, dann läuft der Eine, „der Läufer", durch die Zuschauer nach dem aufgestellten Preise, während der Andere, „der Leser", die Eier möglichst schnell in den Korb mit Heu zu lesen sucht, wobei er aber stets nur ein Ei nehmen und keins zerbrechen darf. Wer zuerst seine Aufgabe vollendet hat, ist Sieger und erhält den Preis.

In der Lausitz besteht ein ähnliches Spiel, welches „Walei" genannt wird. Von besonderer Wichtigkeit sind die Ostereier in Rußland, überhaupt in der morgenländischen Kirche. Noch jetzt ist es in der griechischen Kirche Sitte, daß sich am Ostermorgen die Begegnenden küssen und sich zurufen: surrexit! (er ist auferstanden!), worauf der Andere antwortet: vere surrexit! (er ist wahrhaftig auferstanden!); dabei beschenkt man sich mit Ostereiern, ißt viele Eier und stellt verschiedene Spiele damit und darum an. In Petersburg allein werden in den letzten Tagen vor Ostern an fünf Millionen Eier verkauft. Man schreibt auch auf die rothgefärbten Eier die Worte: Kristos woskrees (Christus ist auferstanden), und zum Zwecke des Verschenkens werden sehr viele künstliche Eier aus Zucker, Wachs oder Glas angefertigt. In der Glasschleiferei des Kaisers sind während der Fastenzeit in mehreren Sälen eine Anzahl Arbeiter nur damit beschäftigt, in gefärbte oder nicht gefärbte Kristalleier Figuren, Blumen, Namen oder dergleichen zu schleifen, womit der Kaiser und die Kaiserin die russischen Großen beschenken. Ebenso werden in der Porzellanfabrik in Petersburg viele Eier angefertigt, die künstlich gearbeitet sind und in deren Inneres man Goldstücke und Pretiosen versteckt und so am Ostermorgen zum Ostergruße verschenkt.

Wie das in der heiligen Weihnachtsnacht geschöpfte Wasser eine besondere Kraft besitzen soll, so wird auch das in der Osternacht geschöpfte Wasser vom Volksglauben heilig gehalten. In der Nacht zu dem der Göttin geweihten Feste oder beim ersten Morgenroth wuschen sich die Jungfrauen das Gesicht in den der Göttin geweihten Quellen und Gewässern, um schön zu bleiben oder zu werden. Im tiefsten Schweigen mußte dieß indeß vollbracht werden; sobald eine der sich Waschenden sprach, grüßte oder auch nur gegrüßt wurde, verlor das Wasser seine zauberische Kraft. Dieß Waschen und Wasserschöpfen in der Osternacht hat sich noch im Volke in verschiedenen Gegenden erhalten, so z. B. im Hessischen, im Sächsischen, in der Altmark. Dieselbe Sitte findet sich auch bei den Celten in den Pyrenäen.

Die heidnischen Slawen in Rußland, Polen, Ungarn und Böhmen begießen sich an dem Frühlingsfeste, unserm Osterfeste, mit Wasser, ähnlich wie es die Indier an ihren Festen zu thun pflegen. An die Kraft des Osterwassers hat sich mit der Zeit viel Aberglaube geknüpft und die Bauern mancher Gegenden schreiben ihm eine besondere Heilkraft für verschiedene Krankheiten bei Menschen und Vieh zu. Die katholische Kirche bestärkt diesen Aberglauben, indem sie an Ostern das Taufwasser weiht.

Noch eine andere eigenthümliche Sitte herrscht in mehreren Gegenden Norddeutschlands. Am Abende vor Ostern, wenn das Osterfest eingeläutet wird, steigen die Bauernburschen auf den Thurm, um beim Läuten zu helfen und Sorge zu tragen, daß dasselbe möglichst lange währe. Wird an diesem Abende nämlich lange geläutet, so wächst, wie das Volk glaubt, auch der Flachs in dem Jahre lang. Sicherlich hängt diese Sitte gleichfalls mit dem alten Osterfeste zusammen, denn die Göttin Ostara war zugleich eine Beschützerin des Flachses.

AFRIKANISCHE REITERVÖLKER

TUAREK

MAROKKANER

BEDUINE.

Druck u. Verlag v. Krais u. Hoffmann in Stuttgart

Das Ausstellungsgebäude in Paris

auf dem Champ-de-Mars für 1867 hat einen Rauminhalt von 146,588 Meter.

Davon für

Land	Meter
Frankreich und seine Colonien	64,056 Meter.
Belgien	7,249 „
Niederlande und Colonien	1,998 „
Preußen	7,528 „
Deutschland	7,528 „
Oesterreich	7,528 „
Schweiz	2,416 „
Dänemark	650 „
Schweden und Norwegen	2,091 „
Spanien und Colonien	1,994 „
Portugal und Colonien	1,134 „
Griechenland	648 „
Donaufürstenthümer	648 Meter.
Italien	3,888 „
Römische Staaten	648 „
Rußland	2,196 „
Türkei	1,796 „
Persien und Centralasien	648 „
China und Japan	810 „
Afrika und Australien	810 „
Meriko	648 „
Amerika	5,188 „
Großbritannien	23,002 „

(Nähere Beschreibung siehe Freya 1865, S. 352.)



Briefe aus dem Orient.

Von Max Eyth.

Ein koptisches Kloster.

Shoobra, den 20. Nov. 1865.

Der Zweck meiner dießmaligen Expedition war zunächst die Besichtigung eines der vizeköniglichen Güter, d. h. Distrikte, in Oberegypten, welches der Vizekönig gegen Halim Pascha's Güter in und um Kaffr-Scheikh im Delta umzutauschen wünscht. Zwei Würdenträger, Ismael Bei, ein Türke, und Rames Bei, ein Tscherkesse, nebst meiner Wenigkeit sollten nun ein Inventar aufstellen und ein sachverständiges Gutachten abgeben. Ein vizeköniglicher Dampfer wurde uns zur Verfügung gestellt, auf dem wir uns glücklich in Bewegung setzten. Selbst ohne landschaftliche Zuthaten wäre eine solche Fahrt auf dem stattlichen Strom in der herrlichen Luft Egyptens — wenigstens während der frühen und späten Stunden des Tages — ein unvergleichlicher Genuß.

Zuerst passirte man Bulak mit seinen Werften, Kaminen und halbfertigen Kasernen und Palästen, eine Viertelstunde später Alt-Cairo und Gizzeh mit den modernden Spuren vergangener Jahrhunderte, während ein längstverschollenes Weltalter, aus der Wüste herüberragend, uns das Geleite gab. Auf der linken Seite liegen die kahlen Felshöhen des Mokattam mit seinen gewaltigen Steinbrüchen; auf der rechten Seite zeigen sich, hinter dichten Palmenhainen bald verschwindend, bald wieder erscheinend und sich langsam und feierlich um sich selbst drehend, die Pyramiden von Gizzeh, dann die drei von Abusir, dann die wunderliche Staffelpyramide von Sakkarah mit dem unter Palmen begrabenen Memphis, endlich zwei von Daschur und schließlich die letzte dieser großen Gruppe, die Pyramide von Rigga. Der Mokattam ist mittlerweile verschwunden und zieht sich nach Osten; die Gegend ist auf lange Strecken von einer Deltalandschaft nicht mehr wesentlich verschieden; denn auch im Delta verliert man, auf einer Seite wenigstens, den gelben Saum der Wüste fast nie aus dem Gesicht.

Zeitweise nähern sich jedoch die östlichen Berge wieder dem Fluß. Gelb, kahl, grotesk in ihren Formen, wenn auch nicht sehr hoch, geben sie der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge. Bei Bibe passirt man einen dieser vorspringenden Kalkberge, der einem Riesenkopf zum Erschrecken ähnlich sieht, und am Mittag des zweiten Tages kamen wir an dem Gebl Embarak vorüber, hinter welchem mit dem Dorfe Megaga meine amtliche Thätigkeit begann.

Meine Bei's ritten von Dorf zu Dorf, besahen Baumwolle, Wüsten, Zuckerrohr und Kameelsdisteln; ich fuhr der Reihe nach von Megaga nach Gindia, Scheruna, Garabia, Beni Masar, Schech Fadl und Colossona und machte pflichtschuldigst mein Inventar über Hunderte von Pferdekräften für Pumpen, die kein Wasser geben, von Pflügen, die nicht laufen, Fabriken, die der Wüstensand begräbt, ehe sie gebaut sind, und schmückte das Ganze mit zierlichen Randzeichnungen und Glossen, für die mich der Vizekönig vermuthlich hängen läßt.

Da die Bei's ihren Theil der Arbeit mit gewohnter orientalischer Ruhe behandelten, so hatte ich gezwungenermaßen Zeit zu verschiedenen Privatexpeditionen. Die erste ging nach dem Gebel Ter, auf dessen kahler, den Nil überragender Spitze ein altes koptisches Kloster mich anzog. Von Colossona, meiner südlichsten Station, hatte ich etwa sechs Meilen weiter nach Süden zu dampfen, um den Fuß des Berges zu erreichen. Vier oder fünf braune Kerls, wie sie Gott erschaffen, stürzten mir dort entgegen und sahen den Besessenen in der Wüste so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Bald jedoch ergab sich's, daß dieß eine Abtheilung der Geistlichkeit war, die schwimmend die vorüberfahrenden Schiffe im Interesse des Klosters anbettelt. Als sie sahen, daß ich ausstieg, bekleideten sie sich schleunigst mit einem Talar oder blauschwarzen Lumpen, versicherten mich wiederholt, daß sie Christen seien und gaben mir vorausrennend, winkend, zurückkommend und abermals vorauslaufend das Geleite. Das Kloster selbst steht hart an dem fast senkrechten Abhang des Berges und ist aus den weißgelben Kalksteinen desselben gebaut, — ein gelber Ameisenhaufen in der todten gelben Wüste. Meine Ankunft war natürlich längst durch Zeichen telegraphirt und aus dem kleinen Thor, welches in das Innere der wunderlichen Anstalt führt, wimmelte mir eine erstaunliche Schaar dieser ehrwürdigen Gestalten entgegen. Etliche erzählen mir von früheren Besuchen und den außerordentlichen Geschenken, die sie erhalten; andere von schlichterer Natur betteln ohne weitere Umschweife; etliche suchen mir die Aussicht zu zeigen; wieder andere sind ängstlich bemüht, mich in das Innere ihrer Behausung einzuführen.

Unter der direkten Leitung des Abts — wie der Mann auf Koptisch titulirt wird, weiß ich nicht — trete ich in die geweihten Hallen. Ein kleiner Vorhof jämmerlicher Steinhütten — Dachs- und Fuchshöhlen zu beiden Seiten — von der Ahnung eines Bauplans natürlich keine Rede — ein großes Loch, vier Fuß hoch, für eine Thüre, ein kleines Loch für ein Fenster. Dann kleine, enge Gäßchen, Trepp auf Trepp ab, von ähnlichen Hütten gebildet, alle, wie man in meiner schwäbischen Heimat sagt, „gruzelt voll" mit Mönchen, Gaisen und selbst Kindern. Nach etlichen Windungen geht es in die Kirche — hinunter. Ein grauenhaftes Loch! Einige kurze Säulen mit antiken Kapitälen stützen die Decke. Eine winzige Oeffnung in derselben gibt eine dämmerige Helle. Lampen nach arabischem Stile hängen von oben herab; ein paar Holzschemel zum Knieen stehen in dem engen Raum. Ein kleiner, erhöhter Platz ist mit einem rohen Holzgitter abgegrenzt. Links in demselben befindet sich ein schmaler Altar mit

einem in mittelalterlichem Stile ausgeführten Marienbild. In der Mitte, hinter Teppichen verhüllt, die völlig in Lumpen zerfallen sind, befindet sich der Eingang in's Allerheiligste. Ueber demselben hängen und werden mit Stolz gezeigt ein schauderhaftes Porträt des Ritters St. Georg und ein zweites der Maria. Das Heiligthum selbst ist vollständig ohne Licht — eine kleine, halbrunde Kammer — an den Wänden, halb hervorstehend, zehn schmächtige Säulen, welche die Kuppel tragen — in der Mitte ein Altar, auf dem ein schmutziger Küchenleuchter steht und ein noch schmutzigeres Büchlein in koptischer und arabischer Sprache liegt. Das ist das Kloster auf dem Gebel Ter!

Die Aussicht auf dem Felsen außen ist charakteristisch für Mittelegypten. Am Fuß des schroffen Abhanges, welcher von dieser Seite unersteiglich ist, fließt der heilige Strom, der sandige Inseln bildet und da und dort noch einen tieferen Kanal anfüllt; südlich und nördlich zeigt sich ein grüner Streifen, mit Palmen manchfach punktirt. Gegenüber hat man die öde, endlose Wüste, wellenförmig sich dem Horizont zu ziehend, während sich auf der östlichen Seite kecke Bergformen bis an das Ufer des Flusses vordrängen, deren flache Plateau's, kahl und dürr und ohne Abwechslung, eine zweite Wüste bilden.



Ein sonderbares Petrefakt.

Von Georg Asmus.

Alljährlich einmal führt mich mein Weg von den Kupfergruben des Lake superior nach New-York; aus sechsmonatlichem Schnee ostwärts in den lachenden Sommer hinein.

Da flanirt sich's denn gar angenehm in dem treibenden Gewühl der großen Stadt, und wenn einem die letzte Citrone und der letzte Apfel längst ausgegangen da droben, ist es dem Auge sehr erfreulich, Berge von Ananas, Bananen und Kirschen in den Straßen herum liegen zu sehen. —

Bei solchen Wanderungen fehlte ich nicht, dann und wann ein Stündchen in Barnums Museum zuzubringen — sicher stets etwas Neues zu finden unter diesem bunten Haufwerk von belehrenden, angenehmen und widerwärtigen Sonderbarkeiten aller Art.

Im Juni dieses Jahres schlenderte ich denn auch wieder im Museum umher und wurde durch ein neu aufgestelltes Curiosum gefesselt, von dem ich eine kurze Beschreibung folgen lasse. Die Sache verdient wohl um so eher einer Erwähnung, als das Museum seitdem abgebrannt und der betreffende Gegenstand vernichtet ist.

Frei, von allen Seiten zugänglich, war unter einem großen Glaskasten ein wunderliches Petrefakt zu sehen, welches mich dergestalt anzog, daß ich es nachher noch ein halb Dutzend mal aufsuchte und mich schließlich nicht enthalten konnte eine Skizze davon zu machen; von dieser gebe ich hier eine treue Copie. Photographien oder andere Abbildungen waren nicht zu haben, und so ist diese kleine Zeichnung wohl die einzige, welche existirt.

Eine gewaltige Boa hat einen Reiter sammt Pferd umstrickt — alle drei in vollkommen natürlicher Stellung des Todes, das Ganze mit Tropfstein inkrustirt. Die Unterlage war, wie man deutlich sehen konnte, von der mürben, etwas porösen Kalkmasse losgemeißelt worden. Die auf der Skizze dargestellte Ansicht war die deutlichst erhaltene; die Rückseite, massiger überzogen, zeigte übrigens noch bestimmte Umrisse und diese harmonirten genau mit dem Uebrigen. Ein angeklebter Zettel sagte kurz, daß das Stück in einer Höhle, nahe dem Vulkan von Chillan (Buenos Ayres), gefunden worden und sprach die Vermuthung aus, daß der Reiter ein Indianer sei, der die Schlange, nachdem sie ihn ergriffen, mit einem vergifteten Pfeil getödtet habe. So allerdings erscheint die Entstehung der Gruppe, wenn überhaupt ein Naturprodukt, wohl einzig plausibel, denn man weiß, daß die Gifte jener Indianer in wenig Augenblicken tödten. Nun würde ich den Gegenstand, wie ich viele es thun sah, mit der trockenen Bemerkung „Humbug“ los geworden sein, hätte nicht die außerordentliche Naturwahrheit dieser versteinerten Katastrophe, die feine Anordnung des Ganzen, besonders aber die Grazie, welche in den Linien des Oberkörpers des Reiters liegt, meine Aufmerksamkeit mehr und mehr gefesselt. Andeutungen von Gewand, Sattelzeug oder Waffen waren nicht vorhanden, doch erschien die Kalkkruste an einzelnen Stellen sehr dünn; so waren die Zehen des linken Fußes deutlich erkennbar; die große Zehe stand etwas aufwärts, als wenn sie einen Fußpunkt gefunden und sich da angestemmt hätte. Die Figur des Reiters macht den Eindruck der eines schlanken, aber kräftigen jungen Mannes. Der linke Arm ist gefesselt und scharf an den Körper gedrückt, während der rechte frei am Halse des Pferdes herabhängt und der Schlange den Todesstreich gegeben haben kann. Der Kopf ist in schöner Haltung und wie im Schlafe auf die Schulter gesunken.

Die Windungen der Boa sind absolut sachgemäß und natürlich. Sie hat zuerst den hinteren Theil des Pferdes, dann dessen Brust sammt dem Reiter und zuletzt diesen allein umschlungen. Der Kopf der Schlange maß nahezu $1\frac{1}{2}$ Fuß.

Das Pferd erschien von mittlerer Größe, alle Formen offenbar korrekt, die ganze Stellung naturgemäß; der rechte Vorderfuß war im Knie zurückgeschlagen und ziemlich weit nach außen gerückt. So hatte das Ganze hinreichende Basis.

Hätte ich nur das Ding anbohren dürfen!

Künstlich — oder echt, dieses eigenthümliche Monument des Todes bleibt gleich unerklärbar.

Ein Künstler, der diesen Gegenstand überhaupt behan-



deln wollte, könnte das Ganze wohl unmöglich besser arrangiren. Sollte ein solcher die Unterlage gemacht haben? Wo ist der Meister, der, Barnum'schem Scherz und Geld zu gefallen, ein solches Werk herstellt – und wo hat er es nachher der Inkrustation ausgesetzt? Daß es Kalksinter war, steht außer Zweifel.

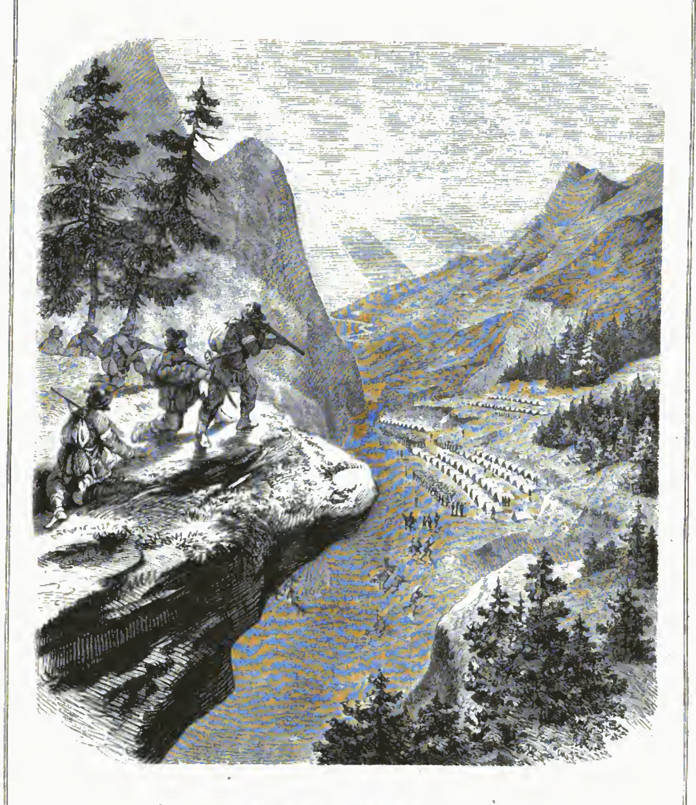
Die andere Erklärung ist denn auch schwierig genug; wenigstens müßten viele Umstände zusammengewirkt haben, um das Resultat hervorzubringen. Die Uebersinterung müßte sehr rasch erfolgt sein, so daß die Körper nicht Zeit hatten zu zerfallen; dann aber mußte der Niederschlag wieder aufgehört haben, denn es ist auf einzelnen Stellen nur so viel, als nöthig, um die Form unverletzt zu erhalten.

Eine dritte möglich scheinende Lösung wäre endlich die, daß man einen todten Indianer künstlich mit den Leichen der beiden Thiere in die betreffende Stellung gebracht habe und zwar unter einem vorhandenen Regen versteinernder Wasser. Doch hiegegen sprechen so triftige Gründe, daß diese scheinbar einfachste Lösung gänzlich zu verwerfen ist. Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, drei Leichen wie die in Frage stehenden so gefällig und wahr zu gruppiren — wie hätte man der todten Boa die pressende Wirkung der oberen Schlinge mittheilen können? Will man dagegen annehmen, daß der ganze Hergang ein natürlicher war, so ist es erklärlich, daß dieser Ring nahezu in seiner Lage verharrte, man darf sich nur den Arm und ein paar Rippen zerbrochen denken, so war schon das herabhängende Kopfende der Schlange hinreichend schwer, um den Ring in seiner Stellung zu erhalten. Diese Idee wird jedoch durch das Steinbild selbst keineswegs rege gemacht; der Unterarm scheint nur gegen den Bauch gepreßt zu sein. Bei künstlicher Herstellung wäre man übrigens auf solche Details nicht wohl gekommen; man würde es auch nicht an einer Waffe in der Hand des Mannes habe fehlen lassen, wie denn das Ganze nirgends die leiseste Absichtlichkeit verräth.

So erscheint der Fall räthselhaft in jeder Weise, denn nur mit Widerstreben mag man an eine ganz naturgemäße Entstehung des Bildes glauben.

Barnum, den ich aufsuchen wollte, um zu erfahren, wie er zu der Gruppe gekommen, war leider nicht in der Stadt und sein Geschäftsführer konnte mir nur sagen, daß ein Amerikaner dieselbe vor etwa 8 Jahren von Südamerika mitgebracht, aber solch enormen Preis (20,000 Doll.) verlangt habe, daß Niemand Lust zum Kaufe spürte. Da ließ er sie denn in einer Kiste in seinen Keller stellen, wo sie bis zu seinem Tode verblieb und Barnum dann mit der Wittwe leichter Handels einig wurde.

Sei dem nun all wie ihm wolle, von sämmtlichen Indianern, die ich gesehen und kennen gelernt, ist es dieser steinerne allein, der mich anziehen und wahrhaft interessiren konnte.



Der Kampf in Wälschtyrol.

(Mit Abbildung nach einer Originalskizze von C. v. M.)

In dem jetzt zu Ende gegangenen österreichisch-italienischen Kriege nehmen die Kämpfe in Südtyrol eine hervorragende Stelle ein. Hauptsächlich wurde in dem entlegenen Distrikte Indikarien mit unerhörter Erbitterung gefochten. Garibaldi machte hier an der Spitze seiner Freischaaren den Versuch, die befestigten Alpenschlüsse zu forçiren und gegen Trient vorzudringen, wo er sich mit den regulären Truppen des Generals Medici vereinigen sollte. Diese Absicht wurde durch die Tapferkeit der Tyroler, die hier thatsächlich gegen eine zehnfache Uebermacht kämpften, vereitelt. Zwar fiel das Fort Ampola in die Hände der Freischaaren, aber auf der Straße nach Trient wurden dieselben durch die „Kaiserjäger“, die von dem tapfern Hauptmanne Gredler kommandirt waren, zurück-

geworfen. An diesem Gefechte, in welchem Garibaldi in Gefahr war, gefangen zu werden, nahm außer einigen Kompagnieen regulärer Truppen und einer Gebirgsbatterie auch eine Abtheilung Landesschützen Theil. Während die ersteren überall mit dem Bayonnet vorgingen, postirten sich die Scharfschützen auf den Abhängen der Bergwände, von wo aus sie mit ihren gefürchteten Stutzen die Offiziere der Freischaaren wegschossen. Die Rothhemden boten ihnen dazu eine äußerst günstige Zielscheibe. Hier fielen vier Offiziere aus der Umgebung Garibaldi's. Der Reisewagen des Führers selbst wurde nach Aussage der Italiener von sechzehn Kugeln durchlöchert. Auf dem eiligen Rückmarsche gönnten die Schützen dem Feinde ebenfalls keine Ruhe. Bei einbrechender Nacht schlichen sie sich an seine Lagerzelte hinan, alarmirten die Schläfer und brachten ihnen von den Höhen aus große Verluste bei. In diesen Gefechten machten die Tyroler 1200 Gefangene, die nach Trient gebracht wurden. Das rothe Hemd, von welchem sich die Italiener eine so große Wirkung auf die Gemüther der Tyroler versprochen hatten, wirkte auf dieselben durchaus gegentheilig; es reizte nur ihren Kampfmuth und ihre Verwegenheit.

Bo.



Die Trüffel.

Die Trüffel, die von Talleyrand, ihrem Großmeister, empfohlene Speise der Diplomaten, ist, nach Jean de la Blenie, ein Knollengewächs ohne Wurzel, das unter der Erde sproßt.

Man findet die Trüffeln: in Italien in Piemont; in Frankreich in mehreren Departements: die schönsten bei Salignac in der Dordogne, die duftigsten bei Cressensac im Departement Lot.

Sie fangen gegen Ende August sich zu entwickeln an. Um diese Zeit sind sie im Innern noch weiß; mit der Abkühlung der Temperatur marmoriren sie sich; schwarz werden sie erst gegen Ende Novembers und alle ihre Eigenschaften entwickeln sich erst nach einigen starken Frösten. Ihnen ist die Kälte, was die Sonne den Pfirsichen.

Der eigentliche Keim der Trüffel ist noch unbekannt. Man weiß nur, daß sie allein in steinigem und kiesigem Boden vorkommen und im Schatten großer Bäume.

Die Trüffelgründe finden sich nur, entweder in der Nachbarschaft einer Eiche, einer Buche, eines Nußbaumes, eines Wachholders, oder eines Gebüsches.

Fällt man den Baum oder Strauch, so verschwindet die Trüffel, um erst wieder zu erscheinen, wenn der Baum oder Strauch neu gewachsen ist und etwas Schatten gibt. Zu viel Schatten erstickt sie. Die Trüffelgründe hören auf ergiebig zu sein, wenn das Gebüsch zu dicht wird.

Seit ungefähr zwanzig Jahren haben die Bauern von Cressensac ein einfaches Verfahren, um Trüffelgründe zu schaffen. Sie bepflanzen irgend ein Stück Weinbergs mit Eicheln, in einer Entfernung von 2—3 Metern von einander. Nach 12 oder 15 Jahren sind die Eichen emporgewachsen, der Boden beschattet und der Trüffelgrund geschaffen. Die Rebe wird dann ausgerissen.

In Italien sucht man nach den Trüffeln mit Hunden; in Frankreich mit Schweinen. Diese beiden Thierarten wittern die Trüffel, die 7—8 Centimeter tief im Boden steckt, und legen sie bloß: die Hunde wühlen die Erde mit den Pfoten auf, die Schweine mit dem Rüssel.

Diese letzteren fressen die Trüffeln sehr gerne; man gewöhnt sie aber, sich ihrer zu enthalten, indem man ihnen, sobald sie sie zu Tage gefördert, 5—6 Maiskörner gibt, verbunden, wenn es Noth thut, mit einigen Hieben.

Die Erziehung dieser Schweine bedarf einer ziemlich langen Zeit; aber nach Vollendung derselben hat das Thier einen großen Werth. Ein gut abgerichtetes Schwein wird mit 100—150 Frks. bezahlt.

Nicht alle haben den Instinkt ihres Berufes. Man muß diejenigen, die ihn besitzen, aus der Menge herauszufinden wissen, und dabei verfahren die Trüffeljäger so: sie begeben sich auf den Schweinemarkt, stellen sich in die Mitte des Platzes und verstecken eine oder zwei Trüffeln unter ihrem Fuß. Hundert junge Schweine werden vorüberlaufen, ohne eine Gemüthsbewegung zu zeigen; aber wenn Eine stehen bleibt und kühn unter der Sohle des Schuhes zu wühlen beginnt, kauft sie der Trüffeljäger um jeden Preis.

Bis in die letzten Jahre brachten die Trüffelgründe ihren Besitzern keinen oder nur geringen Gewinn; sie wurden von einer Art von Trüffelwilddieben, in der Nacht bei Mondschein oder an Nebeltagen, zu sehr bestohlen. Jetzt hat man diesen Dieben selbst die Gründe verpachtet und aus Räubern wurden sie die aufmerksamsten Wächter des Rechtes und des Eigenthums — und man fängt an die Trüffelerndte zu achten, wie jede andere, während man sie bisher wie ein wildes Eigenthum betrachtete.

Man kann annehmen, daß Frankreich durchschnittlich im Jahre 2 Millionen Pfund Trüffeln hervorbringt. Im Jahre 1865 wurden 450,000 Pfund exportirt.





General v. Steinmetz (S. 437) bezeichnet man als die eigentliche Seele des Armeecorps, welches unter dem Kronprinzen von Preußen stand. Er ist ein altgedienter Soldat, der schon die Feldzüge von 1813—15 als Lieutenant mitmachte. 1848 befehligte er im Schleswig-Holsteinischen Kriege zwei Bataillone. Ihm wurde die unschöne Aufgabe, die im November des Revolutionsjahres nach Brandenburg verbannte Nationalversammlung zu beschützen, besser gesagt, zu bedrohen. In den letzten Krieg zog er als Chef des fünften Armeekorps. Er ist der Held von Nachod und er ist es, der durch halbe Umgehung der Oesterreicher bei Königgrätz viel zu deren Niederlage beigetragen.

Kleie, Mehl und Spreu. — Die Academia della Crusca, die berühmteste aller italienischen gelehrten Gesellschaften, wurde in diesen Tagen durch königliches Dekret reformirt, in der Absicht, sie nach und nach zu einem allgemeinen italienischen Institut, nach Art der französischen Akademie, umzuwandeln. Bisher mußte man geborener Toskaner sein, um eines der zwölf „residirenden" Mitglieder werden zu können. Die Bedingung toskanischen Ursprungs fällt nun weg und die Zahl wird auf achtzehn erhöht. Crusca heißt so viel wie Kleie, und die im Jahr 1582 durch den Poeten Grazzini gegründete Akademie nannte sich so, weil ihr Zweck war, die Kleie vom Mehl zu scheiden, d. i. die italienische Sprache von fremden oder häßlichen oder unlogischen Elementen zu reinigen. Ihr Wappen ist ein Sieb. Im Jahre 1612 veröffentlichte die Crusca ihr erstes Wörterbuch in einem Bande, das aber nach und nach bis zu sieben Foliobänden heranwuchs und für Sprachforscher und Schriftsteller die größte Autorität wurde. Dichter und Schriftsteller, deren Wörter, Ausdrücke, Sprachweise in das Wörterbuch aufgenommen wurde, wie Machiavelli, Bocaccio, nannte man Autore der Crusca. Mit der Crusca verschmolzen sich zwei ältere Akademieen, die der „Apathischen" und der „Feuchten" und diese drei zusammen haben heute den Titel der königlichen Akademie von Florenz. Dem Leser fallen vielleicht die sonderbaren Namen auf. Nun ein Deutscher, Jarkins, der 1725 eine Studie über die italienischen Akademieen veröffentlichte, zählt nicht weniger als sechshundert zu seiner Zeit existirende auf und von ihren Namen klingt einer komischer, barocker, närrischer als der andere. Es gab Akademieen der Schläfrigen, der Schlummernden, der Verwirrten, der Enttäuschten, der Erwachten, der Aufgeregten, der Feurigen, der Naseweisen, der Läppischen, der Phantastischen, der Donnernden, der Unharmonischen, der Vagabunden, der Verstorbenen, der Lächerlichen, der Wilden, der Gefräßigen ꝛc. Beinahe jede Stadt hatte eine oder mehrere Akademieen, manche bis zu zwölfen. Man muß sich darüber nicht wundern, denn im Grunde waren die meisten dieser Akademieen nur Gesellschaften, freilich gebildeter Leute, wie sie, zum Theil unter eben so barocken Namen, auch in Deutschland und heute noch existiren oder noch vor Kurzem existirt haben, wie z. B. in Wien: die Ludlamshöhle, das Supiritum (von Supiren); in München: das Krokodil, die Zwanglosen; in Hamburg: Banko's Geist; in Stuttgart: das Bergwerk, die Stillvergnügten. Die Engländer haben den Club der Närrischen, der Häßlichen, den Club der Unglücklichen, der Beefsteaks u. s. w. und eine Zeit lang hatten sie sogar einen Club der Selbstmörder.

Das **Don Juan-Manuscript,** von Mozarts eigener Hand, befindet sich, wie bekannt, jetzt im Besitze des Herrn Louis Viardot. In dem Buche „Spanien und Schöne Künste", von dem wir gesprochen, gibt der treffliche Mann und kunstsinnige Schriftsteller eine genaue Beschreibung dieses seines Schatzes mit feinen und geistvollen Bemerkungen über manche Absicht Mozarts, über dessen Art zu arbeiten, und über die Weise, wie die herrlichste aller Opern aufgeführt werden soll. Diese Arbeit leitet Herr Viardot mit einer kurzen Geschichte des Manuscriptes ein, die wir hier den Lesern mittheilen.

„Durch authentische Erklärung, abgegeben zu Wien den 12. März 1800, bestätigt die Wittwe Mozarts, Constanze Weber, die beinahe vollständige Manuscript-Sammlung des glorreichen Hingegangenen, der am 5. Dezember 1791 verstorben, an Johann Anton André aus Offenbach verkauft zu haben, welcher, ein trefflicher Tonsetzer, in dieser Stadt die erste große Anstalt Deutschlands für Stich und Druck von Musikalien gegründet hatte. Nach der von Nissen, dem zweiten Manne der Wittwe Mozarts, geschriebenen Biographie des größten Tondichters, enthielt diese Sammlung mehr als zweihundertundfünfzig Originalmanuscripte, alle mit ihrem Datum bezeichnet in dem Register-Tagebuch, welches Mozart von seiner Kindheit an bis in die letzten Tage seines Lebens über seine Kompositionen geführt hat. Für André war es eine Ehrensache, diese Sammlung der Manuscripte Mozarts, so lange er lebte, zusammenzuhalten, und viele Liebhaber dieser ehrwürdigen Reliquien erinnern sich wohl, sie in seinem Hause gesehen zu haben. Als André starb, theilten sich seine drei Kinder in diesen Theil der Erbschaft, und der „Don Giovanni" fiel seiner Tochter Augustine zu, welche an Johann Baptist Streicher, kaiserlichen Hofinstrumentenmacher zu Wien, verheirathet war. Herr und Frau Streicher boten dieses Manuscript zuerst der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, dann der königlichen Bibliothek zu Berlin, dann dem Brittischen Museum zum Kauf an. Sie erhielten dreimal dieselbe Antwort. Indem sie die notorische Echtheit des Manuscripts anerkannten, klagten die Leiter dieser drei öffentlichen Anstalten über Mangel an Geld und über die Unmöglichkeit, mehr als kleine Muster von der Handschrift der großen Musiker, wie der großen Schriftsteller erwerben zu können. Auf diese letzte Antwort des Brittischen Museums hin kaufte Madame Pauline Viardot das kostbare Manuscript."

Eine Sängerin also vermochte, was drei Staaten nicht im Stande waren: freilich eine Sängerin, die die Tochter Garcia's, des größten Don Juan-Darstellers, die Schwester der Malibran, die Gattin Viardots und sie selber ist.

Preise der Plätze. — Man weiß, daß die Offiziersgrade in der englischen Armee käuflich sind; von der Höhe der Preise aber macht man sich auf dem Kontinente keinen Begriff. Da jetzt wieder von einer Reorganisation der englischen Landmacht die Rede ist, interessirt es vielleicht

unsere Leser, einige dahin einschlagende Notizen zu erhalten. Der unterste Offiziersgrad ist der des Fähnrichs in der Infanterie, des Cornets in der Cavallerie. Dieser unterste Grad kostet 450 Pfund Sterling in der Infanterie, 1260 bei den life-guards. Ein Lieutenantspatent kostet 700 L., das des Capitäns 1800; des Majors 3200; des Oberstlieutenants 4500. Diese Preise sind die durch das Reglement festgesetzten, aber faktisch konnte sie die Regierung niemals bei diesen Summen erhalten; in der That werden diese Patente, besonders in der Cavallerie, zum Doppelten der genannten Preise ge- und verkauft. Die Grade des Lieutenants, Capitäns, Majors, Oberstlieutenants in der Cavallerie kosten also gewöhnlich: 35,000, 90,000, 161,000 und 226,000 Franken.

Erloschene Sterne: Mit den durch Preußen annektirten Staaten werden nicht weniger als sieben Orden vom Ordenshimmel verschwinden, also eine ganze Plejade, zum großen Schmerze aller Virtuosen, schlechten Dichter und uniformirten Kindtaufansager und Leichenbitter. Mit Hannover verschwinden zwei Orden, mit Nassau einer, mit Kurhessen vier. Der preußische rothe Adlerorden 4. Klasse wird seine schon so elastischen Fittige über die Trostlosen ausbreiten müssen.

Die erste **türkische Buchdruckerpresse** wurde zu Constantinopel im Jahre 1728 unter Achmed II. aufgestellt. Ein großes Geschrei erhob sich dagegen, da Tausende von Schreibern vom Abschreiben lebten. Man kam zuletzt darin überein, daß der Koran und theologische Werke nach wie vor nur abgeschrieben werden dürften und die Druckerei nur zur Vervielfältigung anderer Werke dienen sollte. In den ersten achtundzwanzig Jahren lieferte diese Druckerei 18 Werke in 16,000 Exemplaren. In den zwanzig folgenden Jahren feierte sie gänzlich, wurde aber 1783 durch Sultan Abdul Hamid wieder in Thätigkeit gesetzt. Die schönen kalligraphischen Werke, die ehemals so berühmt waren, nahmen an Zahl ab. Zu Anfang dieses Jahrhunderts nahm Mahmud II. die Presse in seinen Schutz, indem er darauf sah, daß vorzugsweise militärische Werke vervielfältigt würden. Unter seiner Regierung, 1832, erschien die erste türkische Zeitung, der türkische Staatsanzeiger. Jetzt gibt es mehr Zeitungen und die Türken gehen gerne in's Kaffeehaus oder in die Barbierstube, um aus den Zeitungen die letzten Neuigkeiten zu erfahren. Der jetzige Redakteur und fleißigste Mitarbeiter der türkischen Staatszeitung ist ein Engländer, M. Churchill, der auch „Tausend und Eine Nacht" in's Türkische übersetzte.

Der **höchste Titel des Sultans** ist Padischah, d. i. Vater der Fürsten oder König der Könige. Seine ferneren Titel sind: Statthalter Gottes; Nachfolger des Propheten; Oberpriester der Moslemim, oder Befehlshaber der Gläubigen; Zuflucht der Welt; Schatten der Gottheit und Unkiar, was so viel bedeutet als „Menschenschlächter und Bluttrinker. Dieser Titel bezieht sich auf das ehemalige Recht der Sultane, täglich vierzehn Personen, ohne Angabe der Ursachen und ohne alle Form Rechtens, tödten zu dürfen. Im Jahre 1839 hat der Sultan auch auf dieses Recht durch eine Hatti-scherif oder „erhabene Zuschrift" verzichtet.

Zur Namen-Statistik. Es hat sich Jemand die Mühe nicht verdrießen lassen, aus den Censustabellen Englands und Schottlands folgende Thatsachen zusammenzustellen: In England und Wales gibt es nicht weniger als 250,000 Personen, die Smith heißen, und in Schottland gibt es der Smiths ebenfalls mehr als 45,000. Unter 73 Engländern und unter 68 Schottländern sollte sich daher von Rechtswegen immer ein Mr. Smith befinden. Zunächst kommen diesen in England die Jones, in Schottland die Macdonalds am häufigsten vor. In dritter Reihe stehen die Namen Williams, Taylor, Davies und Brown; in Schottland außer dem Letztgenannten: Robertson, Stewart, Campbell und Anderson. Unter den Taufnamen nehmen John und James für Knaben, Margaret und Mary für Mädchen den ersten Rang ein.

Als **Ludwig** XIV. eines Tages die Nachricht von einer verlorenen Schlacht erhielt, rief er entrüstet aus: Gott hat also vergessen, was ich für ihn gethan habe! — Wahrscheinlich dachte er dabei an die fürchterlichen Dragonaden, die vielen Tausenden von Protestanten das Leben kosteten.

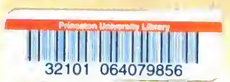
Rothschild. Es ist bekannt, daß unzählige Juden ihre Namen von Städten haben, aus denen sie auswanderten, um sich in andern Gemeinden niederzulassen; daher die Oppenheimer, Hanauer, Würzburger, Frankfurter, Wiener, Prager, Hamburger 2c. Weniger bekannt ist es, daß auch das berühmte Haus Rothschild auf diese Weise zu seinem Namen gekommen. Es stammt nämlich aus der Stadt Roeskilde oder Rothschild in Dänemark, wo sich die weltberühmte Gruft der Könige von Dänemark befindet, welche Klopstock als „Rothschilds Gräber" besang.

Bayard, der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel, wußte, trotz diesem Titel, was die Furcht ist, aber er wußte es wie ein Held, und nicht wie ein Prahlhans. Als er eines Tages einem gefährlichen Kampfe entgegenritt, wohl wissend, daß er in einen Hinterhalt gerathen werde, redete er seinen alten Körper so an: Du zitterst, Gerippe? Du würdest noch etwas stärker zittern, wüßtest du, wohin ich dich führe.

Historische Schillergallerie. — Franz I., einer der berühmtesten und glänzendsten Könige von Frankreich, geb. zu Cognac 1494, bestieg den Thron 1515. Mit ihm kam die Linie Valois-Orleans zur Regierung. Seine Hauptverdienste sind, der ungemessenen Herrschsucht Carls V. mit verhältnißmäßig geringeren Kräften Schranken gesetzt, die Freiheit Frankreichs bedeutend gefördert, die Bretagne und andere Provinzen mit seinem Reiche endgiltig verbunden, und endlich die Wissenschaften, besonders aber die Künste, beschützt zu haben. Die gewaltige Schlacht bei Marignan gründete seinen Ruhm; in der Schlacht bei Pavia fiel er als Gefangener in die Hände Carls V., was ihn nicht hinderte, seine Politik unbeirrt fortzusetzen und die Kriege gegen Carl, nach seiner Befreiung wieder aufzunehmen. Durch beinahe dreißig Jahre dauerte der Kampf zwischen den zwei mächtigen Rivalen, der im Grunde für Frankreich günstiger ausfiel, als für Carl. Den deutschen Protestanten kam seine Politik sehr zu Statten. Geistig und körperlich von der Natur reich ausgestattet, war er eine der glänzendsten Erscheinungen seines großen und reichen Jahrhunderts, und dies um so mehr, als er sich mit allem Schimmer der Kunst, des ritterlichen und Hoflebens zu umgeben verstand. Dabei aber war er treulos, hinterlistig, wollüstig, eigensüchtig, eitel und in seinen älteren Tagen grausam. Unter ihm wurden die Waldenser der Provence mit unerhörter Grausamkeit ausgerottet und die Protestanten in Frankreich rücksichtslos verfolgt, während er mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland verbunden war. Er starb in seinem 53. Jahre elend an den Folgen seiner Ausschweifungen. Das College de France und die königliche Druckerei sind seine Gründungen. Unter ihm wurde auch Canada entdeckt durch Jacob Cartier.

Elisabeth, Königin von Spanien, geb. 1545, Tochter Heinrichs II. von Frankreich, Gemahlin Philipps II., genannt die Friedenselisabeth, weil ihre Heirath bei einem Friedensschluß bestimmt worden. Ihr Roman mit dem Prinzen Don Carlos ist eine Erfindung von St. Real und ohne alle geschichtliche Begründung. (Siehe Don Carlos S. 330.)

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.


Princeton University Library
32101 064079856


Digitized by Google

